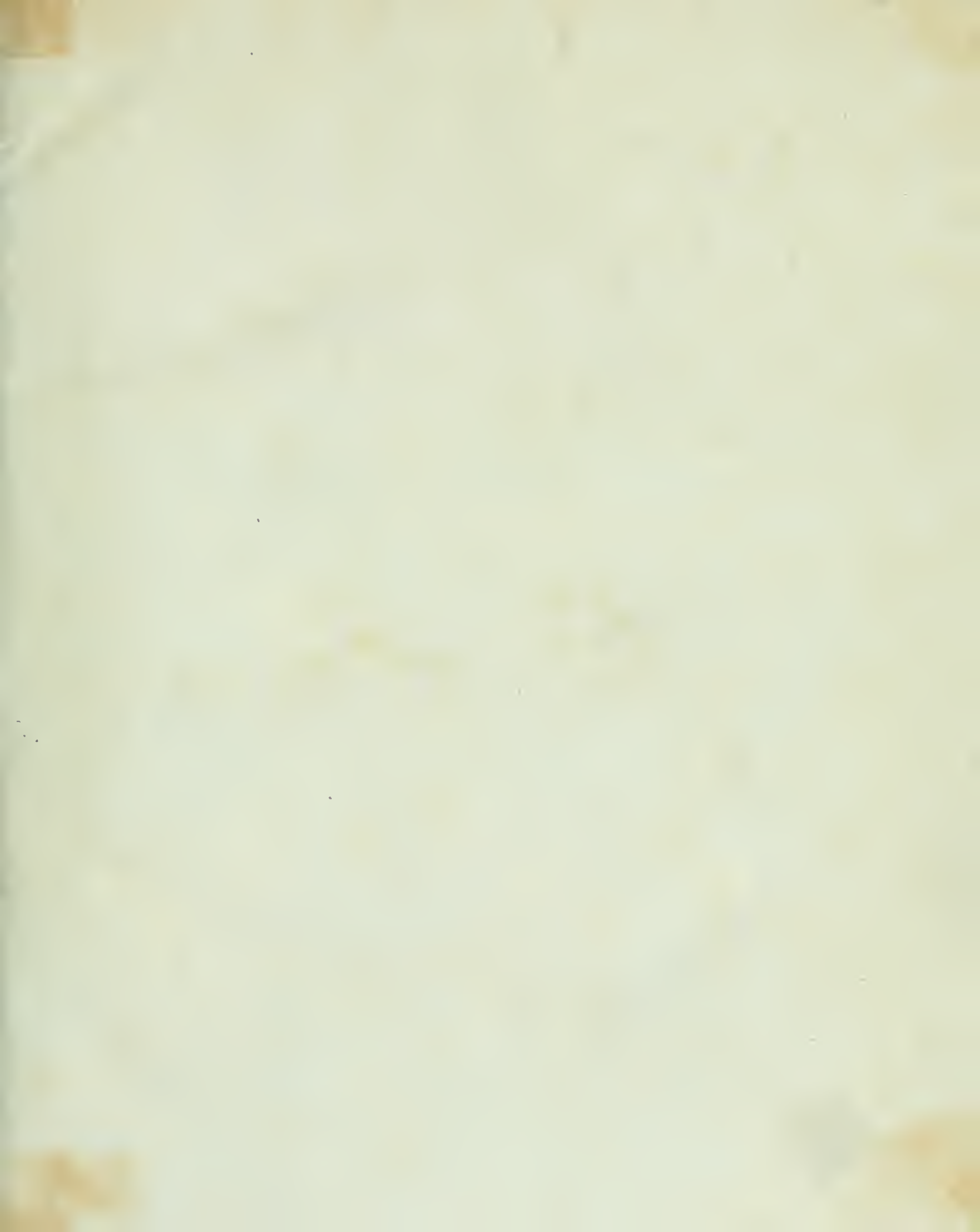

3 1761 07827919 7

PRESENTED
TO
THE UNIVERSITY OF TORONTO
BY
Grossherzogliche Bibliothek
Schwerin



Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/allgemeineencycl08ersc

S. D.
E 73.42

Allgemeine

Encyclopädie

der

Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber
Professoren zu Halle.

Achter Theil

mit Kupfern und Charten.

43561
23/11/98

BAS — BENDORF.

Leipzig, im Verlag von Johann Friedrich Gleditsch 1822.

RE
17
E7
Sect. 1
Bd. 8

Allgemeine

Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.

Achter Theil.

BAS — BENDORF.

Verzeichniss der Kupfertafeln und Landcharten, welche mit dem Achten Theile der Allgemeinen Encyclopädie, zu den nachfolgenden Artikeln gehörig, ausgegeben worden sind.

Baden (Grossherzogthum) . . . . Neue Geographie.

Baiern (Königreich) . . . . Neue Geographie.

Bauglieder . . . . Baukunst.

Für Sechs Quart-Platten zu rechnen.

Neue Verlagsbücher

von

Johann Friedrich Gleditsch in Leipzig.

Ostermesse 1822.

Ausfeld, J. C., Basis des Ganzen der Zeichenkunst. Ein praktisches Zeichenbuch als Beitrag zur Uebung des Verstandes, Bildung des Geschmacks, Veredlung und Erhebung des Herzens bearbeitet. 1ste Abtheilung: Form-Forschung. 1ster Heft. Mit Kupfern. Folio. Velin-Pap. 2 Thlr. 20 Gr.

Dictionnaire de Poche français-allemand et allem.-français avec une Préface de M. A. Thibaut. 3ième édition revue et corrigée un gros Vol. in 8. 2 Thlr. Fein Papier 2 Thlr. 12 Gr.

Encyclopädie, allgemeine, der Wissenschaften und Künste, herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. gr. 4. 7ter u. 8ter Theil, mit Kupfern u. Charten. Weiß Druckpap. Subscr. Preis 7 Thlr. 16 Gr.
Velinpap. . . . . 16 — - —
(Hiervon wird eine besondere Ankündigung ausgegeben.)

Feßler, Dr. J. A., die Geschichten der Ungern und ihrer Landsassen. 5ter Theil. gr. 8. Velinpap. und weiß Druckpapier.
(Hiervon wird eine besondere Ankündigung ausgegeben.)

Heinsius, W., allgemeines Bücher-Lexicon. Des ganzen Werks 6ter Theil oder 2ter Supplementband. (die Jahre 1816—1821 umfassend) gr. 4. Schreibpapier 6 Thlr. 8 Gr. Druckpapier 5 Thlr. 16 Gr.
(Hiervon wird eine besondere Ankündigung ausgegeben.)

Hübners, J., zweimal 52 bibl. Historien des alten und neuen Testamentes. 8. 86ste Originalauflage. 8 Gr.

Lorenz, J. F., die Elemente der Mathematik. 1ster Theil. Reine Mathematik, mit 10 Kpftfeln. Vierte Auflage. gr. 8. 2 Thlr.

Laserre, Le Roux., Französisches Lesebuch für Schulen. Mit einer kurzen Grammatik, Anmerkungen über Spracheigenheiten und einem erklärenden Wortregister. Zweite verb. Auflage. gr. 8. 12 Gr.

Meckel, J. F., Tabulae anat. pathol. modos omnes, quibus partium corporis humani omnium forma externa atque interna a norma recedit, exhibentes. Fasc. III^ius^ cum 9 Tab. Folio. Velinpap. 7 Thlr.

Nitsch, P. F. A., kurzer Entwurf der alten Geographie für Schulen, verbessert von Prof. Mannert. Achte genau revidirte Auflage. 8. 16 Gr.

Taschenbuch zum geselligen Vergnügen. 3ter Jahrgang auf das Jahr 1793. Neue Auflage, mit Kupfern. 12. 16 Gr.

Trotz, J. M., polnisch-französisch-deutsches Wörterbuch. Vierte, von einer Gesellschaft gelehrter Männer aller drei Nationen verbesserte Auflage. Groß Lexiconformat. (111½ Bogen). 5 Thlr. 16 Gr.

Unter der Presse um noch in dem laufenden Jahre 1822 zu erscheinen:

Abendstunden, der geselligen Unterhaltung geweiht. 4tes Bändchen, mit K. 12.

Encyclopädie, allgemeine, der Wissenschaften und Künste, herausgegeben v. Ersch und Gruber. 9ter u. 10ter Theil. gr. 4. mit Kupfern und Charten.

Feßler, J. A., die Geschichten der Ungern und ihrer Landsassen. 6ter 7ter Theil. gr. 8. (1823 erscheint 8ter 9ter 10ter und letzter Theil.)

Kronos. Historisch-geneal. Jahrbuch für 1823. (nach einem erweiterten Plane herausgegeben von Stenzel) 12.

Meckel, J. F., Tabulae anat. pathol. etc. cum Tabulis. Fasc. IVus. Folio.

Mittheilungen aus dem Gebiete der Landwirthschaft, herausgegeben von Koppe, Schmalz, Schweizer und Teichmann. Mit Kpf. 3ter Theil. gr. 8.

Schmalz, Fr., aus dem Gebiete der Landwirthschaft. 5ter Theil, mit Kpf. gr. 8.

Taschenbuch zum geselligen Vergnügen für das Jahr 1823. Mit Beiträgen von v. Arnim, L. Schefer, L. Tieck, F. v. Hohenhausen, A. Wendt, u. s. w. Neue Folge dritter Jahrgang. Mit königl. sächs. Privilegio. 12.

Wichmann, B. v., Chronologische Uebersicht der Russischen Geschichte von Peter dem Großen bis auf die neuesten Zeiten. 2ter Theil. 4.

Allgemeine
Encyclopädie der Wissenschaften und Künste

von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

B A S.

BAS, Batz, im Itiner. Ant. *Borsa*, ein französ. Eiland, zum Bez. Morlaix des Dep. Finistère gehörig. Es liegt unter 48° 45′ 49″ Br. und 13° 38′ 30″ L., vor dem Hafen von St. Pol, ist ½ Meil. lang und ¼ breit, theils felsig, theils flach und ohne Baum und Strauch, welche die scharfen Seewinde nicht aufkommen lassen, doch gerathen Rocken, Gerste und Flachs, die fleißig gebauet werden; nur eine einzige Quelle, die Fontaine de St. Pol, hat süßes Wasser. Die Einw. 800 an der Zahl, fleißige Bretons, die sich von der Fischerei und Schiffahrt nähren, wohnen in 3 Dörfern mit 150 Häusern. Da der Kanal zwischen diesem Eilande und dem Westlande einen vorzüglichen Ankerplatz darbietet, so unterhält man zur Vertheidigung 2 Forts und 4 Batterien auf dem Eilande. (*Hassel.*)

Bas, le, s. Lebas.

BASALT [1]). In mehren Systemen der Oryktognosie, auch dem von Werner, ist der Basalt als eine eigenthümliche Gattung des Thon-Geschlechts aufgestellt, welches aber den jetzigen Ansichten um so weniger gemäß seyn dürfte, da gerade der Basalt ungemeine Verschiedenheiten in Hinsicht der Farbe, Konsistenz, der Gestalt und anderer Verhältnisse zeigt; es scheint vielmehr, daß er, wie die Grundmassen der Porphyre, Trapp-Gesteine und Laven, sich der Gattung des Feldspathes anreihe, und als ein mehr oder weniger, besonders durch fremde Einmengungen modificirter dichter Feldstein, zu betrachten sey. Selbst dem unbewaffneten Auge ist der Basalt selten nur einfach, fast stets wird er porphyrartig durch Einmengungen von Olivin, Pyroxen, Amphibol, Feldspath u. s. w. gefunden, oft auch treten mehre dieser Gemengtheile hervor, und das Gestein geht ins Körnige über, oder wird mandelsteinartig, indem sich Speckstein, Zeolith, Quarz, Kalk u. s. w. in Mandeln aussondern. Mehre, besonders französische Mineralogen, nennen den Basalt Lave lithoides basaltique, wie Hauy, ohne ihn in der Oryktognosie zu charakterisiren. — Weit wichtiger ist er auch in der Geognosie, wo er besonders in den letzten 50 Jahren zu mannigfaltigen Streitigkeiten Anlaß gegeben hat, indem einige Naturforscher ihn für neptunischen, andere für vulkanischen Ursprungs hielten, daher man jene als Neptunisten, diese als Vulkanisten bezeichnete. Die ältern teutschen Mineralogen, denen die Gesteine der jetzt thätigen Vulkane unbekant waren, hielten den Basalt, wie die übrigen Gesteine für eine Bildung der Gewässer, um so mehr, da sie die säulenförmig abgesonderten Stücke für Kristalle ansahen. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aber untersuchten mehre Naturforscher den Vesuv in geognostischer Hinsicht, und bereisten von da aus Ober-Italien, so wie das südliche Frankreich, welches sehr reich an Basalten ist, die in der Auvergne und der benachbarten Gegend unter den interessantesten Verhältnissen erscheinen. Sie fanden hier und am Vesuv ganz ähnliche Fossilien, ganz analoge Verhältnisse und schlossen, daß hier ganz ähnliche Kräfte gewirkt haben müßten als bei dem Vesuv, weshalb man diese Punkte für alte erloschene Vulkane ansah, und den Basalt als eine von unten heraufgekommene Lava betrachtete. Vor allen stellte der berühmte französische Naturforscher Desmarest diese Untersuchungen von 1763 bis 1766 an, und gab 1771 seine gehaltvollen, mit außerordentlicher Umsicht geschriebenen Mémoires sur l'origine et la nature du basalte heraus. Die Bestätigungen, welche diese Ansicht der Vulkanität des Basaltes von allen Seiten erhielt, bewirkte, daß diese fast allgemein, auch in Teutschland angenommen wurde. Die gegenseitige Ansicht verschwand jedoch nicht ganz, sie vertheidigten in Teutschland besonders Charpentier, Reuß, Rößler, in Schweden Bergmann.

Im J. 1787 untersuchte Werner den Scheibenberger Basalthügel in Sachsen, fand unten Sand, dann Thon, hierauf Wacke, auf welcher Basalt ruhete. Dieses, und die Combination mit mehren ähnlichen Verhältnissen, bestimte ihn, nun gegen die vulkanische Ansicht sich zu erklären, und anzunehmen, daß aller Basalt nassen Ursprungs sey, daß dieser früher ein allgemein verbreitetes zusammenhangendes Lager gebildet, welches mit der Zeit meist wieder zerstört sey, und wovon alle Basaltkuppen, die sowol auf dem ältesten Ur- als dem neuesten Flötz-Gebirge ruheten, Ueberreste wären. Er nante diese Bildung die Flötz-Trapp-Formation, rechnete dazu, außer dem Basalt, den Klingstein,

1) Basaltes komt nur einmal beim Plinius vor (36, 7.) dagegen der Name Basanites (s. diesen) öfter. Die Vergleichung mit Stellen andrer Schriftsteller — läßt kaum einen Zweifel, daß bei Plin., nur durch einen, hier so leichten Fehler des Abschreibers, aus Basanites — Basaltes entstanden sey, welcher dem Alterthume unbekant war. Ältere Mineralogen der neuern Zeit Wallerius, Cronstädt, Gmelin u. A. bezeichneten aber mit dem Namen Basaltes eine große Gattung von Mineralien, die später von andern, wie von Romé de l'Isle Schörl genant wurde. Man begriff darunter die jetzigen Gattungen: Schörl, Granat, Idocras, Axinit, Amphibol, Pyroxen, Staurolith, Pistazit, Chiastolith und mehre. De l'Isle und später Werner sonderten nach und nach diese verschiedenen Gattungen und fixirten sie.

die Wacke, Graustein, Trapptuff, Thon-, Sand- und Steinkohlen-Flötze, welche sämtlich nach dem Muschelkalke aus den allgemeinen Gewässern gebildet worden. In den Steinkohlen-Flötzen suchte er den Grund der Vulkane. Insofern deren Feuer Basalt trifft, glaubte er, daß hiedurch Laven gebildet würden, und unterschied von diesen eigentlich vulkanischen Producten, die pseudovulkanischen, bey denen keine Laven-Ergießungen Statt fanden.

Diese, in gewisser Art neue Lehre blieb nicht ohne Anfechtung, besonders trat der Bergrath **Voigt** zu Ilmenau dagegen auf, und es wurden deshalb mehre Streitschriften gewechselt. Doch verbreitete sie sich immer mehr, und wurde, wenigstens in Teutschland, bis in die neuesten Zeiten die herschende, fand auch in England großen Beifall. In Frankreich aber wollte diese Schule keine Wurzel fassen, besonders, nachdem **Daubuisson** und **Leopold von Buch**, beides eifrige Schüler von **Werner**, das südliche Frankreich 1802 bereist, hier die Beobachtungen von **Desmarest** bestätigt, und sich überzeugt hatten, daß jene Basalte ohne Zweifel **vulkanischen** Ursprungs wären. Zu ähnlichen Resultaten gelangte **Humboldt** in Teneriffa und Amerika, **Mackenzie** in Island, **v. Hoff** bei Untersuchung der blauen Kuppe unweit Eschwege, und mehre andere Geognosten, so, daß gegenwärtig auch viele teutsche Naturforscher nicht mehr der Wernerschen Ansicht huldigen. Zu diesen gehört auch Unterzeichneter, der seine Gründe in seinen geognostischen Bemerkungen über die basaltischen Gebilde des westlichen Teutschlands, (Halle 1820) entwickelt hat, wo dieser Gegenstand ausführlich behandelt ist.

Die Basalte, nebst den zu dieser Formation gehörigen Gesteinen, erscheinen selten in ganzen zusammenhangenden Gebirgsmassen, wie im böhmischen Mittelgebirge, meist in größern oder kleinern Rücken und Kegeln, die theils zusammengehäufte Gruppen bilden, theils mehr einzeln sich finden; sie liegen auf allen Formationen, auf Granit, Schiefer, Sandstein, Kalkstein und Braunkohlen-Gebirge, durchsetzen aber auch zugleich dieselben gangweise [2]), in Sandstein [3]), in Kalkstein (bei Cassel). An der blauen Kuppe bei Eschwege setzt eine Basaltmauer in den Sandstein hinein, und wird nach unten viel breiter; dergleichen Basaltgänge hat man an mehren Punkten ungemein tief ins Gebirge verfolgt, ohne daß sie sich ausgekeilt hätten; wo die Verhältnisse es erlauben, kann man wahrnehmen, daß sie unmittelbar mit Basalt- und Schlackenkegeln, die sich über das Gebirgs-Plateau erheben, zusammenhangen, und man muß annehmen, daß alle Basaltkegel nur als das Ausgehende von Basaltgängen zu betrachten seyn werden. Hieraus folgt, daß die Basalte in einer erweichten Form spaltförmige Räume des Gebirges durchdrungen und sich über dieselben aufgethürmt haben. Basaltströme, d. h. flüssige Basaltmassen, die sich strommäßig von einem höhern Punkte in eine niedere Gegend ergossen hätten, scheinen in Teutschland nicht, oder nur selten, wie etwa an einigen Punkten in der Eifel, vorhanden zu seyn, dagegen sie anderwärts, wie in der Auvergne, häufiger sich finden. Aber wie unsere thätigen Vulkane nicht allein ganze Bergmassen von basaltischen Gesteinen in die Höhe treiben, oder als Lavaflüsse sich ergießen lassen, sondern diese basaltischen Gesteine auch in einzelen Stücken oder als Asche und Tuff ausspeien, so finden wir auch bei mehren erloschenen Vulkanen ganz den letzten gleiche Erzeugnisse, wohin der Basalttuff, Trapptuff, Basaltbreccien, und besonders der am Rhein sogenante Duckstein gehören. Diese werden, wie die Asche der Vulkane, aus Kratern oder offenen Spalten ausgestoßen seyn [4]).

Indem der Basalt von unten herauf sich einen Weg durch die vorhandenen Gebirge bahnte, hat er diese gehoben; doch scheint dieses blos bei den neuern Flötzbildungen der Fall zu seyn, nicht aber bei den Graniten und Schiefern. Wo wir in der Flötz-, Sandstein- und Kalkstein-Formation Basaltkegel finden, liegt unter ihnen größtentheils das Gebirg bedeutend höher, als das Plateau, worauf sie stehen, und wo viele dergleichen zusammengehäuft sind, wie in der Rhön, ist die ganze Gegend bedeutend erhoben. Dieses hat theils auf die Lagerung der Flötze Einfluß, theils sind die Flötze auch da, wo sie an den Basalt anstoßen, häufig verändert, zum Theil mit Basaltmassen angefüllt. — Der Basalt steht nicht isolirt, sondern hängt genau mit mehren andern Gesteinen zusammen, welche mit ihm die **Basalt-Formation** bilden. Zu derselben gehören besonders: **Basalt**, **Klingstein** (Phonolith), **Trachit**, **Dolerit**, **Conglomerate**, **Traß**, (Duckstein) [5]), welche

2) So finden sie sich als Basalt- oder Wacken-Gänge im Granit von Sachsen (zu Joachimsthal, Annaberg, Wiesenthal), von Schlesien, (in der Schneegrube); im Schiefer der Eifel (bei Bad Bertrich, der Gebirge am Rhein (bei Rheinbreitenbach, Siegen). 3) Auf dem Schneeberg unweit Teschen in Böhmen, bei Lobes daselbst, bei Städtfeld in Hessen, bei Wolferts in der Rhön.

4) Solche Krater und Spalten sind viele zu sehen, und vor allen zeichnet sich darin die Eifel aus, wo man diese Vertiefungen Maare nent, die theils mit Wasser angefüllt, theils trocken sind; zu den ersten gehört unter andern der See bei Kloster Laach, unweit Andernach, um welchen herum die ungeheure Masse von Duckstein liegt, der seit Jahrhunderten hier gewonnen, und besonders in Holland zu Wasserbauten gebraucht wird. 5) Der **Klingstein** wurde früher Hornschiefer auch petrosilex genant, er gleicht einem grünen dichten Feldstein, weshalb ihn auch **Hauy** feldspath compacte sonore nent. Er enthält fast stets Einmengungen, wodurch er porphyrartig wird, und in diesem Zustande nent ihn **Werner** **Porphyrschiefer**. Der **Trachit** erscheint nicht als eine vollkommen einfache Grundmasse, sondern mehr einem hellen Thonstein Porphyr, selbst manchem Granit ähnlich; daher nante man ihn früher, wie **Rose**, auch Porphyr-Granit, oder Granit-Porphyr; die Thonsteinähnliche Hauptmasse nante man auch wol **Ilyn**, das Gestein auch **Ilyn Porphyr**. Der **Dolerit**, ist ein grünes, körniges Gestein, aus Feldspath, Augit, auch wol Hornblende bestehend, welches früher basaltischer Grünstein genant wurde. Die **basaltischen Conglomerate** sind mechanische Zusammenhäufungen von allerhand basaltischen, oft schlackigen Gestein-Stücken von verschiedener Größe, die mehr oder weniger fest miteinander verbunden sind. Der **Traß**, besteht aus kleinen Körnern von basaltischen Gesteinen, meist in einem etwas thonigen Zustande, der eine ziemlich feste Masse bildet, häufig Stücke von Bimsstein, Schlacken und dergleichen enthält, und zuweilen in sehr mächtige Massen lagerförmig über einander gehäuft erscheint. Dieses sind die Hauptmodificationen, die auf das Mannigfaltigste sich in einander nüanciren, und in einander übergehen.

alle in einander übergehen, und nur als Modificationen derselben Grundmassen zu betrachten seyn werden.

Jedes dieser Gesteine, wenigstens die ersten, zeigt nun wieder zwei Haupt-Modificationen, indem es entweder einen pyrotypischen oder hygrotypischen Charakter trägt, das heißt, einen mehr schlackigen, oder einen mehr aufgelösten, thonigen Zustand darbietet. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß der erste sich immer mehr nach Tage zu, in der Höhe, der letzte mehr in der Tiefe findet. Der Basalt verändert sich öfter zu einer halbschlackigen Masse, mit kleinen Poren, die sehr fest ist, ohne glasig zu seyn; in diesem Zustande heißt er auch wol Halblava oder Mühlstein [6]); aber noch öfter erscheint er als eine vollkommene Schlacke, ganz der schlackigen Lava gleich, theils als ganz poröse leichte Schlacke, theils in einem mehr glasigen Zustande; stets sind diese aber von dunkler Farbe. Wo man Beobachtungen darüber anstellen kann, da ergibt es sich, daß die Schlacken ganz zu oberst liegen, darunter die Mühlsteine, und diese in der Tiefe in vollkommenen Basalt übergehen. Auf der andern Seite wird der Basalt weicher, thoniger, er geht in die halb verhärtete Masse über, die Werner Wacke nent, und wenn dieser Zustand zunimt, erscheint ein dunkler, schmieriger Thon, der Basaltthon.

Der Klingstein wird ebenfalls öfter ganz porös und schlackig, nimt hiebei meist eine hellere Farbe an, wird mehr schaumig, und scheint besonders die Grundmasse des Bimssteins zu seyn; in seinem hygrotypischen Zustande geht er in eine helle thonige Masse über.

Der Trachit scheint, wenigstens in Teutschland nicht schlackig vorzukommen, sondern geht eher in einen Basalt über, erscheint aber sehr häufig thonig: dann ist er am Rhein unter den Namen von Backofenstein bekant. Dieses Gestein ist in diesem weichen Zustande sehr leicht zu gewinnen, es wird in Form von Ziegeln gestochen und zu feuerfesten Mauern angewendet; wahrscheinlich ist der häufig darin enthaltene Feldspath zu Porzellanerde geworden. Nach den bisherigen Beobachtungen scheint der Backofenstein stets im Liegenden des Trachites vorzukommen. Die Dolerite sind in Teutschland selten; sie gehen theils in Basalt, theils in ein aufgelöstes Gestein über.

Die hier erwähnten Gesteine haben häufig noch Einmengungen, die zum Theil für sie charakteristisch sind. Zu den wichtigsten gehört der Olivin, der sich fast ausschließlich in Basalt findet, und vielleicht eine veränderte Hornblende ist; er verschwindet meist, wenn der Basalt schlackig wird. Die Art des Amphibol, die unter dem Namen der basaltischen Hornblende bekant ist, so wie Augit, findet sich ebenfalls häufig in Basalt, der in seinen Blasenräumen auch oft Zeolith und Chabasie zeigt; der Klingstein oder Phonolith enthält dagegen oft glasigen Feldspath und Leuzit, der Trachit glasigen Feldspath und Augit eingemengt. Wahre Mandelsteine, so wie Pechsteine erscheinen in der Basalt-Formation, wenigstens in Teutschland, nur selten.

6) Die berühmten Mühlsteinbrüche bei Niedermennig unweit des Rheins, und an mehren Punkten in der Eifel, benuzzen dieses Gestein seit alten Zeiten.

Basaltische Gebirge, die im Allgemeinen einen verschiedenen Charakter tragen, kennen wir in Teutschland folgende: 1) die Eifel, die sich von Prüm unweit Trier, bis an den Rhein erstreckt. Sie hat einen höchst pyrotypischen Charakter, denn hier herschen besonders schlackige Massen, hier finden sich etliche 20 Maare oder Krater alter Vulkane; lange Basaltströme sollen am Mosenberge deutlich seyn; häufig sind die halbschlackigen Mühlsteine; in ungeheuern Massen liegen Conglomerate und Traß (Duckstein) aufgehäuft; und man sieht, wie bei Bad-Bertrich das Schiefergebirge durch Gänge von Basalt durchsetzt, deren Ausgehendes Schlacken- und Basalt-Kegel sind. — 2) Auf dem rechten Rheinufer, Bonn gegenüber, zieht sich das Siebengebirge hin, dessen Hauptmasse Trachit ist. Hier fehlen die schlackigen Bildungen, wogegen mehr hygrotypische erscheinen, wie in den großen Ofenkuler Backofensteinbrüchen. — 3) Weiter östlich thürmt sich der rauhe hohe Westerwald auf, ein eigentliches Basalt-Gebilde, welches nur festen Basalt zeigt. — Diese Gruppen liegen auf dem Plateau des rheinischen hohen Schiefergebirges. Da, wo dieses östlich sich endet, liegt 4) das Vogelsgebirge in der Formation des bunten Sandsteins. Man trift hier fast blos Basalte, die aber häufig einen pyrotypischen Zustand zeigen, wiewol vollkomne Schlacken nicht häufig vorkommen, auch überhaupt dieser Charakter nicht in dem Grade hervortritt als in der Eifel. — 5) Das Rhön-Gebirge zeigt fast mehr Klingstein als Basalt, welcher bald über Sandstein, bald über Kalkstein, bald über Braunkohlen sich erhebt, weit hin erstrecken sich einzele Kegel in der Gegend umher. — 6) Der Habichtswald bei Cassel, zeigt außer Basalt, außerordentliche Massen von Basalttuff und schlackigen Gesteinen. — 7) Der mächtige Meißner besteht zum Theil aus Dolerit. Dieser und der Basalt liegen über mächtigen Braunkohlen-Flötzen, welche, zunächst dem Basalt, zum Theil verändert sind, wo sich die Stangenkohle findet. — 8) Das Mittelgebirg in Böhmen ist die bei weitem größte zusammenhangende basaltische Masse in ganz Teutschland. Sie wird von einzelen Kegeln in sehr weiten Kreisen umgeben. Pyrotypische Formen sind hier fast ganz unbekant, aber sehr häufig wird Basalt und Klingstein thonig. Nur bei Eger finden sich Schlackenkegel. Das Mittelgebirg selbst liegt auf Quadersandstein und Braunkohlen-Flötzen, die hie und da in Brand gerathen sind, weshalb der darüber liegende Thon gebrant worden, wodurch sogenante pseudo-vulkanische Producte entstanden sind, die mit der Basalt-Bildung kaum zusammenzuhangen scheinen. In dem nahe gelegenen Sächsisch-Böhmischen Erz-Gebirge findet sich der Basalt theils in Kuppen auf dem Plateau des Gneuß-Gebirges, theils durchsetzet er dasselbe in vielen Gängen. Einzele Kegel ziehen sich durch die Lausitz und einen Theil von Schlesien; auch auf einem der höchsten Punkte des Riesengebirges, in der kleinen Schneegrube, ist ein Basaltgang zu beobachten.

Alle diese Basalte bilden einen nicht sehr breiten Gürtel, der in einer geraden Linie von West nach Ost durch das nördliche Teutschland läuft, und die nördliche Basalt-Parallele benant worden ist. Außerhalb derselben

finden sich nur noch an 2 Punkten Basalt, nur aber in einzelen Kegeln, theils bei Alt=Breisach am Rheine, theils unweit Schashausen im Högau.

In Frankreich zieht sich die Formation von Dax bei Bayonne bis an den Rhone und den Fuß der Alpen. Sie entwickelt sich besonders in der Auvergne unter den interessantesten Verhältnissen. Alle Beobachtungen stimmen darin überein, daß hier erloschene Vulkane unverkenbar sind, und daß hier Schlacken, Basalt, Klingstein, Dolerit, Trachit, alle unmittelbar aus Granit entstanden, und in die Höhe getrieben seyen. Das Alpen=Gebirge zeigt diese Formation nicht, aber wo es sich bei Grätz endigt, beginnen wieder pyrotypische Basalte; in mehren andern Theilen von Ungern herschen Trachit=Gesteine. Auch in England, Portugall und Italien finden sich viele Basalte.

Wenn man, nach Zusammenstellung der verschiedensten Beobachtungen nicht wol anders kann, als annehmen, daß der Basalt vulkanischen Ursprungs sey, und wahrscheinlich seinen Ursprung von granitischem Gebirg erhielt, so ist es gleichwol sehr schwer nachzuweisen, welche Gesteine als zur Basalt=Formation gehörig zu betrachten sind, da eine Menge Gesteine aus andern Formationen viel Ähnlichkeit mit basaltischen haben. Hier können nicht Handstücke, sondern blos geognostische Verhältnisse entscheiden. Diese den Basalten ähnlichen Gesteine, die aber älterer Entstehung seyn werden, bezeichnet man gewöhnlich mit dem Namen von Trapp; besonders haben Faujas de St. Fond und Cordier sich beschäftiget, die Unterschiede von diesen Gesteinen und den Basalten aufzufinden. — Die Schiefer=Formation und die Porphyr=Steinkohlen=Formation enthält häufig dergleichen Trapp=Gesteine; sie bestehen aus einer mehr oder weniger innigen Mengung von Hornblende mit Feldspath, theils aus Mandelsteinen, aus Pechsteinen, Eisenthon, wackigen Porphyren, die auch wol Augit eingemengt enthalten. Diese erscheinen nicht sowol in Gängen und Kegeln, welche auf die neuesten Flötze aufgesetzt sind, sondern bilden Lager im Schiefer, Porphyr, rothen Sandstein, Alpenkalkstein; sie zeigen Verhältnisse, aus denen mit Wahrscheinlichkeit gefolgert wird, daß sie sich gleichzeitig mit diesen Formationen bildeten. Hieher gehören unter andern die Trapp=Gebilde im ehemaligen Zweibrückschen, bei Waldenburg in der Grafsch. Glatz, bei Ilfeld am Harz, die Lager von Mandelstein und Augit=Porphyr in der südlichen Alpen=Kalk=Kette, wie in Val di Fassa, und mehre ähnliche. (*Keferstein.*)

Basalte (Archäologie) nennen (besonders italische) Künstler und Antiquare dunkle, vorzüglich ägyptische Gesteine, die entweder der basanites der Alten selbst oder diesem ähnlich sind. Man unterscheidet *basalte nero* und *basalte verde;* der erste ist ein Hornblendgestein, eine Gebirgsart, worin Hornblende (Amphibol) vorwaltet, und außerdem sich etwas Feldspath, Quarz, auch Glimmer eingemengt findet. Dies wird der eigentliche basanites der Alten seyn, eine schwarze, harte, außerordentlich zähe Gesteinart, die eine gute Politur annimt, sich aber ungemein schwer bearbeiten läßt, gleichwol aber dem Meißel der ägyptischen Künstler nicht widerstand. Wenn sich Feldspath und Quarz vermehren, so geht diese Gesteinart in Granit und Syenit (*granito rosso* und *bigio*) über, und diese bilden auch oft kleine Trümmer und Bänder in dem Gesteine. — Von diesem *basalte nero, duro, orientale* unterscheidet man den *basalte verde, duro, orientale,* oder den *basalte gris ou verdatre.* Es ist schwierig, von diesem eine Bestimmung zu geben, da die italischen Künstler verschiedene grüne, harte bearbeitete Gesteine hierunter verstehen, besonders Grünstein, Hornblendschiefer, syenitische Gesteine, manche grünen Trapp, aber auch grüne Porphyre, selbst grünen Hornstein. Dieser basalte verde ist mit dem serpentino verde antico (Grünporphyr) verwandt, unterscheidet sich aber durch seine homogenere, dunklere grüne Farbe. (*Keferstein.*)

Basaltit (Min.) wird von einigen Geognosten eine Gesteinart aus dem Trapp=Gebilde, besonders der Porphyr=Formation genant, die dem Basalt am Farbe sehr ähnlich ist, aber nicht zu dessen Formation gehört. Sie ist aus der Gegend von Waldenburg in Schlesien und aus der Pfalz bekant. — **Basaltin** (Mineralog.), nanten mehre Mineralogen, eine Gemenge von Pyroxen, oder Amphibol mit Feldspath, welches später basaltischer Grünstein und Dolerit genant ist. Unter olivengrünem Basaltin verstand man lange den Olivin, unter schwarzgrünem, den Augit=Pyroxen. — **Basaltblende** (Mineralog.) nante man längere Zeit, die Art des Amphibol, die unter dem Namen der basaltischen Hornblende bekant ist. (*Keferstein.*)

Basaltglas, s. Hyalith.

Basaltjaspis. Ein graublaues, wenigglänzendes, undurchsichtiges, hartes Fossil, mit muschligem Bruche, das in Partien derb und eingesprengt in manchen Basalten, z. B. am Porkstein im Niederrheinischen Gebirge, am Rothpülg im Siebengebirge, am Rabenberge bei Joh. Georgenstadt in Sachsen 2c. vorkomt, und früher theils für Porzellanjaspis oder für basaltischen Hornstein gehalten wurde. Der von Zimmermann sogenante Systil aus den Basalten von Detmold, gehört auch hieher. Es scheint ein durch Feuer verhärteter Thon zu seyn. (*Germar.*)

BASAN (Pierre François), geb. zu Paris 1723, gest. das. 1797, widmete sich zwar als Jüngling der Zeichnen= und Kupferstecherkunst, besaß aber nicht ausharrende Geduld genug, um es zur Meisterschaft darin zu bringen; doch zeigen die von ihm verfertigten Blätter gute Anordnung und leichte Ausführung. Seine Kunstliebhaberei bewog ihn aber, eine Kunsthandlung anzulegen, durch die er der Kunst vielfach förderlich geworden ist, was er auch als Schriftsteller zu thun bemüht war. Sein Dictionnaire des graveurs anciens et modernes, av. une notice des principales estampes qu'ils ont gravés, suivie des Catalogues des oeuvres de Jacq Jordaens, de Corn. Visher et de Rubens (3 Bde. 1767. 12.) war zwar voller Fehler, reitzte aber doch als das erste dieser Art Andere zur Nachfolge. Die zweite Auflage (1789. 2 Bde. 8.) war viel zu eilfertig veranstaltet, als bedeutende Vorzüge vor der ersten zu erhalten; vermehrt und verbessert erschien es aber wieder 1809 mit einer Biographie des Verf. und einer Notice historique sur l'art de gravure von Choffard.

B's Catalogue raisonné de différents objets de curiosités dans les Sciences et les Arts qui composoient le Cabinet de feu M. Mariette (Par. 1776.) ist vielleicht das Interessanteste, was er geliefert hat, und besonders werden die Exemplare mit Angabe der Preise von den Kennern geschäzt. Bestimtheit in der Anzeige mancher Stücke mangelt indeß auch hier. *(H.)*

Basan, בָּשָׁן *Βασαν*. mit griech. Endung *Βασανιτις*, ein Landstrich jenseit des Jordans, der sich vom Flusse Jabbok bis an den Hermon (Antilibanus) erstreckte [1]), und reich an Wäldern (besonders Eichenwäldern) [2]) und fetten Triften [3]) war, daher Wild [4]) und Rind- und Schafvieh als basanitische Produkte häufig genant werden; vorzüglich galten die Stiere Basans für die muthigsten [5]) und fettesten [6]) in ganz Palästina. Vor Eintritt der Israeliten in Palästina wird ein gewisser Og als König Basans genant [7]). Diesen verdrängten die Israeliten aus dem Besitz des Landes, und bei der Theilung erhielt der halbe Stamm Manasse den ganzen District [8]). Im nachexilischen Zeitalter wurde der alte Name in die aramäische Form *Βαταναια*, chald. בּוּתְנָן [9]), מַתְנַן [10]), syr. ܡܬܢܝܢ [11]), samarit. בתנין, בתניה, arab. اَلْبَثْنَةُ, اَلْبَثَنِيَّةُ [12]), umgeändert. Indeß bleibt sich Josephus im Gebrauche jenes Namens nicht gleich. An einer Stelle [13]) unterschreibt er *Βαταναια* von den Besitzungen der Stämme Manasse, Gad und Ruben, anderwärts identificirt er es mit dem Stamme Halbmanasse [14]), und mit der Landschaft *Γαυλανιτις* [15]). Als Theil der Ländereien Herodes des Großen erscheint Batanäa *Joseph.* Ant. 15, 13.; nach dessen Tode fiel es zuerst an seinen Sohn Philippus, (nebst den benachbarten Districten Trachonitis und Auranitis), später im J. 38 nach Chr. an seinen Enkel Herodes Agrippa. Bei Eusebius (s. v. *Καρναειμ*) ist Batanäa schon in den weitschichtigen Namen *Αραβια* verflossen, doch war der alte Name des Landstrichs keineswegs ganz untergegangen; denn Eusebius selbst braucht ihn anderwärts als zu seiner Zeit noch gewöhnlich (s. v. *Βασαν*); die arabischen Geographen (s. ob.) kennen ihn ebenfalls, und selbst bis auf den heutigen Tag hat er sich in der Form: el Botthin (s. Seetzens Charte) erhalten. *(Winer.)*

BASANITES in der antiquarischen Mineralogie, eine schwarze, harte zähe Gesteinart aus Ober-Ägypten, die nur seltener in großen Blöcken als reine schwarze Masse gefunden wurde, und von den Ägyptern, ungeachtet sie höchst schwierig zu bearbeiten war, gern zu besonders heiligen Statuen angewendet wurde. Aus ihm bestehend, nent Plinius eine Bildsäule des Nil mit 16 auf- und um ihn spielenden Kindern, die tönende Statue des Memnon zu Theben. Auch eine Tafel am Adulitanischen Monument bestand aus diesem Steine. Außerdem verarbeitete man ihn auch zu Mörsern und Probirsteinen. Was diese Gesteinart, unserer Terminologie nach, sey, darüber ist man sehr lange zweifelhaft gewesen, häufig glaubte man, daß damit unser Basalt, oder auch unser Kieselschiefer (wegen der Anwendung zu Probirsteinen) gemeint gewesen; und, in Hinsicht der ersten Meinung, trug man den verderbten Namen Basalt von jenem Stein auf unsern Basalt über. Stellt man aber alles, was über diesen Gegenstand vorhanden ist, zusammen; so ergibt sich fast mit voller Gewißheit, daß der basanites ein Hornblendgestein war, welches aus fast reiner Hornblende mit etwas Feldspath, Quarz und Glimmer bestand. Dieses schwarze, höchst zähe Gestein, scheint in Ober-Ägypten auf Lagern in Syenit und Granit-Gebirgen vorzukommen, wo sich auch unendliche Übergänge in diese Gesteine finden; selten nur konte man reine, schwarze, große Massen hievon erbeuten, da das Hornblendgestein sich theils mehr oder weniger dem Syenit näherte, theils mit Trümmern und Adern davon häufig durchzogen war *). *(Keferstein.)*

BASAR (بازار), ein persisches Wort, das in dem ganzen Oriente und auch schon im Occidente in der Bedeutung als Markt oder Messe bekant ist. Eigentlich bedeutet dasselbe einen Markt mit Buden, der nicht bedeckt ist, indem der bedeckte Markt orientalischer Städte Besestan heißt. *(v. Hammer.)*

Basatüu, *s.* Basetin.

Bascatis, *s.* Fergana u. Jakortes.

BASCH, im Türkischen der Erste, Oberste, Vorderste; daher Basch-Bog, oberster Herr, Heerführer, Basch-Defterdar, Kammer-Präsident u. s. w.; auch von Sachen gebraucht, wie Basch-Tarda, Galeere des Kapudan Pascha, Basch-Tschadis, Vorzelt u. s. w. **). *(H.)*

Baschi-Inseln, *s.* Bashee.

Baschi, Bassi (Matth. v.), *s.* Capuziner.

BASCHILO, Bashilo, Baschlo, Fluß in Habesch, der die Provinzen Ambara und Bagemder trent, aus den Gebirgen der leztern Provinz komt und in den Nil geht. *(Hartmann.)*

Baschilow (Semen), *s.* (A. L.) v. Schlözer.

BASCHKIREN — Basch-kurt, d. i. Bienenführer. Wahrscheinlich ein Gemisch von Nogajern und Bulgaren. Nach ihren eigenen Überlieferungen verließen sie das bulgarische Gebiet zu Ausgange des 17. Jahrh., und sidelten sich in den uralischen Gebirgen, vorzüglich an den Flüssen Belai Ural und Iset an, wo sie gegenwärtig etwa 27,000 Familien ausmachen, deren größere Hälfte

---

1) 1 Chron. 5, 23. 2) Jes. 2, 13. Ezech. 27, 6. Zach. 11, 2. 3) 5 Mos. 32, 14. Ps. 22, 13. Ezech. 19, 18. Amos 4, 1. 4) Löwen. 5 Mos. 33, 22. 5) Ps. 22, 13. 6) Ezech. 39, 18. 7) 4 Mos. 21, 33. 32, 33. 5 Mos. 3, 1. 8) Jos. 21, 6. 22, 7. 9) Targ. Ps. 68, 16. 10) Targ. Ps. 22, 12. 11) Ephr. Syr. Opp. II. p. 1. 12) *Abulfed.* tab. Syr. ed. *Koehler* p. 97. 13) Ant. 9, 7. 14) Ant. 4, 7. 15) Ant. 4, 5.

*) Sehr ausführlich findet man diesen Gegenstand bearbeitet; in den Beiträgen zur Geschichte und Kentniß des Basaltes vom Vf. dieses Artikels. — Vgl. vorzüglich Buttmann über einige Mineralien und deren Namen bei den Alten im Mus. d. Alt. Wiss. II. 56 — 102. Al. v. Humboldt üb. den Basalt S. 57. Lichtenberg und Voigt Magaz. f. d. Neueste a. d. Physik VII. St. 3. S. 92. *(U.)*

**) s. v. Hammer's osman. Reich.

im orenburgischen, und kleinere im permischen Gouvernement — im Sommer in Lägern von 5 bis 20 Jurten, nomadisiren, und im Winter in beständigen Dörfern von 15 bis 50 hölzernen Blockhäusern, nach Art der russischen, leben. Hauptgewerbe des Baschkiren ist die Vieh- und Bienenzucht — besonders in den grasreichen Gegenden am Iset. Die Pferde sind russischer, und die Schafe kalmukischer Art; der reiche Baschkir besitzt bis 2000, der gemeine Mann nicht unter 30 und 40 Pferde, und in gleichem Maße der erstere bis 500, der letztere 4 und mehr Bienenstöcke. Der Acker- und Bergbau wird, so fruchtbar die Oberfläche, und so erzreich der Boden dieser ganzen Gegend ist, nur nachlässig, und erst seit wenigen Jahren von einzelen Wolosten mit Lust und Eifer betrieben. Geschäft der Weiber ist es, Stuten und Kühe zu melken, Butter und Käse zu bereiten, Fische zu trocknen, Leder zu gärben, Filzdecken zu verfertigen und Leinwand aus Hanf und Nesseln zu weben — während der Mann behaglich ruht. — In Gesichtsbildung und körperlichem Ansehn trifft man unter den Baschkiren die auffallendste Mannigfaltigkeit; man findet tatarische, mongolische, auch russische Formen. Der Baschkir ist von mittler Größe und starkem, fleischigen Glieder- und Körperbau, hat ein glattes Gesicht, große abstehende Ohren, kleine Augen, schwarzes Hauptbaar und eine fast olivenfarbene Gesichtsfarbe; sein Charakter ist dreist, unbiegsam und kriegerisch, er ist roh — und war in früherer Zeit an Aufruhr, Empörung und Raub gewöhnt — schmuzig, aber gewandt, ziemlich verständig und gastfrei; er spricht einen, dem tatarischen ganz ähnlichen, Dialekt, schreibt mit arabischen Buchstaben in seiner Sprache, versteht die Landessprache nur höchst unvollkommen, trägt ein langes, tuchenes Oberkleid im asiatischen Geschmack, einen fast jurtenartig zugespitzten Pelz aus kalmückischen Schaffellen verfertigt, bewaffnet sich mit Bogen, Pfeil und Lanze, in neuern Zeiten auch mit Schießgewehr; ist geschickt im Bogenschießen und Reiten, der mohammedanischen Religion zugethan (bis auf einige hundert Baschkiren, die allmälig zum Christenthum übergetreten sind), beobachtet alle Gebräuche, welche der Koran vorschreibt, und hat seine eigenen Priester und Tempel. — Die militärische Verfassung ist seit dem letzten Aufruhr der Baschkiren (1735—1741) der kosakischen gleich; sie dienen dem State für Kosakensold, zu Pferde, meist als Gränzwachen im asiatischen Theile des Reichs, und wählen sich ihre eigenen Starschinen und Attamanen. Da die Würde ihrer frühern Chane aufgehoben ist und ihre adeligen Geschlechter erloschen sind, so wird das ganze Gebiet in Wolosten getheilt (26) und von eigends gewählten Ältesten, denen ein Schreiber (Pisar) zur Seite steht, in polizeilicher und ökonomischer Beziehung administrirt*). (*v. Wichmann.*)

Baschara, s. Bagjura.

Basci, s. Bassi.

BASDAHL, ein Dorf im Gerichte Beverstedt, Herzogth. Bremen, ungefähr mitten im Lande gelegen, der Versamlungsort der bremenschen Ritterschaft in ihren besondern Angelegenheiten. Bis ins 17. Jahrh. kam sie zu diesem Zwecke, nicht weit davon am Steingraben, unter freien Himmel und zu Pferde zusammen; der Bequemlichkeit wegen vertauschte sie jedoch damals diesen Ort mit dem Schulhause zu Basdahl, wo nachmals im J. 1696 das noch jetzt stehende ritterschaftliche Haus aufgeführt wurde. Ordentlicher Weise komt die Ritterschaft hier zweimal im Jahre, nämlich im Frühjahre und im Herbste zusammen. Das öftere Zusammentreffen so vieler angesehener und gebildeter Personen in Basdahl hat seit langer Zeit einen wohlthätigen Einfluß auf die innere Ausschmückung der ländlichen Wohnungen, und auf die Bildung ihrer Bewohner gehabt. (*Schlichthorst.*)

*) Falk's Reisen Bd. 3. Georgi's Beschreibung der Nationen des russischen Reichs Bd. 1. Statisütscheskoje obozänie Sibiri. Petersb. 1810. gr. 8.)

Base, s. Basis.

BASEDOW. Zu den berühmten Männern, welche in der Mitte des 18. Jahrh. einen bedeutenden Einfluß auf die Denkart und Bestrebungen ihres und der folgenden Zeitalter gehabt haben, gehört Johann Bernhard Basedow, der 1723 den 11. Sept. zu Hamburg, wo sein Vater Bürger und Perückenmacher war, geboren wurde. Die vorzüglichen Fähigkeiten, welche die Natur ihm gegeben hatte, wurden in dem älterlichen Hause durch rauhe und unfreundliche Behandlung, so wie in den ersten Classen des Johanneums bis in sein 18. Jahr nicht gehörig gepflegt und genährt. Und wenn auch sein Geist in den höhern Classen und in dem Gymnasium, besonders in den Lehrstunden des Richey und Reimarus, bessere Nahrung erhielt, so hinderten ihn doch sein lebhafter Kopf, die Leichtigkeit zu fassen, die Versuche in Gelegenheitsgedichten, die Unterstützung anderer Schüler in ihren Lectionen, die Verwickelung in Zerstreuungen und Lustbarkeiten, die dürftige Lage, daß er von seinen Mitschülern unterhalten werden mußte, am meisten jedoch seine Abneigung gegen das Studiren, an einem planmäßigen, zusammenhangenden und mit stetem Eifer fortgesetzten Studiren. In dem classischen Sprachstudium und der Geschichte blieb er am meisten zurück; Basedow klagte in spätern Jahren deshalb sein unfähiges Gedächtniß an. Jedoch hatte er seiner andern Talente wegen Gönner gefunden, die ihn auch auf der Universität zu Leipzig von 1744—1746 nothdürftig unterhielten. Nach langer Unentschlüssigkeit hatte er sich endlich, und zwar nach dem Wunsche seines Vaters, zum Studium der Theologie entschlossen. Nur ein halbes Jahr hindurch besuchte er die philosophischen und theologischen Vorträge von Crusius fleißig, die von Ernesti aber gar nicht, und nachher schränkte er sich blos auf das Privatstudium, auf die Lectüre der Schriften für und wider die Wolfische und Crusiussche Philosophie, der Gegner und Vertheidiger der christlichen Religion ein. Diese Lectüre und eigenes Nachdenken führten ihn auf peinigende Zweifel, auf abweichende Vorstellungen von manchen Lehrpunkten, aber auch auf die feste Überzeugung von der Wahrheit der christlichen Religion durch göttliche Offenbarung. Nachdem er eine Zeitlang in der Dunkelheit als Candidat in Hamburg gelebt hatte, wurde er 1749 Privaterzieher eines jungen Herrn, van Quaalen, im Holsteinischen, bei dem er den ersten Versuch machte, die lateinische Sprache auf eine leichtere Weise durch Übungen im Umgange und Sprechen beizubringen. Der Vater des Zöglings schätzte den Erzieher seiner Methode wegen

hoch; durch seine Vermittlung erhielt er 1753 das Lehramt der Moral und der schönen Künste, späterhin auch das der Theologie auf der Ritterakademie in Soroe, welches er mit Eifer und gutem Erfolg bis 1761 bekleidete, da er wegen der heterodoxen Meinungen, die er in seinen Lehrstunden geäußert hatte, als Professor an das Gymnasium zu Altona versetzt wurde. Diese Stelle verschaffte ihm soviel Muße als er wünschte, daß er seine theologischen und philosophischen Schriften, an welchen er schon zu Soroe gearbeitet hatte, herausgeben konnte. Seine praktische Philosophie für alle Stände, eine populäre Moral, welche zu Kopenhagen 1758 erschienen war, hatte großen Beifall gefunden. Jetzt ging er mit nichts geringerm als einer Reform der Philosophie um, worüber sein lebhafter unruhiger Geist mancherlei Entwürfe gemacht, und wieder verworfen hatte; fruchtbar an Ideen und Projecten, aber ohne Tiefe, ohne reifes Urtheil, ohne Stetigkeit und Bedachtsamkeit setzte er geschwind nach einem unreifen Einfall Gedanken zusammen, die größtentheils in späteren Jahren ihn selbst nicht mehr befriedigten. Von dieser Art war seine „Philalethia. Neue Aussichten in die Wahrheiten und Religion der Vernunft, bis in die Gränzen der glaubwürdigen Offenbarung dem denkenden Publico eröfnet von J. B. B**. Altona 1764. 8." Er hatte des Crusius Philosophie studirt, war ein Gegner der damals fast allgemein verbreiteten Wolfischen Philosophie. Dem systematischen Denken und methodischen Forschungen durch die Eigenthümlichkeit seines Geistes und Angewöhnung abhold, hatte sein fähiger und heller Kopf mehre Mängel der damaligen Philosophie erblickt, und diese durch eine gesundere, mit Moralität und Religion auf das innigste verbundene, Philosophie zu verdrängen gesucht. Zur Ausführung fehlten ihm jedoch mehre unentbehrliche Eigenschaften. Die Philosophie war ihm ein gemeinnütziger Inbegrif der zur Beförderung philosophischer Erkentnisse geordneten und vorgetragenen Wahrheiten und Vermuthungen der nicht auf Offenbarung sich stützenden Vernunft; Demonstration und strenger Beweis war daraus verbant, als nur für die abstracte Mathematik gehörig, und die Gewißheit der philosophischen Erkentniß auf analoge allgemeine Erfahrungen eine Häufung der Wahrscheinlichkeiten und eine Pflicht zu glauben, was aus jenen beiden Quellen nicht erkant werde, gestützt. Eine solche Philosophie kann, wenn auch wohlgemeint, doch im Ganzen nichts als ein loses Gewebe von Einfällen, wahren und falschen Ansichten und Ideen seyn. Überhaupt war Basedow glücklicher im Einreißen als Aufbauen. Ein Jahr später war er selbst nicht mehr mit diesem Systeme ganz zufrieden; er suchte aber den Grund, der tiefer lag, nur in der nicht leichten und deutlichen Ordnung und in dem mangelhaften Ausdrucke, und gab daher das „theoretische System der gesunden Vernunft, ein akademisches Lehrbuch, Altona. 1765. 8." heraus, welches den Hauptfehler nicht verbessert, recht gesunde, gewagte und paradoxe Urtheile in einer erträglichen Ordnung, doch mehr aus dem Standpunkte des Verstandes, als der Vernunft, enthält. Manche von den Lehren der gewöhnlichen Philosophie werden treffend beurtheilet. Basedow ging aber bald zur Theologie über, suchte auch diese zu reformiren, die kirchliche Lehre auf das ursprüngliche Christenthum zurück zu führen, den Gegensatz zwischen Offenbarung und Vernunft aufzuheben, und eine liberale Denkart in die positive Theologie einzuführen. Er hatte den Muth, die freie Prüfung einiger Dogmen von Christus, dem heiligen Geiste, der Inspiration, von der Taufe, dem Abendmahl, von den Höllenstrafen in den Gang zu bringen, das Recht der parteilosen Untersuchung und die Duldung abweichender Ansichten geltend zu machen. Die beiden Schriften: „Grundriß der Religion, welche durch Nachdenken und Bibelforschen erkant wird, in Fragen und Antworten nebst einigen Zusätzen von J. B. B** (Altona 1764.), und methodischer Unterricht der Jugend in der Religion und Sittenlehre der Vernunft nach dem in der Philalethie angegebenen Plane, und als zweiter Theil: methodischer Unterricht in der überzeugenden Erkentniß der biblischen Religion (Altona 1764.)", in welchen wenigstens die Idee einer biblischen vernunftmäßigen Religionslehre Achtung verdiente, erregten gewaltige Bewegungen unter den Theologen vorzüglich in Hamburg; man predigte, man schrieb gegen ihn, man verschrie ihn als einen Ketzer, der keines Lehramtes und keiner Besoldung von einem christlichen State würdig sey; selbst das Volk wurde gegen ihn aufgehetzt und der Druck, das Lesen und das Lob seiner Schriften in Hamburg, Lübeck und andern Orten verboten oder verdammt. Basedow fuhr indessen in dieser Laufbahn, ungeachtet seiner mißlichen Lage, muthig fort, Schriften, welche dieselben oder ähnliche Ideen aussprachen, herauszugeben. 1766 erschienen seine „Betrachtungen über die wahre Rechtgläubigkeit und die im State und in der Kirche nothwendige Toleranz (Altona 1766.), Versuch für die Wahrheit des Christenthums als der besten Religion, von J. B. B** (1766.), die Religion Israels in einem Auszuge ihrer heiligen Bücher, die altchristliche Religion in einem Auszuge aus den Evangelisten und Apostelgeschichten, Lehren der Apostel in einem Auszuge ihrer Briefe (Berlin 1766.), Hauptprobe der Zeiten in Ansehung der Religion, Wahrheitsliebe und Toleranz (Berlin u. Altona 1767.), Versuch einer freimüthigen Dogmatik nach Privat-Einsicht (Berlin 1766.), ein Privat-Gesangbuch zur gesellschaftlichen und unanstößigen Erbauung (Berlin und Altona 1767.)". Durch diese Schriften, so viele Mängel sie auch in Ansehung des Inhalts und der Form haben, ist unstreitig der freiere Untersuchungsgeist in der Theologie angeregt worden. Basedow selbst erhielt dadurch, geschützt durch aufgeklärte Statsminister und Theologen in Dänemark, eine Berühmtheit, welche seinen Planen in Ansehung des Erziehungswesens zu statten kam, mit welchen er von nun an hervortrat. Mit denselben fängt eine neue Periode in dem Leben des merkwürdigen Mannes an. (*Tennemann.*)

Unvertilgbare Eindrücke hatte seine eigne frühere Erziehung, so wie das, was er auf und von Schulen gesehen und erfahren hatte, in seiner Sele zurückgelassen. Auch glaubte er, sowol in der Versäumniß des praktischen Theils der Philosophie, als in der Verkehrtheit und daraus entstehenden Unwirksamkeit des gewöhnlichen Religionsunterrichts, einen Hauptgrund zu finden, warum die Erziehung der Jugend so wenig Früchte für das Leben trage, weder den Kopf wahrhaft aufhelle, noch die

Gesinnungen verbessere, allenfalls Gelehrte, aber nicht Menschen, im edelsten Sinne des Worts, bilde. Dies brachte ihn im J. 1767 auf die Idee, einen Plan zur Verbesserung des Schulwesens zu entwerfen. Der vortrefliche dänische Minister v. Bernstorf, dem auch der schlechte Zustand vieler Gymnasien und Schulen in Dänemark und dessen teutschen Provinzen nicht entgangen war, munterte ihn dabei kräftig auf, erließ ihm seine Geschäfte am Gymnasium zu Altona, ohne seinen Gehalt von 800 Thalern zu verringern. Bereits im folgenden Jahr erschien seine Vorstellung an Freunde über Schulen, nebst dem Plane eines Elementarbuchs der menschlichen Erkentnisse. Dabei ging er von dem Grundsatz aus, der erste Unterricht habe sich bis dahin zu sehr um Worte gedreht, und die Kinderseele sey früher mit übersinnlichen als sinnlichen Vorstellungen angefüllt. Man müsse vielmehr von der Sinnenwelt, wie schon der alte Comenius das Beispiel in seinem orbis pictus gegeben, ausgehen, und mit der Anschauung zugleich die Benennung, also die Sprache verbinden, das Übersinnliche aber einer späteren Lebensperiode vorbehalten. Er versprach ein solches Werk zu liefern, wenn das Publicum zu einem Vorschuß von anfänglich 2500, späterhin zu 5050 Thalern bereit sey. Er wendete sich mit diesem Plane an sehr viele Regenten, Minister, Freimaurer-Logen und vermögende Privatpersonen. Die Sache schien neu; die Versprechungen waren groß. Umherreisend wußte er durch seine Beredsamkeit einer Menge der damals bedeutendsten Gelehrten und Geschäftsmänner das dringende Bedürfniß einleuchtend zu machen. Die Kaiserin Catharina wies allein 1000 R. an. Andere folgten verhältnißmäßig nach. Die Pränumeration hatte so glücklichen Fortgang, daß im J. 1770 15,000 Rubel zusammengebracht waren. Jetzt legte er Hand an das Werk. Es erschien theils das Methodenbuch für Väter und Mütter, theils das Elementarwerk nach und nach in 4 Bänden mit 100 Chodowieckischen Kupfertafeln in mehren Ausgaben, auch in einer lateinischen Übersetzung von Mangelsdorf und einer französischen von Huber, in vielen gelehrten Blättern hoch gepriesen, in andern hart getadelt und herabgesetzt. In dem thätigen Fürsten Franz von Anhalt-Dessau fand aber Basedow die mächtigste Stütze seiner pädagogischen Unternehmungen. In Dessau sollte eine Musterschule aufblühen; da sollte gezeigt werden, wie man es anfangen müsse, echte Menschen zu erziehen.

Im J. 1774 ward das Institut unter dem Namen eines Philanthropins, feierlich, und mit einer Prüfung der schon vorhandenen ersten Zöglinge eröfnet *). Anfangs leitete der Stifter das Ganze. Die Sele des Unterrichts, und überhaupt sein nächster, unverdrossenster, oft unter Mühe und Verdruß fast erliegender Gehilfe, war der noch lebende verdiente Professor Wolke. Angesehene und talentvolle Männer, Dohm, Simon, Schweighäuser, Campe, späterhin auch Salzmann, Lenz und Gutsmuths schlossen sich an. Aber Basedow, der immer neue Foderungen an das Publicum machte, ohne sie befriedigt zu sehen, sich mit mehren seiner thätigsten Mitarbeiter in unwürdige Streitigkeiten verwickelte, überhaupt zu unruhig war, um bei irgend etwas lange auszudauern, fing nur zu bald an, mismuthig zu werden, und legte schon im J. 1776 die Curatel nieder. Seitdem lebte er, ohne bestimte Geschäfte, bald in Dessau, mehr neben als in seiner Familie; bald in Leipzig, Halle, Magdeburg. Des pädagogischen Treibens müde, kehrte er wieder zur Theologie zurück, schrieb sein Vermächtniß für die Gewissen, seine Urkunde einer neuen Gefahr für das Christenthum (welche er in Semler's Widerlegung des Wolfenbüttelschen Ungenanten zu finden glaubte); endlich auch ein Examen in der alten natürlichsten Religion, das er den besten Sohn seines Geistes zu nennen pflegte.

In Magdeburg erwachte im J. 1785 aufs Neue das Interesse am Schulwesen, besonders dem elementarischen, und er wendete seine neue Methode des Lesenlehrens in einigen Schulen an. An eben diesem Orte, wo ihn alte Freundschaft, besonders mit Funk, dann auch mit Junker verband, hat er sich auch in den letzten Jahren seines Lebens oft aufgehalten, ist auch daselbst am 25. Jul. 1790 (in einem Alter von 67 Jahren) verstorben. Freunde und Schüler haben seine Grabstätte, nah an der heil. Geistkirche, durch ein Denkmal geehrt.

Es gab eine Zeit, wo der Name dieses Mannes lobend oder tadelnd von allen Lippen genant ward. Das große Aufsehen, das er bei seinem ersten Auftritt machte, erklärt sich zum Theil aus der Zeit, in der er auftrat. Seine freien theologischen Ideen stimten zu der Denkart, welche besonders durch die allgemeine teutsche Bibliothek verbreitet ward. Daß das Schulwesen mit der Bildung der Zeit nicht Schritt gehalten habe, leuchtete ein. Der Emil, Rousseau's geniales Werk (1762), ward auch in Teutschland mit Begier gelesen und begeisterte durch Inhalt und Sprache. In Basedow's Schriften verband sich mit Kühnheit und Derbheit so vieles, was den gesunden Menschenverstande ansprach, so daß auch der Halbgebildete davon angezogen ward. Endlich imponirt immer, wenigstens eine Zeitlang, jeder kräftige Geist, der energisch zu reden und zu schreiben, seine Plane mit dem Ton der Sicherheit anzukündigen und Neues und Großes zu versprechen versteht, dem großen Publicum, wenn gleich die kältern oder ruhigern Denker daran Anstoß nehmen. Dies alles erklärt auch die Sensation, welche Anfangs das Dessauische Institut und sein Stifter hervorbrachte. Aber der Eindruck konte so wenig als die Wirkung von langer Dauer seyn. In Basedow vereinigte sich unverkenbar Geisteskraft mit großer Leidenschaftlichkeit; helle Einsicht in das Fehlerhafte der Vorzeit, mit Unkentniß oder einseitiger Verkennung des Guten in dem ältern Schul- und Erziehungswesen; großes Talent, Andere für seine Plane zu gewinnen und zu begeistern, ohne Ausdauer sie durchzuführen, ohne Dankbarkeit, Milde und Schonung gegen Mitarbeiter; überhaupt mehr die Gabe, sie an sich zu ziehen und zu benutzen, als sie durch Liebe zu fesseln. Dem äußern Leben und Sitten fehlte es — wie er selbst offen gestand — an der Haltung, Selbstbeherschung und Würde,

*) Mehr über das Innere und Äußere, den Geist und den Einfluß dieser Anstalt, wird künftig ein eigner Artikel liefern.

und er war dahin gekommen, der Abspannung — oft die Folge einer unermüdbaren Geistesthätigkeit im Denken und Schreiben — durch physische Reizmittel zu begegnen, wobei er sich dann leicht zum Ungeziemenden vergaß. Ein solcher Mann war offenbar geschickter zu zerstören, als zu bauen, Andere aufzuregen, als selbst etwas Vollkommenes und Dauerndes zu gestalten. Ein pädagogischer Reformator, der selbst vor dem Publicum sagte, „daß er die häusliche Glückseligkeit, Freundschaft und Wohlwollen oft versäumt, und als Vater dem Unwillen in seinem eigenen Hause oft kein Ziel zu setzen gewußt," konte auf die Länge nicht auf das öffentliche Vertrauen rechnen. Ein Unternehmer von Anstalten, die nichts als Menschenwohl bezwecken sollten, selbst aber immer nur große Summen foderte, und bitter schalt, wenn sie ausblieben, konte nicht den Eingang finden, wie einst A. H. Franke, dessen gelungenes Werk er mehr bewunderte, als begriff, und er mußte zuletzt die Erfahrung machen, daß die Milde und Freigebigkeit sich nach dem ersten Enthusiasmus gar bald in Gleichgiltigkeit auflöste. Als Schulverbesserer übersahen ihn die älteren Schulmänner weit an Gelehrsamkeit, und sie fürchteten mit vollem Recht, daß das Studium der alten Literatur durch die leichte, spielende, oberflächige Lehrart des Philanthropins und ähnliche Töchteranstalten leiden, und das bloße Streben nach gemeinnützigen Kentnissen Ungründlichkeit herbeiführen werde. Die Erzieher von der strengeren Observanz meinten, daß es leichter sey, den Criminalcodex der Schulen, samt den Strafinstrumenten zu verbrennen, und mit Meritentafeln, goldenen Nägeln und Ordenszeichen zu vertauschen, als die Zügel der Disciplin mit fester Hand zu regiren. So erlebte es Basedow noch, wie das Vertrauen zu den neuen Methoden und Anstalten im Geist seines Philanthropins von Jahr zu Jahr abnahm, wie denn jetzt selbst der Name schon verschwunden ist. Damit ist aber sein Verdienst nicht untergegangen. Er hat für einen der wichtigsten Gegenstände — die Erziehung — ein lebendiges Interesse in Teutschland erweckt; er hat die Theilnahme der Regenten, Statsbeamten und Magisträte zu gewinnen gewußt, und seit Luthers Schrift: an den Adel und die Bürgermeister und Städte teutscher Nation von Aufrichtung der Schulen, hat ihnen Keiner kühner, stärker und kräftiger gesagt, daß sie es dem Wohl der Statsbürger und ihrem eignen schuldig wären, wo nicht selbst Hand anzulegen, doch die Arbeiten tüchtiger Reformatoren zu schützen und zu fördern. Sein Misgriff in der Lehrkunst und der Organisation des Schulwesens haben neue und gründliche Untersuchungen darüber veranlaßt. Die körperliche Erziehung ist weit vernünftiger geworden; die alte, fast vergessene Gymnastik ist wieder zu Ehren gekommen. Die Behandlung der Jugend hat an Liberalität gewonnen, ohne, wenn man seine Theorie recht versteht, nothwendig in Erschlaffung und Weichlichkeit auszuarten. Viele Misbräuche seines Erziehungssystems, sind nur auf die Rechnung junger unwissender und unerfahrner Pädagogen, nicht auf die seinige zu schreiben. Sein Elementarwerk hat zwar den pomphaften Ankündigungen nicht entsprochen, bleibt jedoch ein brauchbares Hilfsmittel in der Hand verständiger Lehrer. Viele seiner zum Theil zu früh vergessenen Schriften, enthalten einen Schatz heller Ideen, treflicher Beobachtungen der Menschen und Kindernatur, praktische Wahrheiten und Belehrungen, so wie sich überall in ihnen ein von hergebrachten Meinungen und Vorurtheilen unbefangener Geist und eine Freiheit im Denken kund thut, welche in der frühern Periode, in welche sie fallen, ungleich seltener und verdienstlicher war, als in unserm Zeitalter.

Vollständige Nachrichten über sein Leben und seine Schriften findet man (hier und da zu einseitig lobpreisend) in Rathmanns Beiträgen zur Lebensgeschichte Basedows aus seinen Schriften und andern Quellen, (Magdeburg 1791) wovon die Biographie im Nekrolog v. J. 1790 ein Auszug ist. Ausführlicher, jedoch oft fast feindselig, ist Meyers Leben, Charakter und Schriften Basedows (1. u. 2. Th. Hamb. 1791. 92.) Eine summarische Darstellung der Basedowschen Principien und seiner Schule sehe man in meinen Grundsätzen der Erziehung und des Unterrichts 3 Th. S. 364. Eine merkwürdige Beschreibung seiner Persönlichkeit gibt Göthe in der Schrift: Aus meinem Leben. 3. Th. S. 415. (*Niemeyer.*)

BASEL, Bisthum. 1) Gränzen und Eintheilung. Eins der kleinern Hochstifter Teutschlands. Seine Gränzen wurden vor der Reformation im Nordosten und Osten von dem Rhein gebildet, der dasselbe von dem Konstanzer Sprengel schied. Auf das westliche Ufer dieses Flusses laufen sie bei Neu-Breisach über und gehen im Mitternacht im Thal der Ill herab [1]), und südlich unter Schlettstadt (welches ein Archipresbyteriat-Ort des Strasburgischen Kantons war), über dieselbe in den sich darin einmündenden Eckenbach [2]). An diesem westwärts herauf (S. Bilt) S. Hippolyt, Strasburger Sprengels, nördlich, Sloderen, Baseler Sprengels südlich lassend, zu den Vogesen, südlich unter den Quellen der Leber, deren anliegende Ortschaften alle strasburgisch sind. Also fast die nördliche Scheidung, welche den Sundgau vom eigentlichen Elsaß trent [3]); soweit ist auch der Sprengel von Strasburg Nachbar. Im Abend ferner auf den Höhen der Vogesen fort und an den Dekanaten Touls, auf der Linie, wo die Wasser zum Rhein, oder zur Mosel, Saone und Doubs abfließen, oberhalb Münster-Gregorienthal, St. Damerin, die Quellen der Masmünsterschen Tolder, dann zwischen denen der Savou-

1) Weidensol, Ursheim, Forstwihr, werden im Verzeichniß bei Würdtwein nova subsidia dipl. VIII. 55. ff. als Orte des strasburgschen Archipresbyteriats Markolsheim des Kämmerers genant. Freilich ist dieses Verzeichniß nicht ganz genau und keine Zeitangabe wirkt zur Prüfung, allein die übrigen Nachrichten stimmen an dieser Seite damit vollkommen. Markolsheim, welches aus vorschneller Etymologie als Gränzort angegeben ist, kann deshalb und weil es hinter andern strasburgischen Orten liegt, ein solcher nicht seyn, aber auch Gemar am südlichern Strengbach kann die Gränze nicht seyn. Eben so ist es ganz irrig, wenn Ruffach (Würdtwein nov. sub. VII. 114.) in die strasburgische Diöcese aus Verwechslung mit der politischen Herrschaft gesetzt wird. Die Urkunde von 1183 sagt das Gegentheil aus. Gallia Christ. T. V. S. 483. die Urk. n. Ausgabe. Biessen nördlich von Neubreisach war nach Schöpflin a. a. O. baselisch. 2) *Neugart* episc. Const. I. IV. *Schöpflin* Alsat. ilt. I. 21. 3) Karten bei *Schöpflin* Alsat. ilt. I. und die unsrige von Alemannien.

reuse, der Allaine (Halle) südwestlich und den vielästigen der Larg und der Ill sich herumwindend, und so Befort (das erst später zum Elsaß gelegt wurde) Florimont, Delle, Bruntrut, für den Sprengel von Besançon ausschließend, auf Leroncourt (Laufendorf) Lützel, Bourignon, über den Mont-terrible zu dem östlichen großen Bogen den Doubs und den Sprüngen der Birs (Sorne, Trame) auf das Felsenthor des (pierre-pertuis) Hauensteins, wo die Sprengel des Oberhirten von Besançon und seiner beiden Suffraganen, von Lausanne und Basel zusammenstoßen. Im Mittag auf den Höhen der Solothurner Alpen und dann im Thal der Dünneren zur Aar in der Gegend von Aarburg (Falkenstein, Bechburg, Olten (?) waren Baselisch), wo der Konstanzer Sprengel wieder eintrit, und an der Aar hinauf, die im Morgen beide Diöcesen scheidet, bis zu ihrer Einmündung in den Rhein.

Dieser Bezirk war in 11 Rural-Kapitel vertheilt, nämlich 1) ennet Ottensbühel (Gegend von Kolmar), 2) diesseits (Ruffach, Merbach), 3) innert Ottensbühel (Mühlhausen), — ultra, citra et inter colles Ottonis— 4) Sundgau oder Masmünster [4]) (Altkirch, Thann), 5) diesseits des Rheins (von Neubreisach bis Hüningen), 6) Leimenthal (östlich von Pfirt bis Basel), 7) Elsgau (Pfirt); mit Ausnahme einzeler Theile des vorletzten, sämtlich im Elsaß belegen (Granddidier a. a. O.). Vom Sundgau und Elsgau wurden 1780 Theile abgesondert und an Besançon abgetreten, welches daraus ein eigenes Ruralkapitel bildete (ders. a. a. O.). 8) Stöbgau, — Augst, Olsberg, Liestal (von welchem Ort das protestantische Kapitel den Namen borgte), 9) Frickgau, 10) Buchsgau (Bipp, Wangen (?)), 11) Salzgau (Delsperg, Grandival) [5]). Hiezu komt ohne Zweifel die Kathedralstadt Basel selbst mit ihrem Bann als hohes, erstes Archidiakonat, nach der Ähnlichkeits-Regel von den andern Bisthümern, wenn gleich bis jetzt noch kein Beweis vor uns liegt. Wir besitzen nämlich von diesem Hochstift weder ein Archidiakonatverzeichniß, welche doch noch vor kurzem vorhanden waren [6]), noch eine Karte [7]). (*Delius.*)

2) Geschichte. Die Legende der heiligen Ursula macht einen heiligen Pantalus, welcher die 11,000 Jungfrauen auf ihrer Rückreise aus Italien bis nach Cöln begleitet haben, und daselbst von den abgöttischen Heiden gemartert und enthauptet worden seyn soll, zum ersten Bischofe der Rauraker. Man setzt diese Begebenheit ins J. 238; andere versetzen den Pantalus sogar in die Mitte des 5. Jahrh.; er ist der Schutzpatron des Bisthums. Die Basil. s. (Bruntrut 1658) steigt noch weiter hinauf, als selbst die Legende, und erwähnt alter Sagen, nach welchen Maternus, den der Apostel Petrus nach Gallien gesandt habe, schon im Raurakerland das Christenthum predigte, u. s. f. [8]). Das Bisthum erkante immer den Erzbischof von Besançon als seinen Metropolitan. — Justinianus wird in einer Synode zu Cöln 346 Episcopus Rauricorum, und eben so 347 in einem Concilium zu Sardica genant. Stumpf und Wursteisen lassen einen Adelphius in der ersten Hälfte des 6. Jahrh. zwei Concilien zu Orleans theils selbst besuchen, theils durch einen Asklepius daselbst in seinem Namen unterzeichnen. Die Verhandlungen der Concilien selbst aber nennen den Adelphius episc. eccles. Pictavorum, und in andern Abschriften episc. de Ratiate und de civitate Ratiatica, (in Poitou.) *Sirm.* (not. ad concil. Aurel. 1 et 2.) Jonas (in vita Eustapsii §. 5.) gedenkt eines Rachnacarius oder Racanarius episc. Augustudini (so hieß Autun) et Basileae. Der erzbischöfliche Titel, den ausländische Schriftsteller dem Walanus oder Walaus, dem ersten unbestrittenen Baselischen Bischofe, (um 741) beilegten, wird durch keine Belege begründet. Waldo und Haito oder Otto wurden von Karl dem Großen zu Statsgeschäften gebraucht; der letzte als Gesandter nach Konstantinopel und an den päpstlichen Hof. Karl nante ihn aulae nostrae princeps. Als man in spätern Zeiten anfing, den Ursprung der Fürstengewalt über seine wahre Periode hinauf zu versetzen, suchte man auch die reichsfürstliche Würde, welche der Bischof bis zur Auflösung der teutschen Reichsverfassung bekleidete, aus jenen Zeiten herzuleiten, und Karl sollte schon seinem Günstlinge die Stadt Basel geschenkt haben. Dem Adalbert schenkte Kaiser Heinrich II. 1004 den Wildbann in einem Bezirke zwischen dem Rheine und der Ill, 1005 liegende Gründe im Breisgau ad utilitatem monasterii, woraus gefolgert werden könte, der Bischof und seine Geistlichkeit haben noch klösterlich gelebt; 1008 einen beträchtlichen Wildbann in einem Theile des Breisgaues, auch Pfeffingen. Von König Rudolph III. erhielt er 999., 1000. Münster in Granfelden, u. a. m. [9]). Burkhard, ein Freiherr von Hasenburg, der erste, dessen Stamm zuverlässig bekant ist, 1072 von Heinrich IV., der wie sein Vater Heinrich III., das Bisthum begünstigte und beschenkte, zum Bischofe ernant, hielt treu an dem Kaiser, theilte mit ihm den Bann und die Lossprechung von demselben 1077. Er wohnte 1076 der Kirchenversamlung von Worms bei, welche Gregor VII. entsetzte. Auch soll er 1080 in der Zahl der Bischöfe gewesen seyn, welche zu Brixen, Gregorn entgegen, Clemens III. zum Papste ernanten. Auch die folgenden Bischöfe waren meistens den Kaisern ergeben, und begleiteten sie auf ihren Zügen nach Italien und in den Orient. Ortlieb, Graf von Frohburg, erhielt um die Mitte des 12. Jahrh. das Münzrecht, von Kaiser Konrad III. Eben dieser Ortlieb ist der erste, von welchem sich eine päpst-

4) *Granddidier* hist. d'Alsace I. 119. trent dieses Kapitel in zwei, indem er beide Benennungen nicht für gleichbedeutend hält. 5) Vorr. zu *Schöpflin* Alsat. dipl. p. 2. Leu Lericon der Schweiz. 6) Brucker Merkw. XIV. S. 1678. XVII. 2028. 7) Pfarrer Lutz zu Läufelfingen besitzt jedoch das erstere, nach den Abh. über die Geschichte der baslerischen Diöcese in dem schweiz. Geschichtforscher 2 B. H. 2. S. 300, auch die Samlungen der St. Blasianer zu diesem Theil der **Germania sacra**, und andere Hilfsmittel zu denselben.

8) Von dem Übergange des bischöflichen Sitzes von Augst nach Basel s. Basel.

9) Daß Adalberus 1007 der Kirchenversamlung zu Frankfurt beiwohnte, beweist noch nicht, daß Basel zum Reiche gehörte; denn auch die Bischöfe von Lausanne und Genf, und der Erzbischof von Lyon unterschrieben die Schlüsse dieser Versamlung. — 1041 schenkte Kaiser Heinrich III. der Kirche zu Basel unter Bischof Theodoricus seine Allodialbesitzung, quendam Comitatum Augusta vocatum, in pago Ougesigowe et Sisgowe situm, also Theile des Augst- und Sißgaues.

liche Bulle Innocentius II. vorfindet, durch welche das Bisthum auf Begehren des Bischofs in den Schutz Petri aufgenommen und seine Besitzungen bekräftigt werden. 1185 wurde der nachmalige Kaiser, Heinrich VI., erwählter Reichsnachfolger, wegen Breisach Dienstmann des Bischofs, Heinrichs von Horburg, und nante diesen: Dilectus Princeps noster Henricus Basiliensis Episcopus. Im folgenden Jahrh. dehnte sich die weltliche Macht der Bischöfe über den größten Theil ihres Sprengels, und auch außer denselben aus. Heinrich III., Graf von Neuenburg, brachte 1271 Bruntrut und die Grafschaft Pfirt an das Bisthum, welches aber über die letztere nur die Lehensherrlichkeit beibehielt. Die wiederholten Kriege mit Rudolf von Habsburg, seinem nahen Anverwandten, brachten viele Verwüstungen über das Land, für welche der Bischof am Ende noch gewöhnlich dem Grafen Geldsummen bezahlen mußte: zuerst weil der Bischof die Vergrößerungsplane Rudolfs hindern wollte, dann wieder als dieser sich zu rächen oder Geld vom Bischofe zu erpressen suchte, endlich als Heinrich dem Grafen Genugthuung wegen der Entfernung der Adeligen oder der Gesellschaft zum Sterne aus der Stadt versagte, und gegen sie die Geschlechter oder Patrizier vom Sittich unterstützte. Sein Nachfolger Heinrich IV. besaß die Gunst des Kaisers Rudolf I., dessen Beichtvater und Schreiber er gewesen war. Dieser hielt 1284 sein Beilager mit der jungen Tochter des Grafen von Burgund zu Basel. Heinrich eines Bäckers Sohn aus Isni, war Franciscaner gewesen, wodurch er den Beinamen Knoderer oder Gürtelknopf erhielt, aber dennoch 1286 den erzbischöflichen Stuhl zu Mainz bestieg. Ränke sollen zu beiden Ernennungen beigetragen haben. Die Geistlichkeit erfuhr von ihm wenig Achtung. Seinen Nachfolger, Peter Reich, unterstützte Kaiser Rudolf 1287 nachdrücklich gegen den Grafen von Mümpelgard. Zur Anerkennung Gerhards von Wipingen, nach der Ernennung Papst Clemens V. mußten das Domkapitel, welches den Grafen Hartmann von Nidau gewählt hatte, die Stadt und das Land durch den Bann gezwungen werden 1312. Auch er führte wiederholte Kriege mit den Grafen von Neuenburg. Johann II., Senn von Münsingen, fiel als Anhänger Kaiser Ludwigs in den Bann, in welchem er bis nach desselben Tode verblieb. Er weihte 1363 das durch das Erdbeben sehr beschädigte, und weit schöner hergestellte Münster wieder ein. Gleich wie er sein Stift empor hob, so brachte sein von Papst Urban V. 1366 ernanter Nachfolger Johann III. dasselbe in großen Schaden. Er überfiel und verbrante 1367 seine eigene Stadt Biel wegen ihrer Verbindung mit Bern, und gerieth darüber mit den Bernern in einen Krieg; denjenigen mit Basel enthält der Art. Basel. — Immer von Ramstein, gest. 1391, verschuldete das Stift, legte aber dagegen in den bisher noch ganz unbewohnten Gegenden des sogenanten Freyberges bedeutende Ansidelungen an, deren teutschen und französischen Ursprung noch jetzt die Ortsnamen bezeugen, und räumte ihnen besondere Vorrechte ein. Konrad Mönch von Landskron wurde vom Domkapitel 1393 erwählt, ehe er die priesterliche Weihung empfangen hatte. — Humbert, Graf von Neuenburg, von welchem man die Einlösung der, meistens an seine Verwandten, verpfändeten Besitzungen des Hochstiftes gehofft hatte, verwickelte dasselbe noch in mehre Pfandschaften, veräußerte Gerechtsamen und Landschaften an die Stadt Basel, so daß ihm beinahe nur noch Biel, Neustadt, das Schloß Erguel und das St. Immerthal frei blieben. Statt des stille lebenden Hartmanns Mönch von Mönchenstein herrschten während desselben unvermöglichen Alters sein Namensverwandter Thüring und Johann von Flachsland, bis er selbst seine Würde ablegte, 1423. Johann V. von Fleckenstein, gest. 1436, verbesserte den Zustand des Hochstiftes durch Ordnungsliebe wieder, hatte aber doch 1424 einen Krieg mit dem Grafen von Neuenburg zu führen und mußte Olten an Solothurn veräußern. Er war Abt zu Sulz, und behielt mit päpstlicher Bewilligung wegen des Bisthums zerrütteten Zustandes diese Abtei bei. Friedrich II. oder III. zu Rhein, durch Einwirkung des Conciliums anerkant, gest. 1451, war einer der Gesandten des Conciliums zu Basel an Felix V. nach Ripaille, um demselben die Wahl zur Papstwürde anzukündigen. Seinen Officialen setzte er gefangen, weil er ohne Auftrag dem Papste Nicolaus V. öffentliche Obedienz geleistet hatte. Auch er brachte wieder mehre Ordnung in die Angelegenheiten des Bisthums; aber die schwierigen Zeiten hemmten seine kräftige Verwaltung durch unübersteigliche Schranken. Er war mehr Fürst als Bischof. Er hielt niemals eine Messe. Arnold von Rotberg gest. 1458, bezog die vom Concilium aufgehobenen Sigeltaxen, Annaten und Investitur-Gebüren wieder. Er wußte klug die schwankende Antwort des Papstes Nicolaus zu benutzen: wenn diese gerecht seyen, so bedürfen sie keiner Erlaubniß; seyen sie ungerecht, so könne er diese nicht geben. Arnold erhob, was er vermochte, und benutzte auch den Verkauf der Butterbriefe in ausgedehntem Maße. Johann VII. von Venningen löste neben andern Pfandschaften auch Bruntrut wieder ein. Nur aus dem vom Papste Pius II. erhaltenen Ablaß und der Bewilligung, während der Fastenzeit Butter zu genießen, soll er 10,000 Fl. für diesen Zweck zusammen gebracht haben. Er war Friedensvermittler zwischen den Eidsgenossen und Östreich, trat der Verbindung gegen Karl den Kühnen bei, wurde aber auch in den Burgundischen Krieg verwickelt. Sein Schloß Kalenberg und viele Dörfer wurden verbrant. Misvergnügt, daß das Domcapitel endlich den Nichtadeligen gänzlich den Zutritt verschlossen, und sogar seine Kaplanen der bürgerlichen Gerichtsbarkeit entzogen hatte, leisteten die Basler ihm keine Unterstützung. Pius II. ernante ihn und seine Nachfolger zu Kanzlern der neuen Universität. Gest. 1478. — Unter Philipp von Gundelsheim, erwählt 1527 kam die Glaubensverbesserung sowol zu Basel, als auch zu Biel, im Erguel, Münsterthal, Laufen, Zwingen, u. s. f. zu Stande. Er schlug seinen Sitz für immer in seiner Stadt Bruntrut in dem Kirchsprengel von Besan on auf; das Domcapitel verlegte seinen Sitz nach Freiburg im Breisgau, bis 1680, als diese Stadt durch den Nimwegischen Frieden in französische Hände gekommen war. Gest. 1553. — Jak. Christ. Blarer von Wartensee, erw. 1575. schloß 1579 ein Bündniß mit den sieben katholischen Schweizer-Kantonen Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg und Solothurn, welches nachher

von Zeit zu Zeit erneuert wurde, und die Bischöfe von Basel in eine genaue Verbindung mit denselben brachte. Beide Theile sollen einander thätige Hilfe leisten, wenn ein Theil des Glaubens halben gedrückt würde, oder die Unterthanen sich auflehnen, in des Hilfe begehrenden Theiles Kosten. Insbesondere sollen die Kantone dem Bischofe helfen, seine abgefallenen Unterthanen wieder zum katholischen Glauben zu zwingen. Es soll aber der Bischof nichts Gewaltthätiges vornehmen, ohne den Rath und Willen derselben, u. s. f. Es gelang ihm, die reformirte Religion aus dem Laufenthale wieder zu entfernen. Zu Bruntrut führte er die Jesuiten ein, und arbeitete thätig für die Verbesserung der Finanzen seines States. Die Unterhandlungen mit Bern, durch welche die Rechte des Bischofs auf Biel an diesen Kanton abgetreten, derselbe hingegen sein Bürgerrecht mit dem Münsterthale, über dessen Verhältnisse schon früher zwischen beiden Staten Zwistigkeiten sich erhoben hatten, aufgeben, und dem Bischofe einige Einkünfte überlassen sollte, fanden vielen Widerspruch auch bei den Schweizer-Kantonen, und der 1606 geschlossene Vergleich mußte unter seinem Nachfolger Wilhelm Rink von Baldenstein wieder aufgehoben werden. Im 17. Jahrh. wurden wiederholte Unternehmungen der Bischöfe, im Münsterthale die katholische Religion wieder einzuführen, durch Bern verhindert, und eben so mehre Versuche, die Ansprüche auf das Münster zu Basel und andere Gerechtsamen zu erneuern, von diesem Kantone zurück gewiesen. Die Besitznahme des Stiftes durch Herzog Bernhard von Weimar 1637 verursachte demselben großen Schaden. Auch 1675 wurde ein Theil des Landes von den Franzosen besetzt. 1691 bewirkten die Eidsgenossen von den Krieg führenden Mächten Erklärungen, daß das Gebiet des Bisthums verschont werden solle. Die Befolgung des Systems, welches die möglichste Ausdehnung der Regenten-Gewalt mit Statsklugheit verwechselt, und durch Ludwig XIV. Beispiel für Viele verführerisch wurde, verwickelte Johann Konrad II. von Reinach, (reg. v. 1705 bis 1737) in viele Schwierigkeiten. Der Versuch, das Münsterthal zur unbedingten Huldigung zu nöthigen, und die angewandte Execution veranlaßten die Berner, ins Feld zu rücken, und den entsetzten Landesvorsteher (Bandelier) wieder einzusetzen. Ein, zu Nidau 1706 geschlossener Vertrag stellte die alten Verhältnisse wieder her. Spätere Mishelligkeiten wurden 1711 zu Aarberg ausgeglichen. Foderungen an die Städte Neustadt und Biel veranlaßten mit diesen, und dadurch aufs Neue mit Bern Zwistigkeiten, die auch durch Verträge beseitigt wurden. Noch bedenklichere Gährungen, die selbst in Thätigkeiten übergingen, erhoben sich an mehrern Orten seiner Reichslande. Die Schlüsse des Reichshofrathes waren zwar dem Regenten, der ein Mitglied des oberrheinischen Kreises war, günstig; aber die Streitigkeiten hörten nicht auf. Sein Nachfolger Jakob Sigmund Rink, der, wie es in solchen Verhaltnissen oft zu geschehen pfleat, durch das von seinem Vorgänger befolgte System fortgezogen wurde, schloß einen Schutzvertrag mit Frankreich, und rief 1741 französische Truppen ins Land. Execution, Todes-, Freiheit- und Ehrenstrafen stillten endlich die Widersetzlichkeit. Joseph Sigmund überließ 1758 der Krone Frankreich ein Regiment auf den Fuß der Schweizerregimenter. Er vollendete die kostbare Straße durchs Münsterthal nach der Schweiz. — Friedrich Ludwig von Wangen schloß 1780 mit Frankreich ein besonderes Bündniß, kraft dessen sich der Bischof zur Beobachtung der Neutralität bei ausbrechenden Kriegen verpflichtet. Beim Ausbruche des Revolutionskrieges 1792 bemächtigten sich die Franzosen unter Custine der Reichslande des Bisthums. Aus demselben wurde ein Departement unter dem Namen des mont terrible gebildet, obgleich kein Berg dieses Namens, sondern nur nahe bei Bruntrut ein kleiner Berg Terry vorhanden ist. Nachher wurde aber dasselbe mit dem Dep. des obern Rheines vereinigt, und gerade vor dem Ausbruche der Schweizer-Revolution vereinigte das französische Directorium auch die zur Schweiz gehörigen bischöflichen Landschaften durch eigenmächtige Besitzergreifung mit demselben. Von dieser Zeit an dauerte dieses Verhältniß fort, bis die sämtlichen zwischen der Schweiz und Frankreich liegenden Bezirke des Bisthums durch den pariser Frieden **1814** der Schweiz zugetheilt, und durch die wiener Kongreßacte der zunächst am Kanton Basel liegende Bezirk Birsek demselben, das ganze übrige Gebiet aber dem Kantone Bern als eine Entschädigung für das Waatland und das untere Aargau überlassen wurde. Der 1794 erwählte Bischof Fr. Xaver Freiherr von Neveu ist wieder in seine geistlichen Verhältnisse eingesetzt. — Über den künftigen, bischöflichen Sitz und die vorgeschlagene Ausdehnung des Bisthums in das Innere der Schweiz ist gegenwärtig noch nichts entschieden. (*Meyer v. Knonau.*)

BASEL, Stadt und Kanton. 1) Geschichte. Als die Römer mit diesen Gegenden bekant wurden, wohnten in der umliegenden Landschaft die Rauraker. In der Nähe der nur zwei Stunden weiter oben am Rheine blühenden **Augusta Rauracorum** konte nicht so leicht ein anderer bedeutender Ort sich erheben. Man sieht die Stelle bei *Amm. Marc.* L. XXX. c. 3., wo erzählt wird, Valentian II. (reg. von 378—392.) habe eine Festung (robur) nahe bei Basilia erbaut, als die erste bestimte Erwähnung dieses Ortes an. Phlegon, Hadrian's Freigelassener, erwähnt zwar auch einer Basilia, aber ohne ihre Lage zu bezeichnen. Aus diesem Namen wollen Einige schließen (f. Jos. Simmler), Kaiser Julian habe den Ort während seines Aufenthaltes in jenen Gegenden gegründet, oder nach dem Namen seiner Mutter, Basiliana, genant. **Arialbinum** oder **Arialbinium** in Antonin's itinerar. und der tabula **Theodosiana** ist nicht, wie Cluver (Geograph. lib. II. c. 5.) meint, Basel, sondern es gehört vermuthlich in die Gegend von Binningen [1]. — Rauracien wurde der Prov. Sequanorum Max. einverleibt. — Der Untergang der Augusta beförderte Basels Vergrößerung. Damals wurde sie der Sitz eines Bischofes, der früher zu Augst gewesen seyn soll. Nach dem Tode Lothars II. von Lo-

1) Gesucht sind die Ableitungen von Paß oder Bas (Niederung) im Gegensatze der Supercilia Rheni bei Äugst, wie Amm. Marc. sich ausdrückt. Noch zu Kaiser Rudolf II. Zeiten wurde der Name Basil gebraucht. (S. Url. bei Wursteisen). Das Mährchen von den Basilisken ist neuer. Diese sind erst seit 1452 Schildhalter des Wapens; vorher waren es Löwen.

tharingen kam **Basula** in der Theilung von 870 zwischen Ludwig dem Teutschen und Karl dem Kahlen mit Ost-Lotbringen an den erstern. Als zu Ende des 9. Jahrh. Boso das burgundische Reich errichtete, fiel wo nicht der ganze dermalige Kanton Basel, doch wenigstens die mittägliche Gebirgsgegend demselben zu. Daß Basel selbst in der Folge zu Burgund gehört habe, meldet uns Dithmar, und Wippo, der die Geschichte Kaisers Konrad II. beschrieb, sagt: ipsa vero civitas ad Burgundiam pertinet [2]); doch übten bald die Bischöfe Regirungsgewalt aus. 917 wurde die Stadt von den Ungern gänzlich verwüstet; ein Schicksal, welches vermuthlich die frühere Ansidelung schon durch Attilas Heerzug erfahren hatte. Durch die Niederlassung eines zahlreichen Adels erhob sie sich wieder, und dehnte sich aus. Nach des letzten burgundischen Königs Rudolf III. Tode 1032 fiel das Land an seinen Schwestersohn Kaiser Konrad II., welcher die Gegend von Basel schon 1025 in Besitz genommen hatte. Aber es ist zu bemerken, daß Kaiser Heinrich II., welchem Konrad bereits die Nachfolge zugesichert hatte, schon vor dieser Vereinigung 1010 das Münster wieder erbaute und 1019 einweihen ließ. Der Bischof, der Reichsvogt, die adeligen Geschlechter, und bald auch die Bürgerschaft theilten sich in die oberste Gewalt, je nachdem die Verhältnisse diese oder jene begünstigten. Zu Anfange des 13. Jahrh. wurden die angesehenen Grafen von Homburg von der Reichsvogtei verdrängt, und diese wurde baselschen Rittern, bischöflichen Vasallen, übergeben. Ein zahlreicher Adel stand an der Spitze der Bürgerschaft den bischöflichen Ansprüchen entgegen. Die Bischöfe bestellten die Vorsteher [3]). Neben dem Reichsvogte stand noch über ihm der Scultetus. Tschudi (Antiquit. Helv. Manusc. de Rauracis) suchte die frühen Wahlbefugnisse der Bürger ins Licht zu setzen; doch trift man immer auf bischöfliche Befreiungen und Bestätigungen. Die Bischöfe mußten immer mehr einräumen. Der Eid des Rathes und derjenige der Bürger beweisen die Beschränktheit der bischöflichen Rechte; diejenigen der Stadt bestätigte Kaiser Richard 1262. Bald hernach beunruhigte eine Entzweiung des ältern Adels und der sich erhebenden Geschlechter die Stadt und ihre Umgebungen. Diejenige Gesellschaft, welche einen Papagei (Psittich, psittacus) in einem weißen Banner führte, nöthigte die des ältern Adels, welche einen weißen Stern in rothem Banner gewählt hatte, die Stadt zu verlassen. Beide hatten sich mit Grafen und Markgrafen verbunden. Keine bischöfliche oder städtische Befugniß vermochte es, die Fehde zu stillen. Sie wurde zur Statssache. Die vom weißen Sterne unterstützten den Grafen Rudolf von Habsburg, ihren Beschützer, der, mit dem Bischofe in öftere hartnäckige Kriege verwickelt, 1273 die Stadt, deren Umgebungen bereits verheert waren, belagerte. Bei einem raschen Ausfalle der Basler rettete Rudolfen sein schnelles Pferd; der Bürgermeister, Ritter Hugo Marschall, ihr Anführer, fand im Kampfe den Tod. Nur als die Kaiserwahl Rudolfs wieder mehre Ordnung ins teutsche Reich brachte, und zugleich seiner eigenen Fehde mit dem Bischofe (s. **Bisthum Basel**) ein Ende machte, stellte derselbe 1274 den Frieden her, und führte seine Gehilfen wieder in ihre Verhältnisse ein. Bischof Peter (gest. 1290) vermittelte zwischen beiden Theilen vollends dahin, daß, wenn der Bürgermeister aus der einen, der oberste Zunftmeister (eine Beamtung, welche der Bischof selbst 1286 dem Rathe entgegen gestellt hatte), aus der andern Gesellschaft gewählt werden, und jede sechs Glieder in den Rath geben solle. In einem Documente von 1289 nent Bischof Peter die Basler concives. Die Stadtvorsteher, von Außen bedroht, bedurften des Volkes; und dieses fühlte seine Kraft. Der Östreich pflichtige Theil des Adels war der Stadt und dem Bischofe gefährlich, weil jeder vom Auslande abhängige Statsgenosse seinem State, besonders einem kleinern, gefährlich werden kann. Um 1308 störten Reibungen der östreichischen und bischöflichen Partei schon wieder den innern Frieden. 1333 wurde Basel wegen seiner festen Anhänglichkeit an den Kaiser Ludwig den Baier vom Papste Johann XXII. mit dem Banne belegt. Die alten Chroniken sagen, die Bürger hätten den Ordensleuten, welche das Interdict beobachten wollten, erklärt:

Sie sollten lesen und singen,
Oder aus der Stadt springen.

Das letztere geschah von den Barfüßern und Dominicanern. Nach Vitoduran sollen die Bürger den päpstlichen Abgeordneten, welcher den Bann verkündigen sollte, im Rheine ertränkt haben. Sie blieben Ludwigen bis an seinen Tod getreu; und als Karl IV. 1348 in Begleitung des Bischofs von Bamberg nach Basel kam, der als päpstlicher Legat der Stadt, nachdem sie ihren Fehler würde bereut haben, Verzeihung ertheilen sollte, antwortete Konrad von Bärenfels, der Bürgermeister: „die Stadt sey ihrem rechtmäßigen Kaiser treu gewesen, und wollte sich keine Fehler aufbürden lassen. Sie habe den sel. Kaiser nie für einen Ketzer gehalten (wie die päpstliche Bulle denselben nante), und nehme ohne Rücksicht

---

2) Dieser Landstrich war der Baselgau. Ein kleiner Strich um die Stadt Basel. Außer den obigen Umständen (vgl. Encykl. III. S. 10.) wissen wir übrigens von ihm sehr wenig. Vgl. *Schöpflin* Alsat. ill. I. 640. und die Karten von Elsaß, wie die unsrige von Alemannien. (*Delius.*)

3) 1218 ertheilte Friedrich II. dem Bischof Heinrich von Thun eine Urkunde, daß kein Rath und keine andere Gesellschaft ohne Einwilligung eines Bischofs solle errichtet werden. Aber es ist ungewiß, ob bereits ein Rath errichtet, oder nur vom Kaiser die Bewilligung dazu gegeben worden war. 1246 finden wir die Basler gemeinschaftlich mit Mühlhausen auf einem Kriegszuge gegen das Schloß Landsee, aus welchem sie viele Beschädigungen erfuhren. Wursteisens Angabe, Bischof Lüthold I. habe 1210 die Zünfte gestiftet, beruht auf keinen sichern Gründen. Die ältesten bekanten Zunftbriefe sind von Lüthold II., 1248. Diese Zünfte waren aber nicht sowol politische Eintheilungen, als bloße Innungen, was sie noch eine Zeit lang blieben, indeß auch in vielen andern Städten die Zünfte noch später entstanden. Die Errichtungsurkunde der Gärtnerzunft von Bischof Heinrich, damals eigentlich nur noch Coadjutor, von 1260 (das erste baselsche Document in teutscher Sprache), ist eine Art von gegenseitigem Schutzvertrag, und erklärt sich dadurch, daß dieser Bischof der Hilfe der Stadt bedurfte, um sich auf seinem Stuhle festzusetzen. — Die, nicht mehr vorhandene Handveste, welche eben dieser Heinrich der Stadt gab, begründete wesentlich ihre Selbständigkeit, und löste das Band der kaiserlichen Urkunde von 1218. Auf dieselbe bezogen sich auch die Handvesten späterer Bischöfe. — Die Urkunde, in welcher der Name des ersten Bürgermeisters, Heinrich Steinlin, vorkomt, ist von 1253. Der Bürgermeister wurde aus den Rittern durch ein zusammengesetztes Wahlcollegium gewählt.

auf den Papst denjenigen als Kaiser an, den die Mehrheit der Kurfürsten ihr gebe. Nach Ertheilung der Absolution werde man die Thore öfnen." Jetzt foderte der päpstliche Abgeordnete, der Bürgermeister sollte doch um die Lossprechung bitten; und nur nachdem ihn die Bürger bevollmächtigt hatten, sprach dieser eine Bitte aus. Nun erfolgte die Absolution ohne Buße und Demüthigung. Von diesem Kaiser erhielt die Stadt die Befreiung, daß ihre Bürger vor keinem andern, als dem Stadtrichter erscheinen dürfen. Sie näherte sich dadurch immer mehr den Verhältnissen einer selbständigen Reichsstadt, und erhob sich auch späterhin durch Befreiungen der Kaiser Wenzel, Siegmund, Friedrich, u. s. w. — Ochs vermuthet, die Aufnahme aller Zünfte in den Rath falle ins J. 1337. — Ein heftiges Erdbeben, welches auch in der benachbarten Jura-Gegend große Verwüstungen anrichtete, stürzte 1356 einen großen Theil der Gebäude und Mauern nieder. Mehre hundert Menschen verloren ihr Leben unter den Trümmern, in welchen noch Tage lang das Feuer wüthete. — Herzog Albrecht von Östreich verwarf den Antrag eines Rathgebers, sich der nun gedemüthigten, ihm widerstrebenden Stadt, schon lange der wichtigsten des helvetischen Landes, zu bemächtigen; und nach wenigen Jahren war sie wieder stark genug, diese Gesinnung durch Hilfleistung zu erwiedern. Dem väterlichen Wohnsitze ergeben, verwarfen die Bürgar den Vorschlag, sich in einiger Entfernung wieder anzubauen. Sehr bald erhob sich indeß die Stadt, die schon früher, nach damaliger Sitte, mit benachbarten und entferntern Fürsten und Städten vorübergehende Vereine geschlossen hatte, wieder kräftig aus ihren Trümmern. Um 1370 wurden die Pässe im Jura durch den räuberischen Adel unsicher gemacht. Endlich vereinigten sich die Basler, deren Reichthum auf der Sicherheit des Handels beruhte, mit dem Grafen Rudolf zu Nidau, Landgrafen im Buchsgau. Das Bergschloß Falkenstein wurde erobert. Die von Bucheck, Thierstein, Bechburg und Eptingen gaben sie in die Verwahrung des Grafen, und ließen zum warnenden Beispiele die Söldner enthaupten. Neue Kriege beunruhigten die Stadt, 1374 hielt sie nicht nur eine Belagerung der vereinigten Macht des Bischofs (Johann von Vienne), und des Erzherzogs Leopold aus, sondern streifte verheerend in ihre Besitzungen.— Dieser Zeitpunkt und der nächstfolgende zeichnen sich durch die lebendigste Regsamkeit aus. Immer reiben sich die Parteien im Innern, und hinwiederum die Stadtvorsteher und der Bischof. Dieser verliert von seinem Ansehen und behauptet es wieder; und eben so verhält es sich mit dem östreichischen Einflusse. Dennoch weiß die Stadt während aller diesen Gährungen sich fortschreitend immer zu vergrößern und unabhängiger zu machen, und geht aus augenblicklichen, bisweilen selbst verschuldeten Hemmungen kräftiger hervor. 1376 als Herzog Leopold, welchem damals die kleinere Stadt verpfändet war, seine Fastnachtspiele in die größere Stadt hinüber trug, und die Bürger, als einige derselben von den Pferden verletzt wurden, drei östreichische Edelleute und mehre Knappen erstachen, auch andere anhielten, doch aber sogleich wieder losließen, büßte die über dieser b ö s e n F a s t n a c h t, wie man sie nante, uneinig gewordene Stadt ihren Mangel an Gemeinsinn durch einen nachtheiligen Frieden mit Östreich [4]). Ein für die Stadt gefährlich scheinendes Bündniß, welches der Rath 1379 mit Östreich schloß, gab dem Bürgersinne neue Regung. Ochs setzte die Aufnahme der Zunftmeister in den Rath ins J. 1382. Acht Ritter wurden 1384 vom Rathe ausgeschlossen, weil sie wider die Stadt „gehandelt haben." Um 1385 wurde ein Ammeister gewählt. Wie einst zu Rom räumten die Patrizier den Plebeiern noch eher die wichtigsten Beamtungen, als den Titel der ersten Magistratur ein. Alte und neue Zunftmeister und Räthe, mit Ausnahme der lehnpflichtigen Räthe, sollen jährlich den Ammeister wählen. Unter ihm stand die Wache; und im folgenden Jahre trat er in den Rath ein. Eine Urkunde von 1386 bestimt, daß nur die Zunftmeister den Ammeister wählen sollen, nachdem sie vorher im Rathe den Wahleid abgelegt haben. Die Sechser, welche früher nur Mitvorsteher der Zünfte waren, erscheinen nun auch in der obersten Behörde. 1387 wurde der erste Bürgermeister aus den Achtbürgern gewählt; 1389 bekleidete wieder ein Ritter diese Stelle. In demselben Jahre wurde das Oberstzunftmeisteramt hergestellt, und die Ammeisterstelle hörte auf. — Schon früher hießen die Basler freie Gotteshausleute. Sie erkauften vom Bischofe das Münzrecht, den Salzverkauf, den Kaufhauszoll, u. a. m., 1380 das Schultheißenamt. Nach Herzog Leopolds Tod 1386 wurde die Reichsvogtei, deren Inhaber zu verschiedenen Zeiten der sich entwickelnden Freiheit der aufblühenden Stadt gefährlich zu werden schienen, über Großund Kleinbasel von Kaiser Wenceslaus, und Kleinbasel von Leopolds Söhnen an die Basler verpfändet. Der Bischof, welcher dasselbe an Östreich verpfändet hatte, löste die Pfandschaft wieder; aber die Basler kauften 1392 die kleine Stadt um 29,800 Fl. Aus zwei kleinen Fischerdörfern war daselbst ein größerer Ort entstanden, 1226 durch eine Brücke mit Basel selbst verbunden, dann mit Mauern und Graben umgeben, und 1270 von den Bischöfen mit Stadtrechten und einer städtischen Regirung versehen worden. Sie führte zuerst die Namen minre (die m i n d e r e) und enrun (von e n n e r t, jenseits). Die Erwerbung dieser kleinern Stadt mag zu dem Kriege beigetragen haben, der sich 1409 zwischen Basel und der Witwe des Erzherzogs Leopold, oder ihren Beamtungen im Breisgau, Sundgau und Elsaß erhob. Basel erhielt Hilfe von Bern und Solothurn; die Östreicher wurden bei Magden geschlagen; viele gegenseitige Verwüstungen erfolgten, und 1411 wurde der Friede wieder geschlossen. — Oft begleiteten mehre Tausend das Banner der Stadt. Vor Allem auf Vermehrung der innern Stärke bedacht, hatte man während 30 Jahre 1117 Bürger angenommen. Ein Zug mit dem Stadtbanner verschafte das Bürgerrecht. Doch diese Verfechter der Freiheit wollten auch selbst ihrer Vortheile genießen. Die Stadt näherte sich immer mehr der Unabhängigkeit und den demokratischen Formen. Während des Krieges hatte sie,

4) Bemerkenswerth und warnend für diejenigen, welche den historischen Scepticismus gerne verdrängen möchten, ist es, daß der beinahe immer prüfende T s c h u d i die böse Fastnacht in's J. 1267 setzt, und sogar noch Folgerungen mit dieser Angabe verbindet.

mistrauisch auf die vom Bischofe gewählten Vorsteher, es versucht, diesen zur Überlassung der Oberstzunftmeisterwahl an die Bürgerschaft zu vermögen, und als dies mislang, denselben aus eigener Macht wieder einen Ammeister beigeordnet. Sie behielt diese Beamtung sieben Jahre lang bei, und entsagte ihr 1417 nur auf die Auffoderung Kaiser Siegmunds selbst. — Mit zehn elsassischen Städten und dem Pfalzgrafen Ludwig bei Rhein schloß Basel einen Landesfriedensbund für Elsaß und Breisgau. Sieben bevollmächtigte Bothen entschieden in Breisach über die Bundesangelegenheiten über Frieden und Krieg. Mit diesen Verbündeten wurden die Basler in einen Krieg mit dem Markgrafen Bernhard von Baden verwickelt. So allgemein waren die Fehden, daß Thomas Oberott, ein Knecht Rudolfs von Weissenberg, 1426, nachdem er wegen Diebstahls und Mords gefangen, wieder entronnen war, sich nicht scheute, die Basler zu befehden, sie mit Brand zu schädigen, und ihre Vorsteher durch schimpfliche Schilderungen zu höhnen. — 1431 begann das merkwürdige Concilium, welches bis 1448 dauerte. Nur nachdem die Stadt sich beinahe ein Jahr lang gegen den Kaiser geweigert hatte, demselben seinen Schutz zu entziehen, begaben sich die noch übrigen Glieder desselben nach Lausanne. Während desselben beunruhigte auch der einheimische Krieg der Schweizer, oder der übrigen Kantone gegen Zürich und Östreich Basels Umgebungen. 1444 den 26. Aug. geschah die Schlacht bei St. Jacob, in der Nähe der Stadt, wo 1600 Schweizer aus dem Lager bei Farnspurg dem Französischen 20 bis 30,000 Mann starken Heere einen solchen Widerstand leisteten, daß die erstern beinahe gänzlich aufgerieben wurden, die letztern aber sich wieder zurück zogen. Weil mehre Adelige sich an Frankreich und Östreich angeschlossen hatten, wurden sie verbant. Der Adel verlor mehre Vorrechte. Die Stadt schloß sich an die Eidsgenossen an. Der Stein oder die Festung zu Rheinfelden wurde erobert und zerstört. — Treulosigkeit machte die Fehden noch verderblicher. Einen Theil des dortigen Landvolkes drückte die härteste Leibeigenschaft. Die Schlösserbesitzer verbanden ihre Erpressungen mit den rohesten Grausamkeiten. Dennoch verarmten mehre, und Basel brachte ihre Besitzungen durch Kauf an sich. Klug und muthvoll schützte es sich gegen den Grafen von Thierstein, welcher, auf Solothurns Freundschaft trotzend, die Basler beunruhigte und einen verrätherischen Überfall versuchte. — In den burgundischen Kriegen leisteten die Basler den Eidsgenossen beträchtliche thätliche Hilfe. Im Schwabenkriege 1499, den Kaiser Maximilian und der schwäbische Bund mit den Eidsgenossen führten, beobachtete Basel die Neutralität. Misvergnügt darüber verließ ein Theil des Adels die Stadt; man befehdete, verglich und trennte sich wieder. Die Stadt suchte nun die Aufnahme in den eidsgenössischen Bund nach. Auf einer Tagsatzung zu Luzern, den 9. Juni 1501, erfolgte die Einwilligung. Freiburg und Solothurn, welche seit 1481 dem Bunde beigetreten waren, räumten dennoch der weit ansehnlichern und seit 1459 Universitatsstadt den Vorrang ein. In diesem Bündnisse wurden den Baslern, gleich wie andern spätern Bundesgliedern, nicht die vollständigen Rechte der frühern eingeräumt. „Es soll eine Stadt Basel mit niemand kriegliche Aufruhr anheben, sie bringe dann zuvor ihr Anliegen, u. s. f. an gemeiner unsrer Eidgenoßschaft Anwälde, oder derselben Obrigkeit, u. s. w." Wenn Jemand mit Basel streitig ist, und das Richteramt der Eidsgenossen anruft, so muß sie sich demselben unterwerfen, Basel trit mit Niemand in Bündniß ohne Wissen und Bewilligung der Eidsgenossen, oder ihrer Mehrheit. In Absicht auf die innern Verhältnisse der Bundesglieder wurde Basel in dieselben Rechte gestellt. Am 13. Juli 1501 beschwuren alle Mannspersonen über 15 Jahre öffentlich auf dem Kornmarkte den eidsgenössischen Bund. Der neue Kanton nahm Antheil an den italischen Kriegen der Schweizer und an ihren gemeinschaftlichen Eroberungen. Noch während der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. genossen die zurückgebliebenen Adeligen Ansehen und Zutrauen. Burkard von Rotberg führte dem Kaiser 1452 den Zuzug nach Rom, der vor denjenigen aller andern Städte glänzte, und erwarb die große Urkunde der Freiheit; aber nach dem Eintrit in den Schweizerbund verwandelte sich das Zutrauen gegen sie in immersteigendes Mistrauen. Denn sie schienen vergessen zu haben, daß vornehmlich in Republiken alte Namen nur dann Auszeichnung verdienen und erhalten, wenn sie mit wirklichen Verdiensten die Überzeugung verbinden, daß kein Vorrecht ihnen zukomme. 1516 wurde die adelige Stube, in welche schon früher die zwei bevorrechteten Gesellschaften zusammen geflossen waren, in ihrer Stellvertretung den übrigen Zünften gleich gesetzt, und beschlossen, daß der Bürgermeister auch aus den übrigen Zünften gewählt werden könne. In der Folge näherte sich die Zunftverfassung noch mehr der Demokratie. Nur vier adelige Familien behielten das Bürgerrecht, doch ohne Antheil an der Regirung. — Ein kräftiger und unbefangener Sinn zeichnete die Basler während einer Reihe von Jahrhunderten aus. Nicht nur zu Kaiser Ludwigs Zeiten, sondern schon 1167 hatten sie mit ihrem Bischofe, Kaiser Friedrich I. getreu, zehn Jahre den päpstlichen Bann ausgehalten. Als im 14. und zu Anfange des 15. Jahrh. die Begharden und Beginen, von den Dominicanern angegriffen, und von den Barfüßern unterstützt, sich sehr ausdehnten, und Unruhen dadurch entstanden, hatte damals noch in dem unbefangenen Sinne der Basler die Besorgniß über die Folgen und Wirkungen der zur Schwärmerei sich neigenden Verbindung über den Werth ihrer ascetischen Bestrebungen das Übergewicht. Die Stadt vereinte sich mit dem Bischofe. Sie wurden aufgelöst, und ihre noch übrigen Häuser dem Hospital gegeben. — Bald nach dem Concilium richteten die Wünsche der Basler, während daß Andere Ablässe, Reliquien, u. dgl. suchten und fanden, sich auf eine hohe Bildungsanstalt. Die Universität, deren Bestätigung die Stadt vom Papste Pius II., welcher als Aeneas Sylvius dem Concilium beigewohnt hatte, erhielt, zählte eine lange Reihe vorzüglicher Männer; und noch in neuern Zeiten zeichnete sich Basel durch die berühmten Namen seiner Gelehrten aus. Gelehrte Botaniker, prüfende Ärzte, gründliche Philologen, tiefsinnige Mathematiker, denkende Theologen, forschende Alterthumskenner, hellsehende, politische Schriftsteller verbreiteten eine lange Zeit hindurch den gelehrten Ruhm Basels und seiner Universität. Die Kirchenverbes-

ſerung fand bald Beifall. Schon 1519 wurden verſchiedene Schriften Luthers daſelbſt gedruckt. Capito, Hedio und Oekolampad erwarben ſich ſo viel Beifall, daß bereits 1524 der Magiſtrat beſchloß, die Geiſtlichen ſollen nichts anderes lehren, als was ſie aus göttlichen Schriften beweiſen könten. Zuerſt taufte Oekolampad in teutſcher Sprache, und theilte das Abendmahl unter beiden Geſtalten aus. Im Schoße des Magiſtrats und in der kleinern Stadt behielt der ältere Glaube zahlreiche Anhänger; dennoch mußte der erſte 1527 freie Religionsübung geſtatten. Geiſtliche Corporationen übergaben demſelben freiwillig ihre Stiftungen. Die Freunde der Reformation vermehrten ſich in allen Claſſen; aber immer noch zögerte die Obrigkeit. Wiederholt ergriff man die Waffen; doch ohne Blutvergießen. Endlich traten mehr als 2000 Bürger zuſammen, nahmen die Bilder aus den Kirchen, verbranten ſie öffentlich, und zeigten dem Rathe an, ſie hätten nun in wenigen Stunden vollbracht, worüber er zehn Jahre lang gezögert habe. Nun wurde die neue Glaubensform allgemein eingeführt. Die Landſchaft folgte freiwillig dem Beiſpiele der Stadt nach. Doch äußerten ſich auch hier unruhige wiedertäuferiſche Bewegungen. Die klöſterlichen Stiftungen wurden zu gemeinnützigen Zwecken verwandt, und das Domcapitel verließ die Stadt. Mit dem Biſchofe ſchloß man 1585 über ſeine Anſprüche eine Übereinkunft. Gleichwol wurde noch im folgenden Jahrhundert insbeſondere 1670 und 1685 Anſprüche auf das Münſter und andere Foderungen erneuert, von der Stadt aber immer zurück gewieſen. — 1531 entſtand zwiſchen Baſel und Solothurn wegen einer Gränzſtreitigkeit eine Erbitterung, welche beinahe in Thätlichkeiten übergegangen wäre, und, wegen eines Galgens, den die Solothurner auf einer ſtreitigen Stelle errichteten, basleriſche Angehörige hingegen zerſtörten, in den ſchweizeriſchen Chroniken den Namen des Galgenkrieges erhielt. — Oft trat Baſel in frühern Zeiten als Vermittler in Streitigkeiten benachbarter und entfernterer Städte und Fürſten auf. In den beiden letzten einheimiſchen Kriegen der Schweizer 1656 und 1712 beobachtete ſie die Neutralität, und trug zur Wiederherſtellung des Friedens bei.— Auch nach dem Eintrit in den eidsgenöſſiſchen Bund wurde Baſel vom Kaiſer zu verſchiedenen Malen zur Türkenhilfe aufgefodert, und ihre Bürger von dem Reichskammergerichte durch Vorladungen und verhängte Arreſte in Anſpruch genommen. Die 1643 und 1646 vorgegangenen Proceduren trugen das meiſte dazu bei, daß der baſelſche Bürgermeiſter, Rudolf Wettſtein, auf den münſteriſchen Friedenscongreß abgeordnet wurde. Aber auch nach der Anerkennung der ſchweizeriſchen Exemptionen verſuchte es das Kammergericht noch 1649 und 1650, ſeine Anſprüche zu erneuern, bis wiederholte Schritte am kaiſerlichen Hofe denſelben ein Ende machten. — Die Anlegung der Feſtung Hüningen in der Weite eines Kanonenſchuſſes durch Ludwig XIV. 1679, zu deren Verhinderung es den Schweizerkantonen am erfoderlichen Zuſammenhalten gebrach, die Ausdehnung der Feſtungswerke auf eine Baſel zugehörende Inſel 1684 u. ſ. f. verwickelten Baſel bis zu ihrer Schleifung 1815 in manche Verlegenheit. Die misliche Lage der Stadt am äußerſten Ende des ſchweizeriſchen Gebietes auf einer, zwiſchen Teutſchland und Frankreich hinein ſich erſtreckenden Landzunge, hatte ſie ſchon früher in ſchwierige Verhältniſſe gebracht, welche nun noch vermehrt wurden. 1633 geſchahen durch die Öſtreicher, 1638 durch den Herzog von Weimar, 1678 durch die Franzoſen unter Crequi, 1709 durch den öſtreichiſchen General Mercy Verletzungen des baſelſchen Gebiets. Die letzte hatte Sequeſtrationen der baſelſchen Einkünfte im Sundgau und Sperrungen der Zufuhr von Seiten Frankreichs zur Folge, welche Jahre lang dauerten. Bei Annäherung des Kriegsſchauplatzes während der frühern Kriege Ludwigs XIV., der ſpaniſchen und baierſchen Erbfolge- und des erſten Revolutionskrieges legten die Eidsgenoſſen Beſatzungen nach Baſel, und gaben denſelben Repräſentanten bei. Die Belagerungen Hüningens und ſeines Brückenkopfes ſetzten die Stadt in Gefahren und Verlegenheiten. 1813 und 1814 geſchah durch Baſel der Einmarſch des großen vereinigten Heeres der Coalition gegen Napoleon, und eine Zeit lang war ſie der Aufenthalt der Kaiſer von Öſtreich und Rußland, und des Königs von Preußen. — Auch während der ſchweizeriſchen Statsumwälzung 1798, bei deren Ausbruche ſich Baſel durch ſchnelle Annahme der vom franzöſiſchen Directorium angetragenen Verfaſſung zwar die Theilnahme an den kriegeriſchen Ereigniſſen, nicht aber die Beſetzung durch franzöſiſche Truppen und Geldlieferungen erſparte, blieb Baſel ein abgeſonderter Kanton. Als ſolcher ging er 1803 in die Mediations-Verfaſſung, und 1814 in den neuen ſchweizeriſchen Bundesverein hinüber, in welchem er den eilften Platz einnimt. — Ihr Gebiet hatte die Stadt größten Theils durch Käufe von den Biſchöfen, denen von Falkenſtein und der Familie Mönch erworben; und durch die wiener Kongreßacte wurde dem jetzigen Kantone der, vormals zum Bisthum gehörige, Bezirk Birſek zugetheilt.— Innere Unruhen ſtörten auch außer den oben ausführlicher angezeigten Mishelligkeiten zu verſchiedenen Zeiten den Frieden der Stadt, z. B. 1348 wegen Ausrottung der Juden; 1402 der Münze wegen; 1521 wegen franzöſiſcher Penſionen, wobei verſchiedene Regirungsglieder mit Leibes-, Ehren- und Geldſtrafen belegt wurden; insbeſondere 1691 wegen Mishelligkeiten zwiſchen der Regirung, die ſich große Anmaßungen erlaubt, auch den großen Rath, der die höchſte Gewalt beſaß, beinahe in ein Schattenbild verwandelt hatte, und der Bürgerſchaft, welche die Dazwiſchenkunft der Kantone nöthig machten. Durch unſichere Haltung, Mangel an Uneigennützigkeit und Eintracht verloren auch die Opponenten ihre rechtliche Stellung. Die Häupter der meiſten Kantone waren ihr ungünſtig. Einige büßten mit dem Leben; aber für die Folge wurde ein billigeres, zwar allzu ängſtlich berechnetes Verwaltungs-Syſtem gewonnen. 1525, 1594, 1598 geſchahen Empörungen auf der Landſchaft, und 1653 bereitete ſich der in den Kantonen Bern, Luzern und Solothurn entſtandene Bauernaufſtand insbeſondere auch über den Kanton Baſel aus. — Oft waren in den frühern Jahrh. zu Baſel Reichstage gehalten worden. Heinrich IV. wurde 1061 daſelbſt gekrönt, und 1499 der Friede zwiſchen dem Kaiſer und dem ſchwäbiſchen Bunde und den Eidsgenoſſen, 1795 zwiſchen Frankreich und Spanien, ſo wie auch zwi-

schen Frankreich und Preußen geschlossen. — Das Wapen oder der so geheißene Baslerstab ist nach der unbefangensten Erklärung nichts anders, als ein mit einem Schifferstachel so in Verbindung gebrachter Bischofsstab, daß das untere Ende des leztern zwischen den sich ausbreitenden Spitzen des erstern hervorgeht. Die Stadt führt ihn schwarz im weißen Felde, ohne von dem goldenen Gebrauch zu machen, mit welchem sie Papst Julius II. 1512 ausstattete; im bischöflichen Wapen ist derselbe roth. Die benachbarten Städte Liestall, Laufen und Delsperg haben auch solche Stäbe in ihren Stadtwapen. — Die Erklärungen des besondern Herkommens, nach welchem, seit unvordenklichen Zeiten, der Zeiger zu Basel um eine Stunde früher war, als anderswo, daß nämlich durch eine schnelle Veränderung der Uhr eine Verschwörung vereitelt, und die vor der Stadt harrenden Feinde irre gemacht worden seyen; oder daß man durch dieses Mittel die Väter des Conciliums zu früherer Besuchung ihrer Versamlungen habe antreiben wollen: bestätigen sich durch keine bestimten geschichtlichen Belege. — Das bei den Wahlen eingeführte Los, über dessen Anwendung in dem lezten Jahrh. viele Versuche gemacht wurden, kann nur durch ein tief empfundenes Bedürfniß, willkürlichen Begünstigungen entgegen zu wirken, erklärt werden, ist aber der Auszeichnung des Verdienstes nicht zuträglich, und bringt bei Besetzung öffentlicher Lehrstellen oft die verkehrtesten Folgen hervor. Nichts desto weniger sind, um auch von der entgegengesetzten Seite die Sache zu betrachten, in Freistaten Ängstlichkeit und Eifersucht in Wahlsachen nicht nachtheiliger in ihren Folgen, als wenn Epicureismus, Weltbürgersinn oder ein auf bloßes Erwerben sich richtender Kaufmannsgeist, die öffentlichen Stellen gering achten, und diese leztern aufhören, wenigstens im Ganzen genommen, das Ziel der Ehrbegierde und die Bedingung des öffentlichen Ansehens zu seyn. (*Meyer v. Knonau.*)

2. Neuere Statskunde. Der Kanton Basel liegt in der nordwestlichen Schweiz. Er gränzt nördlich auf dem rechten Rheinufer an Frankreich, westlich an die Kantone Bern und Solothurn, südlich an Solothurn, östlich an den Kanton Aargau und das Großherzogthum Baden. Sein Flächeninhalt beträgt 12 bis 13 □Meilen oder 23,712 □lieues. Er besteht aus dem Kanton Basel, wie er vor 1798 war, und den ehemals zum Bisthum Basel gehörigen Gemeinden Arlesheim, Rheinach, Aesch, Pfeffingen, Ettingen, Terweiler, Oberweiler, Allschwiler und Schönenbuch. Diese letzten sind kraft des dritten Artikels der wiener Kongreßerklärung vom 20. März 1815 dem Kanton Basel einverleibt worden[1]).

Der nördliche Theil ist ganz unregelmäßig gestaltet, während der südliche eine zusammenhangende abgerundete Masse bildet. Von den fruchtbaren Ebenen am Rhein, um die Hauptstadt herum, erhebt sich die Landschaft mit immer zunehmender Breite gen Süden mit mannigfaltigen Thälern und Anhöhen, auf denen Laubholz wächst, bis auf den Rücken des Jura, den dicke Tannenwälder bekränzen. Diese drei Abstufungen bezeichnen drei merkliche klimatische Verschiedenheiten. Die Ebene, gegen Mitternacht ganz offen, so wie die Vorthäler haben sich eines milden Klima und sehr zeitigen Frühlings zu erfreuen, weil Berge sie vor den Nordwinden schützen. Der Boden ist überhaupt fruchtbar und ein ähnlicher Reichthum an Naturschönheiten wird, dem Raume nach, selten gefunden. Das eigentliche Gebirge durchstreicht den Kanton von Südost nach Nordwest und senkt sich allmälig, je mehr es sich dem Rhein nähert. Zu seinen höchsten Punkten, in sofern sie mit eigenen Namen belegt sind, gehören: Passwang 3720′ über dem Meere, Wasserfall, Kallenberg, Billstein, die beiden Hauensteine, Belchen oder Böllchen 2630′ relat. Höhe, Kallen, Wysenberg, wo vor einigen Jahren die französischen Ingenieurs ihre Triangulirung der Schweiz und des Elsasses verbanden, Burgfluh, Löschberg, Reehag, Schaafmatt und Geisfluh 2200′ relat. Höhe; zu den Bergen des zweiten Rangs: Wallenberg, Hummel, Dietisberg, Farnsburg, Sissach, Sonnenberg, Schauenburg, Dormach, Schartenfluh oder Gempenstollen 1570′ relat. Höhe, Münchenstein und der in den Werken der Bauhine so oft genante Mutenz (Mons Mutetus) 740′ über dem Rhein. Die Flüsse sind der im Kanton allenthalben schiffbare Rhein, der bei der Hauptstadt sich plötzlich nach Norden richtet, die Birs, ein reißender Gebirgsstrom, der nach einem funfzehnstündigen Lauf unweit Basel in den Rhein sich ergießt, die Ergelz oder Ergolz (Erguß), die, nachdem sie zahlreiche Bäche aufgenommen hat, bei Augst in den Rhein trit. Für den gänzlichen Mangel an Seen entschädigen die Heilquellen zu Schauenburg, Ramsen, Oberdorff (dem Geburtsort des durch seine Flugmaschine bekanten Mechanikus Degen in Wien), Bubendorf und Rauchepingen. Die geognostischen Verhältnisse des Jura, dessen Verzweigungen den Kanton durchziehen, können als allgemein bekant vorausgesetzt werden. Sein Hauptbestandtheil ist auch hier der sogenante Jura-Kalk (dichter Kalkstein), dessen Schichtungen nach SW. senken. Ihn begleiten an einigen Orten Torflager, Steinkohlenflöze bei Münchenstein, Liestall, Sissach und Bretzwyl; Pechkohlen bei Dürnen, reiche Gypslager bei Hemmicken, Mergel, guter Sandstein, der angelehnt lagert, an der westlichen Gränze rother Sandstein. Bei Brüglingen hat der Rhein Urfelsgeschiebe abgesetzt. Bei Wenslingen ist eine Tropfsteinhöhle. Hier und da Eisenbohnenerz, Eisenerz im Schönthal. Uebrigens hat kein Theil der Schweiz soviel Versteinerungen aufzuweisen als dieser Kanton[2]). Die Flora gehört zu den reichsten im Mitteleuropa[3]). Mit ihr steht, wie allenthalben, die Insecten-Fauna in enger Beziehung.

---

1) S. Vereinigungsurkunde des Bezirks Birsek mit dem Kanton Basel in Usteris Handbuch des schweizerischen Statsrechts. 2. Auflage, Aarau 1821. S. 75.

2) Bernoulli's geognostische Übersicht der Schweiz nebst einem systematischen Verzeichnisse aller in diesem Lande vorkommenden Mineralkörper. Basel 1811. 8. und P. Merian Übersicht der Beschaffenheit der Gebirgsbildungen in den Umgebungen von Basel. 1821. 8. 3) *Casp. Bauhini* Catalogus plantarum circa Basileam sponte nascentium. Basileae 1622. 8. und *C. F. Hagenbach* Tentamen florae Basileensis. Basileae 1821. 12. m. K.

Verhältnißmäßig gibt es wenig Wildpret, desto mehr Fische in allen Gewässern. Anlangend die wilden Thiere, so streifen Wölfe und selbst Bären aus den französischen Gebirgen bis auf den Jura herüber.

Der Kanton hat 47,000 Einwohner. Davon sind 42,000 reformirter und 5000 katholischer Religion, die letzten in den ehemals bischöflichen Gemeinden. — Das Volk ist teutschen Stammes, thätig, betriebsam, erfinderisch. Folge davon ist ein allgemein verbreiteter sichtbarer Wohlstand auf dem Lande, große Reichthümer in der Hauptstadt. Es lebt von Ackerbau und der Viehzucht, fast noch mehr von den Fabriken und vom Handel. Dies übt einen unausbleiblichen Einfluß auf die Sitten aus, obgleich allenthalben, selbst in Basel, noch viel Alterthümliches herscht. Die körperliche Schönheit des andern Geschlechts wird seit Jahrhunderten gerühmt[4]). Die Landessprache ist mit einer solchen Menge von Idiotismen, veralteten Redensarten und verstümmelten französischen Wörtern vermengt, daß ein Teutscher Mühe hat, sie zu verstehen[5]).

Der Landwirthschaft werden bedeutende Kapitalien und große Sorgfalt gewidmet, namentlich in den Ebenen um Basel, Augst, Sissach, Liestall; indessen werden zur Hilfe bei den ländlichen Arbeiten zur Zeit der Ernte, der Weinlese, der Ackerbestellung, viele Menschen aus den benachbarten Ländern gezogen. Die Getreidefelder steigen nicht selten bis an die Gipfel der Thalanhöhen. Die Quellen und Bäche versteht der Landmann vortheilhaft zur Bewässerung der Wiesen zu benutzen. Die Kartoffeln sind erst seit 1770 allgemeiner geworden, so wie man erst vor Kurzem den Kleebau mit sichtbarem Vortheile treibt. Nirgend in der Schweiz gibt's mehr und bessere Gartengewächse und Gemüse. Von allen Zweigen der ländlichen Künste wird aber keiner in einer größern Ausdehnung getrieben, als die Obstzucht. Nuß- und vorzüglich Kirschbäume stehen in den für sie geeigneten Lagen in solcher Menge angepflanzt, daß die Landschaft großen Obstgärten gleicht. Die Weinberge an den Ufern des Rheins, in den wärmern Thälern um Münchenstein, Liestall, Augst herum, liefern einen gewöhnlichen Landwein, der bis auf das Gewächs auf dem Schlachtfeld zu St. Jakob nichts Ausgezeichnetes hat. Dieser letzte Wein, Schweizerblut genant, wird schon im ersten Jahre von den Baselern getrunken. Die Abhänge des Jura bieten allenthalben die herrlichsten Weiden dar. Wie seine Alpennatur so sind auch seine Berge die Sitze der eigenthümlichen Alpenwirthschaft, die in den zahllosen Sennthümern getrieben wird. Die eigentliche Pferdezucht soll in Abnahme seyn. Die Fischerei ist an vielen Orten ein Gewerbe, so der beträchtliche Lachsfang im Rhein bei Kl. Hüningen, der Fang der vortreflichen Forellen, der Rheinkarpfen und der in Basel äußerst beliebten Salmlinge (Lachskünzchen) in dem Wysenbache.

Der eigentliche Gewerbefleiß beschäftigt hier ohne Unterschied sowol in den Städten als auf dem Lande Tausende von Menschen. Seine Hauptgegenstände sind: 1) seidene Bänder. Die Verleger sind dabei, wie fast bei allen andern Industriezweigen, die reichen Fabrikherren in der Hauptstadt. Sie lassen jährlich für mehre Millionen Franken solcher Bänder im Kanton machen, wobei man ihren Gewinn zu 8 bis 10 Prozent berechnet. Die mehrsten Dörfer sind voll solcher Bandstühle, deren äußerst zusammengesetzter Bau noch mancher Vereinfachung entgegensieht. Die Ware selbst erhält sich im fortwährenden Absatze, weil sie, wie alle Baseler Fabrikate, sich durch ihren innern Gehalt auszeichnet und überhaupt nur von einer bestimten Würde geliefert werden darf; 2) seidene, baumwollene, leinene und wollene Stoffe und Zeuge, mit den gehörigen Bleichanstalten; 3) alle Arten von Papier. Außer den acht Papier-Fabriken am Birskanal befinden sich eine im Dorfe Laufen, eine bei Liestall, eine in Augst; 4) Kirschwasser oder eigentlich Kirschgeist. Im J. 1794 gewann bei der Fabrikation dieses in der Schweiz, in Frankreich und in Süd-Teutschland sehr beliebten Liqueurs[6]) das einzige Dorf Rieben über 6000 Gulden; das Dorf Wintersingen gewint in manchen Jahren dabei 12 bis 16000 Franken; 5) Handschuhe, besonders in Liestall; 6) Talglichter u. s. w. Eine erst vor wenigen Jahren im rothen Hause am Rhein angelegte Runkelrübenzuckerfabrik, alle Arten von Korbflechterei in Münchenstein, bedeutende Hammerwerke und Drathzüge bei Basel und Liestall.

Außer diesen Fabrikaten, wobei der Absatz der seidenen Bänder jährlich auf 2 bis 3,000,000 Florins geschätzt wird, sind fettes Vieh, Butter, Käse und etwas Wein auch Gegenstände der Ausfuhr, wogegen rohe Stoffe zur Verarbeitung als z. B. Seide u. s. w. Kolonialwaren, Salz und oft Getreide als Einfuhr erscheinen. Einer günstigern Lage zum Absatze aller dieser Producte, so wie zum Handel überhaupt dürften wol wenige Städte auf dem festen Lande sich rühmen als Basel, das, vom Rhein durchströmt, der Schweiz, Teutschland und Frankreich zum natürlichen Transit dient. Dazu tragen selbst die treflich unterhaltenen, von der Hauptstadt nach allen Weltgegenden strahlenförmig auslaufenden Kunst- und Landstraßen bei. In näherer Beziehung auf den Kanton sind die wichtigsten die Bergstraßen des Ober- und Unterhauensteins, beide Hauptpässe über den Jura, beide kostspielige Werke der Kunst.

Der Kanton zerfällt in sechs Bezirke, nämlich die Stadt Basel, Wallenburg, Sissach, Liestall, der untere Bezirk und Birseck. Unter dieser letzten Benennung werden die oben erwähnten vormals fürstbischöflichen Gemeinden begriffen. Diese sechs Bezirke bilden 49 Wahlzünfte, wo alle Kantonbürger, die die gesetzlichen Eigenschaften besitzen, als stimmfähige Mitglieder erscheinen. Sein Stimmrecht übt jeder Kantonbürger nur in der Zunft aus, in welcher er Gemeindsbürger ist, übrigens genießen sie alle gleiche politische Rechte. Aus ihrer Mitte wählen die Zünfte 64 Abgeordnete zum großen Rathe, der selbst durch Wahl sich bis

4) *Bridel* Conservateur suisse. Tom. VII. p. 117. 5) Fr. Jos. Stalder, schweizerisches Idiotikon. Aarau 1812. 8. Dessen die Landessprache der Schweiz. Aarau 1819. 8. Küttner Briefe eines Sachsen aus der Schweiz. Leipzig 1785—1786. I. S. 39.

6) Küttner a. a. O. I. S. 57. gibt es für den gesundesten unter allen Liqueurs aus. Zu seiner Zeit mag man die Blausäure nicht so beachtet haben, als jetzt.

154 Mitglieder ergänzt. Die Souveränitätsrechte des Kantons liegen in den Händen dieses großen Rathes, der die gesetzgebende Gewalt ausübt. Er wählt aus seiner Mitte den kleinen Rath von 25 Mitgliedern, die eigentlich vollziehende Gewalt. Diese handhabt die Polizei, leitet die Verwaltung der untern Behörden, besitzt das Recht, Gesetze vorzuschlagen. Zwei Bürgermeister (Ihro Weisheiten), von dem großen Rathe aus dem kleinen Rathe ernant, führen abwechselnd, jeder ein Jahr lang, den Vorsitz im großen und kleinen Rathe. Diese obersten Statsbehörden bilden wiederum eine Menge einzeler Kommissionen u. d. m. verschieden nach den Gegenständen ihrer Verwaltung und mit eigenen Benennungen. So heißen z. B. Dreierherren, die mit der Verwaltung des Statsgutes beauftragte Behörde; Deputaten, die Vorsteher des Kirchen-, Schul- und Armenwesens u. s. w.; Statsrath, ein Ausschuß, dem die Wahrnehmung der völker- und statsrechtlichen Verhältnisse obliegt. Ein aus zwölf Mitgliedern des großen Rathes (Appellationsräthe) bestehendes Kollegium bildet unter dem Vorsitze des nicht im Amt stehenden Bürgermeisters das Appellationsgericht, welches in höchster Instanz über alle bürgerliche und peinliche Rechtsfälle entscheidet. Außerdem bestehet in jedem Bezirke ein Civilgericht erster Instanz, das von der Regirung aus der Bürgerschaft des Bezirks erwählt wird; in jedem Kreise ein Friedensrichter, in jeder Gemeinde ein Ammann und ein Gemeinderath.

Ähnliche Unterbehörden zur Verwaltung der Polizei unter der Leitung des in jedem Bezirke von der Regirung angestellten Statthalters nebst Bezirksschreiber.

Am 1. Januar 1820 war der Bestand der allgemeinen und verpflichtenden Brandversicherungs-Anstalt der Gebäude folgender:

Bezirk	Basel	13,337,350	Franken
—	Sissach . . .	2,018,980	—
—	Unter-Liestall .	2,505,175	—
—	Wallenburg . .	1,977,835	—
—	Liestall . . .	2,651,825	—
—	Birseck . . .	1,466,550	—
	zusammen . .	29,958,615	Franken.

Das Armen- und Krankenwesen wird aus neuen Quellen, so wie aus alten Stiftungen erhalten. Das große Hospital in Basel, dem das 1130 von dem Grafen v. Froburg erbaute aufgehobene Nonnenkloster im Schön-Thal gehört, das Siechhaus zu St. Jakob. Andere polizeiliche Anstalten sind die bereits erwähnten Kunst- und Landstraßen, die stark besuchten Jahrmärkte in Liestall, die Wochen- und Jahrmärkte, so wie die Messe Ende Oktobers in Basel selbst, die Aufsicht über die Maße, Gewichte und Münzen[7]), deren Mannigfaltigkeit beinahe ein eigenes Studium erfodert.

Die Statseinkünfte bestehen in Grund- und Bodenzinsen, in Zehnten, in Domainen, in Waldungen mit einem eigenen Aufseher, in Kapitalzinsen, Waren-Impost, Zöllen und andern geringern Einnahmen, endlich in den Regalien, wozu das Salz, die Post und die Münze gehören. Im Bezirke Birseck sind der Zehnt, so wie alle von den Feudalrechten herrührende Gefälle unter der französischen Herrschaft aufgehoben worden, in den übrigen Theilen des Kantons können sie, so wie die allenthalben bestehenden Bodenzinsen nach dem Artikel 17. der Verfassung vom 4. März. 1814 auf gesetzlichem Wege losgekauft werden. Bei den Ausgaben komt auch der Antheil des Kantons an der helvetischen Nationalschuld vor, die am 1. November 1804 3,118,336 Franken betrug. Die Gemeinden des Bezirks Birseck leisten dazu keinen Beitrag, so wie umgekehrt die durch Einverleibung dieser Gemeinden dem Kanton zufallenden Lasten ausschließlich von demselben getragen werden.

Die Regirung führt die Aufsicht über das Kirchen-, Schul- und Armenwesen beider Konfessionen. Die katholische Geistlichkeit steht unter dem Bisthum Basel, das auch, mit Vorwissen der Regirung, in Betreff der reinkirchlichen und religiösen Gegenstände verfügt. Die reformirte Geistlichkeit bildet eine allgemeine Synode, d. i. eine Versamlung aller Geistlichen, der einige Mitglieder der Regirung beiwohnen. Der erste Geistliche, zugleich erster Pfarrer am Münster zu Basel, führt in beiden Beziehungen den Titel eines Antistes und Oberpfarrers. — Die Ausgaben für das Kirchen-, Schul- und Armenwesen werden aus dem Ertrag des Zehnten und ähnlicher Gefälle bestritten. Im Bezirk Birseck wird dazu ein Theil der daselbst eingeführten Grundsteuer verwendet. — Als Lehranstalt steht obenan die 1459 gestiftete Universität zu Basel, die einzige in der Schweiz. Ihre Einrichtung ist die der ähnlichen Institute in Teutschland; freilich mag das Losen bei Besetzung der Stellen zu ihrem Verfall in neuern Zeiten mit beigetragen haben. Daran schließen sich mehre höhere Schulen in der Hauptstadt, ein Schullehrer-Seminar in Sissach und die zahlreichen Dorfschulen. In Basel sind mehre gelehrte Gesellschaften.

Die Militärorganisation des Kantons ist am 4 Februar 1817 gesetzlich erfolgt. Der Militärpflichtigkeit ist nicht nur jeder Kantonbürger, sondern auch jeder im Kanton eingesessene Schweizerbürger unterworfen.

Als souveräner Freistat machte Basel seit 1501 den neunten Kanton der alten schweizerischen Eidsgenossenschaft aus, und blieb es bis 1798, ob er gleich nach der Zeitordnung der Aufnahme der eilfte hätte seyn müssen. Im J. 1798 ward seine Verfassung völlig verändert und er theilte die bekanten Schicksale der Schweiz, selbst die vermeintlichen Wohlthaten der Vermittlungsacte im J. 1803. Zehn Jahre später am 29. Dezember 1813 erklärten seine Gesandten in Zürich gemeinschaftlich mit den alt-eidsgenössischen Ständen Uri, Schwyz, Luzern, Zürich, Glarus, Zug, Freyburg, Schafhausen und Appenzell die Mediationsacte als für sie nicht mehr verbindlich. Auf den Grund dieser Uebereinkunft[8]) trat der Kanton am 8. September 1814 dem neuen Bundesverein der damaligen 19 Stände bei und beschwor am 7. August 1815 mit den Abgeordneten der 21 andern Kantone der

7) S. über die Baseler Münzgeschichte G. E. v. Haller schweizerisches Münz- und Medaillenkabinet. Bern 1781. II. S. 1—123. — Küttner a. a. O. I. S. 158. und Fr. Heldmann, schweizerische Münz-, Maß- und Gewichtskunde. Aarau 1811. 8.

8) Usteri a. a. O. S. 3.

Schweiz den neuesten Bundesvertrag[9]), zu Folge dessen Basel jetzt den eilften Stand oder Kanton der schweizerischen Eidsgenossenschaft bildet. Als solcher ist er mit in alle die diplomatischen Verhandlungen des wiener Kongresses und des pariser Friedens, so weit nämlich sie die Schweiz angehen, mit begriffen worden und namentlich in die unterm 20. November 1815 derselben zugesicherte immerwährende Neutralität und Unverletzbarkeit ihres Gebiets[10]). In dem am 20. November 1815 zu Paris unterzeichneten Definitivtraktat ist aus Fürsorge für ihn festgesetzt, daß die Festungswerke von Hüningen niedergerissen werden sollen, und Frankreich an deren Stelle keine andere Festung auf eine Entfernung von wenigstens drei Meilen von der Stadt Basel wieder errichten darf[11]). Auch ist er dem sogenanten heiligen Bunde beigetreten[12]).

Zur Kunde dieses Kantons dienen außer den bekanten allgemeinen Werken über die Schweiz und denen vorhin bereits angeführten noch manche andere[13]).

Basel, die Stadt, liegt 47° 33′ 36″ nördl. Br., 25° 11′ 33″ ö. L., 780′ (nach Andern 809′) über dem Meere, am Rhein, der sie in zwei ungleiche Hälften theilt. Diese heißen die mehre und die mindere Stadt, auch Groß- und Klein-Basel und stehen seit 1226 durch eine mehre hundert Fuß lange Brücke in Verbindung. Die Stadt hat Mauern, Wälle und Gräben, sieben Thore, beträchtliche öffentliche Plätze, einige sehr schöne Gebäude und zahlreiche Springbrunnen. Die Straßen sind in Kleinbasel, so wie in den Vorstädten breit und regelmäßig, in Großbasel, wo die Birsig durchfließt, krumm, enge, uneben. Man zählt überhaupt (im J. 1815) 2200 Gebäude, wovon 1930 bewohnt, 226 unbewohnt, 44 öffentliche. Unter den letzten 1) sieben Kirchen mit einer zahlreichen Geistlichkeit; in einer derselben wird der Gottesdienst in französischer Sprache gehalten; 2) das Münster (die Kathedralkirche) vom Kaiser Heinrich II. erbauet, ein sehr schöner gothischer Tempel, worin die Grabmäler der Kaiserin Anna, Gemahlin Rudolphs von Habsburg, des Erasmus, des Ökolampadius (Hausschein) und vieler anderer merkwürdiger Personen[1]); 3) das Rathhaus mit Glasmalereien und altem Schnitzwerke; 4) das Zeughaus; 5) das Posthaus, wo in den Jahren 1806 und 1812 die helvetischen Tagsatzungen sich versammelten. An öffentlichen Anstalten zeichnen sich aus a. die Universität, gestiftet im J. 1459 vom Papst Pius II. (Aeneas Sylvius Piccolomini), eingeweihet am 4. April 1460 mit den dazu gehörigen Instituten, als einem botanischen Garten u. s. w.[2]). Sie hat unter ihren Lehrern viele berühmte Männer aufzuweisen[3]). Eine neue Organisation steht ihr bevor. b. Die Universitäts-Bibliothek durch Ankäufe und Schenkungen bereichert, enthält einen Schatz von Handschriften, unter andern eine Abschrift aller die große Kirchenversamlung betreffenden Verhandlungen und eine ansehnliche Menge Originalbriefe von Erasmus, Ammerbach und anderen Gelehrten aus den XV. und XVI. Jahrhunderten. Unter den zahlreichen alten Drucken ein vollständiges Exemplar der ersten Ausgabe der Biblia pauperum mit 40 Holzschnitten und die vierte Ausgabe von *Erasmus* Moria i. e. stultitia mit breitem Rande, auf welchem Hans Holbein alle die Figuren mit der Feder gezeichnet hat[4]). Verbunden mit der eigentlichen Bibliothek sind Original-Gemälde und Zeichnungen von Holbein, eine Münzsamlung, Alterthümer, größtentheils bei Basel-Augst gefunden, und ein Naturalienkabinet, das eine vollständige Uebersicht aller im Kanton Basel entdeckten Versteinerungen gewährt. c. Ein 1817 errichtetes Pädagogium mit drei, d. ein Gymnasium mit sechs Klassen, e. eine Primarschule, nebst mehren Unterrichtsanstalten nach pestalozzischer Methode, f. eine Missionsschule, g. ein Waisenhaus, h. ein Stadtspital, i. eine Münzstätte u. s. w. Außerdem mehre gelehrte und wohlthätige Vereine, als die landwirthschaftliche, die physikalisch-medizinische Gesellschaft, die Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen, die Bibelgesellschaft, die Missionsgesellschaft, ein Künstlerverein. Alle besitzen ihren Zwecken angemessene Bibliotheken und Samlungen. In dieser letzten Beziehung ist das Frey-Grynaische Institut, so wie das Museum der Familie Fäsch bemerkenswerth. Hieran schließen sich mehre bedeutende Privat-, Bücher-, Naturalien- und Kunstsamlungen, Leihbibliotheken, Kaffeehäuser, Bäder u. d. m.

Basel ist die größte Stadt in der Schweiz. Ihrem Umfang nach könte sie eine ihre jetzige Bevölkerung um

9) Usteri a. a. O. S. 5. 10) Usteri a. a. O. S. 32. 41. 50. 51. 58. 63. 11) Usteri a. a. O. S. 60. 12) Usteri a. a. O. S. 111. 13) Brückner, Versuch einer Beschreibung historischer und natürlicher Merkwürdigkeiten der Landschaft Basel. 23 Stücke m. K. und Kupf. Basel 1748 — 1763. 8. — M. Lutz, neue Merkwürdigkeiten der Landschaft Basel. 3 Abtheilungen. Basel 1805 — 1816. 8.; in Hinsicht auf den Bezirk Birseck *Bridel*, Course de Bâle à Bienne par les vallées du Jura. Bâle 1789. 8. *Morel* (*Ch. Ferd.*) Abrégé de l'histoire et de la statistique de l'Evêché de Basle. Strasbourg 1813. 8. — Taschenbuch der Geschichte, Natur und Kunst des Kantons Basel. 1801. m. Kpf., womit in historischer Rücksicht zu verbinden: Christ. Wursteisen, Baseler Chronik. Basel 1580. Fol. Neue Ausgabe von Brückner. Basel 1765 — 1772. 4 Bde. Fol. Epitome historiae Basileensis, accessit Aeneae Sylvii, qui postea Pius II. Pontifex fuit, Basilea, autore *Christ. Urstisio*. Basileae 1577. — Peter Ochs, Geschichte der Stadt und Landschaft Basel. Berlin u. Basel 1786 — 1821. I. — V. 8. — Als Reise- und Sittengemälde: Kurze Schilderung der Landschaft Basel nebst dem Entwurfe einer Wanderung durch dieselbe im Helvetischen Almanach für das J. 1813. — Küttner a. a. O. Als Gesetzsamlungen: Baselische Landesordnung. Basel 1813. 8. — Samlung der Gesetze und Beschlüsse, wie auch der Polizeiverordnungen des Kantons Basel. Basel 1806 — 1818. 4 Bde. 8. — Kantonblatt oder Publikationen für Stadt- und Landbürger des Kantons Basel. Seit 1798 jährlich 3 Abtheilungen. Endlich das jährlich erscheinende Verzeichniß der Regirungsbehörden und Beamten des Kantons Basel. — Neuere den Bezirk Birseck mit berücksichtigende Karten gibt es noch nicht. Von den ältern sind die weniger fehlerhaften die von Daniel Brückner, gestochen von Auvray 1766, die mit beweglichen Typen von Wilhelm Haase 1776 gedruckte (Küttner a. a. O. I. S. 66.) und die von J. J. Scheurmann für den helvetischen Almanach für 1813 gelieferte.

1) *Joh. Toniolne* Basilea sepulta retecta continuata. Basileae 1661 in 4. 2) Küttner Briefe. I. S. 222. 3) *Joh. Werner Herzog*, Athenae Rauricae s. Catalogus proff. Academiae Basileensis ab a. MCCCCLX. ad a. MDCCLXXVIII. cum brevi singulorum biographia. Basileae 1778. 8. 4) *Ebert*, bibl. Lexicon. Leipzig 1821. I. No. 6878 — 6879.

das Doppelte übersteigende Einwohnerzahl fassen, die im J. 1815 bis auf 16,200 gesunken war. Die Ursachen dieser Entvölkerung[5]) sind in frühern Zeiten die Kriegszüge, die Pest, die 1348 14,000 und 1564 7000 Menschen wegraffte, die häufigen Erdbeben, namentlich das im J. 1356[6]), die Reformationsspaltungen, endlich der 1718 gefaßte Beschluß der Bürgerschaft, den Fremden das Bürgerrecht zu verschließen, wodurch es sich erklärt, wie seit 1750 nicht weniger als 242 Geschlechter völlig ausgestorben und überhaupt seit 200 Jahren die Bürgerschaft weit unter die Hälfte zusammengeschmolzen ist. Am 2. April 1816 ward durch ein Gesetz bestimt, daß das Bürgerrecht der Stadt Basel für 1200 Franken von Schweizern und 1500 Franken von Ausländern gewonnen werden könne, bis die Bürgerschaft wieder auf 10,000 Selen angewachsen seyn wird[7]).

Die Lage von Basel ist so treflich, daß es troß allen diesen Drangsalen schnell wieder aufsblühete. Es wird belebt als Siß der Kanton= und Bezirksbehörden, so wie durch seinen äußerst bedeutenden Wechsel=, Transito= und Warenhandel und die gewerbliche Industrie seiner Einwohner. Man verfertigt seidene Bänder, seidene, baumwollene und wollene Stoffe; Bandstühle, Kattundruckereien, große Bleichanstalten, Gerbereien, Färbereien, Lichtziehereien, Papiermühlen, Eisenhammer u. s. w. sind die vorzüglichsten Fabriken. Die mehrsten dieser Werke werden von dem zu diesem Behufe angelegten Birskanal getrieben. Die Banquiers, die Eisenwaaren=, Wein=, Specerei= und Tuchhandlungen, die Güterversender u. s. w. machen ebenfalls ausgedehnte Geschäfte, zu deren Erleichterung sechszehn Sensale (Mäkler) angestellt sind. Dazu kommen noch mehre Schriftgießereien, eine Landkartendruckerei mit beweglichen Typen und ein lebhafter Buch= und Kunsthandel. Die oben erwähnten Papierfabriken entstanden 1470[8]), die Buchdruckereien haben von 1474 ab trefliche Drucke geliefert und erinnern an die Verdienste der Hans Ammerbach, Hans Froben, Nikolaus Bischof, Jakob Henriopetri, Johann Herwag, Oporin, Wilhelm Haas u. m. A. Dieser rege literarische Verkehr darf wol mit den zahllosen Gelebrten zugerechnet werden, die Basel hervorgebracht hat und in deren Familien Gelehrsamkeit und Künstlertalente gleichsam erblich sind, wie die Namen Ammerbach, Bernoulli, Burckhardt, Buxtorff, Euler, Fäsch, Frey, Grynäus, Iselin, Merian, Stähelin, Wettstein, Zwinger u. s. w. es beweisen. Unter den Künstlern glänzen Hans Holbein[9]), Brandmüller, Handmann, Huber, Keller, Lautherburg, v. Mechel, die Meriane, Thurneysen, Samson[10]), Werenfels u. m. A.

Troß den großen Reichthümern mancher Geschlechter, troß der Nähe von Frankreich und dem Umstande, daß Basel, wie es seine Lage mit sich bringt und Küttner es treffend bezeichnet, eigentlich eine ville de passage ist, noch viel Alterthümliches in den Sitten, deren von Aeneas Sylvius, Piccolomini und Küttner a. a. O. gelieferte Schilderungen noch heutiges Tages in den meisten Stücken passen. So noch jeßt eine beinahe holländische Reinlichkeit, entschiedene Vorliebe für Familiencirkel, Musik, Tanz und die übrigen schönen Künste. Noch fortwährend der Männer sogenante Kämmerli (geschlossene Gesellschaften), aber auf der andern Seite ein sehr ausgebreiteter Hang zu religiöser Schwärmerei, eignen Secten, mystischen Vereinen. Daher die zahlreichen Herrnhuther, die Theilnahme an den Bußübungen der Frau von Krüdener und an dem Missionswesen. Diese Missionsanstalt hat erst 1820 das eingeweihete Missionshaus bezogen, worin mit dem Missions=Seminar eine Präparanden=Klasse verbunden, auch die Spenerschen Collegia biblica eingeführt sind.

Wo jeßt die Hauptkirche stehet, ein Plaß, der die Burg oder Pfalz heißt, und in den ältesten Briefen der Bischöfe in Castro genant wird, stand der Robur Valentiniani[11]), eine von den römischen Gränzfestungen. Um dieselbe bildete sich allmälig Basilia, die indessen erst nach der Zerstörung von Augusta Rauracorum im fünften Jahrhundert, so wie nach der Verlegung des raurachischen Bisthums dahin einige Bedeutsamkeit erlangte. Unter den Karolingern blühend, sank Basel 917 unter den Ueberfällen der Hunnen tief herab. Im Mittelalter erhob es sich unter dem Schuße seiner Bischöfe und in langwierigen Kämpfen mit dem nachbarlichen Adel zu einer festen Reichsstadt, so daß schon 1260 die Macht der Bischöfe durch die Vorrechte der Bürger beschränkt ward. Im J. 1348 ertheilte ihr Kaiser Karl IV. die Advokatur und 1373 verkaufte ihr der Bischof den 1149 von Kaiser und Reich erhaltenen Münzschlag. Immer mehr machte sie sich von der geistlichen und weltlichen Oberherrschaft unabhängig, und nachdem sie ihr Gebiet durch beträchtliche Ankäufe erweitert hatte, ward sie 1501 als Kanton in den Schweizerbund aufgenommen, dem sie im Grunde durch mancherlei Verbindungen schon längst angehörte. Eilf Jahre später (1512) ertheilte ihr der Papst Julius II. das Recht, goldene und silberne Münzen zu prägen[12]). Die Abschaffung der Messe erzwang die Bürgerschaft mit bewaffneter Hand, wodurch 1529 die Reformation eingeführt ward[13]). Diese Stadtbürgerschaft beherschte als Souverain den ganzen Kanton bis zum 19. Januar 1798, wo die alte Statsverfas=

5) Isaak Iselin, freimüthige Gedanken über die Entvölkerung unserer Vaterstadt. 2. Aufl. 1757. 8. 6) Joh. G. Grosse, Basler Erdbeben, so sich innerhalb sechshundert Jahren in und um die Stadt und Landschaft Basel gezeigt haben. Basel. 1614. 4. 7) Usteri, Handbuch des schweizerischen Staatsrechts. 2. Ausg. Aarau 1821. S. 322. 8) *Bridel*, Conservateur suisse. Tom. VIII. P. 304. 9) Hans Holbein geb. 1498 gest. 1554. Fragment aus einer noch ungedruckten Biographie desselben im Helvetischen Almanach f. d. J. 1813. S. 89. 10) Küttners Briefe. I. S. 30f. und Joh. Casp. Füßlis Geschichte der besten Künstler in der Schweiz. Zürich 1769—1779. 5 Bde. 8. 11) Fr. Ludw. v. Haller, historische und topographische Darstellung von Helvetien unter der römischen Herrschaft. 2. Aufl. Bern 1817. I. S. 312. 12) *Joh. Rud. Iselin*, Observationes ad Julii II. Pontificis maximi Diploma de 1512, quo jus monetandi concessit Basileensibus. 1743. in 4. 13) *Ruchat* Histoire de la réformation de la Suisse. I. p. 67. II. p. 348. Kurze Geschichte der Reformation in Basel. Ein Beitrag zur dritten Säcularfeier von Jakob Burckhardt, Obersthelfer. 2. Aufl. Basel 1818. 8.

sung aufgehoben wurde. Den 24. Oktober desselben Jahres rückten die Franzosen in die Stadt.

In Basel fand 1026 zwischen dem Kaiser Konrad aus dem salischen Geschlecht, seinem Sohne Heinrich III., römischen König, und Rudolph III., König von Kleinburgund, die berühmte Zusammenkunft Statt, welche die Vereinigung Burgunds mit Teutschland zur Folge hatte. Diesen hohen Fremden zu Ehren führt seit jener Zeit der in der Stadt am Rhein belegene bekante Gasthof den Namen zu den drei Königen[14]). 1202 war Basel der Sammelplatz der französischen Kreuzfahrer, die auf ihrem Zuge nach dem heiligen Lande Konstantinopel eroberten. Im J. 1376 hielt der Herzog Leopold von Österreich zu Fastnachtszeiten hier ein Turnier, das aber gar schlecht ablief[15]). Eben so abenteuerlich war der Ritterkampf des Spaniers Don Juan de Merlo auf dem Münsterplatze 1428[16]). Von dem hier gehaltenen wichtigen Concilium handelt ein eigner Art.; wir führen hier nur einen lit. Beitrag dazu an[17]). Im J. 1795 schloß hier Frankreich mit Preußen am 5. April und am 22. Juli mit Spanien den Frieden. In den J. 1813 und 1815 zogen die verbündeten Heere durch Basel nach Frankreich[18]). — (Graf *Henkel von Donnersmarck.*)

Basel – Kirchenversamlung. Den Beschlüssen der Concilien zu Costnitz und Siena gemäß wurde diese allgemeine Kirchenversamlung durch des Papst's Martin V. Indictionsbulle vom 1. Febr. 1431 ausgeschrieben und ihre Eröffnung auf den 3. März anberaumt. An diesem Tage erschien jedoch nur ein Prälat, der Abt von Vezelay, in Basel[1]); mehre Wochen später kamen die Abgeordneten der Universität Paris, unter ihnen der schon zu Costnitz thätig gewesene Nicolaus L'Ami[2]), aber erst nachdem Eugen IV., Martins Nachfolger, dessen Indictionsbulle den 30. Mai bestätigt hatte, eröffneten Johann Polemar und Johann von Ragusa als Subdelegirte des von beiden Päpsten ernanten Präsidenten Julian Cesarini, Cardinals von St. Angelo, den sein unglücklicher Feldzug gegen die Hussiten noch abhielt, den 23. Juli 1431 das Concilium mit den wenigen anwesenden Vätern[3]). Einladungen an Bischöfe, Universitäten, Fürsten und Völker[4]), erließ der im September zu Basel angelangte Cardinal Julian selbst und berief in einem sehr gemäßigten Schreiben vom 15. Oktober auch die Böhmen zu freier Theilnahme am Concilium[5]), um sie, da die Gewalt der Waffen nichts gegen sie ausgerichtet hatte, vermittelst friedlicher Unterhandlung und Belehrung in die Kirche zurückzuführen. Erst den 14. Decbr. hielt er die erste Session, in der die Kirchenversamlung sich Ausrottung der Ketzereien, Vereinigung aller christlichen Völker zur katholischen Kirche, Beilegung der Kriege zwischen christlichen Fürsten und Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern zum Zweck ihrer Verhandlungen vorsetzte[6]). Doch schon die Milde, mit der sie die Lösung der ersten dieser Aufgaben eingeleitet hatte, mißfiel dem auf unbedingte Unterwerfung der böhmischen Ketzer dringenden Papste so sehr, daß er dem Cardinal Julian unter dem Vorwande, Basel sey wegen naher Kriegsgefahr und eingeschlichner Ketzerei nicht geeignet, auch zur Vereinigung mit den Griechen nicht bequem gelegen, die Auflösung des Conciliums und die Ankündigung eines neuen nach 18 Monaten in Bologna zu haltenden befahl[7]). In einem höchst freimüthigen Schreiben voll verdienter, obwol indirect ausgesprochener Rügen seiner Gleichgiltigkeit gegen das Wohl und den Frieden der Kirche bewies ihm der Cardinal die Nichtigkeit jener Vorwände und beschwor ihn, seinen eben so unweisen als widerrechtlichen Befehl zurückzunehmen[8]). Dennoch wiederholte ihn[9]) der gegen das Concilium, weil es im Geiste des Costnitzer anzufangen schien und als ein teutsches weniger von ihm abhängig zu machen war, einmal eingenommene Papst, konte aber den Fortgang der Verhandlungen zu Basel nicht hindern. Diese gaben schon durch ihre musterhafte Einrichtung Bürgschaft, daß nicht leicht etwas Unreifes oder Parteiisches zum Beschluß kommen werde. Denn statt der zu Costnitz beobachteten Eintheilung und Abstimmung nach den Nationen, wobei noch dazu die Cardinäle einen besondern Ausschuß bildeten, wurden zu Basel alle anwesenden Cardinäle, Patriarchen, Erzbischöfe, Bischöfe, Äbte, Canonici, Pfarrer, Theologen und Doctoren aus dem Mönchs- und Weltgeistlichen Stande in vier Klassen von gleicher Zahl nach Köpfen, Rang und Nationen vertheilt, so daß jeder Stand und jede Nation in jeder Klasse gleichmäßig vertreten war. Diese Klassen oder Congregationen theilten sich in die Gegenstände der Berathung und jede conferirte mit den übrigen über einstimmig von ihr angenommene Beschlüsse durch einen, über streitige durch so viele Deputirte als verschiedene Meinungen in ihrer Mitte zur Sprache gekommen waren, um gemeinsame Vereinigungspunkte zu gewinnen. Drei Deputirte aus jeder Klasse bildeten eine Deputation von 12 Männern, um das in den einzelnen Classen Beschlossene zusammenzustellen und dem Präsidenten vorzutragen, welcher es in den gemeinschaftlichen Generalcongregationen aller Klassen noch einmal verhandeln und durch Stimmenmehrheit entscheiden

14) *Bridel*, Conservateur suisse. Tome VIII. p. 300. 15) Lettre sur les anciens tournois de la Suisse in Etrennes helvetiennes. Lausanne 1791. — „Tolle Faßnacht“ in Joh. Groß kurze Baseler Chronik. Basel 1624. S. 52. 16) „Don Juan de Merlo à Bâle en 1428“ in *Bridel* Conservateur suisse. Tome IV. p. 59. 17) „La manière comment le Pape Felix V. fust receu en la ville de Basle, en l'an 1440.“ in Etrennes helvetiennes. 1805. p. 119. 18) Basel und seine Umgebungen von M. Lutz. 2. Aufl. Basel 1814. 8. — *Jo. Wern. Herzog*, Adumbratio Eruditorum Basiliensium meritis apud exteros olim hodieque celebrium. Basileae 1780. 8. — M. Lutz, Chronik von Basel, oder die Hauptmomente der baslerischen Geschichte. Basel 1809. 8. — M. Lutz, Baslerisches Bürgerbuch. Basel 1819. 8. — Der Stadt Basel Statuta und Gerichtsordnung. N. Aufl. Basel 1756. Fol. außer den in den Noten, so wie bei dem Artikel Kanton Basel angeführten Werken. — Der Hauptmann Ryhiner hat 1799 einen sehr genauen Grundriß der Stadt Basel herausgegeben.

1) *Martene* Vett. Scriptt. et Monum. ampliss. Collectio Par. 1723. Fol. T. VIII. p. 1 — 3. 2) *Crevier* Hist. de l'Université de Paris. IV. 48. sqq. 3) *Martene* l. c. p. 3 — 11. 4) ibid. p. 28. sqq. p. 103. sqq.

5) *Raynaldi* Annales eccl. ad a. 1431. n. 24. 6) *J. Harduin* Collectio reg. max. Conciliorum. Par. 1715. f. T. VIII. p. 1103 — 1121. *Raynald.* 1431 n. 20. 7) d. 12. Novbr. ibid. n. 21. 8) Hist. Conciliorum general. aut. *Edm. Richer*. Colon. 1683. 8. III. p. 316 — 353. 9) d. 18. Decbr. *Raynald.* 1431. n. 25.

ließ und so den Gesammtbeschluß zur Sanction bei der öffentlichen Session vorbereitete. Dabei war für die Freiheit der Einzelen eben sowohl gesorgt, als für Uebereinstimmung Aller und kein früheres Concilium verwendete soviel Sorgfalt und Bedachtsamkeit auf Erwägung seiner Beschlüsse, als das Baselische[10]). Diese Einrichtung, die in der Regel den gemeinsamen Angelegenheiten gleichen Antheil Aller sicherte, machte es durch Eintracht und Beharrlichkeit stärker, als es der Zahl seiner Glieder nach schien. Muth gab ihm aber vorzüglich der Schutz und Beistand, den der Kaiser Siegmund[11]), Frankreich[12]), Mailand[13]), Savoyen[14]) und großentheils auch die teutschen Fürsten ihm zusicherten und wirklich leisteten[15]). Es constituirte sich den 15. Febr. 1432 (Sessio II.) als rechtmäßige allgemeine Kirchenversamlung, der nach den Decreten der 4. und 5. Session des Conciliums zu Costnitz[16]) in Sachen des Glaubens, des Schisma und der Reformation der Papst wie alle Gläubigen unterworfen sey und weder Auflösung noch Verlegung an einen andern Ort ohne ihre Zustimmung ansinnen dürfe. Auch sprach sie sich das Recht zu, Ungehorsame jedes Ranges zu bestrafen und erklärte jedes Verfahren anderer geistlicher Behörden gegen ihre Glieder für nichtig[17]). Darauf folgte den 29. April (Sessio III.) eine Einladung an den Papst, die Auflösung des Conciliums zu widerrufen und binnen drei Monaten nebst seinen Cardinälen zu Basel zu erscheinen[18]) und den 20. Juni (Sessio IV.) der Beschluß, daß während der Dauer der Kirchenversamlung im Falle der Erledigung des päpstlichen Stuhls die Wahl eines neuen Papstes zu Basel geschehen und der jetzige keine neuen Cardinäle ernennen solle[19]). Der Cardinal Julian ermahnte ihn in einem zweiten Schreiben[20]) noch nachdrücklicher zum Widerruf und die Kirchenversamlung setzte den Anträgen der päpstlichen Gesandten, die ihren Herrn zu rechtfertigen suchten[21]), eine Antwort entgegen, in der mit rücksichtsloser Kühnheit alles erschöpft war, was zum Beweis ihrer Autorität und zur Zurechtweisung des Papstes, den sie das dienende Haupt (caput ministeriale) der Kirche nante, nöthig schien[22]). Die folgenden Sitzungen wurden fast ganz zu wiederholten Verwahrungen und Erweiterungen ihrer Rechte und gerichtlichen Vorladungen an Eugen IV. verwendet, deren Fristen sie auf Fürsprache des Kaisers und anderer Fürsten immer wieder erneuerte und verlängerte, während sie durch Eingriffe in die Gerechtsame des päpstlichen Stuhles z. B. eigenmächtige Anstellung des Cardinals von St. Eustach als Statthalter in Avignon[23]), Einziehung päpstlicher Einkünfte in Frankreich, Deutschland, Burgund, Savoyen und andern ihr ergebenen Ländern[24]) die Aussöhnung mit dem Papste selbst erschwerte, dagegen dieser sie in zwei Bullen förmlich, doch ohne Erfolg auflöste[25]). So vergingen mit processualischen Weitläufigkeiten zwei volle Jahre, in denen für die Hauptzwecke der Kirchenversamlung wenig mehr geschah, als die Aussöhnung der Hussiten mit der katholischen Kirche. Dieses wichtige Geschäft betrieb das Concilium mit eben so viel Eifer, als weiser Mäßigung. Nach einer abermaligen gewinnenden Einladung an die Böhmen[26]) unterhandelten deren Abgeordnete im Mai 1432 zu Eger mit den Basler Deputirten[27]) und erschienen gesichert durch den ihnen sehr günstigen freien Geleitsbrief der Kirchenversamlung[28]) mit 300 Reitern den 6. Januar 1433 zu Basel, disputirten über ihre Artikel vom 16. Januar bis zum 6. Mai mit den dortigen Theologen[29]) und kehrten, ohne etwas ausgemacht zu haben, nach Böhmen zurück. Die Kirchenversamlung schickte ihnen zweimal Gesandtschaften nach, welche endlich den 20. Novbr. 1433 den unter dem Namen der Prager Compactaten bekanten Vergleich derselben mit den Calixtinern, der ansehnlichsten hussitischen Partei, zum Abschluß brachten. (Vergl. d. Art. Hussiten, Compactaten). Durch die darin enthaltene bedingte Erlaubniß der Communion unter beiderlei Gestalt waren die Väter zu Basel zwar nicht über das Befugniß einer allgemeinen Kirchenversamlung hinausgegangen, aber doch mit den Costnitzer Beschlüssen in einen Widerspruch gekommen, den nur die Furcht vor den Waffen der Hussiten, das allgemeine Verlangen nach Frieden und der Einfluß des Kaisers Siegmund, dem diese Nachgiebigkeit zum Besitz Böhmens verhalf, ihnen abnöthigen konte. Siegmund, der seit der vierzehnten Session (d. 7. Novbr. 1433) in Basel anwesend war, arbeitete auch an der Herstellung des Friedens zwischen der Kirchenversamlung und dem Papste[30]), doch diesen brachten vorzüglich die bürgerlichen Unruhen, die ihn aus Rom vertrieben und seiner weltlichen Macht großentheils beraubten, zu dem unerwarteten Entschlusse, sich den Vätern zu Basel wieder zu nähern[31]). Nachdem eine noch zweideutig schei=

10) Articuli de modo procedendi in sacro Concilio apud Harduin. l. c. p. 1439 — 1442. *Richer* hist. conc. gener. III. 307 — 312. 11) *Raynald.* 1431. n. 26. *Martene* l. c. 60 sqq. 82 sqq. 99 sqq. 102 sqq. 12) *Richer* l. c. 376 sqq. *Bulaei* Hist. Univers. Paris. Par. 1665 — 73. f. T. V. p. 412. 13) *Martene* l. c. 62. 64. 14) ibid. 67. 15) Der Herzog von Baiern war Protector der Kirchenversamlung. Der englische Klerus zeigte sich lau *Martene* l. c. 146 sqq. und bald offen gegen sie und für den Papst (*Wilkins* Concilia magnae Britan. Lond. 1737 fol. III. 521 sqq.) dessen Partei auch der König von England ergriff. (*Martene* l. c. 724 sqq.) 16) *Herm v. d. Hardt* Rer. Concil. Constant. T. IV. p. 111. 86 sqq. 98 sqq. 17) *Harduin* l. c. p. 1121 sqq. 18) ibid. 1124 sqq. 19) ibid. 1126. 20) *Richer* l. c. 353 — 371. 21) *Raynald* 1432. n. 12. 13. 22) Responsio synodalis de auctoritate cujuslibet Concilii generalis supra Papam, quodque sine ejus consensu non potuit dissolvere conc. Basil. Dom. Eugen. Pap. IV, apd. *Harduin* l. c. 1317 — 1343. *Richer* l. c. 378 — 394.

23) *Martene* l. c. 163 sqq. 24) *Martene* l. c. 169 sqq. 25) *Harduin* l. c. 1173 sqq. 26) *Martene* l. c. 78 sqq. 27) Ihre Instruktion ibid. 96 sqq. und die Vergleichs=Präliminarien 132 sqq. 28) *Theobald* Bellum Hussiticum. Frkft. 1621. fol. p. 79. p. 151 sqq. noch ausführlicher und günstiger in *Labbé* Concilia. Paris 1671. f. T. XII. p. 482 sqq. 29) Die gehaltenen Reden und Gegenreden s. bei *Labbé* l. c. 1013. 1106. 1159. 1161. 1213. 1258. 1263. 1405. *Martene* l. c. 252 — 527. 596 — 607. *Canisii* Lectiones antiq. ad Basnage. IV. 467 — 746. Das Concilium hatte vor Ankunft der Böhmen, um jeden Anstoß zu verhüten, Verhaltungsregeln für seine Glieder und deren Diener erlassen, worin alles, was die Hussiten am katholischen Klerus tadelten, scharf verboten war. Modus vivendi in Concilio s. *Martene* l. c. 242 — 246. Überhaupt lebte man auf diesem Concilium weniger frei und sittenlos als zu Costnitz. 30) s. seine vielen Schreiben an das Concilium bei Martene. 31) *Martene* l. c. 535 — 571. 587. 589. 619.

nende Versöhnungsbulle[32]) von ihnen verworfen worden war[33]), kam bei der sechszehnten Session den 5. Febr. 1434 eine Bulle in Vortrag, worin Eugen IV. mit den von der Kirchenversamlung ihm vorgeschriebenen Worten sie und alle ihre Beschlüsse für rechtmäßig und giltig erklärte und seine früheren Aufhebungsbullen widerrief[34]). In der Generalcongregation den 24. April wurden nun die päpstlichen Legaten zu der Kirchenversamlung und nachdem sie sich zur Anerkennung ihrer Autorität über den Papst und aller zu dessen Beschränkung gefaßten Beschlüsse eidlich verpflichtet hatten, in der 17. Session den 26. April auch zum Vorsitz zugelassen[35]). Um jedoch möglichen neuen Ausflüchten vorzubeugen, bestätigte man den 26. Juni (Sessio XVIII.) nochmals die Costnitzer Decrete von der hohen Autorität allgemeiner Kirchenversamlungen[36]). Die Männer, deren Muth und Thätigkeit vorzüglichen Antheil an diesem Siege hatte, waren, außer dem Cardinal Julian, Nicolaus von Cusa, Archidiakonus zu Lüttich und Dechant zu Coblenz, Nicolaus L'Ami von Paris, der Bischof von Lodi Gerardo Landriani, der Patriarch Ludwig von Aquileja, der Titularpatriarch Johann von Antiochien, der Cisterzienser-Abt Johann von Maulbrunn und der Dominicaner-Prior Johann Nider zu Basel. Nun auf dem Gipfel ihrer Macht, stolz auf den Ruhm, die Böhmen beruhigt und den Papst überwunden zu haben, und an Zahl ihrer Glieder, unter denen bisher nur 100 Prälaten gewesen waren, in Folge des Friedens mit dem Papste täglich wachsend, fühlte sich die Kirchenversamlung als oberster Gerichtshof über die ganze Christenheit. Sie nahm sogar das Gesuch des Herzogs Erich von Lauenburg um einen Rechtsspruch gegen Friedrich den Streitbaren wegen Belehnung mit der Sächsischen Kur an, mußte aber auf wiederholte Protestation des über diese Einmischung in seine Reichsgeschäfte unwilligen Kaisers davon abstehen[37]). So war alles beseitigt, was einen längern Aufschub des von der ganzen Christenheit sehnlichst erwarteten Reformationswerkes hätte entschuldigen können. Die Kirchenversamlung hatte zwar schon den 14. Juli 1433 (Sessio XII.) die durch Anmaßung der Päpste eingeschlichene allgemeine Reservation der Pfründen an Erzbischöflichen, Bischöflichen und Collegialkirchen zur Disposition ihrer Curie verboten, die Wahlen ganz freigestellt und nach alten Kirchengesetzen unentgeldliche Confirmation derselben vorgeschrieben[38]), und den 26. Novbr. 1433 (Sessio XV.) verordnet, daß jährlich in jeder Diöces und nach drei Jahren für jede erzbischöfliche Provinz Synoden gehalten werden sollten[39]), aber außer diesen besonders gegen die Papstgewalt gerichteten Beschlüssen nichts für die Reformation der Kirche gethan; ja noch in der 19. Session den 7. Septbr. 1434 war nur von Vorkehrungen zur Unterhandlung mit den Griechen wegen ihrer Union mit der katholischen Kirche[40]) und von Anstalten zur Bekehrung und Einschränkung der Juden die Rede gewesen[41]). Endlich in der 20. Session den 22. Jan. 1435 wurde zur Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern der Anfang gemacht, nämlich Bestrafung der Geistlichen, welche Beischläferinnen hielten, und der Vorgesetzten, die diesen Unfug für Geld erlaubten, verfügt, und Excommunicirte ehe als nach Bekantmachung ihres Urtheils zu meiden, Interdicte wegen einzeler Personen aufzulegen und die zweite Appellation wegen einerlei Beschwerde verboten[42]), den 9. Juni (Sessio XXI.) jeder geistlichen Behörde die Foderung von Annaten, Geldern für Pallien und Deports (Annaten, die die Pfarrer den Bischöfen geben mußten) mit Androhung der auf die Simonie gesetzten Strafen untersagt und jeder Vorwand dieser Abgabe für ungiltig erklärt, den Geistlichen jedes Standes regelmäßige Abwartung des Gottesdienstes, der Messe und der canonischen Stunden eingeschärft, den Mißbräuchen, welche Vernachlässigung dieser ersten Pflicht des Klerus verursachten[43]), und den Störungen der Andacht in den Kirchen gesteuert, das Narrenfest, das Singen von Scherzliedern, das Schmausen und Feilhaben in den Kirchen zur Weihnachtszeit abgestellt[44]) und nachdem die 22. Session den 15. Oktober 1435 nur zur Verdammung der Meinung des Titular-Erzbischofs von Nazareth, Augustinus, daß Christus täglich in seinen Gliedern sündige, angewendet worden war[45]), den 25. März 1436 (Sessio XXIII.) nach dem Vorgange der 40. Costnitzer Session die Reformation des Papstes, seines Hofes und der Cardinäle vorgenommen. Die Kirchenversamlung bestimte genau die Art der Wahl des Papstes, die Formel seines Glaubensbekentnisses und Amtseides wegen Haltung allgemeiner Concilien und Confirmation der freien geistlichen Wahlen nach den Decreten der 21. Session, welche Formel ihm jährlich am Tage seiner Erhebung vorgelesen werden sollte; ferner, daß er keinen seiner Verwandten bis in den dritten Grad zu Adelswürden oder Befehlshaberstellen erheben, seinen Hof in Ordnung halten und die Römer als Selsorger regiren, daß die Cardinäle keine Neffen des Papstes, nicht unter 30 Jahre alt, an Zahl nicht über 24, aus allen christlichen Ländern, Männer von Verdienst, zum Theil Doctoren und Theologen seyn, die Hälfte aller Einkünfte des Kirchenstats genießen, durch öffentliche Abstimmung gewählt werden, den Papst beobachten und erinnern und seine Bullen und Breven unterschreiben sollten. Zugleich wurden die päpstlichen Reservationen der Kirchen und Pfründen, auf die im canonischen Rechte bestimten oder in den Sprengel von Rom gehörigen beschränkt und die Expectanzen auf Pfründen abgeschaft[46]). Viel wäre durch diese vorzüglich von den französischen Prälaten betriebenen[47]) Verbesserungen für

32) *Raynald.* 1433. n.18. 33) *Harduin* l. c. 1167 sqq. 34) ibid. 1172 sqq. 35) *Richer* l. c. 422 sqq. 36) *Harduin* l. c. 1184 sqq. 37) ibid. 1609 sqq. *Martene* l. c. 732 sqq. 745 sqq. 38) *Harduin* l. c. 1152 sqq. 39) ibid. 1169 sqq. 40) *Martene* l. c. 673—690. 763 sqq. 798 sqq.

41) *Harduin* l. c. 1185 sqq. Bei dieser Gelegenheit wurde das Studium der orientalischen Sprachen auf den Universitäten vorgeschrieben. 42) ibid. 1193 sqq. 43) z. B. das frevelhafte Einsetzen des Gottesdienstes als Unterpfand für Gläubiger, wenn Geistliche sich gegen dieselben verpflichteten, falls sie den Zahlungs-Termin nicht hielten, bis zum Tage der Bezahlung nichts Gottesdienstliches zu thun. 44) *Harduin* l. c. 1196 sqq. *Richer* l. c. 430 sqq. 45) *Richer* l. c. 432. 46) *Harduin* l. c. 1201 sqq. *Richer* l. c. 432 — 437. 47) *Martene* l. c. 917 — 924.

die wahren Zwecke des Christenthums gewonnen worden, wenn sie sich eben so leicht hätten ausführen als beschliessen lassen. Aber der Papst widerstrebte ihnen selbst am hartnäckigsten. Noch unter dem 19. Febr. 1435 hatte er die Kirchenversamlung als Schiedsrichterin in kirchlichen Händeln anerkant[48]), aber nach der 21. Session schickte er außerordentliche Gesandte mit Vorstellungen gegen die Beschlüsse derselben nach Basel[49]) und regte die alten Streitigkeiten wieder auf[50]). Nach der 23. Session beschwerte er sich laut vor allen Regenten der Christenheit über die unternommenen Reformen[51]) und wirklich gerieth durch die Annäherung des Zeitpunktes der Union mit den Griechen das ganze Reformationswerk ins Stokken. Diese an sich misliche Union wurde nun der Gegenstand eines verderblichen Wetteifers der Kirchenversamlung mit dem Papste. Jeder von beiden Theilen wollte dabei die Hauptrolle spielen und den Ort der Unterhandlungen nach seinem Privatvortheil bestimmen: der Papst, um bei dieser Gelegenheit die Kirchenversamlung zu sprengen, diese um sich dagegen zu sichern und die Sache in ihrer Hand zu behalten. Unbekant mit diesem Zwiespalt hatte der griechische Kaiser und der Patriarch von Konstantinopel sich durch Gesandte und Schreiben an das Concilium gewendet, welches den 14. April 1436 (Sessio XXIV.) Allen, die die Union durch Gebet und Beiträge zu den Reisekosten befördern würden, große Indulgenzen bewilligte[52]), einen Vergleich mit den Griechen durch Gesandte vorbereitete[53]) und den 7. Mai 1437 (Sessio XXV.) Basel, Avignon oder eine Stadt in Savoyen zum Verhandlungsorte bestimte[54]), dagegen der Papst Ferrara wollte. Beide Theile schickten Galeeren zur Abholung der Griechen in die Levante, doch die Agenten des Papstes hielten die Schiffe der Kirchenversamlung durch Bestechung zurück, ein päpstlicher Legat zu Basel, der Erzbischof von Tarent, misbrauchte das ihm anvertraute Conciliensiegel, um eine falsche Bulle zu verbreiten, worin Udine und Florenz zur Zusammenkunft mit den Griechen vorgeschlagen waren. Darüber kam es zum offnen Bruche der Kirchenversamlung mit dem Papste. In der 26. Session den 31. Juli 1437 wurde Eugen IV. wegen Ungehorsams gegen die Reformationsdecrete derselben, besonders wegen fortgesetzter Simonie, peremtorisch vorgeladen[55]), d. 27. Sept. (Sessio XXVII.), die untergeschobene Bulle des Erzbischofs von Tarent und die Wahl der neuen Cardinäle verworfen[56]), den 1. Oktbr. (Sessio XXVIII.) der Prozeß gegen den Papst begonnen[57]), den 12. Oktbr. (Sessio XXIX.) die von ihm zur Versezzung des Conciliums von Basel nach Ferrara den 18. Septbr. erlassene Bulle[58]) für nichtig erklärt und bald darauf eine Antwort an den Papst voll Gegenbeschuldigungen und Drohungen ausgefertiget[59]), den 23. Decbr. (Sessio XXX.) der Costnitzer Beschluß über die Communion der Laien unter e i n e r Gestalt bestätiget[60]) und Eugen IV., nachdem er sein Concilium zu Ferrara den 8. Jan. 1438 hatte eröffnen lassen, den 24 Jan. Sess. XXXI.) als ein Halsstarriger und Unverbesserlicher von der Verwaltung des Papstthums suspendirt. In derselben Session beschränkte man auch die unmittelbare Gerichtsbarkeit des päpstlichen Stuhles durch die Bestimmung, was vier Tagereisen und weiter von Rom entfernt zu schlichten und nicht ein dem Papste im canonischen Rechte vorbehaltener Fall wäre, gehöre vor die ordentlichen Richter, auch solle nicht mehr mit Uebergehung der Zwischeninstanzen in Fällen aller Art nach Rom appellirt werden. Zugleich schaffte man die Misbräuche der Präventionen, Resignationen und Expectanzen auf geistliche Pfründen ab, ließ dem Papste zu willkürlicher Besetzung nur 1 von 10 und 2 von 50 Pfründen an einer Kirche und sprach ein Drittheil aller an Kathedral- und Collegiatkirchen vacant werdenden Pfründen den Graduirten von den Universitäten zu[60b]). Da Cardinal Julian, Nicolaus von Cusa[61]) und mehre italische Prälaten durch die Suspension des Papstes erschreckt, zu diesem übergegangen waren, trat nun der C a r d i n a l L u d w i g A l e m a n n, E r z b i s c h o f v o n A r l e s, der mit jenem zum vorsitzenden Legaten ernant worden war, als erster Präsident der Kirchenversamlung auf. Dieser an Geisteskraft und Kühnheit allen andern überlegene Mann hielt seitdem die im Kampfe mit dem Papste dem Vorwurfe des Schisma blosgestellte, ihres kaiserlichen Beschützers[62]) beraubte und von andern Fürsten lauer behandelte Kirchenversamlung hauptsächlich durch seine Standhaftigkeit und Klugheit zusammen und behauptete den entschiedensten Einfluß auf alle ihre Schritte[63]). Die Gründe, durch welche sie ihr Verfahren gegen den Papst zu rechtfertigen und ihm den Vorwurf des Schisma zuzuschieben suchte[64]), und ihr Decret gegen das Concilium von Ferrara (Sessio XXXII. den 24. März)[65]) hätten ihre Fortdauer nicht sichern können, wenn sich nicht Frankreich auf einer Synode zu Bourges den 1. Mai — 5. Juni 1438 gegen das Concilium zu Ferrara und für die Baseler Beschlüsse, mit Ausnahme der Suspension erklärt[66]) und die teutschen Fürsten, die aus Furcht vor einem Schisma schon zur Neutralität zwischen Papst und Concilium entschlossen waren[67]), nicht wenigstens die Reformationsbeschlüsse desselben mit wenigen Einschränkungen angenommen[68]) und dadurch, wie durch Anstellung des Freiherrn Konrad von Weinsberg als Protectors der Kirchenversamlung), ihre Rechtmäßigkeit anerkant hätten. Unerschrocken setzte sie ihr peinliches Verfahren fort und erklärte nach langen hef-

48) *Martene* l. c. 801 sqq. 49) ibid. 819. 821 sqq. 50) ibid. 839 — 861. 51) *Raynald.* 1436. n. 2 sqq. 52) *Harduin.* l. c. 1210 sqq. 53) *Martene* l. c. 895 — 906. 54) *Harduin* l. c. 1221 sqq. 55) ibid. 1225. 56) *Richer* l. c. 443. 57) *Harduin.* l. c. 1284. 58) *Harduin* IX. P. I. n. 13. 59) Epistola synodalis responsiva ad invectivam factam sub nomine Eugenii contra Syn. Basil. apud *Harduin* VIII. p. 1360 sqq. 60) ibid. 1244 sqq.

60b) ibid. 1250 sqq. *Richer* l. c. 451 sqq. 61) Dieser schrieb vorher für das Concilium De catholica concordantia ll. III. in Opp. ed. Paris 1514. fol. T. III. und nun gegen das Concilium Epist. ad Rodericum de Trev. s. *Richer* l. c. 478 sqq. 62) Siegmund starb den 9. Decbr. 1437. 63) *Aeneas Sylvius* De gestis Basil. Conc. in Opp. ed. Basil. 1571. fol. p. 51. 64) Resp. synodalis ad fundamenta et rationes primae e sec. sess. convent. Ferrariensis, ostendens, quod Papa, erigendo ipsum conventiculum, introduxit schisma in eccl. *Harduin.* l. c. 1375 sqq. 65) ibid. 1254 sqq. 66) *Martene* l. c. 945 sqq. 67) *Würdtwein* subsid. diplomat. ad selecta jur. eccl. germ. et hist. capita Heidelb. 1772 — 80. 8. T. VII. p. 163. 68) Sanctio pragmatica germ. illustr. *C. Guil. Koch.* Argent. 1789. 4. 69) *Aen. Sylv.* l. c. 43.

tigen Debatten, bei denen der neben dem Cardinal von Arles als der gelehrteste und beredteste Canonist seiner Zeit hervorragende Nicolaus Tudeschi, Erzbischof von Palermo, daher Panormitanus genant[70]), zufolge der Instruktion des Königs von Aragonien den Papst noch zu retten suchte, den 16. Mai 1439 (Sessio XXXIII.) Eugen IV. wegen seines beharrlichen Ungehorsams gegen die Kirche (d. h. die Kirchenversamlung) für einen Ketzer[71]). Diese durch einen etwas gezwungenen Schluß[72]) begründete Erklärung zog nun von selbst den letzten Schritt gegen den Papst nach sich. In der 34. Session den 25. Juni erschienen zwar nur 20 Bischöfe und Äbte, meist Franzosen und Teutsche, aus Italien zwei, aus Spanien keiner[73]), der Präsident ließ aber auf die leeren Plätze der ausgebliebenen Bischöfe Heiligen-Reliquien legen, was die Versamlung bis zu Thränen rührte. Ohne Widerspruch wurde Eugen IV. darin wegen Ungehorsams, Störung des Friedens der Kirche, Simonie, Meineid und schlechter Verwaltung des Papstthums als ein unverbesserlicher Schismatiker und hartnäckiger Ketzer der Papstwürde gänzlich entsetzt und mit canonischen Strafen bedroht[74]). Obgleich um diese Zeit zu Basel die Pest wüthete, mehre Glieder der Kirchenversamlung wegraffte und Andre bewog, sich zu entfernen, beschloß sie den 10. Juli (Sessio XXXV.) doch ihre Fortdauer[75]), gab auf die Protestation der teutschen Kurfürsten gegen Absetzung des Papstes[76]) eine kräftige Antwort[77]), entschied den 17. Septbr. (Sessio XXXVI.) für das Dogma von der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria[78]), traf den 24. Oktober (Sessio XXXVII.) sehr sorgfältige Vorbereitungen zur Wahl eines neuen Papstes[79]) und schloß den 30. Oktbr. (Sessio XXXVIII.), nachdem eine Bulle des immer noch mächtigen Eugen IV. verworfen worden war, das zu Basel eingerichtete Conclave[80]). Die an diesem Tage hineingesendeten 33 Wahlherren, nämlich 12 Bischöfe mit Einschluß des Präsidenten, 7 Äbte, 5 Theologen und 9 Doctoren, sämtlich Priester[81]), wählten mit einer Mehrheit von 26 Stimmen am 17. Novbr. den Herzog Amadeus von Savoyen zum Papst, der nach einer rühmlichen Regirung seit 1434 als Einsidler zu Ripaglia am Genfersee lebte, und obwol noch Laie, als ein anerkant frommer, vermögender und einflußreicher Fürst am besten geeignet schien, die päpstliche Würde unter den damaligen Umständen zu behaupten[82]). Die Kirchenversamlung bestätigte an demselben Tage (Sessio XXXIX.) diese Wahl, excommunicirte den 26. Febr. 1440 (Sessio XL.) Alle, die den neuen Papst, der sich Felix V. nante, nicht anerkennen würden, verwarf den 23. Juli (Sessio XLI.) die Bulle Eugens IV.[83]) gegen denselben[84]) und setzte ihm den 6. August (Sessio XLII.) einen Unterhalt von kirchlichen Abgaben aus[85]). Dies waren ihre letzten Kraftäußerungen. Nur wenige Städte (Basel, Straßburg, Camin), Universitäten (Paris, Wien, Erfurt, Cöln, Krakau) und Fürsten (Herz. Albrecht von Baiern, Aragonien, Ungarn, Savoyen, die Schweiz) erkanten den schwachen Papst der Kirchenversamlung an. Frankreich erklärte sich auf einer Reichsversamlung zu Bourges den 11. Septbr. 1440, der Annahme der Baseler Reformationsdecrete unbeschadet, für neutral zwischen beiden Päpsten[86]), was auch die teutschen Fürsten mit Antrag auf ein neues ungezweifeltes allgemeines Concilium abermals thaten[87]). Durch diese Zurückhaltung ihrer bisherigen mächtigsten Beschützer[88]) und das Gewicht, das sich Eugen IV. durch die ihm zu Florenz gelungene Union mit den Griechen zu geben wußte, sank das Ansehn der Kirchenversamlung zu Basel schneller, als es vorher gestiegen war. Geschwächt durch den Abgang vieler Glieder, begnügte sie sich den 1. Juli 1441 (Sessio XLIII.) die Feier des Festes der Heimsuchung Mariä zu bestimmen[89]) und den 9. Aug. (Sessio XLIV.) für die Sicherheit der Personen, Ämter und Einkünfte ihrer Glieder zu sorgen[90]). Das Jahr 1442 brachte sie ohne Beschlüsse in mislichen Unterhandlungen über ihre Fortdauer hin und nachdem Felix V. Basel verlassen hatte, hielt sie den 16. Mai 1443 ihre 45. und letzte Session, worin sie Lyon zum Sitz einer neuen in 3 Jahren zu haltenden Kirchenversamlung bestimte und sich für den schon eingetretenen[91]) Fall der Unsicherheit nach Lausanne verlegte[92]). So war sie nach und nach abgestorben, weniger in Folge ihrer Uebertreibungen, als durch die veränderliche Politik der Fürsten und die Unempfänglichkeit der Mehrzahl des höhern Klerus für die von ihr unternommenen Reformen. Einige ihrer Glieder endigten unter Vorsitz des Cardinals von Arles nach Eugens Tode die seinem Nachfolger Nicolaus V. nicht mehr furchtbare Spaltung zu Lausanne 1449 durch Annahme der Friedensbulle desselben[93]) und freiwillige Auflösung des Conciliums. (Vergl. Lausanne Kirchenversamlung.) Herzog Amadeus wurde Cardinal und den noch von Basel her vereinigten Vätern Verzeihung zu Theil, doch von einer ausdrücklichen Bestätigung der Baseler Schlüsse enthielt diese Bulle nichts. Die meisten Reformationsdecrete der Kirchenversamlung erhielten sich in der pragmatischen Sanction Frankreichs und Teutschlands, deren Inhalt durch spätere Concordate seine Rechtskraft nicht ganz verloren hat und, so weit er die Kirchenzucht betrift, wirklich in Ausübung gekommen ist. Hinter den bei dem muthvollen Anfange dieser Kirchenversamlung erregten Erwartungen blieb der Erfolg ihrer Arbeiten freilich weit zurück. Sie hatte das so sehr herabgedrückte Ansehn der Bischöfe zu heben und einigen

70) *Fabricii* Bibl. lat. med. et inf. aetat. V. 134. 71) *Richer* l. c. 454 — 476. 72) Die Debatten füllen das ganze erste Buch der Geschichte des Conciliums von Äneas Sylvius, der damals Geheimschreiber und Zeremonienmeister desselben war. 73) Doch zählte Än. Sylv. über 400 Geistliche niedern Ranges. 74) *Harduin.* l. c. 1263 sqq. 75) ibid. 1265. 76) *Martene* l. c. 953 sqq. 77) ibid. 959 sqq. 78) *Richer* l. c. 494 sqq. 79) *Harduin* l. c. 1267. *Aen. Sylv.* l. c. 48 sqq. 80) *Aen. Sylv.* l. c. 53 sqq. 81) ibid. 50 sqq. 82) Dies wird im zweiten Buch der Gesch. des Conciliums von Än. Sylvius ausgeführt.

83) *Martene* l. c. 962 sqq. 84) *Richer* l. c. 569. 85) *Harduin.* l. c. 1288. 86) *Richer* l. c. 573 sqq. 87) Schmidt's Geschichte der Deutschen. Ulm 1781. 8. IV. 206 sqq. 88) Kaiser Friedrich hielt es bald nach seiner Wahl als vergeblicher Friedensvermittler ganz offen mit Eugen IV. 89) *Harduin.* l. c. 1292 sqq. 90) ibid. 1294 sqq. 91) Durch den Feldzug der Armagnaken gegen die Schweizer. 92) *Harduin.* l. c. 130 sqq. 93) *Martene* l. c. 999 sqq.

Anmaßungen der Papstgewalt Einhalt zu thun gesucht, aber weil sie nur den monarchischen Despotismus des Papstes durch Herstellung einer kraftvollen hierarchischen Aristokratie zügeln, aber aus zu großer Anhänglichkeit an das bestehende canonische Recht nicht auch die Idee des allgemeinen Episcopats der Päpste selbst angreifen wollte, war die Abstellung eines Theils der aus dieser Idee ganz natürlich folgenden Misbräuche blos eine halbe Maßregel, die ihr Reformationswerk dem Vorwurfe der Inconsequenz Preis gab. Von dieser Seite haben die römischen Curialisten, wiewol in ganz entgegengesetztem Sinne, die Richtigkeit der Baseler Schlüsse zu beweisen gesucht [94]), und diese sind in keine römische Concilien-Samlung aufgenommen worden, werden auch von ultramontanischen Canonisten nicht als Quellen des geistlichen Rechts angeführt. Aber wäre auch Alles, was zu Basel verordnet worden war, durchgängig angenommen und pünktlich befolgt worden, das 16. Jahrh. würde nichts destoweniger die Reformation nöthig gefunden haben, die es durchsetzte [95]). (*G. E. Petri.*)

BASEL, eine teutsche Kolonie in dem Wolskischen Kreise der Saratowschen Statthalterschaft in Rußland, an der Wiesenseite der Wolga, von 50 lutherischen Familien, welche gegen 300 Personen ausmachen, eine Kirche und einen eigenen Prediger haben. (*J. Ch. Petri.*)

Baseler Taufstein, s. Staurolith.

BASELLA L., eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Chenopodeen und der dritten Ordnung der fünften Linné'schen Klasse. Char. Siebentheiliger corolinischer Kelch, mit fünf Staubfäden und drei Pistillen. Der Kelch schwilt zur Beere an, und enthält einen Samen, dessen Embryo schraubenförmig liegt.

1. B. *rubra*, mit eiförmigen fleischigen Blättern und einfachen Blüthenähren. Blumen und Beren sind roth, und geben eine schöne purpurrothe Farbe, die aber nicht dauerhaft ist. In Indien, China und Japan *). 2. B. *alba*, mit eiförmigen wellenartig gebogenen Blättern und einfachen weißen Blüthenähren. In Indien und China **). 3. B. *cordifolia* Lam., mit herzförmigen fleischigen Blättern und ganz kurzen rothen Blumenähren. Auf den Molucken ***). 4. B. *lucida* L., mit herzförmigen Blättern und ästigen Blumenähren. In Indien und Japan †). 5. B. *tuberosa* Humb., mit knolligen Wurzeln, eiförmigen stumpfen fleischigen Blättern, einfachen kurzen Blumenähren und gegranten Kelchläppchen. In Neu-Granada. Die Wurzeln werden gegessen. 6. B. *marginata* Humb., mit faseriger perennirender Wurzel, rundlichen, fleischigen, roth geränderten Blättern und einfachen Blumenähren, die viel länger als die Blätter sind. Bei Quito. Als Abart derselben ist wahrscheinlich B. obovata Humb., Lutu-Yugu der Peruaner, anzusehen. (*Sprengel.*)

BAS EN BASSET, Marktfl. am linken Ufer der Loire im Bezirk Issengeaux des franz. Dep. Oberloire, mit ungefähr 900 Häus. und 5338 Einw., die Blonden, leinene Bänder und Strümpfe verfertigen und Töpfereien haben. (*Hassel.*)

BASEPRINCIP nent Winterl, in s. atomistischen Systeme, (s. dessen Prolus. ad Chemiam. Sec. XIX. Budae 1800. 8.), das eine seiner vermeintlich die Materie begeistenden Principe, das andere aber Säureprincip. Diese begeistenden Substanzen sollen aber an sich nicht mit dem Stoffe sich verbinden, noch den Wechsel und die Mannigfaltigkeit in der Natur hervorbringen können, wenn sie nicht durch ein Band an den Stoff geführt würden, und damit Zusammenhang erhielten. Das Band, zwar an sich ebenfalls geistig, sey gewöhnlich in einer dünnen materiellen Hülle für die Sinne wahrnehmbar. Von diesem Bande möge es eine große Anzahl und Verschiedenheit geben, denn es begründe den Unterschied der Naturindividuen. Diese große Mannigfaltigkeit des Bandes theile sich aber in 2 Hauptarten, nämlich in Band für Basicität, und in Band für Acidität. Je nachdem ein Körper mit einem Bande begabt sey, verbinde er sich entweder mit Baseprincip oder mit Säureprincip. Vereinigen sich zwei entgegengesetzt begeistete Körper, z. B. eine Säure mit einem Kali, so treten die begeistenden Principien zusammen, und bilden Wärme, und die verbundenen (entgeisteten) Körper seyen nun neutral. Übrigens sollen die Körper verschiedener Begeistungsgrade fähig seyn. Der geistigen Principien beraubt, seyen sie fade und unwirksam. Zu den immateriellen Substanzen gehöre das Licht: es verbinde sich mit den Körpern nach der Beschaffenheit des Bandes; die hellen durchsichtigen Körper enthalten wenig Licht, hingegen die dunkeln, glänzenden dessen in großer Menge. Die begeistenden Principien sollen in ihrer Vereinigung als Wärme erscheinen, in ihrer Getrentheit aber im Conflicte mit dem Bande alle Erscheinungen bewirken, wo Heterogeneität Statt findet, nämlich Elektricität, Galvanismus, Magnetismus, chemischen Prozeß, Lebensprozeß ꝛc. Die Verschiedenheiten dieser Prozesse werden nach Winterl durch Band und Licht bestimt, und nur durch das große instinctartig wirkende Vermögen dieser großen Triebfedern sollen sich alle Erscheinungen in der Natur erklären lassen. — Gewiß läßt sich durch Annahme verschiedener geistiger Wesen, welche die Natur beherrschen, diese am leichtesten erklären, ob aber auch richtig begreifen? ist eine andere Frage *). (*Th. Schreger.*)

Basetin, Basatün, Bassotin, Besestein, s. Cairo.

BASHEE od. **BASCHI**, eine Gruppe von 5 Eilanden in der chinesischen See unter 139½° L. und von 20° 28′ bis 20° 55′ N. Br., im N. der Philippinen belegen. Der Brite Dampier war der Erste, der sie 1687 auffand, und ihnen die Namen gab: Orange, Baschi, Monmouth, Grafton und Goats, wovon die größte Orange etwa 4½ Meilen lang und 1½ breit ist. Sie wechseln mit Bergen, Hügeln und Thälern ab, und besitzen einen fruchtbaren Boden, der Bataten und Ignamen, Zuckerrohr, Ananas, Bananen und Pisangs

94) *Richer* l. c. 638. sqq. 95) Vergl. Plank's Geschichte des Papstthums, III. Bd. Hannov. 1809. S. 727. fgg.

*) *Rumph.* Amb. 5. t. 154. f. 2. **) *Plukn.* t. 63. f. 1. ***) *Rheed.* mal. 7. t. 24. †) *Burm.* ind. t. 39. f. 4.

*) Vgl. Material. zu einer Chemie des neunzehnten Jahrhund. herausgeg. von J. C. Oersted in Regensburg. 1805. 8. 1. — System der dualistischen Chemie des Prof. J. J. Winterl, herausgeg. v. Schuster. Berlin 1807. I. II. 8.

im Überflusse hervorbringt. Auch gibt es sehr viele Ziegen und Schweine: von den ersten führt sogar eine Insel den Namen. Die Einw. scheinen nach Dampier zwischen die Malaien und Papuas zu treten, ihre Statur ist untersetzt, ihre Farbe dunkel kupferfarbig. Übrigens sollen sie nach Surville ein ruhiges gastfreundliches Volk ausmachen, und unter sich in großer Eintracht leben. Sie wohnen in Dörfern, legen sich stark auf Schiffahrt und Fischerei, und besitzen zahlreiche und gutgebauete Kanots, die wol 20 bis 30 Mann fassen. Seit 1783 haben die Spanier von Manila aus diese Inseln in Besitz genommen, und auf der Baschiinsel eine Niederlassung errichtet, wo sie von den Einwohnern das Gold, was sie aus ihren Bächen waschen, einhandeln, (nach Meares und der East India Gazetteer). (*Hassel.*)

BASHUYSEN (Heinrich Jakob van), ein gelehrter Orientalist, geb. den 26. Oct. 1679 zu Hanau, wo sein Vater, Walther van Bashuysen seit 1670 holländischer Prediger war. Nachdem er sich auf den Gymnasien zu Hanau und Bremen zu den akademischen Studien vorbereitet hatte, ging er 1697 nach Leiden, im folgenden Jahre nach Franecker, und erhielt 1701 an dem Gymnasium seiner Vaterstadt die Professur der orientalischen Sprachen und der Kirchengeschichte. Nach zwei Jahren wurde er daselbst Professor der Theologie, 1705 reformirter Prediger zu Steinau an der Straße, 1707 zweiter Prediger zu Hanau, und 1709 zugleich am dortigen Gymnasium Professor der Theologie und geistlichen Philologie. Wegen seiner schwächlichen Gesundheit entsagte er 1713 dem Predigtamte, folgte 1716 einem Rufe als Professor der Theologie, Geschichte und orientalischen Sprachen an dem Gymnasium zu Zerbst, und starb daselbst den 29. (nach andern den 31.) Dec. 1758. Als Freund und Kenner der orientalischen, besonders der rabbinischen Literatur, suchte er ihre Aufnahme dadurch zu befördern, daß er 1709 in Hanau auf eigene Kosten eine orientalische Buchdruckerei errichtete, aus welcher mehre seltene hebräische und rabbinische Schriften in verbesserten Auflagen hervorgingen, als: Commentarius R. Is. Abarbanelis, ed. secunda Veneta a. M. 5339 multo correctior, in Pentateuchum Mosis, cum additione locorum Bibl. et Talmudicorum, quos auctor non citat, ut et punctis distinctionum et tribus indicibus. Hanov. 1710. fol. Psalmi Davidis et aliorum Θεοπνευστων in textu originali, cum notis selectissimorum Commentatorum Judaicorum contractorum. ib. 1712. 12. Specimen clavis Talmudicae, cum annexis. ibid. 1714. 4. Clavis Talmudica maxima. ib. 1714; Frf. 1740. 4. u. a. m. Von seinen übrigen zahlreichen Schriften möchten zu bemerken seyn: Systema antiquitatum hebr. minus. Hanov. 1715. 8 Institutiones Gemarico-Rabbinicae, in quibus usus clavis talmud. max. ostenditur. Servest. 1718. 4 Miscellanea sacra. Witteb. 1719. 4. Viele Dissertationen, Abhandlungen u. dgl. Durch die neuern Fortschritte der Exegetik, Sprachkunde und die veränderte Richtung des gesamten theologischen Studiums sind seine Schriften zwar größtentheils in Vergessenheit gerathen, aber seinen gelehrten und nützlichen Bestrebungen gebürt auch jetzt noch der Tribut dankbarer Erinnerung *). (*Baur.*)

Basiento, s. Basilicata. Basil, s. Basilius.

BASILA (Basilea, Basula), Raphael Chajim, Enkel von Menahem Simson ben R. Salomo — Verf. eines hebräischen Kalenders, in welchem auch die Ordnung der Paraschen und Haphtaren auf die Jahre 5431 u. 32 (Chr. 1671 und 1672) bemerkt ist — und Sohn von Abiad B. Rabbi zu Mantua, gest. 1743, bekant als Apologet des Judenthums — gab einen Beweis seiner tiefen Einsichten in das, was zur Kritik der Bibel gehört, in den Anmerkungen rc. zu der in Mantua 1742 erschienenen Ausgabe der hebräischen Bibel, welche מנחת שי betitelt wurde **). (*Hartmann.*)

BASILAN, Eiland auf der südwestlichen Spitze von Magindanao unter 5° 50′ N. Br. und 138° 34′ östl. L., welches dem Sultan von Suluh unterworfen ist. Es ist von mehren kleinen Inseln umgeben, hat etwa 10 Meilen im Umkreise, und ist in der Mitte gebirgig, sonst aber fruchtbar an Reis, Zuckerrohr und Bananen, und hat eine gute Bewässerung. Im Gebirge halten sich wilde Ziegen und Hirsche auf. Es ist gut bewohnt. (*Hassel.*)

Basilia, s. Abalus und Basel.

Basilianer, Semiarianer, s. Arius.

Basilianer-Mönche, s. Basilius d. Gr.

BASILEIA, (Βασιλεια), d. i. Herrschaft, Königin, 1) ein Himmelskind in einer der alten, asiatischen Theogonien, dem Diod. III. 56. zufolge nach den Mythen der Atlanten eine Tochter des Uranos und der Titania oder Gäa, die dem Uranos 18 Kinder gebar, Titanen genant. Unter den Töchtern zeichnete sich die älteste, Basileia, durch Keuschheit und Weisheit aus, und die mütterliche Liebe, womit sie ihre Geschwister erzog. Daher ward sie nicht nur die große Mutter genant, sondern das Volk und die Brüder übertrugen ihr auch, weil sie unverehelicht bleiben zu wollen schien, als der Vater zu den Göttern übergegangen war, die Regirung. Da sie indeß doch Thronerben zu haben wünschte, so heirathete sie ihren geliebtesten Bruder Hyperion, von dem sie zwei schöne Kinder, Helios und Selene gebar. Nun fürchteten die Brüder, das Reich werde bei Hyperions Familie verbleiben, erschlugen den Hyperion und ersäuften den Helios im Eridanos, worüber sich die trostlose Selene vom Dache herabstürzte. Die Mutter versank, indem sie den Körper des Helios am Flusse suchte, von Kummer überwältigt, in Schlaf, und im Traume erschien ihr Helios, verkündend: die Titanen würden ihrer Strafe nicht entgehen; er aber und die Schwester würden vergöttert, und die Sonne werde von ihm Helios, der Mond

*) Historie der Gelehrs. uns. Zeit, 7 Th. 593—602. Neuer Büchersaal, 16te Öfnung 267. Götter's gel. Europa, 1 Th. 465—480. Moser's Lex. d. Theol. 37 u. 449. Strieders hess. Gel. Gesch. 1 Th. 272—289. Meusels Lex. d. verst. Schriftst. 1 Bd. **) Vgl. über diese Ausgabe: Eichhorn Einleit. ins A. T. §. 402. und über das, was B. unter andern geleistet hat, F. W. Dresde Progr. quo commendantur Raphaelis Chajim Basila, Judaei recentioris, exercitationes criticae in diversitatem lectionis Codicis ebraei ab Ev. van der Hooght observatam. Witteberg. 1774. 4.

aber von der Schwester Selene benant werden. Sie erzählte den Traum dem Volke, und befahl, ihre Kinder göttlich zu verehren, und ihren Körper nicht mehr zu berühren. Dann ergriff sie, vom Wahnsinn gefaßt, Klappern, das Spielwerk ihrer Tochter, und irrte mit flatterndem Haar, unter dem Getöse der Trommeln und Cymbeln, allen, die es sahen, ein Grauen umher, bis man Hand an sie legte, und sie plötzlich in einem Gewitter verschwand. Das Volk, staunend über das Wunder, verehrte die Kinder, und sie selbst göttlich, und ahmte in ihrem Dienst alles nach, was sie im Wahnsinn gethan hatte. Der Mythos ist dem von der Kybele geähnelt, oder vielmehr dieser ist nur anders gewandt. Aristophanes läßt sie (Av. 1730 fg.) mit dem Peisthetäros vermählt werden, macht sie aber (1753) zu einer Tochter des Zeus. — 2) ein Beiname der Aphrodite, *Athen.* XII, 2. nach Empedokles, bei *Prop.* IV. 5, 65. Regina. (*Ricklefs.*)

BASILEUS, (*Βασιλεὺς*), ist eine griechische Benennung, die in mehrfacher Hinsicht dem lateinischen Rex entspricht, in anderer Hinsicht jedoch sich wieder davon unterscheidet. Beide Namen bezeichneten ursprünglich den König und Herrscher im Volke, und wurden nach abgeschafter Königswürde nicht nur auf den Opferkönig, sondern von den schmeichlerischen Parasiten auch auf deren Gönner übertragen. Aber einerseits hießen bei den Griechen, in den frühesten Zeiten wenigstens, auch die Richter *Βασιλεῖς*, andrerseits bei den Römern auch die Götter Reges, wofür die Griechen noch den besondern Ausdruck *Ἄνακτες* hatten. Auch ist den Griechen ihr *Βασιλεὺς* nie so verhaßt geworden, als den Römern ihr Rex seit der Vertreibung der Könige war, weil sie den verhaßten Begriff eines *Δεσπότης* oder Dominus vielmehr mit der durch die Römer auch in unsern Sprachen übergegangenen Benennung *Τύραννος* verbanden. Sonderbar sind die vielfachen Versuche des Etym. M., die Entstehung des Namens *Βασιλεὺς* zu erklären, unter welchen die Deutung als *βάσις ἴλης*, dux exercitus oder Herzog, ungeachtet schon die Länge der ersten Sylbe des Wortes *ἴλη* widerspricht, den meisten Beifall gefunden hat. Besser wäre jedoch, wofern man nicht das Wort für ein bloßes Derivat von *βάσις* halten will, die Ableitung von *βάσις λεώ* im Sinne des Rex, qui populum regit. So unterscheidet sich *Βασιλεὺς* zugleich 1) von *Ἄναξ*, sofern dieses Wort jeden Gebieter und Herrn (*ὅστις ἀνάσσει*) bezeichnet, 2) von *Δεσπότης*, sofern diese Benennung nur dem unumschränkt gebietenden Herrn über Sklaven zukomt, 3) von *Τύραννος* für *κοίρανος*, sofern diesen Namen die eigenmächtigen Schalter und Machthaber eines sich freifühlenden Volkes erhielten. Wirklich bezeichnet *Βασιλεὺς* bei Homer den König als Führer und Stütze des Volkes, dessen Herrschergewalt sich zwar über alle Mitbürger erstreckte, aber weder unumschränkt noch eigenmächtig angemaßt war. Er war zugleich der Oberanführer im Heere, der Vorsitzer im Gerichte, und bei den Griechen wenigstens der höchste Priester, der für das Volk opferte und betete; kurz, der *Ἄρχων* oder Fürst in allen wichtigen Verhandlungen, aber nicht als *Δεσπότης* oder unumschränkter Herrscher, sondern nur als *Κύριος* oder bevollmächtigter Völkerhirt und Landesvater, als *Κοίρανος* und *Μέδων* oder Schalter und Walter für das Beste des States. Wie ein Gott war er im Volke geehrt, und die ihm gebührende Achtung zu versagen, ward für gefährlich gehalten; aber seine Gewalt war durch die Rathsversamlungen der vornehmen Bürger beschränkt, und durch Volksversamlungen, welche sich in mehren Dingen, im Kriege wie im Frieden, die letzte Entscheidung vorbehielten. Denn obgleich jede Landschaft in Griechenland zur Zeit des troischen Krieges ihren eigenen König hatte, unter welchen der König von Mykene Agamemnon der reichste und mächtigste war, dem nur Achilles, der König von Hellas und Phthia, als tapferster und größter Held den Vorzug streitig machte; so war doch die Verfassung jener Völker keinesweges rein = monarchisch, sondern constitutionell und gehörig gemischt durch Aristokratie und Demokratie. Nur Einer sollte als *Βασιλεὺς*, dem Zeus die Obergewalt gab, der höchste Schalter im Volke seyn [1]), aber mehre andere *Βασιλῆες*, deren Zahl Homer bei den Phäaken auf zwölf bestimt [2]), standen ihm als Rathgeber zur Seite, und theilten mit ihm und der Volksversamlung die höchste Gewalt. Man betrachtete die Königswürde als legitim und erblich [3]), sofern die Könige Zeusentsprossene waren, und durch die Gnade des Zeus eingesetzt, auch unter dessen Schutze standen [4]); aber man erkante zugleich dem Volke das Recht zu, die Thronfolge zu verwerfen oder zu bestimmen. Wenn die schirmende Gottheit einen König verließ, so scheute man sich nicht, ihm alle Achtung zu versagen, und wenn ein Orakel oder Götterspruch ihn zu entsetzen gebot, so hielt man sich sogar zu dessen Ermordung berechtigt [5]). Eigene Schwäche galt für Vernachlässigung von der Gottheit; daher waren selbst die berühmtesten Fürsten mit den abnehmenden Jahren genöthigt, auf die königliche Gewalt Verzicht zu leisten [6]). In dieser Hinsicht betrachtete man die Königswürde auch als eine Ehre, die das Volk verlieh [7]), und des Königs Pflicht war, immer der Erste zu seyn, und vorzustreben vor Andern [8]). Gottesfürchtig und gut, mußte er Gerechtigkeit schützen und für des Volkes Wohlfahrt bedacht seyn [9]), wenn er sich des Titels eines Hirten der Völker würdig beweisen wollte.

Das äußere Zeichen der Königswürde war, außer einem zweifelhaften purpurfarbnen Roßschmucke von Elfenbein [10]), der Scepter oder Herrscherstab, welchen gleichwol alle Personen zu tragen pflegten, deren Würde heilig und unverletzlich war. Von einem Diadem als Krone oder Königsbinde weiß Homer noch nichts; selbst das Purpurgewand, dessen in einigen Stellen gedacht wird, läßt sich nicht bestimt als ein Zeichen des Königsranges deuten. Eher könte man den Thron oder Königsstuhl, auf welchem der König richtend saß, zu seinen Insignien zählen, da die richtenden Alten nur auf gehauenen Steinen im heiligen Kreise saßen [11]). Wenigstens führte der König auch bei öffentlichen Gastmah-

1) Il. II. 204. 2) Od. VIII. 390. 3) Od. I. 386. 4) Il. II, 197. 5) Od. III, 214. XVI, 400 ff. 6) Od. X, 494 ff. 7) Od. VII, 150. 8) Il. VI, 208. II, 24. 9) Od. XIX, 109. V, 8. Il. I, 117. 10) Il. IV, 141 ff. 11) Il. XVIII, 504.

len den Vorsitz, wo ihm doppelte Portionen oder doch mehr Fleisch und größere Becher zugetheilt wurden [12]). Zu seinem Unterhalte ward ihm die freie Benutzung eines *Τέμενος* oder einer abgesonderten Landesdomäne gegeben, prangend mit Obst und Trauben, und Weizen besäeten Äckern [13]). Außerdem gebürte ihm von der gemachten Beute ein auserlesenes Ehrengeschenk (*γέρας*) [14]), und selbst *Θέμιστες* oder gesetzmäßige Geschenke und Steuern wurden ihm bei besondern Vorfällen gezahlt [15]). Der ausgezeichnete Hofstat und mannigfaltige Aufwand, dessen einzelne Aufzählung hier zu weit führen würde, konte freilich, ohne eigenes großes Vermögen, nicht durch die angewiesenen Einkünfte ganz bestritten werden; daß aber die Habsucht der Könige das Recht der Besteuerung immer fleißiger und drückender übte, zeigen die wiederholten Klagen Hesiods über die Geschenkefressenden Könige [16]). Hieraus erklärt es sich, warum die Könige, gegen welche Homer so viele Ehrfurcht bezeugt, seit den dorischen Eroberungen immer mehr in ihrem Ansehen sanken, und theils zu bloßen Schattenkönigen, wie in Sparta, herabgewürdigt, theils gänzlich abgeschaft wurden, so daß der Name *Βασιλεῖς* nur noch den Richtern im Volke blieb. Eben diese sind es, welche der lange nach Homer lebende Hesiod wegen ihres ungerechten Verfahrens mit so gehässigen Farben schildert, und welche am Ende das Volk so schwierig machten, daß es sich durch alle Theile Griechenlands früher oder später, mit mehr oder weniger Glücke, eine freie Verfassung erzwang, die bei den Doriern meist aristokratisch, bei den Joniern demokratisch war.

In Athen traten Archonten in die Stelle der Könige, welche zuerst nur den bisherigen Namen, dann die lebenslängliche Dauer ihrer Würde, zulezt auch die Alleinherrschaft verloren. Es wurden nun alljährlich neue Archonten gewählt, unter welchen nicht der erste, sondern der zweite den Beinamen *Βασιλεὺς* führte, um gleich dem Rex sacrificulus der Römer diejenigen Opfer zu verrichten, welche früher dem Könige obgelegen hatten, und nach dem Aberglauben der alten Völker keinem Sterblichen mit anderer Benennung übergeben werden durften. Eine Königsflucht, wie bei den Römern, wurde aber in Athen nicht eingeführt, vielmehr war der *Ἄρχων Βασιλεὺς* ein hochgeachtetes Oberhaupt der Statsreligion, dessen Gerichtsbarkeit sich nicht blos auf alle die Religion betreffenden Klagen und Sachen, sondern auch auf die Kriminalprocesse gegen Bürger erstreckte. Die ältesten Mordgerichte wurden zu Athen auf dem Marshügel (*Ἄρειος πάγος*) unter dem Vorsitze des Königs gehalten, welcher eine Anzahl der geachtetsten Bürger zur Theilnahme an der Untersuchung zog. Als mit Kodrus das Königthum aufhörte, trat der Archont in des Königs Stelle, und der *Ἄρχων Βασιλεὺς* saß noch in den spätesten Zeiten als Oberrichter der Nation im Areopagos zu Gerichte, und leitete nach geschehener Anklage den Prozeß gegen einen Mörder ein. Eben dieser führte die Oberaufsicht bei den Mysterien nebst vier andern Verwaltern, deren zwei das Volk aus den Athenern, einen aus den Eumolpiden, und einen aus den Herolden wählte. Aber auch die aus den Eupatriden gewählten Vorsteher des Gerichts bei dem Prytaneion, denen die Untersuchung aller der Fälle oblag, wo etwas Lebloses den Tod eines Menschen verursacht hatte, und die zugleich als eine Art von Vehmrichtern für die Aufklärung unbekannter Morde, deren Thäter entflohen waren, in Anspruch genommen wurden, hießen als Oberaufseher der religiösen Angelegenheiten jeder Zunft nach Julius Pollux (VIII,10.120.) *Φυλοβασιλεῖς* oder Zunftkönige. Während man daher den constitutionsmäßig gewählten Archonten, die sich bald diese, bald jene Veränderung mußten gefallen lassen, schon wegen ihres jährlichen Wechsels nur eine sehr beschränkte Achtung bewies, und während man die selbstherrschenden Tyrannen seit der Vertreibung der Pisistratiden eben so sehr haßte, wie den Römern, die sich außer dem Rex sacrorum höchstens nur einen Interrex gefallen ließen, der zu gleicher Zeit vertriebene Rex geworden war; während dem erhielt sich der uralte Königsname in so hohem Ansehen, daß man es nur als eine ehrenvolle Benennung betrachten kann, wenn man den persischen Schahinschah, wie Homer den Agamemnon, schlechthin nur *Βασιλεὺς* nante. Denn man findet nicht, daß die makedonischen Könige und deren Nachfolger durch alle Theile des großen griechischen Reichs schon durch ihren Titel verhaßt geworden wären; vielmehr trugen heidnische Schriftsteller so gut als christliche, den Namen *Βασιλεὺς* auch auf die römischen Kaiser über, denen doch der Titel Rex lebensgefährlich geworden war, so daß im N. T. wie bei den Kirchenvätern bis auf Constantin, *Βασιλεύς* und *Καῖσαρ*, gleich dem מֶלֶךְ und קֵיסַר in den jüdischen Schriften, gleichbedeutende Ausdrücke sind. In der Bibel ist *Βασιλεὺς* überhaupt ein so ehrenvoller Name, daß nicht nur der Messias als König in Israel oder der Christenheit, sondern Gott selbst als der wahre *μέγας βασιλεὺς* oder *Βασιλεὺς τῶν βασιλέων* dargestellt wird. (*Grotefend.*)

BASILICATA, eine Provinz im Königreich Neapel, die an Umfang und Gränzen dem alten Lucanien fast ganz gleich komt. Sie liegt zwischen 33° 8′ bis 34° 40′ östl. Länge, und 39° 56′ bis 41° 3′ nördl. Br., hat einen Flächeninhalt von $163\frac{1}{16}$ geogr. Q. M. (nach Hagemann) oder, nach einer andern Abtheilung und Berechnung (nach Rehfues Angabe) nur $146\frac{1}{5}$, und zählt zwischen 361,000 und 378,000 Einwohner. Ihre Gränzen sind gegen Norden die Capitanata, gegen Nordosten Bari und Otranto, gegen Osten der Meerbusen von Taranto, gegen Süden Calabria citeriore, gegen Südwesten der Meerbusen von Policastro gegen Westen das Principato citeriore, und gegen Nordwesten das Principato ulteriore. Ursprung und Ableitung des Namens sind ungewiß; doch nimt man gewöhnlich an, die Provinz sey in den Zeiten der griechischen Herrschaft im Mittelalter von einem Kaiser Basilius benant worden. Der alte Geograph Leander Albertus von Bologna gibt als Wurzel des Namens Basiliscus an*). — Fast die ganze

12) Il. XII. 310 ff. 13) Il. VI, 193. XVIII, 550 ff. 14) Il. I, 118—167. 15) Il. IX. 155. XVII, 225. 16) Op. et D. 37 ff. 236 ff.

*) Er erklärt diese Ableitung auf folgende Art: Dici posset ab asperitate montium qui hic sunt, itemque sinuosis confragosisque ac infidis voraginibus hiberno tempore viis, quae

Provinz ist gebirgig und wenig angebaut. Der Apennin theilt sich zwischen Venosa und Acerenza in zwei Ketten, deren eine in östlicher Richtung nach Otranto sich hinzieht, die andre aber gegen Süden durch das Land geht und von Calabrien aufgenommen wird. Besonders die Westhälfte der Provinz ist durch die aus diesem Bergrücken hervorspringenden Strahlen und Spitzen ganz zerschnitten; die Osthälfte hat weniger Berge, und bildet gegen den Busen von Tarent zu eine weite Ebene, die Getreide trägt. Die auf dem Apennin entspringenden Flüsse ergießen sich, mit Ausnahme des Silaro, der in das Principato citeriore eingeht, in den Busen von Tarent. Der Basileto und der Acri sind die größten, außerdem der Liate, der Bradano, der Basiento, die Salandrella und der Sinno. Der größte Landsee ist der Pesole. Von den Heilquellen ist keine genau untersucht und benutzt. — Der Ertrag dieser Provinz, einer der ärmsten und am meisten vernachlässigten des Reichs, besteht außer dem Getreide, das die Meerebene reichlich liefert, in Wein, Öl und Süßholz. Die Viehzucht ist unbedeutend, und beschränkt sich in den meisten Gegenden auf Schweinemast, und selbst die Fischerei wird wenig getrieben. Die Einwohner sind roh und an ein elendes Leben gewöhnt: große Strecken Landes liegen unbebauet, und in den Städten fehlt aller Kunstfleiß so gänzlich, daß man die nöthigsten Handwerksarbeiten nicht selten aus andern Provinzen beziehen muß. Die ganze Basilicata hat keine gelehrte Schule; die zu Matera ist es nur dem Namen nach. — Die Provinz ist in drei Distrikte getheilt: Potenza, Matera und Lagonegro, mit Hauptorten gleiches Namens. Außerdem verdient Acerenza Erwähnung, das noch jetzt einem Herzogthum den Namen gibt. (*W. Müller.*)

Basilicum, Basilien-Kraut, s. Ocimum.

Basilidae, europäisch-sarmatisches Volk am Fl. Gerrhus diesseit des mäotischen Sees *). (*H*)

BASILIDES, der Gnostiker, lebte und lehrte in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts in Alexandrien [1]). Seine Theosophie wollte er von dem Glaukias, einem Schüler und Dolmetscher der Geheimlehre des Apostel Petrus, empfangen haben [2]); das christliche Alterthum kent aber weder einen solchen Glaukias, noch eine Geheimlehre dieses Apostels. Daß Basilides aus Syrien nach Alexandrien gekommen, was aus einer Nachricht [3]), die ihn mit Saturninus zum Schüler des syrischen Gnostikers Menander macht, nur geschlossen wird, und daß er in Persien oder selbst ein Perser gewesen sey [4]), hat weniger haltbaren historischen Grund, als die Verwandtschaft seiner Lehre mit syrischer Gnosis und persischem Dualismus für sich. Dieser ist die Grundlage seines Systems, das, wie andre gnostische, die Theodicee bezweckt; bei Entwickelung desselben leitet ihn orientalischer Emanatismus. Aus dem guten Urwesen, dem unnenbaren und namenlosen Inbegrif aller Vollkommenheiten und Lebenskeime, läßt er dessen Attribute, den Geist (νους) als den Erstgebornen unmittelbar, mittelbar die Vernunft (λογος), den Verstand (φρονησις), die Weisheit (σοφια), oder den Inbegrif der göttlichen Ideen, die Macht (δυναμις), die Gerechtigkeit (Tugend und Heiligkeit, δικαιοσυνη), und den darauf beruhenden Frieden (ειρηνη), jede aus der zunächst vorhergehenden, ausfließen. Diese 7 Kräfte oder Äonen bilden mit dem guten Urwesen, dessen ewige Gottheit jede für sich offenbart, die erste Acht [5]), die die oberste Ordnung der Geisterwelt und der Grund alles andern Daseyns ist. Von ihr gehen auf gleiche Art in herabsteigenden Stufen der Vollkommenheit so viele Siebenzahlen oder Ordnungen von je 7 Äonen aus, deren jede Ausfluß und Nachbild (αντιτυπος) der zunächst über ihr stehenden ist, daß die Zahl von 365 solchen Ordnungen oder Systemen der Geisterwelt (Himmel nent sie Basilides) voll wird, welche das Reich des Lichts, die ganze Entwickelung des göttlichen Lebens in sich fassen und zusammen durch das Wort Abraxas ausgedrückt werden [6]). Ungestört blieb die Harmonie, in der die verschiedenen Himmel das Bild des höchsten Gottes in verschiedenen Graden der Kraft und Reinheit wiederstralten, so lange das Reich des Lichts von dem Reiche der Finsterniß (υλη, der blinden Materie, dem Sitze des Bösen) völlig getrent war, als aber die Finsterniß die Gränzen des Lichtreiches an einem zu ihr hinüberleuchtenden Schimmer von der untersten Ordnung desselben wahrnahm, fing sie an nach Vermischung mit demselben zu streben. So wurden gute geistige Kräfte aus verschiedenen Ordnungen des Lichtreiches in die rohe Materie hinabgezogen, um im Kampfe mit derselben vervielfältiget, zu selbständigem Leben ausgebildet und geläutert zu werden. Denn die durch Vermischung des Lichts und der Finsterniß nothwendig gewordene Bildung einer sichtbaren, zeitlichen Welt soll endlich die Sonderung des Guten und Lichtverwandten von dem Bösen und an sich Todten, und die Vernichtung der Schlacken desselben nach der Rückkehr aller Naturen zu dem Verwandten (Apocatastase) herbeiführen. Diese Welt, von dem ersten Äon des untersten Himmels nach dem Willen, obwol ohne volle Erkentniß der Ideen des höchsten Gottes hervorgebracht und geleitet, und daher Nachbild derselben Ordnung des Lichtreichs, ist für die Eingeweihten auch eine Offenbarung des höchsten Gottes und dessen Tempel.

---

propterea tamquam per se Basiliscus serpens execrandae maxime videantur, captum.

*) *Plin. H. N.* 4, 2. *Mel.* 2, 1.

1) *Irenaeus* adv. Haeres. c. 24. §. 1. *Eusebius* Hist. eccl. IV. 7. *Euseb.* Chron. ad a. 133. cf. *Hieron.* de vir. ill. 21. in *Fabricii* Bibl. eccles. Hamb. 1718. fol. p. 87. 2) *Clemens Alexandr.* Stromat. L. VII. in Opp. ed. *Potter.* p. 765. 3) *Euseb.* Hist. eccles. IV. 7. *Epiph.* haeres. 23. 4) Disput. Archel. et Man. in Hippolyt. opp. ed. Fabric. III. 193.

5) Vergl. d. Art. Acht. S. 317. 318. des ersten Theiles dieser Encyclopädie. 6) S. d. Art. Abraxas, der auch von den Abraxasgemmen handelt. Nach Irenäus will Neander (Genetische Entwickelung der vorn. gnostischen Systeme. Berl 1818. 8. S. 76. not. 3.) doch nur eine Zusammensetzung der Buchstaben, die die Zahl 365 ausdrücken, darin finden, weil andere Deutungen ihm unerweisliche Vermuthungen scheinen. Der Name Abraxas komt nach Irenäus dem Herrn aller Himmel zu, da dieser aber nach andern mit den Nachrichten bei Clemens von Alex. übereinstimmenden Angaben desselben Schriftstellers namenlos ist, wird darunter vielleicht wahrscheinlicher der ἀρχων oder oberste Äon der untersten Ordnung des Geisterreichs, den Basilides den Herrn der sichtbaren Welt nent, verstanden. Vergl. Walchs Historie der Ketzereien. I. 291.

Die verschiedenen Stufen des Glücks und der Bildung unter den Menschen sind dem Basilides Beweise einer Wanderung der Selen oder gefallenen Lichtnaturen, deren Läuterung unter Leitung besonderer, einzelen Völkern und Menschen vorgesetzter Schutzengel nur vermittelst eines allmäligen Aufsteigens durch verschiedene Zustände, deren jeder die Vergeltung für den im vorhergehenden Zustande geführten Wandel in sich schließt, von Statten gehen, aber ohne außerordentliche Hilfe nicht bis zum Ziele ihrer Wiedervereinigung mit dem Lichtreiche kommen kann, weil der Schöpfer und Beherrscher der zeitlichen Welt, jener Archon des untersten Himmels, dieses Ziel nicht kent. Darum mußte der höchste Gott sich selbst dieser Welt offenbaren, um die Selen über die Gesetze des niedern Archon und den Lauf der Welt zu erheben, und mit der höchsten Ordnung des Lichtreichs (dem Himmelreiche der Christen) zu verbinden. Der himmlische Erlöser, welcher der Erstgeborne Gottes (*νους*) ist, ließ sich bei der Taufe im Jordan auf den Menschen Jesus herab, um durch diesen Diener (*διακονος*) der Erlösung des Menschengeschlechts die dazu nöthigen Offenbarungen vortragen zu lassen. Mit Bestürzung vernimt jener niedere Weltbeherrscher diese Kunde, und wirkt nun selbst durch Absonderung und Freilassung der Lichtnaturen (Auserwählten) zum Erlösungswerke mit. (So erklärt Basilides die Worte: die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang). Erhaben über die ihm unterworfene Welt und den darin nothwendigen Lauf der Selenwanderung gelangen sie nun schon hier im Glauben zur Verbindung mit dem Lichtreiche, dem sie angehören und endlich einverleibt werden. Eine Erlösung durch Leiden und Tod Jesu, und eine dadurch bewirkte Vergebung der Sünden nahm Basilides nicht an. Er verglich die Leiden Jesu mit den Leiden eines unschuldigen Kindes, das für das Loos der Menschheit büßt. Seine Moral entsprach zwar dieser aus jüdischer Theosophie hervorgegangenen Gnosis, entfernte sich aber weniger von der wahren christlichen, als die Sittenlehre andrer Gnostiker. Er widerrieth das Aufsuchen des Martyrertodes, und wollte darin nichts Verdienstliches finden. Vorstehende Umrisse seiner Lehre sind ein kurzer Auszug aus der Darstellung seines Systems, welche Neander [7]), nach Clemens von Alexandrien gegeben hat. Bei diesem Schriftsteller, bei Epiphanius [8]) und in dem Fragment bei Grabe [9]) findet man die vorhandenen Bruchstücke der Schriften des Basilides, die aus einem Evangelio und 24 Büchern eines Commentars [10]) über dasselbe bestanden haben sollen, und seines Sohnes und Schülers Isidor, dem Clemens ein Buch Ethika, eines von der angebornen Sele und eine Erklärung des Propheten Barchov oder Parchov [11]), eines dem Basilides bekanten apocryphischen Buches des alten Testaments, zugeschrieben hat. Was Irenäus (adv. haeres. c. 24.) als System des Basilides gibt, ist vielmehr die ausgeartete Lehre der Basilidianer, welche sich bis in das 4. Jahrh. in Ägypten und Syrien erhielten. Sie feierten den 10. Jan. als den Tag der Taufe Jesu am festlichsten unter allen Tagen, und sonderten sich in eigenen Gemeinden ab. Mehr über die Lehre des Basilides und seiner Anhänger wird der Art. Gnostiker geben, da sie besonders durch Vergleichung mit den Systemen anderer Gnostiker Aufklärung erhalten muß, um in ihren Eigenthümlichkeiten erkant zu werden. (*G. E. Petri.*)

7) Genet. Entwickelung der vorn. Gnost. Systeme S. 28. fg. 8) Haeres. 24, 2. 9) Spicileg. Patrum sec. II. T. I. p. 39 sqq. 10) Vergl. *Hieron.* de vir. ill. l. c. 11) Vgl. *Grabe* spicil. l. c. p. 64 sqq.

BASILIKA (nämlich Stoa, d. i. Königshalle), war oriental. Ursprungs *), bei den Römern ein Säulengang im länglichen Viereck gebaut, die Außenseite (extrema pars) mit Mauern verschlossen, die innere Seite offen, das Dach mit doppelten Säulenreihen gestützt. Diese Hallen wurden nach Beschaffenheit des Wetters und der Jahreszeit benutzt, z. B. im Winter die Nordseite, welche im Rücken durch die Mauer gegen den Nordwind geschützt und nach Mittag zu offen war. Man betrieb darin gerichtliche Verhandlungen, Kauf- und Handelsgeschäfte, schloß öffentliche Verträge, hielt Conversationen u. s. w., und hatte dabei den Vortheil, eine große Menge Menschen in dem innern Raume zwischen den Säulengängen unter freiem Himmel versammeln und Theil nehmen lassen zu können **). — Die erste Basilika dieser Art zu Rom war die *Bas. Porcia*, von Cato Censor im J. R. 566 erbaut ***). Eilf Basiliken in Rom nent Publ. Victor (libell. de Urbis Romae regionibus epilog. p. 26). Daß Constantin der Große seine ersten Kirchen nach dem Muster solcher Basiliken baute, ist nicht ausgemacht, aber gewiß, daß römische Basiliken nicht von ihm, sondern später erst zu christlichen Versamlungen gebraucht und in Kirchen verwandelt wurden. (*G. E. Petri.*)

BASILIKEN (Basilica, *Βασίλικαι διατάξεις*), nent man das Gesetzbuch, welches im zehnten Jahrh. für das morgenländische römische Reich, oder das griechische Kaiserthum, promulgirt und nach dem Kaiser Basilius Macedo genant wurde.

I. Zwischen dem 7ten und 9ten Jahrh. war der Rechtszustand im morgenländisch-römischen Reiche, so wie derselbe durch das Justinianische Rechtsbuch bestimt war, nicht allein durch die Abänderungen und Zusätze, die jedes positive Recht im Verlaufe der Zeit erhielt, sondern auch durch die, nach der Trennung dieses Reichs von dem abendländischen, immer fühlbarer wurden, und Vernachlässigung der lateinischen Sprachkunde, so wie endlich durch die Masse neuerer wissenschaftlicher Bearbeitungen und rechtlicher Ausführungen, so verwirrt und ungewiß geworden, daß der Kaiser Basilius Macedo an eine Umarbeitung jenes Justinianischen Rechtsbuchs, und der dasselbe ergänzenden und aufhebenden Verordnungen der spätern Kaiser, in der Landessprache, der griechischen, dachte. Bei seinen Lebzeiten sollten auch wirklich vierzig Bücher dieser Umarbeitung vollendet seyn, denen sein Sohn Leo der Weise (*Σοφος*) noch zwanzig hinzusetzte, und das ganze Werk um das Jahr 887 in sechszig Büchern, oder sechs Theilen (*τεύχη*); daher *ἑξάβιβλος*, und *ἑξηκοντά βιβλοί*) promulgirte. Als vorzüglicher

*) *Joseph.* antiq. Jud. 15, 11. 8. 5. **) *Vitruv.* V, 1. ***) *Liv.* 39, 44.

Redacteur des Ganzen wird der Protospatharius Symbatius angegeben [1]). — Aber schon Leo's Sohn, der Kaiser Konstantin Porphyrogenta, fand eine verbesserte Ausgabe dieses Gesetzbuchs für nöthig, und besorgte dann auch eine solche, die dem Inhalte nach, wenig, der Form nach mehr verändert, nach dem Jahre 945 [2]) als Gesetz publicirt, als solches bis zum Untergange des morgenländischen Kaiserthums beobachtet wurde, und, wenigstens unter den Griechen, vielleicht selbst jetzt noch nicht ganz, seine praktische Anwendbarkeit verloren hat [3]).

II. Die Quellen der Basiliken sind in der Hauptsache einzig und allein die Justinianischen Rechtsbücher gewesen; man kann sie als eine ins Griechische übersetztes, aber in eine andere Ordnung gebrachtes Corpus juris civilis Romani betrachten. Jeder Titel der Basiliken enthält daher Auszüge aus dem Justinianischen Corpus juris, und zwar zuerst Stellen aus den Pandekten, sodann Stellen aus dem Codex, und endlich aus den Novellen; nicht aber aus den Institutionen, oder diese doch höchst selten. Der Codex ist vollständiger excerpirt, als die Pandekten; in den Pandektenstellen sind die sogenanten Inscriptiones, jedoch sehr abgekürzt, nämlich die bloßen Namen der einzelen Juristen, ohne Angabe der Bücher, beibehalten; bei den Excerpten aus dem Codex fehlen die Namen der Kaiser und die Unterschriften durchaus. Aus den Institutionen ist wenig benutzt, weil man statt dessen ein von dem Kaiser Basilius selbst verfaßtes Handbuch (*Προχειρον Νομων*) nach einer neuern Umarbeitung, einschaltete. Außer den Justinianischen Rechtsbüchern, und außer dem ebengedachten Handbuche, sind noch einige Verordnungen des Basilius, so wie einige neuere Verfügungen, in die Basiliken aufgenommen.

III. Der Plan des Werks ging auf eine hie und da abgekürzte, und, wie bereits oben gedacht ist, in eine bessere Ordnung gebrachte, griechische Übersetzung des Justinianischen Corpus juris [4]). Abgeändert ist im Wesentlichen nichts, weshalb die Basiliken für die Kritik des letztern (nicht so sehr für die Interpretation), von hohem Werthe [5]) sind, wie solches schon aus dem einzigen Umstande hervorgeht, daß die Verfasser derselben ältere, mithin bessere Handschriften des lateinischen Textes gehabt haben müssen, wie wir. Dagegen bleibt aber das wieder zweifelhaft, ob die Verfasser unmittelbar aus dem lateinischen Texte schöpften, oder nicht vielmehr, wie es wahrscheinlich ist, ältere griechische Übersetzungen derselben benützten. Die äußere Form anlangend, so zerfielen die Basiliken in sechszig Bücher, und jedes Buch in mehre Titel; Bücher und Titel folgten aber nicht so auf einander, wie in dem lateinischen Corpus juris.

IV. Die Basiliken sind nicht vollständig auf uns gekommen, sondern nur theilweise, und selbst die Zusammensetzung dieser Theile ist oft verdächtig. Was wir besitzen, scheint sowol aus der ersten Ausgabe des Leo, als aus der zweiten des Konstantin zusammengezogen zu seyn; es ist sogar problematisch, welcher von beiden Ausgaben die Stücke zuzuschreiben sind, welche wir noch haben. Die Sage, daß Cujas die Basiliken vollständig besessen habe, ist widerlegt [6]), indessen gibt es allerdings noch Handschriften, welche ungedruckte Stücke enthalten; namentlich zu Paris [7]). — Was wir bis jetzt von ihnen gedruckt besitzen, ist folgendes:

a) vollständig erschienen sind: Buch I. III. V. VII–XV. XX–XXIX. XXXVIII–LI. LX.

b) defect: II. VI. XVI–XVIII. XXX. LII.

c) unecht, d. h. aus der gleich zu erwähnenden Synopsis Basilicorum wiederhergestellt: XIX. XXXI–XXXVII. XLIII. XLIV. LIII–LIX.

Was im zweiten und sechsten Buche fehlt, haben die Herren, Präsident Heise zu Lübeck, und Senator Hudtwalker zu Hamburg, aus der gedachten Pariser Handschrift, nach einer ihnen gewordenen Abschrift herauszugeben versprochen.

V. Die Ausgaben [8]) der Basiliken sind folgende: 1) Zuerst gab ein Theolog, Gentian Hervet, im J. 1557, sechs, nicht acht Bücher, wie der Titel besagt, nämlich Buch XLV–XLVIII. vollständig, Buch XXVIII. und XXIX. defect, in der lateinischen Übersetzung heraus. (Libri VIII. *Βασιλικῶν διατάξεων*, i. e. imperialium constitutionum, in quibus continetur totum jus civile a Constantino Porphyrogenneta in LX libros redactum, *Gentiano Herveto* interprete. Lutet. Paris. ap. Arnulph. Langelier. MDLVII. fol.). Dann erschienen: 2) *Βασιλικῶν* liber LX. *Jacobo Cujacio* interprete. Lugd. ap. Senneton. 1566. f. auch nur lateinisch: 3) Beide Werke zusammengedruckt in: Libri VIII. *Βασιλικῶν διατάξεων*. Accedit Liber LX. Cum praefatione *Dionysii Gothofredi*. Hanov. ap. Wechel. 1606. f.— 4) Liber XXXVIII. et XXXIX. cum indice titulorum Libri XL–XLII. *Jacobo Cujacio* interprete, ex ejus autographo edidit *Carolus Labbaeus*. Paris 1609. — 5) Zuerst der griechische Text der obgedachten sämtlichen Theile, mit Ausnahme der echten Bücher XLIX bis LII, cum versione latina et scholiis, ex rec. *Car. Annib. Fabroti*. Paris. 1647, sieben Bände in Folio; mit welchen man verbinden muß: — 6) Operis Basilici Fabrotiani supplementum. Basilicorum libri quatuor XLIX–LII. ex Cod. Ms. reg. bibl. Parisiensis,

1) *Suaresii* notit. Basil. §. 1. 2. 10. 12. 13. 16. 17. 24. 30–33. 44. und Pohl's Anmerkungen; *Jensii* librorum Basilicor. ulterior notitia, vor dessen Stricturis. p. LI–LXX. *Zepernick* Praetermissa ad *Beck* de Novell. Leon. Sect. III. §. 12. *Assemanni* bibl. jur. orient. L. II. c. 16. 2) Jen. Litt. Zeit. Ergänzungsbl. 1813. Bd. II. S. 323. 3) So wurde noch im Jahre 1818 zu Jassy ein Auszug aus den Basiliken von neuem, auf Befehl des Fürsten Kallimachi als Gesetzbuch fur die Moldau publicirt. 4) S. Pohl zu Suarez a. a. O. S. 59 fgg. Hugo (Ordnung der Basiliken) im civilist. Magaz. B. II. S. 402—409. 5) Deshalb fand sich denn auch in Hommel's Corpus juris cum notis variorum, eine Rückweisung auf die Basiliken vor. Aber weit vortreflicher ist eine solche in Haubold's Manuale Basilicorum, continens collationem juris Justinianei cum jure graeco Post-Justinianeo. Leipzig 1819. 4. enthalten.

6) In *Lud. Jul. Frid. Hoepfner* Pr. Praetermissa quaedam de *Βασιλικῶν* libris. Giessae 1774. 4. teutsch, unter dem Titel: „Berichtigung gewöhnlicher Vorstellungsarten über die spätern Schicksale der Basiliken", in Hugo's Civilist. Magaz. B. II. S. 385—402. 7) S. *Haubold* Manuale, 327 fgg. 8) „Literatur der Basiliken" in Hugo's Civil. Magaz. B. II. S. 410—422.

nunc primum integre editi, cum versione latina et notis criticis ac juridicis *Guil. Otton. Reitz.* Lugd. Bat. 1765. fol. — um alles zusammen zu haben, was bis jetzt von den Basiliken gedruckt worden ist.

VI. In der Fabrotschen Ausgabe der Basiliken befinden sich zu Ende jedes Titels, Scholien [9]) über denselben. Diese sind, für das römische Recht wenigstens, viel wichtiger, als die Basiliken selbst. Sie enthalten zum Theil neue Übersetzungen des Justinianischen Rechts, zum Theil Nachrichten über das alte Recht. Sie rühren von verschiedenen Verfassern her; die Geschichte ihrer Entstehung liegt indessen fast gänzlich im Dunkeln. Auch mag ein großer Theil derselben noch ungedruckt seyn, wie dieses wenigstens in Hinsicht der Commentare des Theodorus Hermopolita, und Tipucitus [10]) der Fall ist.

VII. Zum Schlusse sind endlich noch die zum Theil mit den Basiliken gleichzeitigen Auszüge oder Repertorien, und Handbücher und Einleitungsschriften, die sich auf die Basiliken beziehen, kürzlich anzugeben. — Zu den erstern gehört die sogenante Synopsis oder Ecloga Basilicorum [11]), welche ursprünglich in alphabetischer Form abgefaßt, von dem ersten Herausgeber Joh. Leunclavius aber, nach Ordnung der Bücher und Titel des Originalwerks, zu Basel 1575, herausgegeben worden ist [12]). Aus dieser Synopsis hat Fabrot diejenigen Bücher der Basiliken wieder herzustellen gesucht, die in den von ihm benutzten Handschriften fehlten, um einigermaßen den Schein zu haben, daß er das Werk vollständig herausgegeben habe. Benutzt ist sie vorzüglich von Pacius bei seiner Ausgabe des Corpus juris, und aus Pacius von Gothofredus in den bekanten Ausgaben des Corpus juris. mit seinen eigenen Anmerkungen, und zwar so, als wenn nicht diese Synopsis, sondern das Originalwerk der Basiliken selbst, angeführt worden sey. — Zu den letztern, die Ecloga oder das Procheiron des Kaisers Basilius Macedo (um das Jahr 876) [13]), und seines Sohns Leo [14]), zu dem ein ähnliches, auf Befehl des Michael Duca, um das Jahr 1073, von Michael Attaliota [15]) verfaßtes hinzukam. Das Handbuch des Basilius, welches zur Einleitung in die Basiliken dienen, und die Stelle der Justinianischen Institutionen vertreten sollte, ist noch nicht gedruckt, und befindet sich handschriftlich in der Rathsbibliothek zu Leipzig. Es ist systematisch, und von Harmenopulus, der um 1345 lebte, und gleichfalls ein Procheiron schrieb, ausgeschrieben. Das Handbuch des Leo ist ums Jahr 910 verfaßt, und mehr legislatorisch. Die 28 ersten Titel sind in *Leunclav.* Jur. Graeco-Rom. T. II. p. 79–130, gedruckt. Ebendaselbst findet man auch einen Abdruck des Handbuchs des Michael Attaliota [16]). (*Spangenberg.*)

9) *Reitz* Excurs. XX ad Theophil. T. II. p. 1232–1246. *Assemanni* bibl. jur. or. Lib. II. c. 18. *Cramer* Dispunct. jur. civil. cap. 1. 10) *Assemanni* bibl. jur. oriental. L. II. c. 20. u. 23. Pohl zu Suarez S. 75. — Hieher gehört auch der Tractat de obligationibus, ad Basilic. L. XLV. tit. 6., zuerst herausgegeben von Angelo Mai hinter: *Πορφύριου πρὸς Μαρκέλλαν.* Mediol. 1816. 8. — dann von Haubold Fr. continens Fragmentum graecum de obligationum causis. Lips. 1817. 4. 11) *Suaresius* §. 15. p. 54—58. *Assemann.* a. a. O. L. II. c. 21. 12) Erhebliche Zusätze s. in *Car. Labbaei* Observationes et Emendationes in Synopsin Basilicorum. Paris. 1607. 8. 13) *Assemann.* a. a. O. L. II. c. 24. *Zepernick* ad *Beck* p. 18—20. 373—376. Pohl zu Suarez S. 35 — 46. 14) *Assemann.* a. a. O. I. II. c. 24—28. *Zepernick* a. a. O. S. 372—391. *Pohl* ad *Suares.* p. 5—13. 35—46. 15) *Zepernick* p. 21. *Pohl* p. 21.

16) S. *Jos. Mariae Suaresii* notitia Basilicorum, verfertigt zu Rom 1637, und zuerst gedruckt in der Fabrotschen Ausgabe der Basiliken. Th. I. — am besten: cum observat. *Christ. Frid. Pohlii.* Lips. 1804. 8. — *Carol. Frid. Zepernick* Animadvers. ad *Beck* de Nov. Leon. — *Haubold* Inst. jur. rom. priv. hist. dogm. lineam. p. 148—155.

Basilipotamo, s. Eurotas.

BASILISK, Basiliscus, *Βασιλισκος*, *Βασιλευς*, Regulus. Nach den Alten eine, etwa einen Fuß lange gelbe Schlange mit einem weißen Fleck und drei Hervorragungen auf dem spitzen Kopfe, in Afrika einheimisch, und von allen die giftigste, so daß selbst alle Schlangen fliehen, wenn sie ihr Zischen hören. Der Biß des Basilisken bringt eine Entzündung des ganzen Körpers und kalten Brand hervor, und kein Raubthier wagt es, von dem Leichnam wegen seines garstigen Geruchs zu fressen; und sollte es durch Hunger dazu verleitet werden, so stirbt es sofort. Nur das Wiesel soll den Basilisk besiegen, er sich vor Hähnen fürchten, und mit zur Hälfte aufgerichtetem Leibe gehen. Welche der jetzt bekanten Schlangenarten dieser Basilisk sey, kann ich nicht bestimmen. Daß die Erzählungen von seinem Gifte übertrieben sind, erhellet schon daraus, weil ihn das Wiesel besiegen soll, doch sagt hievon Nicander nichts. In spätern Zeiten schrieb man dem Basilisken einen Schlangenschwanz, und übrigens einen Hahnenkörper, oder wenigstens Flügel zu, und ließ ihn aus einem Ei entstehen, welches ein alter Hahn in den Mist legte und ausbrütete. In neuern Zeiten wendete Seba und nach ihm Linné diesen Namen zuerst zum Trivialnamen eines Sauriers an, aus welchem Laurenti eine eigene Gattung bildete, die in der Folge Daudin, Oppel u. A. annahmen, und ihr noch eine von Valentin u. A. beschriebene Art beigesellten. Latreille und Meyer stellten beide unter die Leguane (Iguana), zu denen sie auch nach meiner Meinung gehören würden, wenn sie von der andern Seite nicht eben so viele, vielleicht größere Ähnlichkeit mit den Agamen zeigten, und also als eine Mittelgattung zwischen beiden zu betrachten wären, die sich indeß von beiden durch ihre Lebensart, und vorzüglich durch eine hohe, von Strahlen unterstützte Flosse auf dem Schwanze unterscheidet. Der Kopf ist pyramidenförmig, stumpfkantig, vom Halse deutlich unterschieden, und mit kleinen schuppenartigen Schildchen bedeckt. Die Ohren sind groß und unbedeckt. Die Zähne sind an den Kinnladen befestigt, ungleich lang, zusammengedrückt und ungezähnelt. Der Hals, besonders die Kehle, sind mit einer weiten faltigen Haut bedeckt. Die Zunge ist fleischig, dick, angewachsen, kaum merklich gespalten, der Rumpf und der Schwanz sind zusammengedrückt, und mit viereckigen Schuppen bedeckt. Auf der Schwanzwurzel steht eine hohe, gleichfalls schuppige mit Stacheln unterstützte Flosse,

die man auch auf dem Rücken, oder statt ihrer bloße Stacheln antrift. Die Beine und Füße sind lang, und die letztern mit fünf ganz freien Zehen versehen, von denen die vierte die längste und an den Hinterfüßen vorzüglich sehr lang ist. Diese Basilisken, deren bis jetzt nur zwei Arten bekant sind, halten sich abwechselnd auf dem Lande und im Wasser auf, und besteigen auch die Bäume. (*Merrem.*)

Basiliscus amboinensis, *Daud.* **Lacerta amboinensis** *Schlosser*, **Iguana amboinensis** *Meyer.* **Glattköpfiger Basilisk, Amboinische Eidechse.** Die erste Nachricht von diesem Basilisken verdanken wir M. B. Valentin, der von ihr in seinem Museum Museorum I. p. 471 eine Abbildung unter dem Namen Kemphaanen oder Crocodilaster cristatus nach einer Zeichnung mittheilte, welche er aus Ostindien erhalten hatte, und zwar vermuthlich von einem Verwandten F. Valentyn, der sie auch in seiner Beschreibung von Ostindien unter dem Namen **Lacerta fluviatilis amboinensis, soa soa ajer dicta**, beschrieb und abbildete. Genauere Abbildungen und Beschreibungen lieferten in der Folge Schlosser [1]) und Hornstedt [2]). Nach der letzten ist er 40 Zoll (3′ 8″ schwed.) lang, wovon beinahe 30 auf den Schwanz kommen. Er unterscheidet sich von dem folgenden hinlänglich dadurch, daß sein Kopf eben und mit kleinen höckerigen Schuppen bedeckt ist; ich würde hinzufügen, auch durch den Mangel einer Flosse auf dem Rücken, wenn diese nicht in Valentins Abbildung vorhanden wäre, und sich vielleicht nur bei dem Männchen zu gewissen Jahreszeiten, wie bei den Wassermolchen, zeigte. Die Oberkinnlade ist stumpf, die untere abgerundet; die breite Haut des Halses bildet fast eine Art von Kropf, der sich in eine zusammengedrückte Spitze endigt. Er hat 32 spitze Zähne in jeder Kinnlade, von denen die hintern an Größe zunehmen und zusammen gedrückt, aber die 3 vordern der obern, die 6 vordern der untern Kinnlade pfriemenförmig sind. Über den Rücken läuft ein Kamm 4 bis 5 Linien hoher Zähne, die eine oder zwei Spitzen haben, und zwischen denen kleinere Zähne stehen, bis zur Wurzel des Schwanzes, und auf dem Anfange von diesem steht eine 8 Zoll lange, 2 Zoll hohe Flosse, weiter hin ist der Schwanz oben mit einer, zu jeder Seite gezähnelten Furche versehen, und ganz mit gekielten Schuppen bedeckt. Bei dem Weibchen ist der Kamm auf dem Rücken kaum merklich, und die Schwanzflosse nur halb so hoch wie bei dem Männchen. Die Farbe ist grünlich, mit schwarzen Flecken, am Bauche weißlich. Er hält sich in Amboina und Java, und zwar fast stets an den Flüssen und andern süßen Gewässern auf, lebt sowol im Wasser wie auf dem Lande, und klettert auf die Bäumchen am Ufer, von denen er sich ins Wasser stürzt, sobald er Menschen oder Hunde bemerkt. Er verbirgt sich unter Steinen und Felsen, und ist da leicht, selbst mit der Hand zu fangen. Sein Fleisch ist weiß, und schmeckt fast wie das eines Hühnchens oder Kaninchens. Er ernährt sich von Körnern und Beren, doch auch von Wasserinsekten, und verschluckt zur Beförderung der Verdauung kleine Steinchen.

1) De Lacerta amboinensi. 2) N. schwed. Abh. VI. S. 130, tab. 5.

Basiliscus americanus *Laur.* oder **Basiliscus mitratus** *Daud.*, **Lacerta** oder **Iguana Basiliscus.** **Gehelmter Basilisk, Basilisk der neuern Naturforscher.** Der gehelmte Basilisk, von dem wahrscheinlich bis jetzt das einzige von Seba *) abgebildete Exemplar, welches sich gegenwärtig im Pariser Naturaliencabinette befindet, beschrieben ist, unterscheidet sich vom vorhergehenden durch einen hohlen, knorpelartigen, von außen mit Schuppen bedeckten, kegelförmigen, 1½ Zoll langen, nach hinten gekrümmten Auswuchs des Hinterhauptes, der an der Wurzel 14 Lin. dick ist. Er ist 26 Zoll lang, wovon 19 Zoll dem Schwanze angehören, von welchem die ersten 8½ Zoll eine 1″ 8‴ hohe Flosse führen; überdem ist auf dem Rükken eine, einen Zoll hohe, fünf Zoll lange Flosse. Diese Flossen haben viele Ähnlichkeit mit denen der Bärsche. Die, vielleicht durch den Weingeist veränderte Farbe ist oben rostbraun, etwas ins Bläuliche fallend, unten schmuzig weiß. Er soll nach Seba in Südamerika sich aufhalten, sowol aufs Land wie ins Wasser gehen und Bäume besteigen, ja selbst fliegen, welches jedoch nach seinem ganzen Bau unmöglich ist. (*Merrem.*)

Basilisk, ein altes Geschütz im 16. Jahrhund., das 48 Pfd. Eisen schoß, 26 Kaliber oder Mündungsdurchmesser lang und 122 Centner schwer war. (*v. Hoyer.*)

BASILISKUS, Bruder der Kaiserin Verina, Gemahlin Leo's I., wurde auf Empfehlung seiner Schwester, welche seine frühern Thaten gegen die Scythen vergrößerte, zum Feldherrn gegen die Vandalen 468 ernant. Die von ihm befehligte Flotte von 1100 Schiffen führte mehr als 100,000 Mann. Die Eroberung des Vandalischen Reichs schien gewiß, als Genserich durch Geschenke einen 5tägigen Waffenstillstand erhielt und durch Brander, die er während desselben schnell ausrüstete, einen Theil dieser Flotte verbrannte, worauf der Überrest entfloh. Verina erflehte für den zurückgekehrten Bruder, der seine Zuflucht in die Sophienkirche genommen hatte, Verzeihung. Durch ihre Mitwirkung bestieg er nach Zeno's Vertreibung 475 den Kaiserthron, ermordete aber ihren Günstling, neigte sich auf die Seite der Eutychianer, wurde, da sein Feldherr Harmatius mit dem Heere zu Zeno überging, Gefangener desselben, und nun mit Weib und Kind 477 in ein Schloß nach Kappadocien geschickt, wo sie insgesamt durch Hunger getödtet wurden †). (*L. v. Baczko.*)

BASILIUS, der Große (zur Unterscheidung von andern minder ausgezeichneten Kirchenlehrern dieses Namens) genant, geb. 329 in einer reichen, christlichen Familie zu Cäsarea in Kappadocien, wo sein Vater ein angesehener Lehrer der Beredsamkeit und Sachwalter war, erhielt die erste Erziehung von seiner frommen Großmutter, der heil. Makrina, in einem Landhause bei Neocäsarea in Pontus. Nach seines Vaters Tode in seiner Vaterstadt und als Jüngling in Konstantinopel von dem berühmten Libanius unterrichtet, vollendete er seine wissenschaftliche Bildung 351 — 355 zu Athen, trat dann zu Cäsarea mit Ruhm als Sachwalter und Rhetor auf, wählte aber bald, nach dem Rathe seiner gottseligen Schwester Makrina den Eitelkeiten der Welt entsagend,

*) Thes. I. tab. 100. fig. 1.

†) *Procop.* de bell. Vandal. und Nicephorus.

das Mönchsleben. Er lernte es um 357 auf einer Reise durch Syrien, Palästina und Ägypten an berühmten Vorbildern der Abtödtung genauer kennen, und übte es seit 358 in einer reizenden Einöde unweit Neocäsarea in Pontus, nur durch den Fluß Iris von dem seiner Familie eigenen Flecken getrennt, wo seine Mutter und Schwester mit Gottgeweihten Jungfrauen klösterlich lebten. Hier sammelte er eine Mönchsgesellschaft um sich und theilte, besonders mit dem ihm schon in Athen zur innigsten Freundschaft verbundenen Gregor von Nazianz, Andacht, Handarbeit und theologische Studien. Aus dieser Zeit ist seine mit Gregor gefertigte Auswahl schöner Stellen (*φιλοκαλια*) aus den exegetischen Schriften des Origenes [1]) und was unter dem Titel Ascetica in seinen Werken [2]) steht: nämlich die vorläufige Anleitung zur geistlichen Übung (*ασκητικη προδιατυπωσις*), zwei Ermahnungsreden über die Weltentsagung und geistliche Übung, zwei Abhandlungen vom Gerichte Gottes und vom Glauben, als Einleitung zu seiner darauf folgenden Sittenlehre (*ηθικα*), eine Samlung von 80 christlichen Verhaltungsregeln nach biblischen Vorschriften, die zwar nicht systematisch geordnet, aber mit gesundem practischen Sinne ausgewählt und von mönchischer Übertreibung frei sind, zwei ascetische Reden, weitläufigere und kürzere Regeln für Mönche, welche letztere unter dem Namen der Regel des heil. Basilius [3]) von den Mönchen der griechischen Kirche und den Basilianern in der römischen angenommen wurden [4]). Um 359 wurde Basilius Lector bei der Gemeine zu Cäsarea in Kappadocien, und begleitete in diesem Jahre die semiarianischen Bischöfe Basilius von Ankyra und Eustathius von Sebaste, seinen Jugendfreund, nach Konstantinopel, wo sie den Beschlüssen der Synode zu Seleucia gegen die Arianer den kaiserl. Schutz zu verschaffen suchten, scheint aber dort noch nichts gegen die Arianer unternommen zu haben [5]). Dagegen verließ er den Bischof Dianius zu Cäsarea, weil dieser die arianischen Beschlüsse der Synode zu Rimini unterschrieb, und ging zu seinen Mönchen in Pontus zurück. Dort soll er mit dem Kaiser Julian, den er als Studirenden in Athen kennen gelernt hatte, einige leidenschaftliche, aber wahrscheinlich untergeschobene, Briefe [6]) gewechselt haben. Dianius rief ihn 362 nach Cäsarea zurück, und dessen Nachfolger Eusebius weihte ihn in demselben Jahre zum Presbyter. Nun began seine öffentliche kirchliche Wirksamkeit. Als entschiedenen Gegner der Arianer zeigte er sich in seiner scharfsinnigen und beredten Widerlegung der Apologie des Arianers Eunomius [7]), aber als ein mittelmäßiger, des Hebräischen unkundiger Exeget in seiner ersten Predigt über den Anfang der Sprüche Salomonis [8]). Von dem wahrscheinlich auf sein schon damals großes Ansehn eifersüchtigen Bischof Eusebius 364 abgesetzt, kehrte er zwar in seine geliebte Einöde zurück, kam aber auf Betrieb seines Freundes Gregor 365 wieder nach Cäsarea, half die unter dem Schutze des Kaisers Valens dort eindringenden Arianer abwehren, und ward nun der Rathgeber seines versöhnten Bischofs, der, selbst mehr Weltmann als Theolog, sich seitdem fast ganz von ihm leiten ließ. Nicht blos durch Umsicht und Eifer im geistlichen Amte und mönchische Strenge in seinem Lebenswandel, sondern auch durch thätige Hilfe bei einer Hungersnoth 367 und 368 mit Aufopferung seines eigenen Vermögens wußte Basilius das Vertrauen der Gemeine zu seinen Fähigkeiten und Tugenden so vollkommen zu rechtfertigen, daß er nach Eusebius Tode 370, obwol nicht ohne Widerspruch eifersüchtiger oder gegen seine Orthodoxie mistrauischer Bischöfe dieses Sprengels, zum Bischof von Cäsarea gewählt, und als solcher Metropolit über ganz Kappadocien und Exarch von Pontus wurde. Hauptgegenstände seiner Thätigkeit waren die Armen, für die er das unter dem Namen Basilius bekante vortreffliche Armenhaus vor den Thoren von Cäsarea, und ähnliche Anstalten in den Landgemeinen stiftete, die Aufrechterhaltung der Kirchenzucht, die er nach den Kirchengesetzen besonders gegen den Klerus seines Sprengels mit großer Strenge handhabte, und die Herstellung des Kirchenfriedens. Diese gelang ihm aber nicht einmal in Hinsicht der Streitigkeiten der Katholischen unter sich. Sein Bemühen, die Meletianische Spaltung zu Gunsten seines Freundes Meletius in Antiochien beizulegen, wurde durch die Beharrlichkeit der deshalb von ihm beschickten Patriarchen Athanasius und Petrus von Alexandrien, und Damasus von Rom, wie durch die Verschiedenheit der Begriffe von den Worten *υποστασις*, *ουσια* und substantia vereitelt (vgl. Meletius von Antiochien); eben so wenig glückte ihm die Aussöhnung der ehemals makedonianischen Bischöfe in Kappadocien mit der Partei des Athanasius, und auch seine wiederholten Versuche, die abendländischen Bischöfe zu brüderlicher Theilnahme an den Angelegenheiten der morgenländischen Kirchen zu bewegen, scheiterten an dem Stolze und der Verketzerungssucht der erstern. Sein eigner Einfluß als Metropolit, den er nach den Kirchengesetzen auf alle Weise geltend machte und noch zu erweitern suchte, wurde durch die Theilung Kappadociens in zwei Provinzen beeinträchtiget, indem der Bischof Anthimus von Tyana, dem Hauptorte der neuen zweiten Provinz, daraus einen eigenen Metropolitansprengel für sich bilden wollte, und ihm wirklich mehre Gemeinen abwendig machte. Basilius mußte sich begnügen, in dem ihm treu gebliebenen Gebiete neue Bisthümer zu errichten, unter denen er gerade das schlechteste, zu Sasima, seinem Freunde Gregor aufnöthigte.

1) Vgl. d. Art. Origenes. 2) Ed. *Garnier* II. 199—582. 3) Auch in Luc. Holsten's Codex Regularum. Rom. 1660. 4. I. 169 sqq. Vgl. Schröckh's Kirchengeschichte VIII, 248 fgg. 4) Gegen frühere Kritiker, namentlich Combefis (Basil. M. ex Mstis restitutus. Par. 1679. 8. II, 87. 104. 122.) erweist Garnier (Praef. ad T. II. Opp. Basil. M. p. xxxvii sqq.), daß diese Schriften wirklich von Basilius herrühren, hält aber die denselben beigedruckten Verordnungen an Mönche und Einsidler (*ασκητικη διαταξεις*) mit Combefis aus triftigen Gründen für unecht und schreibt sie dem Eustathius von Sebaste zu. 5) *Gregor. Nyssen.* Opp. Par. 1638. f. T. II. p. 302. 6) Opp. III. 123 sqq.; cf. *Garn.* Vita Basil. in Praef. LXIII sqq. 7) *Ανατρεπτικος του απολογετικου του δυσσεβους Ευνομιου.* Opp. I. 207—322, eine der Hauptschriften des Basilius, wovon die drei ersten Bücher echt, das 4. und 5. aber unecht sind. Cf. *Garnier* in Praef. T. I. Opp. LXIII sqq. Semler's Geschichte der Glaubenslehre in Baumgarten's Unters. der theol. Streitigkeiten III, 125 fgg. 8) Opp. II, 97—113.

Ungeachtet er mit den eifrigsten Anhängern des Nicänischen Lehrbegriffs in ununterbrochener Kirchengemeinschaft lebte, und seinen orthodoxen Glauben gegen die Arianer, besonders gegen den 371 zu Cäsarea anwesenden Kaiser Valens, mit einer Standhaftigkeit behauptet hatte, die diesen selbst mit Bewunderung erfüllte und milder gegen ihn machte, beschuldigte ihn Anthimus dennoch der Ketzerei, um sein Verfahren gegen ihn zu beschönigen, und nachdem dieser mit ihm ausgesöhnt war, warfen ihm aufgeregte Bischöfe in Pontus, vorzüglich der selbst des Sabellianismus verdächtige Atarbius zu Neocäsarea, Läugnen der Gottheit des heil. Geistes und Neuerungen in der Liturgie vor, weil er den heil. Geist nicht ausdrücklich Gott genant, und in seiner Gemeine den Gebrauch, ganze Nächte im Gebet und Wechselgesängen zuzubringen, eingeführt, wie auch das Mönchsleben befördert hatte. Solche Verketzerungen zog ihm auch sein fortgesetztes gutes Vernehmen mit dem Bischof Eustathius von Sebaste zu, welcher sich immer stärker zum Arianismus neigte, und 373 sogar den Basilius selbst mit den beleidigendsten Vorwürfen angrif, so daß dieser endlich 375 öffentlich mit ihm brechen mußte (vgl. Eustathius von Sebaste). Bei dem damaligen Schwanken der kirchlichen Ausdrücke von dem Verhältnisse des heil. Geistes zu dem Vater und Sohne kam Basilius durch eine eigenthümliche Stellung der Worte (mit dem Sohne und dem heil. Geiste, auch durch den Sohn im heil. Geiste), deren er sich in der Doxologie bei dem Gottesdienste zu Cäsarea bedient hatte, in die Nothwendigkeit, sich gegen seinen Freund Amphilochius in einer besondern Abhandlung von dem heil. Geiste [9] zu verantworten, die als eine Hauptschrift über diese Lehre aus der alten Kirche geachtet wird und den katholischen Lehrbegrif von dem heil. Geiste vorzüglich begründete, obgleich die Griechen sich noch jetzt mit Recht darauf berufen, daß Basilius sowol darin, als an andern Orten [10], nur das Ausgehen des heil. Geistes vom Vater, doch nicht vom Sohne lehre. Eine Wichtigkeit anderer Art erhielt diese Schrift noch dadurch, daß Basilius sich darin auf die Tradition als Quelle nicht nur vieler Kirchengebräuche, sondern auch bestimter Ausdrücke von den Glaubenslehren stützt [11], wenn er gleich keineswegs Stücke des Glaubens selbst daraus herleitet. Dogmatische Bestimmungen kommen hie und da, doch selten, auch in seinen Briefen vor, seine Predigten aber sind fast durchaus praktisch, reich an treffenden, viel Menschenkentniß und Beobachtungsgeist verrathenden Bemerkungen und nützlichen Lehren für das sittliche Leben, klar, faßlich und den Gegenständen genau angepaßt, im Vortrage und an rednerischer Kraft wenig unter der Beredsamkeit des Chrysostomus, aber freilich auch nicht frei von den Fehlern des Geschmacks und den Vorurtheilen seiner Zeit. In 9 Predigten verarbeitet er die Schöpfungsgeschichte Mosis sinnreich, nur bisweilen spielend, zu moralischen Nutzanwendungen [12], und eben so behandelt er mehre Psalmen [13]. Als Exeget genügt er darin wenig, weil er, unbekant mit der hebräischen Sprache, sich blos an die griechische Übersetzung der Alexandriner hielt. Unter den übrigen 24 Homilieen und Reden [14], welche für echt gehalten werden, zeigen die Lobreden auf Heilige und Märtyrer, z. B. auf die 40 Soldaten, die unter Julian den Märtyrertod erlitten, auf Barlaam, Gordius, Mamas, überhaupt die ältesten vorhandenen Reden dieser Gattung, daß die Anrufung der Heiligen und die Verehrung ihrer Reliquien an Basilius einen der frühesten und wärmsten Beförderer hatte, und durch Übertreibungen des Ruhms und der wunderthätigen hilfreichen Macht von Heiligen, deren Lebensumstände er nicht einmal hinlänglich kante, schon damals das Gepräge des Aberglaubens erhielt [15], der Todtengebeine an die Stätten christlicher Andacht und Legenden an die Stelle der Wahrheit brachte. Dagegen ist seine Rede über die Benutzung heidnischer Bücher [16] ein schöner Beweis von seiner Kentniß und Werthschätzung der griechischen Klassiker, in denen er die Spuren sittlicher Wahrheit und nachahmungswerther Gesinnung wohl erkent. Das lebendigste Bild seiner vielseitigen Thätigkeit geben seine Briefe [17]. Sie sind theils Antworten auf Pastoralfragen in Angelegenheiten der Kirchengesetzgebung, Disciplin, Liturgie, des Priesterstandes, des Verhaltens gegen Ketzer und Schismatiker, wie unter andern die berühmten drei canonischen Schreiben an den oben erwähnten Bischof Amphilochius zu Iconium [18], welche die griechische Kirche unter die Quellen ihrer Gesetzgebung rechnet [19], theils Mittheilungen der Freundschaft und Dienstbeflissenheit, und sämtlich durch ungekünstelten, den Gegenständen stets angemessenen, bisweilen auch witzigen Gedankenausdruck ausgezeichnet. Daß Basilius so viel gesunden Verstand und reines sittliches Gefühl, als sich darin ausspricht, ungeachtet seiner schwärmerischen Hingebung an abtödtende Mönchsübungen bewahren konte, zeugt für die Vortrefflichkeit seiner Natur, so wie seine Liebe zum Frieden und seine Milde gegen Andersdenkende in jenem Zeitalter leidenschaftlicher Verketzerungssucht für die Güte seines Her-

9) Liber de Spiritu S. ad Amphilochium Opp. III, 1—67. 10) Homil. XXIV. n. 6. Opp. II. 194. Ep. 38. Opp. III, 117. 11) Opp. III, 54 sqq. 12) Homiliae in Hexaëmer. Opp. I—88. Drei andere Predigten über denselben Gegenstand Append. T. I. Opp. III, 324—351 sind unecht; cf. Praef. VIII sqq. 13) Hom. in Psalm. Opp. I, 90—204; cf. Praef. XXI sqq. unecht sind die Homilien über einige andere Psalmen im Append. Opp. T. I, 352—377; cf. Praef. XXXVI sqq., wie auch der Commentar über den Jesaias Append. l. c. 378 sqq.; cf. Praef. XLVII sqq. 14) Opp. II, 1—197; cf. Praef. III, sqq. Acht unechte oder verdächtige Reden ibid. 503—623; cf. Praef. X sqq. und eben so viel blos in der lateinischen Übersetzung von Rufinus vorhandene ibid. 753 sqq. sind an sich von geringer Erheblichkeit. 15) Opp. III. Ep. 155. 164. 165. 16) Oratio ad adolesc. quomodo possint ex Gentilium libris fructum capere. Opp. II. 173 sqq.; auch Cum annotat. *Grotii* in *J. Stobaei* Dictis Poetarum. Par. 1623. 4. Append. 80—110, allein herausgegeben von Potter. Oxford 1694. 8. und von J. H. Majus. Frkfrt. 1714. 4. Die lateinische Sprache und Literatur war dem Basilius wahrscheinlich unbekant. 17) Mit Einschluß der untergeschobenen, verdächtigen oder von Andern an ihn gerichteten sind es 365 Briefe Opp. III. 69—467. 18) ibid. 268 sqq. 290 sqq. 324 sqq. 19) Die in der griechischen und den orientalischen schismatischen Kirchen übliche Liturgie des heil. Basilius, deren griechischer, syrischer und koptischer Text in *Renaudot* Liturg. orient. Collect. Par. 1716. 4. I, 1 sqq. 57 sqq. II, 545 nicht einmal übereinstimmen, gehört mehr der Tradition, als ihm an. Vgl. Opp. III, 674 sqq. die griechische, und 688 sqq. die koptische lateinisch. Unecht sind auch die ihm zugeschriebenen 2 Bücher de Baptismo. Opp. II, 624 sqq.

zens. Indeß hatte die mönchische Stimmung und Lebensart, in der er auch noch als Bischof mit der strengsten Gewissenhaftigkeit verharrte, ihn doch trübsinnig, ängstlich und leichtgläubig gemacht und, vermochte sie auch die edle Bildung seines Geistes nicht ganz zu verdunkeln, durch die damit verbundene Selbstquälerei seinen Körper aufgerieben, so daß er kaum 50 Jahr den 1. Jan. 379 zu Cäsarea starb. Seine Gestalt war schon lange bleich und abgezehrt gewesen, aber eben darum der Ruf seiner Heiligkeit desto größer. Die Bewunderung seiner Tugenden und Verdienste ging durch die ganze christliche Kirche und sprach sich in begeisterten Lobreden seines Freundes Gregor von Nazianz [20]), seines jüngeren Bruders Gregor von Nyssa [21]) und anderer Kirchenlehrer aus [22]), unter denen die angesehensten seiner Zeit ihn hochachteten und zum Theil auch Briefe mit ihm wechselten. Die Gemeine zu Cäsarea machte sogleich den ersten Januar zu seinem Gedächtnißtage, der noch jetzt in der ganzen griechischen Kirche gefeiert, dagegen die römische Kirche den 14. Juni seinem Andenken gewidmet hat [23]), denn beide Kirchen verehren ihn als einen der vorzüglichsten Heiligen. Die Theologie verdankt ihm weniger neue Ideen, als lichtvolle Entwickelung und anziehende Darstellung der schon bekanten. Von seinen vorhandenen Schriften ist, nach Combefis [24]) kritischen Untersuchungen ihrer Echtheit und ihres Textes, die hier stets citirte, kritisch und typographisch beste Ausgabe von dem Benedictiner Garnier zu Paris 1721—1730 in drei Foliobänden erschienen [25]). Wegen der von ihm gestifteten Mönchsvereine und hinterlassenen Mönchsregeln gilt Basilius bekantlich als Patriarch der morgenländischen Mönche, wie es Benedict für die abendländischen war. Seine sehr strengen Regeln werden nächst vielen späteren Satzungen noch jetzt von den Mönchen und Nonnen [26]) der orthodoxen griechischen und der schismatischen orientalischen Kirchen mehr oder weniger schlaff beobachtet. Basilianer kann man sie aber nicht nennen, da es in diesen Kirchen keine geistlichen Orden und verschiedene Ordensnamen wie in der römischen, sondern nur überhaupt einen zahlreichen Mönchs- und Nonnenstand ohne Ordensverbindung gibt, auch Basilius eben so wenig einen eigentlichen Mönchsorden gestiftet hat, als der heil. Antonius. Dagegen nent die römische Kirche diejenigen Religiosen in ihrem Gebiete, welche der Regel des heil. Basilius folgen, Basilianer. Ihnen allein gebührt also dieser Name nach dem im Occident herrschenden Begriffe von Ordens-Namen und Corporationen. Noch im 4. und in den folgenden Jahrhunderten siedelten sich griechische Mönche im südlichen Italien [27]) und Sicilien an, die vor dem Einfalle der Saracenen, und später unter den Normännern [28]), in diesen Gegenden die meisten und reichsten Klöster hatten, aber seit dem 12. Jahrh. viele derselben nach und nach an die Benedictiner und andere neue geistliche Orden verloren. Die Trennung der griechischen Kirche, zu der sie sich sonst gehalten hatten, von der römischen und ihre eigene Trägheit, waren Hauptursachen ihres Verfalls, und nur diejenigen erhielten sich, welche ihren griechischen Ritus den Lehren und Gebräuchen der römischen Kirche anzupassen suchten. Diese Überreste der alten griechischen Mönchsklöster in Italien und Sicilien vereinigte Papst Gregor XIII. 1573 zu einem geistlichen Orden, der die Regel des heil. Basilius und den Gottesdienst nach griechischem Ritus beibehielt, jedoch nach den Grundsätzen der römisch-katholischen Kirche modificiren mußte. Er theilte sich in drei Provinzen, Rom, Calabrien und Sicilien unter einem Generalabt im Kloster Grotta Ferrata im Römischen. Im 18. Jahrh. waren in Sicilien, wo die Basilianer die griechischen Gebräuche am längsten beobachteten, noch 22, und im Neapolitanischen 13 Abteien ihres Ordens vorhanden. Die schon 1561 entstandene Congregation der Basilianer in Spanien theilte sich in die Provinzen Castilien und Andalusien, welche im 18. Jahrh. noch 14 Abteien zählten. Sie wurden dem Generalabte der italiänischen Basilianer unterworfen, und haben mit diesen die Beschäftigung mit den Wissenschaften, die der Benedictinerkutte ähnliche schwarze Kleidung und die nicht sehr strenge Lebensart gemein. Die italiänischen trugen von Alters her kleine Bärte, die spanischen haben aber nichts von griechischen Kirchengebräuchen angenommen, sondern sich stets des lateinischen Rituals bedient. Dazu kamen noch im 16. Jahrh. auch reformirte Basilianer in Spanien, die mehr aus Laien als Priestern bestanden, und die gemeinschaftliche Handarbeit, z. B. Tuchweben, Kleider- und Schuhe-Machen, Feldbau zum Unterscheidungszeichen wählten. Sie kamen nur auf 4 Klöster und mußten sich nach heftigen Streitigkeiten ebenfalls dem Generalabte in Italien unterwerfen. Beide Congregationen der Basilianer in Spanien sind von den Cortes aufgehoben worden. Die Basilianer in Italien gründeten auch Nonnenklöster ihres Ordens, welche Anfangs wie die Mönche das griechische Ritual beobachteten, aber von Papst Alexander VI. zum Gebrauch des lateinischen angewiesen wurden. Nur die Basilianerinnen in dem Kloster Philanthropos zu Messina beten und singen noch griechisch. Weibliche Klöster dieses Ordens gab es außer

20) Orat. XX. 21) Opp. II, 479 sqq. 22) Die dem Amphilochius zugeschriebene Vita Basilii M. Opp. Par. 1644. f. 256 sqq. ist ein späteres werthloses Machwerk. 23) Acta SS. Mens. Jun. T. II, 807 sqq. 24) *Basil.* M. ex integro recens. et restitut. Par. 1679. II, 8. 25) Über sein Leben, zu dessen Geschichte die erwähnten Lobreden der beiden Gregore, nächst seinen eigenen Briefen, die zuverlässigsten Quellen sind, vgl. La Vie de St. Basile le Gr. et de St. Greg. de Naz. p. *G. Hermant.* Par. 1679. II, 4., eine unkritische Lobrede, *Tillemont* Mémoires p. serv. à l'hist. eccl. ed. Brux. 12. T. IX. P. I. ganz, P. III. p. 1131—1275 sehr genau und ausführlich, woraus Stolberg (Gesch. der Rel. Jesu Bd. XII.) gelegentlich Schilderungen beibringt, und Garnier vita Basil. M. in Opp. Bas. ed. *Garn.* T. III. Praef. XXXVII—CLXXXVIII, welche wegen kritischer Berichtigungen die zuverlässigste Beschreibung seines Lebens ist. Über seine Schriften vgl. *Du Pin* Bibl. des aut. eccl. II. 154—200. *Oudin* Comment. de scriptt. eccl. I, 543—580. *Fabricii* Biblioth. graec. ed. 1. VIII, 60 sqq.; Auszüge bei Semler a. a. O. 125—168 und Rößler's Bibl. d. Kirchenväter VII, 1—157. Am vollständigsten handelt unter den neuesten Kirchenkritikern von ihm Schröckh's christl. Kirchengesch. XIII, 1—220. 26) Von ihnen handeln der Art. Griechische Kirche und andere die oriental. Secten betreffende Art.

27) Sie brachten dahin auch Seidenwürmer und die Kunst, Seide zu gewinnen, *Procop.* de Bello. Goth. IV, 17. *Zonaras* XIV, 9. 28) Graf Roger stiftete 1059 das Kloster St. Salvator in Messina, das größte und reichste aller Klöster der Basilianer im Occident.

Italien und Sicilien nur in Polen. Ihre Kleidung ist schwarz, wie bei den Benedictinerinnen, deren Lebensart sie auch nachahmen [29]). (*G. E. Petri.*)

BASILIUS, von Ankyra, wurde 336 Bischof daselbst durch die Eusebianer, war vorher Arzt *), und ist als Anführer der Semiarianer, die nach ihm auch Basilianer genant wurden, und als Gegner der strengen Arianer bekant, welche 360 seine Absetzung bewirkten. Er soll eine Streitschrift gegen Marcell von Ankyra und ein Buch von der Jungfrauschaft geschrieben haben, doch ist von seinen Schriften nichts vorhanden. Seine Gelehrsamkeit und Beredsamkeit rühmen Epiphanius, Socrates und Sozomenus **). (*G. E. Petri.*)

BASILIUS, Erzbischof von Seleucia in Isaurien, stimte auf der Kirchenversamlung zu Konstantinopel 448 gegen [1]), und auf der sogenanten Räubersynode zu Ephesus 449, für die monophysitische Lehre, erklärte aber auf der Kirchenversamlung zu Chalcedon 451, daß seine Unterschrift der Beschlüsse zu Ephesus erzwungen und nur bedingt gewesen sey [2]), wurde dann, nachdem man ihn in der ersten Sitzung zu Chalcedon zur Entsetzung von seinem Amte verurtheilt hatte [3]), in der vierten Sitzung wieder frei gesprochen und angenommen [4]), und schrieb im Namen einer Synode, die er 458 in Isaurien hielt, orthodox an den Kaiser Leo. Daß er der Basilius gewesen sey, an den Chrysostomus seine Bücher von der Priesterschaft richtete, behauptet Photius gegen die chronologische Wahrscheinlichkeit, nent ihn aber auch als Verfasser von funfzehn, dem Styl des Chrysostomus nachgeahmten, nur zu gekünstelten und schwülstigen Predigten, und eines Gedichts auf die heil. Thecla [5]). Man findet 40 Predigten, die dieses Urtheil bestätigen, in den Samlungen seiner Schriften [6]). Eine Demonstratio contra Judaeos de adventu Christi (Ingolst. 1616. 4.) und zwei prosaische Bücher: De vita et Miraculis S. Theclae (gr. et lat. ed. P. Pantin. Antwerp. 1608. 8.) scheinen ihm mit Unrecht zugeschrieben worden zu seyn [7]). (*G. E. Petri.*)

BASILIUS I. der Makedonier (Basilius Macedo); angeblich ein Abstämling der Arsaciden, aber in Armuth erzogen, gerieth in seiner Jugend bei einem Einfalle der Feinde in Sklaverei, befreite sich nach einigen Jahren mit andern römischen Gefangenen, die sich ans schwarze Meer durchschlugen und von dort zu Schiffe nach Konstantinopel kamen, trat in Dienste des Theophilus, eines Verwandten des Kaisers, begleitete ihn nach Griechenland, erwarb sich die Gunst der Danielis, einer reichen Witwe zu Patrá, die ihn an Kindes Statt annahm, erregte die Aufmerksamkeit Michaels III., da er einen äußerst starken, bisher unbesiegten, bulgarischen Ringer sogleich niederwarf, und ein tückisches Roß bändigte, erhielt zuerst eine Stallbedienung, wurde nachher Kammerherr, heirathete eine Buhlerin des Kaisers, schob seine Schwester in die Stelle derselben, wirkte auf die Ermordung des Cäsar Bardas, ward Mitregent Michaels, erlangte die Volksgunst, und ermordete 867 Michael III., der angeblich nach seinem Leben getrachtet hatte. Die Finanzen waren durch Schwelgerei und Verschwendung seines Vorgängers zerrüttet; er ließ jedem, der ihm die Hälfte des Werths wiedergab, die Geschenke Michaels, führte in Betreff der Einnahme und Ausgabe die höchste Ordnung ein, und verwandte einen Theil des Überschusses zu Gebäuden. Er wünschte den Frieden der Kirche zu befördern. Photius mußte daher wieder die Stelle des Patriarchen dem Ignatius einräumen, der aber doch in der Folge abgesetzt und dagegen Photius wieder eingesetzt wurde. Er ordnete das von Michael vernachlässigte Heer, kämpfte glücklich am Euphrat gegen die Saracenen, welchen seine Flotte einige Plätze abnahm, stillte einen Aufstand der Manichäer, äußerte aber seine rachsüchtige Denkungsart, da er den ihm überbrachten Kopf Chrysochirs, eines Rebellen, an einen Baum hängen ließ, um 3 Pfeile hinein zu schießen. Veränderungen der Sprachen und Sitten veranlaßten ihn, die weitläufigen Werke der justinianischen Gesetzgebung unter 60 Abtheilungen ordnen zu lassen, und dieses Werk, die Basilika, wurde unter seinem Sohne beendigt. Er war streng in den Strafen, aber ein gerechter Richter; grausam war das Urtheil, wodurch er einen seiner Hofbedienten zur Enthauptung verdamte, weil er nach seinem Ausspruche das Schwert gegen den Kaiser gezogen hatte. Er that dieses aber auf der Jagd, um das Wehrgehenke seines Kaisers zu zerhauen, zwischen welches ein wüthender Hirsch mit seinem Geweihe gefahren war, und den Kaiser vom Pferde gerissen hatte, der nach einigen Tagen 886 an den Folgen dieses Unfalls starb. Dieser Kaiser ist auch als Schriftsteller durch einige Reden bekant, und durch Capita exhortatoria 66 ad Leonem filium. (Curopalatus, Nicetas, Constantinus Porphyrogenitus). (*L. v. Baczko.*)

Basilius II., ein Sohn der Theophania und des griechischen Kaisers Romanus. Erst nachdem diesem Nicephorus Phokas und Johann Zimisces gefolgt waren, von welchen die Erziehung Basilius II. und seines Bruders Constantin vernachlässigt wurde, kam dieser am 10. Jan. 975 zur Regirung, die ein Minister durch den Rath, sich den Freuden des Lebens und dem Genusse zu überlassen, noch 12 Jahre an sich riß. Endlich ermannte sich Basil, und suchte seine Jugendsünden sein ganzes Leben hindurch zu büßen, indem er unter dem Purpur und der Rüstung ein Mönchsgewand trug, und sich den Genuß von Fleisch und Wein versagte; aber dem Geize blieb er ergeben, und häufte 200,000 Pfund Gold in seinen unterirdischen Schatzkammern auf. Er unterdrückte in Asien die Empörung des Phokas und Sklerus, wovon der erste blieb, der zweite Verzeihung erflehte, kämpfte muthig, doch ohne entscheidenden Erfolg mit den Saracenen, und seit 1001 mit den Bulgarn. Da diese 1013 den Krieg erneuerten, ließ er nach einem Siege 15,000 Gefangenen die Augen ausstechen, unter 100 ließ er einem ein Auge, um Führer der Blinden zu seyn. Den

29) *Helyot* Hist. des Ordres Monast. I. chp. 24. 25. 26. 28.
*) *Hieron.* de vir. ill. c. 89. **) *Epiphan.* haeres. 73. c. 1. *Socrat.* hist. eccl. II, 30. 42. *Sozomen.* hist. eccl. II, 43. Vgl. Arianer

1) *Mansi* Concil. ampliss. Collect. VI, 679. 2) *Mansi* l. c. 827. 3) *Mansi* l. c. 935. 4) *Mansi* VII, 47. 5) *Phot.* Biblioth. Cod. 148. 6) Graece ed. Heidelb. 1596. 8. Gr. et lat. ed. *Claud. Dausque.* Heidelb. 1604. 8. 7) *Dupin* Bibl. des aut. eccl. III. P. 1. 206 sqq. *Cave* Scriptt. eccl. hist. lit. Genev. 1694. f. 251.

König der Bulgaren tödtete der Gram hierüber, und die Nation erlangte nie mehr die vorige Kraft. Basil aber starb 1025 während der Rüstungen zu einem heiligen Kriege gegen die Saracenen in Sicilien (Cedrenus, Zonaras). (*L. v. Baczko*)

BASILIUS VALENTINUS. Die Literaturgeschichte dieses merkwürdigen Mannes hat den Gelehrten so viel zu schaffen gemacht, daß Einige darüber ganz kurz auf die Meinung gekommen sind, er habe gar nicht gelebt, und alles, was von ihm vorgegeben werde, sey blos Erdichtung. Diese Meinung ist bei der Menge unvergeßlicher Denkmale, die wir von seinem Daseyn haben, allerdings unstatthaft; wol aber könte Bas. Val. ein blos angenommener Schriftstellername seyn. Wedel und Kestner (im medic. Gelehrten-Lexicon, welcher jenem hierin folgt) behaupten freilich, er müsse wirklich Bas. Val. geheißen haben, weil er sich selbst so nenne, und weil er keine Ursache gehabt habe, seinen wahren Namen zu verbergen. Allein der erste Grund gilt gar nichts, und der zweite müßte selbst erst bewiesen werden. Bei den alchymischen Schriftstellern ist Pseudonymität überhaupt häufig, und wir finden unter ihnen die seltsamsten erdichteten Namen. Der Name Basilius Valentinus bezieht sich aber ganz auf das Geheimniß der Verwandlung der Metalle; denn Basilius (von βασιλευς) heißt königlich, und Valentinus (von valere) kräftig; zwei Begriffe, die den alten Goldmachern bei ihren Präparaten ganz geläufig waren, und von denen daher einer leicht Gelegenheit nehmen konte, sich selbst in seinen Schriften umzutaufen. Wie nun dieser Mann aber wirklich geheißen habe, das ist freilich nicht auszuforschen, und daher können wir nicht anders, als ihn nach wie vor mit seinem Schriftnamen bezeichnen, ohne uns, wie Andere, in fruchtlosen Muthmaßungen zu erschöpfen. Von seinen Lebensumständen wissen wir nur wenig. Er war von Geburt ein Teutscher, man weiß aber nicht, aus welcher Stadt oder Gegend; denn nur aus Muthmaßungen wollen Einige wissen, er sey vom Rheinstrome gebürtig gewesen. Daß er in seiner Jugend nach England und Holland gereist sey, dann eine beschwerliche Wallfahrt nach S. Jago gethan habe, erzählt er selbst. Nachher ward er ein Mönch Benedictiner Ordens, und lebte in dem Pater-Kloster zu Erfurt. Die Zeit, wo er lebte, läßt sich nicht genau angeben. Gudenus (Hist. Erfurt. p. 129.) setzt sie in den Anfang des 15. Jahrh.; allein wahrscheinlich muß man sie etwas später annehmen, denn in seinen Werken (Hamb. 1717. p. 1097.) spricht er nicht nur von einer Operation, die er 1471 vorgenommen, sondern in dem Triumphwagen des Antimonii sogar von Arzneimitteln gegen die Lustseuche, die doch erst 1493. bekant wurde; es müßte denn seyn, daß er ein ungewöhnlich hohes Alter erreicht hätte. Diese Ungewißheit hätte sich vielleicht aus den Annalen des Paterklosters heben lassen, allein man hat niemals, weder in der Klostermatrikel, noch in dem Catalogo defunctorum seinen Namen finden können; natürlich, weil man nur Basilius Valentinus suchte. Andere haben zwar behaupten wollen, er habe im Kloster Walkenried gelebt, diese Meinung ist aber grundlos, und hat niemals besondern Beifall gefunden. Seine vornehmste Beschäftigung war die Chemie, die er mit vielem Eifer getrieben haben muß, um das höchste Ziel der damaligen Laboranten, die Verwandlung der unedeln Metalle in Gold, zu erreichen. Nach der Zeit hat sich im hiesigen Benedictinerkloster die Sage verbreitet, er habe dieses Geheimniß allerdings entdeckt, und den Stein der Weisen an zwei verschiedenen Orten des Klosters verborgen. Der ganze alchymistische Proceß soll auch von ihm in den Glasfenstern des Benedictinerklosters abgebildet gewesen, und noch dem Kurfürsten Johann Philipp bei seiner Anwesenheit in Erfurt (1664) gezeigt worden seyn. Wie es nun aber auch mit seiner Goldmacherei mag gestanden haben, so würde er gleich andern ähnlichen Arbeitern vielleicht längst vergessen seyn, wenn er nicht mittelbar dadurch genützt hätte, daß er auf jenem Wege, besonders durch die mannigfaltige Bearbeitung des Antimoniums, der Entdecker vieler wichtigen Arzneimittel geworden, zu denen man erst später auf weniger mühsame Weise zu gelangen lernte. Er ist durch die wunderbarsten, fast unerhörten Proceduren auf die Bereitung des Sulfur auratum Antimonii, Butyrum Antimonii, Vitrum Antimonii, Crocus Antimonii, Antimonium diaphoreticum, und anderer wichtigen Präparate gekommen. Hat man nun auch darunter viele späterhin als entbehrlich erkant, so werden doch einige der oben genanten, besonders der Goldschwefel, ihren Erfinder so lange in dankbarem Andenken erhalten, als noch Arzneimittel auf der Erde gebraucht werden.

Seine Schriften, alle chemischen, d. h. alchymistischen Inhalts, die aber auch viele, besonders in historischer Hinsicht, schätzbare Dinge enthalten, erhielten sich anfänglich nur handschriftlich, und wurden erst lange nach seinem Tode durch den Druck bekant. Thölden aus Frankenhausen gab zuerst heraus Basilii Valentini, Tractat vom Stein der Weisen mit den zwölf Schlüsseln, Eisleb. 1599. 8. — Frankenh. 1602. 8. — 1612. 8. — **De occulta philosophia**, oder von der heimlichen Wundergeburt der sieben Planeten und Metalle, **1611. 8.** — Von den natürlichen und übernatürlichen Dingen, Leipz. 1611. 8. —Triumphwagen des Antimonii, Leipz. 1604. 8.— Lange vorher aber hatte der berühmte Theophrastus Paracelsus schon die Schriften des Bas. Val. benutzt, ohne den Verfasser zu nennen, und mehre seiner Entdeckungen sich zugeschrieben, wie schon van Helmont bemerkte. Nachher sind mehre seiner Schriften einzeln erschienen [1]). Die wichtigste unter allen aber ist sein Triumphwagen des Antimonii, welcher nach der ersten Thöldenschen Ausgabe

1) De microcosmo deque magno mundi mysterio et medicina hominis, Marburg. 1609. 8. — De Miscrocosmo, oder von der kleinen Welt des menschlichen Leibes, Hamburg 1677. 8. — De Macrocosmo, oder von der großen Heimlichkeit der Welt, und ihre Arznei, Hamb. 1677. 8. — Geheime Bücher, oder letztes Testament vom großen Stein der uralten Weisen und andern verborgenen Geheimnissen der Natur, Strasb. 1645. 8.— Azoth, Frankf. 1625. 4. — Tractatus chymico-philosophicus de rebus naturalibus et supernaturalibus metallorum et mineralium. Francof. 1676. 8.— Practica; in *Mich. Majeri* Tripus aureus, Francof. 1618. 4. — Die wiederholten Auflagen verschiedener seiner Schriften nicht zu gedenken. Mehre stehen auch im Theatro chymico, und in *Mangeti* Bibliotheca chemica.

vielmals aufgelegt worden ist [2]). Gesammelt erschienen seine Schriften: Hamb. 1677. 8. 2 Theile. eben so, 1700 und am vollständigsten, von Bened. Nic. Petrão, Hamb. 1717. 8. 3 Theile. — Auch gehört hieher: Chymischer Kern und Auszug der allerfürtreflichsten Schriften Basilii Valentini. Berlin 1658. 8. [3]). — Obgleich seine Schriften das Gepräge der Alchymie an sich tragen, so hat er sich doch lange nicht so weit verirret, als die nachfolgenden Alchymisten und Goldköche; seine echten Schriften zeichnen sich daher durch eine einfachere, aufrichtige Erzählung, und weniger Sucht nach abenteuerlichen Darstellungen und Figuren aus. — Die Urschriften seiner Werke hat ehedem die Bibliothek des Paterklosters zu Erfurt besessen. Nach einer Nachricht, welche der ehemalige Prälat Nicolaus dem berühmten Georg Wolfgang Wedel mittheilte, waren diese sämtlichen Handschriften, nebst einer Schachtel mit einem unbekanten goldgelben Pulver (vielleicht sulfur auratum antimonii?) in einem eignen Behältniß in der Mauer unter dem Refectorium des Klosters aufbewahrt worden; allein im dreißigjährigen Kriege wären sie, bis auf zwei, auf Befehl der Königin Christina nach Schweden geschaft worden; von den übrig gebliebenen sey hernach das eine, auf Befehl des Kurfürsten von Mainz, dem Kurfürsten von Köln, der ein großer Liebhaber der Chemie gewesen, zum Geschenk gemacht worden, das andre habe der Prior des Karthäuserklosters geliehen, und da dieser bald darauf anders wohin versetzt worden, bei dieser Gelegenheit gleichfalls verloren gegangen. So viel ist gewiß, daß sich, als die ehemalige Klosterbibliothek neuerlich an die Boineburgische Bibliothek überwiesen wurde, von den Schriften des Basilius Valentinus gar nichts mehr darin fand.— Wedel will ein Manuscript, unter dem Titel: Handgrif und Bereitung seiner vornehmsten Arznei; — das ungefähr 1620 abgeschrieben gewesen, unter den Händen gehabt haben, und vermuthet, daß wol noch mehre hier und da verborgen seyn möchten [4]). (*H. A. Erhard.*)

Basilius Arzt, s. Bojomiten.

Basiluzzo, s. Liparische Inseln.

Basin, ein dickes geriptes Baumwollenzeug, s. Baumwollenmanufactur.

Basinas, s. Floretseide u. Seidemanufactur.

Basing, s. Senegal.

Basinge, s. folgenden Art.

2) Als Leipz. 1611. 8. 1624. 8. — Nürnb. 1676. 8. — Hamb. 1677. 8. 1700. 8. 1717. 8. — mit Theod. Kerkrings Anmerkungen, Nürnb. 1724. 8. 1733. 8. welche letzte Ausgabe eigentlich zu Friedr. Roth-Scholtzens teutschem Theatro chymico gehört; lateinisch, Tolosae 1645, 8. und am besten: *Theod. Kerkringii* commentarius in currum triumphalem Antimonii *Basilii Valentini*, a se latinitate donatum. Amstel. 1685. 12 auch ins Englische übersetzt. 3) Man hat sonst auch Schriften unter seinem Namen herausgegeben, die ihm wahrscheinlich nicht angehören; z. B. Offenbarung der verborgenen Handgriffe auf das Universal gerichtet, Erfurt 1624. 8. — Via veritatis, oder der einige Weg zur Wahrheit, Nürnberg, 1718. 8. 4) Nachricht von Basilius Valentinus geben vorzüglich: *G. W. Wedelii* Propempticon inaugurale de Basilio Valentino, Jen. 1704. 4. Friedrich Roth-Scholtz, in der Vorrede zum Triumphwagen des Antimonii, Nürnb. 1733, Motschmann, gelehrtes Erfurt, 3. Samlung, S. 390.

BASINGSTOKE, ein Marktfl. in der englischen Grafschaft Hamt am Basingstoke- oder Wyckanal, der den Ort mit London in Verbindung setzt. Er hat 1 Kirche, 4 Armen- und Freischulen, 1 Stadthaus mit einer großen Halle, 410 Häus. und 2656 Einw. Von der vormaligen Schalonweberei findet man blos noch einen Überrest, dagegen ist der Kornhandel von großem Umfange. 871 fiel hier ein blutiges Gefecht zwischen den Dänen und Sachsen vor. (***Hassel.***)

Von diesem Orte nante sich ein von dort gebürtiger englischer Gelehrter des 13ten Jahrh. John Basinge — auch Basingstoke — der, nachdem er zu Oxford und Paris studirt hatte, vom letztern Orte nach Athen reisete, viele griechische Mscr. von dort zurück brachte, den Gebrauch der griechischen Ziffern einführte und das Studium der griechischen Sprache durch einen aus dem Griechischen ins Lateinische übersetzten Donatus Graec. beförderte. Außerdem lieferte er eine lateinische Übersetzung der Harmonie der Evangelien, einen lat. Commentar über einen Theil von Lombards Sentenzen und Predigten. Er starb 1252, nachdem er zuerst Archidiacon zu London und dann zu Leicester gewesen war. (***H.***)

BASINUS (Bisinus), König der Thüringer, hauptsächlich deswegen bekant, weil sein Nachbar, der fränkische König Childerich, der, durch sein Liebesabenteuer, den Großen seines Reiches manchen Verdruß machte, von diesen vertrieben, zu ihm seine Zuflucht nahm [1]). Aber auch in Thüringen konte Childerich seinem Hange zu Liebeshändeln so wenig entsagen, daß er mit Basina, der Gemalin seines Freundes, ein zärtliches Verständniß anknüpfte, durch welches Basina bewogen wurde, dem in sein Reich zurückgekehrten Childerich zu folgen. Sie ward die Mutter des berühmten Chlodewig, des Stifters der fränkischen Monarchie. An Childerich übte nun Basinus Rache, durch Einfälle in einen Theil seines Reiches, den er schrecklich behandelte. Doch Childerichs Sohn, Chlodewig, ließ 461 Basinus seine überlegene Macht so sehr empfinden, daß er seine Oberherrschaft anerkennen mußte [2]). Basinus hatte drei Söhne Baderich, Berthar und Hermanfried. Der letzte ließ sich von seiner Gemalin Amalberg, einer vandalischen Königstochter, verleiten, den Bruder Berthar zu ermorden, um sich seines Antheils an dem thüringischen Reiche zu bemächtigen. Baderichen unterdrückte er, unterstützt von dem ostfränkischen Könige Theoderich, seinem Stiefbruder; aber eben dieser war derjenige, der den Hermanfried für seinen doppelten Brudermord bestrafte [3]). (*Galetti.*)

BASIRE (Isaak), ein englischer Theolog, auf der Insel Jersey (nach andern in Frankreich) 1607 geboren, und nach andern Ämtern um 1640, Kaplan Karls I., zeichnete sich vorzüglich durch Reisen aus, die er, während der Cromwellschen Regirung, in den Orient unternahm, um dort die Lehren der englischen Kirche zu verbreiten.

1) *Gregor. Turon.* historia Francorum, II. 12.; Gesta regum Francorum, 10. 2) *Toringis* bellum intulit, eosdem suis dictionibus subjugavit. *Gregor. Tur.* II. 27. Gesta regum Franc. 4. 3) *Gregor. Tur.* III. 4.

In dieser Absicht ging er, nachdem er sich zuerst auf der Insel Zante und in Morea aufgehalten hatte, nach Syrien, Palästina und Mesopotamien, und fand wohlwollende Aufnahme bei den Patriarchen von Jerusalem und Antiochien. Nach einem neuen ziemlich langen Aufenthalte zu Aleppo machte er eine Fußreise nach Konstantinopel. Späterhin ernante ihn der Fürst Ragotzi in Siebenbürgen zum Professor auf der neuerrichteten Universität zu Weißenburg. Nach einem siebenjährigen Aufenthalte daselbst kehrte er nach England zurück, als Kaplan Karls II. und starb 1676. Während dieser Reise im Orient verglich er die verschiedenen Glaubensbekentnisse der Griechen, Armenier, Jakobiten, Maroniten ꝛc., und suchte sie zu einer Reformation und zur Vereinigung mit der christlichen Kirche zu bewegen; doch gelang ihm dies nicht. Eine eigne Erzählung seiner Reisen in einem Briefe an den englischen Residenten zu Paris, aus Pera vom 20. Jul. 1653, ist der englischen Übersetzung seiner 1656 erschienenen diatribe de antiqua Ecclesiae brit. libertate beigefügt; außer dieser Schrift gab er auch eine History of the english and scotch Presbytery (Lond. 1659 — 60. 8.) und einige andre heraus. (*H.*)

BASIS. Dieses griechische Wort bedeutet 1) Schritt, Gang, 2) das, womit man geht, Fuß, 3) das, worauf man geht oder steht, Grund, Grundlage, Unterlage (Substrat). Diese letzte Bedeutung ist die gewöhnliche geworden, und der jedesmalige Zusammenhang ergibt, ob eine Grundlinie, Grundfläche oder Grundveste zu verstehen sey. Namentlich braucht man es in der Architektur als Säulengrundlage für den Säulenfuß, Piedestal. S. Säule. — In der Musik nent man so die tiefste Stimme einer Harmonie, den untersten Ton eines Accords. (*H.*)

In der Chemie nent man chemische Basen als Gegensätze der Säuren, alle salzbildende Oxyde, namentlich: Ammonium, die fixen Kalien, die kalischen Erden, die eigentlichen Erden, die erzmetallischen Oxyde u. a. ihnen ähnliche differente Stoffe, rücksichtlich der Neutral- oder Mittelsalze, und der binären, ternären u. s. w. Salzverbindung (Doppel-Trippelsalze u. s. w.), d. h. solcher Basen, die sich mit mehr als einer Dosis von Säure verbinden, insofern Kali, Natron, Kalk, Bleioxyd u. s. w. für sich fest sind, und die Säuren, welche meist für sich flüssig sind, gleichsam mit sich festmachen, oder figiren. Man hat aber auch Verbindungen mit freier Basis, welche als eigenthümliche Salze gelten, und selbst krystallisirbar sind; sie heißen basische Salze im Gegensatz der Säuren mit freier Säure. Übrigens gibt es nicht nur unorganische, sondern auch organische Basen; zu den letzten gehören die Pflanzenkaloide, z. B. Belladonnabase, Bilsenbase, Daturabase, Chinabase, Kaffebase u. s. w. welchen die Belladonnasäure, Bilsensäure, Daturasäure, Chinasäure, Kaffesäure u. s. w. entsprechen. Nach Runge gibt es so viele verschiedene Pflanzenbasen und Pflanzensäuren, als überhaupt verschiedene Pflanzenspecies existiren.

Winterl nimt in seinem atomistischen System (s. Dessen Prolus. ad Chem., und Dessen Darstellung der vier Bestandtheile der anorgan. Natur, a. d. L. v. J. Schuster. Jena 1804. 8.), gleich den Säuren, auch die Basen nicht im gewöhnlichen Sinne, sondern rechnet zu den letztern auch den Wasserstoff, den er Wassersäure nent, und das Alcohol. — (*Th. Schreger.*)

BASKEN, eins der kleinen Völker, welche beide Seiten der Pyrenäen sowol in Spanien, als in Frankreich bewohnen; in Spanien haben sie sich über die baskischen Provinzen Biscaja, Guipuscoa und Alava, so wie über Navarra, Andorra und andere Pyrenäenthäler, verbreitet, in Frankreich nehmen sie die westlichen Umgebungen der Pyrenäen, das franz. Navarra und einen Theil der Gascogne ein. Sie stammen offenbar von den alten Cantabriern ab, sind aber mit den Vasconen nicht ein und dasselbe Volk, sondern letztere sind, wie ihre Sprache beweiset, gallischen Ursprungs, dagegen die baskische Sprache, welche noch jetzt von allen Basken, aber in verschiedenen Dialekten geredet wird, die wahre alte cantabrische und eine besondre Ursprache ist. (Vgl. Cantabrier.) — Die Zahl der sowol in Frankreich als Spanien lebenden Basken mag sich auf etwa 450,000 Köpfe belaufen. — Der Baske hat einen großen, starken, kräftigen Körperbau, der fast an das Kolossale gränzt; ihre Weiber haben mehr Frische und Ausdauer, als andre südliche Frauenzimmer, und sind auch noch darin ihren cantabrischen Ahnmüttern gleich, daß sie noch jetzt mit ihren Männern die schwersten häuslichen Geschäfte, selbst den Ackerbau theilen, wie auch im Alterthum es bei den Cantabrierinnen der Fall war. Der Baske hat einen offenen fröhlichen Charakter voll Redlichkeit, Gutmüthigkeit, Freiheitsliebe und Patriotismus; sein Herz ist ihm auf den Lippen, Verstellung und Verrätherei sind ihm unbekant; sie sind, sagt Müller (B. III Abth. 2. S. 72.) „sanft wie Kinder, wenn man sie als Freunde behandelt, Löwen, wenn man sie durch Drohungen bestimmen will, enthusiastisch für ihr Volk, ihr Vaterland und ihre alten Beschäftigungen; eifersüchtig auf ihre Freiheiten, und unbezwingliche Feinde jeder Neuerung. In ihren Sitten hat sich auch die alte patriarchalische Simplicität der ersten gesellschaftlichen Verhältnisse erhalten, und die moralischen Formen der Basken sind eben so rein und unvermischt geblieben, als ihre physischen.“ Spiele, die Leibesübung und Anstrengung erfodern, sind ihnen vorzüglich angenehm; sie haben ihren eigenen Nationaltanz, die Zorticos, und die spanischen Basken, auch eine Art von Ochsenhetze, die Novillos. Ihre Tracht ist ganz national: eine blaue Mantera oder hohe spitzige Tuchmütze ziert den Kopf, eine kurze fliegende Scharlachweste bedeckt den Leib, schwarze sammetne Beinkleider die Lenden, und Sandalenähnliche Hanfschuhe den Fuß, und über Alles wird bei kalter Witterung eine Mantilla geworfen. Die Weiber sind eben so originell gekleidet. — Die spanischen Basken, die seit dem 13. und 14. Jahrhundert mit der Krone Castilien vereinigt waren, behaupteten bis auf die neueste Zeit viele Vorrechte; die meisten derselben wurden ihnen aber durch eine königl. Verordnung vom 25. Mai entrissen und durch die neue Constitution wurden die Basken wieder den übrigen spanischen Provinzen gleich gesetzt. (*Hassel.*)

BASKERVILLE (John), ein berühmter englischer Buchdrucker und Schriftgießer, geb. im Januar 1706 zu Waverley in Worcestershire. Ohne sich einem bestimten

Berufe zu widmen, fand er viel Vergnügen am Schönschreiben und Steinschneiden, und erlangte in beiden Künsten viele Geschicklichkeit. Etwa zwanzig Jahre alt, ging er nach Birmingham, und erwarb seinen Unterhalt als Schreibmeister, dann als Lackirer, bis er sich endlich 1750 auf Schriftgießen mit dem Vorsatze legte, es darin zu einem möglichst hohen Grade der Vollkommenheit zu bringen. Mehre Jahre verflossen, ehe er, nach vielen vergeblichen und zum Theil kostspieligen Versuchen, sich selbst einigermaßen Genüge leistete. Nunmehr legte er zu Birmingham eine Buchdruckerei an, und lieferte 1756 einen Virgil in Medianquart, der anfangs eine Guinee kostete, und jetzt mit drei bezahlt wird; dann druckte er Miltons verlornes Paradies, zwei Bibeln in Regalfolio, zwei Ausgaben des Common Prayer in dreierlei Format, mehre englische Klassiker, und andere Schriften, die seiner Offizin Ehre machten, und ein rühmliches Streben nach immer größerer Vollkommenheit beurkundeten, z. B. Ariosts Werke, 1773, 4 Bde. 8. mit Kpf. Vorzüglich schätzt man seine Abdrücke römischer Klassiker, von welchen man folgende 2 Suiten hat, 1) in Quart: Catull, Tibull und Properz 1772. Horaz 1770 (die seltenste Ausgabe in dieser Suite). Juvenal und Persius 1761. Lucrez 1772. Sallust 1773. Terenz 1772. Virgil 1767. (zusammen 7 Bände, zu denen man noch fügt: Nov. Test. gr. Oxon. 1763. 4.) 2) In kleinerem Format: Catull, Tibull und Properz 1772. 8. Horaz 1762. 12. Lucrez 1773. 8. Sallust 1774. 8. Terenz 1772. 8. Virgil 1766. 8. Wegen dieser und andrer Ausgaben, die aus Baskerville's Presse hervorgingen, gebürt ihm eine ehrenvolle Stelle unter denjenigen, die in neuern Zeiten zur Verschönerung und Verbesserung der Buchdruckerkunst beigetragen haben, obgleich nicht zu läugnen ist, daß er später von Bodoni, Didot u. e. a. übertroffen wurde; auch empfehlen sich seine Ausgaben weniger durch Korrektheit, als durch die Schönheit, Schärfe und Feinheit der Lettern. In England selber kam ihm kein Buchdrucker gleich, und sein Verdienst ist um so größer, da sein Talent in seinem Vaterlande die verdiente Aufmunterung und Unterstützung nicht fand. Die nach ihm benanten und von ihm zuerst geschnittenen Lettern zeichneten sich durch ein schönes oblonges Verhältniß und eine gewisse Magerkeit im Schnitte aus, welche bei vielen englischen Typen noch immer zum Grunde liegt und den gegossenen Lettern eine große Dauerhaftigkeit verschaft. Kurz vor seinem Tode legte er eine Schriftgießerei zum Verkaufe an, gab 1774 mit vortreflichen Lettern und den feinsten Kupfern in Atlas Folio W. Hunters Anatome uteri humani gravidi heraus, und starb im Jan. 1775 in kinderloser Ehe. Seine Typen und Schriftgießerei kaufte, da sich in England kein Käufer fand, 1779 Beaumarchais für 3700 Pf. Sterling, und gebrauchte sie zu der Prachtausgabe von Voltaires Werken, die er in Kehl herausgab. Gegen allen religiösen Kultus, besonders gegen den katholischen, äußerte Baskerville die entschiedenste Abneigung, und erklärte ihn geradezu für Aberglauben, war aber sonst ein wohlwollender, redlicher und von Vielen werthgeachteter Mann. Einen Beweis seiner kindlichen Liebe und Uneigennützigkeit gab er dadurch, daß er, als Erbe eines liegenden Grundes von ungefähr 60 Pfund jährlicher Einkünfte, den ganzen Ertrag seinen Eltern bis an ihren Tod überließ, obgleich beide erst in ziemlich hohem Alter starben *). (*Baur.*)

Basmadjy, der Drucker (Ibrahim), s. Seid Effendi.

BASNAGE, eine Familie gelehrter Franzosen, deren Andenken in den Annalen der Geschichte für immer eine ehrenvolle Stelle einnimt. Frühe mit dem Protestantismus bekant, waren mehre Mitglieder dieser Familie eifrige Vertheidiger und starke Stützen desselben. Wir bemerken zuerst Benjamin Basnage, dessen Vater Prediger zu Norwich in England, und nachher zu Charenton in der Normandie war, wo die Reformirten einen öffentlichen Gottesdienst und eine schöne Kirche hatten. Der Sohn, geb. 1580, war 51 Jahre Prediger zu Charenton, wohnte vielen Synoden bei, bewies in den immer wiederkehrenden Streitigkeiten mit den Katholiken (über die allgemeine Gnade und andere kirchliche Unterscheidungslehren) eben so viel Einsicht als kluge Mäßigung, schrieb einen sehr geschätzten Traité de l'Eglise, und starb 1652 [1]). — Sein Sohn Antoine, geb. 1610, war Prediger zu Bayeux, setzte den Verfolgungen der Katholiken, die ihn zu Havre de Grace ins Gefängniß warfen, einen unerschütterlichen Muth im Bekentnisse seiner religiösen Überzeugungen entgegen, floh 1685, nach Aufhebung des Edicts von Nantes nach Holland, und starb 1691 als Prediger in Zütphen [2]). — Samuel Basnage de Flottemanville, geb. zu Bayeux 1638, war sein Sohn. Auch er bekleidete in seiner Vaterstadt ein Predigtamt, floh mit seinem Vater 1685 nach Holland, und starb 1721 als Prediger in Zütphen. Als gelehrter und scharfsinniger Forscher in der Geschichte und den Alterthümern der christl. Kirche, unterwarf er des Baronius Annalen, eines der berühmtesten Werke über die Kirchengeschichte, einer scharfen Kritik, und schrieb, mit Rücksicht auf dieselben: De rebus sacris et ecclesiasticis exercitationes historico-criticae, in quibus cardinalis Baronii annales ab a. XXXV, in quo Casaubonus desiit, expenduntur. Traject. 1692; 1717. 4. und Annales politico-ecclesiastici annorum DCXLV a Caesare Augusto ad Phocam usque, in quibus res imperii ecclesiaeque observatu digniores subjiciuntur oculis erroresque evelluntur Baronio. Roterod. 1706. Vol. III. fol. Selbst nach den gehaltreichen Vorarbeiten und Untersuchungen eines Casaubonus, Usher, Petav, Noris, Pagi, Natalis Alexander fand Basnage in des Baronius Annalen noch viel zu reinigen und zu verbessern, und obgleich seine scharfsinnigen Untersuchungen (öfters nur auf Muthmaßungen beruhend) einer n[illegible] Prüfung bedürfen, s[illegible] sind sie dennoch von anerkantem [illegible] und sein Werk ist [illegible]neswegs als bloße Widerlegungsschri[illegible] [illegible]betrachten. Mit der kirchlichen Geschichte verband er auch die [illegible]sche, verbesserte besonders viele chronologische Fehler, kam aber in seinen Untersuchungen, die mit der Regirung des

*) Biogr. Brit. Eschenburgs britt. Museum 4. Bd. 325. Biogr. univ. — Ebert's bibl. Lex.

1) *Bayle* Dict. und Biogr. univ. T. III. h. v. 2) *Bayle* Dict. und Biogr. univ. T. III. h. v.

Augustus oder dem 35sten Jahre, vor Chr. Geb. nach der Dionysianischen Zeitrechnung anfangen, nur bis auf das Jahr 602. Entsprechend dem innern Gehalte ist auch der Styl, der sich durch eine gewisse antike Schönheit und Kräftigkeit auszeichnet. Als Moralist erwarb er sich ebenfalls Verdienste durch seine Morale theologique et politique sur les vertus et les vices de l'homme. Amst. 1703. Vol. II. Unabhängiger von der Dogmatik, als die meisten seiner Vorgänger, entwickelte er den Charakter und die Kenzeichen der Tugenden und Laster auf eine nicht gemeine Art und mit geläutertem Geschmakke, ohne jedoch den Begrif der Wissenschaft zu erschöpfen[3]). — Henri Basnage du Franquenay, des zuerst genanten Benjamin jüngerer Sohn, geb. zu St. Mere in der Niedernormandie d. 16. Oct. 1615, war einer der geschicktesten und berühmtesten Advokaten beim Parlement zu Rouen, und zugleich ein Gelehrter von umfassenden und gründlichen Kentnissen. Der bleibende Werth seiner, gleich anfangs mit Beifall aufgenommenen Schriften: Coutumes du pays et duché de Normandie, avec commentaires. Vol. II. fol. 1678; fol. 1681; 1694 fol. und Traité des hypothèques. 1687; 1724. 4. erhellet daraus, daß noch 1776 die Oeuvres complètes de Basnage zu Rouen in 2 Foliobänden neu gedruckt wurden. Obgleich Protestant, wußte er sich unter allen Verfolgungen, die mit der Aufhebung des Edicts von Nantes verbunden waren, ehrenvoll auf seinem Posten zu behaupten, und starb den 20. Oct. 1695 [4]). — Sein ältester Sohn, zugleich das berühmteste Glied der ganzen Familie: Jacques Basnage de Beauval, war zu Rouen den 8. Aug. 1653 geb. Er widmete sich zu Saumur, Genf und Sedan dem theologischen Studium, und wurde schon in seinem 23. Jahre, an des berühmten Stephan le Moine Stelle, zum Predigtamt in seine Vaterstadt berufen. Obgleich sein Amt den größten Theil seiner Zeit in Anspruch nahm, so wendete er doch einen ungemeinen Fleiß auf kirchenhistorische Forschungen und andere wissenschaftliche Untersuchungen, und erwarb sich frühe den Ruf eines ausgezeichneten Gelehrten. Als die Aufhebung des Edicts von Nantes 1685 die freie Religionsübung vernichtete, begab er sich nach Holland, und lebte bis 1691 als außerordentlicher Prediger zu Rotterdam, in welchem Jahre er zum ordentlichen Prediger der wallonischen Gemeine daselbst ernant wurde. Eben diese Stelle bekleidete er seit 1709 im Haag, wo man ihn auch als Historiographen der Staten von Holland in Statssachen gebrauchte. Der Großpensionär Heinsius, Bayle und viele andre Statsmänner und Gelehrte lebten mit ihm in vertrauter Verbindung, und sein Briefwechsel mit fürstlichen Personen und Gelehrten war sehr ausgebreitet. Auch fern von seinem Vaterlande, bewahrte er demselben eine vorzügliche Zuneigung, und er stand, noch lange nach seiner Entfernung, am französischen Hofe in einer solchen Achtung, daß man sich selbst seiner Beredsamkeit bediente, um die zurückgebliebenen Protestanten vor unruhigen Bewegungen zu warnen. Auf Veranlassung des französischen Hofes schrieb er die Instructions pastorales aux Réformes de France sur l'obéissance due au Souverain, und als 1716 der Abbé Dubois, nachmals Kardinal, nach dem Haag gesandt wurde, erhielt er von dem Herzoge von Orleans den ausdrücklichen Befehl, den Rathschlägen zu folgen, die ihm Basnage ertheilen würde. Durch seine Vermittlung kam auch wirklich der Vertrag vom 14. Jan. 1717 zu Stande. Zur Belohnung seiner Verdienste erhielt er, eine fast einzige Auszeichnung, alle seine in Frankreich eingezogenen Güter zurück. Im Genuß einer hohen Achtung, als Gelehrter und edler Mann, starb er den 22. Dec. 1723. Selbst diejenigen, welche seinen Meinungen nicht beistimten oder sie bekämpften, mußten seine strenge Wahrheitliebe, Aufrichtigkeit, Freimüthigkeit, Redlichkeit, Wohltätigkeit und warme Menschenliebe anerkennen; daher ehrten nicht allein seine Glaubensgenossen, die ihn als eine Stütze der reformirten Kirche betrachteten, sondern auch unbefangene Katholiken sein Andenken, und ließen seinen Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren. Als gelehrter Historiker, und besonders als Kirchengeschichtschreiber, erhebt er sich durch Belesenheit und gründliches Quellenstudium, verbunden mit Selbständigkeit des Blicks und Urtheils und einem sichern kritischen Gefühl, durch ein ausgezeichnetes synthetisches Talent und einen sanften, angenehmen und beredten Vortrag, über seine meisten Zeitgenossen, und über alle französische Protestanten, die mit anerkantem Verdienste die Kirchengeschichte bearbeitet haben. Frei von schwärmerischer Einseitigkeit, gerecht und wahrheitliebend, faßte er, geleitet von einer höhern Ansicht des menschlichen Wollens in religiösen und kirchlichen Angelegenheiten, das Edelste des Gemüths und die es oft entstellende irdische Wirklichkeit gleich richtig auf, und gab der Polemik nicht mehr Raum, als es die damaligen Zeitbedürfnisse nothwendig machten. Unter seinen vielen Schriften, die Niceron am vollständigsten verzeichnet, sind die vorzüglichsten: Histoire de l'eglise depuis J. C. jusqu'à présent. Rotterd. 1699. Vol. II. fol.; 1721. Vol. V. 8.; 1725. Vol. II. 4.; darin ist auch aufgenommen, und als eine Fortsetzung zu betrachten die schon früher herausgekommene Histoire de la religion des églises reformées, dans laquelle on voit la succession de leur église, la perpetuité de leur foi, principalement depuis la huitième siecle, l'établissement de la reformation, la persevérance dans les mêmes dogmes, depuis la reformation jusqu' à present. ib. 1690. Vol. II. 12. Das Werk ist zunächst Bossuets Histoire des variations des églises protestantes entgegengesetzt, aber weder eine bloße Streitschrift noch eine vollständige Kirchengeschichte. Basnage's Hauptzweck ging dahin, durch die Geschichte der Kirchenregirung das Papstthum zu bestreiten, und zu zeigen, daß das reine Christenthum zu keiner Zeit ganz verloren gegangen sey, daß es der Lehre der reformirten Kirche in keinem Jahrhunderte ganz an Bekennern gefehlt habe, daß im Wesentlichen die Protestanten seit der Reformation nichts in ihrem Lehrbegriffe abgeändert haben, und daß in der Lehre der römisch-katholischen Kirche sehr häufige Veränderungen vorgegangen seyen. Sehr treffend werden öfters die vom kirchlichen Glauben abweichenden

3) *Bayle* Dict. und Biogr. univ. T. III. h. v. Stäudlins Gesch. d. theol. Wiss. 2 Bd. 172 u. 661.

4) *Bayle* und Biogr. univ. l. c.

Vorstellungen aus ihren Quellen abgeleitet, und mit musterhafter Genauigkeit und edler Zartheit erörtert. Bossuet gab dagegen eine Defense des variations contre la reponse de Mr. Basnage. Paris. 1690. 12. heraus, wovon die folgenden Ausgaben, z. B. 1701, sehr verbessert und vermehrt sind. — Gleich empfehlungswürdig durch den Vortrag, so wie durch die genaue und gelehrte Behandlung der Geschichte, nur nicht immer vollständig genug, besonders für die neuere Geschichte, ist Basnage's **Histoire de la religion des Juifs depuis Jesus Christ jusqu' à présent, pour servir de continuation à l'hist. de Joseph. Rotterd. 1707. Vol. V. 12.** à la Haye 1716. Tom. IX. oder Vol. XV. 12. von Taylor ins Englische übersetzt in Fol., und ein englischer Auszug von Crull, Lond. 1708. 2 Bde. 8. Holländisch, Delft 1727. f. Da Dupin das Werk ohne sich zu nennen, 1710 mit willkürlichen Änderungen und Zusätzen zu Paris in 7 Bden. 12. wieder abdrucken ließ, so schrieb Basnage dagegen Hist. des Juifs, reclamée et rétablie par son véritable auteur. 1711. 12. Von L. M. Boissy hat man Dissertations critiques pour servir d'éclaircissements à l'hist. des Juifs avant et depuis J. C., et de suite à l'hist. de Basnage. 1785. Vol. II. 12. Basnage's Antiquités judaiques, ou remarques crit. sur la republique des Hebreux. Amst. 1713. Vol. II. 8. sind eine Ergänzung zu des Cunäus res publica Hebraeorum, und enthalten Erläuterungen einzeler von Cunäus berührter Nebendinge, so wie der israelitischen Geschichte überhaupt. Nicht frei von parteiischer Vorliebe für Frankreich, aber voll heller und tiefer Blicke in den geheimen Gang der Verhandlungen und Begebenheiten sind seine Annales des provinces unies. T. I. contenant les choses les plus remarquables arrivées en Europe et dans les autres parties du monde, depuis les negociations pour la paix de Munster 1646, jusqu'à la paix de Breda. à la Haye 1726. T. II. jusqu'à celle de Nimegue. ib. eod. fol. Die Fortsetzung bis 1684, und einen Entwurf bis 1720 hinterließ er handschriftlich, und im 2. Theile steht sein Leben. Viel Interessantes enthält seine Dissertation hist. sur les duels et les ordres de chevalerie. 1720. 8.; wieder abgedruckt in der Hist. des ordres de chevalerie, 1721. Vol. IV. 8.; auch schäzt man seine Erläuterung zu der unter dem Titel erschienenen Bilderbibel: Hist. de l'ancien et du nouveau Testament représentée en taille-douce par Rom. de Hooghe, avec. une explicat. Amst. 1704. fol. mit 139 Kpf., wieder abgedruckt 1714 unter dem Titel: Le grand tableau de l'univers. ib. 1714. fol. auch mit einem holländischen Text. Außer diesen größern und wichtigern Werken, ließ er drucken: Sermons sur divers sujets de morale, de theologie, et de l'hist. sainte. Rotterd. 1709. 8. Nouveaux Sermons. ib. 1720. 8. La communion sainte. 1668 in 18.; ed. VII. 1708. Lettres pastorales sur le renouvellement et la persécution. 1698. 4. u. e. a. [5]). —

Henri Basnage de Beauval, geb. zu Rouen den 7. Aug. 1656, war des vorigen Bruder. Als Advokat beim Parlement in seiner Vaterstadt trat er rühmlich in die Fußstapfen seines Vaters; allein nach Aufhebung des Edicts von Nantes, ging er 1687 nach Holland, und starb in Haag den 29. März 1710. Als ein Mann von Geist und Kentnissen wurde er bekant, durch seine Schrift: Tolerance des religions. 1684. 12. und noch mehr durch das vielgelesene Journal: Histoire des ouvrages des savants, welches er im September 1687 anfing, und mit dem Jun. 1709 schloß. Es besteht aus 24 Theilen in 12., und ist eigentlich eine Fortsetzung von Bayles Nouvelles de la république des lettres. Von dem Dictionnaire universel de la langue Franç. par Ant. Furetiere besorgte er (Rotterd. 1701. Vol. III. fol.) eine ansehnlich vermehrte und verbesserte Auflage, und gegen Jurieu ließ er mehre beißende Streitschriften drucken [6]). (*Baur.*)

Basora, s. Bassra.

Basrelief, s. Relief.

BASS. Das Wort Baß komt vom italiänischen Worte Basso, tief, und wird in der Tonkunstsprache in verschiedenen Beziehungen gebraucht. Man versteht nämlich fürs erste unter dem Ausdrucke Baß, Baßton oder Baßnote den tiefsten Ton eines jeden Zusammenklangs oder Accords. Zweitens versteht man unter Baß oder Baßstimme auch die tiefste Stimme eines mehrstimmigen Tonstücks oder Satzes (s. Bassstimme). Bei den beiden bisher erwähnten Bedeutungen des Worts Baß komt übrigens darauf nichts an, ob die Baßnote oder Baßstimme ein an sich sehr tiefer Ton ist oder nicht; wenn er nur der tiefste unter den zusammen erklingenden Tönen ist. Noch weniger komt begreiflich darauf an, ob er im sogenanten Baßschlüssel, oder im Tenor- oder Alt- oder in welchem sonstigen Schlüssel geschrieben ist (vergl. Basset). Man verwechsle übrigens die Begriffe Baßton und Baßstimme ja nicht mit Grundton und Grundstimme. Grundton oder Grundnote ist der Ton, dessen Dreiklang oder Septimen-Accord die Grundharmonie ausmacht. Baßton aber ist der Ton, welcher unter den gehört werdenden der tiefste ist. Baßstimme ist diejenige, welche die tiefste Tonreihe anzugeben hat; eine Grundstimme aber wäre eine Stimme, welche überall die Grundnote jedes Zusammenklanges angäbe, und dies könte eben so gut eine hohe als eine tiefe Stimme seyn. Viele Tonlehrer pflegen diese so verschiedenen Begriffe auch sorgfältig zu unterscheiden; allein viele andere sind auch nachlässig genug, die Ausdrücke häufig zu verwechseln, und jede Baßnote Grundnote, die Baßstimme also Grundstimme zu nennen; wie denn auch bei den Italiänern der Baß häufig unter dem Namen Fondamento, Fondamental- oder Grundstimme, vorkomt.

---

5) Sein Leben bei *Canisii* lect. antiq. die 1725, von Basnage verm., herauskamen. Auserles. theol. Bibl. 15 Th. 1234. ff. Mém. de Niceron T. IV. 294. T. X. 147. in der teutschen Übers. Th. 5. S. 42. *Chaufepié* Dict. *Cuper* litterae crit. p. 392 — 402. Stäudlins Gesch. d. theol. Wiss. 2. Th. 170. Wachlers Gesch. d. hist. Forsch. 2. Bd. 1. Abth. 94. und 243.

6) Mém. de Trevoux. Nov. 1710. p. 1925. sq. Journal des Sav. Jan. 1712. p. 36. Mém. de Niceron T. II. 206. in der teutschen Übers. Th. 3. S. 61. Neuer Büchersaal 10. Ofn. S. 781. Pöhmanns Lebensbeschr. gel. Männer. Wittenb. 1714 S. 1.

Man versteht aber drittens unter Baßstimme auch die tiefste Gattung von Singstimmen, welche als solche am meisten geeignet ist, Baßtöne anzugeben. (Ihren Umfang s. unter Singstimme). — Die Baßsingstimme wird übrigens bei weitem nicht einzig als wirkliche Baßstimme gebraucht, sondern häufig gibt man ihr auch, als Solostimme, eine vom Baß verschiedene eigene, höher liegende Melodie, wovon man Beispiele in jeder ersten besten Baßarie finden kann, wie z. B. in Sarastro's bekantem „In diesen heiligen Hallen" wo die Singstimme erst ganz am Ende den Baß führen hilft und eigentlicher Baß ist, sonst aber überall eine eigene Melodie hat. Mit dem Namen Baß belegt man auch zuweilen ein oder anderes Baßinstrument, namentlich das Contraviolon, und auch wol das Violoncell. So sagt z. B. ein Contraviolonist: mein Baß ist gut besaitet — oder ein Violoncellist: mein Baß hat einen starken Ton.

Baß pflegt man endlich auch die gesamten tiefsten Töne eines jeden Instrumentes zu nennen. So sagt man z. B. von einer Violine, deren tiefsten Töne (etwa von g bis d̄) recht voll und klingend sind: diese Violin habe einen schönen Baß, und eben darum heißt auch der Balken oder sogenante Steg, welcher inwendig unter der Geigendecke, und zwar unter der tiefsten Saite, hinläuft, Baßsteg. Verschiedene eigene Zusammensetzungen des Wortes Baß mit andern Worten, z. B. Generalbaß, Grundbaß, Paukenbaß, Zifferbaß u. a., s. unter den betreffenden Artikel.

Baß, teutscher. Unter dem Namen teutscher Baß erwähnen ältere Schriftsteller einer Art von Baßgeige mit 4 bis 6 oder mehr Saiten, welche zwischen der Größe des Violons oder sogenanten Contrabasses, und der des Violoncelles, die Mitte gehalten habe. Heut zu Tage versteht man unter diesem Namen zuweilen jedes Violon von geringer Körpergröße. Vgl. Violon. (*Gottfr. Weber.*)

Über die mit Baß zusammengesetzten Worte: Bassbrummer, s. Orgelregister; Bassclarinett, s. Bassethorn und Clarinett; Bassflöte, s. Flöte; Basshorn, s. Serpent; Bassclausel, s. Clausel; Bass Oboe, s. Englisch Horn und Oboe; Basspommer, s. Orgelregister; Bassschlüssel, s. Notenschlüssel; Basstrompete, s. Trompete.

BASS, ein merkwürdiges Felseneiland im Frith of Forth, dem Marktflecken Northberwick in der scotischen Grafschaft Haddington gegenüber, unter 56° 4′ Br. und 14° 49′ L. Es erhebt sich ½ Meilen von der Küste in Zirkelgestalt 400 Fuß über dem Meere, ist auf 3 Seiten unzugänglich, und fällt nur gegen S. etwas ab, so daß man hier Zutrit findet, eine weite Höhle durchbricht den Felsen von N. W. nach S. O. und in der Mitte springt ein klarer Quell, umgeben von einigem Rasen, der ungefähr 5 Schafen Nahrung geben kann, hervor. Sonst steht überall eine gräßliche Natur entgegen: die schroffesten Klippen und die jähesten Abhänge, umgeben von dem schäumenden Meere. Vormals stand auf demselben ein Schloß, worauf zuweilen Gefangene eingesperrt wurden. Jetzt wohnt hier kein Mensch, wol aber hausen in den Felsenklippen unzählige Seevögel, worunter besonders die scotische Gans und auch der Eidervogel. (*Hassel.*)

BASS (Henr.), zu Bremen 1690 geboren, ward Prof. der Chirurgie zu Halle und starb 1754. Er machte sich vorzüglich durch seine Operation der Gefäßfistel bekant. Das vorgeblich von ihm erfundene Werkzeug ist indessen das sogenante königliche Messer, welches Felix bei der Operation an Ludwig XIV. gebrauchte, ein biegsames Stilet am Ende eines langen Syringotoms befestigt. Baß Dissertation über diesen Gegenstand ist in Hallers Diss. chirurg. 4. p. 480. s. enthalten. Sein gründlicher Bericht von Bandagen, Leipz. 1732. 8. galt für das beste Handbuch, bis Henckels Buch erschien. Seine Observationes anatomico – chirurgico – medicae Hal. 1731. 8. enthalten einige merkwürdige Fälle. (*Sprengel.*)

Bassa, s. Pascha.

Bassaeus, N., s. Theod. Tabernaemontanus.

Bassanes, s. Sula.

BASSANO, Stadt an der Brenta im lombardisch-venezianischen Reiche, Herzogthum Treviso, auf einer Anhöhe, die eine weite Ebene übersieht. Eine schöne steinerne Brücke über die Brenta verbindet Bassano mit Vicantino. Die Stadt hat eine ital. Meile im Umfang, etliche Vorstädte, mit schönen Gebäuden, 12,000 Einwohner, 6 Thore, 2 Spitäler, Leihbank, Dom-Kirche, viele andre Kirchen und Klöster, Industrie-Arbeiten in Seide und Wolle, Tapeten, Papier, Druckarbeiten (die Fabrik der Remondini). An der Brenta stehen zu beiden Seiten schöne Paläste, Landhäuser, Fabrikgebäude. In der Stadt steht die alte Burg Ezzelin's. Zum Handel dienen eine stark besuchte Messe und Wochenmärkte. Die Einwohner handeln mit Seide, Seidenwaren, Öl, Wein, Leder, Tapeten, Papier, Leinwand, Baumwolle. Der Verkehr geht nach Teutschland. Bassano ist in Ober-Italien die Gränze des Ölbaus; nördlicher gerathen die Oliven nicht mehr. Die Stadt ist die Vaterstadt der drei berühmten Maler der venezianischen Schule, Franz, Jacob und Leander da Ponte *), die sich von dieser Stadt Bassano nanten und des Aldus Manutius. (*Röder.*)

BASSANO (Alvaro de), Marquis von Santa Cruz, ein berühmter spanischer Admiral des 16. Jahrh. Sein Vater, gleiches Vornamens, war General der Truppen Ferdinand des Katholischen in dem Kriege gegen Granada. Der Sohn wählte den Seedienst, und zeichnete sich bei mehren Expeditionen durch Tapferkeit und Klugheit so rühmlich aus, daß ihn Karl V. zum Admiral der spanischen Galeeren ernante. Er kämpfte 1530 glücklich gegen die Mauren, und in den folgenden Jahren gegen die Franzosen und die barbarischen Seeräuber. Daß die Küsten Spaniens, gegen feindliche Überfälle gesichert waren, hatte man vornehmlich ihm zu danken. Neue Lorberen sammelte er in der berühmten Seeschlacht bei Lepanto d. 7. Oct. 1571, in welcher die Türken eine gänzliche Niederlage erlitten, und 25,000 Mann verloren. Er kommandirte in dieser Schlacht 40 Galeeren, und erhielt drei Wunden. Als König Philipp II. die Eroberung Portugals unternahm, schlug Bassano 1583 die französische Flotte, welche diese Unternehmung verhindern, oder wenigstens verzögern sollte, aber er befleckte seinen Ruhm durch die Grausamkeit, mit der er die Gefangenen behandelte. Im J. 1586 grif er bei dem

*) S. Da Ponte.

Vorgebirge von St. Helena eine englische Escadre an, welche Eduard Drake kommandirte, erlangte einen großen Vortheil über dieselbe, und nahm Draken selbst gefangen. Philipp II. bestimte ihn darauf zum Oberadmiral der sogenanten unüberwindlichen Flotte, die er gegen England ausrüsten ließ, allein da der König Bassano's vernünftigen Vorschlägen kein Gehör gab, und ihn, bei fortgesetztem Widerspruche mit harten Worten anließ, grämte dieser sich darüber so, daß er erkrankte und 1588 starb. Das Unglück, welches über die spanische Flotte kam, veranlaßte den König zu dem Ausrufe; „wenn Bassano gelebt hätte, so wär' es besser gegangen.“ Mit persönlicher Tapferkeit, Thätigkeit und Ausdauer verband dieser Admiral Verstand und Klugheit, und sein blutdürstiger Heroismus machte ihn zum Schrecken der Feinde seines Vaterlandes *). (*Baur.*)

Bassaraba, s. Kantakuzen.

Bassarae, s. Bassacides.

BASSAREUS, Beiname des Dionysos bei den Thrakiern und Lydiern, die in Sprache und Kultus zusammenstimten [1]). Bochart [2]) leitet das Wort von בצר ab, wonach es den Gott als Vorläufer der Weinlese bezeichnen würde. Einen *Διόνυσος προτρύγης* hatten die Griechen wirklich [3]) und feierten ihm, als solchem, ein Fest *προτρύγεια* [4]). Die griechischen Grammatiker hingegen leiten den Beinamen von dem langen bunten Gewande her, *βασσάρα* oder *βασσαρίς* genant, und an die Stelle der Fuchs- oder Luchsfelle (*βασσαροι*) [5]), die man in jenen Ländern ursprünglich getragen hatte, getreten war. Den Gott selbst findet man auf groß-griechischen Vasen durch die Bassaris ausgezeichnet [6]). Andere wollen den Beinamen und das Gewand von den thrakischen Bakchospropheten (*βησσοις*) herleiten [7]). (*Ricklefs.*)

BASSACIDES, auch Bassarae, im phrygisch-thrakischen Sabos- oder Bakchosdienste die von der Fülle des Gottes begeisterten Weiber, die in Fuchs-, Luchs- oder Pardelfelle, oder in bunte Gewänder gehüllt, sich der höchsten Raserei so sehr überließen, daß man sprüchwörtlich eine Frau, die alle Besonnenheit verloren hatte, und wilder Geschlechtslust hingegeben war, eine Bassara nante †). Ein Drama des Äschylos führte ihren Namen. (*Ricklefs.*)

Bassatin, s. Cairo.

Bassberg, Bastelberg, Bassianberg, s. Sebastiansberg.

BASSÉE (la), eine Stadt an einem Kanale, der mit der Deule in Verbindung steht, unter 50° 51′ Br. und 20° 30′ L., im Bez. Lille des franz. Dep. Norden. Sie war vormals fest und hat verschiedene Belagerungen ausgehalten, jetzt ist es ein offener Ort, der 365 Häuser und 2209 Einw. zählt, und Leinweberei, Seifensiedereien und Salzraffinerien unterhält, auch wird Twist gesponnen. (*Hassel.*)

BASSEIN, eine Seestadt auf der Westküste von Hindostan in der mahrattischen Provinz Aurengabad unter 19° 15′ nördl. Br. und 90° 28′ östl. L. Sie steht auf einem Eilande, das durch einen schmalen Kanal von der Insel Salsette geschieden wird, in der Mündung eines Flusses, ist stark befestigt, nach indischer Art gut gebaut mit breiten und regelmäßigen Straßen, und treibt einen bedeutenden Handel. Hier legten die Portugisen eine ihrer vornehmsten Niederlassungen an; 1670 hatte die Stadt 6 Kirchen, 4 Klöster und 2 Kollegien. In der Folge kam sie an die Mahratten, denen die Briten sie zwar 1780 abnahmen, aber schon 1782 zurückgaben. (*Hassel.*)

BASSELIN [1]) (Olivier) war Besitzer einer Walkmühle in den schönen Thälern, welche die Flüsse Vire und Virene bei der Stadt Vire in der Unter-Normandie durchströmen. Nahe bei dem Zusammenflusse beider steht die Mühle, welche noch heutiges Tages den Namen Moulin Basselin führt [2]). Basselin's Leben umfaßt die zweite Hälfte des 14. Jahrh. und reicht bis über 1417 hinaus. Denn seine Lieder erwähnen den Einfall der Engländer in die Normandie und die Belagerung seiner Vaterstadt Vire durch dieselben [3]). Die Lieder, welche Basselin's Namen verewigt haben, sind sämtlich von leichtem, fröhlichem Ton, und preisen die Freuden, welche der Wein, oder der Cyder, der Nationaltrank der Normandie, in lustiger Gesellschaft gewähren, oder verspotten die Feinde und Neider dieser hohen Genüsse. Die Liebe trit nur auf, um zu ihrem Nachtheile mit dem Wein verglichen zu werden, oder auch scheltend über die lockern Gesellen, die sich ihrer Herrschaft so freventlich entziehen. Die meisten Lieder haben Refrains und alle sind zu geselligem Gesang geeignet, für den sie auch bestimt waren. Denn wir erfahren aus den Versen selbst, daß Basselin mit ihnen in der Nachbarschaft herumzog, wo es lustige Gesellschaft und reiche Gelage gab, und überall gern gesehen und bewirthet wurde. Er folgte dabei der alten Landessitte, die Jean le Chapelain in einem handschriftlichen Gedichte beschreibt:

> Usaiges est en Normandie
> Que qui hebergié est, qu'il die
> Fable ou chanson lie a son hoste.

Auch als Erzähler wußte Basselin sich beliebt zu machen, wie er selbst sagt [4]):

> Il (le voisin) se plaist d'ouir un cas nouveau
> Quelque romant ou conte beau de mon cerveau.

Basselin's Lieder sind unter dem Namen Vaux-de Vire bekant, den sie von den Thälern, in denen sie gesungen wurden, erhielten. Er selbst nent sie schon so [5]):

---

*) La Spada d'orione di Primo Damaschini P. I. p. 417. *Canestagg.* hist. Lusit. *Thuanus. de Larrey* hist. d'Anglet. Vol. II.

1) *Jablonski* Opusc. III. p. 63. ed. *te Water.* 2) Can. p. 441. 3) *Ael.* V. H. III, 41. 4) *Ach. Tat.* II, 2. 5) *Hesych.* h. v. mit den Anmerkungen der Ausleger. 6) *Passeri* Tom. II. n. 123. 7) *Herod.* VII, 111.

†) *Tzetz.* ad *Lycophr.* 781.

*) Nicht Basselin, Bachelin, Bisselin, Bosselin, wie man hier und da geschrieben findet. 2) Eine genaue Beschreibung dieser Thäler gibt Augustin Asselin in der Vorrede zu seiner Ausgabe des Basselin von 1811. Vgl. Le Hour im 7. Vau-de-Vire bei Du Bois, Ausgabe des Basselin von 1821, S. 252. 3) Vau-de-Vire LXI. bei Du Bois. 4) Vau-de-Vire XXXIII. bei Du Bois. 5) Vau-de-Vire V. bei Du Bois.

Faisant l'amour, je ne scauray rien dire
Ni rien chanter sinon un Vau-de-Vire.

Eben so heißen sie in mehren gleichzeitigen Liedern von derselben Gattung, die der Ausgabe des Basselin von Du Bois angehängt sind. In einem Lehrgedichte L'Art poetique von Vauquelin de la Fresnaye, einem Dichter aus der Mitte des 16. Jahrh., treten diese Vaux-de-Vire schon als eigene Gattung auf:

Il (Apollon) vint se promener jusqu'aux monts de Bélon
Et jusqu'aux Vaux de Vire et jusqu'aux Vaux de Bures etc. etc.

Et s'étant amoureux près Amphrise abaissé,
Anfrie [6]) auroit son nom en mémoire laissé,
Et les beaux Vaux-de-Vire et mille chansons belles.

Eine bestimte Charakteristik dieser Gattung gibt uns jedoch weder Basselin, noch seine Nachfolger. Nur so viel ist sicher, daß die Vaux-de-Vire ernsten Stoff und ernste Behandlung ausschließen, und sich leicht und behaglich um die Freuden der Geselligkeit und die Genüsse der Tafel, oder auch scherzend und spottend um die Lächerlichkeiten des Tages, und namentlich um die Verächter des Weines und Gesanges drehen. Die Lieder des Basselin sind unvergleichlich in Lebendigkeit und Fülle der Fröhlichkeit, in Originalität und Natürlichkeit, in Behaglichkeit und Innigkeit der Gefühle. Dabei ist ihre Sprache für das Zeitalter, aus dem sie stammen, ausgezeichnet gebildet, und viele derselben verrathen sogar Kentniß der klassischen Dichter, und namentlich des Anakreon, den sie bisweilen sehr glücklich nachahmen. Von diesem Dichter gab es aber zu Basselin's Zeit noch keine französische Übersetzung.

Das Ende des Basselin scheint sehr traurig gewesen zu seyn. Er verarmte, wahrscheinlicher Weise durch seine lustige Lebensweise, und wurde von seinen Verwandten unter Kuratel gestellt [7]). Ferner klagt er über einen Proceß, der ihn verfolge [8]). Sein Tod scheint gewaltsam gewesen zu seyn. Ein gleichzeitiges Vau-de-Vire klagt die Engländer als dessen Urheber an:

Hélas! Olivier Basselin,
N'orron nous poinct de vos nouvelles?
Vous ont les Engloys mys à fin [9]).

Basselin's Lieder lebten im Munde seiner fröhlichen Landsleute fort, bis einer derselben, der Advocat Le Houx, sie gegen Ende des 16. Jahrh. sammelte und herausgab [10]). Bis dahin mochten sie sich in der Sprache nicht unbedeutend verändert haben, und man hat daher dem Le Houx mit Unrecht vorgeworfen, den Basselin durch Verneuerungen entstellt zu haben, da der Herausgeber ja nichts anderes geben konte, als er fand. Die Ausgabe des Le Houx ist öfter wiederholt worden, bis Augustin Asselin eine neue besorgte, worin er eine alte Orthographie einführte, ohne die Sprache selbst alt machen zu können. Sie führt den Titel: Les Vaudevires, poësies du XV. siècle, par *Olivier Basselin*, avec un discours sur sa vie et des notes. Vire 1811. Die neueste Ausgabe ist 1821 zu Caen erschienen und führt den Titel: Vaux de Vire d'*Olivier Basselin*, poète normand de la fin du XIV. siècle, suivis d'un choix d'anciens Vaux-de-Vire etc. publiés avec des dissertations, des notes et des Variantes, par M. *Louis Du Bois*, ancien Bibliothecaire etc.

Bekantlich leiten mehre Gelehrte das Vaudeville von dem Vau-de-Vire [11]) des Basselin ab, während andere Voix de Ville schreiben und danach den Ursprung erklären. Eine dritte Meinung will Vaudeville aus vadere, vader, d. i. aller, herleiten, wie in vau de route, à vau l'eau, wonach es mit dem spanischen passacalle (ein Lied, das durch die Straßen läuft) übereinkäme (vgl. Vaudeville). (*Wilhelm Müller.*)

6) Ortschaft bei Vire. 7) Vau-de-Vire LVIII. LVI. LI. 8) Vau-de-Vire LVII. 9) Edit. de *Du Bois* pag. 169. 10) Vire S. A. in 12.

Basselisse überh. u. B.-Tapeten, s. Weberei u. insonderheit Gobelins- u. Tapeten-Weberei.

Bassenheim, s. Waldbott.

BASSENTWAIDE, ein Kirchspiel in dem gleichn. reizenden Thale mit 487 Einw. in der engl. Grafschaft Cumberland. Von demselben hat der darin belegene romantische Binnensee den Namen. (*Hassel.*)

BASSES, eine zahlreiche Gruppe von kleinen Inseln, die man auch wol unter dem Namen der Tausend-Inseln begreift, auf der Nordwestspitze von Neuguinea im Austral-Ozeane. Sie sind sämtlich mit Felsenriffen umgeben. Die südlichste liegt unter 1° 40′ südl. Br. und 157° 1′ östl. L. (*Hassel.*)

BASSE-TAILLE, heißt im Französischen die tiefere Gattung von Tenorstimme, im Gegensatz der höheren Gattung, der Haute-Taille (vgl. Baryton u. Tenor). (*Gottfr. Weber.*)

BASSE-TERRE, 1) die Hauptstadt der britischen Insel St. Kitts in Westindien (17° 24′ nördl. Br. und 314° 58′ östl. L.), auf der Südostseite und an der Mündung des gleichn. Flusses, besteht aus einer einzigen langen Straße, wird durch das Fort Londonderry und 3 Batterien vertheidigt, und enthält etwa 800 Häuser, treibt auch einen lebhaften Handel. — 2) Basseterre wird auch die eine Hälfte der französ. Antille Guadeloupe genant, auf deren Westküste die gleichn. Hauptstadt liegt, welche durch ein Fort vertheidigt wird, und 4 Kirchen und 260 Häus. hat. — 3) Auch führt der Hauptort auf der französ. Insel Mariegalante diesen Namen. (*Hassel.*)

BASSET, BASSETCHEN, BASSETTEL. Das etwas veraltete Wort Bassetto, welches nichts anderes ist, als das Verkleinerungswort von Basso, heißt darum, wörtlich übersetzt, so viel wie Bäßchen, oder kleiner Baß, und bedeutet im Allgemeinen einen hoch liegenden Baß, einen Baß, welcher aus an sich nicht tiefen Tönen besteht, einen Baß in verkleinertem, verjüngtem Maßstabe (s. Bass). Man bediente sich dieses Kunstwortes vornehmlich zu Bezeichnung derjenigen, in einem sonst vollstimmigen Tonstücke vorkommenden Stellen, wo die eigentlichen tiefen Baßinstrumente (z. B. die Contraviolone) schweigen, und andere höhere Instrumente, z. B. die 2ten Violinen, die Bratschen, oder auch die Violoncelle, den Baß (die tiefste Stimme) führen. — Aus

11) Nichts ist gewöhnlicher als der Übergang des *r* in *l* in weicheren Mundarten, z. B. mélancolie aus mérencolie, pélerin aus peregrin.

eben diesem Grunde hat auch ohne Zweifel das Violoncell, als mindertiefes Baßinstrument den (jetzt freilich ebenfalls wieder veralteten) Namen Bassettel oder Bassetchen, erhalten, und aus ähnlichem Grunde heißt auch die tiefste Gattung der Clarinette (die tiefe *F*- oder auch *G*-Clarinette) Basset-Horn. Eben aus demselben Grunde findet man auch in manchen Orgeln im Basse ein Flötenwerk von nur Vierfußton unter dem Namen Bassetto (s. Orgelregister). (*Gottfr. Weber.*)

BASSET-HORN, eigentlich Basset-Clarinette, auch Baß-Clarinette oder Clarinettbaß genant, italiänisch corno di bassetto, oder auch wol corno bassetto, heißt die tiefste Gattung von Clarinetten, und zwar namentlich die tiefe *F*-Clarinette, welche um vier Töne tiefer steht, als die gewöhnliche *C*-Clarinette, deren c also wie f klingt. Da das Instrument, um solche Tiefe zu erreichen, natürlicher Weise beträchtlich lang ausfallen muß, der Spieler also die Hände gar zu weit ausstrecken müßte, um die weit abliegenden Tonlöcher zu erreichen, so gibt man der Röhre, einige Zoll weit vom Mundstücke ab, eine stumpfwinklige Krümmung, wodurch dieselbe wieder dem Körper des Spielers näher gebracht wird, welcher dadurch die Tonlöcher leichter erreichen kann. In früheren Zeiten pflegte man den Bassethörnern, statt der jetzt gebräuchlichen stumpfwinkligen, eine bogenförmige Krümmung im Ganzen zu geben, und da eine solche Röhre nicht gebohrt werden konte, so mußte man dieselbe in zwei Hälften ausmeisseln und aushobeln, dann der Länge nach zusammen leimen, und mittelst einer Überkleidung von Leder zusammen halten.

Das Instrument hat einen zwar minder derben, aber dafür noch weit sanfteren, und überdies auch volleren und runderen Ton, als die gewöhnliche Clarinette, und vorzüglich in der Tiefe eine herrliche Klangfülle. Um diese Tiefe noch zu erweitern, hat man denn auch das Fußstück des Instrumentes noch verlängert, und dadurch seinen Umfang bis zum c hinab (welches wie *F* klingt) erweitert, statt daß es ohne solche Verlängerung nur bis e (welches wie *A* klingt) reichen würde. Sein Umfang im Ganzen ist also den Noten nach von c bis $\overset{\equiv}{g}$, dem Klange nach von f bis $\overset{\equiv}{c}$. Für Virtuosen setzt man wol noch höher, zum allgemeinen Gebrauche jedoch nicht gern höher als $\overset{\equiv}{c}$ oder $\overset{\equiv}{d}$ (dem Klange nach $\overset{\equiv}{f}$ oder $\overset{\equiv}{g}$).

Man findet zuweilen auch wol Bassethörner, welche um einen Ton höher stehen, als das so eben beschriebene (also Tief-g-Clarinette), doch sind diese selten.

In der Notenschrift pflegt man sich übrigens für das Bassethorn eben so wie für die Clarinette, des Violinschlüssels zu bedienen; nur für sehr tiefe Stellen wendet man zuweilen den Baßschlüssel an (eine Octave höher verstanden). Weit angemessener wäre jedoch für solche Stellen der Altschlüssel.

Was die Erklärung des Namens Bassethorn angeht, so ist die erste Hälfte im Art. Bassetto erklärt. Warum man aber das Instrument Bassethorn, statt Basset-Clarinette genant hat, weiß ich nicht anders zu erklären, als daß man vermuthlich wegen der Klangfülle des Instruments eine Ähnlichkeit desselben mit dem Waldhorntone gefunden haben mag, und jenem gleichsam ein Compliment damit zu machen gedachte, daß man ihm den Horntitel beilegte; vielleicht fand man in der ehemaligen bogenförmig gekrümmten Gestalt der Röhren, eine Ähnlichkeit mit einem Horne (vgl. Clarinette). (*Gottfr. Weber.*)

Bassetto, s. Basset.

Basseville, s. Bassville.

Bassflöte, s. Flöte.

BASSGEBOREN beziehet sich, wie ganz unbestritten ist, auf die alten Begriffe von Genossenschaft und Standesunterschied, und es soll damit, was auch nicht bezweifelt wird, das Verhältniß zwischen zwei oder mehren Personen, welche nicht ebenbürtig oder gleiches Standes sind, bezeichnet werden. Desto mehr sind die Meinungen über die Frage getheilt: welches Verhältniß wird durch Baßgeboren ausgedrückt? oder was ist unter Baß zu verstehen? Das Wachtersche Glossar gibt zwei ganz entgegengesetzte Bedeutungen dieses Worts an. Nach der einen ist baß der echt germanische Positiv des noch üblichen Comparativs besser, ward aber auch statt dessen von den Alten gebraucht, und bezeichnete in Vergleichung zweier Gegenstände den vorzüglichern; die andere, aus der celtischen Sprache hergeleitete gibt dagegen etwas als schlechter, niedriger zu erkennen, und ist das noch übliche französische bas. Hienach wird denn auch dem im Sachsen- und Schwabenspigel vorkommenden Baßgeboren eine zweifache entgegengesetzte Auslegung gegeben. Die Stelle des sächs. Landrechts *), worüber hauptsächlich gestritten wird, ist folgende: „das ehelich und freigeborne „Kind behält seines Vaters Heerschild und nimt auch sein „Erbe, und der Mutter also wol, ob es ihr ebenbürtig ist, oder baß geboren." Einige **) nehmen Wachters zweite Bedeutung von baß an, und der Baßgeborene ist ihnen von geringerer, oder niedrigerer Geburt, als die Person, womit er verglichen wird. Selchow beziehet zugleich die Worte des Landrechts, ebenbürtig — oder baßgeboren, auf den Vater des Kindes, weil er sich den Fall, daß ein Kind von besserer Geburt, als die Mutter sey, nicht denken könne. Hiemit thut er aber den Worten des Gesetzes offenbar Gewalt an, indem darin nicht: ob es ihm (dem Vater), sondern ob es ihr, also der Mutter, gesagt wird. Es bedarf auch dieser willkürlichen Verbesserung des Textes nicht, da in dieser Stelle nur von der Erbfähigkeit eines von freien Eltern geborenen Kindes, nicht von einer Standesbestimmung die Rede ist. — Andere hingegen, wie Dreyer †), erklären hier baßgeboren, durch bessergeboren, und dieser beruft sich besonders auf den lateinischen Text, wo obige Stelle: „ob es ihr" ꝛc. durch si (sive) sit aequalis conditionis, vel *melioris*" ausgedrückt ist. — Auch sollen einige Handschriften für baßgeboren, betgeboren lesen, wovon nach Dreyer im Niedersächsischen noch das einen Vortheil bezeichnende bat übrig seyn soll. Auch das niederländische beter, besser, gehört hiehin,

*) L. III. art. 12. **) *De Selchow* Elect. Jur. Germ. p. 382 u. a. allda angeführte. Doch beruft sich S., was bei ihm nicht befremdet, ganz unrichtig auf Frisch's Wörterb., welcher doch die zweite Bedeutung von Baß nicht annimt. †) In s. Saml. verm. Abhandl. III. S. 1309 ff. und der allda angef. *Boehmer* de impari matrim.

und das in mehren oberteutschen Idiotismen übrige Zeitwort batten, welches in der Volkssprache häufig in den Redensarten: das kann mich nichts batten, oder das wäre mir viel gebattet rc., statt helfen, Vortheil bringen, bessern, gehört wird. — Dreyers Erklärung ist wol unstreitig die richtige. Er hat aber den stärksten Grund für dieselbe anzuführen vergessen, obwol ihm solcher ganz nahe lag, in den sächsischen und schwäbischen Rechten selbst. — Daß im Mittelalter der Zweikampf vor Gericht, als rechtliches Beweismittel nicht blos durch Gewohnheit eingeführt, sondern selbst gesetzlich bestätigt, in gewissen Fällen wol gar vorgeschrieben war, ist genugsam bekant. Doch kam auch hiebei wieder die Genossenschaft, oder Ebenbürtigkeit zur Sprache. Der Vornehmere, Höhere, war zum Kampf sich zu stellen nicht schuldig, wenn sein Gegner, der sich dieses Beweismittels bedienen wollte, von niedrigerer Geburt, als er, war. Es stand aber in seiner Willkür, auf dieses Vorrecht zu verzichten, also auf den von einem Nichtgenossen ihm angebotenen Kampf sich einzulassen, oder auch den Gegner von niedrigerer Geburt zum Zweikampf aufzufodern. That er dieses, so konte er auch nicht wieder zurückgehen, von der Geburt keinen Vorwand zum Ablehnen des Kampfs mit einem solchen Gegner hernehmen. Das sächsische Recht enthält darüber eine Bestimmung in folgenden Worten: „Ein jeglich „Mann mag wol Kampfs wegern, dem der nicht als „wolgeborn ist, als er. Der aber basgeboren ist, „spricht er den zu Kampf an, der nicht als gut ge„boren ist, er kan im darnach nicht Kampfes wegern, „vmb der bessern Geburt willen." — Eben so lautet die Bestimmung des Schwabenrechts: „Jeglich Mann „mag Kampf versagen dem der wirz" (geringer, schlechter, das im Englischen noch übliche worse) „geboren „is, denn er. Der der baz geboren ist, dem kan „er der wirzgeboren nicht verziehen, so die bezzer „Geburt die niedere ansprichet." — Hier steht das basgeboren dem nicht als gut, oder wirsgeboren deutlich entgegen. Es ist also gar nicht denkbar, daß die Samler in einer andern Stelle, wo vom Erbrecht die Rede ist, das nämliche Wort in gerade umgekehrter Bedeutung, baß für niedriger, geringer, statt besser, sollten gebraucht haben (vgl. noch Bastard). (*v. Arnoldi.*)

Bass-Geige, s. Contra-Violon.

Bass-Horn, s. Serpent.

Bassi (Hug. Visconti dei), s. Sardinien.

Bassi (Angelo), s. Poliziano; Bassi (Matth. v.), s. Capuziner.

BASSI (Laura Maria Catharina). Diese italiänische Gelehrte, Tochter eines Rechtsgelehrten zu Bologna, geb. am 31. Oct. 1711 und daselbst gest. am 20. Febr. 1778, zeichnete sich frühzeitig durch eine große Lernbegierde aus. Im 21. J. ihres Alters vertheidigte sie öffentlich in Gegenwart der Kardinäle Lambertini und Grimaldi philosophische Sätze gegen mehre Professoren (am 17. April 1731) und erhielt bald darauf die philosophische Doctorwürde, wie auch eine Professur. Außer ältern und neuern Sprachen trieb sie vorzüglich Mathematik und Physik, diese nach Newtons System; auch dichtete sie in ihrer Sprache, so daß sie eben sowol Mitglied der Arkadier als des Instituts zu Bologna war. Auch wird sie von Seiten ihres Charakters gerühmt. — Im J. 1738 hat sie sich mit dem Arzte Veratti verehlicht, von dem sie auch mehre Kinder hatte, scheint aber ihren Familiennamen beibehalten zu haben, wie unsere Doctorin (Rodde) Schlözer. (*H.*)

BASSI (Ferdin.), Mitglied des Instituts von Bologna, gest. 1774, ist als botanischer Schriftsteller bekant durch Abhandlungen in den Comment. instit. bonon. Sie sind folgende: de Ambrosina, novo plantae genere, in jenen Comment. tom. 5. part. 1. p. 82 sq. (auch einzeln 1763) über die Pflanzen des Apennins (das. t. 4. p. 286 sq.), über einige neue Pflanzen-Arten (das. t. 6. p. 13), über einige Madreporen der Gegend um Bologna (das. t. 4. p. 49), über Pflanzen-Abdrücke in Steinen (das. tom. 5. part. 1. p. 141 sq.). Ein eigenes Werk von ihm ist: Delle terme Porrettane. Rom. 1768. 4. Nach ihm benante Allioni:

BASSIA, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Sapoteen und der 11. Linné'schen Klasse. Char. Viertheiliger Kelch: glockenförmige Corolle mit achttheiligem Saum. Sechszehn Staubfäden in doppelter Reihe. Fünffächerige fünfsamige Berc. Arten sind: 1) B. *longifolia L.*, mit lanzetförmigen Blättern und sehr langen horizontal stehenden Blüthenstielen in den Blattachseln. Auf der malabarischen Küste. 2) B. *latifolia* Roxb. mit ablangen zugespitzten, und zusammengedrängten Blüthenstielen. Dies ist der Massaj-Baum, dessen Samen brauchbares Öl geben (*Roxb.* corom. 1. t. 19.). 3) B. *obovata* Forst., mit umgekehrt eiförmigen Blättern und zusammengedrängten Blüthenstielen. Auf Tanna. (*Sprengel.*)

BASSIANA [1]), eine römische Provinz und Stadt in der Pannonia secunda oder ripuaria der Römer, in jener Gegend des heutigen Sirmiens, wo jetzt Jarcsa oder Jarak ist. Daß die Stadt Bassiana in dieser Gegend lag, lehrten an Ort und Stelle angestellte Untersuchungen von Paul v. Benitzky, Sekretär des Karlowitzer Erzbischofs [2]). Nach Mannert [3]) lag Bassiana in der Nähe des heutigen Dorfes Dobrinu, wahrscheinlich etwas nördlicher [4]); er gibt jedoch diese Bezeichnung nicht für zuverlässig aus, denn er sagt selbst: „Jetzt sind nur unbedeutende Dörfer in der Gegend und unsere Charten in diesem äußersten Winkel nicht hinlänglich genau." Die Peutingersche Tafel bezeichnet Bassiana als unbedeutenden Ort, das Itinerarium Anton. aber nent sie Civitas, und gibt die Entfernung von Belgrad auf 31 Meilen an. Cellarius [5]) hält des Ptolemäus Basiana für verschieden von Bassiana: „Ptolemaeus quidem Basianam habet sed inter Sirmium et Mursam [6]) recenset, quasi in medio positam, ut ita

1) Bei Ptolemäus Basiana, in Justinians Novella XI. Baciana. 2) Vgl. auch Scham's Beschreibung von Sirmien in Sartori's malerischem Taschenbuch für 1818, Tudományos Gyüjtemény 1817, August S. 151. 3) Geographie der Griechen und Römer, 3. Th. zweite Aufl. Lpz. 1820, S. 675. 4) In der ersten Auflage, Nürnberg 1792, S. 766 suchte Mannert mit Andern Bassiana ganz irrig am Raabflusse nördlich von Sárvár. 5) Tom. I. p. 565. 6) Die Stadt Sirmium lag da, wo jetzt die Militär-Communität Mitrowitz ist, wie ich mich während meines vierjährigen Aufenthalts zu Karlowitz in Sirmien überzeugte. Hienach muß die frühere Angabe (bei der

alia videatur esse ab Antonini Bassiana." Die Stadt Bassiana ward merkwürdig durch eine Belagerung und ein Treffen, in welchem die Ostgothen die Sveven und andere Barbaren schlugen [7]). (*Rumy.*)

BASSIANEN, ein interessantes, größtentheils durch feine Gesichtszüge ausgezeichnetes, der Sage nach, aus Bulgaren, Griechen, Nogaiern und besonders Tataren zusammengeflossenes Volk, in der Nähe des Elburs, des höchsten Gipfels des Kaukasus, am Ursprunge des Kuban, Tscherek, Backsan und Tschegem, von welchen beiden letzten Bächen zwei ihrer Stämme den Namen entlehnt haben, wenn anders nicht der umgekehrte Fall Statt fand. Die andern beiden Bassianen-Stämme heißen Balckar im Osten der Tschegem und Karatschai im Westen des Backsan, obgleich die Karatschai auch als ein besonderer Tataren-Stam betrachtet werden. Die Bassianen überhaupt sollen ehemals nördlicher in der Kabardei, noch früher auf der Kumasteppe bis zum Don gewohnt, ja Madschar, eine nicht weit von Georgiewsk in merkwürdigen tatarischen Ruinen noch sichtbare Stadt zum Hauptsitz gehabt, dann aber von den kabardinisch-tscherkessischen Rittern, denen sie noch zinsbar sind, vertrieben und genöthigt worden seyn, in das Alpengebirge neben dem Elburs zu fliehen. Die georgische Königin Thomar führte das Christenthum bei ihnen ein. Die Bassianen, so von ihren Ältesten, oder wie Andere wollen, von einer vornehmen Familie, vielleicht auch von dem Backsan-Stam, bei den Tscherkessen aber tatarische Alpenbewohner (Tatar-Kusch'ha) genant, sprechen jetzt eine der nogaischen oder mongolisch-tatarischen Sprache ähnliche Mundart. In der Kabardei, wo sie in Zeiten der Unfruchtbarkeit genöthigt sind, ihr Vieh, Ziegen und Schafe, gegen einen Zins, und gleich Gefangenen, in bestimten Gränzen, auf der Weide zu halten, tauschen sie gegen Wolle, Tuch, Decken, Fuchs- und Marderbälge, so wie auch Schwefel und Schießpulver, das besonders für die kaukasische Viehzucht nöthige Salz, so wie andere Bedürfnisse, ein. Doch holen sie auch in guten Zeiten, wenn sie sich unabhängig dünken, ihr Salz in Imereti und Georgien, oder kochen es aus benachbarten Salzquellen, eigener Weide ihr Vieh überlassend. Ihr Aberglaube soll sich außer der Verehrung einer Gottheit (Tangri) auf den Propheten Elias beziehen, dem sie als auf den höchsten Bergen wohnend, zum Opfer Vieh, Milch, Butter und Käse reichen. Eine alte Kirche, Festtage, die Feier des Sonntags und das Essen des Schweinefleisches hat man besonders bei den Tschegem und Balckar bemerkt. Diese zeichnen sich auch durch ihre Maulthiere, so wie die Karatscha durch ihre kleinen Pferde-Rasse aus, beide nützlich in einer so bergigen Gegend *). (*Rommel.*)

ich andern Führern folgte) in der Allgem. Encyclopädie, 2. Theil S. 185 unter dem Artikel **Almus** „Das alte Sirmium lag in der Nähe des heutigen Mitrowitz und des Klosters Opovo" berichtigt werden. Die vom Kaiser Trajan gegründete Stadt Mursa in Pannonien lag aber da, wo heut zu Tage Essek in Slavonien ist. 7) *Jornand.* Get. Cap. 53.

*) Vgl. Pallas Bemerkungen auf einer Reise in d. südl. St. v. R. 1. Theil, S. 137. Klaproth's Reise 1. Th. 503. 2. Th. kaukasische Sprachen im 7. Abschnitt.

Bassin, s. **Becken, Docke, Salzwerk.**

BASS-INSTRUMENTE nent man diejenigen Tonwerkzeuge, welche zunächst zu Ausführung der Baßstimme bestimt sind, wie z. B. das Contraviolon, das Violoncell, die Baßposaune, das Serpent, Contrafagott, und zum Theil auch die Fagotte. Eine vollständige Kritik des Werthes und der Mängel dieser Gattung von Instrumenten, so wie Vorschläge zu deren Vervollkommnung, und selbst zu Einführung neuer Instrumente, unter andern auch eines blos zu Verstärkung der Baßstimme bestimten Orgelwerkes (Baßpositives) findet man in der Leipziger allg. musikal. Ztg. **1816.** S. **698—769** (vgl. den Art. Bass-Stimme). (*Gottfr. Weber.*)

BASSIRI, ein türkischer Dichter aus Herat gebürtig, oder vielmehr ein persischer, durch den die Meisterwerke persischer Dichtkunst zuerst in der Türkei bekant wurden. Er hatte mit den großen Dichtern Newaji (d. i. Mir Alischir), Dschami, Binaji und anderen am Hofe Sultan Husseiin's gelebt, und wurde dann von dem Sultan Suleiman mit großen Ehren an seinem Hofe aufgenommen, wo er im J. d. H. 941 (1535) starb *). (*v. Hammer.*)

Bassist, s. **Bass.**

BASSO heißt im Italiänischen nichts anderes als: tief, und hat in der Musik verschiedene Bedeutungen. 1) Bedeutet es, substantivisch gebraucht, was wir im Teutschen den Baß nennen (s. Bass); 2) komt basso (oder mit weiblicher Endung bassa) auch in verschiedenen Verbindungen vor, in welchen es wirklich nur das Beiwort tief bedeutet; z. B. all'ottava (oder 8va) bassa, d. h. in der tiefen Octave (Unteroctave), Corno in *B* basso; Horn im tiefen *B* u. s. w.

Basso continuo, wörtlich übersetzt, continuirlicher, unausgesetzt fortlaufender Baß. Eine solche Baßstimme kann in mehrfacher Beziehung gedacht werden. Wenn z. B. bei einer vollständigen Musikaufführung sogenante Ripienstimmen, und somit auch Ripienbaßstimmen, ausgeschrieben werden, welche nur die sogenanten Tutti, oder sonst nur die stärker herauszuhebenden Stellen mitspielen, sonst aber pausiren oder schweigen sollen, so wird, im Gegensatze solcher Ripienbässe, diejenige Baßstimme, welche durchgängig spielen soll (nach gewöhnlicherem Sprachgebrauche die Stimme des ersten Baßpultes), zuweilen durch die Überschrift: Basso continuo bezeichnet. — Eben so wenn in einem vollstimmigen Tonstücke der Baß, die tiefste Stimme, bald diesem, bald jenem andern Instrumente in den Mund gelegt, dabei aber in irgend einer Absicht die jedesmalige tiefste Stimme, sie liege nun in welcher Partie sie wolle, auf eine Zeile der Partitur fortlaufend eigends geschrieben, oder zu irgend einem Gebrauche also ausgeschrieben wird, so nent man auch eine solche, den jedesmaligen Baß unausgesetzt enthaltende Baßstimme, basso continuo. Da das Ausziehen einer solchen durchlaufenden Baßstimme meistentheils zu dem Ende geschieht, um sie Generalbaßmäßig zu beziffern (s. Generalbass), so werden die Ausdrücke Basso continuo und Generalbaßstimme zuweilen auch wol als gleichbedeutend gebraucht, ja, die englische Sprache hat für

*) Latifi's Biographien türkischer Dichter.

den Generalbaß sogar kein anderes Wort, als: the Thorough-Bass. (*Gottfr Weber.*)

BASSOMPIERRE, adelige Familie in Lothringen, welche einige von den alten Grafen von Ravensberg ableiten, hat ihr Stamhaus, Bassompierre, zwischen Viller-la-montagne und Diedenhofen, dicht an der alt-lothringischen und luxemburgischen Gränze. Ulrich von B. lebte 1292, Johann, welcher mit Johanna von Pulligny die Herrschaft Harouel erheirathete, um die Mitte des 15. Jahrh. Des letzten Abkömmling im fünften Grade war der durch seine anziehende Memoiren bekante Marschall Franz von B., geb. zu Harouel den 12. April 1579. Als ein Jüngling von 20 Jahren kam er an den französischen Hof, nachdem er vorher in Freiburg, Pont-à-Mousson und Ingolstadt studirt, und auf einer zweijährigen Reise ganz Italien kennen gelernt hatte; Heinrich IV. fand Geschmack an dem aufgeweckten Wesen des jungen B., an seiner Fertigkeit in ritterlichen Übungen, in Spiel und Tanz. Gleich im folgenden Jahre (1600) mußte er den König in den Feldzug gegen Savoyen begleiten. Als Freiwilliger diente er vor Ostende, 1602, im folgenden Jahre in Ungern, mit vorzüglicher Auszeichnung in dem Gefechte vom 29. Septbr. 1603, daß selbst der mit Allen zerfallene Rußwurm ihm seine Freundschaft nicht versagen konte. Der König von Frankreich mochte seinen Liebling nicht lange entbehren, B. wurde zurückberufen, ohne doch eine bestimte Stelle am Hofe zu erhalten. Erst im J. 1610, als Heinrich IV. sich rüstete, die Universal-Monarchie zu vernichten, mit welcher der von seinen Brüdern, von den Türken, Ungern, Böhmen, Östreichern, in die Wette gepeinigte Kaiser Rudolph II. Europa bedrohen sollte, wurde er zum Statsrath ernant und mit einem Regiment leichter Reiter und einer Compagnie der Leibgarde begnadigt. Nach des Königs Ermordung schien B. einer der eifrigsten Anhänger der Königin geworden zu seyn; sie ernante ihn auch zum General-Obristen der Schweizer in französischen Diensten (1614). Die Ermordung Concinis gab Frankreich eine andere Gestalt: B. erkante dieses, und suchte sich dem jungen Könige gefällig zu machen, wurde auch wirklich 1619 mit dem H. Geistorden bekleidet. Im folgenden Jahre, als es zum Kriege zwischen Mutter und Sohn gekommen, war B. besonders thätig, und die Einnahme von Pont-de-Cé, die Vernichtung des Heeres der Königin, eigentlich sein Werk. Dieser Dienst empfahl ihn bei Ludwig XIII. so, daß Luines selbst eifersüchtig wurde. B. im J. 1622 zum Marschall von Frankreich ernant, mußte sich, als außerordentlicher Gesandter, nach dem Auslande verschicken lassen, nach Spanien, 1621, nach der Schweiz, 1625, nach England, 1626. In diesen verschiedenen Sendungen erwarb er sich die Achtung Philipps IV. und seiner Castilianer; die gereizte Empfindlichkeit Karls I. wußte er zu beschwichtigen, die Schweizer mit Feinheit an Frankreichs Interesse zu ketten. Späterhin leitete er eine Zeitlang die Belagerung von Rochelle, dann im J. 1629 die Erstürmung des Passes von Susa; auch befehligte er die in Languedoc gegen die Hugenotten aufgestellte Observations-Armee. Jedoch wurden ihm zuletzt seine Verbindungen mit dem Herzoge von Guise und der Prinzessin von Conti, den entschiedenen Anhängern der Königin-Mutter, mehr vielleicht noch seine gefürchteten Witzworte, verderblich; B., welcher das Ungewitter ahnete, hatte sich in Senlis bei dem Könige Schutz und Rath erbitten wollen, der aber alle Erklärung vermied und wenige Tage darauf, den 23. Februar 1631, ließ Richelieu den Marschall nach der Bastille bringen. Hier mußte er ganzer zwölf Jahre ausharren, bis des Kardinals Tod auch seine Fesseln lösete (den 19. Jan. 1643). Er wurde in alle Ehren und Würden wieder eingesetzt, jedoch bereits am 12. Oktbr. 1646, durch einen Stickfluß, die Folge gewaltiger Fettigkeit und des unthätigen Lebens in der Bastille, getödtet, als er eben bei seinem alten Freunde, dem Herzoge von Vitry, in Provins, zum Besuche war. — Als vollkommener Hofmann war B. zu Intriguen eben so geschickt, als im Kriege; er hielt sich gemeiniglich zu denen, die das Heft in Händen hatten, ohne doch ohne Noth es mit sonst Jemanden zu verderben, und wußte zu Zeiten, unter großem Scheine der Aufrichtigkeit, auf beiden Achseln zu tragen. Der Pracht, dem Spiele und der Liebe war er gleich sehr ergeben; in dem Momente seiner Verhaftung soll er mehr denn 6000 Liebesbriefe vernichtet haben. Vermögen hinterließ er nicht, trotz mancher günstigen Gelegenheit, das Ererbte zu vermehren, desto mehr Schulden. Selbst Harouel, noch heute unter dem Namen Craon, das wichtigste Gut in Lothringen, für welches B. am 28. Juli 1623 den markgräflichen Titel erworben, mußte diesen Schulden geopfert werden, und doch blieben 4/5 der Gläubiger unbefriedigt. Demungeachtet ist die Familie seitdem noch immer bedeutend, und ihr Ansehn und Wohlstand fortwährend im Steigen gewesen; so gewaltig ist der Schwung, den ein ungewöhnlicher Mann allen denen, die ihm angehören, auf lange Zeit zu geben vermag. — B., der schönste Mann seiner Zeit, der Liebling aller Frauen, war nie öffentlich verheirathet. Der Connetable von Montmorenci hatte ihm seine Tochter, Charlotte Margarethe, zugedacht, Heinrich IV. vermählte sie aber mit dem Prinzen von Condé, weil er selbst in sie verliebt war, und besorgte, (des Königs eigene Worte) sie würde in der Ehe B. dermaßen lieben, daß er, der König, kein Gehör finden dürfte. Nachher unterhielt er ein zärtliches Verständniß mit der Prinzessin Louise Margarethe von Lothringen-Guise, der Witwe des Prinzen von Conti, welches mit einer heimlichen Ehe endigte. Die Fürstin starb vor Schmerz, als B. nach der Bastille gebracht wurde, der einzige Sohn, den sie ihm geboren, bald nach dem Vater. Ein anderer Sohn, Ludwig, den er mit Marie von Balsac, einer Schwester der bekanten Marquise von Verneuil, der Mätresse Heinrichs IV., erzeugt, starb den 1. Juli 1676, als Bischof zu Saintes. Das Fräulein von Balsac hatte ganzer acht Jahre lang mit B. Prozeß geführt, konte ihn jedoch nicht zur Heirath bewegen.

Außer den mehrmals, doch nie vollständig aufgelegten, und meist in der Bastille zu Papier gebrachten Memoiren, hat der Marschall noch verschiedene Schriften hinterlassen*). (*v. Stramberg.*)

*) Die Mémoires du Marechal de B. cont. l'histoire de sa vie (1598 — 1631) erschien zuerst angeblich Cologne, chez P.

Basson, s. Fagot.
Basso Relievo, s. Relief.
Bassora, s. Bassra.

BASSORIN, Bassorium, ein eigenthümlicher Pflanzenstoff, den Vauquelin zuerst im Bassoragummi, einem, wie das Mimosen= u. a. Gummi's, in Arabien nach Virey aus dem Mesembryanthemum Tetragonia und ähnlichen dickblättrigen arabischen Pflanzen ausschwitzende Gummi, entdeckte, aber auch andere Pflanzensäfte enthalten, namentlich: das Tragantbgummi, manches Kirsch= und Pflaumenbaumgummi, (daher das Bassorin von John auch Cerasin oder Prunin genant wird), das Gummi Kuterra, das Congo= und Dominico=Gummi, ferner die Mirabellen, Aprikosen und Mandeln, einige Gummiharze, Vauquelins sogenante Pflanzengallerte ꝛc. ꝛc. Es ist eine schmuzig weiße, oder gelbliche, oder farblose, durchscheinende oder durchsichtige, im Bruche muschlige, geruch= und geschmacklose, leicht zu pulvernde Substanz, die man durch Vertheilen des sie mit sich führenden getrockneten und gepulverten Pflanzensafts in vielem kalten Wasser, und beim Trocknen der entwässerten, von ihrem etwanigen Harzantheil durch Weingeist gereinigte Bassoringallerte erhält. Das Bassorin schwillt in kaltem Wasser zu einer durchscheinenden Gallerte auf, davon sich in einem sehr großen Überschusse desselben nur sehr wenig, oder gar nichts auflöst. Allein, durch ¼ — 4stündiges Kochen darin ganz auflöslich, liefert es durch Abdampfen, schneller nach etwas zugesetzter Schwefel=, Salz= oder Salpetersäure, Kali oder Ammonium, ein gleich dem Mimosengummi in kaltem Wasser lösliches Gummi, mit Salpetersäure aber nach Laugier Schleimsäure, Äpfel=Kleesäure und kleesauren Kalk, und jenes von Bdellium nach Pelletier Kleesäure, kleesauren Kalk, und etwas künstliches Bitter. (*Th. Schreger.*)

BASSOUES, Stadt an der Guironé im Bez. Mirande des franz. Dep. Gers mit 1400 Einw. und Mineralquellen, die jedoch wenig besucht werden. (*Hassel.*)

BASSOVIA nante Aublet (Il. guian. p. 217.) eine Pflanzengattung, die durch Richard's und Dunal's Untersuchungen als einerlei mit Solanum erkant ist. Die einzige Art, Bass. *sylvatica* Aubl., wird daher billig als Solanum Bassovia *Dunal* aufgeführt. (*Sprengel.*)

Bass-Pommer, s. Orgel-Register.

BASSRA (Basra) oder Bassora بصرة, das Paschalik dieses Namens gränzt östl. an den persischen Meerbusen, nördl. an das Pasch. Bagdad, westl. an Kasa, hat 10 Sandschake, Bassra=Rahmania رحمانية, Koban قبان, Korna قورنه u. s. w. Es wird gewöhnlich mit zum Pasch. Bagdad gerechnet, und durch einen Mutesellim, im Namen des Pascha von Bagdad verwaltet[1]). Die Hauptstadt ist: Bassra, 30° 32′ L., 46° Br.[2]). Sie wurde im Jahre 14 H. 636 Chr. auf Befehl des Chalifen Omar, von Olbah b. gaswan عتبة بن غزوان gegründet[3]) an einem Arm des Schat=el=arab, der sich etwa 20 L. unterhalb Baßra in den pers. Meerbusen ergießt, und bis nach Baßra, selbst für Fregatten von 40 Kanonen schiffbar ist[4]). Diese, dem Handel so günstige Lage, machte Baßra meist so blühend, daß man in und um die Stadt 8000 Kanäle[5]) und 7000 Mesdschiden zählte. Unter den Kanälen zeichnet sich der Obollah ابلة[6]) (s. den Art. Bagdad) durch die Fruchtbarkeit seiner Ufer aus; er komt aus dem Tiger und fließt in gerader Linie nach Abadan[7]) und durch Baßra selbst. Das Wasser des Schat, so wie der meisten Kanäle[8]) ist salzig, weil die Fluth bis über Baßra hinaufsteigt, die niedrigen Gegenden unfruchtbar, weil die Ueberschwemmungen, alle Jahre ungefähr im Monat Juni, den Boden zu sehr verschlämmen und mit Salz schwängern. Deshalb ist auch das Klima ungesund und besonders Fremden gefährlich. Jetzt ist Baßra mit einer schlechten Erdmauer umgeben, mit schlechten Häusern und Straßen voller Unsauberkeit, welche die Luft verpesten. Die Bewohner, etwa 80,000, sind größtentheils Araber, und ein Gemisch von Christen, Juden, Persern und Indiern. Obgleich der Handel dieser Stadt sehr gestört ist, so ist sie dennoch jetzt die Niederlage des Kaffees von Mokka[9]) und der Perlen von Bahrein, so wie der reichen Produkte Indiens und Persiens. Die Bewohner der Umgegend wenden viele Sorgfalt auf die Zucht der Pferde[10]). Die Gräber des Thalha b. obeid'allah طلحة بن عبيد الله[11]), Sobeir زبير, und Ans b. málek

Marteau 1665 u. 1692 2 V. 12. n. Trevona (oder Amsterdam) 1723 4 V. 12. mit manchen Weglassungen des Originals; die 1802 von Serieys herausg. Nouveaux Mém. de B. recueillis par le Prés. Venault, et impr. sur les manuscr. de cet academicien werden durch die vielen Fehler darin verdächtig. Ein Seitenstück zu den Memoiren sind die Ambassades en Suisse, en Espagne et en Angleterre, ebenfalls CoL, Marteau 1668 4 P. in 2 V. 12. (Vgl. Ebert's bibliogr. Lex.) Auch gab ein Franziskanermönch die von Baß. in der Bastille einem Exemplar von Dupleix's Leben der Könige Heinrich IV. und Ludwig XIII. beigeschriebenen Anmerkungen mit eigenen so vermischt heraus, daß man diese von jenen nicht unterscheiden kann. Vgl. Biogr. univ. (*H.*)

1) Dsch. N. p. 451. *v. Hammer* Lit.=Z. XIII. p. 217 ff. (*Corancez*) Description du Pasch. de Bagdad. p. 31. 2) Descript. du P. de B. a. a. O. nach den oriental. Geographen unter 47 L. 31 Br. 3) Dsch. N. a. a. O. Ibn Haukal S. 63. 4) Descript. a. a. O. 5) 120,000 Kanäle zählte man nach einer alten Sage, die aber auch schon Ibn Haukal für falsch erklärt S. 63. 6) Statt زهان bei Ibn. H. S. 64. muß einer Handschrift zufolge ابلة gelesen werden. 7) Ibn Haukal a. a. O. 8) Vom Obollah sagt dies Ibn H. ausdrücklich. 9) Nach dem Dsch. N. S. 534. werden 80,000 Ballen Kaffee aus Arabien ausgeführt, wovon 40,000 auf Dschidda, der Rest auf Baßra und einige andere Orte komt. Vgl. *de Sacy* Chrest. II. p. 276. 10) Dschihan N. a. a. O. 11) Nicht Abd'allah عبد الله wie bei Ouseley steht; eben so muß, der erwähnten Handschrift zufolge El-Hasan ben Serir الحسن بن سرير und nicht El-Hara الحرا gelesen werden. — Vgl. *Herbel.* v. Bassra, Kasvini, Bakui Not. et Extr. II. p. 427. — Abulf. in B. M. IV. S. 157. — *Mirchond* hist. r. P. p. 124. — *Golius* ad Alf. p. 119. — *Schult.* Ind.

انس بن مالك werden häufig von Pilgern besucht. (*Möller.*)

Bass-Schlüssel, s. Noten.

BASSSTIMME, die zweifache Bedeutung dieses Worts ist schon im Artikel Bass gegeben. — 1) In Ansehung des Tonsatzes erheischt die Baßstimme in mehrfacher Hinsicht eine eigene Behandlung. Schon überhaupt als äußere, und folglich als Hauptstimme, betrachtet, ist sie Gegenstand vorzüglicher Sorgfalt des Tonsetzers. Außerdem hat sie aber, insbesondere als tiefste Stimme betrachtet, noch manche andere Eigenthümlichkeit. So sind der Baßstimme z. B. manche Arten sprungweiser Fortbewegung vorzugsweise eigen, indeß im Gegentheil gewisse andere ihrer Eigenthümlichkeit fühlbar zuwider sind*).

2) Ferner kann man im Allgemeinen sagen, daß der Baßstimme eine langsamere Bewegung besser anstehe, als die schnelle, welche letztere sich mehr für die leichtfertigeren und flüchtigeren hohen Stimmen schickt. Es beruhet dies auf folgenden rein technischen Ursachen. Da, fürs Erste, ein Ton, aus desto langsameren Schwingungen besteht, je tiefer er ist, so bedarf natürlicher Weise ein tiefer Ton, um auch nur einige Schwingungen vollbringen, und dadurch vernehmlich und erkenbar werden zu können, auch schon eine längere Zeit: läßt man ihn aber so schnell vorübergehen, daß er kaum Zeit hat, ein Paar Schwingungen zu machen, so hat ja das Gehör keine Zeit, ihn zu vernehmen, und als bestimten Ton zu erkennen, und die solchergestalt zu schnell vorübergehenden tiefen Klänge werden dadurch zum tonlosen bloßen Geräusch. Ein zweiter Grund liegt aber auch darin, daß tiefe Töne ihrer Natur nach nicht so schnell zum Ansprechen zu bringen sind, als zu Ausführung sehr geschwinder Tonreihen erfoderlich ist. Ja, die meisten tieftönenden Instrumente sind auch schon ihrer mechanischen Einrichtung nach nicht sehr geschickt, viele geschwinde Passagen auszuführen, und selbst die menschliche Baßstimme ist ihrer Natur nach meistens schon weit weniger biegsam und beweglich, als z. B. eine Sopranstimme. Minder richtig als die beiden eben angeführten, aus der akustischen Natur tiefer Klänge entspringenden, also rein materiell technischen Ursachen, ist ein anderer ästhetisch seyn sollender Grund, welcher sehr häufig angeführt wird, und darin bestehen soll, daß schnellfüßige Läufe und Passagen sich mit dem, den tiefen Stimmen eigenthümlichen Charakter von Gravität und Würde, nicht vertrügen. Es ist wol wahr, daß tiefe Töne, schon wegen ihrer Klangfülle und Gewichtigkeit, sich zum Ausdrucke von Würde und Gravität, mit welcher Idee man in der Regel immer auch die von Langsamkeit zu verknüpfen pflegt, allerdings vorzüglich eignen, indeß die flüchtigeren höheren Stimmen zum Ausdruck leichtfertiger Beweglichkeit geschickter sind. Allein nicht alles Geschwinde hat darum den Charakter von Leichtfüßigkeit und Leichtfertigkeit, und dann ist langsame Gravität doch auch nicht der einzige Charakter, dessen eine tiefe Stimme fähig seyn soll. Im Gegentheil ist es oft von der größten Wirkung, auch einmal die schwere, mächtige Tonmasse der Bässe gewaltig einherbrausen, stürmen, toben, wühlen, rollen und donnern zu hören. — Und daß auch selbst humoristische Tiraden und schnurrige Kreuz- und Quersprünge dem Baß zu Zeiten wol zu Gesichte stehen, hat uns Jos. Haydn in seinen Sinfonien und Violinquartetten genial genug bewiesen; so wie wir auch längst das hurtige, geschwäzzige parlante der komischen Baßrollen in der Oper kennen.

3) Ebendarum, und weil überhaupt die Wirkung einer Musik in gar hohem Grade von der guten Ausführung der Baßstimme abhängt, ist es gar sehr zu beklagen, daß unsere zu Ausführung dieser wichtigen Partie bestimten Orchesterinstrumente noch so äußerst unvollkommen, ungelenk und schwer beweglich sind. Denn in Wahrheit vermag man bei unseren vollstimmigen Musiken einen einigermaßen figurirten Baß fast nie recht rund präcis und klar durch das Geräusch der übrigen Stimmen zu vernehmen. Die Figuren der Bässe kommen fast immer so, man möchte sagen ungehobelt, ungeschlacht und holpernd heraus, daß man ihnen den Aufwand von Mühe und Arbeit, welche sie losten, deutlich anhört. Sollen vollends die Bässe eine etwas geschwinde Figur durch das forte des übrigen Instrumentalchores durchsezzen, so artet ihre Kraftanstrengung gewöhnlich in ein polterndes Getöse aus, welches, je gewaltsamer es ist, desto hölzerner, desto ärmer an wahrem Klang und desto undeutlicher, unverständlicher, und desto leichter vom Tonsturm der übrigen Instrumente übertönt und verdunkelt wird. Es ist dies nämlich nicht allein der Fall bei so sehr geschwinden Baßfiguren, welche schon nach der akustischen Natur tiefer Klänge unmöglich deutlich ausfallen können; nicht bei halsbrecherischen, wirbelnden Concertpassagen: denn solche soll man gar nicht setzen, und dem Tonsetzer, der es dennoch thut, geschieht sein Recht, wenn ihn die schlechte Wirkung bestraft: sondern auch bei solchen figurirten, auch nur mäßig geschwinden Bässen oder einzelen Baßfiguren, wie sie in aller Musik, wo man die Baßstimme zur selbständigen Stimme erhoben sieht, häufig vorkommen müssen, und welche, wenn gleich mehr als sogenanter simpler Baß, doch der Natur einer Baßstimme an sich so wenig zuwiderlaufen, daß sie z. B. auf jedem guten Flügelfortepiano auch in den tiefsten Octaven, oder auf der Orgel mit einem guten acht und sechzehnfüßigen Manualregister gespielt, noch vollkommen deutlich ausfallen, aber im Orchester durchaus nicht eben so deutlich hervortreten wollen, welches denn doch wol seyn sollte. Ich habe aus diesem Gesichtspunkte die sämtlichen gebräuchlichen Baßinstrumente kritisch beleuchtet in einer Abhandlung: Über Instrumentalbässe bei vollstimmigen Tonstücken, in der Leipz. allg. musik. Ztg. vom J. 1816 S. 698 — 769. und zugleich mehre Andeutungen zu Vervollkomnung und Berechnung derselben, gegeben, welche, wie z. B. meine Doppelposaune, seitdem auch schon ziemlich allgemein realisirt worden sind.

4) Ohne hier in eine erschöpfende Analyse jener Unvollkommenheiten einzugehen, (wozu in den einzelen betreffenden Artikeln die geeignetere Stelle seyn wird), sey nur beispielweis Einiges über das Hauptinstrument der ganzen Klasse erwähnt, über das Violon (oder Contraviolon, wie es, etwas pleonastisch, zuweilen auch

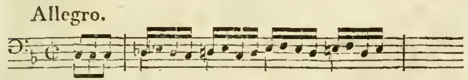
*) S. m. Theorie 3. Bd. S. 66.

genant wird.) Diesem Instrumente fehlt es durchaus nicht an Tonfülle, und langsame Figuren vermag es mit ziemlicher Rundung, und auch mit großer Kraft und Deutlichkeit anzugeben: aber wie wenig beweglich, wie unbehilflich ist das korpulente Instrument, sobald es eine etwas geschwinde Figur, zumal in transponirten Tonarten, ausführen soll; wie schwierig wird da die Ausführung, wie fast unmöglich das nette und runde Herausbringen, auch beinahe der unbedeutendsten Notenfigur, vermöge der höchst schwierigen Handhabung der dicken, straffen und hoch liegenden Saiten; wie bald verwandelt sich da seine Tonfülle in unverständliches und tonarmes Poltern, und selbst in den Händen seltner Virtuosen höchstens in ein dumpfes, wenigstens durchaus nicht mehr klares Tönen.

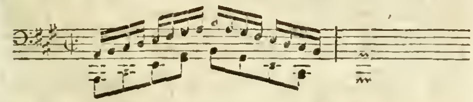
Bei allen diesen, aus der Natur des Instruments entstehenden Unvollkommenheiten ist es denn wirklich ein ganz vernünftiger und guter Nothbehelf, daß die Violinisten, die für sie allzu geschwinden Figuren beim Abspielen zu vereinfachen, z. B. aus Sechszehntelpassagen, Achtelpassagen zu bilden suchen, und auf diese Art, statt die Stelle so, wie sie geschrieben steht, undeutlich zu geben, lieber nur die Hauptnoten derselben heraussuchen, und dann diese deutlich und gut geben, die Ausführung der Sechszehntel aber dem beweglichern Violoncell überlassen; z. B.



Eben so wird man es z. B. immer lieber hören, wenn die Violinisten folgende Stelle aus Mozarts Requiem:



so epitomiren, wie die abwärts gestielten Noten zeigen, als wenn sie die Figur (welche übrigens noch nicht gerade zu den unausführbaren Violonpassagen gehört), ungeschmälert mitmachen wollen. Das Üble hiebei ist aber nur, daß es nicht eben jedem Spieler immer gelingt, richtig zu beurtheilen, welche Noten er sich als Hauptnoten herausfischen soll, und er daher leicht die unrechten trift; ja, daß unter mehren Violonisten leicht jeder eine andre Note für die Hauptnote ansieht und anschlägt, so daß z. B. eine Passage wie die folgende, von zwei Violonisten so gespielt wird, wie die abwärts gestielten Noten zeigen:



nämlich so, daß, wie sich gar leicht fügen kann, der Eine fortwährend die erste von je zwei Sechszehntelnoten für die Hauptnote ansieht, und daher beim vierten Achtel Gis greift, der Andre aber, der sich den A dur-Accord gemerkt hat, womit der Takt anfing, das Gis für eine blos durchgehende Nebennote taxirt, und zu dem Gis des Erstern, seinerseits wohlgemuth A streicht. Jeder von Beiden hat, wie man sieht, einen Grund für sich; jeder kann, je nachdem die Harmonie der obern Stimmen beim vierten und achten Achtel diese oder jene ist, Recht haben; und wer kann erwarten oder fodern, daß der Violonist, welcher nicht wissen, noch seltner beurtheilen kann, was für Harmonien die übrigen Stimmen bilden, auf's Gerathewohl jedesmal so glücklich sey, den wahren von dem Scheingrunde zu unterscheiden, und im Flug zu errathen, welche Note die geltende sey, welche ausgelassen werden dürfe, welche dafür angegeben werden müsse? Man sieht, wie unvermeidlich häufig Fehlschlüsse und Varianten der oben beispielweis angeführten Art vorkommen müssen, deren höllische Harmonie gräßlich auffallen und die Gehörwerkzeuge zerreißen würde, gingen sie nicht, glücklicher Weise so kurz vorüber, daß das Gehör keine Zeit hat, sich der Scheußlichkeit solcher Kakophonie deutlich bewußt zu werden. Man sieht wol, wie Manches hienach freilich nicht anders, als unvollkommen bleiben kann, und wie nothwendig es ist, diesen Unvollkommenheiten möglichst entgegen zu arbeiten.

5) In dieser Hinsicht ist denn freilich schon dadurch Vieles gut gemacht, daß man die Baßstimmen 1) vollständig, ja möglichst reichlich, 2) mit möglichst meisterhaften Spielern, und 3) mit guten, klangreichen Instrumenten besetze. Es werden dann freilich die, in der natürlichen Unvollkommenheit der Baß-Instrumente gegründeten Schwächen sich bedeutend mindern. Indeß lehrt die Erfahrung beim Anhören selbst der allerbest besetzten Orchester, daß auch da noch immer gar vieles in Ansehung der Deutlichkeit und Rundung, und des klaren und kräftigen Hervortretens der Baßfiguren zu wünschen übrig bleibt. Zu einer recht vollständigen Besetzung der Bässe gehört übrigens nicht blos eine hinreichende Menge von vier- wo nicht fünfsaitigen Violonen und von Violoncellen, (deren wol drei, auch viere auf Ein Violon mehr gerechnet werden sollten, indem zu Verdeutlichung und Verklärung der Violonpartie sie das Beste thun können), sondern auch Contrafagotte, Baßposaune, und da, wo es zu brauchen ist, selbst das Serpent.

6) Nur aber ist begreiflich damit noch nichts gethan, daß man all diesen verschiedenen Instrumenten, deren Fähigkeiten und Eigenheiten so verschieden sind, nur einerlei Stimme vorschreibt; vielmehr komt hier gar unendlich viel auf das Suum cuique an. Man erinnere sich hier vor Allem an das, was oben von Vereinfachung der Violonpartie gesagt worden, und von der Zweckmässigkeit und Wohlthätigkeit solcher Vereinfachungen, welche oft weit bessere Wirkung thun, als die buchstäbliche Ausführung auf dem Violon thun würde, aber auch von den Übelständen, die dabei entstehn. Es gibt aber ein leichtes und sicheres Mittel, jene Vortheile zu benutzen und sich zugleich gegen die Übelstände zu sichern, indem man bei jeder Stelle, welche der Violonist nur beschwerlich oder nicht mit hinreichender Rundung und Sauberkeit herausbringen möchte, demselben in einer eignen Notenzeile die Figur vereinfacht vorschreibt, und dadurch ihm auf der

einen Seite die undankbare Mühe erspart, mit großer Anstrengung etwas Unvollkommnes zu leisten, da wo mit leichterer Mühe viel Besseres zu wirken wäre, theils ihn vor Verlegenheiten und sonst unvermeidlichen häßlichen Misgriffen zu bewahren. Ich habe diese viel zu selten benutzte Vorsichtsmaßregel schon im Jahre 1807 in einer Abhandlung empfohlen, welche in der Leipz. allg. musikal. Ztg. IX. S. 821. unter dem Titel „*praktische Bemerkungen*“ abgedruckt worden, und in der That findet man dieses Mittel in den neuesten Tonwerken auch immer mehr und mehr benutzt. — Aber auch selbst da, wo der *Tonsetzer* es nicht selbst gethan hat, wäre dem *Musikdirektor* zu empfehlen, solche eigne Violonzeilen an den Stellen, wo es am nöthigsten scheinen möchte, beizufügen. Der Tonsetzer wird ihm nur Dank dafür wissen können, denn er, welcher mit Kentniß der Harmonie, mit Kentniß des Instruments, mit Zeit und Überlegung schreibt, wird das Rechte und der Absicht des Tonsetzers Gemäße doch jedenfalls sichrer treffen, als dies dem bloßen Instrumentisten im Flug gelingen wird.

7) Ein Gleiches gilt auch von allen übrigen Baßinstrumenten, z. B. von Fagotten. Mit einem allgemeinen „Col Basso“ ist hier nur wenig gethan. Versteht der Tonsetzer das Instrument und dessen Effekt, (was er im Grunde doch verstehen sollte,) so wird er es nicht unbenutzt lassen, daß manche Stelle auf dem Fagott sich z. B. um eine Oktave tiefer, mit unvergleichlich größerer Wirkung geben läßt, und daß, umgekehrt, manche andere in der tiefsten Oktave allzubeschwerlich, oder wol gar nicht herauszubringen ist; er wird nicht vergessen, daß ein Blasinstrument nun und in alle Ewigkeit kein Violon ist, und also tausend Eigenthümlichkeiten hat, welche, mehr oder weniger berücksichtigt, den Effekt mehr oder weniger erhöhen oder verderben. Er wird den Fagottisten manche, ihrem Instrument unangemessene und deshalb allezeit wirkungslose Figur erlassen, statt sich mit dem gewöhnlichen Troste zu begnügen: Was sie nicht herausbringen können, werden sie schon sitzen lassen, welches letztere denn freilich zu geschehen pflegt, aber oft auch so, daß die Spieler, mit dem Ausspruch: „der Herr versteht das Fagott nicht,“ das ganze Stück, welches, wie sie sagen, „ja nur Baß“ ist, gar nicht mitspielen, wie man dies häufig genug bemerkt. Stellen dieser Art sind z. B. folgende und mehre ähnliche in der Voglerschen Pastoralmesse, E dur:



8) Daß vollends für Contrafagot, Baßposaune u. dgl. nothwendig ganz eigne Stimmen geschrieben werden müssen, versteht sich gar von selbst, zumal solch grobes Geschütz schon wegen der Eigenthümlichkeit seines Klanges gar nicht einmal fortwährend mitgehört werden, sondern nur an gehörig berechneten Stellen eintreten darf. — Es ist also hier gar nicht die Rede von der groben Nachlässigkeit, die darin läge, wollte man dem Contrafagot und der Posaune, weil diese Instrumente nun eben doch besetzt sind, etwa eine Violon- oder Violoncellstimme vorlegen, und dem Ermessen der Spieler, oder höchstens einer schwankenden mündlichen Abrede, überlassen, was sie davon spielen und was auslassen sollen, (wiewol selbst Beispiele hievon nicht gerade unerhört sind), sondern schon dieses ist unrecht, daß man häufig für Contrafagot und Posaune zusammen nur eine und dieselbe Stimme schreibt. Jeder, der die so außerordentliche Verschiedenheit beider Instrumente in Ansehung ihres Charakters, Umfangs, Spiels und ihre Behandlungsart und Fähigkeit überhaupt kent, fühlt leicht den Widersinn.

9) Soviel über zweckmäßige Benutzung der in unsern Orchestern vorfindlichen Baßinstrumenten. Nebstdem können sich die Tonsetzer aber auch noch manchen Vortheil, und ihren Bässen manches Relief dadurch verschaffen, daß sie *andre, zunächst nicht zur Baßpartie bestimte Instrumente*, wenn sie sonst irgend entbehrlich sind, *zu Verstärkung des Basses benutzen*, wodurch dieser, nächst der Verstärkung, auch meistens zugleich ungemein an Deutlichkeit gewint. Hieher gehören bekantlich die Violen. Das Col Basso der Violen ist durch den Misbrauch, den hauptsächlich italische Operncomponisten damit trieben, ärger verrufen worden, als es in der That verdiente; ganz naturgemäß halten ja die Violen als vierfüßiges Register, dem sechszehnfüßigen Violonbaß das Gegengewicht, und sind wirklich, in Verbindung mit den achtfüßigen Violoncellen, das passendste Relief für die Violone. Nur freilich da, wo es um einen wirklich einstimmigen Satz im Bogenquartett zu thun ist, können die Violen nicht zur Baßverstärkung verwendet werden: immer aber könten sie es viel öfter, als gewöhnlich geschieht. Auch die *zweite Violine* kann zuweilen gar füglich zu gleichem Dienst verwendet werden. So findet man z. B. mehre Tonwerke Voglers, worin ein durchlaufender, figurirter Baß fast überall von der zweiten Violine mitgespielt wird, und mit großer Wirkung. — Daß *Horne*, und selbst *Trompeten*, zu Verstärkung und Hervorhebung einer Baßfigur mit trefflichem Erfolg angewendet werden können, da, wo die Figur der Natur dieser Instrumente angemessen ist, könten uns so manche ausgezeichnete Stellen Beethovens beweisen, wenn es sich nicht schon von selbst verstünde. — Das *Klarinet* hat herrliche, klang- und kraftvolle, tiefe Töne, und dabei ziemliche Beweglichkeit; die Klarinetten vermögen also, da, wo sie nicht nöthiger zu etwas Anderm gebraucht werden, ein gar nicht unbedeutendes Scherflein zur Besserung des Basses beizutragen. Überhaupt sollte man denken, die meisten Tonsetzer wissen gar nicht, was sie an den, doch so herlichen tiefen Klarinettönen haben, da sie sie so wenig benutzen. Aber auch noch höhere Instrumente, welche gar nicht für den Baß geschaffen scheinen, können demselben unvergleichliche Dienste leisten; z. B. die *Oboen*, obgleich sie nicht tiefer gehen, als $\bar{c}$. So ist z. B. im Sanctus,

einer bekanten Messe, der Versuch über Erwartung gelungen, bei folgender Stelle:

Poco adagio.

ff

die Oboen col Basso gehen zu lassen. Es ist unglaublich, wie treflich der, besonders in der untern Octave so durchschneidende Ton der Oboen den Baß hervorhebt. — Ja! selbst Flöten in ihrer höchsten Octave, und Piccol-Flötchen, werden, wie auch manche neuere Beispiele beweisen, mit großem Effekt zur Verstärkung oder vielmehr Schärfung der Baßpartie gebraucht. Man sehe Voglers Furienchor zu Castore e Polluce, oder zu Don Juan; dessen „Trichordium an die Harmonie“ u. a. m. Man wird sich über solche Anwendung höchster Töne weniger verwundern, wenn man an den sogar jede Octave repetirenden, sogenanten Cymbelbaß der Orgeln denkt.

10) Die oben erwähnte Art, höhere Instrumente zu benutzen, erinnert an den, meines Erinnerns, schon von Manchen gemachten Vorschlag, etwa die Altviolen oder andere höhere Instrumente in lauter reinen Quinten mit dem Baß einherschreiten zu lassen, wo nicht gar auch in lauter großen Terzen, ungefähr gleich einem Quint- oder Mixturregister auf der Orgel. Allein auch abgerechnet, daß es grausam wäre, einen Spieler zum Vortrag einer solchen Mixturstimme zu verdammen, so möchte eine solche Instrumentirung im Orchester wenigstens von eben so zweideutigem Werth, wo nicht noch schlimmer seyn, als die Quinten und Mixturen auf der Orgel sind. Vergl. den Art. Mixturen. (Was insbesondere von der Baßsingstimme zu bemerken ist, findet man im Artikel Singstimmen.) (*Gottfr. Weber.*)

BASSSTRASSE, eine breite Meerenge oder Straße im Austral-Ozeane, welche das Austral-Land von Vandiemenslande trent. Sie erstreckt sich von O. nach W. fast in der Länge von 50 Seemeilen, hat fast dieselbe Breite, und enthält eine Menge von größern und kleinern Inseln, welche die Durchfahrt gefährlich machen; unter erstern ist besonders die große Insel Fourneaux, die durch die Bänksstraße bei Vandiemenslande geschieden wird. Die Straße wurde zuerst von dem Steuermanne Baß durchfahren, von welchem sie auch mit Recht den Namen führt, und dadurch Vandiemensland, das man als einen Anhang des Australlandes betrachtete, als Insel anerkant. Nachher wurde sie von Baudin und besonders von Flinders auf das Genaueste untersucht. Man hat davon eine schöne Karte: Chart of Bass-Strait etc., surveyed by Lieut. Flinders. Lond. 1800 by Arrowsmith. (*Hassel.*)

Bass-Trompete, s. Trompete.

Bassuoghon, s. Calamianen.

BASSUM, ein Marktflecken an der Stuhr in dem Amte Freudenberg der handöverischen Provinz Hoya. Er wird in 3 Theile eingetheilt: 1) Bassum, wo das gleichn. Fräuleinstift, die Stiftskirche und die Bürgerschule; 2) Freudenberg, wo das Amt und die Domäne, und 3) Loge, welches meistens von Bürgern und Bauern bewohnt wird. Diese 3 Theile haben 231 Häuser und 1385 Einwohner, die von ihrem Gewerbe und der Durchfuhr gute Nahrung haben, und 5 Jahrmärkte halten. — Bassum war in der Vorzeit ein Bestandtheil der Herschaft Neubruchhausen, die 1384 und 1388 an Graf Otto von der Hoya kam; das Stift war schon im 9. Jahrh. von dem Erzbischofe Ansgar von Bremen gestiftet. Nach dem Aussterben der Grafen von Hoya 1583 fielen die Ämter Freudenberg und Uchte kraft eines 1524 mit Hessenkassel errichteten Lehnsvertrags, mithin auch der Ort Bassum, an dieses Haus, aber das Stift Bassum blieb dem Hause Braunschweig, welchem der Überrest der Grafschaft Hoya angefallen war, bis es durch den Statsvertrag von 1815 auch jene beide Ämter erwarb. Das Stift hat die Landstandschaft, ist seit der Mitte des 16. Jahrh. lutherisch und besteht jetzt aus einer Äbtissin, 1 Dechantin, 8 adeligen Fräulein und 2 Canonicis. (***Hassel.***)

Bassus, Insektengattung, s. Ichneumon.

BASSUS, Lollius, (*Λόλλιος Βάσσος*) einer der unbedeutendern Dichter der griechischen Anthologie, unter dessen Namen zehn Epigramme, theils mythologischen und geschichtlichen, theils erotischen und gnomischen Inhalts, auf uns gekommen sind. Keinem derselben, da das allerdings witzige und sprachgewandte dritte bei Brunck nicht ihm, sondern dem Rikarchos angehört — kann weder von Seiten des Gedankens, noch der Ausführung ein besondrer Werth zugesprochen werden: jener ist durchweg alltäglich, ja gemein, diese ohne Anmuth und Zierlichkeit, steif und geschraubt: zuweilen spielt er mit dorischen Wortformen: Alles aber ist angelernt, und man glaubt einen mühsam Verse schmiedenden Rhetor zu hören, so daß er, wenn die Zeit es gestattete, immer der Sophist Bassus seyn könte, den Lucian (gegen den ungelehrten Bücherkäufer 23.) in wenig rühmlicher Gesellschaft nent. Auch findet sich in dem Dichterkranz des Philippos sein Name nicht. — Ist uns übrigens vom Leben unsres Epigrammatikers nichts bekant, so nent ihn doch die Überschrift des zweiten Gedichts in der Pfälzer Handschrift, 11., 71. einen Smyrnäer, und die Todtenfeier des Germanicus Cäsar, dem das zehnte gewidmet ist, macht es sehr wahrscheinlich, daß er etwa 20 Jahre nach Chr. geschrieben hat: minder sicher würde man aus dem vierten die Vermuthung herleiten, daß er in Rom gelebt habe, obgleich auch das eilfte auf einen Aufenthalt in Italien, wo damals alle griechischen Schöngeister zusammenflossen, bezogen werden könte. Seine Epigramme stehen beisammen in Brunck's Analekten T. 2. p. 260. fg. dazu Jakobs animadv. T. 2., 2. p. 19. fg. T. 3., 3. p. 867. (*Passow.*)

BASSVILLE, Basseville (Nicolas Jean Hugo de) Mitglied einiger gelehrten Gesellschaften, der als Privaterzieher lebte, und beim Ausbruch der Revolution (vom 31. Dec. 1789 bis zum 29. März 1791) mit Carra, Masclet, Touron, Robert, Guinemet, Keralio und Mlle Keralio den Mercure national oder das Journal d'état et du citoyen herausgab. Im J. 1792 kam er

als französischer Gesandtschaftssecretär nach Neapel, und wurde von da zu Pius VI. nach Rom gesandt, um bei demselben die Sache der unterdrückten Franzosen zu vertheidigen. Der Papst gab zwar die beruhigendsten Versicherungen, allein der Pöbel, durch die Anmaßlichkeit der Franzosen, und die dreifarbige Kokarde gereizt, fing allerlei unruhige Bewegungen an, und als Basseville d. 13. Jan. 1793 mit Frau und Kind durch den Corso, eine der breitesten und volkreichsten Gassen in Rom, fuhr, wurde er, nebst andern daselbst sich befindenden Franzosen, vom Pöbelgeschrei, Steinwürfen und Flintenschüssen angegriffen. Unbesonnen reizte er durch sein trotziges Betragen und seine ausfodernden Äußerungen die Wuth des Pöbels noch mehr, und erhielt fliehend mit einem Barbiermesser einen Stich in den Unterleib, der ihm 34 Stunden darauf das Leben kostete. Frankreich nahm zwar die Miene an, als ob es die an seinem Agenten verübte Grausamkeit großmüthig zu verzeihen geneigt sey; als aber Bonaparte an die Spitze der italischen Armee trat, wurde auch diese Ermordung eine mitwirkende Ursache des harten Loses, welches das päpstliche Gebiet traf. Basseville schrieb: Eléments de Mythologie, avec l'analyse d'Ovide et des poëmes d'Homère et de Virgile. Genev. 1784. 8. Ed. V. 1805. 12. Mélanges erotiques et hist. 1784. in–18. Précis hist. sur la vie et les exploits de Franç. le Fort. Gen. et Par. 1785. Lausanne 1786. 8. Mémoires hist., crit. et polit. de la révolution de France, avec toutes les opérations de l'assemblée nat. 1790. in–4. oder 2 Vol. in-8. *). (*Baur.*)

BAST, nent man überhaupt jede einen vegetabilischen oder animalischen Körper umkleidende Haut, besonders aber 1) nennen die Jäger so das Häutchen, womit die Geweihe der Hirsche überzogen sind, ehe sie zu Horn werden; 2) nent man so die innere faserige Rindenlage der Bäume. Aus denen der Linde, Ulme und einiger anderer Bäume werden Basthüte, Bastmatten, Bastdecken, Bastseile, Bastzeuge u. dgl. auf ähnliche Art geflochten, zusammengedreht und gewebt, wie die Strohhüte, Haardecken, Hanfseile und die groben Wollenzeuge. S. hierüber Mattenflechter. (*Poppe.*)

Bast-Dohne, s. Dohnen – Schneuss.

Bast-Kohle, s. Braunkohle.

BAST (Friedrich Jacob), ward 1771 zu Buchsweiler im Niederelsaß geboren, und von seinem, in der theologischen Literatur nicht unbekanten Vater, Joh. Phil. Christian Bast, der dreißig Jahre hindurch am dortigen Gymnasium als Professor und Rector thätig war, für die höhern Studien gründlich vorbereitet. Voll Begeisterung für das klassische Alterthum bezog er gegen das Ende der achtziger Jahre die Universität Jena, wo er sich meist an Schütz anschloß, und durch dessen Vorlesungen über den Platon zu längerer Beschäftigung mit diesem Philosophen angeregt ward. Um die Mitte der neunziger Jahre als Secretär bei der hessen = darmstädtischen Gesandtschaft in Wien angestellt, benutzte er seine Muße zur Vergleichung vieler dortiger Handschriften, und sein „Kritischer Versuch über den Text des Platonischen Gastmahls, nebst beurtheilender Anzeige merkw. Lesarten aus den drei Handschr. der k. k. Bibl." (Leipz. 1794.) war die erste, vielversprechende Frucht dieser Bemühungen. Sein Vorhaben, den ganzen Platon zu bearbeiten, kam zwar nicht zur Ausführung, wie er denn auch hier schwerlich auf seinem Felde gewesen wäre; doch sollen seine Vorarbeiten der schon vor zehn Jahren durch Heindorf und Böckh angekündigten Ausgabe von ihm überlassen seyn. Jener Erstlingsschrift folgte ein eben so werthvolles Specimen edit. novae epistol. Aristaeneti (Wien, 1796), den 26. und 27. Brief des ersten Buchs enthaltend: die darin verheißene Ausgabe ist leider auch nicht zu Stande gekommen. Außerdem war er während seines Aufenthalts in Wien dem Freiherrn von Locella, dem gründlichsten Philologen, den Östreich je besessen hat, bei seiner vortreflichen Bearbeitung des Xenophon von Ephesos (1796) behilflich [1]. Auch lieferte er von dort aus mehre inhaltreiche Beurtheilungen für die Allg. Lit. Zeitung, über den Aristophanes von Invernizzi, über Platons Gorgias von Findeisen, über Locella's Xenophon [2]. — Im J. 1797 ging er mit auf den Friedenscongreß nach Rastadt, und wenn dieser Aufenthalt seinem Geiste sonst auch wenig entsprechen mochte, so knüpfte er doch ein nahes Freundschaftsverhältniß zwischen ihm und dem dort gleichfalls anwesenden holländischen Philologen und Diplomaten, Hermann Tollius [3]. Bald nach Napoleons Thronbesteigung finden wir ihn in seinem bisherigen Dienstverhältniß in Paris wieder, wo sein Großherzog ihn nach einigen Jahren zum Legationsrath und zum Ritter des darmstädtschen Civil-Verdienstordens ernante, ihn auch zum Vorsteher der Hofbibliothek in Darmstadt bestimte, das Institut von Frankreich aber ihn zu seinem correspondirenden Mitgliede aufnahm. — So durch die glücklichste Verknüpfung der Umstände an den Ort versetzt, der seinen literarischen Neigungen vorzugsweise zusagte, begann er mit rastlosem Eifer die unermeßlichen Schätze der kaiserl. Bibliothek zu durchforschen, wovon er die ersten Ergebnisse in seiner französisch geschriebnen Lettre critique à Mr. *J. F. Boissonade* (Par. 1805.) bekant machte. Vielfach bereichert und durch einen jungen, auch schon verstorbenen Arzt, C. A. Wiedeburg, ins Lateinische übertragen, erschien sie nach vier Jahren unter dem Titel Epistola critica ad *J. F. Boissonadum* super Antonio Liberali, Parthenio et Aristaeneto (Leipz. 1809) zum andern Mal. Da aber die Übersetzung nicht ganz nach seinem Wunsche gerathen war, ließ er noch in demselben Jahre eine berichtigende und bereichernde Appendix ad epist. crit. folgen, die Schäfer herausgab. Ganz besondere Verdienste erwarb

*) Nouv. Dict. hist. T. II. Biogr. univ. T. 3. Ersch's gel. Frankr. h. v. — Der Italiäner Salvi gab 1798 zu Mailand ein italiänisches Gedicht heraus, dessen Held Basseville ist. Der Franzose Dorat Cubieres ließ schon 1793 la mort de Basseville, ou la conspiration de Pie VI. dévoilée drucken, und auch der Professor Menti besang Basseville's Tod in ital. Versen.

1) S. Xen. Eph. ed. *Locell.* p. XXVIII. p. 183 230. 2) S. *Bast* epist. crit. p. 127. u. a. 3) S. *Bast* epist. crit. p. 174.

er sich daneben durch die bereitwilligste Mittheilung seiner Samlungen um die Werke anderer Schriftsteller: so verdankt ihm Friedrich Schöll's Répertoire de la Littérature ancienne (1808), eine bedeutende Anzahl wichtiger Nachrichten über pariser Handschriften[4]); zu Schäfers Ausg. des Gregorius von Korinth, 1811. verglich er nicht nur drei Handschriften, sondern steuerte auch eigne kritische Bemerkungen von vorzüglichem Werth, eine bis dahin ungedruckte kleine grammatische Schrift des Manuel Moschopulos, und eine höchst schätzbare Commentatio palaeographica bei, deren wir noch besonders zu gedenken haben werden; als Schäfer 1811 Tib. Hemsterhuys Ausgabe von Aristophanes Plutos wiederholen ließ, erhöhte Bast den Werth des Buches durch neue Zusätze zur Epist. crit. wie zum Gregorius, und durch Auszüge aus einer pariser Handschrift des Aristophanes; endlich bereicherte er auch Bredows Epist. Parisienses, 1811, durch einen paläographischen Beitrag (p. 47—59). Größere Arbeiten, namentlich die Herausgabe einiger damals noch ungedruckter, nun durch J. Becker bekant gemachter griechischer Grammatiker[5]), hatte er sich für die minder gestörte Mußezeit vorbehalten, die ihn in Darmstadt erwartete: als ihn am 13. Nov. 1811, da er Abends um 7 Uhr von einer freundschaftlichen Mahlzeit nach Hause ging, auf der Straße ein Schlagfluß traf, der seinem thätigen Leben nach kaum erreichtem 40. Jahre auf der Stelle ein Ende machte. Er wurde am 15. Nov. unter ansehnlicher Begleitung vieler Mitglieder des diplomatischen Corps und des Instituts von Frankreich feierlich bestattet. Seine Dienstfertigkeit, seine Bescheidenheit, die offne Geradheit seines Charakters hatten ihm eben so viel Liebe gewonnen, wie seine Gelehrsamkeit Achtung.

Basts literarische Arbeiten sind alle ausgezeichnet durch ernsten Fleiß und durch ungemeine Belesenheit, besonders in den seltner gelesenen, spätern griechischen Schriftstellern, Sophisten und Grammatikern, denen man allerdings zuweilen das aufgewandte Studium misgönnen, und es auf Würdigere übertragen wünschen möchte. Die römische Sprache und Literatur scheint ihn wenig angezogen zu haben; geleistet hat er nichts für sie, auch schrieb er ungern Lateinisch. — Weniger glänzend durch Ausübung höherer divinatorischer Kritik als durch sorgfältige Beobachtung des Sprach- und Redegebrauchs, beschäftigt er sich auch vorzugweise mit sprachlichen Erörterungen; Rechtschreibung, Betonung, Wortbildung haben durch ihn manche erfreuliche Berichtigung und Erläuterung gewonnen; doch bleibt er dabei durchgängig einem besonnenen empirischen Verfahren treu, und belehrt mehr durch ihm in reicher Fülle zufließende, wohl gewählte Beweisstellen, als durch philosophische Entwicklung der Begriffe. Antiquarische Gegenstände kommen zwar seltner zur Sprache, doch zeigen Untersuchungen über das Tribunal des Metichos in Athen, über das Barbiergeräth der Alten, über die Adonisfeste, gegen Böttiger, u. dgl.[6]), wie es nur von ihm abhing, auch auf diesem Felde Vortrefliches zu leisten. Besondere Verdienste hat er sich um gelegentliche Berichtigung und Bereicherung unsrer griechischen Wörterbücher erworben, und dadurch manchen Gelehrten zu ähnlichen Samlungen veranlaßt, die wenn auch oft übel aufgenommen und schel angesehen, doch der Lexikographie im Ganzen schon wesentlich genützt haben. In sein Handexemplar des Ernestischen Hederich hatte Bast schon im J. 1808 mehr als 8000 bei Schneider fehlende Wörter eingetragen, namentlich eine beinahe vollständige Aufzählung der grammatischen Kunstausdrücke[7]), und manches daraus ist in seine Schriften, besonders in die Anmerkungen zum Gregorius übergegangen. Endlich haben alle seine spätern, von Paris ausgegangenen Arbeiten durch die zahlreichen, theils mitgetheilten, theils nachgewiesenen Anekdoten der dortigen Bibliothek einen eigenthümlichen Werth erlangt, der ihnen auch dann bleiben muß, wenn alle jene Schriften einst ans Licht gezogen seyn werden, da er auf Vieles zuerst die Aufmerksamkeit der Gelehrten geleitet hat.

Schlüßlich gedenken wir als bezeichnender, echt diplomatischer Eigenheit seiner Kritik das stete Bestreben, seine Verbesserungen auch äußerlich aus den Schriftzügen der Handschriften zu begründen und zu befestigen. Mit welchem Fleis und in welchem Umfang er diese durchforscht hatte, davon legt seine, durch sieben Kupfertafeln erläuterte Commentatio palaeographica hinter Schäfers Gregorius (p. 700—861) ein wahrhaft glänzendes Zeugniß ab, welches zugleich seinen Auszügen aus Handschriften die höchste Zuverlässigkeit gibt. Daß diese Art diplomatischer Kritik nicht blos zu unkritischem Mechanismus, sondern auch zu ungemessener Änderungswillkür führen kann, wenn sie verkehrt geübt wird, mag nicht geläugnet werden; Bast aber hat sich ihrer mit nachahmenswürdiger Besonnenheit und Umsicht zu bedienen gewußt.

Möchten seine, dem Vernehmen nach in der schönsten Ordnung vorgefundenen Papiere, unter denen sich außer den großen lexikalischen Samlungen besonders wichtige Beiträge für die Kritik des Aristänetos und des Xenophon von Ephesos erwarten lassen[8]), bald und durch würdige Hände ans Licht gezogen werden[9]). (*Passow.*)

BASTA (Georg, Graf), war K. K. Generallieutenant in Siebenbürgen. Er war in Neapel geboren, wo sein Vater, ein Albaneser, in kaiserlichen Kriegsdiensten stand. Unter Alexander Farneses Statthalterschaft in den Niederlanden führte Basta bereits mit Auszeich-

4) Vgl. Schöll's Leben in den Zeitgenossen; neue Reihe, N. II. (1821.). 5) S. Epist. crit. p. 287.

6) Epist. crit. p. 158. 179. 191. 7) S. *Schöll* Répert. de la lit. anc. T. I. p. 380. und meine Schrift über griechischer Wörterb. Zweck, Anlage und Ergänzung, p. 63. 8) S. Epist. crit. p. 174. 273. 9) Außer Basts eigenen Schriften konte für diesen Artikel Nichts benutzt werden, als ein lesenswerther Aufsatz über den Verstorbenen in der Allg. Lit. Zeitung, 1811. No. 329. S. 727. Decbr. Meusel ist über diesen vorzüglichen Mann ganz unvollständig, und selbst in gleichzeitigen franz. gelehrten Blätter vermissen wir jedes seiner würdigen Denkmäler. Seine lit. Arbeiten glauben wir indeß vollständig angegeben zu haben, wenn nicht etwa in franz. Zeitschriften, die uns nicht zu Gebote stehen, noch Aufsätze von ihm verborgen liegen.

nung ein Regiment Albaneser, und wurde von diesem Helden 1582 zum General-Commissar der Cavallerie bestellt. In dieser Eigenschaft wirkte er mit bei der Belagerung von Antwerpen (1584), der Eroberung von Bonn (1588), und dem Feldzuge nach Frankreich (1596). Zum kaiserlichen Generallieutenant oder Generalfeldobersten in Siebenbürgen 1599 ernant, schlug er den so listigen als tapfern Woiwoden der Wallachei, Michael, aus dem Lande, und verfolgte ihn in die Wallachei (1600). Im folgenden Jahre unterlag auch der launenvolle, unbeständige Fürst Siegmund Bathori seinen Waffen. Der Woiwode Michael, welcher, mit dem Kaiser versöhnt, bei dem letzten Ereignisse wieder an Basta's Seite gefochten hatte, wurde bald darauf, auf des Feldherrn Geheiß, wegen verrätherischer Einverständnisse mit den Türken in seinem Zelte ermordet (1601, 6. Sept.). Im J. 1604 wurde ihm auch der Oberbefehl in Ungern anvertraut, wo er Gran mit großer Tapferkeit vertheidigte. Vergeblich belagerte er im folgenden Jahre Kaschau, und als Grans Fall bei der Schwäche der kaiserlichen Truppen nicht länger gehindert werden konte, setzte sich Basta bei Komorn, hielt das überlegene türkische Heer vom weitern Vordringen ab, und beunruhigte dessen Rückzug bedeutend *). In einem von dem Kaiser verlangten Gutachten widerrieth Basta den hierauf erfolgten Frieden mit den Türken, und entwickelte besonders dessen Nachtheile für Siebenbürgen. Er wurde nicht gehört, und seine Feinde bemerkten höhnisch, er suche das Kriegsfeuer zu unterhalten, um sich an demselben noch länger zu wärmen. Der gekränkte Krieger zog sich nun vom Schauplatze zurück, und brachte sein übriges Leben, bis zu seinem ungefähr im Jahr 1612 erfolgten Tode, in Ruhe zu. Früchte seiner Muse waren zwei tactische, sehr geschätzte und häufig benutzte Werke: Governo della cavalleria leggiera. Venezia 1612. und Maestro di campo generale. Venezia 1606. (*Benigni.*)

*) In vielen Umständen abweichend, wird Basta's spätere Geschichte auf folgende Art erzählt: „Nach der Hinrichtung des Woiwoden Michael misbrauchte er seine Gewalt, die Einwohner zu bedrücken, und zur Annahme des katholischen Glaubens zu nöthigen. Trotz des gegebenen Worts ließ er die Stadt Bistritz plündern, nahm in den übrigen Städten alles Gold und Silber, veranlaßte einen Aufruhr zu Gunsten des entsetzten Fürsten, und ward nach Stillung desselben unbarmherziger und grausamer als zuvor. Die Übermacht der Kaiserlichen über die Türken mehrte seinen Stolz. Um den rückständigen Sold zu sichern, führte er sein Heer nach Tokai. Da riefen die Siebenbürger den Moses Szekely zu ihrem Fürsten aus, der aber durch den neuen wallachischen Woiwoden Radulo bei der Belagerung von Kronstadt besiegt und getödtet ward, 22. Jul. 1603. Eilfertig hatte Basta sein Heer zurückgeführt, allein nur einen Haufen Flüchtlinge konte er zerstreuen. Man gab ihm zur Unterdrückung der Protestanten den Grafen Johann Jacob Barbiano von Belgiojoso, einst Prior der Kartheuser zu Rom und Jesuitenfreund, dann muthigen Feldherrn, zum Gehilfen, und beide erlaubten sich arge Bedruckungen der protestantischen Partei 1604. Diesen Verfolgungen machte der gereitzte neue Fürst von Siebenbürgen, Stephan Bocskay, ein Ende, der nicht nur die Kaiserlichen aus Siebenbürgen vertrieb, sondern auch dem unthätigen Monarchen in Ungern selbst furchtbar wurde, s. Gebhardi's Geschichte des Reiches Ungarn Th. 2. S. 406—447. Th. 3. S. 120 ff. (*Joh. Genersich.*)

BASTAM, بسطام, ein festes Schloß in Fergana, auf einem Berge, in welchem eine Höhle ist, aus welcher bei Tage Rauch, des Nachts ein feuriger Dunst aufsteigt, den Niemand, der großen Hitze wegen, ohne Gefahr besuchen kann. Die Umgegend liefert Gold, Silber und Nuschadir, Salmoniac, womit Handel getrieben wird *). (*Möller.*)

BASTARD, bekante Benennung unehelicher oder außer der Ehe erzeugter Kinder, welche auch im verdorbenen Latein mit bastardus, statt nothus, spurius, gebräuchlich, und außer der teutschen, noch in mehre europäische Sprachen übergegangen ist. Welcher derselben aber das Wort ursprünglich angehöre, ist mit Zuverlässigkeit bis jetzt noch nicht dargethan worden, so mancherlei Herleitungen auch Sprachforscher und Glossatoren versucht haben. Wachter hat diese in seinem Gloss. Germ. ziemlich vollständig aufgeführt, worauf hier verwiesen werden kann. Sie sind aber alle, so wie die Wachtersche selbst mit dem griechischen Pastos, Ehebette, und dem teutschen Art, fehlerhaft, zusammengesetzte, und die Adelungsche von dem französ. Worte bas, niedrig, welches auch bast in alten Zeiten gelautet haben soll, sehr erzwungen. Der letzten steht entgegen, daß in Frankreich vor Alters bestard, und bertart, für bastard oder batard gebräuchlich war, welches wol nicht von bas abzuleiten ist. Auch ist es nicht wahrscheinlich, daß die Bezeichnung eines Bastards von niedrig hergenommen worden, da Adelung doch selbst anführt, daß bei den Franzosen der schimpfliche Nebenbegrif mit dem Wort nicht verbunden gewesen, den er wol bei den Teutschen gehabt. — Wie es sich aber auch mit der Abstammung des Worts verhalten mag, so ist nichts gewisser, als daß in frühern Zeiten, in benachbarten Staten sowol, als in Teutschland, bei dem Adel besonders, die uneheliche Geburt keinen Flecken auf die außer der Ehe erzeugten Kinder warf, wenn sie auch den ehelichen in Ansehung der Erbfolge und anderer Rechte nicht immer und zu allen Zeiten, auch nicht allenthalben, ganz gleich gehalten wurden. — In der ältesten Geschichte der Franken finden sich schon Beispiele, daß ein natürlicher Sohn des Königs mit seinen in der Ehe erzeugten Brüdern sogar in die Theilung des väterlichen Reichs ging. Doch mag solches freilich in besondern Umständen seinen Grund gehabt haben, etwa daß der Bastard bei dem Volke besonders beliebt war, sich Anhang und Macht erworben hatte, seine Brüder dagegen sich nicht stark genug fühlten, ihn von der Theilung auszuschließen. Hievon also abgesehen, fehlt es in der Geschichte des hohen Adels in Teutschland so wenig, als in andern Staten, an Beispielen, daß Bastarde von ihren Vätern mit Herschaften und Gütern ausgestattet, daß sie wenigstens dem niedern Adel zugerechnet wurden, das väterliche Wapen, oder doch den eigentlichen Geschlechtsschild führen durften †), daß sie zu adeligen Hofämtern und andern Würden gelangten, daß die ersten Adelsgeschlechter sich durch Heirathen mit ihnen zu

*) *Bakoui* Not. et Extr. II. p. 508. *Abulf.* **An. IV. p. 377.**
†) In *Heumann.* opusc. p. 455.

verbinden kein Bedenken hatten. Aus der Geschichte des Hauses Nassau und Oranien lassen sich folgende, als Belege zu dem Gesagten anführen: Adrian, ein natürlicher Sohn Gr. Johann IV. von Nassau, komt 1469 mit dem Geschlechtsnamen: von Nassau, als Besitzer der Herschaft Butgenbach im Luxenburgischen vor, und war mit Katharinen von Brandscheid vermählt. — Graf Heinrichs III. v. Nassau, Bastardssohn Alexis, war Herr von Convoi und Fresne, Kammerherr bei K. Karl V., und seine Gemalin aus dem alten ritterschaftlichen Geschlecht von Bronchorst Battenburg. Seine Nachkommenschaft gibt das Supplem. zum Dict. hist. Basle 1745. T. III. p. 401 an. Elisabeth, dessen Schwester, war mit Joh. v. Renesse aus einem der ältesten Niederländischen Adelsgeschlechter vermählt. — Palamedes, Bastard Renats, des ersten Prinzen v. Oranien aus dem Hause Nassau, hatte eine Tochter des Gr. Peter Ernst v. Mansfeld zur Gemalin. Ein Bastard des Gr. Wilhelm zu Nassau-Katzenellenbogen, Gottfried, ward Nachfolger in den Lehen des um 1547 erloschenen Adelsgeschlechts von Nassau. Unter dem Geschlechtsnamen von Nassau komt seine Nachkommenschaft bis 1636 vor, und sie führte, wie er, den Nassauischen Löwen im Wapen. Von den natürlichen Söhnen der Prinzen von Oranien, Wilhelm des I., Moriz und Friedrich Heinrichs, die sämtlich den Namen von Nassau, zum Theil mit Beinamen, nach ihren Herschaften und Gütern, als Leck, Beverworth, Zuilestein, führten, gibt das Diction. von Moreri umständliche Nachrichten. Ihre Nachkommen, theils Grafen, theils Herren v. Nassau, leben in den Niederlanden noch in Ansehn. Johann v. Müller erwähnt in seinen Briefen zwei solcher Abkömlinge des Prinzen Moriz, welche er im J. 1775 in der Nachbarschaft von Genf kennen lernte. —

Eben so ist aus der Geschichte bekant, daß Bastarde häufig Thronen bestiegen. Es mag hier nur an Arnulf, Karlmanns natürlichen Sohn, erinnert werden, welchen die teutschen Fürsten (887) zu ihrem Könige zu wählen kein Bedenken fanden; an Wilhelm den Normannen, welcher den engländischen Thron bestieg; an Johann I., den natürlichen Sohn Peters des Grausamen, welcher die Krone Portugals erlangte, wieder durch einen Bastard Stifter des Herzogl. Hauses Braganza, und so der Stamvater der jetzt noch regirenden Königlichen Familie ward.

Daß Bastarde auch für lehnsfähig gehalten wurden, beweiset der oben angeführte Gottfried v. Nassau. Unter mehren mag hier weiter noch Friedrich v. Heppenheft, Gr. Johanns zu Nassau und Dietz adeliger Burgmann zu Kirberg, genant werden, den die Urkunde von 1450 über sein Burglehn als Bastard Emrichs v. Heppenheft bezeichnet.

Um so weniger darf es denn auch befremden, daß natürliche Söhne von ihren Vätern, oder Andern, als solche in Urkunden und Schriften bezeichnet werden, daß sie aber auch selbst sich Bastarde zu nennen nicht anstößig fanden. So fängt eine Urkunde des zuvor genanten Wilhelms, des Eroberers von England, an: Ego, Guillelmus cognomento *bastardus*. So führt Johann I. von Portugal den Beinamen: *nothus*, der Unechte. Die gewöhnliche Unterschrift des aus der Geschichte der Jungfrau von Orleans bekanten Dunois war: J. Batard d'Orleans. — Dagegen war mit dem wol ursprünglich teutschen Wort Bankart, Bankert, wenn gleich damit auch ein unecheliches Kind bezeichnet wird, von jeher doch ein gewisser niedriger Begrif verbunden, und ist in der gemeinen Sprache noch als Scheltwort gewöhnlich. Schon das alte Glossarium von 1482 †) erklärt *Banckhart* durch *Kotzensun*. Kotze ist aber eine gemeine Hure, Kotzensohn also, oder Bankert, ein Kind, dessen väterliche Herkunft zweifelhaft, das nicht, wie ein Bastard, vom Vater anerkant, oder dessen Erzeuger doch mit Zuverlässigkeit nicht bekant und außer Zweifel ist. Später ward doch dieser Unterschied nicht so genau mehr beobachtet, und das Wort Bastard von allen außer der Ehe gezeugten Kindern gebraucht. Hienach ist denn auch unter Bastardfall, lat. Bastardagium, die Verlassenschaft derjenigen unehelich gebornen Personen zu verstehen, welche ohne Leibeserben zu hinterlassen mit Tode abgingen. Eine solche Verlassenschaft fiel nach dem in den meisten Staten und Ländern herkömlichen Recht, welches auch unter dem Namen ius bastardisae vorkomt, dem Fiscus zu. Dieses Recht war wenigstens in solchen Ländern, wo Leibeigenschaft galt, aus dem Satz hergeleitet: jeder Bastard gehört dem Landesherrn. Doch dehnte der Fiscus sein Beerbungsrecht auch wol auf solche Bastarde aus, die bei ihrem Leben nicht für Leibeigene gehalten worden waren. — Dagegen hatten die Landesherren auch die Verbindlichkeit auf sich, Bastarde, die sich selbst nicht ernähren konten, nothdürftig zu versorgen. — Sonst gab jene Leibsherschaft auch wol in Ländern vermischter Religion zu dem seltsamen Zwangsgesetz Anlaß, daß alle Bastarde sich zu dem Glauben des Landesherrn bekennen mußten.

Wäre übrigens Adelungs Behauptung richtig, daß Bastard, in seiner ersten und eigentlichen Bedeutung, ein zwar in rechter aber ungleicher Ehe erzeugtes Kind nach altem, in Abgang gekommenen Sprachgebrauch, bezeichnet habe, so würde das im sächsischen Landrecht vorkommende Wort: baßgeboren ein Synonym von Bastard in jener angeblich eigentlichen Bedeutung seyn. Denn baßgeboren stehet in der angeführten Gesetzsamlung unstreitig dem ebenbürtig entgegen. Die Adelungsche Erklärung möchte aber wol nicht zu erweisen seyn. Und da baßgeboren anderwärts nicht vorkomt, so bleibt die Stelle des Sachsenrechts: „das ehelich und „freigeborne Kind behält seines Vaters Heerschild, und „nimt auch sein Erbe, und der Mutter alsowohl, „ob es ihr ebenbürtig ist, oder baßgeboren" — noch immer etwas dunkel, mit so vielem Scharfsinn sie auch Selchow in Elect. jur. Germ. p. 382 zu erklären gesucht hat. (*v. Arnoldi.*)

---

††) Nach der Behauptung mehrer Heraldiker mußten Bastarde, wenn sie das väterliche Wapen führen durften, demselben ein Beizeichen, etwa einen Stern, am gewöhnlichsten einen von der linken Hand zur rechten durch den Schild gezogenen Strich, oder Querbalten, beifügen. Diese Behauptung möchte sich aber, wenigstens nicht als allgemeine Regel beweisen

Bastard, in der Naturgeschichte, bezeichnet Erzeugungen von Thieren aus verschiedenen Racen, oder auch, besonders im Pflanzen-Reiche, Abweichungen von der Art, vorzüglich mit Beziehung auf das Schlechtere. Von den hiemit zusammengesetzten Thier-Namen s.

Bastard-Baltimor u. B.-Drossel, s. Xanthornus spurius; B.-Baumläufer, s. Certhia trochilea; B.-Frosch, s. Rana paradoxa; B.-Gans, s. Anas hybrida; B.-Harlekin, Muschel, Cypraea arabica, s. Cypraea; B.-Käfer, s. Necydalis; B.-Kranich, s. Psophia cristata; B.-Muschel, s. Anonia; B.-Nachtigall, s. Sylvia Hippolais; B.-Natter, s. Coluber Molurus; B.-Schlange, s. Langaha; B.-Schwärmer, s. Zyaena; B.-Tigerkatze, Kegelschnecke, s. Conus princeps L.; B.-Waldhuhn, s. Tetrao hybridus; B.-Wasserhuhn, s. Phalaropus; B.-Wespe, s. Larra.

Auch in der Technologie wird es gebraucht, wie bei Bastard-Sammet, B.-Taback, B.-Zucker, B.-Fresser, B.-Kutschen, Batarden rc.

In der Artillerie hießen ehedem Bastard-Schlangen die Schlangen-Geschütze, die 6 bis 8 Mündungsdurchmesser kürzer waren als die andern. (*v. Hoyer.*)

Bastarda, s. Viola.

BASTARNAE, Basternae bei Plinius, Baternae bei Valerius Flaccus [1]), ein durch vier Jahrhunderte genantes und den Römern furchtbares Volk, wohnten an der Nieder-Donau, von deren Mündung stromaufwärts meist am nördlichen Ufer, aber häufig scharenweise nach dem südlichen hinüberziehend, bis ins Mittelland gen Nordwest [2]), bis über Dacien [3]), wo sie mit Sueven oder Jazygen zusammengränzten [4]). Ihre Nachbarn am Pontus Euxinus waren Geten, Tyrigeten [5]), Sauromaten [6]), Scythen [7]); auch wohnten sie gemischt mit Thrakern [8]), welches wol nur von denen am südlichen Donau-Ufer gilt. Am Ausfluß der Donau bewohnte einer ihrer Stämme die Insel Peuke, wurde davon Peucini genant [9]), und wegen seiner bedeutenden Macht, wie es scheint, oft als ein besonderes Volk neben den Bastarnen angegeben. Zwei andere Stämme waren 1. die Sidones, nördlich von der Donau [10]), nach Ptolemäus [11]), südöstlich unter den Quellen der Weichsel; 2. die nur bei Strabo p. 305 ohne weitere Bezeichnung erwähnten Atmoni. Ob die Carpi, Borani, Castoboci, die zwischen ihnen wohnten, zu ihnen gehörten, und ob sie für Eins mit Herodot's Androphagen, Melanchlänen, Budinen und Gelonen [12]) zu halten sind, bleibt zweifelhaft [13]).

Polybius, aus dem Livius Nachrichten über sie geschöpft hat, scheint zuerst Kunde von ihnen gegeben zu haben. Sie heißen Gallier [14]), Galater [15]); gleich an Sprachen und Sitten den celtischen Scordiscern [16]), Geten [17]), Scythen [18]). Beiderlei Angaben sind irrig, lassen sich aber aus den in Polybius Zeitalter, und in den ersten Jahrhunderten n. Chr. über die Völker in N. u. N.O. herschenden Ansichten, und aus der wirklichen Vermischung der Bastarnen mit Scythen [19]) und Celten [20]) erklären. Sie waren nach bestimten Zeugnissen Teutsche [21]); einer ihrer Anführer heißt Teutogonus [22]). Ihr Äußeres, ihr Sinn und Leben sprechen dafür. Das Volk war zahlreich, von großem Körperbau, kühn in Gefahr [23]). Sie wußten nicht zu schiffen, nicht den Acker zu bauen, nicht Vieh zu halten, nur Eins — zu fechten und zu siegen, waren ruhmredig und von trotzig drohender Rede [24]), waren die tapfersten unter Mithradates europäischen Hilfsvölkern [25]). Großmüthig ließen sie einen Schalksboten des trüglichen Perseus ungefährdet ziehen [26]). Sie fochten, wie die Sueven, zu Fuß und zu Roß: jeder Reiter hatte bei sich einen Fußkrieger, der mit dessen Rosse gleichen Schritt hielt, und an die Stelle des gefallenen Reiters das Roß bestieg [27]). Vom makedonischen Könige Philipp III. zur Unterjochung der Dardaner und zur Hilfe gegen die Römer gerufen, kamen sie mit großer Macht zu Fuß und zu Roß unter ihrem Könige Clondicus ins Dardanerland; Philipps Tod veranlaßte Aufschub des Römerkriegs [28]). Die Bastarnen drückten indessen die Dardaner schwer, daß diese 578 d. E. R. Gesandte nach Rom schickten [29]). Später boten sie dem Perseus Hilfe, zogen aber, über dessen schmuzigen Geist entrüstet, heim [30]). Nachher werden sie unter Mithradates Völkern [31]) und bei Pompejus Triumphe genant [32]). C. Antonius, Consul mit Cicero, darauf Statthalter in Makedonien, wurde von ihnen in Mösien geschlagen, und ihm seine Feldzeichen genommen; unter Augusts fünftem Consulat 725 d. E. R. 29 v. Chr., als sie unter ihrem Könige Deldon Triballer und Daker geschlagen hatten, und über den Hämus gedrungen waren, wurden sie von M. Crassus geschlagen, und die römischen Feldzeichen ihnen wieder abgenommen [33]). Darauf werden im Markomannenkriege auch Bastarnen und Peucinen unter den Feinden Roms genant [34]); sie machen später Kriegszüge mit den Gothen [35]), unter andern Raubzüge zur See [36]). Probus versetzte 100,000 Bastarnen ins römische Gebiet [37]) Dies scheint ihre schon längst geminderte Kraft gänzlich gebrochen zu haben; seitdem verschwindet ihr Name; mit jugend=

---

lassen. Noch weniger läßt sich umgekehrt von einem solchen Beizeichen in einem Geschlechtswapen, auf die uneheliche Geburt dessen, der das Wapen führt, ein Schluß machen.

1) Argonaut. VI, 96. 2) *Strabo* p. 306. Casaub. *Ptolem.* III, p. 5. 3) *Plin.* H. N. IV, 25. 4) *Strab.* p. 294. cf. 289. *Tacit.* Germ. 46. *Plin.* l. l. 5) *Strabo* 118. 6) *Str.* 128. 7) *Str.* 305. 8) *Str.* 295. 9) *Zosim.* I, 42. *Πεύκαι.* 10) *Str.* 305; schon *Apollon. Rhod.* Argon. IV, 322. hat daselbst *Σίνδοι.* 11) l. l. 12) *Herod.* IV, 106—109. 13) S. *Gatterer* de Sarmatica Letticor. populor. origine in comm. soc. Gotting. XI. Mannert III, 397.

14) *Liv.* XLIV, 26. 15) *Plut.* Aemil. Paul. c. 9., wol aus Polybius. 16) *Liv.* XL, 57. 17) *Appian.* Maced. ecl. XVI. 18) *Dio Cass.* LI, 23. *Trebell. Poll. Claud. Zosim.* I, 71. 19) *Tacit.* Germ. 46. 20) *Liv.* XL, 57. 21) *Strabo* 306. *Plin.* H. N. IV, 28. *Tacit.* Germ. l. l. 22) *Valer. Flacc.* Arg. VI, 97. 23) *Polyb.* XXVI, 9. *Liv.* XLI. 19. *Plut.* Aem. p. 9. über *Βαζάρνην πεντάπηχυν*, s. *Casaubon.* ad Athen. p. 371. 24) *Plut.* l. l. 25) *Appian.* Mithrid. c. 69. 26) *Liv.* XLIV, 27. 27) *Liv.* XLIV, 26. 28) *Liv.* XL, 5. 29) *Polyb.* XXVI, 9. *Liv.* XLI, 19. 30) *Liv.* XLIV. 26. 27. 31) *Appian.* Mithrid. 15 u. 69. 32) *Plin.* H. N. VII, 26. 33) *Dio Cass.* LI, 23—25. 34) *Capitol. M. Aurel. Anton.* 35) *Trebell. Poll. Claud. Vopisc. Probus.* 36) *Zosim.* I, 42. 71. 37) *Vopisc. Prob. Zosim.* I, 7.

licher Kraft traten die Gothen im Osten an ihre Stelle. (*W. Wachsmuth.*)

Bastei, Bastion, s. Bollwerk. Bastei in der sächs. Schweiz, s. diese.

Bastelberg, s. Sebastiansberg.

BASTHOLM (Christian), Dr. der Theol., kön. Confessionarius und Hofprediger zu Kopenhagen, woselbst er am 2. Nov. 1740 geboren war, und am 25. Jan. 1819 starb. Er war Einer der verdientesten dänischen Geistlichen neuester Zeit, und besaß, wenn auch nicht die tiefste Gelehrsamkeit im Fache der Theologie, doch sehr ausgebreitete Kentnisse in manchen andern Fächern, und eine überaus glückliche Gabe, diese mündlich und schriftlich gemeinnützlich zu machen. Anfangs waren seine Studien, nach seiner eigenen Neigung, mehr auf Weltweisheit, Naturlehre und Naturgeschichte, als auf Gottesgelahrtheit, gerichtet; doch brachte er es auch in der letzten, nachdem er sich ihr, dem Wunsche seines Vaters gemäß, besonders gewidmet hatte, bald so weit, daß er sich der akademischen Prüfung mit Auszeichnung unterwarf, und durch einige theologische Streitschriften, z. B. de Jona, typo Christi (Havn. 1760), den Beifall der Kenner erwarb. Einer im J. 1764 von seiner vaterstädtischen Hochschule gekrönten Preisschrift, worin er die Aufgabe: an omnia officia, tam naturalia, quam socialia, e studio, propriam nostram felicitatem promovendi, deduci queant? psychologisch-moralisch löste, wurde das „Imprimatur" versagt, weil sie eine, nach des Censors (Prof. Holm) Meinung, zu freie Äußerung über das wechselseitige Verhältniß zwischen Regenten und Unterthanen enthielt. Zerstückelt wollte Bastholm, damals ein strenger Wolfianer, die Abhandlung nicht herausgeben; sie blieb also ungedruckt, „und die gelehrte Welt", sagt er bescheiden in seiner eignen Lebensbeschreibung *), „verlor vielleicht nichts dadurch". Nachdem er noch mehre Abhandlungen in dän. oder lat. Sprache, meist theologischen Inhalts, z. B. de morte aeterna, ut consequente naturali vitae ante actae (Havn. 1764)., (zu welcher ihm sein voriger Censor, als Zeichen, daß er mit ihr besser, als mit der frühern Abhandlung zufrieden sey, die Druckkosten verehrte) herausgegeben, den Magistergrad angenommen, und im teutschen Kanzelvortrage, worin Dr. B. Münter sein Muster war, sich geübt hatte, folgte er 1767 dem Rufe als Prediger der teutschen Gemeinde in Smyrna. Zum Theil auf der Reise dahin, zum Theil und hauptsächlich in Smyrna selbst, bestand Bastholm glücklich mehre augenscheinliche Lebensgefahren, denen er z. B. durch Sturm und Stranden des Schiffes, durch Korsarenverfolgung, durch Erdbeben, Pest, Krieg, Rebellion der Türken gegen die Christen, bei welcher diese von jenen an Einem Tage zu Hunderten ermordet wurden, nach und nach ausgesetzt war. In einer so ungünstigen Lage er sich nun auch aus diesen u. a. Ursachen in literarischer Hinsicht zu Smyrna befand: so ließ er sich dadurch doch nicht abhalten, zwei Schriften auszuarbeiten; nämlich: Erklärung des luth. Katechismus für die Schule zu Smyrna, Amsterdam 1769, wofür er zwar von dem hohen Missionskollegium zu Kopenhagen, weil er sie, ohne dessen Approbation nachgesucht zu haben, hatte drucken lassen, eine derbe Zurechtweisung erhielt, die aber gleichwol, nach dem Wunsche der Vorsteher seiner Kirche, „die es lächerlich fanden, einem Manne die Tauglichkeit, ein gutes Religionslehrbuch zu schreiben, abzusprechen, den man doch für tauglich erklärt hatte, die Religion mündlich mit Nutzen zu lehren" **), in der Smyrnaer Gemeindeschule eingeführt, und noch viele Jahre nach des Verf. Heimkehr gebraucht wurde: und: Lobrede auf den Messias, Zürich 1770, die Birch ins Dänische übersetzte, und der Verf. mit Bemerkungen begleitet, zu Kopenhagen 1772 herausgab. — Nach fast vierjährigem Aufenthalte in Asien kehrte Bastholm in sein Vaterland zurück, übernahm erst einige Predigerstellen bei kleinern Gemeinden, und wurde dann im J. 1779, wegen des außerordentlichen Beifalls, den sein mündlicher Vortrag fand, und der ihm den Ruf des größten dänischen Kanzelredners seiner Zeit erwarb, zum ersten dänischen Hofprediger ernant. In der Zwischenzeit war er auch als Schriftsteller sehr thätig gewesen. Unter seinen damals erschienenen Schriften, die fast alle, da sein Ruhm sich auch durch ganz Schweden verbreitet hatte, ins Schwedische übersetzt wurden, sind die wichtigsten: Erklärung über die Auferstehung der Todten, Kopenh. 1774. (Dänisch v. Birch 1777; Schwedisch, Stockholm 1779). Die geistliche Redekunst, Kopenh. 1775. (Teutsch von Markus, 1780; Schwedisch, Stockholm 1781). Auf ausdrücklichen Befehl Kaiser Josephs II., wurde diese für ihre Zeit vortrefliche Schrift in allen öffentlichen Lehranstalten von Östreich eingeführt. Geistliche Reden, Kopenh. 1777 u. 1783. (Schwed. Stockholm 1799). Die jüdische Geschichte, Th. 1—3. Kopenh. 1777—1782. (Teutsch, Flensburg 1784). Seine hierauf folgende Übersetzung des N. Test., mit (freimüthigen) Anmerkungen, Kopenh. 1780. in 2 Theilen, verwickelte ihn in mehre literärische Streitigkeiten, an welchen selbst ein einsichtsvoller Jurist, Rosenstand Goiske, Theil nahm, und in deren Folge Bastholm mittelst einer besondern Abhandlung zeigte, daß die Gottheit Christi auf ganz andern Beweisen beruhe, als auf solchen, welche man im Evang. Joh. Cap. 1. v. 1. ff. bisher irrig geglaubt habe zu finden. Nach Beendigung einer zur Stärkung seiner mislichen Gesundheit und in literarischer Absicht nach Lund, Stockholm und Upsala gemachten Reise wurde B. im J. 1782, die Aufsicht des Unterrichts bei der Landeskadettenakademie zu Kopenhagen übertragen, und man ernante ihn zugleich zum königl. Confessionarius: ein Zeichen, daß sich die aufgeklärte Regirung durch die Verketzerungen einiger einseitig denkenden Theologen in der gerechten Schätzung seines Werthes nicht irre machen ließ. Außer mehren andern Schriften, unter denen seine Hauptlehren der christl. Religion, Kopenh. 1783, und, als Seitenstück hiezu (um der Vorrede zufolge, die Lehre Jesu, im Vergleich mit der der heidnischen Weisen, in ihrer Vorzüglichkeit er-

*) Lahde-Nyerupsche Saml. v. Porträter, Heft 5. S. 13.

**) Bastholms Autobiographie. S. 23.

scheinen zu lassen), die natürliche Religion so, wie solche in den Schriften der heidnischen Philosophen sich findet. Das. 1784. die wichtigsten waren, erschien von ihm 1785. die Schrift, welche ihrem Verf. im Vaterlande die schwersten Anfechtungen zuzog, im Auslande aber die größte Berühmtheit verschafte, nämlich: Versuch einer verbesserten Einrichtung des äußern Gottesdienstes. Schon der Titel: Versuch ꝛc. zeigte zur Gnüge, und die Vorrede sagte es bestimt, daß der Verf. keineswegs die Absicht habe, seiner Kirche einen von dem bisherigen verschiedenen Kultus aufzudringen, sondern nur Vorschläge zur nähern Prüfung zu thun, um das an der Religion, was zu allen Zeiten der Verbesserung fähig und bedürftig ist und bleibt, ihre Form, ihre Einkleidung, die Art ihrer Behandlung zeitgemäß einzurichten. Aber welchen Lärmen erhoben über diese Schrift viele Geistliche, und, durch diese aufgereizt, selbst viele Laien! keine geringern, als später Adlers Holsteiner Agende, Funks Altonaer Bibelausgabe, Harms polemische Theses. „Ich glaubte nicht, sagt Bastholm in aller Unbefangenheit ***), daß meine Landsleute in der Aufklärung so weit zurückständen, daß dieser harmlose Versuch so viel Aufsehn erregen werde, und zwar selbst unter solchen, die man Gelehrte nent; aber ich merkte bald, daß meine liturgischen Vorschläge, eben so, wie meine Übersetzung des N. Test., um viele Jahre zu früh erschienen waren". In Schweden, wo B. doch so viel galt, wurde der Versuch (doch wol schwerlich ohne eine von Dänemark aus geschehene Anregung?) geradehin confiscirt, und in Dänemark veranlaßte er eine solche Aufbietung aller theologisch-literärischen Streitkräfte, daß die Druckerpressen während dieses Federkrieges fast nichts anders, als antibastholmsche Schriften ans Licht stellten, und daß die Gegenschriften zuletzt 7 starke Bände füllten. Bastholm begnügte sich damit, allen Angriffen auf seine wohlgemeinten und meist reiflich durchdachten Vorschläge nur eine einzige Gegenschrift entgegen zu setzen, worin er die Streiter darauf führte, daß seine Schrift, laut dem Titel, ja nur ein Versuch sey, nur Gedanken zu weiterm Nachdenken enthalte, nur hauptsächlich den Zweck habe, das Volk zu liturgischen Verbesserungen vorzubereiten, wenn etwa diese später oder früher von der Regirung für dienlich gehalten würden. In Teutschland, wo eben damals Salzmann, Pfeiffer, Crichton, Pratje, Seiler, Hermes, Fischer und so manche Andere, den Bastholmschen mehr oder weniger ähnliche Vorschläge unverkümmert thaten, wußte man die Einen und die Andern besser zu würdigen, und sie wurden, wenn gleich gesichtet und nicht ohne vorsichtige Auswahl, mit recht gutem Erfolge ausgeführt. Aber es ist bemerkenswerth, daß der Haupteinwurf, den man den Bastholmschen Vorschlägen entgegensetzte, nämlich: „wenn manche derselben auch zweckmäßig und ausführbar seyen, doch jetzt (im J. 1785) der rechte Zeitpunkt dazu noch nicht erschienen sey", fast den Worten nach derselbe ist, womit man um 20 Jahre später (im J. 1806) des Bischofes Boisen ähnliche Vorschläge aufnahm: ja, daß bis auf diesen Tag, obgleich seitdem abermals fast 20 Jahre verflossen sind, „der rechte Zeitpunkt" zur Verbesserung der ihrer so sehr bedürftigen dänischen Liturgie noch immer nicht gekommen zu seyn scheint, indem selbst von den Vorschlägen der Bischöfe Balle und Münter noch keiner die Sanction der Regirung erhalten hat. — Auch Bastholms Religionslehrbuch für die Jugend, 1786, 1788 und 1790 erregte lauten Widerspruch, wurde aber gleichwol 1786 ins Teutsche übersetzt, und stiftete in Teutschland, wie in Dänemark, vielen Segen. Durch die Schrift: Nachrichten der vier Evangelisten von Jesu Christo nach der Zeitfolge, Kopenh. 1786. (Schwedisch, Stockh. 1797), wollte B. zeigen, wie ausführbar sein gegebener Vorschlag sey, statt der gangbaren Sonn- und Festtags-Perikopen, die nur einzele abgerissene Stücke aus der Lebensgeschichte Jesu enthielten, diese Geschichte im Zusammenhang durch öffentliches folgerichtiges Vorlesen dem Volke im Andenken zu erhalten; aber bis jetzt sind die alten Evangelien noch immer beibehalten worden. Dagegen hatte B. die Freude, von einem Hypochondristen zu hören: er sey fest entschlossen gewesen, durch einen Sturz ins Wasser seinem Leben ein Ende zu machen; aber das Lesen der Schrift: über den Selbstmord, die B. eben damals habe drucken lassen (1787, sey das Mittel zu seiner Erhaltung geworden. Seine in demselben Jahre herausgegebene Philosophie für Ungelehrte erschien, mit des Verf. Zusätzen, (Teutsch, Kopenh. u. Leipz. 1788, und Schwedisch von Lundblad. Lund 1791 und 1793). Eben so wurde seine kurze Übersicht der Geschichte d. geoffenbarten Religion, Kopenh. 1789, seine philosoph. Briefe über d. Zustand der Sele nach dem Tode d. Leibes, 1790, seine Absicht d. Stifters d. christl. Religion bei dessen Bestrebungen für die Welt ꝛc. 1793 u. a. m., in d. Jahren 1791—1794 in schwed. Sprache zu Lund und Stockh. gedruckt. — Aus Erfahrung, wie er sagt, davon überzeugt, daß durch das ganze evangelische Missionswesen, vornehmlich in Ostindien, zur wahren Ehre Jesu und zur dauerhaften Gründung des Evangeliums wenig oder nichts ausgerichtet werde, hatte B. schon im J. 1787 das königl. Missionskollegium, dessen Mitglied er bisher gewesen war, verlassen. „Es that mir leid, erklärt er sich selbst über diesen Schritt ††), daß Dänemark, bei dessen so geringen Mitteln, tauglichen Schullehrern für seine Eingebornen hinlängliches Auskommen zu verschaffen, Lehrer in Ostindien bezahlen soll, damit sie Menschen unterrichten und taufen, welche, ehe sie Christen heißen, die Hefe der Heiden waren, und nachdem sie Heiden zu heißen aufgehört hatten, die Hefe der Christen wurden. „In einen dankbarern und segenreichern Wirkungskreis sahe er sich versetzt, als er 1789 in die Direction der neuerrichteten Gesellschaft zur Beförderung des Studiums d. Naturgeschichte trat, und zugleich Mitglied der kön. Kommission zur Verbesserung des dän. Schulwesens, wie auch Mitdirector des Schullehrerseminariums auf d. Blauenhof bei

†) Basth. Autobiographie. S. 42.

††) Autobiographie, S. 50.

Kopenhagen wurde. Unter andern seitdem von ihm erschienenen Schriften erregten besonders s. Gedanken zu weiterm Nachdenken über den geistlichen Stand, Kopenh. 1794, ins Teutsche übers. in den dän. Blättern, St. 1. Kiel 1795., von mehren dänischen Geistlichen nachdrücklichen Widerspruch, der dem Verf. um so viel unerwarteter und schmerzlicher war, da er in seiner Schrift nur Vorschläge zu einer dem Geiste der Zeit und dem verbesserten Unterrichte in den Schulen mehr, als bisher, angemessenen Amtsbildung der Religionslehrer auf dem Lande hatte geben wollen. Freilich dehnte er in ihr die Bestimmung des Geistlichen etwas weit über die eigentlichen Gränzen derselben aus; indessen war seine Meinung die beste, manche seiner Vorschläge sind später wirklich ausgeführt worden, z. B. die Auszeichnung verdienter Geistlichen, gleich andern Statsdienern, durch Ordenszeichen, und es fehlte daher auch nicht an solchen, die ihn gegen jene Angriffe kräftig vertheidigten. Mehre seiner in eben diesen Zeitpunkt fallenden Schriften, z. B. über das heutige Verfahren, die religiöse Aufklärung zu befördern, 1796; sämtliche Reden Jesu nach der Grundsprache übersetzt, 1797; die Anstalten der Vorsehung zur Veredlung d. menschl. Geschlechts durch die Religion Jesu, als Beweis von dessen göttlicher Herkunft, 1798. (schwed. Stockh. 1799) u. m. a. zeigen zur Gnüge, daß Bastholm nichts weniger, als müßiger Beobachter der harten Ausfälle war, welche am Schlusse des 18. Jahrhund. von O. Horrebow u. a. dän. Schriftstellern auf die Lehre des Evangeliums und dessen Stifter geschahen, und daß der Bischof Balle keineswegs, wie von ihm selbst und von andern so oft zu erkennen gegeben worden ist, der Einzige in Dänemark gewesen, der sich bemüht habe, jene Ausfälle zu entkräften. Was aber Balle in diesem Betrachte für die ungebildete Volksmenge war, das war Bastholm für Leser von Einsicht und Geschmack. — Mit dem Ende des genanten Jahrhund. sahe Bastholm sich genöthigt, wegen zunehmender Körperschwäche, die sich besonders durch betäubenden Schwindel äußerte, und ihm den freien Vortrag sehr erschwerte, die Entlassung aus seinen bisherigen Ämtern zu suchen, die er auch unter den vortheilhaftesten Bedingungen erhielt. Zu Slagelse in Seeland, wo er seitdem †††) „in gesunder Luft, im Umgange mit seinem einzigen Sohne, dem, auch als Schriftsteller bekanten, Prediger Hans Bastholm, nebst andern Freunden, und in der Nähe beträchtlicher Büchersamlungen die ihn für den in der großen Feuersbrunst zu Kopenhagen 1795 erlittenen Verlust seiner eigenen ansehnlichen Bibliothek schadlos hielten, lebte — genoß B. von jetzt an einer glücklichen Ruhe. Daß er aber auch hier noch den Wissenschaften zu dienen suchte, beweisen mehre seiner seitdem erschienenen Schriften, z. B. historisch-philosophische Untersuchungen über die religiösen und philosophischen Meinungen der ältesten Völker, Kopenh. 1802., worin er, neben s. Geschichte der Juden, unter allen seinen übrigen Werken, die meiste Gelehrsamkeit an den Tag gelegt hat; historische Nachrichten zur Kentniß des Menschen in dessen wildem und rohem Zustande, Th. 1—4. Kopenh. 1803. 1804., welche einen reichen Schatz von Belehrungen über diesen bei weitem noch nicht hinlänglich aufgeklärten Gegenstand enthalten; Mark Aurel Antonins Lebensregeln für sich selbst, aus dem Griech. 1805. mit vielen scharfsinnigen Anmerkungen und Erläuterungen; moralische Gedanken der Stoiker, gebracht in eine systematische Ordnung, 1808. Auch in den Schriften d. kön. Societät d. Wissenschaften, die ihn noch in seinem höhern Alter zu ihrem Mitgliede ernante, steht von ihm in d. Jahrg. 1807 u. 1808 eine ausführliche und mit Unbefangenheit verfaßte Abhandlung über die Frage: ob die neuern Stoiker ihre gesunden Lehren von den Christen entlehnt haben ††††)? Die letzten seiner Lebensjahre brachte Bastholm wieder in Kopenhagen zu, wo er an den Folgen eines im Zimmer gethanen unglücklichen Falles in den Armen seiner Familie eines sanften Todes starb. Ein ruhmvolles Andenken an ihn wird ihn lange überleben. Als Weiser und — in des Wortes reinstem Sinne genommen — als Christ, als Kanzelredner von den seltensten Gaben, und als einer der fruchtbarsten und beliebtesten Schriftsteller seiner Zeit, gehört er unter die Zierden der dänischen Geistlichkeit. (*v. Gehren.*)

†††) S. Bastholms Nekrolog in **dansk Literatur-Tidende** f. 1819. S. 25 ff.

††††) Ein vollständiges Verzeichniß von Bastholms Schriften, unter denen die hier größtentheils übergangenen Volks- und Erbauungsschriften von ihm einen so großen und gesegneten Wirkungskreis fanden, daß sie meist wiederholt aufgelegt werden mußten, hat Nyerup (*Almindelig Litteratur-Lexicon for Danmark, Norge og Island* etc. ved *Nyerup* og *Kraft.* Kbhvn. 1820. D. 1. S. 45 ff.) geliefert. Die ausführlichste Beschreibung seines Lebens hat man dem Prof. Jens Möller zu verdanken, (s. *theologisk Bibliothek*, udgivet of *J. Möller*, 1819. 16de Bind, S. 281—407.), der unter andern bei einer Nebeneinanderstellung des Bischofs Balle und des Confessionarius Bastholm den Ersten lieber mit Luther, den Letzten lieber mit Zwingli, vergleichen möchte, weil ihm, wie er (S. 370) sagt, „poetischer Geist und das damit zusammenhängende tiefere religiöse Gemüth" mangelte. Das Letzte fehlte aber Bastholm zuverlässig nicht, wie seine Kanzelreden, fast alle seine Schriften, sein rastloses Streben, den kirchlichen Schlendrian zu verdrängen und Geist und Leben in den Kultus der Christen zu bringen, besonders sein eigner echtreligiöser Lebenswandel zeigte; ging ihm aber der Erste ab (welches Herr M. doch nur mit dem Umstand zu beweisen sucht, daß B. bei dem öffentlichen Gottesdienste der Christen keine andere, als Lobgesänge, angestimt, am Charfreitage aber alles Singen in der Kirche abgeschaft wissen will): so gäbe B. ein lebendiges Beispiel davon ab, daß auch ohne poëtischen Geist ein tiefes religiöses Gemüth sehr wol möglich ist: nur nicht in dem „poëtischen" Sinne des Wortes, den die Naturphilosophen neuerer Zeit dem Charakter der Religiosität unterschieben. Gegen diese Biographie schrieb der Dr. Juris G. L. Bader eine Vertheidigung des verewigten Bastholms, (*Den forevigede Conf Dr. Bs. Aere, som Menneske, som Geistlig, og som Laerd, reddet* mod *J. Ms. Angreb.* Kbhvn. 1819), welche ohne Zweifel gut gemeint war, worin jedoch manche von Möllers Äußerungen in einem schneidendern Sinne genommen werden, als es des Verf. Meinung war, und die überdies viele Spuren davon an sich trägt, daß hier die Feder eines Juristen über theologische und kirchliche Gegenstände schrieb. Auch des jetzigen kön. Confess. M.

BASTIA, die Hauptstadt eines Bez. auf der Insel oder dem franz. Dep. Corsica, welcher 2896 □Meilen groß ist und 53,103 Einw. in 20 Kantonen und 80 Gemeinden enthält. Sie war sonst die Hauptstadt der ganzen Insel und ist noch jetzt der Sitz des Stabs der 17. Militärdivision, liegt auf der Ostküste der Insel amphitheatermäßig am Abhange eines Bergs unter 42° 41′ 39″ Br. und 27° 6′ 30″ L., und ist mit Wällen und Mauern umgeben, auch durch ein auf einer Anhöhe belegnes Schloß oder Citadelle vertheidigt. Ihr Inneres ist nicht einladend; sie hat krumme winklige, schlecht gepflasterte Straßen, und unter den Häusern im italiänischen Geschmacke zeichnen wenige sich aus. Sie wird in die Ober- und Unterstadt getheilt: beide haben 1 Kathedrale, aber jetzt keinen Bischof mehr, 8 andre Kirchen u. Kapellen, 2 Hospitäler und 11,236 Einw., die sich theils vom Öl- und Weinbau, theils von ihren Gewerben, worunter besonders die Schwertfeger wegen Verfertigung von Stiletten und Dolchen bekant sind, theils von der Fischerei und einem kleinen Seehandel nähren. Der Hafen wird durch einen Molo gesichert, kann aber nur kleine Fahrzeuge aufnehmen. (*Hassel.*)

Bastianberg, s. Sebastiansberg.

BASTIDE. — Bastiden heißen die Landhäuser, die in Frankreich um Marseille und andern großen Städten her stehen. Bei Marseille sieht man sie zu Tausenden, dergestalt daß sie in der Ferne wie eine zweite mit Bäumen bedeckte Stadt auf den umher liegenden Bergen erscheinen. Allein diese Bastiden sind keine Campagnen, wie man sie in Italien antrift, keine Villas der Briten oder Teutschen, und nur wenige sind zu einem längern ländlichen Aufenthalt, als während der heißesten Jahrszeit, bestimt. Der Garten dabei besteht meistens aus einem beschränkten Stücke Landes, worin man keine Spur von der schönen mannigfachen Vegetation antrift, die man bei den nördlichern Landhäusern bewundert. Eine Bastide bei Marseille kostet gewöhnlich 8000 bis 10,000, bessere 16,000 bis 30,000 Franken. — Übrigens führen diesen Namen mehre Orte in Frankreich: so 1) la Bastide, Dorf am rechten Garonne-Ufer und Bordeaux gegenüber. Es hat mit Cenon 1395 Einw., ist mit schönen Landhäusern angefüllt und nimt an der Fabrikation der Nachbarstadt Theil. — 2) La B. S. Amans, Dorf an der Thauré in dem Bezirk Castres des fr. Dep. Tarn mit 2140 Einw., bekant durch seine Wollenzeugweberei, da hier mehr als 500 Arbeiter jährlich 130 Stück Tuch, 360,000 Dutzend Mützen und eben so viele Brusttücher (cordelats) verfertigen. — 3) La B. Armagnac, Marktflecken an der Douze im Bez. Condom des Dep. Gers mit 1463 Einw. — 4) La B. de Bearn, Dorf bei einem gleichn. Binnensee in dem Bezirk Orthez des franz. Dep. Niederpyrenäen mit 809 Einw. — 5) La B. de Clairence, Stadt am Gambouri im Bez. Bayonne des franz. Dep. Niederpyrenäen; sie hat 155 Häuser und mit dem Kirchspiele 2071 Einw. In der Nachbarschaft findet man Kupfer- und Eisenerze. — 6) La B. de Seron, Stadt an der Rize im Bez. Foix des franz. Dep. Arriège mit 364 Häus. und 1764 Einw. — 7) La B. des Feuillans, Dorf im Bez. von Muret des franz. Dep. Obergaronne mit 643 Einw. Hier stand ein 1162 gestiftetes Cisterzienserkloster, das seit 1565 so in Aufnahme kam, daß Papst Sixtus VI. seine Congregation von dem Orden absonderte und ihr unter den Namen der Feuillans eine neue Organisation ertheilte *). — 8) La B. Rouairouze, Dorf am Thauré unweit la Bastide S. Amans im Bezirk Castres des franz. Dep. Tarn. Es zählt 1475 Einw. und 7 Tuchmanufacturen, welche hier und in der Umgegend 3000 Arbeiter beschäftigen, und an Kasimir, Molton, Sergen, Kadis u. dgl. jährlich 8000 Stück liefern. (*Hassel.*)

BASTIDE, zwei Benedictiner der Congregation von St. Maur, 1) Marc, geb. zu St. Benoit du Sault in Berry 1607, trat 1626 in den Orden, wurde 1636 Prior zu Brantome und 1639 Abt von St. Augustin in Limoges, und verwaltete in der Folgezeit noch mehre andere wichtige Stellen in seinem Orden. Er starb am 7. Mai 1668. Die sieben Schriften, welche von ihm angeführt werden, (fast zweifle ich, daß sie gedruckt sind) sind ascetischen und monastischen Inhalts †). — 2) Philippe, ein für die Geschichte des Ordens des heiligen Benedict, besonders der Verbreitung desselben in Frankreich nicht unwichtiger Schriftsteller. Er wurde geboren zu St. Benoit im Kirchsprengel von Bourges 1620, trat in den Orden 1643 und starb in der Abtei St. Denis am 23. Oct. 1690. Seine Schriften sind: De antiqua Ordinis S. Benedicti intra Gallias propagatione. Paris. 1672. 4. und De Ordinis S. Benedicti Gallicana propagatione lib. unus. Autissiodori (Auxerre) 1683. 4. Daß Bastide die Ausbreitung des Ordens so hoch als möglich heraufsetzt, versteht sich wol von selbst. Viele Schriften hat er handschriftlich hinterlassen ††). (*Mohnike.*)

F. Liebenberg in derselben Zeitschrift: (*theolog. Biblioth.*; 18de Bind. 1820. S. 133 ff.) abgedrucktes Denkmal bei Chr. Bastholms Leichenbestattung enthält eben so, wie Möllers Lebensbeschreibung, wahre und herzliche Worte zur Charakteristik des Verewigten als Mensch, als Christ und als Verkündiger des Evangeliums betrachtet. Sein Brustbild ist oft in Kupfer gestochen werden, z. B. von Clemens Friedrich u. a. Das, welches der, in der Nyerup-Lahdeschen Porträtsaml. befindlichen, Autobiographie (Schwedisch, Gothenburg 1815) vorgesetzt ist, gleicht vorzüglich, und spricht jeden freundlich und zutraulich an, der die Züge der Geradheit, des Freimuthes und der kunstlosen Biederkeit zu erlennen und zu schätzen weiß.

*) Die Feuillans verbreiteten sich von hier aus durch ganz Frankreich, und besaßen auch ein Kloster zu Paris, wovon sich während der Revolution eine der politischen Parteien, die darin ihre Versamlungen hielt, benante.

†) M. s. über ihn Tassin in der Gelehrtengesch. der Congregation von St. Maur, teutsche Übers. B. 2. S. 591 — 93. In der Biblioth. hist. et critique des Aut. de la Congregation de St. Maur par *D. Filipe le Cerf*, komt er nicht vor; ein Beweis mehr, daß seine hinterlassene Werke nicht gedruckt sind. ††) S. Bernh. Pez (Biblioth. Benedictino-Mauriana), Phil. le Cerf (Biblioth. hist. et crit. des Aut. de la Congreg. de St. Maur p. 7. etc.) und bes. Tassin in der Gelehrtengesch. der Congregation v. St. Maur, teutsche Übers. B. 1. S. 190. u. s. w.

BASTILLE, ursprünglich eine allgemeine Benennung fester, zumal mit Thürmen befestigter Schlösser *), dann ausschlüßlich demjenigen Schlosse geblieben, welches in Paris am St. Antoniusthor **), 1369 oder 1371 auf Befehl König Karls V. gegen die Engländer zu erbauen angefangen, aber erst 1383 unter Karl VI. vollendet worden. Solche Schlösser wurden früh zugleich als Statsgefängnisse gebraucht, und so geschah es auch mit der pariser Bastille, wohin schon ihr eigener Baumeister, oder der wenigstens ihren Grundstein legte, Hugues Aubriot, oder Ambriot, Stadtmajor und Vorsteher der Kaufleute zu Paris, wegen Religionsmeinungen als Gefangener wandern mußte. Die Bastille wurde im 16. und 17. Jahrh. noch mit Festungswerken nach der neuern Manier, insbesondere mit einer mächtigen Bastion und mehren Gräben versehen. Das Hauptgebäude bildete ein ziemlich regelmäßiges Parallelogram von 34 Toisen Länge und 18. Toisen Breite. An jeder der beiden größern Seiten sprangen vier runde Thürme hervor. Wir finden in verschiedenen Werken, zumal in *le Maire*, **Paris ancien et nouveau**, eine umständliche Beschreibung dieser acht durch eine über ihnen fortlaufende mit 13 Kanonen besetzte Terrasse verbundenen Thürme. Jeder Thurm hatte 5 Stockwerke, jedes Stockwerk enthielt ein Gefängniß von 15 bis 16 Schuh im Durchmesser, und gegen 20 Schuh Höhe. Durch ein kleines vergittertes Fenster in der 10 Schuh dicken Mauer drang sparlich das Licht ein. Auch gab es unterirdische Kerker, 19 Schuh unter der Fläche des Hofraumes. Ludwig XI. hatte diese Schrecken durch einen eisernen Käfich vermehrt. Wol gab es in Frankreich noch mehre so abscheuliche Statsgefängnisse, aber jenes der Bastille ist theils durch seinen häufigern Gebrauch im Dienst des grausamsten Despotismus, vorzüglich aber durch seine den Anfang der französischen Revolution bezeichnende Eroberung welthistorisch merkwürdig geworden. Von diesen beiden Gesichtspunkten aus erscheint daher eine nähere Betrachtung lehrreich.

In den allgemeinen Werken, welche die Geschichte Frankreichs und des über demselben vor der Revolution gelegenen ministeriellen und Hofdespotismus zum Gegenstande haben, treffen wir zerstreut auch manche Data zur Geschichte der Bastille an. Doch wurde der Schleier, den die arglistige Gewalt künstlich über das Ganze gezogen, erst durch den unsterblichen 14. Julius zerrissen. In der erstürmten Bastille fand man eine Menge authentischer Papiere, welche über die Zahl und Eigenschaften der dort Gefangenen, über die Ursachen und Dauer ihrer Gefangenschaft und andere Merkwürdigkeiten, vorzüglich während der beiden langwierigen Regirungen Ludwigs XIV. und XV. Aufschluß geben, und von welchen, obschon ein großer Theil derselben zerstreut und vertilgt worden— noch eine ansehnliche Samlung durch den Druck dem Publikum bekant gemacht, auch unter dem Titel: „Beiträge zur Geschichte der Bastille in Auszügen und Abschriften einiger merkwürdigen authentischen Papiere, die bei der Eroberung derselben gefunden worden," in einer teutschen Übersetzung (Frankfurt und Leipzig, bei Varrentrapp und Wenner 1789 und 1790) erschienen ist. Bei Durchlesung der langen Liste der von Jahr zu Jahr auf unmittelbar königlichen oder ministeriellen Befehl (lettres de cachet) ohne Urtheil und Recht hier Eingekerkerten fühlt man sich von Schmerz und Entsetzen durchdrungen; man glaubt sich in einer Mörderhöhle, worin aufgehäufte Schädel von Erschlagenen uns angrinzen. Wol sind auch viele wirkliche Verbrecher darunter, welche zum Theil durch ordentlichen Rechtsspruch nachmals zum Tode, zur Galeere oder ins Zuchthaus verurtheilt wurden. Aber auch bei solchen wahren oder angeblichen Verbrechern ist die, oftmals vieljährige, selbst lebenslängliche Verhaftung willkürlich, ohne Rechtsform und giltigen Beweis, verhängt, oft auch mit derselben, durch die entgegengesetzte Richtung doppelt empörenden, Willkür ein begünstigter Mörder oder Dieb blos mit ein paar Wochen Gefangenschaft bestraft worden, und bei weitem die Meisten, die hier schmachteten, sind ganz unschuldig, oder doch nur kleiner Vergehungen schuldig gewesen, beklagenswerthe Schlachtopfer der ministeriellen Tyrannei, der finstern Hofkabale, der gewissenslosen Politik, der Leidenschaft, der Engherzigkeit, ja mitunter der bloßen üblen Laune des Gekrönten, oder seiner Maitresse. Viele wurden eingekerkert ohne Angabe einer Ursache; man liest von ihnen nichts als den Namen, ja oft war auch der Name falsch angegeben, den Schleier ganz undurchdringlich zu machen. Manche verschloß man, damit sie Stats- oder Hofgeheimnisse, zu deren Kunde sie zufällig oder von Amtswegen gekommen, nicht verrathen, oder damit sie verhaßte Ansprüche nicht geltend machen, wegen erlittener Beleidigung sich nicht rächen könten. Von vielen ist ein ganz allgemeiner Grund angegeben, als: wegen verschiedener böser Reden, wegen Intriguen, wegen Prozeßsucht. Eine sehr große Zahl von Gefangenen bestand aus Zeitungschreibern, Schriftstellern, Buchhändlern, Buchdruckern, oder überhaupt Theilnehmern an der Verfassung oder Verbreitung geächteter oder auch nur misfälliger Schriften und Nachrichten. Schon der bloße Verdacht solcher Theilnahme reichte hin zur Einkerkerung. Keine Rubrik ist häufiger in den Registern, als diese. Je schlechter die Minister, desto empfindlicher waren sie. Ein Epigramm gegen ihre Verwaltung war gefährlicher als ein Todschlag. Besonders zeichnen die Herren Phelippaux, Amelot, Maurepas, Vergennes, le Noire, Breteuil in solchen Verfolgungen sich aus. Mehre der vorzüglichsten, zum Theil durch Charakter, wie durch Talent ehrwürdigen Schriftsteller büßten in der Bastille; wie d'Arnaud, Blondel, Dupré de Richemond, Langlet Dufresnoy, Marmontel, Linguet, Pelleport, Brissot u. a. Aber selbst oft unwissende Handlanger, Buchdruckergesellen, Dienstmägde wurden wegen Theilnahme an solchen Sünden ins Statsgefängniß gebracht.

Fast gleich zahlreich waren die Einkerkerungen der Religion wegen. Die entgegengesetzten Verirrungen der Freigeisterei und der Mystik, des Indifferentismus und des

*) Abgeleitet nach Einigen von bâtir, nach Andern von balista, und wieder nach Andern von bastiae, in der ersten Voraussetzung verwandt mit bastide, was überhaupt ein Gebäude oder ein Haus bezeichnet. **) Auch die übrigen Thore hatten ihre Bastillen; aber nur die vom genanten wurde bedeutend.

Sectengeistes wurden in denselben Mauern gebüßt, und eine lange Folge, hier von „Atheisten" oder „bösen Katholiken" dort von Jansenisten und Molinisten, von Gegnern und von Anhängern der Constitution „Unigenitus" von Anhängern der Parlemente und der Jesuiten, von Convulsionären, Wundergläubigen und Ungläubigen, alle durch desselben Hofes Machtspruch zur Bastille verdamt, gibt das eindringlichste Bild von den Schrecken der Willkürherrschaft, und möchte, nach dem Ausdrucke eines geistvollen Patrioten, als die beste Vorrede einer neuen Constitution dienen. Wenn übrigens der Wechsel des französischen Hofes in Grundsätzen oder Tendenzen weniger häufig, und die Verfolgung der gegen Roms Diktate sich erhebenden Männer fast bleibende Regel war, so mögen wir dieses der dort unter den oben genanten Regierungen tief gewurzelten Engherzigkeit und Beschränkung, und der Naturgemäßheit eines Bündnisses zwischen einem Despoten mit allen übrigen zuschreiben. So weit ging der Fanatismus, daß sogar Kinder (wie die kleine St. Pern, ein Mädchen von 7—8 Jahren, Claude Larche, ein Knabe von **14** Jahren, u. a.) wegen der jansenistischen Händel in die Bastille gesperrt wurden. Der Priester Augustin Housset saß darin zehn Jahre, und wurde darauf noch verwiesen, blos weil er glaubte, der Abbé Vaillant sey der Prophet Elias. Angelique Noel, die Tochter eines Glasers, wurde eingekerkert, weil sie, in ihrem Eifer für den heiligen Medard, und den Wunderthäter Franz. Paris, ihrem Vater einige Glasscheiben zerbrochen. —

Auch Familien-Tyrannei begrub in der Bastille ihre Opfer. Leicht erwirkten unnatürliche Väter, Brüder, oder Vormünder die Einsperrung ihrer Kinder, Geschwister oder Mündel, oft wol wegen wirklicher Vergehen oder Ausschweifungen, welche jedoch besser durch gemäßigte häusliche Züchtigung als durch des Kerkers Grab wären bestraft worden, oft aber auch wegen blos jugendlicher Verirrungen und Schwäche, oder einer dem Familienstolz anstößigen Verbindung. Zwar wurde in neuern Zeiten durch einen Befehl des Ministers Breteuil die Strafzeit für solche auf Ansuchen in die Bastille Aufgenommenen auf 2 bis 3 Jahre beschränkt; aber diese Beschränkung selbst zeigt von früherer Übertreibung; auch war sie unwirksam gegen die im Finstern schleichende Tyrannei. Viele dieser Schlachtopfer der Willkür, so wie jener des Fanatismus und der Hofcabale blieben bis an ihren Tod im Gefängniß, weil man ihrer, wie der Begrabenen, später vergaß, oder weil ihre Bitten um Freilassung, von Feindes Bosheit unterdrückt, nicht an den Thron gelangten. Vielen raubte auch der Kummer das Leben schnell; viele wurden wahnsinnig aus Verzweiflung. Alsdann brachte man sie gewöhnlich ins Irrenhaus zu Charenton; auch wurden oft, wenn die Bastille überfüllt war, ein Theil der Gefangenen nach andern Kerkern geschleppt, um neuen Ankömlingen Platz zu machen. Dennoch finden wir in den Registern der Bastille nicht wenige, welche zwanzig bis dreißig und mehr Jahre in ihren Gräbern schmachteten, ja einer darunter, Isaac Armet de la Motte, wurde, nachdem er vier u. funfzig Jahre 5 Monate und 6 Tage darin gesessen, nach Charenton versetzt.

Die Zahl der Gefangenen in der Bastille war sehr wandelbar; mitunter nur von 10 — 20, gewöhnlich aber von 40 bis 50 und darüber; ja im J. 1755. waren ihrer 70, im J. 1741. 72, im J. 1745. 60. — In der allerneuesten Zeit, unter dem milden Ludwig XVI. verminderte sich die Zahl, und bei Erstürmung der Bastille befanden sich nur sieben darin, worunter einer Tavernier wegen unbestimter Beschuldigungen seit 30 Jahren saß, ein anderer, de Whyte, in seinem Kerker wahnsinnig geworden, der dritte, der Graf von Solage, wegen jugendlicher Verirrungen durch seinen eignen Vater zur Haft gebracht war, und ohne Verhör seit 1782 seufzte. Die übrigen vier waren wegen wirklicher Verbrechen, nämlich wegen Wechselverfälschung eingesperrt. Doch erst im Jahr vor der Erstürmung waren unter andern auch zwölf bretagnische Edelleute mit einander in die Bastille gekommen, weil sie als Deputirte des bretagnischen Adels mit einer Vorstellung gegen drückende Verordnungen am Throne erschienen.

Nicht nur Menschen, auch verhaßte Sachen wurden in die Bastille gethan. Bücher zumal und Manuscripte, welche den Ministern misfielen; nicht nur die etwa persönlich beleidigenden, sondern auch rein wissenschaftliche Abhandlungen über Jurisprudenz oder Gesetzgebung und Politik, ja über Arzneiwissenschaft und Chemie; auch Kriegsschriften, Angrifs- oder Vertheidigungsplane. Eine unzählige Menge solcher Schriften ward bei der Eroberung der Bastille gefunden, unter ihnen auch manche, die troz der Achtung schon längstens die Bibliotheken aller Aufgeklärten zierten, obschon die Beschränktheit der Minister sie in der Bastille vergraben zu haben vermeinte.

Es war wol sehr natürlich, daß das im J. 1789 zu Freiheitsgedanken wieder erwachende Volk, daß zumal das von den Schrecken der Bastille unmittelbar bedrohte pariser Volk, dann alle, die bei der Wiedergeburt des States eine thätige Rolle übernommen hatten, und über welchen daher im Fall des Mislingens die allernächste Gefahr der Einkerkerung schwebte, daß überhaupt alle Verständigen und Wohlgesinten mit der Abschaffung der lettres de cachet auch die Zerstörung der Bastille, als einer der furchtbarsten Festen des Despotismus für eines der ersten und nöthigsten Mittel zur Erreichung des großen Zweckes erkanten. Leicht war es demnach, als die durch den edeln Muth der Reichsstände und die väterliche Gesinnung des Königs hoffnungsreich emporstrebende Freiheit durch die Verschwörung ihrer unversöhnlichen Gegner gleich in ihrem ersten Entstehen wieder mit völliger Erdrückung bedroht ward, ihre Freunde unter der Losung: „nach der Bastille!" in einen begeisterten Schlachthaufen zu sammeln. Es geschah dieses am **14.** Julius, nachdem drei Tage zuvor der König durch die plötzliche Verabschiedung seines Principalministers Nekker, dessen volksfreundliche Gesinnung die Hoffnung der Nation war, und Montmorin's, seines würdigen Collegen, ganz unverkenbar gezeigt hatte, daß er endlich in die Schlingen des geheimen aristokratischen Komite's, das seinen Hof beherschte, gefallen, und von der Sache der Freiheit durch die bösen Einflüsterungen und treulosen Rathschläge dieser Hofpartei entschieden abwendig ge-

macht sey. Der verhängnißvolle Augenblick war gekommen; schon war eine furchtbare Waffenmacht gegen das Volk aufgestellt, 23 Regimenter mit einer zahlreichen Artillerie, welche man bei Paris zusammen gezogen, um die Zurücknahme alles früher Bewilligten durch Kriegsgewalt zu unterstützen. Vergebens hatte bisher die Nationalversamlung um Entfernung dieser Truppen gebeten, sie sah das Schwert des Despotismus bereits über ihren Häuptern gezückt; nur die sich noch immer sträubende Gutmüthigkeit des Königs gewährte zweifelhaften Aufschub. Dieses erkanten mit den Volksvertretern viele Tausende des Volkes selbst; den weniger Kundigen ward eifrige Belehrung; der gemeine Haufe war schon durch den Brodmangel aufgeregt, und sah verlangend nach Führern sich um. Doch wäre dies alles wol fruchtlos geblieben, hätten nicht auch die Soldaten selbst die Volksgefühle getheilt, und wären sie nicht auf die Seite derjenigen getreten, gegen die man sie führen wollte. Die Gardes Françaises Allen voran, dann ein Theil des Regiments von Provence, und von andern Corps viele Einzelne vereinigten sich mit dem Volke. Schon hatte dieses sich zu bewaffnen begonnen, unter der Leitung einer neugewählten Stadtobrigkeit; die grüne Kokarde, als Farbe der Hofnung, von Bürger aller Klassen aufgesteckt, bezeichnete den allgemeinen Bund. Nun zog man vor das Invalidenhaus, um noch mehr Waffen zu erhalten. Der Gouverneur öfnete die Thore und ließ die Bürger 20,000 Gewehre samt einer Anzahl Kanonen mit hinreichender Munition nehmen. An demselben Tage, den 14. Julius, um zwei Uhr Nachmittags ertönte im Palais royal und auf den Straßen der Ruf: „nach der Bastille!“ und alles strömte dahin. Der Gouverneur Launay läßt ein paar hundert der Voraneilenden über die Zugbrücke in den ersten Hof ein, und schmettert sie mit Kartätschen nieder; aber schnell wird das Bubenstück gerächt. Stürmend dringen die Bürger in den ersten, dann in den zweiten Hof, tödten, was Widerstand leistet und sind Herren der Bastille. Der Gouverneur Launay und der Major de Losmé (der letzte persönlich eines bessern Schicksals werth) werden von den Siegtrunkenen nach dem Greveplatz geschleppt und getödtet. Dasselbe wiederfährt dem ersten Bürgermeister Flesselles, von welchem man einen verrätherischen Brief in Launay's Tasche gefunden. — Weiter wird kein Unfug getrieben; das triumphirende Volk, bald auch durch lauten Beifall der Reichsstände und des, hier wieder seinen eigenen Empfindungen gehorchenden, Königs selbst, so wie durch den Jubel von ganz Europa belohnt, erscheint wie ein Volk von Brüdern.

Dieser unsterbliche Tag, der Anfangspunkt einer neuen welthistorischen Periode, ist auch vielfältig durch unlautere Darstellung verdunkelt und entstellt worden. Aber er wird vor dem Urtheil der unbefangenen und noch der spätesten Nachwelt als einer der schönsten Tage in der französischen Geschichte glänzen. Seine Verherlichung ist außer der Evidenz der Sache noch weiter gegründet auf vielstimmige und vollgiltige Zeugnisse, auf die feierliche Billigung, die der großherzigen Erhebung des Volkes durch die edelsten Männer der Nation, wie Lally-Tolendal, Clermont Tonnerre, la Fayette u. a., ja durch den König selbst, der damals noch stark genug zur freien Erklärung war, ertheilt ward. In allen öffentlichen Reden, welche darüber aus dem Munde der constituirten Autoritäten, aus jenen der Gewaltträger des Königs und aus des Königs eigenem Munde gingen, wurde die Erstürmung der Bastille als eine glorreiche That, werth der Verewigung durch Schrift und Denkmal, und als Begründerin der herlichsten Hofnungen gepriesen; und der tugendhafte Bailly, Maire von Paris, als er ein paar Tage darauf dem König die Schlüssel der Stadt entgegentrug, durfte mit ruhiger Überzeugung und edler Rührung sagen: „Sire: es sind dieselben Schlüssel, die Heinrich IV. überreicht wurden. Er hatte sein Volk wieder erstritten, hier ist es das Volk, das seinen König wieder erstritt.“ — Selbst die Soldaten, welche der Standesverpflichtung entgegen von ihrer Fahne zu jener des Volkes übergegangen, wurden, der Gerechtigkeit der Volkssache willen, als gerechtfertigt betrachtet. Nicht von Verzeihung, nur von Vergessenheit wurde gesprochen: denn, also erklärten die Stimmführer der Nation und des Thrones, unter ihnen auch der Herzog von Liancourt, einer der ersten des Hofes, wo nichts Strafbares begangen worden, da bedarf es keiner Verzeihung; „Soldaten der Freiheit können nie Ausreißer heißen.“

Gleich den folgenden Tag nach der Erstürmung wurde mit der Niederreißung der Bastille der Anfang gemacht. Unter dem Donner der Kanonen begannen fünfhundert Arbeiter das Werk. Der Zusammensturz der schauerlichen Mauern verkündete den entschiedenen Fall der despotischen Gewalt. Jetzt eilte der König, die Truppen von Paris zu entfernen, Neckern zurück zu berufen, der Nationalversamlung vertrauend sich hinzugeben, und mit Huldigungen der Liebe und des Dankes überströmte ihn das beruhigte Volk. Eine herliche Aussicht öfnete sich Frankreich, die leider bald wieder verschwand; vergl. **Frankreich**, **Ludwig XVI.** und a. Art. (*v. Rotteck.*)

BASTIMENTOS, eine Gruppe von kleinen Inseln nahe am Isthmus von Darien am Eingange der Bucht von Nombre de Dios im karaibischen Meere, zu der Intendantur Panama des Generalcapitanats Guatimala gehörig. Sie liegen unter 9° 52′ n. Br. und 297° 54′ östl. L., bilden einen guten Hafen und haben Wasser im Überfluß. Hier lag im letzten Seekriege der britische Admiral Hosier mit einer Escadre mehre Jahre zur Bewachung der Küsten. (*Hassel.*)

Bastion, s. **Bollwerk**.

Bastkohle, s. **Braunkohle**.

BASTOGNE, Stadt am Ardennerwalde in dem Bez. Neufchateau der niederländischen Provinz Luxemburg. Sie war vormals ein blühender Ort, der stark befestigt war, aber seit 1688 keine Festungswerke weiter hat, und außer mehren Kirchen 500 schlechtgebaute Häuser in engen finstern Gassen, und 2304 Einw. enthält, die sich vom Ackerbau, von einigen bürgerlichen Gewerben und vom Vieh- und Holzhandel nähren, auch Jahrmärkte halten. (*Hassel.*) — Da der Ort weder an sich bedeutend ist, noch durch seine Umgebungen sich auszeichnet: so ist sein Beiname **le Paris de l'Ardenne** schwer zu erklären. (*Wyttenbach.*)

BASTONNADE (von Baston, Baton, Stock), eigentlich Stockprügel, als Strafe bei mehren ältern Völkern, jetzt vorzüglich noch als Strafe in der Türkei bekant, als Schläge auf den Rücken oder die Fußsohlen, doch nicht mit Stöcken, sondern mit knotigen Stricken. (*H.*)

Bastuli (**Basculi**), Volk in Hispania Bätika, unfern der Straße von Gibraltar *). (*H.*)

Bat, Bath, Batowce, s. Frauenmarkt.

BATA, magyar. Pfarrdorf in der Raaber Gespanschaft in N. Ungern, jenseit der Donau, am Donauufer, zum Raaber Domkapitel gehörig, mit einem fruchtbaren Boden, merkwürdig, weil die Einwohner adelige Prädialisten (s. d. Art. Prädialisten und Ungern) sind, und wie die Prädialisten zu Vajka in der Preßburger und zu Verebély in der Barscher Gespanschaft, das Recht haben, ihre Stuhlrichter zu wählen. Die Einw. sind Katholiken. (*Rumy.*)

BATA, **BATTA**, magyar. Marktflecken in der Tolner Gespanschaft in N. Ungern, jenseit der Donau, Földvarer Bezirk, dem Theresianischen Stift in Wien gehörig, an der Donau und Sárviz gelegen, mit einer kath. und reformirten Pfarre und einem Benedictinerkloster (s. Bataszék). Zahl der Einw. (nach dem Fünfkirchner bischöfl. Diöcesankalender). **1321** Kathol., **443** Reform., 5 nicht unirte Griechen, 4 Juden. Die Abtei des heil. Michael zu Bátta gehörte zur Fünfkirchner Diöcese. Der Boden ist mittelmäßig fruchtbar, an Wiesewachs u. Weide ist kein Mangel. (*Rumy.*)

BATACULO, **BATECULO**, ein Eiland mit einem starken Fort auf der Ostküste der Insel Seilan 7° 45′ nördl. Br. und 99° 24′ östl. L.). Bei demselben steht ein von Hindus und Mohammedanern bewohntes Dorf mit 2 portugisischen Kapellen, und Schiffe, die 70 Tonnen führen, können in die Mündung des kleinen Hafens einlaufen. Die Umgegend ist wild und mit Felsen und Klippen von den abenteuerlichsten Gestalten bedeckt. (Nach Percival.) (*Hassel.*)

Bataillon, s. 1) Schlachtordnung des Fussvolks; 2) Heeresabtheilungen. B's-Arzt, s. Militär-Arzt. B's-Gasse, s. Lager. B's-Geschütz, s. Geschütz.

BATALHA, Villa im portug. Estremadura, Correiçao de Leiria, mit 200 Häus., 1000 Einw., ausgezeichnet durch das, von König Johann I. zum Andenken der Schlacht von Aljubarota gestiftete adelige Dominicanerkloster, mit dem von König Emanuel angefangenen, aber nicht vollendeten Mausoleum †). (*Stein.*)

BATAMTA, Batemta, ein Australland im N. von Neuguinea unter 0° 48′ n. Br. und von 148° 4′ bis 148° 49′ östl. L. und von Salwatty durch die Pittsstraße getrent. Es ist bewohnt und 7 Meilen lang, 1 breit. (*Hassel.*)

BATAN, Stadt oder Flecken im Mesopotamien, im Distrikte von Charran oder Harran. Dieser Ort war der Geburtsort des Mohammed Ben Dscheber, und er erhielt davon den Beinamen, unter welchem er bekanter ist, Al Batani, woraus man Albategnius gemacht hat, s. Albategnius. (*H.*)

*) *Plin.* H. N. 3, 1, 3. *Mel.* 3, 1.

†) J. Murphy hat von diesem Kloster als einem der edelsten Denkmäler der gothischen Baukunst eine aus dem Portugisischen des F. L. von Sousa ins Englische übersetzte Beschreibung geliefert (1791. fol.). (*H.*)

BATANG, ein Eiland an der südöstlichen Spitze der Halbinsel Malacca, umgeben von vielen Felsenklippen, und nur durch einen schmalen Kanal von dem Eilande Bintang getrent. Es ist etwa 5 Meilen lang, 2 breit und hat malaiische Bewohner. (*Hassel.*)

BATARDE, ein altes franz. Geschütz, das $9\frac{1}{2}$ Fuß lang war und eine $7\frac{1}{2}$ pfündige Kugel schoß. (*v. Hoyer.*)

Batarra, s. Battara.

Bátaszek, s. Battaszek.

Bataten, s. Convolvulus Batatas u. Kartoffeln.

BATĀVI, Patavi [1]), *Βατάουοι* [2]), *Βαταβοὶ* [3]), die Bataver ein ursprünglich cattisches Volk [4]), wahrscheinlich aus der Gegend von Battenberg (Battanoburgium) an der Eder und Battenhausen [5]), wanderten bei Gelegenheit innerlicher Unruhen vor Cäsar [6]) über den Rhein und setzten sich auf der Südseite der Waal (Vahalis) und der großen Insel fest, welche dieser Fluß bilden half, und außer ihm von der Maas, dem Oceane und dem westlichsten Ausflusse des Rheins begränzt wurde. Dieses ist nun die Insula Batavorum, welche Cäsar (l. c.) beschreibt. Plinius [7]) gibt ihre Länge auf 100 M. P. = 20 teutsche Meilen an, welches etwas zu viel gerechnet ist, wenn wir auf die Krümmungen des Weges keine Rücksicht nehmen, da die Insel in gerader Richtung nur $17\frac{1}{2}$ M. lang ist. Cäsar rechnet 80 M. P. Die Tab. Peuting. zeichnet keine Insel, sondern setzt zwischen der Maas, die sie Patabus-Fluß nent, und dem Ausflusse des Rheins den Namen des Landes Patavia, und reicht ungefähr damit bis Noviomagus (Nimwegen). Außer dieser eigentlichen Insula Batavorum des Cäsar, wurde indeß auch in spätern Zeiten alles Land nördlich derselben, von der Yssel und dem Flevo-See bis zum Meere mit diesem Namen in weiterer Bedeutung bezeichnet, als Drusus durch die bekante Fossa Drusiana die Ausflüsse des Rheins geändert, und die Yssel (Sala) und den Flevus (Südersee) zur Hauptmündung gemacht hatte. Dieses sah schon Hadrianus Junius [8]), den gegen die bittere Widerlegung Cluver's [9]) Isaak Pontanus [10]) und Cellarius [11]) vertheidigen. Von dieser größern Insel konte Zosimus sagen, daß sie die größte aller durch Flüsse gebildeten Inseln und durch den Rhein in zwei Theile getheilt sey [12]). Dieser größern

1) Tab. *Peut.* Sect. 1. 2) *Dio Cass.* LV, 24. 3) *Ptol.* Geogr. Cap. 8. (verschrieben im Coisl. Cod. *Βαταχοί*). 4) *Tacitus* Hist. IV, 12. Ihren teutschen Ursprung bestätigen Plinius H. N. IV, 17. und Tacitus de Mor. G. 29. Adrianus Paars hat über diese Abstammung einen besondern Tractat unter dem Titel Catti aborigines Batavorum geschrieben. 5) *Martiniere* v. Bat. u. *Cluver* Lib. II. G. A. p. 141. 6) Cäsar kent schon die Insula Batavorum B. G. IV, 10. Über die Zeit der Einwanderung der Catten in diese Insula Bat. schrieb Ja. Gronov einen Tractat de tempore immigrationis Batavorum in insulam suam. Er ist der Meinung, daß dieses kurz vor Cäsar geschehen sey. Mannert stimt ihm hierin bei. A. G. 2, 235. 7) *Plin.* IV, 13. 8) *Hadr. Junius* Hist. Bataviae p. 17. 9) *Cluv.* Germ. ant. Lib. II Cap. 34. 10) *Is. Pont.* Discept. Chorogr. p. 43 sqq. 11) Geogr. ant. L. II. Cap. 3. 12) *Zosim.* L. III. cap. 6. *καὶ τῇ Βαταβίᾳ προσχόντες. ἣν δίχα σχιζόμενος ὁ Ῥῆνος νῆσον ποιεῖ, πάσης ποταμίας μείζονα νήσου... τότε ὑπὸ Σαλίων κατείχετο.* Man vgl. dabei auch Haimrod's Bataviae Descriptio p. 6, und über die Ausflüsse einen recht guten Aufsatz in den N. Geogr. Ephemeriden 7. Bd. 1. St. 1820: Übersicht der

Insel scheint der Name Batavia besonders zuzukommen, wie wir ihn in den ältesten Schriftstellern nicht [13]), wol aber im Dio Cassius (l. c.), Eumenius [14]) und auf der Tab. Peut. mit Veränderung des B in P, und Zosimus (l. c.), der Batabia schreibt, und Pacatus [15]) finden. Übrigens muß auch die Aussprache Betavia (vielleicht bei den Eingebornen) schon früh vorgekommen seyn, da außer mehren Inschriften, auf denen der Name Batavi vorkomt, auch eine sich findet, auf der man Betavi lieset [16]). Dieser Name ist noch in der heutigen Landschaft Betauw, Betau oder Betawe, einer Insel zwischen dem Rhein, der Wahl und dem Leck, und dem alten Pagus Batua oder Battawe [17]), vielleicht auch in Beveland (pagus Bevelandia), übrig, wo das Dorf Cats noch den Namen der eingewanderten Catten erhalten soll [18]). Die südliche Gränze der Bataver ist nicht genau zu bestimmen, so viel aber ist gewiß, daß sie auch südlich der Wahl und der Maas, bis zu den Toxandriern und Menapiern und Gugernern oder Sicambrern gewohnt haben müssen. Dieses sieht man aus Tacitus [19]); extrema Gallicae orae vacua cultoribus, *simulque* insulam inter vada sitam occupavere [19b]). Den Streit, der darüber geführt wird, ob dieses Land der Bataver zu Gallien oder zu Germanien zu rechnen sey, sucht Mannert [20]) dahin zu schlichten, daß es zu Cäsars und Tacitus Zeiten weder zu Germanien noch zu Gallien, dann aber, als die Römer angefangen hätten, mehr Einfluß auf das Land zu gewinnen, zu Germania secunda (also zu Gallia Belgica) gerechnet sey, wie Ptolemäus es auch anführe. Er sagt, es hätten nie Gallier den Boden der Bataver bewohnt, Cäsar trenne ausdrücklich Gallien von den Sitzen der Bataver, und Tacitus sehe [21]) den östl. Arm des Rheins ausdrücklich als die Gränze Germaniens an, ohne darum das Land der Batavi zu Gallien zu rechnen. Diesem steht aber entgegen, daß, obgleich Cäsar sich nicht genau darüber erklärt, Tacitus doch an einer andern Stelle [22]) die Caninefaten und Bataver ausdrücklich einem Theile Galliens zuschreibt, daß er an der von Mannert angeführten Stelle die Gränze Germaniens eben so ausdrücklich an den östl. Ausfluß des Rheines, nicht so bestimt die Gränze Galliens an den westlichen Ausfluß setzt, und daß Ptolemäus die Städte der Bataver eben so in der Beschreibung von Gallia Belgica aufzählt, wie er alle andere teutsche Völker, welche an der Westseite des Rheines saßen, und alle Mündungen des Rheins zu Gallia Belgica rechnet. Auch würde Tacitus die Bataver unter den Völkern Germaniens in seiner Germania beschrieben, und sie nicht unter denen aufgezählt haben, welche aus Germanien nach Gallien übergegangen wären, wie er im 29. Cap. seiner Germania wirklich thut, wenn er ihr Land nicht zu Gallien gerechnet hätte.

Als Unterabtheilung der Bataver [23]) werden angeführt die Caninefaten und nach einer Stelle des Plinius auch Friesen, Chauken, Frisiabonen, Sturier und Marsacier (man s. die verschiedenen Artikel besonders nach), zwischen den Mündungen der Ausflüsse Helium (Mündung der Maas [24])) und Flevum [25]). Die letztgenanten Völkerstämme wären, wie schon ihr Name beweiset, der auf frühere Wohnsitze im Norden des eigentlichen Germaniens hinzeigt, nur eingewandert, und hatten sich wahrscheinlich zum Schutz unter die Herschaft der Bataver begeben. Die Canninefaten [26]), Caninefaten, Cannenufaten [27]), oder nach Inschriften Cannanefaten [28]), gehörten ihnen näher an. Sie waren nach Tacitus [29]) von derselben Abkunft, also auch Chatten, hatten dieselbe Sprache und denselben Ruhm der Tapferkeit. Doch waren sie geringer an Anzahl. Sie bewohnten einen Theil der Insula Batavorum [30]), und scheinen zunächst an den Batavern gegen die Friesen und Bructerer zu gesessen zu haben. Für diese Sitze spricht der Umstand, daß sie im J. 754 mit den Attuariern und Bructerern gegen den M. Vinicius stritten [31]), und drei Jahr darauf mit beiden Völkern zugleich bezwungen wurden, nachdem die Batavi schon durch ein Bündniß (seit 742) mit den Römern verbunden waren; daß sie an dem Aufstande des Civilis in Verbindung mit den Friesen Theil nahmen [32]) (im J. 823) gegen welche sie im J. 781 von L. Apronius geschickt waren, um sie den Römern zinsbar zu machen [33]), und daß Brinno, ihr Anführer, zuerst in die Insula Batavorum einbrach, und die Winterlager zweier römischen Cohorten plünderte, ehe sich Civilis, in dessen Lande die Römer selbst ihr Standlager gehabt hatten, erklären konte. — Es ist kein Grund vorhanden, den Caninefaten bei Harlem und überhaupt an der Westküste der Insula Batavorum, im weitern Sinne, Sitze zu geben, und alle geschichtlichen Umstände führen uns auf die Gegend, wo der Kanal des Drusus den Rhein mit der Yssel verband, und weiter hinauf nach dem Flevo-See zu. Die Yssel schied sie hier von den Bructerern

Veränderungen, welche die Oberfläche der Niederlande durch die Wirkung des Meeres und der Ströme erlitten hat. 13) Die ältern Schriftsteller kennen außer der insula Batavorum blos einen ager Batavus (*Tac.* II. Ann. 6), welcher das Land südlich der Waal ist. 14) Pro restaurandis scholis extr. orat. 15) Paneg. Theodos. cap. 5. 16) Diese Inschrift sehe man bei Gruter B. XIX, 6. 17) Cf. Chron. Gottwic. Lib. IV. p. 556. 18) *Mart.* Beveland. 19) *Tac.* Hist. IV, 12. 19b) Vgl. auch *Tac.* M. G. *non multum ex ripa* sed insulam Rheni amnis colunt. 20) Mannert's alte Geogr. 2, 239. 21) Ann. II, 6. Nam Rhenus uno alveo continuus, aut modicas insulas circumveniens apud principium agri Batavi velut in duos amnes dividitur: servatque nomen et violentiam cursus, qua Germaniam praevehitur, donec Oceano misceatur: ad Gallicam ripam latior et placidior affluens, verso cognomento Vahalem dicunt. 22) Hist. IV. c. 32. Caninefates Batavique, exigua Galliarum portio.

23) Wenn wir die Bedeutung der insula Batavorum im weiteren Sinne nehmen. 24) Gemeinschaftlich mit dem westlichen Arme des Rheines. Davon ist noch der Name Helvoet (Helium fluentum und Briel — latum Helium —) übrig. 25) Die alte Mündung der mit dem Rheine verstärkten Yssel durch den See Flevo. Diese alte Mündung, durch die Einbrüche vom J. 1205 —1297, besonders 1251, im innern Lande zu einem Meerbusen, der Südersee, erweitert, heißt jetzt noch t'Vlie östlich von Flieland. 26) *Tacit.* Hist. IV, 15. 16. 32. 27) *Plin.* H. N. 15. Die Lesarten sind verschieden; Fr. liest Cannenufatum. 28) *Gruter* Inscr. CCCLXXXV. PRAEF. EQ. ALAE PRIMAE CANNANEFATVM. 29) Hist. IV, 15. Ea gens partem insulae colit, origine, lingua, virtute par Batavis: numero superantur. 30) *Tacit.* l. c. Reichard setzt sie fälschlich auf alle Inseln vom Ausflusse der Schelde bis zum Rhein (v. l. R. Charte von Gallien). 31) *Paterc.* II, 104. Mascov's Gesch. der Teutschen 3, 21. *Pat.* II, 105. 32) *Tac.* Hist. IV, 15. 33) *Tac.* Ann. IV. 23.

und den über diesen wohnenden Friesen, sie aber von hier nach Westen zu ganz bis ans Meer reichen zu lassen, geht darum nicht wol an, weil sie nur ein kleines Völkchen gewesen seyn sollen.

Die Beschaffenheit der Insel beschreibt Eumenius [34]) etwas zu oratorisch. Er nent das Land, welches die Waal in schräger Richtung durchzieht und der Rhein mit seinen Armen umschließt, **beinabe kein Land** [35]). So, sagt er, ist das Ganze durchnäßt, daß man nicht nur dort nicht sicher geben und stehen kann, sondern daß auch da, wo es fester Boden scheint, die Erde durch den Fußtrit erschüttert wird und weit hin unter der Last erbebt. So schwimt seiner Meinung nach der Boden nur auf darunter sich befindendem Gewässer, und wankt daher sehr leicht, weil er auf nichts ruht. Weder diese trügerische Beschaffenheit des Erdbodens, noch auch die vielen Wälder, wohin die Barbaren ihre Zuflucht hätten nehmen können, fährt er fort, wären ein Hinderniß gewesen, Alles zu besiegen, und die Barbaren zur Unterwerfung zu bringen. Dies war wol die Hauptsache, welche der Panegyrist bei der Schilderung, die allerdings auf einzele Theile, keineswegs aber auf das ganze Land paßt, beabsichtigte. Der Cäsar mußte gepriesen und deshalb die Furchtbarkeit des Landes vermehrt werden.

Berge werden nicht erwähnt. Von Wäldern komt die Sylva Baduhenna [36]) vor, die aber wahrscheinlich jenseit des Rheins auf der friesischen Seite lag, und jetzt Holt Pade heißt [37]). Die **Flüsse** und **Kanäle** sind zum Theil schon genant. Flüsse waren der Rhein (Rhenus), der zu Cäsars Zeiten nur eine eigentliche Mündung in die Nordsee hatte, aber einen Theil seiner Gewässer durch einen Nebenfluß, den Wahl (Vahalis), in die alte Maas (Mosa), sandte [38]), wodurch eben die Insula Batavorum im engern Sinne, und am Ausflusse das Helium [39]) bei der jetzigen Insel Land van Voorn, gebildet wurde. Die Yssel, nach Einigen Y Sala, d. h. das Wasser oder der Fluß der Niederung, wird von den Alten gar nicht genant, und auch im Mittelalter komt der Name Sala selbst nicht vor, wol aber, der Islegove [40]) am Flusse Isla, das heutige Salland. Daß der Fluß auch Sala geheißen habe, muthmaßet **Cluver** [41]), weil die hier sitzenden Franken den Namen der **Salfranken** oder **Salier** hatten, und das **Dorf Sallier** an seinem rechten Ufer liegt. Die Ursache, daß der Name dieses Flusses von den römischen Schriftstellern nicht erwähnt wird, war wol die, daß Cäsar ihn noch nicht kante, daß er aber zu Tacitus und Plinius Zeiten schon in dem Namen des Rheines untergegangen war, indem er durch die fossa Drusiana zum Hauptausfluß dieses Stromes gebildet war.

Die fossa Drusiana [42]) oder die Drusinae schlechtweg, waren, wie schon ihr Name anzeigt, ein Werk des Drusus, der dasselbe 741 [43]) a. u., während er selbst zu Lande in Teutschland vordrang, vollenden ließ, damit die auf dem Rheine erbaute Flotte auf einem nähern und weniger gefährlichen Wege in das mare Germanicum auslaufen und die Bewegungen der Landarmee unterstützen könte. Von dieser fossa Drusiana sprechen **Tacitus** [44]) und **Suetonius** [45]) ganz deutlich; weniger bestimt **Dio Cassius** [46]), der blos einen See, oder Meerbusen (λίμνη) nent, durch welchen **Drusus** in das Land der Chauken eindrang [47]). **Tacitus** nent in der angeführten Stelle nur einen Kanal, welcher ohne Zweifel derjenige ist, der noch heut zu Tage von Ysselort bei Arnheim bis Doesburg (nicht Deususburg, wie **Junius** meint, sondern Asciburgum des **Ptolemäus**) geht; **Sueton** nent aber Kanäle (Fossas) in der Mehrzahl, und fügt hinzu, daß dieses Werk immensi operis gewesen sey, was er nicht gut hätte sagen können, wenn er blos von jenem einzigen Kanale gesprochen hätte, der nur $2\frac{1}{2}$ geogr. Meilen lang ist [48]), und durch ein völlig ebenes Terrain geht. Es scheint also, daß **Sueton** die Sache übertrieben habe, wie auch **Cluver** meint, oder daß außer diesem großen Kanale, der die Yssel mit dem Rheine verband, noch mehre Nebenkanäle gezogen sind, um das für die Masse des Rheinwassers zu enge Bette der Yssel bis zu ihrer Mündung schiffbar zu machen [49]). Diese fossa Drusiana führte also das Wasser des Rheins in die Yssel, welche von jetzt an von den Alten Rhein genant wurde, dann in den Flevo-See und endlich in die Nordsee (oceanus septentrionalis) durch eine Mündung, die ebenfalls flevus oder flevum ostium hieß [50]).

Ein anderer Kanal, war die fossa Corbulonis. Von diesem Kanale sprechen **Tacitus** [51]) und **Dio Cassius** [52]), jedoch so unbestimt, daß auch hierüber die

34) Paneg. Const. IV, 8. 35) Paene, ut cum verbi periculo loquar, terra non est. 36) *Tacit.* ann. IV. cap. 73. 37) *Menso Alting.* Not. Batav. et Fris. ant. T. I. p. 14. 38) *Caes.* B. G. IV, 10. 39) *Plin.* H. N. IV, 15. *Sidon. Apoll.* Carm. XIII, 31 schreibt Vachalis. Eben so XXIII, 245. **Tacitus** nent auch die Waal Rhenum amnem, Hist. V, 23. 40) *Alfr.* in vit. St. Ludgeri I, 2. 83. bei *Leibnitz.* Tom. 1. scrptt. rer. Brunswic. 41) *Cluv.* Germ. Ant, III. p. 60. 42) *Tac.* Ann. 2, 8.

43) Das Jahr der Erbauung war 741 u. c. unter dem Consulat des **M. Val. Messala** und **Q. Sulpicius Quirinus**; cf. *Pigh.* Ann. III. p. 523. 44) *Tacitus.* II Annal. cap. VIII. Jamque classis advenerat, cum, praemisso commeatu, et distributis in legiones ae socios navibus, fossam, cui *Drusianae* nomen, ingressus, precatusque Drusum patrem, ut se eadem ausum, libens placatusque exemplo ac memoria consiliorum atque operum juvaret; *lacus* inde, et Oceanum usque ad Amasiam secunda navigatione pervehitur. 45) *Sueton.* in vita Claudii I, 3. ed. *Pit. Is. Drusus* ... dux Rhaetici, deinde Germanici belli oceanum septentrionalem primus Romanorum ducum navigavit transque Rhenum *fossas* novi et immensi operis effecit, quae nunc adhuc Drusianae vocantur. 46) *Dio Cass.* Lib. IV. p 544. 47) Diese λίμνη kann eben so gut der Dollart oder der Jadder Meerbusen, als der Flevo-See seyn, besonders da **Dio** vorher schon die Friesen vom Drusus unterjochen läßt. 48) **Cluver** rechnet nicht mehr wie VIII M. P., welches aber mit der großen Güssefeldschen Charte von Gelderland nicht übereinstimt. 49) Vid. *Cellar.* G. Ant. 1. p. 262 und *Menso Alting.* l. c. p. 115. Spuren davon glaubte schon **Alting** zu entdecken. Neuere Untersuchungen muß man wünschen. 50) *Plin.* IV, 15. 51) Ann. XI. 20. Er sagt vom **Corbulo**, der als Legat des **Claud. Cäsar** in Germania inferior befehligte: Ut miles otium exueret inter Mosam Rhenumque trium et viginti millium spatio fossam perduxit, qua incerta Oceani vetarentur. 52) *Dio Cassius* Lib. LX. p. 685 von demselben: *Γναῖος Δομίτιος Κορβούλων — πιστευθεὶς πάλιν τὸ στράτευμα, καὶ οὐδὲν ἧττον ἤσκει αὐτὸ, καὶ ἐπειδή γε εἰρήνουν διετάφρευσε δι᾽ αὐτῶν πᾶν τὸ μεταξὺ τοῦ Ῥήνου καὶ τοῦ Μόσου, σταδίους ἑβδομήκοντα καὶ ἑκατὸν μάλιστα ἵνα μὴ οἱ ποταμοὶ ἐν τῇ τοῦ Ὠκεανοῦ πλημμυρίδι ἀναῤῥέοντες πελαγίζωσιν.*

Meinungen der Gelehrten von einander abweichen konten. Gewiß wird aus beiden Stellen, daß Cn. Dom. Corbulo im J. 800 n. R. E. diesen Kanal durch seine Truppen ausführen ließ, als er die Chauken zuvor besiegt und zum Frieden genöthiget hatte. Die Absicht war, die Soldaten während der Ruhe zu beschäftigen, und wahrscheinlich eine freie Schiffahrt auf einem Kanale zu erhalten, das übertretende Wasser der durch die Flut angeschwollenen Flüsse, durch die mit dem Kanale in Verbindung gesetzten Schleußen, abzuhalten, und in bestimte Gränzen einzuschränken [53]). Die ganze Beschreibung des Dio stimt zu sehr mit unsern, im nördlichen Teutschland noch jetzt gewöhnlichen Sielen oder Sieltiefen überein, als daß man an eine andre Art von Kanälen denken könte. Es war keine offene Verbindung der Flüsse Maas und Rhein, wie die fossa Drusiana, weil sonst der Zweck des Corbulo nicht hätte erreicht werden können, indem durch einen immer offenen Kanal das Wasser der Flut eben so gut eindringen und alles überschwemmen konte, als durch die Ströme selbst. Aber die Lage dieses Kanals ist zweifelhaft, welches zum Theil von den Distanzangaben der alten Schriftsteller und der Berechnung derselben bei den neuen Erklärern herrührt. Tacitus gibt dem Kanale eine Länge von XXII Milliarien, Dio Cassius höchstens XXI Mill. oder 170 Stad. Ortelius [54]), und Jo. If. Pontanus [55]) nehmen den Leck dafür an, der aber nach Hadrianus Junius [56]) und Cornelius Aurelius [57]) erst im J. 860 nach Chr. Geb. zu einem förmlichen Kanal umgeschaffen und mit Deichen versehen seyn soll. Phil. Cluver [58]) aber und Alting [59]) halten den Leck für die vom Civilis veranstaltete Ableitung des Rheins [60]) und setzen die fossa Corbulonis mit Cellarius Zustimmung [61]) von Leyden bis zur Maas herab, wo auch jetzt noch ein, nur bei Maasland-Sluys versandeter Abzugs-Kanal, de Vliet genant, sich findet. Doch dehnen sie diesen Kanal noch über den Rhein hinaus nördlich aus, weil ihrer Meinung nach die Distanzangabe des Tacitus sonst zu groß seyn würde, indem auch sie größere Milliarien als die gewöhnlichen annehmen. Rechnen wir aber die Milliarien, wie schon Dio Cassius sie in Stadien übertrug, wie gewöhnlich zu 5 auf die geogr. Meile, so findet sich hier gerade das richtige Verhältniß [62]), da von Maasland bei Quintsheul, Watering, Ryswyk, Gravenhage, Roukoop, und Voorschooten vorbei, bis Leyden (Lugdunum Batavorum) gerade 4½ Meile = 22½ Milliarien sind. Die Angabe des Tacitus wäre sonach bis auf ½ M. P. vollkommen genau, und selbst etwas richtiger als die des Dio, der indeß nur wenig von ihm abweicht. Auch braucht man bei dieser Annahme den Kanal des Corbulo nicht über den Rhein hinaus zu verlängern, was gegen die ausdrücklichen Worte beider alten Schriftsteller seyn würde. Ein Kanal von der alten berühmten Stadt Lugdunum Batavorum und dem Praetorio Agrippinae nach der Maas war aber um so wichtiger, je mehr der eigentliche Ausfluß des Rheins bei Leyden nach Anlegung der fossa Drusiana versanden mußte.

Die Ableitung des Rheins durch Claud. Civilis beschreibt Tacitus allein [63]), ohne genau anzugeben, an welcher Stelle dieselbe bewirkt wurde. Sie geschahe um das Jahr Roms 804 durch die Einreissung der moles, welche Drusus nach einer andern Stelle des Tacitus [64]) 63 Jahr vor dem Consulat des Nero III. und des Valerius Messala angefangen, und Paullinus Pompejus 812 durch seine Truppen beendigen ließ. Diese molés kann weder Doesburg, wie Manche geglaubt haben, noch auch ein Damm seyn, wodurch Drusus das Wasser des Rheins von der Waal absperren wollte, wie Mannert [65]) annimt, weil sich Civilis schon auf der Insel durch diesen Fluß sicher genug glaubte, und wußte, daß die Römer Schiffbrücken nöthig hatten, um hinüber zu setzen. Es muß vielmehr diese neue Ableitung des Rheines nördlich der Waal auf der Insula Batavorum selbst gesucht werden. Hier aber nimt Alting den Leck dafür an [66]), was auch mit allen geschichtlichen Ereignissen nach dem Rückzuge des Civilis am besten übereinstimt, wenn man zugleich Battenborg an der Maas als **Batavorum oppidum**, **Wyk te Doerstede** für **Batavodurum**, **Arenacum** für Arnheim, so wie Grinnes für Rheenen, und Vada für Wageningen hält [67]). Civilis bei Vetera (Birten)

53) *ἵνα — μὴ πελαγίζωσιν Dio* l. c. 54) *Ort.* s. v. Fossa Corbulonis. Ihm ist dieser Kanal haud dubie der jetzige Leck, weil dieser 8 Meilen lang ist und 3 batavische Milliarien auf eine teutsche Meile gehen sollen. 55) *Pontanus* Discept. Chorogr XIII. 56) Hist. Batavor. cap. 8. nach einer Utrecht. Chronik. 57) *Corn. Aurelius* lib. 1. Bat. pag. 94. 58) *Cluv.* Germ. Ant. 59) *Mens. Alt.* l. c. p. 110. 60) *Tacitus* V. Hist. Cap. 19. 61) *Cell.* G. A. 1. p. 264. 62) Man vergesse nicht, daß hier immer nur von der alten Maas, die zwischen Delftland und dem Land van Voorn sich mündet, die Rede seyn kann.

63) *Tacit.* Hist. V. Cap. 19. Civilis non ausus, oppidum *Batavorum* armis tueri, raptis quae ferri poterant, caeteris injecto igne in insulam concessit, gnarus deesse naves efficiendo ponti, neque exercitum Romanum aliter transmissurum; quin et diruit *molem* a Druso Germanico factam, Rhenumque prono alveo in Galliam ruentem, disjectis quae morabantur effudit. Sic velut abacto amne insulam inter Germanosque continentium terrarum speciem fecerat. 64) *Tac.* ann. XIII, 53. Paullinus Pompejus et L. Vetus ea tempestate (812 a. u.) exercitui praeerant. Ne tamen segnem militem attinerent, ille inchoatum ante tres et sexaginta annos a Druso aggerem coercendo Rheno, absolvit. Diese Angabe ist indeß nicht genau, da Claudius Drusus Nero, der nach seinem Tode den Beinamen Germanicus erhielt, nicht mehr lebte (er starb schon 745), und Germanicus Drusus noch zu jung war, um diesen Bau ausführen zu können. Man setzt dieses Unternehmen daher in das letzte Lebensjahr des Cl. Drusus Nero (J. 745), was auch wol angeht, da Tacitus in der oben angeführten Stelle nicht sagt eo anno, sondern ea tempestate.; cf. *Menso Alting.* Not. Bat. 1. p. 54. 65) Mannert A. G. 2, 247. 66) *Alt.* Not. Bat. 1. p. 113. 67) Das oppidum Batavorum komt in Tacitus Hist. V, 19 vor. Mannert setzt es auch südlich der Wahl, doch meint er, dürfe man nicht an Batenborg denken, weil die Besitzungen der Bataver zunächst an der Wahl sich endigten. Dies kann recht gut mit Batenborg bestehen, welches nicht einmal eine Meile südlich der Wahl liegt. Daß aber die Bataver auch eine Strecke Landes südlich der Wahl bewohnten, ist oben bewiesen. Die vier andern Orte liegen alle in einer Reihe am eigentlichen Rhein, und dienten wahrscheinlich zu Festungen gegen die bis zum Flevus hin und weiter hinauf wohnenden Teutschen. Tacitus nent sie zusammen Hist. V, 20; Mannert setzt Arenacum selbst nach Arnheim, Vada aber südlich der Wahl der Stadt Thiel gegenüber. Dies kann aber nicht seyn, da Civilis es belagerte, der schon auf das nördliche Ufer selbst

geschlagen, zog sich auf das oppidum Batavorum (Batenborg) 10½ Meilen von Birten zurück. Von da ging er geraden Weges über die nur ungefähr 1 Meile entfernte Waal auf die Insula Batavorum über und glaubte sich nun fürs Erste gesichert, weil die Römer nicht gleich Brücken über den Fluß bauen konten. Nun durchstach er auch noch die moles Drusi, und bildete den wahrscheinlich schon früher vorhanden gewesenen Leck aufs Neue, um im Falle, daß die Römer dennoch übergingen, wenigstens den übrigen (westlichen) Theil der Insel zu sichern. Darauf suchte Civilis die römischen Festungen am Rhein, die er beim glücklichen Fortgange seiner Waffen im Rücken gelassen hatte, in der Eile zu erobern, allein der Übergang der Römer erfolgte schneller, als er es erwartete, und als er bei der Belagerung von Vada vom Cerialis geschlagen und auf die rechte Seite des Rheins zurück gedrängt war, sah Cerialis, jetzt Meister des obern Theiles der Insula Batavorum, den Feldzug als beendigt an, und ging in die Winterlager nach Bonn und Neuß. Wären die erwähnten Festungen am südlichen Ufer der Waal gewesen, so würde noch kein Theil der Insel als erobert zu betrachten gewesen seyn. Der westliche Theil der Insula Batavorum war aber durch die Bildung des Lecks gedeckt, und hier hatte Civilis am Ausflusse der Maas eine Flotte zusammengebracht, womit er den Krieg erneuerte [68]), und es dahin brachte, daß Cerialis nach Verwüstung der Insula Batavorum, wenigstens auf Bedingungen mit ihm Frieden machen mußte. — Der Umstand, den Junius und Corn. Aurelius, wie wir oben bemerkten, aus der Utrechter Chronik anführen, daß der Leck erst im J. 860 zu einem förmlichen Bette des Flusses umgeschaffen und durch Deiche eingeschränkt wurde, bestätigt die Annahme Altings mehr, als sie dieselbe widerlegt; denn es ist hierin schon von einem geringen Flußbette die Rede, dessen Ufer nur noch nicht hinlänglich begränzt waren, und deshalb durch Dämme beschützt werden mußten.

Von Seen wird in Batavien blos der Flevo-See [69]) erwähnt, in den nach Vereinigung des Rheins und der Yssel der Rhein sich mündete. Dieser Flevo ist ohne allen Zweifel die Südersee, ehe sie durch die Fluten des 13. Jahrh. sich erweiterte und zu einem Meerbusen ausbildete. Tacitus [70]) und Plinius [71]) sprechen von mehren Seen, worunter sie aber gewiß nur dasselbe Meer verstehen, was vielleicht durch die Enkhuizer Sandbank und die damals größern Inseln Urk und Schockland in zwei Seen getheilt war.

Die Insel Flevo in dem See gleiches Namens kent ebenfalls Pomp. Mela [72]) allein. Ortelius [73]) hält sie für Tull oder Flie (soll wahrscheinlich Flieland heißen) wegen der Ähnlichkeit des Namens, allein nach Mela's Beschreibung muß sie entweder die Insel Urk oder die größere Insel Schockland seyn. Nach Alting [74]) ist es unstreitig die Insel Urk mit der daneben liegenden Insel Ens, die ehemals zusammen gehangen haben sollen. Unter der letzten versteht er dieselbe, welche man jetzt Schockland nent. Andere Inseln, welche der Rhein an seiner Mündung bildet, führt Cäsar [75]) an, ohne sie zu nennen, und läßt sie von wilden Völkern bewohnt seyn, die blos von Fischen und Vogeleiern lebten. Diese Völker, die Cäsar ausdrücklich von der Insula Batav. trent, so wie die Inseln, welche sie bewohnten, gehören aber eigentlich nicht hieher, obgleich Reichard [76]) die Canninefaten darauf versetzt.

Die Hauptstadt der Bataver war wenigstens eine Zeit lang Lugdunum Batavorum; das Itin. Antonini, welches zu diesem Ort Caput Germaniarum setzt, und das nahe gelegene Praetorium Agrippinae, scheint dafür zu sprechen, wenn auch andere das Caput Germaniarum durch die äußerste, oder erste Stadt Germaniens erklären [77]). Mannert nent die Stadt: allem Anscheine nach den Hauptort der Canninefaten [78]), weil er diese in die nordwestlichen Striche Hollands versetzt. Ob der Ort schon vor den Römern existirte, ist nicht mit Gewißheit zu sagen. Ptolemäus und das Itin. Antonini sind die ersten, die seiner ausdrücklich gedenken; doch ist es wahrscheinlich, daß das seefahrende Volk der Bataver, die es unter Civilis mit der römischen Flotte aufnahmen, auch an diesem früher wichtigern Ausflusse des Rheins eine Niederlassung gegründet hatte. Waren die Bataver aber aus den Gegenden der Eder, wie oben wahrscheinlich gemacht ist, so könte die Stadt Lugde an der Emmer der Protypus des neuen Lugdunum seyn. Vielleicht war aber der Ort auch schon vor Einwanderung der Germanen da, indem er eine Gallische Endung hat. Das genante Praetorium Agrippinae liegt nur 2 Milliarien [79]) östlich von der Stadt, welches auf Romburg zutrift. Die Hauptstadt der Bataver vor den Zeiten der Römer war nach Mannert [80]), wahrscheinlich das alte Batavodurum, welches im Tacitus als ein wichtiger Ort vorkomt, um den viel gestritten wurde [81]). Ptolemäus [82]) setzt den Ort nordwestlich über Birten in einer Entfernung von 10 geogr. Meilen, wenn man seine astron. Angaben in Distanzen auflöst. Alle geschichtliche Umstände [83]), so wie die angegebne Entfernung des Ptol. passen auf Wyk te Doorstede. In den Itinerarien wird er nicht erwähnt, weil die Heerstraße eben südlich darunter weg lief. — Batavorum oppidum [84]) halten wir, wie oben bemerkt ist, für Batenborg an der Maas, und für wichtig als Gränz-

entwichen war. *Tac.* Hist. V. l. c. 68) *Tacit.* Hist. V, 23. 69) *Mela* III, 2 nent ihn allein. Er sagt vom Rhein: ad dextram primo angustus et sui similis, post ripis longe et late recedentibus jam non amnis sed ingens lacus, ubi campos implevit, Flevo dicitur. 70) *Tacit.* II Ann. 8. Germ. 34. 71) *Plin.* H. N. IV, 15. Rhenus ab septentrione in lacus se spargit. 72) *P. Mela* l. c. Er fügt nur hinzu: Flevo — ejusdem nominis insulam amplexus, fit iterum arctior iterumque fluvius emittitur. 73) *Ort.* thes. v. Flevo.

74) *Alt.* l. c. 1, 63. 75) *Caes.* B. G. IV, 10. Rhenus, ubi oceano appropinquavit in plures diffluit partes multis ingentibusque insulis effectis, quarum pars magna a feris barbarisque nationibus incolitur: ex quibus sunt qui piscibus et ovis avium vivere existimantur. 76) Vgl. seine Charte von Gallien. 77) Man sehe die Anmerkungen Wesselings und des Surita zum It. Ant. p. 368., die aber nichts beweisen. 78) Mannert A. G. S. 240. 79) Cf. die Tab. Peut. Sect. 1. 80) A. G. II. S. 245. 81) *Tacit.* V. H. 19. 20. 82) *Ptol.* II, 9. 83) Davon siehe oben bei Erwähnung der Abactio Rheni durch den Civilis. 84) *Tac.* V. H. 19.

festung gegen die Menapier, welche jenseit der Maas wohnten [85]), die aber nicht fest genug war, um den Römern nach Besiegung des Civilis Widerstand zu leisten. Von Grinnes, Vada und Arenacum haben wir oben gesprochen. Andre weniger wichtige Orte führt die Tab. Peutingeriana [86]) an. Wir führen die Orte an, mit beigesetzten neuern Namen, ohne uns hier auf weitläufige Erörterungen einlassen zu können.

Lugdunum	II.	bis Leyden	$\frac{1}{4}$	Meile.
Praetorium Agripp.	III.	= Römburg	$\frac{1}{2}$	St.
Matilone . . .	V.	bei Rhynengom	$1\frac{1}{5}$	M.
Albanianis [87]) . .	II.	= Alphen	$\frac{2}{5}$	—
Nigropullo . . .	V.	= kein Ort, nördl. vom Rhein.	1	—
Lauri	XII.	= Seckfeld(?)	2	—
Fletione . .	XVI.	= Bleuten	$2\frac{1}{2}$	—
Levefano . .	VIII.	= Vianen	$1\frac{1}{2}$	—
Carvone [88]) .	XIII.	= Keulenburg	3	—
Castra Herculis [89])		= Kesteren	$1\frac{3}{4}$	—
. . . . . .	VIII.	= Loinen	$1\frac{1}{4}$	—
Noviomagi . .	X.	= Nimwegen	2	—

Dies ist die letzte Station der Bataver, welche ihnen gewiß zukomt. Die andern, welche südlich der Wahl folgen

Arenatio VI. [90]) bei Erlikum, wo Waal und Rhein sich trennen.

Burginario V. = Düffelsworth 1 Meile.

und Colonia Trajana = Kellen bei Cleve

gehören nicht so sicher, aber doch wahrscheinlich dem Lande der Bataver an. Das Itinerarium Antonini setzt zu diesen Orten noch hinzu

1) Trajecto XVII. M. P. von Albinianis oder Alphen. Dieses ist Utrecht aus Oude Trajectum, das alte Trajectum, entstanden

2) Mannaritio XV. M. P. von Trajectum. Dieses ist Maurick bei Wyk te Doorstede am linken Ufer des Rheins gerade 3 Meilen von Utrecht entlegen.

Auf der Tabula Peuting. komt noch eine südlichere Reiseroute von Noviomagum nach Lugdunum Batavorum vor, die aber schwer aufzulösen ist, weil die Zahlen zum Theil verdorben scheinen, zum Theil halb ausgelöscht sind. Wir wollen die Orte hier muthmaßlich angeben. Von Noviomagum kam man über ad Duodecimum, jetzt vielleicht t heus Douwaert $2\frac{1}{4}$ Meile westlich am rechten Ufer der Wahl, dann nach Grinnae [91]) mit VI bis IX Mill. (die Zahl ist halb verlöscht), jetzt Tiel, wo der Übergang über die Waal von Batenborg her ist, $1\frac{1}{2}$ Meile. Darauf folgt Caspingium in der Entfernung von XVIII. Mill. jetzt Aspern $3\frac{1}{2}$ Meile. Dann Tablae XII. Mill. jetzt Alblas, eine Meile von Dortrecht, $3\frac{1}{4}$ Meile von Aspern. Darauf Flenium XVIII. M. P. welches zu deuten Cluver, nach Cellarius Meinung licentia non toleranda [92]), Zahlen und Namen verändert, und zuletzt Forum Hadriani, das jetzige Vorburg VII. (nicht XII.) Mill. von Lugd. Batavor. nach Altings Meinung entfernt, wo viele Ruinen die Stelle ziemlich sicher bezeichnen [93]).

Der Ort Nabalia des Tacitus [94]) und Ptolemäus [95]) scheint Campen [96]) am Ausfluß des Rheins in den Flevo oder vielmehr der in 2 Meilen Entfernung gegenüberliegende Ort Zwoll [97]) zu seyn, da Ptolemäus ihn nach Germania magna an das rechte Ufer des Rheins zwischen Batavodurum und Mediolanium (Midlum in Friesland) nicht weit vom mittlern Ausfluß des Rheins (Mündung in den Flevosee bei Ptol.) setzt, und zwar von Batavodurum nordöstlich in einer Entfernung von 12 teutschen Meilen, welches fast genau zutrift [98]).

Soviel von den Städten des alten Bataviens, von denen die wahre Lage durch örtliche Nachforschungen größtentheils noch näher untersucht werden muß.

In Hinsicht der Religion, Sitten, Gebräuche und der Statsverfassung mußte das Volk der Bataver natürlich dem germanischen Volke, aus dem es entsprungen war, sehr ähnlich seyn. Ob sie außer den germanischen Gottheiten auch noch besonders die Dea Nehalennia [99]), wie die Einwohner der Insel Walchern, Seeland und mehre germanische Stämme bis Cöln und Trier [1]) hinunter [2]), verehrt haben, ist nicht ausgemacht, obgleich es nicht bezweifelt werden könte, wenn das batavische Volk der Canninefaten, wie Reichard annimt,

---

85) *Tac.* V. Hist. 29. Ille ut cuique proximum, vastari Ubios Treverosque et alia manu *Mosam omnem transire* jubet, ut Menapios et Morinos, et extrema Galliarum quateret. 86) Segm. 1. 87) Das It. Antonini p. 368. Wess. hat vielleicht richtiger Albinianis und von Lugd. Bat. bis hieher keine Zwischenstation, auch X Milliarien, wie die Tab. Peut. 88) Carvone hat auch das It. Antonini aber mit ungleich größeren Zahlen, so daß man hier gar nicht aus komt. Alting nimt Rawnt dafür an, muß aber dabei viel von den Angaben des It. Ant. abziehen, andre setzen Graffen an der Maas. 89) Hier fehlt auf der Tab. Peut. die Zahl, welche auf der folgenden durch die gewöhnlichen Winkelstriche angegeben ist, aber ohne Namen. Doch sind diese letzten Stationen überhaupt etwas ungewiß. 90) Verschieden von Arenacum des Tacitus, denn die Route geht jetzt geradesweges nach Bonn und Argentoratum. 91) Die Tab. schreibt Grinnis im Ablativ. Dieses ist ein anderes als das eben erwähnte. 92) *Cellar.* G. A. I. p. 355. 93) *Cellar.* G. A. I. I. p. 354. *Gruter.* Inscr. p. CLVI. 94) *Tacit.* Hist. V. 26. Als Civilis eine Unterredung mit dem Cerialis halten wollte, um den Frieden abzuschließen, scinditur Navaliae fluminis pons, in cujus abrupta progressi duces. Einige beziehen den Namen auf den Fluß und meinen, daß der Name verschrieben sey für Vahalis. Von dieser aber war Civilis lange zurück getrieben. Bei fluminis muß Rheni supplirt werden. 95) *Ptol.* II, 11. 96) Dies ist Junius Hadrianus Meinung. *Cluver.* G. A. III. 59, 60. bestreitet sie und hielt Doesburg dafür. 97) Cf. *Mart.* Lex. G. s. v. Navalia und Zwoll. 98) Die zweite Distanz von Mediolanium (Midlum bei Franecker) ist etwas zu klein auf 10 M. angegeben, da es nach unsern neuern Karten geradeaus gemessen 12 Meilen sind. Es braucht wol nicht wieder bemerkt zu werden, daß hier die astronomischen Positionen des Ptolemäus wieder in Distanzen aufgelöst sind. 99) Der Cultus dieser Gottheit war bis 1647 gänzlich unbekant. In diesem Jahre trieb der Westwind die See sehr stark gegen Seeland, wodurch die Küste der Insel Walchern eine Strecke ins Meer hinein trocken wurde. Hier fanden sich Ruinen einer alten Stadt und darin Altäre und Bildsäulen der Göttin, deren Attribute in der Regel ein Füllhorn, Früchte, die sie im Schoße hält, ein Korb und ein Hund sind. Vreed ließ (in seiner Histor. Com. Flandriae. add. ad Libr. I. Prodr. II. p. 51.) 14 derselben mit den lateinischen Inschriften in Kupfer stechen. Keysler schrieb eine besondere Dissert. darüber: De Dea Nehalennia, Cellae 1717. 1) Bei Alt-Trier, dem alten vicus Andethanna, sind neuerlich 3 Bildsäulen dieser Göttin gefunden, vgl. Leipz. Lit. Zeit. den 25. Jan. 1820. 2) Selbst

wirklich die seeländischen Inseln bewohnt hätte. Es scheint eine Meergöttin gewesen zu seyn, weil sie zuweilen mit dem Neptun oder seinen Insignien auf den Monumenten vorkomt [3]). Man verehrte sie, wie eine Inschrift sagt: OB MERCES RECTE CONSERVATAS [4]), obgleich die Theologen sie anfangs für die heilige Jungfrau erklären wollten [5]). Chastelet [6]) leitet den Namen von Neha und lenn Göttin des Meeres ab. Rößig in seinen Alterthümern der Teutschen [7]) hält sie für eine Celtische, keine Teutsche Gottheit, und es ist auch wahrscheinlich, daß die Bataver, wenn sie auch den Dienst derselben annahmen, ihn doch nicht aus dem innern Lande Germaniens mitgebracht haben.

Die Tapferkeit der Bataver wird von den alten Schriftstellern einstimmig anerkant [8]), besonders war ihre Reiterei, welche leicht bewaffnet und durch Flüsse zu schwimmen gewohnt war, den Römern in ihren Kriegen sehr nützlich [9]). Auch die Fußtruppen scheinen geübt gewesen zu seyn, im Wasser zu kämpfen, und es wurden deswegen von den Heerführern zuweilen Überschwemmungen veranstaltet, um den Römern besser widerstehen zu können [10]). Ihre Helme schmückten sie mit Vögeln und andern Zierathen. Eine Art von Jagdhörnern diente ihnen zur Feldmusik. Könige [11]) hatten sie nicht, wol aber Heerführer, duces, welche nach einstimmiger Wahl auf den Schildern erhoben wurden, so wie auch Familien, welche vornehmer waren, als andere [12]), indem der kriegerische Ruhm der Väter auf die Nachkommen überging. Die Truppen stritten in verschiedenen Haufen, jede Abtheilung nach Maßgabe ihres Gaues oder Völkerstammes unter ihren besondern Heerführern [13]). Diese kamen bei gemeinschaftlichen größern Unternehmungen in heiligen Hainen bei Schmäusen zusammen, um sich über den Plan zum Kriege im Allgemeinen zu berathschlagen [14]), doch gab es auch Oberanführer, welche vor Anfang der Schlacht das ganze Heer ordneten [15]). Auch konte derselbe den Frieden abschließen [16]) und Bündnisse mit andern Völkern eingehen, die der Sicherheit wegen aus den vornehmsten Geschlechtern Geißeln stellen mußten [17]). Die Bataver hatten außer den Waffen, die wir auch bei den übrigen Teutschen erwähnt finden, noch Belagerungswerkzeuge, Machinae [18]), Leitern zur Ersteigung der Mauern [19]), auch sogar Belagerungsthürme, durch deren Hilfe sie die Feinde von den Mauern vertrieben [20]). So werden auch Pfeile und Bogen genant, die wir bei den übrigen Germanen nicht erwähnt finden [21]). Dolche und Schilde mit Nabeln werden erwähnt [22]). Mit den Umbonen der Schilde kämpften sie auch.

Zur See waren besonders die Canninefaten [23]) mächtig, die ihre Schiffe wahrscheinlich vorzüglich am Ausfluß des Rheins in den Flevus, bei Navalia hatten, wo Civilis nach der letzten unentschiedenen Seeschlacht mit den Römern auf der halbabgebrochenen Rheinbrücke den Frieden unterhandelte. Viele Seeleute auf der römischen Rheinflotte waren Bataver [24]). Die Größe der batavischen Flotte beschreibt *Tacitus* Hist. L. V. 23. Die Schiffe waren Ein- oder Zweiruderer und kleinere Kähne [25]).

Geschichte der Bataver.

Die Bataver, welche, wie oben bemerkt ist, Cattischen Ursprungs waren, und wegen innerer Unruhen nach Verlassung ihrer Sitze die Insula Batavorum nebst einem kleinen Theil des gallischen Bodens zwischen der Maas und dem Rheine schon vor Cäsar besetzt hatten, mußten, wegen derselben Ursachen, die sie aus ihrem Vaterlande vertrieben hatten, den Germanen anfänglich auch abgeneigt seyn. Deshalb verbanden sie sich schon früh mit den Römern, welche seit Cäsar im beständigen Kampfe mit den Germanen lebten, waren indeß mehr Freunde und Bundesgenossen, als Unterworfene des römischen Volks. Ihre Tapferkeit, besonders die der Reiterei, die in voller Rüstung reißende Ströme [1]), wie Rhein [2]) und Donau in ganzen Heerhaufen durchschwimmen konte, ihre Kentniß der Sitten, Sprache und auch noch wol der Wohnsitze der germanischen Völkerstämme, die Lage ihres Landes, welches sowol als eine Vormauer gegen

---

bei Nismes komt diese Göttin vor. *Montf.* Antiq. Expliq. T. II. P. II. p. 444. 3) *Keysler* de D. N. p. 14. 4) *Keysler* l. c. *Vreed* Hist. Com. Flandr. p. 50. *Spon.* Miscell. Erud. Ant. p. 110. *Gronov* tom. VII. p. 256. 5) *Boxhorn* ap. Blancard. Cent. III. Obs. 11 6) Mém. sur la Deesse Nehallenie in den Mém. de l'acad. de *Bruxelles* T. V. 7) N. Auflage p. 171. 8) *Tac.* Germ. 29. virtute praecipui. — *Tac.* Hist. L. I. C. 58. ferox gens. Dio Cassius an mehrern unten citirten Stellen. 9) *Tac.* Germ. 29. Velut tela atque arma bellis reservantur, Batavor. Cohortes. *Tac.* Hist. I, 59 *Tac.* Hist. II. 28. Veteres illos et tot bellorum victores. Hist. IV. 15. Canninefates-gens virtute par Batavis. 10) *Tacit.* Hist. IV. 66. V. 14. 11) Tacitus nent zwar Hist. IV. 13. den Julius Paullus und Claudius Civilis regia stirpe, allein man sieht schon aus dem vorhergehenden cohortes vetere instituto nobilissimi popularium regebant, daß sie nicht viel anders als Duces gewesen sind. 12) *Tac.* Hist. L. IV, C. 15. *Brinno*, claritate natalium insigni, pater ejus multa hostilia ausus Cajanarum expeditionum ludibrium impune spreverat. Igitur ipso rebellis familiae nomine placuit, impositusque scuto, more gentis et sustinentium humeris vibratus dux eligitur. 13) *Tac.* Hist. IV, 16. (Civilis) Canninefates, Frisios, Batavos propriis cuneis componit. 14) *Tac.* Hist. IV, 14. Vgl. Germ. 22. et de pace denique ac bello plerumque in conviviis consultant. 15) *Tac.* Hist. IV, 24. Civilem stare contra, struere aciem. 16) *Tac.* Hist. V, 26.

17) *Tac.* Hist. IV. 28. At Civilem immensis auctibus universa Germania extollebat, societate nobilissimis *obsidum* firmata. cf. *Tac.* Hist. IV, 16. 18) *Tac.* Hist. IV, 28. 19) Ib. Cap. 23. 29. 20) Ib. c. 30. Eduxerant Batavi turrim duplici tabulato, quam praetoriae portae propinquantem, permoti contra validi asseres et incussae trabes perfregere. 21) *Tac.* Hist. IV, 29. 61. tendere arcus. Hier will Lipsius *armis* lesen ohne Grund. In den Capit. Karls d. Großen v. J. 813. c. 9. finden wir sie auch schon bei den Teutschen. Jeder Graf soll demnach einen Bogen mit 2 Sennen und 12 Pfeilen haben. Auch finden sich Pfeile häufig in den alten germanischen Gräbern. Hummel Alterthümer. Beschreibung. §. 77 und 78. 22) *Tac.* Agricola Cap. 36. 23) Sie schlugen die britannische Flotte allein. *Tac.* Hist. IV, 79. major pars navium depressa aut capta. 24) *Tac.* Hist. IV, 16. — An der Maas wurde die Schlacht geliefert, nicht weil die Canninefaten hier wohnten, sondern ut commeatus Gallia adventantes interciperent. 25) *Tacit.* Hist. V, 21.

1) *Tacitus* Hist. IV, 13. 2) *Dio* LXIX. p. 792. Vgl. dazu die Anmerkungen des Leunclavius, der von dem epitaphio eines Batavers Soranus spricht, in welchem ein ähnliches

die nördlichen Teutschen, als auch als eine sichere Basis der offensiven Unternehmungen der Römer zur See und zu Lande gegen Nordteutschland anzusehen war, machte die Freundschaft der Bataver den Römern sehr wichtig, und diese thaten daher alles was sie konten, um sie stets treu auf ihrer Seite zu erhalten. Sie belegten sie daher nicht mit Abgaben [3]), wie andere besiegte Völker, sondern betrachteten Batavien nur als eine Waffenkammer, welche ihnen tapfere Soldaten für ihre Kriege lieferte [4]). In einer bei Gruter [5]) vorkommenden Inschrift werden die Bataver ausdrücklich **FRATRES ET AMICI P. R.** genant. In solchen freundschaftlichen Verhältnissen befanden die Bataver sich schon mit den Römern als Drusus im Jahr 741 n. Erb. R. die Teutschen bekriegen wollte. Er konte deshalb schon jezt in ihrem Lande die berühmte Fossa Drusiana anlegen [6]), um die Rheinflotte auf einer kürzern und bequemern Fahrt in die Nordsee und so an die chaucischen Küsten zu schicken. Im folgenden Jahre, wo der Krieg begann, segelte er wirklich durch diesen Kanal, indem die Landarmee bei der Insel der Bataver über den Rhein bis zu den Marcomannen vorgedrungen war, und bemächtigte sich zuerst der Insel Burchana [7]) oder Byrchanis [8]), so wie mehrer anderer Inseln, überwand mehre Küstenvölker, von denen Dio die Frisen und Chauceen, Strabo die Bructerer anführt, die auf der Ems dem Drusus ein Treffen lieferten [9]), welches aber unglücklich für sie ausfiel. Vom Winter überrascht, kehrte er zurück, nachdem er zuvor eine Festung am linken Ufer der Ems [10]), wodurch er die Länder der Bataver noch mehr beschüzte, und fester an das Interesse der Römer schloß, angelegt hatte.

Zu gleicher Zeit scheinen auch die Chatten in Teutschland sich wie ihre Landsleute in der **Insula Bat.** an die Römer angeschlossen zu haben, denn als im folgenden Jahre (743 E. R.) der Krieg von den Teutschen erneuert wurde, und Drusus ebenfalls wieder in der Nähe der **Insula Batavorum** über den Rhein gegen sie vorrückte: so nahmen diese nicht nur keinen Antheil an dem Bündniß der Tenchterer, Bructerer, Cherusker und Suewen gegen die Römer, sondern waren sogar gegen die Sicambrer ausgezogen, welche dieses Bündniß veranlaßt hatten, und nur die Treulosigkeit der Römer, welche ihnen die versprochene Länderstrecke [11]) nicht einräumen wollten, konte sie im J. **744** wieder zum Abfalle bewegen. Von einem Abfalle der Bataver lesen wir nichts. Im Gegentheil scheint es, daß mehre Festungen der Römer, welche wir später erwähnt finden, vom Drusus im Lande der Bataver errichtet wurden, um in der **Insula Batavorum** eine sichere Schuzwehr zu haben. Florus [12]) spricht von diesen Festungen und Bollwerken, die Drusus überall an der Maas, der Elbe, der Weser und dem Niederrhein zum Schuz der Provinzen aufführte. Am lezten Flusse führt er allein mehr als 50 Castelle an. In Batavien waren es wahrscheinlich Noviomagus an der Waal, Vada, Grinnes, Arenacum und Batavodurum am Mittelrheine selbst gegen die Canninefaten, Marsacier, Frisiabonen rc., die erst später völlig besiegt wurden [13]). Auch die Dämme am Rhein, um den Abfluß desselben durch den Leck zu verhindern, und die Ufer vor Überschwemmung zu sichern [14]), fing er im lezten Jahre seines Lebens an, ohne das große Werk vollenden zu können. Nach dem Tode des Drusus war es wichtig für die Bataver, daß Tiberius in den folgenden Jahren die Sygambrer, die streitbaren Nachbaren der Bataver, theils vertilgte, theils über den Rhein führte, dann drangen die Römer weiter gegen die Bructerer unter Vincius und Ahenobarbus, so wie auch gegen die Canninefaten vor [15]), welche von den Bructerern nur durch die Yssel getrent und Stamverwandte der Bataver waren. Tiberius vollendete aber erst drei Jahre darauf (757) die völlige Unterjochung dieser Völker. Nun konten die Römer durch den Kanal des Drusus aus Batavien wieder in die Nordsee schiffen, um die wieder abgefallenen Chauceen zu unterwerfen. Im J. 758 unternahm Tiberius diesen Zug wirklich, indem er zu Lande und zu Wasser die Chauceen angriff und mit der Flotte sogar die Elbe hinauf segelte [16]). Das westliche Teutschland wurde nun röm. Provinz, allein Varus Übermuth bewirkte, daß Arminius alles Land bis an den Rhein und die Gränzen der Bataver wieder befreite. Über den Rhein zu sezen [17]) wagten die Teutschen nicht, weil sie mit der Belagerung der römischen Castelle beschäftigt waren. So blieb also auch Batavien auf Seiten der Römer, und ihre Reiterei unterwarf die Äduer wieder, als diese sich nach dem Tode des Germanicus Drusus im Jahre 21 gegen Tiberius empört hatten [18]).

Unter Caligula blieben die Bataver noch ruhig

Faktum erwähnt wird. *Leuncl.* ann. ad Dion. in *Reim.* ed. des Dio Cass. p. 1483. 3) *Tac.* Hist. IV, 12. Nec opibus Romanis viros tantum armaque ministraut. Ib. IV, 17. Batavos tributorum expertes. Ib. V., 25. Sibi non tributa sed virtutem et viros indicari. 4) *Tac.* Germ. XXV, 29. Nam nec tributis contemnuntur neo publicanus atterit. Exempli oneribus et collationibus et tantum in usum proeliorum sepositi, velut tela atque arma bellis reservantur. Daß dieser Zustand aber auch schon vor den Zeiten des Tacitus war, sieht man aus dem gleich vorhergehenden manet honos et antiquae societatis insigne. 5) *Grut.* Inscr. LXXIII, 9. 6) Hieher gehört die Inschr. bei Gruter DIVORTIA RHENI PERVASI etc. Inscr. CCXXXVI, 5. 7) *Plin.* H. N. IV, 13. 8) *Strabo* VII. 290. 9) *Strabo* VII. p. 290. 10) Bucherius in Belgio Romano hält dieses für Emden, was aber Alting widerlegt hat. Wir glauben, daß es kein anderer Ort seyn kann, als das Siatutanda des Ptolemäus, links vom Ausflusse der Ems, und wahrscheinlich das heutige Winschoten, welches den Paß, der aus Ostfriesland nach Holland hereingeht, beschüzt.

11) *Dio* L. LIV. circa fin. Es ist wahrscheinlich von dem Lande der Ubier, die über den Rhein geführt waren, die Rede. 12) *Florus* IV, 12. 13) Diese Annahme des Bucherius (Belg. Rom. Cap. 17. §. 12. p. 43.) ist um so wahrscheinlicher, je weniger es zu vermuthen ist, daß Drusus diesen wichtigen Punkt hätte unbeschüzt lassen sollen, und diese Festungen schon im Aufstande des Civilis vorkommen. Ob aber auch Lugdun. Batav. damals schon von ihm befestigt oder erweitert ist, wie Buch. annimt, ist wol sehr zweifelhaft. 14) Vgl. eben Ableitung des Rheins durch Civilis — ad coercendum Rhenum. 15) *Vell. Pat.* II. 104. 105. Intrata protinus Germania, subacti Caninefates, Attuarii, Bructeri etc. *Tac.* IV, 44. *Mascov.* III. p. 72. 16) *Vell. Pat.* II., 106. Daß auch damals schon batavische Hilfsvölker bei der römischen Armee waren, sieht man aus *Dio Cass.* 797. ed. Reim. 17) *Sueton Aug.* 23. 18) *Tac.* Hist. IV, 17. Vgl. mit *Tac.* Aug. IV, 21.

Dieser Kaiser vermehrte sogar (n. Ch. 40) die batavischen Truppen, die seine Leibwache ausmachten[19]), allein die Caninefaten, deren Heerführer Brinno's Vater war[20]), erlaubten sich schon bei seiner lächerlichen Expedition gegen Britannien und Germanien, auf welcher er die Wege vor sich her kehren ließ, damit der Staub ihm nicht beschwerlich werde[21]), viele Feindseligkeiten und spotteten ungestraft des Tyrannen[22]).

Sein Nachfolger Claudius scheint das Praetorium Agrippinae bei Lugdunum Batavorum zu Ehren seiner Gemalin Agrippina angelegt zu haben, eben so wie Colonia Agrippina jetzt (n. Ch. 50) gegründet wurde. Um dieselbe Zeit fällt die Ziehung der Fossa Corbulonis von Lugdunum bis zum Ausfluß der Maas[23]), weil der Rhein wahrscheinlich jetzt schon sehr versandet war, und man doch eine Verbindung dieser Stadt mit dem Meere behalten wollte.

Nero, 17 Jahr alt, von der Leibwache, die zum Theil aus Batavern bestand, zum Kaiser ausgerufen, als Claudius von seiner Gemalin vergiftet war, schmeichelte den Batavern, und wagte es nicht strenge gegen die schon zum Abfall geneigten batavischen Hilfstruppen zu seyn. Unter ihm schon entspann sich der große Aufstand der Bataver, den Civilis leitete.

Die Hauptursache zu diesem Kriege war schon lange da gewesen, es war die entehrende Knechtschaft, unter der die Bataver seufzten, obgleich sie dem Namen nach nur Freunde und Brüder des römischen Volks waren[24]). Zwar ohne bestimte Abgaben und Zölle wie andere unterjochte Völker ersannen doch die raubsüchtigen Römer viele Arten von Bedrückungen[25]), welchen abzuhelfen nicht einmal in der Macht der schwachen oder despotischen Kaiser stand, und mit dem Blute ihrer jungen Leute mußten sie den Tribut bezahlen, den andere Völker in Geld, Feldfrüchten oder Rinderhäuten entrichteten. Dazu kam die Vergleichung ihrer eigenen Kraft mit der der Römer an sich[26]), und die Verachtung, in welcher seit Caligula's erbärmlichem Zuge gegen Britannien die römischen Kaiser stehen mußten, dazu die Uneinigkeit der Römer selbst[27]), seitdem der Geist des Augustus nicht mehr auf seinen entarteten Nachkommen ruhte, und der Meuchelmord in der kaiserlichen Familie einheimisch geworden war, endlich der Gedanke, daß die Germanen, ihre Stamverwandten, und die Gallier selbst an einem Befreiungskriege gern Antheil nehmen würden[28]).

Die nähere Ursache zu dem großen Aufstande war folgende: Claudius und Julius Paullus Civilis, zwei edle Jünglinge aus königlichem Stamme, wie Tacitus sich ausdrückt, und deshalb viel angesehener, als alle andere edlen Familien der Bataver, waren in den Unruhen, welche dem Nero endlich Thron und Leben kosteten, anfangs nicht verwickelt, aber dennoch hatte man Verdacht gegen sie. Julius Paullus Civilis wurde vom Fontejus Capito als Empörer fälschlich angeklagt und hingerichtet. Claudius Civilis entging diesem Schicksale, aber er wurde in Ketten nach Rom geschleppt, wo er gefangen blieb, bis Nero durch den Aufstand der Legionen gezwungen wurde, sich selbst zu tödten. Sein Nachfolger Galba gab ihm die Freiheit (n. Ch. 68) zurück, um die Bataver zu gewinnen[29]). Die batavischen Cohorten[30]), welche der XIV. Legion zugeordnet waren, hatten zu dem unglücklichen Ende des Nero am meisten beigetragen, deshalb rühmten sie sich, (n. Ch. 70) indem sie unter den Zelten der verschiednen bei Langers vereinten Legionen umhergingen: „sie hätten im Kriege gegen den Nero die Quartadecimaner im Zaume gehalten, dem Nero Italien genommen, und das ganze Glück des Krieges liege in ihrer Hand.“ Die alten römischen Legionen waren darüber empört, und ihr Heerführer Fabius Valens schöpfte Verdacht, daß sie von der Partei des von den Truppen zu Cöln zum Kaiser ausgerufenen Vitellius zum Otto abfallen wollten, der sich der Rheinflotte bemächtigt, die Tungrer geschlagen und auch die Treverer überwunden hatte. Valens gebrauchte die List, daß er befahl, die Bataver sollten zum Theil von den Legionen sich trennen und als Reserve dienen[31]). Hierüber murrten beide vorher entzweite Parteien. Die Legionen wollten jetzt gerade die tapfern Bundesgenossen nicht entbehren, und diese nicht getrent seyn. Valens, der den Aufstand durch Lictoren zu stillen suchte, wurde selbst angefallen und auf der Flucht mit Steinwürfen verfolgt. Er entkam nur durch schnelle Verkleidung in dem Zelte eines Decurionen[32]). Sein eignes Zelt wurde geplündert und als man ihn nicht fand, die Erde mit den Spießen zerkratzt. Als der Aufruhr sich etwas gemäßigt hatte, ließ der Präfect des Lagers die Wachen untersuchen, und nun erst merkten die Aufrührer, daß sie keinen Anführer hätten. Sie baten um Gnade, und als Valens weinend, und wider Erwartung unbeschädigt erschien, verwandelte sich das ganze Lager in Freude und Fröhlichkeit. Man trug ihn in sein Zelt frohlockend zurück, er bewies eine weise Mäßigung und die Spaltung war in Einigkeit verwandelt. Bald darauf wurde Otho bei Bedriacum besiegt, und er selbst opferte sein Leben auf, um das Blutvergießen nicht zu verlängern. — Vitellius schickte nun die batavischen Cohorten nach Britannien und zugleich ihre alten Feinde, die Quartadecimaner[33]), um beide von einander bewachen zu lassen, weil er neue Empörungen fürchtete. Aber auch hier brach bald der alte Haß in blutige Thätlichkeiten aus, als ein Bataver einen Arbeiter, der ihn betrogen, verfolgte, und ein Soldat der XIV. Legion diesen in Schutz nahm. Die prätorianischen Cohorten, die sich der Quartadecimaner annahmen, trenten die Streitenden, aber der alte Haß

19) *Suet.* Calig. 43. 20) *Tacit.* H. I, 59. 21) *Suet.* Cal. 44. 22) Multa hostilia ausus, Cajanarum expeditionum. 23) Unsere Beweise dafür sehe man oben. 24) *Tac.* Hist. IV, 16. Civilis indem er die iniurias et raptus des römischen Volks et caetera servitii mala aufzählt: Neque enim societatem ut olim, sed tamquam mancipia haberi. 25) *Tac.* l. c. exquiri novos sinus et varia praedandi vocabula. 26) Civilis sagt l. c. attollerent tantum oculos et inania legionum nomina ne pavescerent esse sibi robur peditum equitumque. 27) Ne Romanis quidem ingratum id bellum. *Tac.* l. c. *Tac.* Hist. IV, 13. spes ex malis nostris. 28) *Tac.* l. c. consanguineos Germanos; Gallias idem cupientes.

29) Alles dieses erzählt *Tac.* Hist. IV, 12. 13. u. Hist. I, 59. 30) Es waren 8 Cohorten, die hier als Hilfstruppen der XV. Leg. zugegeben waren. 31) *Tac.* Hist. II, 28. 32) *Tac.* Hist. II, 29. 33) *Tac.* Hist. II, 66.

blieb, und Vitellius ließ die batavischen Cohorten nach Germanien zurückkehren, damit sie nicht gefährliche Empörungen[34]) in einem Lande veranlaßten, in welchem die Römer noch wenig festen Fuß gefaßt hatten. So kamen die batavischen Cohorten, indem sie ihren Ruhm in Britannien vermehrt hatten[35]), in die Nähe ihres Vaterlandes erzürnt gegen die Römer zurück. Sie wurden nach Mainz verlegt. Bei der traurigen Lage Roms[36]) reifte nun der Plan des Civilis zum Abfall. Er nante sich einen Sertorius oder Hannibal, und verstellte sich anfangs gegen den Vespasian[37]), der ihm unter dem Vorwande der Unruhen in Germanien befohlen hatte, die römischen Legionen in seinem Lande zu behalten.

Als auf den Befehl des Vitellius die batavische Jugend zur Ausbebung zusammen berufen war, und hiebei viele Bestechungen und Ungerechtigkeiten vorfielen[38]): so weigerten sich die batavischen Fürsten, die Ausführung dieses Befehles zu gestatten. Civilis selbst versamlete unter dem Vorwande: ein Gastmahl zu geben, die vornehmsten und kühnsten des batavischen Volkes in einem heiligen Haine[39]), und als diese von Wein erhitzt, seinen Klagen über die römische Knechtschaft, und dem Plane, sich dagegen mit Macht zu widersetzen, mit großem Geschrei und vielen Verwünschungen der Feinde beigestimt hatten: so wurden Gesandte an die Caninefaten geschickt[40]), welche sie zur Theilnahme einladen sollten. Diese, schon lange zum Abfalle bereit, gingen die Verbindung ein. Brinno, dessen Vater schon unter Caligula sich den Römern feindselig gezeigt hatte, wurde zum Anführer gewählt und auf den Schildern erhoben. Die Friesen verbanden sich mit ihm und so fiel er durch sie verstärkt in die Insel der Bataver ein, eroberte und plünderte die Winterlager zweier römischen Cohorten nahe an der See und mehrere Castelle, welche nicht vertheidigt werden konten, wurden von den Römern selbst in Brand gesteckt[41]). Nun ging er gegen den obern Theil der Insel vor: Aquillius samlete hier schnell ein kleines Heer aus den Fliehenden und den neuen Soldaten, die Vitellius in den nächsten Gauen der Nervier und Germanen gebildet hatte. Civilis stellte sich entrüstet, daß die Römer ihre Castelle verlassen hätten, und versprach, die Bewegungen der Caninefaten zu dämpfen, wenn die Römer ihre alten Stellungen wieder einnehmen wollten[42]). Er that dieses um die Kräfte der Römer zu zersplittern. Allein bald merkte man, daß nicht Brinno, sondern Civilis der eigentliche Urheber des Krieges sey. Jetzt warf Civilis die Maske ab. Die Friesen, Caninefaten und Bataver ordnete er in verschiedenen Scharen. Nicht fern vom Rhein, in der Nähe der römischen Flotte kam es zum Treffen. Die Cohorte der Tungrer ging zu ihm über, die Schiffe wurden genommen, weil die batavischen Ruderknechte die Vertheidigung derselben hinderten. Die Römer wurden niedergehauen, und durch ganz Germanien, Gallien erscholl der Ruf der Freiheit[43]). Die Völker Germaniens boten Hilfe an, und die Gallier suchte Civilis durch List und Geld zu gewinnen, indem er die gefangenen Präfekten der Cohorten in ihr Vaterland zurückschickte, und den Cohorten selbst freien Abzug, wenn sie wollten, gestattete. Den Abgehenden bot er die Beute der Römer, den Bleibenden ehrenvolle Kriegsdienste an, suchte durch heimliche Boten die aus Britannien zurückgeschickten batavischen Truppen, zum Abfall zu verleiten, und wiegelte die Vornehmsten der Gallier auf. Dies war der erste große Schritt zur Befreiung des Volks von der Herschaft der Römer; wenn sie jetzt schon gelingen konte, gefährlich als Beispiel für andere Völker, die ihrer Knechtschaft ebenfalls überdrüßig waren[44]). Flaccus Hordeonius, Anführer der Truppen in Germanien, der dem Vespasian ergeben war[45]), sah anfangs diese Bewegungen nicht ungern und nährte sie sogar[46]) dadurch, daß er sich stellte, als merke er nichts von dem Plane des Civilis, als aber die Römer aus der batavischen Insel vertrieben waren, und Civilis mit den eroberten Feldzeichen der Cohorten mit Weib und Kindern, die er in den Rücken der Armee stellte, vorrückte, schickte er ihm den Lupercus mit 2 Legionen, und Hilfsvölker der Ubier und Trevierer entgegen. Auch eine Ala der batavischen Hilfsvölker, welche sich den Römern ergeben stellten, sandte er mit gegen ihre aufrührerischen Brüder, unter Anführung des Cl. Labeo, eines erklärten Feindes des Civilis. Diese ging während der Schlacht über, ihr Anführer Labeo wurde gefangen, und dies entschied die Niederlage der Römer, welche sich jetzt in ein befestigtes Lager bei Vetera (Birten oberhalb Wesel) warfen.

Auf diese Nachricht zogen die acht batavischen und caninefatischen Cohorten in Mainz aus[47]), schlugen sich bei Bonn glücklich durch[48]) und vereinigten sich mit Civilis, der, um nicht einmal als Aufrührer zu erscheinen, seine ganze Armee dem Vespasian schwören ließ[49]), und die nach Vetera geflohenen 2 Legionen der Römer zu demselben Eide, obwohl vergebens, auffoderte. Nun brachte Civilis das ganze batavische Volk unter Waffen, und verband sich mit den Bructerern, Tenctrern und andern teutschen Völkern, die nach Ruhm und Beute begierig waren. Civilis stand bei Vetera an beiden Seiten des Rheins. Seine Flotte beherschte den Strom[50]). Vetera, worin 5000 Römer lagen, wurde belagert[51]). Hordeonius schickte den Dillius Vocula zum Ersatz, und den Überbringer eines Briefes von Vespasian in Ketten nach Rom, weil seine Armee dem Vitellius anhing. Dennoch mußte er dem Vocula den Oberbefehl bald gänzlich abtreten. Neue Legionen stießen zur römischen Armee, aber auch Civilis verstärkte sich durch germanische Hilfstruppen.

Jetzt lief die Nachricht ein, daß Vitellius bei Cremona geschlagen sey, und Alles sich für Vespasian er-

34) *Tac.* Hist. II, 69. ne quid truculentius auderent in Germaniam remissae. 35) Mox aucta per Britanniam gloria. *Tac.* Hist. IV, 13. 36) *Tac.* Hist. IV, 1. Die Spaltungen der Partei des Vitellius und Vespasian. Hist. IV, 17. 37) *Tac.* Hist. IV, 13. Vespasiano amicitiam praetendit. 38) *Tac.* Hist. IV, 14. 39) *Tac.* ib. 40) *Tac.* IV, 15. 41) *Tac.* Hist. IV, 15. 42) ib. C. 16.

43) ib. C. 17. 44) ib. C. 18. 45) *Tac.* Hist. l. IV, c. 13. 46) *Tac.* ib. c. 11. per dissimulationem aluit. 47) *Tac.* Hist. IV, 19. 48) ib. IV, 20. Die schon aufrührerischen Gemüther der belgischen Hilfsvölker erleichterten ihnen die Niederlage der Römer. 49) ib. IV, 21. 50) ib. IV, 23. 51) Diese merkwürdige Belagerung beschreibt Tacitus weitläuftig Hist. IV, 23.

klärt habe. Das römische Lager bei Gelduba am Rhein folgte mit Hordeonius diesem Beispiele. Civilis wurde aufgefodert, wenn er es ehrlich meine, jetzt ein Gleiches zu thun und den Krieg zu enden. Allein dieser fuhr fort, Vetera zu belagern, und schickte sogar die 8 Cohorten Bataver gegen das römische Lager zu Gelduba[52]). Unterweges wurde eine römische Ala in Asciburgum (Essenberg) aufgehoben. Vocula rettete das Lager zu Gelduba und entsetzte Vetera auf eine Zeitlang. Eine Meuterei im römischen Heere, in welcher Hordeonius ermordet wurde, erleichterte aber dem Civilis die Eroberung von Gelduba und alles Landes bis an die Gränzen der Treverer.

Cerialis eroberte um diese Zeit Rom. Vitellius wurde gefangen und von einem germanischen Soldaten getödtet[53]), nachdem zuvor durch die Truppen des Vitellius das Capitol mit dem prächtigen Tempel des Jupiter O. M. verbrant war. Die Druiden weissagten daraus den Untergang des römischen Reichs[54]), und die Gallier nahmen jetzt auch ernsthaft Theil an der Empörung der Bataver, um ein gallisches Reich auf den Trümmern des römischen zu gründen. In Cöln verabredete man den Abfall. Vocula wußte nicht was er wagen durfte. Labeo, wie oben bemerkt ist, vom Civilis gefangen, dann in das Land der Friesen geschickt, entfloh jetzt, und versprach Batavien zu erobern; aber es blieb bei unbedeutenden Zügen gegen die Caninefaten und Marsacier[55]). Vocula zog mit den gallischen Hilfsvölkern gegen Civilis. Diese aber verbündeten sich, als sie ihn erreicht, unter Classicus und Tutor mit Civilis[56]). Vocula wurde ermordet, die Legaten der I. und XVII. Legion, Herennius und Numisius, in Ketten gelegt, das ganze römische Lager bei Novesium, wohin sich Vocula zurückgezogen hatte, schwor dem Classicus und Tutor „pro imperio Galliarum" und die Bildnisse der römischen Kaiser wurden von den Feldzeichen gerissen[57]). Tutor ging nun gegen Cöln und den Oberrhein, wo er die römischen Truppen, die da standen, in Pflicht nahm, Classicus ging zu Civilis. Die beiden römischen Legionen in Vetera mußten sich ergeben, und gleichfalls pro imperio Galliarum schwören. Sie erhielten freien Abzug zugesichert, wurden aber unterwegs nahe bei Vetera von den Teutschen gegen den Willen des Civilis niedergehauen. Civilis hatte nach Sitte der Catten gelobt, sein Haar so lange wachsen zu lassen, bis er etwas Bedeutendes gegen die Römer ausgerichtet hätte. Jetzt schnitt er es ab[58]), und soll seinem Sohne einige Gefangene überlassen haben, um sie mit Pfeilen und Wurfspießen zu tödten. Der Velleda wurden Geschenke und Gefangene geschickt. Alle römischen Festungen längs des Rheins außer Moguntiacum und Vindonissa wurden zerstört, und Trier wurde als die Hauptstadt des neuen imperii Galliarum betrachtet[59]). Civilis nahm die Sunici[60]) in den Bund auf, und die Tungrer, Bethasier und Nervier, die Labeo gegen ihn an der Maas versammelt hatte, gingen während der Schlacht zu ihm über, so daß Labeo, um der Gefangenschaft zu entgehen, die Flucht ergreifen mußte[61]).

Die Lingonen befreiten sich unter Julius Sabinus[62]), vorgeblich einem natürlichen Sohne des Julius Cäsar, wurden aber von den Sequanern geschlagen. Alles Land von den Ausflüssen des Rheins bis zu den Alpen war nun in den Waffen gegen die Römer. Ein großer Theil von Germanien, jenseit des Rheins, war gleichfalls im mächtigen Bunde der Bataver, und selbst römische Legionen mußten für Galliens Unabhängigkeit fechten. Dies war der Culminationspunkt des batavischen Glücks.

Domitian und Mucian erschienen auf dem Kampfplatze aus Rom, wo Mucian die Regirung verwaltete, und mit ihnen ein erbitterter Neffe des Civilis, Julius Briganticus, der eine besondere Ala befehligte. Aus Spanien und Britannien wurden Legionen herzu gerufen, und die Hauptarmee aus Italien durchbrach die unbesetzten Alpenpässe, während die Gallier bis auf die Treverer und Lingonen alle schon wieder zum Frieden sich neigten.

Tutor wurde nach Verlust mehrer Abtheilungen seines Heeres, die zu den Römern übergingen[63]), bis Bingen zurückgedrängt. Hier ließ er die Brücke über die Nab abwerfen, um die schon wankenden Treverer dem Bunde zu erhalten. Allein vergebens. Die beiden Legionen, die bei Trier standen, erklärten sich wieder für Vespasian, und als Cerialis, der Sieger von Rom, der dem Vespasian das Reich erkämpft hatte, in Mainz ankam, und sich der Legionen, die bei Metz standen, versicherte, wurde die Übermacht der Römer zu groß, als daß sich Tutor und Julius Valentinus allein hätten halten können. Das Lager des Letztern bei Rigodulum[64]) wurde erobert, und er selbst gefangen[65]). Trier wurde erobert, durch Milde gewonnen[66]), und bei der Stadt wurde das römische Lager aufgeschlagen.

Civilis und Classicus boten jetzt dem Cerialis die Herrschaft über das neu errichtete gallische Reich an[67]). Dies wurde nicht angenommen. Nun rückten die Verbündeten von allen Seiten heran. Cerialis umgab sein Lager mit Wall und Graben. Die Schlacht entschied sich anfangs für die Germanen, das Lager war schon genommen und das Zelt des Cerialis geplündert, als dieser die Seinigen zum Stehen brachte, die Brücke über die Mosel wieder nahm und sogar das Lager der Verbündeten eroberte[68]). Die Agrippinenser in Cöln baten um Hilfe, lieferten die Gemalin und Schwester des Civilis und die Schwester des Classicus den Römern aus, und tödteten die in den Häusern der Stadt zerstreuten Germanen. Civilis bedrohte sie mit seinen auserlesensten Cohorten von Friesen und Chauceen, immer noch mächtig genug, von Tolbiacum (Zülpich) aus. Eine ganze Cohorte Germanen wurde beim Schmause in einem von den Cölnern angezündeten Hause verbrant, und die

52) *Tac.* Hist. IV. 33. 53) *Tac.* Hist. III, 85. 54) *Tac.* Hist. IV, 54. 55) *Tac.* Hist. IV. 56. 56) *Tac.* IV, 57. 57) *Tac.* Hist. IV, 62. 58) *Tac.* Hist. IV, 61. cf. *Tac.* Germ. Cap. 3. dieselbe Gewohnheit bei den Catten und (*Paulus* Diac. de Gest. Long. III, 3.) bei den Sachsen. 59) *Tac.* H. IV, 61. 62. 60) Um Sunich im Hzgth. Limburg.

61) *Tac.* Hist. IV, 66. 62) *Tac.* H. IV. 67. 63) *Tac.* Hist. IV, 70. die Tribocci, Vangiones und Caracates, auch Treveri. 64) Jetzt Rigel an der Mosel. 65) Nachher hingerichtet. *Tac.* IV, 85. 66) *Tac.* H. IV, 72. 67) *Tac.* H. IV, 75. 68) *Tac.* H. IV, 78.

Ankunft des Cerialis sicherte diese vor der Rache der Bataver.

Den Caninefaten glückte es um diese Zeit die römische Flotte, welche die Bataver von der Seeseite her zu beunruhigen drohte, zu schlagen und größtentheils zu zerstören[69]. Classicus schlug die Reiterei, welche Cerialis nach Neus geschickt hatte[70], und Civilis verstärkte sich durch teutsche Hilfstruppen[71], die er während des Winters vom 70. bis 71. Jahre bei Vetera, dem alten Schauplatze seines Ruhms, sammelte. In den Rhein hatte er einen schrägen Damm hineingebaut, um die an sich niedrige und nasse Gegend zu überschwemmen. Cerialis rückte mit 2 Legionen, deren eine die gefürchtete[72] alte Feindin der Bataver, die **XIV.** Legion war, verstärkt gegen ihn heran.

Die Schlacht, welche nun zuerst in dem durch Kunst vom Wasser des Rheins überschwemten Terrain geliefert wurde, beschreibt Tacitus ausführlich[73]. Sie entschied nichts, weil die Römer sich zurückzogen und die Bataver nicht wagten aus dem Wasser herauszukommen, um die Römer zu verfolgen. Am folgenden Tage entschied sich der Sieg durch die Verrätherei eines Batavers, der die römische Reiterei in den Rücken der Verbündeten führte, zum Vortheile der Römer[74]. Der Regen und die Nacht verhinderte eifrige Verfolgung, und Civilis erhielt chaucische Hilfstruppen. Dennoch konte er das oppidum Batavorum[75] nicht vertheidigen. Er verbrante was er nicht mit fortbringen konte, floh in die batavische Insel und bildete durch Einreißung der moles Drusi den Leck, damit er sich im Falle eines Einbruchs der Römer in die Insel noch in dem untern Theile derselben bei Batavodurum vertheidigen könte[76]. Auch Tutor und Classicus gingen mit **113** treverischen Senatoren über den Rhein und suchten in der Eile die noch von Römern besetzten Festungen[77] auf der **Insula Batavorum** zu erobern, bevor die Römer durch Ankunft ihrer Flotte, den Übergang auf die Insel bewerkstelligen könten; auch um die Kräfte der Römer im Falle des Überganges sogleich zu theilen[78]. Bei Batavodurum suchten sie auch die angefangene Brücke (über den Rhein) abzubrechen. Batavodurum wurde leicht entsetzt; schwerer Vada, wo Civilis, und Grinnes, wo Classicus die Belagerung leitete. Hier fielen eine Menge der tapfersten Römer, unter andern auch der Neffe des Civilis, der erbitterte Briganticus. Aber Cerialis kam mit auserlesener Reiterei zu Hilfe, und Civilis mußte sich nach Verlust seines Pferdes schwimmend über den Fluß retten[79]. Den Tutor und Classicus bedrängten die Römer in kleinen Kähnen, welche, in Ermangelung der Flotte, im Kampfe bei Grinnes (und Arenacum) gebraucht wurden.

Nach Eroberung des obern Theiles der Insel ging Cerialis nach Novesium (Neus) und Bonna, um die Winterlager zu besehen, wurde aber unterweges von den Germanen überfallen. Sein prätorisches Schiff wurde genommen, und der Velleda zum Geschenk übersendet: ihn selbst rettete der Umstand, daß er die Nacht bei einer ubischen Dame, der Claudia Sacrata, zubrachte[81]. Jetzt wollte Civilis noch eine Seeschlacht versuchen, und wählte die Ausflüsse der Maas dazu, um den Römern zugleich die Zufuhr aus Gallien abzuschneiden. Seine Flotte, aus Ein- und Zweiruderern bestehend, vermehrte er mit einer ungeheuern Menge kleiner Kähne. Die römische Flotte, aus wenigern aber größern Schiffen bestehend, schiffte die Maas hinab; allein es kam zu keiner entscheidenden Schlacht. Darauf kam es zu einer Unterredung zwischen Cerialis und Civilis zu Novacia auf der halbabgebrochenen Brücke (des Rheins). Die Velleda hatte sich, wahrscheinlich aus Furcht, den Römern günstig erklärt, die Germanen waren dadurch dem Civilis abgeneigt geworden. Cerialis hatte mit weiser Mäßigung auf dem Rückmarsche bei Verwüstung der Insel, die Villen und Äcker des Civilis selbst unberührt gelassen, und so erfolgte der Friede, der für Civilis ehrenvoll war, dessen nähere Bedingungen aber Tacitus nicht mehr anführt, weil hier gerade seine Geschichte endet[82].

So erlosch (71 n. Ch.) die eben so glänzende als ephemere Größe des germanischen Volks der Bataver, und ihr Ruhm selbst verschwindet von jetzt an fast gänzlich aus der Geschichte.

Soviel ist indeß gewiß, daß sie von jetzt an bis zum Einfalle der Franken nach wie vor unter den römischen Heeren dienten, und, als tapfere Bundesgenossen, die sinkende Macht der Römer noch auf eine Zeitlang befestigen halfen.

Noch unter Vespasian sehen wir drei batavische Cohorten (78 n. Ch.) unter Agricola gegen die Briten dienen. Ihre kurzen Dolche und mit Umbonen versehenen Schilde, mit denen sie um sich her stießen, waren von großem Nutzen gegen ein Volk, das nur mit langen Schwertern zu fechten gewohnt war[83].

Unter Domitian und Nerva behaupteten sie ihren alten Ruhm, und blieben blos Bundesgenossen der Römer, obgleich sie als Theile des römischen Reiches betrachtet wurden. Sie brauchten keine Abgaben zu geben, und kein Pächter belästigte sie. Nur zum Kriege wurde ihre junge Mannschaft ausgehoben[84].

Unter Hadrian leisteten sie den Römern gute Dienste, besonders durch ihre Geschicklichkeit über breite Flüsse zu schwimmen[85].

Unter Antoninus Pius und Geta werden die Bataver Freunde und Brüder des römischen Volkes genant[86].

---

69) *Tac.* H. IV, 79. 70) *Tac.* H. IV, 79. 71) *Tac.* H. V, 14. 72) *Tac.* H. IV, 79. 73) *Tac.* Hist. V, 15. 74) *Tac.* Hist. V, 18. 75) Batenborg an der Maas. 76) Hierüber sehe man oben unsere Beweise, welche wir bei Gelegenheit der Untersuchung über die abactio Rheni durch Civilis dargelegt haben. 77) Arenacum (Arnheim) Batavodurum (Wyk to Doorstede), Grinnes (Rheenen) und Vada (Wegeningen). Die 4 Feldherren Civilis, Verax sein Neffe, Classicus und Tutor, belagerten jeder eine der Festungen. 78) *Tac.* H. V, 20. 79) *Tac.* H. V, 21.

81) *Tac.* H. V, 22. 82) *Tac.* Hist. V, 26. 83) *Tac.* Agricola 36. 84) *Tac.* Germ. 29. Manet honos etc. 85) *Dio.* p. 1158. 1482. Reim. p. 792. Eine Denkschrift auf einem bei Ofen an der Donau gefundenen Stein erwähnt eines Batavers, der unter Hadrian hier überschwamm, wodurch nach Dio die Feinde so in Furcht gesetzt wurden, daß sie die Feindseligkeiten unterließen. *Gruter* Inscr. DLXII, 3. 86) Dieses sieht man aus der Inschrift bei Gruter LXXIII, 9. Auch die bei Cattwyk gefundene Inschrift (*Gruter* 499, 13.), in welcher dieselbe Benennung vorkomt, ist wahrscheinlich aus dieser Zeit.

Daß während ihrer Regirung Lugdunum schon eine bedeutende Stadt gewesen sey, sieht man aus Ptolemäus, der blos diesen Ort und Batavodurum im Lande der Bataver als *πόλεις ἐπισήμους* anführt. Das Itinerarium Antonini macht Lugdunum zum Hauptort der beiden Germanien, und so war es wahrscheinlich der Sitz der virorum consularium, welche nach Trajan Germania citerior verwalteten[87].

Nichts ist schwerer als unter den nachfolgenden Kaisern, bei den beständigen Völkerbewegungen, die anfangs die südliche Donau, dann den westlichen Rhein überschritten, die Spuren der Bataver mit Sicherheit zu bestimmen. Die Lobredner der Kaiser, jetzt fast die einzige Quelle der Geschichte, übertreiben auf der einen Seite zu sehr die Thaten der Imperatoren, auf der andern Seite sind ihre Nachrichten zu unbestimt, als daß man die Wohnsitze der Völker und die Veränderungen in denselben genau unterscheiden könte.

Das Hauptvolk, in deren Strom sich der batavische Name nun allmälig verliert, war das der Franken. Dieses, nach einer wenig genauen Nachricht des Anonymus Ravennas[88]) zuerst an der Elbe sitzend, drang gegen den Rhein vor und verschmolz mit seinem Namen, die Völker der Bructerer, Catten, Chamaven und Tubanten[89]), und erschien zuerst im J. 237, als sich Gordian zum Kriege gegen die Perser rüstete[90]), in Gallien. Sie wurden vom Aurelian als Tribunus der VI. gall. Legion geschlagen. Darauf scheinen sie die Völker der Nordsee mit sich verbunden zu haben. Sie streiften auf ihren Schiffen[91]) um das Jahr 272, Gallien und Spanien verwüstend, bis Tarragona, welches sie eroberten[92]), wurden aber aus Gallien wieder herausgetrieben[93]). Jetzt schon scheinen sie sich Bataviens, wenigstens zum Theil, bemächtigt zu haben, aber Probus war es, der sie in ihren unzugänglichen Sümpfen unter Aurelian besiegte[94]).

Die Bataver, vorher gegen den Einbruch der Franken und Friesen durch die Sümpfe geschützt, welche sich längs der Ems bis zum Meere hinab erstrecken, waren jetzt den Einbrüchen dieser tapfern Nation sehr ausgesetzt, seitdem diese auch zur See mächtig geworden war, und, die Küsten Galliens, Britanniens, Spaniens, ja selbst Siciliens, Griechenlands und Kleinasiens verheerten. Unter Probus Regirung ist Batavien nicht von Franken besetzt. Während seiner Züge gegen die Burgunder und Vandalen, vertrieben seine Duces[95]) die Franken, und wir sehen daher noch auf der Tabula Peutingeriana die Insel der Bataver unter dem Namen Patavia[96]) zwischen den Ausflüssen des Rheins und der Maas, von Lugdunum bis Noviomagus mit allen römischen Städten, welche das Itinerarium Antonini anführt, bis auf Trajectum (Utrecht), und jenseit des Rheins: die Chaci (Chauci), Pusalini (Busacteri), Chamavi, Qui et Pipuarii[97]) (Ripuarii), Pranci (Franci)[98]). Weiter den Fluß hinunter bis Agrippina Col. ist dann das eigentliche Francia.

Nach **Probus** thätiger Regirung sollte (287) bei neuen Einfällen der Franken an den Küsten des belgischen und armorischen Galliens, **Carausius**, ein Menapier von Geburt, auf batavischen Schiffen zum erfahrnen Seemann gebildet [99]), auf Befehl des **Maximian** [1]), die Flotte zum Schutz gegen die Franken anführen. Wirklich glückte es ihm, der zurückkehrenden fränkischen Flotte ihre Beute wieder abzunehmen, aber er behielt diese für sich, ließ sich in Batavien zum Kaiser ausrufen, und verband sich sogar mit den Franken. Nun fielen diese in Britannien ein, und eroberten das Land, bis **Konstantius** sie (im J. 293) wieder an der Waal überwand [2]), und mehre Tausend von ihnen in die verwüsteten Gegenden der Trierer und Nervier versetzte.

Wie nun das Verhältniß der Bataver zu den Franken wurde, als diese sich wieder ausbreiteten, und trotz der Grausamkeit Konstantins (306) gegen die geschlagenen Franken [3]), trotz der Siege des **Crispus** (317) [4]), doch noch so mächtig waren, daß **Constans** nach Besiegung **Konstantins** des Jüng. Friede mit ihnen machen mußte [5]), läßt sich nicht entscheiden. Wahrscheinlich gesellten sie sich zu dem großen Frankenbunde, ohne ihren Namen aufzugeben, der noch später vorkomt. Es scheint, daß die Franken sich jetzt schon in Batavien festgesetzt haben, denn **Julians** Feldherr **Severus** traf, als er (358) über Cöln und Jülich nach Rheims zog, ein Heer Franken [6]), welches sich in zwei, ehemals zer-

87) Vor Trajan wurde Germania superior und inferior von zwei Präfecten oder Präsides regirt. Man findet bei **Tacitus** (Hist. IV, 55.) den Präfecten des Rheinufers Julius Tutor, welcher zu Civilis überging, unter Vitellius, und bei **Sueton** (Dom. Cap. 6.) den L. Antonius als superioris Germaniae praeses. Vitellius bei **Dio** (p. 1052. ed. Reim.) praefectus (*ἄρχων*) Germaniae inferioris, Trajan selbst (98) *ἄρχων τῆς Γερμανίας* (*Dio* 1158. 1121 Reim.). Da man sie wie Blutsauger und Wölfe, nicht wie Hirten der Herde, betrachtete (*Dio* 806. 818 Reim.) so hob Trajan diese Würde auf, schickte Consularen, und von jetzt an kommen nie mehr zwei Präfecten, die jetzt duces heißen, zu gleicher Zeit in Germania citerior vor, bis Konstantin die Einrichtung wieder änderte, den westlichen Theil Germaniens durch 2 Präfecten regiren ließ, und den Praefectus praetorio von Gallien nach Trier setzte. So wurde Trier die Hauptstadt von Gallien nicht nur, sondern auch von Germania citerior, Britannien und Hispanien (cf. Not. dign. imp. orient. *Pancir.* p. 13.) Die Tabula Peuting., welche zu Probus Zeiten entworfen seyn muß, bestätigt die Annahme von der Wichtigkeit Lugdunums um diese Zeit dadurch, daß sie zu diesem Ort ein großes Haus und zu dem Praetorio Agrippinae ein noch größeres Schloß zeichnet. 88) Geogr. Rav. Ann. I, 11. 89) *Eutrop.* X, 2. *Eumenius* VI, 10. 90) *Vopiscus* in Aurel. c. 7. Man vergleiche **Tillemont** im Leben Valerians §. 3. S. 714. 715. 91) *Vales.* rer. Franc. I, 4. 92) *Eutrop.* IX, 6. 93) *Aurel. Victor.* Caes. c. 35. 94) Hieher gehört *Vopiscus* in vita Probi c. 12. Testes Franci inviis strati paludibus.

95) *Zosimus* I, 67. 96) Kurze Zeit nachher komt auch bei **Eumenius** (panegyr. VI, 5.) zuerst der Name des Landes „Terra Batavia" vor. 97) Dieser Name steht ganz am Rande und die Buchstaben sind zum Theil abgerieben. 98) So muß man das Gewirre von Völkernamen lesen, die vielleicht nicht ohne Grund so durch einander geschrieben sind. 99) *Aur.* Vict. Caes. 39. Menapiae civis. *Eumenius* panegyr. VI, 5. alumnus Bataviae. 1) Mitregenten des Diocletian. 2) *Eumenius* Paneg. VI, 5. 3) Die gefangenen Könige wurden den wilden Thieren vorgeworfen. *Eum.* Paneg. VIII, 22. 4) *Nazarius* Paneg. IX, 36. 5) Sie wurden dadurch wie die alten Bataver: foederati et socii Romanorum. *Socrates* L. II. Cap. 10. J. J 340. 6) **Mascov** urtheilt, daß es Salier (Franken an der Sala oder Yssel waren. Dessen Gesch. der Teutschen. S. 251.)

störte Castelle [7]) warf, die sich bei herannahendem Winter ergaben, indem die gefangenen Franken unter die römischen Truppen gesteckt wurden. Im folgenden Jahre wurden die Saalfranken (Salii), die sich schon bis Toxandria [8]) ausgebreitet hatten, ehe sie sich zusammenziehen konten, angegriffen und wie die Bructerer geschlagen [9]). Julian ließ gegen sie an der Maas 3 feste Plätze aufführen, ein Zeichen, daß bis dahin ihre Besitzungen reichten, wo vormals die Gränzen der Bataver gewesen waren [10]). Auch jetzt wurden viele Franken auf das römische Gebiet verpflanzt, andere unter den Truppen aufgenommen [11]), und ein Franke, Chariette, wurde sogar bald darauf Comes per utramque Germaniam [12]). Bei diesem friedlichen Verhältniß wurde die Schiffahrt den Rhein hinunter wieder hergestellt [13]).

Unter Valentinian und Valens fing der Krieg mit den Franken aufs neue an. Der Kriegsschauplatz war: die Waal und Batavia [14]), während unter dem Theodosius in Britannien auch Batavi fochten, und hier selbst der berühmte Name des Civilis wieder auflebte [15]). Im Jahre 388 drangen Marcomir und zwei andere fränkische Könige in Gallien ein, allein Arbogast, ein Franke im römischen Heer, wurde vom Theodosius gegen sie geschickt; dieser erneuerte die alten Bündnisse [16]), und Stilicho brachte es durch glückliche Unternehmungen dahin, daß in einem erneuerten Frieden (395) der Rhein die Gränze der römischen Besitzungen blieb [17]).

Aber seit Jovin (412) scheint ganz Germania secunda den Römern verloren gegangen zu seyn, da sich in der Notitia imp. utriusq. kein Dux Germaniae Sec. mehr findet, wol aber unter den Auxiliariis palatinis noch die früher damit verbundenen Batavi seniores und juniores [18]), Salii Franci etc. Vielleicht bestanden auch noch immer freundschaftliche Verhältnisse zwischen den Römern und Franken, da die Gemalin des Honorius, Eudoxia, eine geborne Frankin [19]) war, die auch unter dem Purpur ihre Wildheit nicht ablegen konte.

Als endlich Clodio 6 Jahre nach dem Tode des Honorius [20]), während des burgundischen Krieges (429—37) von Dispargum [21]) aus das ganze nördliche Gallien bis zur Somme eroberte, und Childerich, ein Sohn des Meroveus, nach den Vernichtungszügen des Attila und der Besiegung des Ägidius den Thron der Merovinger fest begründete, so verliert sich die Geschichte der Bataver völlig in der des fränkischen Reiches. (*F. Kruse.*)

7) Das eine war vielleicht das alte Batavodurum, Batenborg. 8) Tessenderlo — pagus Tassandriae im Stifte Lüttich. 9) *Amm. Marc.* XVII, 8. Francos quos consuetudo Salios appellavit. cf. *Menso Alting.* p. 115. 10) Die Bructerer hatten sich jenseit des Rheines zurückziehen müssen. *Libanius* in orat. parent. in Julian. Cap. 32. 11) *Libanius* l. c. 12) *Ammian. Marc.* XXVII. 13) *Libanius* l. c. cap. 40. 14) *Pacatus Drepanius* Paneg. *Theodos.* cap. V. Quae Rhenus aut Vahalis vidit aggrediar. — Attritam pedestribus copiis Bataviam. 15) *Amm. Marc.* XVII, 7. 16) Die Constans mit ihnen geschlossen. Man sehe oben *Socrates* 2, 10. 17) *Henricus Valesius* Rer. Franc. L. II. p. 92. *Claud.* L. I. sagt:

Ante pedes humili Franco, tristique Suevo
Perfruor, et nostrum video Germaniae Rhenum
— — — Rhenumque minacem
Cornibus infractis adeo mitescere cogis.

18) Not. Dign. Panc. p. 34. Sie hatten rothe Schilde mit zwei Schlangen, die in Form eines Caduceus gewunden waren. 19) *Tillemont* hist. des Emper. T. V. p. 835. 20) *Prosper* in Chron. *Valesius* l. c. p. 124. 21) Duisburg.

Batavia, das Land der alten Batavi. Vergl. Batavi.

Batavorum oppidum, das jetzige Batenborg an der Maas, eine alte Festung der Bataver gegen die Menapier. Man sehe den Art. Batavi. (*F. Kruse.*)

Batavodurum, das heutige Wyk to Doorstede, an der Trennung des Rheins und des Leck. Eine alte Hauptstadt der Bataver, dann Festung der Römer gegen die Canninefaten. Man sehe den Art. Batavi. (*F. Kruse.*)

Batava Castra, das heutige Passau. Man sehe den Art. Castellum Bojodurum. (*F. Kruse.*)

BATAVIA, die Hauptstadt der Insel Java und der sämtlichen Besitzungen der Niederländer in Asien. Sie liegt auf der Nordwestküste unter 6° 12′ S. Br. und 124° 33′ 45″ östl. L. an einer weiten Bai, worin sich der Fluß Batavia, welcher durch die Stadt läuft, ergießt, hat die Gestalt eines Parallelograms, das 4200 Fuß in der Länge, und 3000 Fuß in der Breite mißt, und ist mit einem Walle, 22 Bastionen und einem tiefen Graben umgeben. Eine feste Citadelle von 4 Bastionen deckt nicht allein die Stadt, sondern auch die Mündung des Flusses Batavia oder Jakatra; das Wasser-Castell mit seinen verschiedenen Batterien den Hafen. Batavia, welches von den Holländern seit 1619 erbauet ist, hat ganz das Ansehn einer niederländischen Stadt; der Holländer hat in Batavia sein Vaterland wieder finden wollen. Die Straßen sind breit und durchschneiden sich in rechten Winkeln, überall sind Kanäle gezogen, und die daran stoßenden Kaien mit Bäumen besetzt; die Häuser sind zwar alt und geschmacklos, zum Theil wie in den holländischen Städten, aber sämtlich massiv; unter den öffentlichen Gebäuden, wovon das Schloß des Generalgouverneurs in der Citadelle steht, zeichnen sich vorzüglich die Kirchen aus, worunter die große Kirche mit einem Aufwande von 80,000 Pf. Sterl. erbauet ist; außerdem besitzt sie 1 portugisische, 2 malaiische, 1 luth. und 1 reformirte Kirche, 1 Moschee und 1 schinesische Pagode, 4 öffentliche und 12 Privatschulen, 1 großes Waisenhaus, 2 öffentliche Hospitäler, wovon das eine in der Stadt, das andere außerhalb derselben auf der Insel Purmerend steht, und 1 Spinnhaus. Das Stadthaus hat nichts ausgezeichnetes. Die hiesige literarische Gesellschaft war 1777 gestiftet, und ist während der temporären britischen Besitznahme erneuert. Die Stadt hat mehre Vorstädte, die Compang heißen, und worunter der Compang, den die Schinesen bewohnen, allein 1500 Häuser zählen soll. Die ganze Stadt hatte 1792 deren 5792, und eine Volksmenge von 115,960 Einw., worunter 3300 Kompagniebediente, 5660 Bürger, 6800 Javaneser und freie Malaien, 22,000 Schinesen und 17,000 Sklaven männlichen Geschlechts waren. Allein diese Volksmenge ist in der Folge sehr geschmolzen, und 1811 fand man nicht mehr als 47,217 Bewohner, nämlich 543 Europäer, 1485 Kreolen, 318 Araber,

119 Hinduer, 3155 Malaien, 3331 Javanesen, 4115 Makassarn, 7720 Balinesen, 232 Sumbaien, 82 Moluckesen, 24 Timorioten, 11,854 Schinesen und 14,239 Sklaven. Batavia ist der Sitz des Generalgouverneurs von Indien, und der ihm zugegebenen Behörden, des Generaldirektors des Handels, des hohen Gerichtshofs und des Kirchenraths; überhaupt sieht es in seinen Mauern die sämtlichen hohen Regirungsbehörden des niederländischen Indiens versammelt, so wie die großen Warenmagazine und Waffenvorräthe der Niederländer hier aufgehäuft sind. Der Hafen ist vortreflich, und kann eine ganze Flotte fassen: die vor demselben liegengen Inseln brechen die Gewalt der Wellen, und gewähren den Schiffen völlige Sicherheit. Der Handel ist daher von dem größten Umfange, und zieht alles in seinen Wirkungskreis, was die Niederländer aus Asien holen: 1781 betrug der Werth der von hier aus nach Europa ausgeschifften Waren 20,905,643 Gulden, 1793 aber nur 10,891,211 holl. Guld. 19 Stüber. Den innern Handel und Verkehr beleben vorzüglich die Schinesen, die zugleich auch die Trödler und Mäkler machen, und die vorzüglichsten Fabriken unterhalten; besonders gibt es zahlreiche Arackbrennereien, Zuckerraffinerien, Baumwollspinnereien und Gerbereien, auch sind mehre Schiffswerften vorhanden. Die Malaien sind die besten Gold- und Silberarbeiter. Was der Stadt fehlt, ist gutes Wasser und gesunde Luft. Batavia galt von jeher als einer der ungesundesten Örter, die Europäer in fremden Erdtheilen bewohnen, und wirklich macht auch der Marschboden, worauf die Stadt angelegt ist, die Menge Kanäle, die sie durchschneiden, und die Ausdünstungen, die bei der unmäßigen Hitze aus denselben aufsteigen, die Luft so pestilenzialisch, daß die Europäer sowol als die Vornehmen überhaupt die Stadt in der schlimmen Jahreszeit verlassen, und den Aufenthalt auf die vielen Landhäuser, die die Stadt umgeben, oder in das Innere des Landes verlegen. Gesellschaftliche Vergnügungen gibt es in dieser holländischen Stadt nicht viele: der Holländer gefällt sich mehr als in Europa in seinem steifen Zeremoniell. Eine Art von Klub, unter dem Namen der Harmonie, besteht seit langer Zeit, auch haben die Eingebornen und Schinesen ihre Nationalspiele, ihre Ombres chinoises, aber in der ganzen Stadt gab es vor der Ankunft der Briten keine Weinkeller, kein Kaffehaus, und nur ein einziges Wirthshaus im europäischen Geschmacke. Das Gouvernement besitzt eine Bibliothek, ein Archiv und eine Druckerei, aber die Sternwarte vor der Stadt fand Thunberg ganz unbenutzt. Die Niederländer halten hier eine starke Garnison, die gewöhnlich 4000 Mann übersteigt, und ein wohlversehenes Zeughaus und Marinearsenal. — Batavia ward im August 1811 durch die britischen Truppen genommen, und erst im August 1816 an die Niederländer zurückgegeben *). (*Hassel.*)

Batavia, s. Wollenzeuge.

Batavische Republik, s. Niederlande.

BATE, ein Eiland auf der südwestlichen Spitze des Meerbusens Kutsch, zur Provinz Guzurate gehörig, und das Eigenthum eines besondern Radsbuten Fürsten. Die darauf belegne gleichnamige Stadt (N. Br. 22° 22′ Ö. L. 86° 55′) hat über 2000 Häuser, einen guten durch ein Fort gedeckten Hafen, und ist durchaus von Hindus bewohnt, die gegen 150 Schiffe besitzen, womit sie einen beträchtlichen Handel, aber auch Seeräuberei betreiben. Die Briten handeln stark dahin. Hier steht auch ein berühmter Tempel des Schunknarragan oder Wishnu. (*Hassel.*)

BATE (Georg), Leibarzt der Könige Karl I. und II. von England, (auch Cromwell's), geb. 1608 † 1669. ist Verf. einer sehr berühmten Pharmacopoea Bateana, die viel Auflagen erlebt hat, worunter nur die von Amsterdam 1731. 12. hier genant wird, und mancher andern wenig bekanten Schriften. (*Sprengel.*)

BATEIA, 1) eine Najade, mit welcher der Sparter Öbalos den Tyndareus, Hippokoon und Ikarion erzeugte *); 2) des Teukros Tochter, von Dardanos Mutter des Ilos und Erichthonios **) (*Ricklefs.*)

BATELAU, Battelau, Slav. Batelow, Markt und Hauptort der Herschaft gleiches Namens in Mähren, Iglauer Kreises, an der Iglawa auf der böhmischen Gränze und der Straße von Iglau nach Neuhaus, 6 Stund. südwestl. von **Iglau**, mit Schloß und Pfarre, 2 Kirchen, 237 christlichen und 17 jüdischen Häusern, die 1695 Einw. enthalten, unter welchen sich 165 Juden befinden. Zur Herschaft gehören die drei Dörfer: **Schwabau**, **Spielau** und **Neuwelt** mit 58 Häusern und 366 Einw. (*André.*)

BATENBURG, Marktfl. in dem Bez. Nimwegen der niederländischen Provinz Geldern, mit 1 Schlosse und 472 Einw. Er ist der Hauptort einer Herlichkeit, die dem Fürstl. Hause Bentheim-Steinfurt gehört. (*Hassel.*)

Batenburger, s. Taufgesinnte.

Batenier, Bathanier, s. Ismaeliten.

BATEN-KAITOS; (arab. Bauch des Wallfisches), ein Stern dritter Größe, im Bodeschen Sternkatalog n. 273 des Wallfisches, bei Flamsteed nr. 55, mit 3 bezeichnet. Er steht am Himmel 25° 37′ d. ger. Aufst., und 11° 14′ d. südl. Abweichung. Er bildet mit den Sternen ϑ η und τ ein Trapezium, welches den Bauch des Wallfisches kentlich macht. Ihn trift ziemlich genau eine Linie, welche von Scheat im Pegasus durch Algenib, und eine andere, welche von Aldebaran im Stier durch Menkar am Maule des Wallfisches herab gezogen wird. (*Fritsch.*)

Batgao, s. Bhatgong.

BATH, 1) Stadt in der englischen Grafsch. Somersett, die der Sitz eines Bischofes ist, welcher die Diözese von Wels mit versieht, unter dem Erzbischofe von Canterbury steht, 535 Pf. 1 Sh. Einkünfte und 388 Kirchspiele unter sich hat: als City sendet sie 2 Deput. zum britischen Parl. Sie liegt unter 54° 23′ 20″ Br. und 15° 18′ 30″ L., in einem reizenden, von Hügeln amphitheatralisch umschlossenen Thale, das der bis Bristol schiffbare Avon bewässert. Sie besteht aus der Altstadt, aus der Neustadt und mehren Vorstädten: der ältere Stadttheil ist enge zusammengebauet und unregelmäßig,

*) Nach *Forrest*, *Thorn*, der East India Gazetteer u. a.

*) *Apollod.* III, 20, 4.; nach *Paus.* III, 1. Gorgophone und Mutter des Perseus. **) *Apollod.* III, 12, 1.; *Diod.* IV, 77. *Schol.* ad *Lycophr.* 29 u. 1308.

der neuere hat schöne Gebäude, regelmäßige und gut gebauete Plätze, wie Queens Square, Landsdown Place, Crescent und Sidney Place, the Royal Crescent und St. James Square, und lange und gerade Straßen, wie die prächtige Pulteney = Straße. Überhaupt erhebt dieser neue Stadttheil Bath zu dem Range der schönsten Städte Europens: Palast drängt sich an Palast, und selbst die Privathäuser sind in dem elegantesten Style aufgeführt; man zählt 1 Kathedrale ganz im gothischen Geschmacke mit einem 162 Fuß hohen Thurme, 3 Kirchen, 7 Kapellen, 7 Bethäuser der Methodisten, Independenten, Baptisten, mährischen Brüder, Katholiken, Unitarier und Quäker, 1 Generalkrankenhaus für 150 Kranke, 7 andere Hospitäler und Krankenhäuser, 1 Gebärhaus, und 1811, 5423 Häus. und 38,439 Einw., worunter 15,275 Manns = und 23,159 Weibspersonen. Bath ist der Sitz von 3 gelehrten und patriotischen Gesellschaften, als: the Bath and West of England society zur Aufmunterung des Ackerbau's, die schon seit mehren Jahrzehnten besteht; the philosophical — und the harmonic society, die beide erst neuerdings errichtet sind, dann mehre Frei = und Armenschulen, zahlreiche Friendly Societys und 1 prächtiges Theater, welches nach den Londner für Eins der ersten Provinzialtheater gilt: seine Manufakturen sind unbedeutend, es werden blos Galanterie = und Modewaaren verfertigt, und damit einiger auswärtiger Verkehr, auch Schiffahrt auf dem Avon getrieben. Alles ist auf die Badezeit berechnet, indem Bath der besuchteste und glänzendste Badeort des britischen Reichs ist; die hiesigen Bäder waren schon den Römern als aquae salis oder fontes calidi, den Briten unter den Namen Caer Badun, und den Sachsen als hot Bathlen und Achamannum bekant und besucht; der öffentlichen Bäder sind 5: Kings und Queens = Bad, Croß = Bad, Hot = Bad und das neue Privatbad; das Kingston = oder Abtei = Bad ist ein Eigenthum des Grafen Manvers; die Temperatur darin steigt von 93 bis 117° Fahrenheit, und sie leisten vorzüglich in allen rheumatischen Beschwerden, bei Indigestionen und Obstruktionen die wirksamsten Dienste. Das Wasser wird zum Trinken und zum Baden gebraucht *). Mit dem Kings = und Queens = Bade steht das New-pump-Room, ein prächtiges von dem Architect Wood aufgeführtes Gebäude, mit einer herlichen Gallerie in Verbindung; außerdem finden die 5000 bis 6000 Gäste, die jährlich auf kürzere oder längere Zeit die Badezeit halten, Erholung und Vergnügen in dem New-Assemblee-Room mit dem Ballsale, in den beiden Thee =, den Spiel =, Lese = und Konzertzimmern, in dem Lower Assemblee-Room, und in Sidney Gardens, welcher das Vauxhall von Bath ist. Überhaupt findet der Brite und insbesondere der Londoner fast alle Vergnügungen der Hauptstadt wieder, eine reizende Gegend, aber auch einen kostbaren und theuren Aufenthalt. — 2) Dorf im Kirchspiele St. Thomas auf der britischen Antille Jamaika, in deren Nähe eine Heilquelle hervorsprudelt. — 3) Dorf in der Grafschaft Renſſelaer des nordamerikanischen Stats Newyork am Hudson, ist durch seine Mineralquelle und die dabei errichteten Badeanstalten berühmt. (*Hassel.*)

*) Ohngeachtet ihrer Berühmtheit sind sie nichts weiter, als ein sehr schwaches, warmes Stahlwasser, (vgl. *Shaw* on the qual. and med. eff. of Bath-Waters. Lond. 1789. 8. Pract. diss. on the eff. of the Bath-Waters; by *Falconer*. Bath. 1790. Lond. 1793. 8. (*Th. Schreger.*)

Bath in Ungern, s. Frauenmarkt.

Bathalessa, Bathalmins, s. Ptolemaeus.

BATHAR, Fluß in der Ugotscher und Szathmarer Gespansch. in Oberungern, jenseit der Theiß, entspringt zwischen den Gödönházer Bergen, läuft mit Schnelligkeit gegen Gida und Bathár, und fließt von da eine Strecke an der Gränze der Ugotscher und Szathmarer Gespansch., setzt seinen Lauf durch die Ugotscher Gespansch. fort, und vereinigt sich bei Böcs in der Szathmarer Gespansch. mit der Theiß. Dieser Fluß verursacht durch Überschwemmungen großen Schaden. (*Rumy.*)

BATHGATE, Marktfl. und Kirchspiel an der Straße von Edinburgh nach Glasgow mit 2919 Einw. In demselben findet man Kalk, Steinkohlen und Eisen, vorzüglich aber eine unendliche Menge von Petrefakten.

BATHORDEN, Orden vom Bade, einer der vier Orden der Krone Großbritanniens, im Range der letzte. Ob er vom König Richard II. oder von dessen Nachfolger Heinrich IV. gestiftet worden ist, darüber schwanken die englischen Geschichtschreiber. Die meisten Stimmen hat Heinrich für sich. Sie erzählen: Heinrich habe einstens im Bade gesessen, als ihm zwei Witwen gemeldet worden wären, welche um seinen Schutz nachsuchen wollen. Sogleich habe er das Bad verlassen, sie anzuhören, und dabei die treflichen Worte gesagt: daß die Ausübung seiner Regentenpflichten den Vergnügungen vorgehen müsse. Bald darauf, im Jahre 1399 stiftete er einen Orden, dem er den Namen: Orden vom Bade (Order of the Bath) gab. Dieser Name soll sich auf jene Begebenheit beziehen, oder, zu ihrem Andenken, dem Orden gegeben seyn. Dies scheint indessen wol weniger der Grund gewesen zu seyn, als die alte Sitte, nach welcher sich jeder, der in den Orden aufgenommen werden sollte, Tags vor der Aufnahme baden mußte, um sich dadurch sinbildlich zu reinigen und zu läutern von allem Unedlen, und einem Ritter nicht Ziemenden. Diese Sitte oder Vorschrift des Badens geschah anfänglich und lange Zeit nachher noch mit vieler Umständlichkeit und zweckloser Zeremonie, fiel aber späterhin weg. Bei seiner Krönung ernante Heinrich 46 Ritter, welche alle, die Nacht zuvor, mit ihm gewacht und sich gebadet hatten. Heinrich V. ernante im J. 1413 ebenfalls einige, so wie der 7jährige König Heinrich VI., 32 Ritter schlug. Von dieser Zeit an war es bei den nachfolgenden Königen gebräuchlich, vor ihrer oder der Königinnen Krönung, bei der Geburt oder Vermälung des Thronerben, oder vor einem Feldzuge, Ritter zu ernennen. Zum letzten Male geschah dies bei der Krönung Karls II., 1661; denn, unter den stürmischen Regirungen Jakob II., Wilhelm III., und der Königin Anna, gerieth der Orden ganz in Vergessenheit, und erst am 7. Junius 1725 wurde er von Georg I. wieder aus der Dunkelheit hervorgezogen, umgestaltet, und ihm die Eigenschaft eines Verdienstordens für jeden Stand beigelegt. Die Einweihungsfeier des wieder er=

neuerten Ordens war äußerst prachtvoll, und soll an 30,000 Pf. Sterl. gekostet haben. Die Zahl der Ritter, welche Georg auf 36 bestimte, bildete nur eine Klasse. Die drüber ernanten, hießen: überzählige Ritter.

In dieser Verfassung blieb der Orden bis 1815. Da fühlte man sich verpflichtet, ausgezeichnete Thaten, besonders beim Militär zu belohnen. Dies konte durch Ordensbänder am wohlfeilsten geschehen, die man aber nicht in solcher Maße, als sie nöthig schienen, zu vergeben hatte, weil man bis dahin streng bei der einmal festgesetzten Zahl der Ritter englischer Orden stehen geblieben war. Der jetzige König Georg IV., ging daher, noch als Prinz Regent, über diese alte Einrichtung hinaus, theilte den Bathorden in drei Klassen ab, und richtete ihn so ein, wie die meisten Klassenorden jetzt eingerichtet sind. Die erste Klasse heißt: Ritter = Großkreuze. Außer den Prinzen vom Geblüt, ist deren Zahl auf 72 festgesetzt, worunter 12 vom Civil seyn dürfen. Von der 2ten Klasse, der Kommandeurs, sollen vorerst nur 180 ernant werden. Für die 3te oder Ritter=Klasse, ist keine Zahl bestimt. In diese werden jedoch nur solche aufgenommen, die schon mit einer Medaille oder irgend einer andern Auszeichnung beehrt sind. Sie rangiren über alle sonstige Ritter (esquires) des Reichs, und führen den Titel Knights-Companions. An Ausländer, welche nicht mit unter die geschlossene Zahl der beiden ersten Klassen gerechnet werden, und Ehrenmitglieder heißen, wird der Orden ebenfalls vertheilt, übrigens an Civil= und Militärpersonen, ob er gleich im Londoner Statshandbuche nur Military-Order genant wird. Bei der Aufnahme werden 108 Pf. Sterl. 2 Sch. Lord = Kämmerers = Kosten erlegt. Der Urheber der Umstaltung und Erweiterung des Bathordens war der Statssecretär Graf Bathurst. Die sehr ernsthaften und gegründeten Bemerkungen, welche sich bei dieser Gelegenheit die ersten Londoner Zeitungen erlaubten, führten Misshelligkeiten herbei, welche veranlaßt haben sollen, daß gar keine Ernennungen von der 3ten Klasse Statt fanden.

Das Ordenszeichen, das bei der neuen Umstaltung keine Abänderung erlitten, ist ein ovaler, goldener, von einer Glorie umstralter Schild, auf dessen blauem Grunde ein Scepter zwischen drei goldenen Kronen (Sinnbild der drei Königreiche) einer rothen Rose und einer Distel (Wapenbilder Englands und Schotlands) befindlich sind, von der goldenen Umschrift auf rothemaillirtem Grunde umgeben: Tria juncta in uno. Dieses Zeichen trägt die erste Klasse, an einem dunkelrothen Bande mit dunkelblauer schmaler Einfassung, von der rechten Schulter nach der linken Seite, und dazu auf der linken Brust einen silbernen achtstraligen Stern, in dessen rundem blauen Mittelschilde die drei goldenen Kronen, umgeben von jener Inschrift auf rothem Grunde, sind. Bei solchen, die sich besonders verdient gemacht haben, liegt auf diesem Sterne ein Lorbeerkranz mit der teutschen Devise: ich dien *). — Die zweite Klasse trägt das Ordenszeichen um den Hals, und auch den Stern auf der Brust. Bei der dritten hängt es im linken Knopfloche.

Bei feierlichen Gelegenheiten erscheinen alle in einer eigenen Festkleidung, welche in einem hochrothen Rock, weißen Gürtel, rothen Mantel, weißen Hut mit weißen Federn besteht, und wobei das Ordenszeichen an einer goldenen Kette getragen wird, die, abwechselnd aus goldenen Kronen, Rosen und Disteln, durch goldene Schleifen verbunden, besteht. (*F. Gottschalk.*)

BATHORI von SOMLYO, Fürstenfamilie von Siebenbürgen. — Schon in den frühern Jahrhunderten, wo unter kraftvollen thätigen Königen, Ungern ein bedeutendes Glied des europäischen Statenvereins war, gehörte die Familie Bathori unter die angesehensten Geschlechter des Reiches. Sie leitete ihren Ursprung von dem ritterlichen teutschen Helden Wenzelin her, der dem Solon Ungerns, Stephan dem Heiligen die gastfreie Aufnahme vergeltend, den Rebellen Kupa in offener Feldschlacht überwand und tödtete, und dafür von dem dankbaren König nahmhafte Güter empfing. Als später das Geschlecht der Báthori an Gütern und Zahl seiner Sprößlinge zunahm, theilte es sich in zwei Hauptäste, die sich von Somljó (l. Schomljo) und von Etséd nanten, welches letztere Andreas Bathori erbauete, der im Jahr 1493 Kronwächter, späterhin Befehlshaber in Belgrad und Obergespan im Szatmárer Komitat gewesen, und in der Unglücksschlacht bei Mohács tapfer mitgefochten.

Fünf Sprößlinge des Stammes von Somlyó gelangten zur Fürstenwürde Siebenbürgens: Stephan, gleichberühmt als Statsmann und Held, der auch das Diadem Polens um seine Stirne gewunden; sein Bruder Christoph, der mit friedlicher Weisheit das Fürstenthum glücklich regirt; Christophs Sohn, Siegmund, der durch unstäte Launenhaftigkeit sich selbst und dem Fürstenthum großen Kummer und gränzenloses Elend verursachte; Andreas, der den Purpur der Kirche abgelegt, um mit eignem Blute den Fürstenhut Siebenbürgens zu färben, und endlich Gabriel, ein Ungeheuer, an Bosheit und Niederträchtigkeit den verworfensten Soldatenkaisern des alten Roms gleich, der gleich ihnen, durch Mörderdolche vertilgt, des alten Namens ruhmvolles Daseyn in Schande beschlossen.

Stephan Bathori von Somlyo, geb. den 27. Septbr. 1533, dessen Vater Stephan die Würden eines Reichspalatin und Woiwoden von Siebenbürgen bekleidet, stand unter Johann Siegmund, Zapolyas Sohn, der seinem Vater auf dem Fürstenstuhle Siebenbürgens gefolgt, in großem Ansehn und bekleidete unter demselben die Befehlshaberstelle in Großwardein. Im J. 1562 führte er mit Franz Nemeth einen siebenbürgischen Heerhaufen, der in Gesellschaft mit dem Pascha von Ofen

*) Sie hat folgende Beziehung: Als Prinz Eduard von Wales, — bekant unter dem Namen des schwarzen Prinzen — im J. 1356, nach der Schlacht bei Poitiers, den König von Frankreich, Johann den Guten, gefangen nahm, ließ er ihm, im Lager, eine köstliche Mahlzeit bereiten, und aß, aus Ehrfurcht gegen die königliche Würde, nicht mit, bediente sogar selbst seinen Gefangenen. „Ich bin Unterthan, ich diene", sagte er in der damaligen angelsächsischen Landessprache. Diese Worte waren seitdem, und sind noch jetzt, der Wapen- und Wahlspruch des jedesmaligen Prinzen von Wales.

die Belagerung Szathmars unternahm. Im J. 1563 ging er als Johann Siegmunds Gesandter nach Wien, um den Frieden mit Ferdinand I. zu schließen. Die Weigerung des Kaisers dem Fürsten den verlangten Königstitel zu ertheilen, hinderte den Abschluß der Unterhandlungen, und als Bathori, der seinen Fürsten zur Nachgiebigkeit bewogen, neuerdings nach Wien zurückkehrte, war Kaiser Ferdinand unterdessen am 25. J. 1564 gestorben. Nachdem die Feindseligkeiten neuerdings einige Zeit gedauert, trat Bathori abermals mit dem kaiserlichen Feldherrn Lazarus Schwendi zu Szathmar in Unterhandlungen, brachte den Friedenstractat zu Stande und begab sich zu dessen Unterzeichnung mit Alexander Kendi nach Wien. Allein Johann Siegmund, durch neuerliche Botschaft der Hilfe der Pforte versichert, brach jene Zusagen, und Maximilian II. darüber erbittert, ließ Bathori und seinen Kollegen Kendi in Wien zur Haft bringen, aus der sie erst nach zwei Jahren, der Abschluß eines achtjährigen Waffenstillstandes mit der Pforte (30. Juli 1568) befreite. Drei Jahre später erlosch mit Johann Siegmunds Tod (14. März 1571) die Familie Zapolya. Johann Siegmund hatte selbst in seinem Testamente, das auf dem Landtage zu Weißenburg (27. Mai 1571) eröfnet wurde, den Kaspar Bekes zu seinem Nachfolger vorgeschlagen, und auch Kaiser Maximilian II. wünschte denselben auf den Fürstenstuhl erhoben zu sehen, aber die Stände waren ihm seines Stolzes wegen, und weil er sich zur sozinianischen Confession bekante, abgeneigt, und wählten Stephan Báthori, vorzüglich durch Mitwirkung seines mittlerweile zum Gubernator Siebenbürgens ernanten Bruders Christoph. Báthoris erste Sorge war, durch eigne Gesandtschaften seine Bestätigung von dem östreichischen sowol als dem türkischen Hofe einzuholen, die er auch von beiden, und zwar von dem letzten gegen Entrichtung eines jährlichen Tributs von 50,000 Thalern erhielt. Bekes, der den Verlust des Fürstenthums nicht verschmerzen konte, suchte Stephanen auf alle Art Feinde zu erregen. Ein von ihm angeregter Aufstand der Szekler wurde durch den fürstlichen Feldherrn Paul Bek bald gestillt, Bekesch selbst, der auf die Vorladung im J. 1572 vor dem Landtag nicht erschienen, und 1573 in seinem Schlosse Fogarasch durch Georg Banffi belagert, zu Maximilian entflohen war, im J. 1574 auf dem Landtage zu Mediasch für einen Feind des Vaterlands erklärt. Er versuchte es im folgenden Jahre, sich mit gewaffneter Hand in Siebenbürgen festzusetzen, wurde aber bei Radnoth von Stephan aufs Haupt geschlagen, der auch über seine Anhänger ein strenges Gericht ergehen ließ. Durch Heinrichs von Valois heimliche Entweichung wurde im J. 1575 der polnische Thron erledigt; die Wahlstimmen waren zwischen Maximilian II. und Stephan Bathori getheilt. Der Senat und die Geistlichkeit waren auf der Seite des ersten, die Ritterschaft wollte Stephan zum König. Das Zaudern des Kaisers, die Krone anzunehmen, gab Stephans Partei das Übergewicht. Auf der allgemeinen Zusammenkunft der polnischen Stände zu Andrzeßow (18. Jänner 1576) wurde Stephans Wahl bestätigt, schon am 8. Februar beschwor er zu Mediasch den Wahlvertrag, und eilte in Begleitung mehrer angesehenen Siebenbürger mit 3000 Mann über den Ojtoszer Paß nach Polen. Den 1. Mai wurde er zum Könige gekrönt, und vermälte sich Tags darauf, ungern genug, mit der bedeutend ältern Prinzessin Anna, der Tochter Siegmund Augusts, des letzten Königs aus dem jagellonischen Stamme. Die Regirung Siebenbürgens übergab er seinem Bruder Christoph als Woiwoden, doch behielt er sich den Fürstentitel, die Einsicht in alle wichtigern Angelegenheiten des Landes und die Bestätigung der wesentlichen Diplome vor. Stephans erste Sorge war, die Gegner seiner Wahl zu Paaren zu treiben und sich den ruhigen Besitz der Krone zu verschaffen. Der Primas Uchanski, dessen in Schlesien angeworbener Heerhaufe von Zaremba geschlagen worden, eilte nach Warschau zum Könige, und legte den Eid der Treue ab; dasselbe thaten auch die Litthauer. Die Mishelligkeiten mit dem Kaiser Maximilian wurden durch dessen am 12. October 1576 erfolgten Tod geendigt. Die Preußen zauderten noch, legten aber doch bei der Ankunft des Königs in Thorn ihm mit Ausnahme der Danziger, den Eid der Treue ab, nachdem sie von ihm die mündliche Erklärung erhalten, daß Preußen in dem den Polen geleisteten Wahleide mit begriffen, und dieser mit Vorbehalt der Rechte und Privilegien der preußischen Lande zu verstehen sey. Die Danziger wurden am 24. Sept. 1576 zu Marienburg wegen ihres Ausbleibens, der Empörung schuldig erklärt, und mit den Waffen angegriffen. Sie vertheidigten sich jedoch mit Glück, und der Friede kam am 11. Septbr. 1577 zu Marienburg zu Stande, durch welchen die Stadt nach gethaner Abbitte wieder in die Gnade des Königs aufgenommen wurde, und die Bestätigung aller ihrer Rechte erhielt. Der wegen Liefland mit den Russen ausgebrochene Krieg hatte die Abschließung dieses Vergleichs sehr erleichtert. Czar Iwan Wassiliewitsch glaubte die Zwistigkeiten des Königs mit Danzig benutzen zu können, um ganz Liefland unter russische Herschaft zu bringen, und wirklich brachte er auch im Laufe des J. 1577 das ganze Land, Riga, Reval und wenige nahe gelegene Schlösser ausgenommen, unter seine Botmäßigkeit. Stephan führte den Krieg mit vieler Energie, der Vortheil blieb ganz auf der Seite der Polen, und ein am 15. Jänner 1582 geschlossener zehnjähriger Waffenstillstand ließ die Krone Polen im Besitz von ganz Liefland und der Woiwodschaft Polocz. Stephan eilte nun Liefland zu organisiren, welches in drei Woiwodschaften: Wenden, Dörpt und Pernau abgetheilt wurde, doch erregte die Begünstigung der Römischkatholischen in diesem Lande bedeutende Unruhen; die innern Angelegenheiten des Reichs waren auch selbst während der kriegerischen Jahre ein Hauptgegenstand der Sorgfalt Stephans. Die Gerichtsverwaltung ward bedeutend verbessert, die Eigenmächtigkeit des Adels beschränkt und mit starker Hand nieder gehalten, mehre der oligarchischen Volkstyrannen fielen unter dem Schwerte der Gerechtigkeit. Die Gränzen des Landes gegen die Tataren wurden durch Regulirung der Kosaken und Anlegung mehrer Kolonien gesichert. Die weitaussehenden Entwürfe Stephans zur gänzlichen Demüthigung Moskau's wurden durch seinen am 12. Decemb. 1586 zu Grodno erfolgten Tod unterbrochen. Seine Weisheit und Energie ver-

mochten nicht die Gebrechen der Landesverfassung bleibend zu heilen, doch ist seine zehnjährige Regirung eine der glänzendsten Epochen in der neuern Geschichte Polens. Noch als König von Polen hat Stephan am 18. Hornung 1583 die Statuten der sächsischen Nation in Siebenbürgen bestätigt. (S. *Fronius*). Stephans älterer Bruder Christoph, schon nach dem Tode Johann Siegmunds Gubernator von Siebenbürgen, wurde von ihm, als er den Thron Polens bestiegen, unter den früher erwähnten Bedrängungen zum Woiwoden ernant. Selbst stillen friedlichen Gemüths war es auch sein ernstlichstes Bestreben, dem Lande die Segnungen des Friedens zu erhalten. Die einzige kriegerische Unternehmung während seiner Landesverwaltung war die auf Befehl der Pforte ausgeführte Wiedereinsetzung des von Johann Podkova vertriebenen moldauischen Woiwoden Peter in sein Fürstenthum. In Religions-Angelegenheiten machte die Einführung der Jesuiten (1579) die Abnahme einer Quarte von dem Zehnten der sächsischen Geistlichkeit (1580) und die Verurtheilung des unitarischen Superintendenten Davids (1579) die Regirung Christophs merkwürdig. Er starb aus Schmerz über den Tod seiner geliebten Gemalin Elisabeth Botskay am 27. Mai 1581 zu Weißenburg, nachdem er einen Monat früher, mit Einverständniß König Stephans, die Wahl seines neunjährigen Sohnes Siegmund zum Fürsten Siebenbürgens auf dem Landtage zu Klausenburg bewirkt hatte.

Ohne Schwierigkeit wurde Siegmunds Wahl von der Pforte bestätigt. Zwölf Räthe, unter ihnen die vorzüglichsten, Dionis Csaki und Stephan Bocskaj, führten nach Christophs und Stephans Anordnung für den minderjährigen Fürsten die Regirung. Im J. 1583 verminderte Stephan ihre Anzahl auf drei, und im J. 1585 wurde Johann Getzi, Kommandant von Wardein, allein Gouverneur des Landes und des Fürsten. So lange Fürst Stephan lebte, war Siebenbürgens Zustand blühend; er vernichtete auch die Kabale Peter Markans, der durch Anbietung des doppelten Tributs die Fürstenwürde Siebenbürgens in Konstantinopel zu erringen suchte, und zwang ihn, seinen Kopf durch den Übertritt zum Islam zu retten. Nach seinem Tode veränderte sich aber bald des Landes Zustand. Vergebens suchte Siegmund auch auf Polens Thron dem Oheim nachzufolgen, besser gelang es ihm, sich von dem ihm lästigen Getzi frei zu machen, der durch Kabalen ermüdet, am 18. Dec. 1588 die Gubernatorswürde niederlegte. Siegmund ergriff nun selbst die Zügel der Regirung, mußte aber bei dieser Gelegenheit den Ständen die Vertreibung der Jesuiten aus dem Lande bewilligen, und versprechen, ohne Beistimmung der ihm von den Ständen beigegebenen Räthe keine wichtigen Statsgeschäfte, vorzüglich keine Güterverleihungen vorzunehmen. Eine Bedingung, die er alsbald brach, und nach Willkür Würden und Güter vergab. Die Zwistigkeiten mit seinem Vetter Balthasar, welche im Jahr 1591 begannen, waren der Anfang der innerlichen Zerrüttungen des Landes. Im folgenden Jahre faßte Siegmund, durch seinen Beichtvater, den Jesuiten Alphons Cariglia, bewogen, den Entschluß, das türkische Bündniß zu verlassen, und ungeachtet er im J. 1593 dem Großvesir Sinan mit seinen Truppen folgen mußte, hielt er solche doch stets von ernstlichen Angriffen auf die Kaiserlichen zurück, und blieb im fortwährenden Einverständniß mit Rudolph II. Ein neuer Versuch, die polnische Krone zu erhalten, mislang in diesem Jahre. 1594 bewog Siegmund die Woiwoden der Wallachei und Moldau und die Rascier, durch Georg Palatits, Ban von Lugosch, sich mit ihm gegen die Türken zu vereinigen, konte aber die Einwilligung der Landstände zum Bruch des Bündnisses mit der Pforte auf drei nach einander gehaltenen Landtagen nicht erringen, und lief sogar Gefahr, von ihnen selbst der Fürstenwürde verlustig erklärt zu werden, bis es endlich dem Grafen der sächsischen Nation, Albert Huet, gelang, den bedeutendsten Theil der Stände auf Siegmunds Seite zu bringen, der dann 14 der Häupter der Gegenpartei, darunter seinen Vetter Balthasar, den Kanzler Kovatsotzi, und seinen ersten geheimen Rath Alexander Kendi eigenmächtig hinrichten ließ. Eine nach Prag abgeschickte Gesandtschaft, an deren Spitze Stephan Bocskaj stand, brachte ein Offensiv- und Defensiv-Bündniß mit Kaiser Rudolph II. zu Stande, und verschaffte Siegmunden auch eine Braut in der Person Marie Christinens, Erzherzog Karls von Östreich Tochter. In Gemeinschaft mit den kaiserlichen Truppen und dem Woiwoden der Wallachei, Michael, eröfnete Siegmund im J. 1595 den Feldzug gegen die Türken, vertrieb den Großvesir Sinan aus der Wallachei, verjagte den von dem Bündniß abgefallenen Hospodar der Moldau, und eroberte mehre Plätze in Ungern und Bulgarien. Der Krieg wurde in den beiden folgenden Jahren mit wechselndem Glücke fortgesetzt. Bei seiner Reise nach Prag (1597) trug Siegmund dem Kaiser die Abtretung Siebenbürgens an; die Unterhandlung wurde im folgenden Jahre fortgesetzt, und trotz der Unschlüssigkeit Siegmunds, brachten ihn die Gesandten doch dahin, daß er ihnen die Regirung übergab, und auf die ihm abgetretenen Besitzungen in Schlesien sich begab. Als aber die kaiserlichen Truppen zur Unterstützung des Landes einzurücken säumten, kam Siegmund heimlich durch Polen nach Siebenbürgen zurück, und ergriff am 20. August (1598) die Zügel der Regirung wieder. Doch schnell derselben aufs neue überdrüßig, berief er aus Polen seinen Vetter Andreas, Kardinal und Bischof von Ermeland, und trat ihm auf dem Landtage zu Mediasch (1599) die Regirung ab. Aber der Woiwode der Wallachei rückte im Namen des Kaisers mit einem ansehnlichen Heere in Siebenbürgen ein, und schlug am 29. Octob. 1599 die Truppen des Kardinals bei Schellenberg. Andreas, der durch die Moldau nach Polen entfliehen wollte, wurde in den Tschicker-Gebirgen von einem Seckler Blasius Ördögly ermordet, und sein Kopf dem Woiwoden überbracht.

Der Woiwode bemächtigte sich nun der Zügel der Regirung, und erhielt auch im Juli 1600 den Titel eines kaiserlichen Locumtenenten, nachdem er vorher einen Versuch Siegmunds, ihn durch Hilfe des Woiwoden der Moldau, Jeremias, aus Siebenbürgen zu verdrängen, vereitelt hatte. Aber seine tyrannische Handlungsweise empörte die Landesbewohner gegen ihn, die sich unter Stephan Csáki sammelten, und von dem k. General-Lieutenant Basta unterstützt, Michael bei Miriszlo

aufs Haupt schlugen, und aus dem Lande verjagten. Sogleich wurden Gesandte an Kaiser Rudolph nach Prag abgeschickt, um sich den Erzherzog Maximilian als Statthalter des Landes zu erbitten. Der Kaiser zögerte mit der Antwort; Sigismund, der sich indessen in Polen aufgehalten, näherte sich den Gränzen Siebenbürgens, Basta hatte sich aus dem Lande nach Ungern in die Winterquartiere gezogen, es gelang also den Anhängern Sigismunds, auf dem Landtage zu Clausenburg (1601) seine Wiedereinsetzung in die Fürstenwürde zu bewirken. Die Pforte ertheilte ihm zwar wiederholt die Bestätigung, aber der Kaiser schickte die siebenbürgischen Gesandten erzürnt zurück, und übertrug dem Woiwoden Michael, der sich persönlich nach Prag begeben hatte, in Gesellschaft mit dem General-Lieutenant Basta die Wiedereroberung des Landes. Sigismund rüstete sich zum Widerstande, und rückte mit seinen gesammelten Truppen den Kaiserlichen entgegen, aber die Schlacht bei Goroszlo (2. Aug. 1601) vernichtete sein Heer, und vergebens versuchte er durch türkische Hilfe sich wieder empor zu bringen. Er trat daher dem Kaiser neuerdings Siebenbürgen gegen die Herrschaft Lobkowitz und einen Jahrgehalt von 50,000 Fl. ab. Bis zum Jahr 1610 lebte er ruhig auf diesem Schlosse, wurde aber dann, neuer Machinationen verdächtig, nach Prag berufen, wo er in anständiger Gewahrsam am 27. März 1613 sein Leben endete.

Gabriel Báthori von Somlio wurde von Stephan Báthori, dem letzten der Familie von Etsed erzogen, und der Erbe seines Namens und seiner Güter. Als Sigmund Rákotzi, im J. 1608 der Fürstenwürde Siebenbürgens freiwillig entsagt, zog der alte Ruhm des Báthorischen Namens, Gabriels Körperschönheit, sein muntrer Geist und seine Reichthümer, die Stände zu ihm, und er wurde vorzüglich auf Gabriel Bethlens Betrieb zum Fürsten gewählt. Es gelang ihm, durch seine Gesandten die Anerkennung der Pforte und Ungerns zu erhalten, auch ein Bündniß mit dem Woiwoden der Wallachei zu schließen. Aber bald entfaltete sich sein neronscher Charakter. Der Wollust und dem Trunke im höchsten Grade ergeben, erkante er nur seine Lüste für sein Gesetz, denen alle Verhältnisse des Stats und der Bürger weichen mußten. Schon im J. 1610 verursachte sein Benehmen eine Verschwörung gegen ihn, welche der Kanzler Stephan Kendi und Balthasar Kornis, deren Gattinnen er geschändet, leiteten; doch das Unternehmen ward vereitelt, und er ließ die Verschwornen, welche sich nicht retten konten, grausam hinrichten. Im Decemb. 1610 bemächtigte er sich durch List Herrmannsstadts, verjagte die Bürger aus der Stadt, plünderte Archiv, öffentliche und Privathäuser, und ließ die Stadt unter dem falschen Vorwande einer Verschwörung gegen ihn in die Acht erklären. Im J. 1611 überfiel er die Wallachei, eroberte die Hauptstadt Tergowischt, vertrieb den Woiwoden Radul, ließ denselben in Konstantinopel als einen Feind der Pforte darstellen, und verlangte die Wallachei für sich, was ihm aber die Pforte nicht bewilligte, und Radulen, Michaels Sohn, zum Woiwoden ernante. Bathori ging nach Siebenbürgen zurück, und wollte seine Truppen dazu benutzen, auch Kronstadt auf gleiche Art, wie Herrmannstadt, zu bezwingen. Allein die Bürger bewaffneten sich zum ernstlichen Widerstande, und riefen den vertriebenen Woiwoden der Wallachei Radul Scherban, der indessen ein Heer gesammelt, zu Hilfe. Am 9. Jul. 1611 wurde Gabriel von diesen bei Petersberg aufs Haupt geschlagen, verlor 6000 Mann, und konte sich nur in eiliger Flucht durch Hilfe des Repser Königrichters Weyrauch nach Herrmannstadt retten. Durch friedensbrüchige Behandlung mehrer ungerischer Edelleute beleidigt, hatte indessen auch König Mathias seinen Feldherrn Siegmund Forgacs abgesandt, mit den Waffen in der Hand Genugthuung zu erwirken. Klausenburg, Weißenburg und Mühlbach ergaben sich an Forgacs, und dieser rückte in Gemeinschaft mit dem von Kronstadt hervorbrechenden Radul vor Herrmannstadt, wo sie den Fürsten enge einschlossen. Aber die Annäherung eines türkischen Hilfsheeres, welches Bethlen für den Fürsten erwirkt hatte, bewog die Verbündeten, nach 6 Wochen die Belagerung aufzuheben und sich gegen Kronstadt zu ziehen, nachdem sie vorher noch Mediasch erobert. Bathori zog nun selbst gegen Kronstadt, welches der Stadtrichter Michael Weiß und Andreas Getzi vertheidigten. Ungeachtet der Erstere in einem unglücklichen Treffen blieb, vertheidigte sich doch die Stadt das ganze Jahr 1612 hindurch mit Glück. Als nun im J. 1613 Báthoris bester General Nagy von ihm mit eigner Hand ermordet, Gabriel Bethlen mit gleichem Schicksal bedroht, nach Konstantinopel entflohen war, als daselbst auch Gesandte der Sachsen eintrafen, welche unter Vorstellung ihres unnenbaren Elends um Hilfe gegen den Wütherich baten, beschloß die Pforte dessen Absetzung, und zwei türkische Heeresabtheilungen, deren eine Gabriel Bethlen selbst führte, drangen in dieser Absicht nach Siebenbürgen vor. Gabriel, auf Vertheidigung nicht bereitet, floh nach Großwardein, wo er neue Anschläge zum Verderben des Landes brütend, am 27. Oct. 1613 von Johann Sziláßi, und Gregor Naddanyi ermordet wurde, und in einem Alter von 26 Jahren sein Leben und seinen Stamm mit Schande beschloß.

(Zur Erläuterung der Geschichte der Familie dient die beigefügte Stammtafel).

Es bleibt noch übrig, einige andere in der Geschichte merkwürdige Männer dieses Geschlechts zu berühren.

Niclas Báthorj war unter König Mathias I. Bischof von Waizen, und einer der gelehrtesten Prälaten Ungerns.

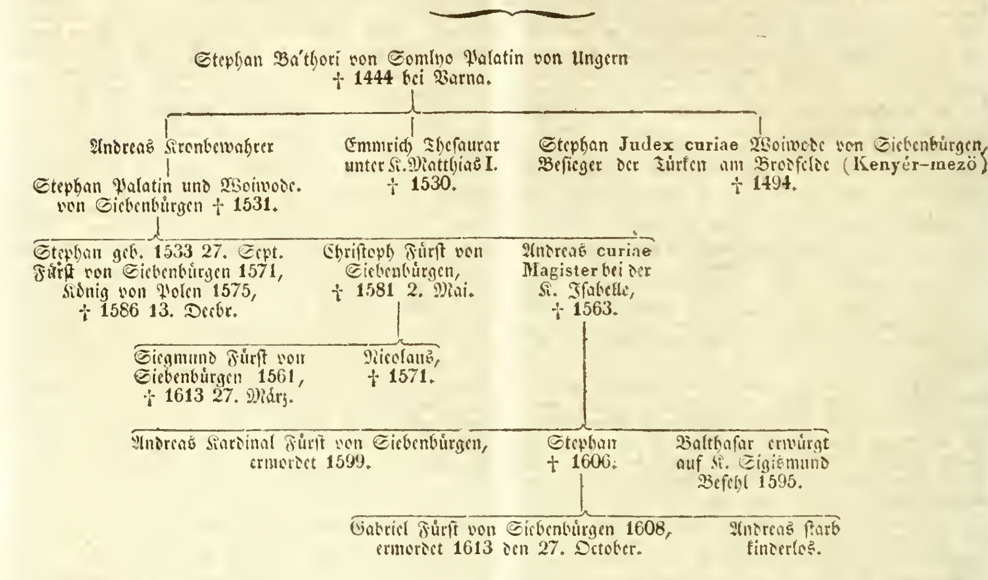
Stephan Báthorj, Judex curiae und Woiwod von Siebenbürgen, schlug, mit Hilfe des Commandanten von Temesvár, Paul Kinißi, die Türken in der Hauptschlacht auf dem sogenanten Brodfeld (Kenyérmezö) bei Szaszváros.

Stephan Báthorj, Befehlshaber in Temesvár, nachmals Palatin von Ungern, war einer der Hauptgegner Zapolya's. Als ihn die aufrührerischen Bauern unter Georg Dosa's (Szekely) Anführung in Temesvár belagerten, entsetzte ihn Zapolya, und erhielt von ihm bei dieser Gelegenheit das Versprechen, daß er nie nach dem Palatinat streben wolle. Dennoch nahm Bathorj diese Würde in der Folge auf Betrieb der königlichen Partei an. Der Hatvaner Konventikel entsetzte ihn zwar der-

selben, er behauptete sich aber durch die Unterstützung König Ludwigs II. Er focht in der Schlacht bei Mohacs mit, und stand in der Folge mit unverbrüchlicher Treue auf der Seite König Ferdinand I. *) (*Benigni.*)

In manchen Umständen abweichend, sprechen über diese Familie und deren einzele Glieder andere Geschichtschreiber, wie Engel in seiner Gesch. d. Ungr. Reichs u. a. (*H.*)

Stamtafel der Familie Ba'thori von Somlyo.



BATHOS. Dieses Wortes bediente sich Longin (2, 1) als gleichbedeutend mit dem Erhabenen, Swift aber, in einer Satyre gegen die Poesie seiner Zeit, nimt es als das gerade Gegentheil, als Niederung, um gleichsam ein Gegenstück zu Longins Schrift περὶ ὕψους (von dem Erhabnen) zu liefern. Er stellt die Dichter seiner Zeit als eine Bevölkerung der Parnassischen Niederlande dar, und um Keinen in der Verlegenheit zu lassen, worein das griechische Wort, so wie das lateinische altitudo versetze, welche zugleich Höhe und Tiefe bedeuten, verheißt er sie an der Hand, Schritt vor Schritt, den abhängigen Weg hinab zu führen zu dem Bathos, welches der wahre Grund, Ende und Mittelpunkt der neueren Poesie sey. Zu diesem Behufe stellt er ein vollständiges System von Regeln auf, und fügt jeder Regel eine Beispielsamlung bei. Alles bezieht sich auf ein verfehltes Erhabenes, besonders insofern das Gemeine und Alltägliche, nur ins Außerordentliche und Seltsame hinübergezogen wird, um erhaben zu scheinen. (*H.*)

BATHOS (l. Batosch) freier sächsischer Marktfl. im Großfürstenth. Siebenbürgen, koloscher Gespanschaft unterm Zirkel Tekendorfer Bezirk, in welchem jedoch auch einige ungrische Familien wohnen. Das ehemalige Schloß gleiches Namens liegt in Ruinen. Zu diesem Flecken gehört auch das Prädium Pußta To. In der Nähe desselben befindet sich ein ansehnlicher Salzteich. (*Benigni.*)

BATHUMI (Battun), an der Mündung des Tschorocki ins schwarze Meer, eine zu Peyssonnel's Zeit 30,000 Einwohner enthaltende Hafenstadt des schwarzen Meers, in der Mitte der alten lazischen Küste, die Hauptstadt von Ghuria, welche Provinz mit dem ganzen türkischen Georgien 1813 der russischen Souveränität unterworfen wurde. Nur Bathumi, der Sitz einer großen Moschee, umgeben von guten Reisfeldern, und wichtig durch seinen Ankerplatz (59° 10′ der Länge, 41° 30′ der

*) Schriften zur Geschichte der Báthorischen Familie sind: Wolfgang Bethlen siebenbürg. Gesch. B. II. Buch IV. bis B. V. Buch XI. Niklas Istvánfi, Geschichte von Ungern, Buch 24 bis 33. *Marchtaller.* Enarratio rerum a Sigismundo Principe Transilvaniae contra Turcas gestarum. *Christ. Weisii* Annales MSS. Chronicon Fuchsio-Lupinio-Oldardianum MSS. *Dav. Hermann.* Annales rerum politicarum MSS. Georg Jeremias Hauer, der siebenb. Fürst Gabriel Báthori, aus unverwerflichen Urkunden und glaubwürdigen Nachrichten beschrieben. MSS.

Breite) ist türkisch geblieben, und gehört jetzt als Sitz eines Sandschaks zur türkischen Provinz Aghalzidhe. (*Rommel.*)

BATHURST (S. Maria), britisches Fort und Kolonialdorf auf der Westküste von Afrika, zu dem Gebiete der Sierra Leona gehörig. Es hatte 1818 ohne die Besatzung des Forts 704 freie Einw. und einen Hafen, der in diesem Jahre an Wachse 64 Tonnen, an Elephantenzähnen 44 Stück, an Häuten 35,178 Stück ausführte, wogegen die britische Einfuhr an Manufakturen und Victualien 41,711 Pfd. Sterl. an Werth betrug. (*Hassel.*)

BATHURST (Radulph), ein trefflicher Naturforscher, geb. 1620, ward Präsident des Trinity-College in Oxford und Dechant von Wells † 1704. Besonders bekant hat er sich durch seine Entdeckung gemacht, daß der Grundstoff der Salpetersäure beym Athmen eingezogen werde und das Lebens-Prinzip sey. Mit Nathan. Henshaw machte er im Jahr 1654 diese Bemerkung (*Sprats* hist. of the roy. soc. p. 264.). Auch hat man von ihm Gedichte, die als Nachlaß in *Thom. Warton's* Life and literary remains of Rad. Bathurst. Lond. 1761. 8. ihre Stelle fanden. (*Sprengel.*)

In der neuern politischen Geschichte Britanniens sind zwei andere Bathurst, Allen und Henri B., Vater und Sohn berühmt worden. Jener, im J. 1684 zu Westminster geboren, und zu Oxford gebildet, wurde 1705 ins Parlament gewählt und kam durch die Partei der Tory's 1711 ins Oberhaus. Hier nahm er, 25 Jahre hindurch, lebhaften Antheil an der Opposition, gegen den Hof und insonderheit gegen Walpole's Verwaltung. Bei der Thronbesteigung Georg's III. der als Prinz von Wales Bathurst als Schatzmeister gebraucht hatte, wurde er zum Grafen ernant. Geist und Kentnisse hatten ihn mit Swift, Pope, Addison und andern wichtigen Männern seiner Zeit in Bekantschaft gebracht; die ersten beiden erwähnen ihn rühmlichst in ihren Schriften. Er starb erst 1775, so daß er noch das Glück hatte, seinen im J. 1714 gebornen Sohn, Henri, nach mehren andern Statsämtern 1771 als Baron d'Apsley zur Würde eines Großkanzlers von England gelangen zu sehen. (*H.*)

BATHYCHAETEN (*βαθυχαιτοι*), Langhaarige nent der Orphische Sänger des Argonautenzuges ein neben den Gelonen und Sauromaten am Mäotischen See wohnendes unbekantes Volk, welches freien (germanischen) Stammes oder von einem Kultus gleich dem der indischen Gymnosophisten war. Weder die mongolische noch die äthiopische Rasse kante den langen Haarwuchs. Erst spätere Ordensregeln (des Buddha-Dienstes) verordneten das Scheren des Kopfes. Durch das Opfer der Haarlocken wurden die Dämonen besänftigt *). (*Rommel.*)

BATHYLLUS, dieser sehr berühmte römische Pantomime, unter der Regirung des Augustus, war aus Alexandrien (*Athen.* 1, 17.) gebürtig und ein Sklave und — Liebling des Mäcenas, der ihm die Freiheit schenkte [1]) Nach Suidas (in *Ἀθηνόδωρος* und *Ὄρχησις*, *Zonaras* lib. 1. und *Zosimus* lib. I.) waren er und sein berühmter Kunstrival Pylades die Erfinder der römischen Pantomimen unter August. Allein Salmasius (in Carinum Vopisci pag. 829 bis 831.) hat unwidersprechlich erwiesen, daß diese Kunst ungleich ältern Ursprungs ist; nur glaubt er, daß sie früher mit den dramatischen Schauspielen verbunden gewesen, von diesen beiden Künstlern aber erst zu einer selbständigen Kunst erhoben und zu ihrer höchsten Vollkommenheit gebracht worden sey. Sie erhielt vorzugsweise den Namen der Italischen [2]) allein den Namen dieses Bathyll, Pylades und dessen Schülers Hylas nach zu schließen, scheinen es nur Griechen gewesen zu seyn (wie auch schon A. W. v. Schlegel in seinen Vorlesungen über dram. Kunst und Lit. Th. 2. S. 16. bemerkt), welche diese Kunst der stummen Beredsamkeit bei den Römern, deren gesamte künstlerische und dichterische Bildung ja überhaupt nur ein Reflex der Griechischen war, ausübten. Sie bestand in rein mimischen mit keiner Rede verbundnen, scenischen Darstellungen mythologischer Handlungen und theilte sich, wie die dramatische in die drei streng gesonderten Gattungen der tragischen, komischen und satyrischen Pantomime ein. In der ernsten Gattung zeichnete sich Pylades und in der heitern und scherzhaften Bathyll als die größten Meister derselben aus [3]). Bei der außerordentlichen Eifersucht zwischen ihnen, versuchten sie es jedoch auch mehrmals, wiewol stets mit ungünstigem Erfolg, gegenseitig in das Fach des Andern einzugreifen. Diese leidenschaftliche Rivalität ging auch auf ihre Schüler und Zuschauer über, die sich förmlich, in zwei Secten, Bathylli und Pyladä, theilten, und bei der unersättlichen Schaulust des römischen Volks, mit der es besonders ausschweifend an diesen Pantomimen hing, vergrößerte sich der Anhang beider Parteien in dem Grade, daß bald ganz Rom in diese zwei Factionen zerspalten war, die sich mit so heftiger Erbitterung einander befehdeten, daß sie sogar eine dem römischen Stat sehr gefährliche politische Bedeutsamkeit erlangten, wie sie denn zu der innern Auflösung desselben, nach der Bemerkung des Zosimus (a. a. O.) allerdings auch wesentlich mitgewirkt haben. Die Faction des Bathyllus siegte aber über die des Pylades, der sogar eine Zeitlang aus Rom verbannt ward. Nach der Rückkehr aus seinem Exil soll er dem Augustus, der ihm noch heftige Vorwürfe über seine Feindschaft mit dem Bathyll machte, geantwortet haben: Dir, o Cäsar, frommt es ja, daß das Volk seine Zeit auf uns verwendet [4]). Der Triumph Bathylls über seinen Nebenbuler bei August erklärt sich leicht aus der zärtlichen Gunst, in der er bei Mäcenas stand; obschon Makrobius (Saturn. 2, 7.) einen Zwist, welchen Pylades mit seinem eignen Zögling, Hylas, gehabt, und der einen Volksaufstand veranlaßt habe, als den Grund der Ungnade August's gegen ihn angibt. Die erstaunlichen Wirkungen, die diese Pantomimen auf die Römer, welche alle andere Schauspiele darüber vergaßen, hervor brachten, ersieht man aus den einstimmigen Zeugnissen der alten Schriftsteller, be-

*) Vgl. Ritters Vorhalle der Europ. Völkergeschichte.

1) S. *Tac.* Annal. 1, 54. Vgl. Schol. zu *Juvenal.* Sat. 5. *Dio Cass.* lib. 54. und *Seneca* Controvers. praef. lib. V.

2) S. Suidas in *Πυλάδης* und *Athen.* l. c. 3) S. *Athen.* l. c. *Plutarch.* Symp. 7. 8. *Seneca* Epitom. lib. 3. praef. 4) *Dio Cass.* lib. 54. bei dem Jahr 736.

sonders Lucians, und wie mächtig namentlich Bathyllus in seinen wollüstigen Stellungen vorzüglich den weiblichen Theil seiner Zuschauer bezauberte, zeigt uns Juvenal (Sat. VI. 63.) in einer auf sein üppiges Spiel in einer Darstellung der Fabel von der Leda, bezüglichen, nur zu stark sprechenden Stelle, die sich der Jesuit, Pater Tarteron in seiner Ausgabe Juvenals (Paris 1689.) nicht einmal überwinden tonte mit abdrucken zu lassen. Dieses Bathyllus erwähnt auch Phädrus (Fabb. 5, 8. [5]). (*Schütz.*)

BATHYS, 1) ein Küstenfluß im kappadocischen Pontos nach *Arr.* Peripl. p. 7., 90 Stadien südlich vom Akinasis. Plinius (V, 4.) nent ihn zwischen dem Mogros und Phasis. — 2) Kleine Stadt Siciliens unweit Segeste. (*Ricklefs* u. *Sickler.*)

Batignano, s. Rosellae.

Batilde (Ste), s. Chlodwig II.

BATINA, nach Ptol. eine Stadt im nördlichen Medien nördlich von dem Gebirg Orontes, am Flusse Strato, nach Mannerts wahrscheinlicher Bestimmung das heutige Sultania, welche Stadt erst im 14. Jahrh. ihren jetzigen Namen erhalten hat *). (*Kanngiesser.*)

BATIS Patr. Brown., eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Amentaceen und der 22. Linné'schen Klasse. Char. Vierseitige männliche Kätzchen, eine zweitheilige Hülle und eine Schuppe schließen vier Antheren ein. Eiförmige weibliche Kätzchen, zweitheilige Hülle, zweilappige Stigmen. Mehre Beren schmelzen in eine längliche fleischige Frucht zusammen. Die einzige Art: B. *maritima* P. Brown, ist ein Strauch mit vierkantigen Ästen und fleischigen halbrunden Blättern. Er wächst am Meerstrand in Jamaica und S. Domingo. (*Jacqu.* amer. t. 40. f. 4.) (*Sprengel.*)

Batis (Ichthyol.), s. Raja.

BATISCAN, ein reißender Strom der britischen Provinz Untercanada, welcher etwa 10 Meilen von dieser Stadt in den Lorenz fällt. Er ist bei seiner Mündung 350 Yards breit, kann aber nicht viel über $1\frac{1}{2}$ Meile befahren werden, da Kataratte und Strudel die Schiffahrt aufhalten. (*Hassel.*)

Batist, s. Leinwand.

Batjoura, s. Bagjura.

BATN, BATHN بطن, Name eines Thales zwischen Membidsch منبج und Haleb, eine Tagereise von jeder dieser Städte entfernt, mit lebendigem Wasser, und sehr vielen Orten, deren hauptsächlichster Bisaah oder Bosaah بزاعة ist †). — بطن مكسر Bathn mobassis Name eines Thals zwischen Moni und Mosdelata ††). (*Möller.*)

Batn el Bekkara, s. Delta.

BATN MAR بطن مر. Eine arabische Feste, eine Tagereise von Mekka an der Landstraße der Pilgrime, von Ägypten und Damascus, gelegen. Diese versehen sich hier mit Wasser, ehe sie nach Mekka kommen; auch wird diese starke Hauptstadt der Araber von Batn Mar und Taje (Tajef) aus, mit Kohl, Getreide und Datteln versehen. Batn Mar (welches unter dem 56° 30′ der Länge und dem 22° der Breite liegt), gehört noch zu Hedschez (Abulfeda). (*Rommel.*)

BATNAE oder Batna, Städtchen in der syrischen Provinz Kyrrhestike zwischen Beroea und Hierapolis, nach der Tab. Peut. nur 18 Mill. von jenem, aber 54 von diesem, nach dem Itin. Ant. richtiger nur 21 Mill. davon entfernt, bei Ptol. V, 15. verdorben Baina unter 70 (50:36) nach Jul. ep. 27. ein angenehmer Ort mit vielen Cypressenbäumen. (*Ricklefs.*)

BATNIER, Stadt und Hauptort eines Radscha der Dschaten in der hindostanischen Provinz Delhi unter 29° 28′ nördl. Br. und 92° 19′ östl. L. an den Gränzen einer Sandwüste, vormals beträchtlicher als jetzt, nachdem 1398 die Stadt von Timurlenk zerstört war. Die Einw. treiben einen lebhaften Zwischenhandel mit den Seiks und ihren übrigen Nachbarn, und gehören entweder zu dem Stamme der Bhatties, die ursprünglich hinduische Nomaden waren, oder zu dem der Dschaten; sie sind in Hindostan als wild, grausam, und kühne Räuber verschrien. Ihr Häuptling, ein Radscha vom Dschatenstamme, kann wol 20,000 Mann ins Feld stellen, hängt aber doch von den Mahratten ab. (*Hassel.*)

BATO I., oder der ältere, soll, nach Bernh. Furmer (Annal. Fris.), Gerhard Geldenhauer von Nimwegen (Gerhardus Noviomagus, in Hist. Batav.), Mathias Castritius (vom Ursprung der Katten), Winkelmann (hess. Chronik), Teuthorn (hess. Geschichte), u. A. der erste König der gesamten Katten gewesen seyn, 130 Jahre vor Christi Geburt regirt haben, und (nach Winkelmann,) dem großherzogl. hessischen Städtchen Battenberg, so wie dem dabei liegenden Dorfe Battenfeld, Daseyn und Namen gegeben haben, welches letztere jedoch Teuthorn bezweifelt, der in diesen Ortsbenennungen nur eine dankbare Erinnerung der Nachkommen an die Thaten Bato's finden, und Battenbergs Erbauung den spätern Grafen von Battenberg zuschreiben will.

Bato II., oder der jüngere, ein angeblicher Sohn des ältern, soll zuerst die Bataver von den Katten abgesondert, sich mit seiner Gemalin Richildis, um den tückischen Anschlägen seiner Stiefmutter zu entgehen, ums Jahr 127 vor Christi Geburt, nach den Niederlanden gewendet, und von seinem Schwiegervater, dem Könige Menapius, das Land zwischen der Waal und Maas erhalten haben. Die bewährte Geschichte weiß jedoch

5) Der Abbé Gouget führt ihn in seinem Supplement zum Dictionnaire des Moréri mit auf, fügt aber ein paar falsche Citate aus Plutarch und Lucian bei, denn der letztre hat bekantlich wol von den Pantomimen oder dem mimischen Tanz überhaupt, aber nirgend Etwas vom Bathyll und Pylades insbesondere geschrieben. Ungleich vorzüglicher sind die auch hier benutzten Artikel Bathyllus und Pylades bei Bayle. In der französischen Encyclopädie und Sulzers Wörterbuch findet sich weder der eine noch der andre.

*) Vgl. Kinneir geogr. memoir. p. 122.

†) *Soijuthi* Lex. geogr. in *Freytag* Selecta ex hist. H. p. 112.

††) *Abulf.* Ar. in Geogr. vet. script. etc. ed. *Hudson.* III. p. 4. *Moschtaren.*

nichts von diesen beiden angeblichen Kattischen Königen (der einsichtvolle hess. Geschichtschreiber, Johann Adolph Hartmann übergeht sie gänzlich mit Stillschweigen); Julius Cäsar und Tacitus wissen nichts von ihnen, und der letztere hätte da, wo er des Civilis gedenkt, auch seines Ahnherrn Bato's gedenken können, wenn er etwas von ihm gewußt hätte. Strabo erwähnt diese Könige gleichfalls nicht. Der Verfasser der großen belgischen Chronik, der im 15. Jahrh. n. Chr. lebte, und aus ältern Geschichtschreibern auch noch manche Fabel zusammentrug, weiß nichts von diesen angeblichen Königen. Die teutschen Geschichtschreiber aus dem Mittelalter gedenken ihrer gleichfalls nicht. Diese Katten-Könige, Bato I. und II., sind demnach nichts anders, als Hirngespinste müßiger Geschichtsverfälscher *). (*Justi.*)

Baton (Andr.) und Bator Opos, s. Opos.

BATONI (nicht Battoni), Pompeo Girolamo, geb. zu Lucca 1708 gest. in Rom 1787, gehört zu den vorzüglichen Malern des 18. Jahrh. Bis in sein siebentes Jahr schien er so dumm als er ungestaltet war. Daß er jenes nicht war, hat die Folge bewiesen, von diesem blieb ihm zeitlebens etwas Plumpes und Linkisches, das man aber leicht übersah, wenn man ihn näher kennen lernte. Gegen seine Neigung widmete sein Vater, ein Goldschmied, ihn seiner Kunst. Diese gab ihm Gelegenheit, sich in der Zeichnung zu üben, und die Art, wie er den Auftrag der Lukkeser, einen goldenen Kelch von erhobener Arbeit zum Geschenk für den Papst Benedict XIII. zu arbeiten, ausführte, bewies sein großes Talent für diese Kunst. Mehre Adelige thaten sich zusammen, auf ihre Kosten in der römischen Schule ihn die Malerei studiren zu lassen. Er ward zu Sebastiano Lonca und Agostino Masucci, als den damals berühmtesten Meistern, gebracht; der Eindruck aber, den Rafaels Werke und die Antiken gleich anfangs auf ihn machten, bewog ihn, keinem jener Meister, sondern diesem und der Natur zu folgen. Nach ihnen machte er die eifrigsten Studien, wie die in seinem Nachlaß gefundenen Zeichnungen und Skizzen beweisen. Die schöne Tochter des Aufsehers über den Palast Farnesina ward indeß die Ursache, daß sein Genie sich nicht so früh zeigen konte als man hätte erwarten können. Mit ihr vermälte er sich in seinem 22. Jahre; und da ihm seine damit unzufriedenen Gönner ihre Unterstützung entzogen, so nöthigte ihn die Dürftigkeit, eine Menge Portraits und Kopien zu übernehmen. Aber auch diese letzten erwarben ihm bald den Ruhm eines vorzüglichen Zeichners, von dem man aber behauptete, daß er im Kolorit zurück sey. Freudig ergriff daher B. den Antrag des Marchese Gabrielli von Gubbio, für die Kapelle seines Geschlechts in der Gregoriuskirche ein Altarblatt zu verfertigen. Benahm ihm der Gegenstand, — die heil. Jungfrau und vier Heilige aus dem Gabrielischen Geschlechte, die in keiner Verbindung mit einander stehen, — die Gelegenheit, in Composition und Ausdruck sich auszuzeichnen, so zeigte er dagegen seine Kunst, jedes Charakters eigenthümliche Schönheit auszufinden, und bewies durch die That, daß er auch im Kolorit nicht zurück sey. Von nun an häuften sich die ehrenvollen Aufträge bei ihm, und er verfertigte eine Menge von Gemälden für Kirchen und Kapellen, in denen er bei oft schon bearbeiteten Gegenständen bald durch die Idee, bald durch Wahl und Anordnung, neu zu seyn wußte, während er immer durch die Wärme seines Kolorits und die Grazie seiner Figuren anziehend war. Deshalb ward ihm auch die Ehre zugedacht, ein Gemälde für die Peterskirche zu verfertigen, welches in Mosaik gesetzt werden sollte. Der Gegenstand war die Geschichte von Simon dem Zauberer. Wenn dies Gemälde nicht in Mosaik gesetzt wurde, so ist die Ursache nicht dessen Unwerth, sondern in der fast unbesiegbaren Schwierigkeit, die das Misverhältniß des gegebenen Raums zu der Menge und Größe der Figuren herbeiführte. Es wird in der Karthause aufbewahrt. Eine Menge Madonnenbilder, heilige Familien, Heilige beiderlei Geschlechts, historische und allegorische Gemälde verfertigte B. außerdem für Privatpersonen, und unter diesen zeichnet man besonders eine heilige Familie aus, welche der damalige Großfürst Paul für 1000 Pistolen kaufte. Für die Kaiserin Katharina verfertigte er Thetis, wie sie den Achilles von dem Kentauren Chiron zurück erhält, und die Enthaltsamkeit des Scipio, für den König von Polen zwei Scenen aus der Geschichte der Diana, für den König von Preußen die Familie des Darius, wie sie sich vor Alexander niederwirft, worin man besonders die Abstufung der Gemüthsbewegungen bewundert; die Dresdner Galerie besitzt von ihm die allbekante reuige Magdalena und einen Johannes den Täufer; auch nach England kamen viele seiner Werke. Der von ihm gemalten Portraits ist eine fast unglaubliche Menge. Außer drei Päpsten, Benedict XIV., Klemens XIII. und Pius VI., hat er fast alle fürstlichen Personen, die zu seiner Zeit Rom besuchten, abgebildet, unter diesen auch Joseph II. und dessen Bruder Leopold von Toscana, wofür er nicht blos von Joseph und der Kaiserin Maria Theresia reich beschenkt, sondern vom Ersten auch samt seinen männlichen Erben in den Adelstand erhoben wurde. Auch von dem Papst erhielt er den Ritterorden, den er jedoch nur selten trug, mehr weil er äußeren Auszeichnungen feind war, als weil er von seinen Verdiensten zu bescheiden gedacht hätte, denn über diese sprach er wol selbst offen und freimüthig, jedoch aus Wahrheitsliebe und nicht aus Eitelkeit. Heinr. Meiers Urtheil über ihn fügen wir hier bei. B. besaß Lebhaftigkeit und Wärme des Kolorits; aber Harmonie der Farben, die angenehme Wirkung und Ton des Ganzen gelangen ihm gewöhnlich nicht; dagegen muß man einzelne, vortreflich und mit äußerster Sorgfalt ausgeführte Theile, welche hie und da in seinen Werken vorkommen, billig bewundern, zuweilen auch geistreiche Köpfe, von kräftigem, wahrhaftem Ausdruck; überdem besaß er noch ein natürliches Talent zum Gefälligen und Naiven, weswegen ihm jugendliche weibliche Figuren oft reizend gelungen sind. Unter diesen zeichnet sich Magdalena in der Galerie zu Dresden besonders aus. Sie hat zierliche Formen, anmuthige Züge; man kann dem Werk leicht ansehen, daß der Meister solches, wenig von der Wahrheit abweichend, einer jungen hübschen Römerin nachge-

*) S. *Mich. Conr. Curtii* Progr. de eiiciendo ex historia hassiaca Batone rege. Marburgi. 1773. 4.

bildet hat; mit der Reue scheint es ihr kaum halber Ernst, und sie thut nur bußfertig, um desto reizender zu erscheinen. Die Farben sind frisch, auch gebricht es ihnen weniger an Kraft als an Übereinstimmung des Tons. Die gute Wirkung in diesem Bilde ist den gesammelten hellen Localfarben zuzuschreiben" *). (*Gruber.*)

BATOR. Diesen Namen führen mehre Ortschaften in Ungern. Von denselben ist hier zu merken: Nyir-Bátor, ein magyar. Marktfl. in der Szaboltscher Gespansch. in O.-Ungern, im Kr. jenseit der Theiß, an der Gränze der Szathmarer Gespansch., zur gleichnamigen Herrschaft der Grafen Károly gehörig, mit einem Minoriten-Kloster, einer reformirten Pfarre und einem Postwechsel. (*Rumy.*)

Bator Opos, s. Opos.

BATORKESZ, Bátorkeszy, Marktflecken in der Graner Gespansch. in N.-Ungern, im Kr. jens. der Donau, Párkáner Bezirk, der gräfl. Pálfyschen Familie gehörig, von Magyaren, Slowaken, einigen Teutschen und Juden bewohnt, mit einer eigenen kath. Pfarre, einem schönen herrschaftl. Schlosse und einer Juden-Synagoge, hat Weinbau, und hatte im J. 1820 (nach dem Graner erzbisch. Schematismus von 1821) 785 kath., 638 reform. und 153 jüdische Einw. (*Rumy.*)

BATRACHIA, Batrachier. Nuda Oppel. Unter dem Namen Batraciens (vom griechischen *Βατραχος*, Frosch) vereinigte zuerst Brongniart [1]) im J. 1799 die Linnéschen Ranae mit den Molchen als eine besondre Ordnung der Reptilien. Eben diese Ansicht hatte ich schon lange vorgetragen, nur mit dem Unterschiede, daß ich glaubte, man müsse die Batrachier, denen ich damals den Namen wandelbare Amphibien, Amphibia mutabilia, so wie den übrigen den der unwandelbaren, A. pholidota gab, von diesen letztern, weiter als wie bloße Ordnung, und wenn auch vielleicht nicht als Klasse, doch eben so weit wie die schwimmenden von den vierfüßigen Mammalien, wie Unterklasse, trennen; und dies ist auch noch gegenwärtig meine Ansicht; ja ich glaube jetzt, daß die Reptilien als zwei wirkliche Klassen zu betrachten seyen, von denen ich die eine mit Aristoteles Pholidota, Pholidoten, die andre mit Brongniart Batrachia (Batracii, wie Dumeril, soll ich wol nicht schreiben), Batrachier nenne. Alle besseren spätern Naturforscher nahmen die Batrachier als besondere Ordnung der Reptilien an, gesellten ihnen aber die Linné'sche Siren, und den Laurentischen Proteus anguinus bei, welchen letztern ich Cordylus nennen werde, weil der Name Proteus ihm gar nicht zukomt, indem er sich wahrscheinlich nicht verwandelt, weil dieses Wort ohnehin schon der Name einer Gattung von Aufgußthierchen und nach meiner Meinung der *Κορδύλοι* des Aristoteles, Laurenti's Proteus anguinus ist. Oppel geht noch weiter, indem er auch die Gattung der Cäcilien unter die Batrachier stellt, und Cuvier scheint nur dadurch von eben dieser Vereinigung zurück gehalten zu werden, weil es unbekant ist, ob sich die Cäcilien verwandeln. Aber außer daß wir ihr Vaterland kennen, ist uns ihre ganze Geschichte unbekant, und bei ihrer übrigen großen Übereinstimmung mit den Batrachiern ist es wahrscheinlicher, daß sie diesen beigezählt, als daß sie von ihnen getrent werden müssen.

Ich darf hier nur die wichtigsten Gründe ausheben, warum die Batrachier nicht blos als Ordnung, sondern unstreitig noch weiter von den Pholidoten zu trennen sind. Schon von außen unterscheiden sie sich beym ersten Anblicke, durch ihre ganz nackte Haut, welche nie Schuppen oder Schilder zu bilden scheint, dagegen aber mit vielen Löchern durchbohrt und unten mit vielen Drüsen versehen ist, welche einen klebrigen Schleim absondern, der ihre Haut überzieht. Ihr Kopf ist platt gedrückt, und vergliedert sich durch zwei Gelenkköpfe mit dem ersten Wirbel. Sie haben entweder gar keine Rippen, oder nur eine schwache Spur derselben. Sie haben nur ein einziges ungetheiltes Herzohr, und eine einzige Herzkammer. Ihre Luftröhre ist ohne Ringe und sie sind mit zwei Lungen versehen, von denen jedoch die eine bei den Cäcilien sehr klein ist. Außer diesen Lungen, die zum Athmen von Luft dienen, athmen aber auch wahrscheinlich alle (von den Cäcilien ist es, wie ich bereits vorher erinnerte, noch nicht bekant) durch Kiemen Wasser, entweder zu gleicher Zeit, wie der Kordyl und die Sirene, oder diese Thiere sind anfangs mit Kiemen versehen, bis sich die Lungen entwickelt haben, da dann jene verschwinden und nur diese zum Athmen dienen. Wegen der ihnen mangelnden Rippen muß nothwendig ihr Athmen ganz andrer Art seyn, wie bei den Pholideten; ohne zu weitläuftig zu werden, darf ich indeß es hier nicht beschreiben. Sie haben keine männliche Zeugungstheile, sondern die Männchen befruchten entweder die bereits von den Weibchen gelegten schalenlosen Eier, oder die Samenfeuchtigkeit dringt mit dem Wasser, worin sie sich zu der Zeit aufhalten, in die Gebärmutter. Wollte ich noch mehr in den Knochenbau, die Bildung des Gehirns und der Sinneswerkzeuge eindringen, so würde ich ungefähr eben so viele und eben so wichtige Unterschiede zwischen den Batrachiern und Pholidoten aufzählen können, als zwischen den Vögeln und Mammalien Statt finden.

Latreille zerlegte die Batrachier in zwei Familien, gehende, wohin er die linneischen Ranae und die Molche zählte, und fischförmige Kordyl und Sirene; Daudin dagegen, Dümeril und Lamark in zwei Familien, ungeschwänzte (*anoures* ecaudati) und geschwänzte (*urodèles*, caudati); eben so Oppel, außer daß er die Cäcilie in eine besondre Ordnung Apoda stellt, in caudata und ecaudata; Cüvier in vier Gattungen: Rana, Salamandra, Proteus und Siren, von denen er die beiden ersten nach Laurenti's Beispiele, und zwar Rana in die Untergattungen: Rana, Hyla, Bufo und Pipa, die Salamandra in die Salamandra und Triton eintheilt. Wenn wir die Gattung der Cäcilien, als noch nicht hinlänglich bekant und bestimbar, als selbst noch etwas zweifelhaft unter die Klasse

*) Elogio di Pompeo Girolamo Batoni (Rom. 1787. 8.) von dem Ritter Onofrio Boni. S. Effemeridi letterarie di Roma 1787. N. XL. p. 113. Fiorillo Gesch. d. Mal. I. 220. fgg. Göthe, Winkelmann und sein Jahrh. S. 282. fgg. Ein vollständiges Verzeichniß seiner Gemälde habe ich so wenig als der nach seinen Gemälden verfertigten vielen Kupferstiche irgendwo gefunden.

1) Bulletin des Scienc. par la Soc. philomat. No. 35. 36.

der Batrachier gestellt, betrachten, und ihr daher vorläufig eine eigne Ordnung einräumen, so scheint folgende Eintheilung am mehresten der Natur zu entsprechen:

1. Batrachia apoda. Schlangenförmige Batrachier. Ohne Füße, und ganz oder fast ohne Schwanz; nur die Spur einer zweiten Lunge; Trommelfell unter der Haut. Caecilia.
2. Batrachia mutabilia. Wandelbare Batrachier. Augen offen. Sie verwandeln sich und haben vor der Verwandlung Kiemen, nach derselben Lungen und stets vier Füße, die ihnen aber vor der Verwandlung bei der ersten Unterordnung

A. Batrachia mutabilia ecaudata, Reptilia salientia *Laur.* hüpfende wandelbare Batrachier, fehlen. Außerdem besitzen diese eine Blinzhaut, eine Art von Brustbein, sind vor der Verwandlung, da sie Kaulköpfe, Kaulquappen (Gyrini) heißen, geschwänzt, nachher ungeschwänzt; ihre Hinterfüße entwickeln sich zuerst und dann die Vorderfüße, und der Schwanz verschwindet. Die Hinterfüße sind sehr lang, und ihr Gang daher bald mehr bald weniger hüpfend. Das Männchen befruchtet erst die Eier, nachdem sie gelegt sind.

Linné vereinigte alle zu einer einzigen Gattung, die er Rana nante, etwas wofür sich viel sagen läßt; Laurenti hingegen zerlegte sie in vier Gattungen Pipa, Bufo, Rana und Hyla, und die mehresten neuern Naturforscher folgten ihm darin nach, außer daß Schneider die Gattung Pipa der Gattung Rana, dagegen Daudin sie der Gattung Bufo zugesellte. Die Gattung Pipen unterscheidet sich von allen übrigen ungeschwänzten wandelbaren Batrachiern durch ihre so kurze Zunge, daß Cüvier sie ihr ganz absprach, durch ihre knochige Kehle, durch mehre Theile ihres Gerippes, und durch die Ausbrütung der Jungen auf dem Rücken zu sehr, als daß sie nicht eine eigene Gattung ausmachen müßte, die freilich nicht durch die vorn in 4 Spitzen getheilten Zehen der Vorderfüße (denn dies ist nicht bei allen der Fall), noch durch das unter der Haut versteckte Trommelfell (denn das haben auch die Kreuzkröte, die Unke u. a.), noch durch ihren platgedruckten Leib und dreieckigen Kopf, aber wol durch ihre kleinen Augen, ihre langen fast gleichlangen Zehen an den Vorderfüßen und insbesondere dadurch von außen unterscheidet, daß an den Hinterfüßen der Mittelzehe der längste ist, dagegen bei allen andern der vierte. Diejenigen Batrachier, welche Laurenti und nach ihm alle Naturforscher, die mehr wie eine Gattung annehmen, Bufo nennen, soll sich durch einen dicken Körper, der mit Warzen bedeckt ist, welche eine stinkende Feuchtigkeit ausschwitzen, eine große Ohrendrüse, keine Zähne, Hinterfüße, welche nicht länger sind wie der übrige Körper, und nach Laurenti auch dadurch auszeichnen, daß sie ihre Eier in Schnüren legen. Außerdem aber, daß man einen dicken und warzigen Körper auch bei manchen Arten der Gattung Hyla und Rana antrift, ist das Einzige, was alle hieher gezählte Arten gemein haben und was sie von den Gattungen Hyla und Rana unterscheidet, der Mangel der Zähne, welcher allerdings, bei andern wesentlichen Abweichungen hinreichen kann, Gattungen zu trennen; dagegen ist der Körper bei Bufo igneus *Laur.* nicht dicker wie der eines Laubfrosches, bei Bufo gibbosus ist er glatt, und ihm, so wie Bufo igneus, B. obstetricans fehlen die Ohrendrüsen; diese beiden letztern legen auch ihre Eier nicht in Schnüren, und ihre Hinterfüße sind länger wie der übrige Leib. Will man also der Natur gemäß verfahren, so müssen manche Arten ganz von der Gattung Bufo abgesondert werden, und man aus den Zahnlosen zwei Gattungen bilden, Kröten Bufo mit, und Unken, Bombinator, ohne Ohrendrüsen. Die mit Zähnen versehenen wandelbaren ungeschwänzten Batrachier unterscheiden sich dann noch, außer andern wenigen Eigenschaften dadurch, daß bei den Laubklebern Hyla *Laur.* Calamita *Schneid.*, die Spitze der Zehen sich in ein rundes unten klebriges Kissen erweitere, bei den andern, den eigentlichen Fröschen, Rana die Zehen vorn nicht breiter, gewöhnlich schmäler wie in der Wurzel sind. Ich hielte dies hier zu sagen für nöthig, um mich bei den Gattungen so viel kürzer fassen zu können, die ich jedoch lieber wie zwei Gattungen, Pipa und Rana, und die übrigen wie bloße Familien, oder Untergattungen der Gattung Rana betrachte. Hier noch eine kurze Übersicht der Gattungen:

Mittelste Zehe des Hinterfußes der längste, Pipa. Pipa.
Dritte Zehe des Hinterfußes der längste.
- Vorderstes Glied der Zehen erweitert. Laubkleber. Hyla.
- Zehen an der Spitze nicht erweitert:
  - Ohrendrüsen. . . . Kröte. Bufo.
  - Keine Ohrendrüsen.
    - Rücken gewölbt, ohne Höcker. Keine Zähne. Unke. Bombinator.
    - Zähne (den Rücken gewöhnlich kantig und mit zwei Höckern). Frosch. Rana.

B. Batrachia mutabilia caudata: gehende wankende Batrachier. Sie haben immer vier Füße und vor der Verwandlung büschelförmige aus dem Leibe hervorragende Kiemen. In diesem Zustande sind sie von der folgenden Ordnung von außen nur durch ihre offnen mit Augenliedern, aber keiner Blinzhaut versehnen Augen zu unterscheiden; so wie von den Quackbatrachiern durch ihre fast gleichlangen Füße, den Schwanz, das unter der Haut verborgene Trommelfell und eine Spur von Rippen. Linné zählte sie zu seiner Gattung Lacerta, die mehresten Neuern vereinigen mit ihnen die folgende Ordnung; da aber sich verwandeln und nicht verwandeln, erst durch Kiemen, dann durch Lungen, und nie wieder durch Kiemen athmen, von einem beständigen Vermögen, entweder durch Kiemen oder durch Lungen zu athmen, sehr wesentlich verschieden ist, so glaube ich, sie trennen zu müssen. Ihre Begattung geschieht im Wasser, wobei Männchen und Weibchen senkrecht mit den Bäuchen gegen einander gekehrt sich erhalten, und so die Samenfeuchtigkeit mit dem Wasser in die Mutterscheide dringt und die vordern Eier befruchtet, die bei einigen bereits in der Gebärmutter ausgebrütet werden. Hieher gehören die Gattungen Salamandra und Triton *Laur.*,

welche vielleicht mit demselben Rechte wie eine einzige Salamandra zu betrachten sind.

3) Batrachia amphipneusta. Beidesathmende Batrachier. Sie verwandeln sich nicht, und haben ihr ganzes Leben hindurch an den Seiten des Kopfes außerhalb dem Rumpfe hervorragende Kiemen und Lungen zugleich; ihre Augen so wie ihr Trommelfell liegen unter der Haut. Cordylus und Siren. (*Merrem.*)

BATRACHIT. Theils ein Mineral beim Plinius, wahrscheinlich kugeliger Schwefelkies; theils der alte Name einer Versteinerung von Fischzähnen, die man früherhin irrig für Theile im Kopf oder Schlunde der Kröten hielt, und daher auch Bufoniten, Krötensteine nante. Es sind Zähne, entweder den Backenzähnen des Goldbrachsen (Sparus auratus) ähnlich, oder solche, nebst Gaumentheilen, wie man sie beim Seewolf (Anarrhichas Lupus) findet. (*Voigt.*)

Batrachoides, s. Batrachus.

Batrachomyomachia, s. Homer.

BATRACHOS, Architekt aus Lakedämon, der aber zu Rom sich seinen Ruhm erwarb. Zugleich mit seinem Landsmann Sauros führte er einen Tempel in dem Säulengange der Oktavia auf, und man erzählt, daß sie es auf ihre Kosten hätten thun wollen, wofern eine Aufschrift ihre Namen nennen dürfte. Da dies nicht gestattet wurde, so nahmen sie zur Allegorie ihre Zuflucht. Batrachos bedeutet Frosch, Sauros Eidechse. Der eine brachte daher in einem Kapitäl einen Frosch, der andere eine Eidechse an. Es ist wahrscheinlich, daß das Kapitäl noch vorhanden ist, nämlich in der St. Lorenzokirche zu Rom, wo man in einem Kapitäl von ionischer Ordnung diese Thiere findet *). Andere Säulen von diesem Tempel sind in dem Kloster des heil. Eusebius angebracht. (*H.*)

BATRACHUS. Dieser Name wurde zuerst von Klein der jetzigen ganzen Fischgattung Lophius gegeben, da eine Art davon schon bei den alten griechischen Schriftstellern so genant wurde. In neuern Zeiten belegte Duméril diejenigen Arten der Gattung Lophius mit den Namen Batrachus, deren Körper zusammen gedrückt ist von oben, deren Mundöffnung sehr breit am Ende der Schnauze, mit Zähnen versehen sich befindet. S. Lophius. Wir gebrauchen den Namen

Batrachus, Froschfisch zur Bezeichnung einer unter diesem Namen zuerst von Schneider aufgestellten Fischgattung, die gleichbedeutend ist mit der Gattung Batrachoides von Lacépède und Duméril. Ihre Kenzeichen sind folgende: — Ein breiter von oben nach unten zusammen gedrückter Kopf, mit einer sehr breiten Mundöffnung und nicht nach oben gerichteten Augen; ein etwas mehr von den Seiten zusammen gedrückter, meist schuppenloser und gefleckter Körper; deutliche Kiemenöffnung und Kiemendeckel; die mehrstrahligen, wenig ausgebreiteten Bauchflossen unter der Kehle; die Brustflossen ohne Gelenk; zwei Rückenflossen, woron die erste kleiner, stachlich, nicht hoch, die zweite länger, weich, und der ähnlichen Afterflosse gegenüber. Die meisten haben zwei oder mehr Bartfäden unter der untern Kinnlade; und ihre Kiemendeckel auf der Fläche mit Stacheln versehn. Sie leben größtentheils in den Meeren heißer Länder, und pflegen sich im Schlamme zu verbergen, um so andern Fischen aufzulauern. —

Die vornehmsten Arten sind: 1) B. *didactylus* Bl. S. An Guinea, 1 Fuß lang, 4 Zoll breit. — 2) B. *Tau.* Bl. Syst. Bl. tab. 67. Gadus Tau. L. In Amerika. — 3) B. *raninus* und Batrachoides blennioides Lacep. Blennius raninus L. Phycis ranina Bl. S. Gadus raninus Müll. Z. D. 15. t. 45. 1 Fuß lang, 3 Zoll breit, in der Nordsee, dem baltischen Meere und einigen Seen Schwedens. — Sonst gehören noch hieher: B. surinamensis; B. grunniens; B. indicus; B. Guaniva; B. trigloides; B. bispinis. (*Lichtenstein.*)

Batrachus, Krankh. s. Fröschlein-Geschwulst.

Batsch, Batscher Gespanschaft, s. Bacz.

BATSCH (Aug. Joh. Georg Karl), geb. 1761, Prof. der Botanik in Jena † 1802. Ein äußerst fleißiger, redlicher Naturforscher, dem es nur an Aufmunterung fehlte, um recht viel leisten zu können. Als sein vorzüglichstes Werk führe ich hier seine Tabula affinitatum regni vegetabilis. Vimar. 1802. 8. an., ein Werk, welches zwar nicht die Vollendung von Jussieu's natürlicher Methode hat, aber voll der hellesten Blicke in das Ganze der natürlichen Verwandtschaften ist. Batsch fängt von den vollkommensten Organismen, den Rosaceen an, theilt die Familien in Gruppen, und zeichnet die Charakteristik derselben, ohne sich auf einzele Gattungen einzulassen, so einsichtsvoll, daß man ihn, nächst Gärtner, als den Lehrer der natürlichen Methode in Teutschland ansehen kann. Ein trefliches Werk ist auch sein Elenchus fungorum. Hal. 1783. mit 42 Kupfertafeln, wozu er die Zeichnungen selbst meisterhaft besorgte. Zwar nicht in wissenschaftlicher Ordnung geschrieben, enthält es dennoch eine Menge seltener und zum Theil neuer Pilze, äußerst genau beschrieben. Seine Analyses florum. Hal. 1790. mit 20 Kupfertafeln und seine botanischen Bemerkungen. Halle 1791 mit 6 Kupfertafeln sind zwar ebenfalls Zeugen seiner Genauigkeit im Beobachten und seines Fleißes, doch waren sie nach keinem vorzüglichen Plan angelegt. Weniger wichtig sind seine andern Schriften: Versuch einer Anleitung zur Kentniß und Geschichte der Pflanzen. Th. 1. 2. Halle 1787. 1788. Der geöffnete Blumengarten, mit Copien aus dem Botanical magazine. Weimar 1797. Botanik für Frauenzimmer und Pflanzenliebhaber. Dritte Aufl. Weimar 1804. Einleitung zum Studium der allgemeinen Naturgeschichte. Th. 1 — 3. Weimar 1805. 1806. Naturgeschichte der Bandwurmgattung. Halle 1786.

Von ihm hat den Namen: *Batschia* Thunb., eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Menispermeen und der 22. Linné'schen Klasse. Char. Dreiblätteriger Kelch, eben solche Corolle. Sechs Staubfäden, woron die Hälfte fehl schlägt, auf dem Nektarring im Boden der Corolle. Die drei vollkommenen Staubfäden verwachsen. In der weiblichen Blüthe sechs fehlschlagende, an der Spitze erweiterte, gefleckte Staubfäden. Drei Pistille, drei Steinfrüchte, mit halb getheilten Nüssen. Arten sind: 1) B. *racemosa* Thunb., mit sparsamen Blüthen in Trauben. 2) B. *spicata* Thunb.,

*) Vgl. Winkelmann Monum. ined. 1. 106.

mit gedrängten Blüthen in Ähren. Beide Arten fand Mutis bei Mariguita in Südamerika, und Thunberg ließ sie in den Nov. act. Ups. 4. p. 123. t. 2. f. 1. 2. abbilden. — Batschia Michaux gehört zu Lithospermum. (*Sprengel.*)

BATSCHIAN, eine der Molucken in dem östlichen Meere des indischen Oceans unter 1° s. Br. und 145° 7′ östl. L. Sie ist eine der größesten dieser Gruppe, wird durch die schmale Straße Patientia von Gilolo getrent, und hält etwa 10½ Meile in der Länge und 4 in der Breite, ein doppeltes Oval, das durch einen schmalen Isthmus zusammenhängt, und wie alle Molucken ziemlich hoch über den Spiegel des Meers sich erhebt. Das Gestade ist mit prachtvollen Korallenfelsen umgeben, und im Innern sieht man mehre himmelan strebende Berge, schauderhafte Felsen, große Höhlen und reißende Bergströme, aber auch sanfte Anhöhen, mit hohen Wäldern bedeckt, und reizende Thäler, die etwas Reis, Ignamen, Bananen erzeugen, vor allem aber ist das Eiland reich an Sago, an Früchten aller Art, an Brodfrucht, und vorzüglich an Gewürznelken, deren Anbau indeß der sorglose Bewohner vernachlässigt. Von Thieren hat man Büffel, wilde Schweine, Paradiesvögel, und einiges zahme Schlachtvieh, und von Metallen Goldstaub, der aus den Flüssen gesammelt wird. Die Einwohner sind Malaien, die sich zum Islam bekennen; ihr unumschränkter Gebieter ist ein Sultan, der zu Sabonga residirt, und sich auch die Eilande Mandiolei, Tappa, Lalocotta, Dammer, Gorengo, Udi, Choram und Sulli unterworfen hat, selbst aber ein Vasall der Niederländer ist, mit welchen er nach der Vertreibung der Portugisen ein Bündniß hat eingehen müssen, das den ganzen Handel seiner Staten in ihre Gewalt gegeben. Zur Aufrechthaltung desselben besitzen sie auf dem Eilande ein Fort, worin eine geringe Besatzung unterhalten wird. (*Hassel.*)

BÄTSTAD, ein ansehnlicher Marktflecken mit bequemen Hafen in Schonen, an der Gränze von Halland, an einem Busen des Kattegat; auch eine beträchtliche Fischanlage. Der freundliche Ort gleicht einer kleinen Stadt, hat einen geräumigen Markt, eine Kirche, eine Zoll- und Accisekammer und treibt Stadtnahrung, hatte ehemals auch Stadtgerechtigkeit. Er zählt gegenwärtig an 130 Häus. und 7 bis 800 Einw.; besonders wohnen hier viele Schiffer und Matrosen, auch einige Handwerker und 4 bis 5 Kaufleute; eigene Schiffe hat der Ort nicht. — Båtstad heißt auch ein kleines Dorf in Dalekarlien, in einer reizenden Gegend am Dalelf (Thalfluß). (*v. Schubert.*)

BATTA. In Indien: Agio auf geringhaltige Münzen; ein außerordentlicher Sold, eine Zulage der Militärs, wenn sie auf Kriegsfuß stehen, zur Entschädigung für geringhaltige Rupien. (*Wedekind.*)

Batta in Ungern, s. Battaszek.

BATTAER, ein asiatisches Volk auf der Insel Sumatra. Es ist noch sehr wenig bekant, ob es gleich einen großen Theil dieser Insel bewohnt, und selbst an britische Besitzungen stößt; die Nachrichten, die uns Marsden und Benjamin Heyne darüber mittheilen, widersprechen sich zum Theil, zum Theil sind sie lange nicht genügend. Die Battaer — Heyne nent sie Batthies — sind mit den Lampuhns wol die Aborigines von Sumatra, aber malaiischen Ursprungs, wie ihr ganzer Bau und ihre Farbe beweisen, und nur untersetzterer Statur und weniger civilisirt, wie ihre Brüder zu Menangcabo und Java; wahrscheinlich kamen letzte erst auf die Insel, nachdem jene schon längst auf derselben einheimisch waren. Ihre Sprache weicht übrigens ganz von den andern auf Sumatra ab, doch sollen die Grundzüge malaiisch seyn; die Battaer sind die wildesten, die zügellosesten unter allen Völkern dieser Insel; sie wohnen in ziemlich ansehnlichen Bambushütten, die aber 4 bis 5 Fuß über der Erde stehen, theils in Dörfern, die etwa 20 bis 30 dergleichen Hütten umfassen, theils in Städten oder Compangs, die etwas größer sind; alle umgibt ein Erdwall und eine undurchdringliche Bambushecke, auf deren Ecken ein hoher Baum gleich einem Thurme hingepflanzt ist. Jedes Compang hat nach Marsden ein Balli oder Rathhaus, wo öffentliche Angelegenheiten betrieben, Feste gefeiert und Fremde gastfreundlich bewirthet werden. Sie sind mit einander, theils stamm- theils dörferweise, oder mit ihren Nachbarn, den Lampuhns und den andern Völkerschaften von Sumatra in beständiger Fehde. Sie sind Anthropophagen, aber daß sie, wie Marsden behauptet, blos das Fleisch ihrer Feinde und das der Verbrecher verspeiseten, hält Heyne für zu abgeschmackt, als daß es ihnen zur Entschuldigung dienen könte. So verzehren sie auch das Fleisch aller Thiere, selbst der todten. Sie verehren 3 Götter und 4 Teufel, und haben für die Guten einen Himmel, für die Bösen eine Bratpfanne oder Hölle; ihre Todten begraben sie unter mancherlei Zeremonien. Polygamie ist erlaubt; es gibt Battaer, die 6 Weiber haben, doch wird Keuschheit im Ganzen in Ehren gehalten. Doppelter Ehebruch wird mit dem Tode bestraft, Mord meistens nur durch Sklaverei, oder gar nicht, wenn nämlich der Mörder die Freunde und Verwandten des Getödteten durch Feste versöhnen kann. Unnatürliche Verbrechen werden durch das Ertränken der Schuldigen bestraft. Diebstahl unter sich ist unerhört, aber Fremde zu berauben, wird für ein Verdienst gehalten. Die Art ihrer Ehen ist dreifach: Junur, wo der Mann ein Mädchen den Ältern abkauft, Ambelana, wo der Vater den Eidam wählt, und Semundo, wo der Mann das Mädchen durch einen Vertrag erhält. Ihre Kleidung besteht aus einer Gattung baumwollnen Zeugs, das sie selbst verfertigen; den Kopf bedecken sie mit Baumrinde, und die Ohren der Mädchen sind mit einer großen Menge von Ringen behangen. Sie treiben wenigen Ackerbau, obgleich sie ein fruchtbares Land bewohnen, wo aber die Benjamin Palme (Benjamin Tree?) nicht fortkomt, da bestellen sie das Land mit Reis und andern Fruchtbäumen. Was sie in den Handel bringen nnd wofür sie sich ihre meisten Bedürfnisse, besonders Waffen, Pulver und Blei verschaffen, besteht in Golde, Schwefel, Benzoe, Kampher, Quassia, Baumwolle und Indigo. — Die Landschaft Batta, die dies Volk bewohnt, erstreckt sich über die westliche Küste von Sumatra zwischen den Flüssen Sinkell und Pabuyong; sie wird von mehren kleinen Flüssen bewässert und enthält in ihrer Mitte einen beträchtlichen Binnensee; seitwärts zieht sich die dreifache

Bergreihe Sumatras hin, deren westlicher Abhang nach dem Meere hin nur eine große Ebene bildet, doch wohnen die Battaer meistens in einiger Entfernung von dem Meere, dem sie nicht trauen. Ihre Regirungsform ist aristokratisch; das Volk zerfällt in eine Menge Stämme, deren jeder einen Häuptling an der Spitze hat, die große Vorrechte haben. Diese Häuptlinge sind unter 4 Distrikte vertheilt; jeder Distrikt steht unter einem Radscha, dem die Häuptlinge untergeordnet sind, aber doch in weniger Abhängigkeit stehen. Die Radschas haben indeß das Recht über Leben und Tod, versammeln die Stamhäuptlinge zu kriegerischen Unternehmungen u. s. w. Auch Weiber können zu den Würden eines Häuptlings oder Radschas, die erblich zu seyn scheinen, gelangen †). (*Hassel.*)

BATTAGLIA, Städtchen im lombardisch venezianischen Reich, Provinz Padua, 7 ital. M. von Padua, hat heiße Bäder, und ein Badhaus mit 60 — 70 Zimmern. Die Bäder sind von Marmor mit guter Einrichtung, und werden deswegen den Bädern von Abano vorgezogen. (*Röder.*)

BATTAGLINI, Marco, Bischof von Nocera und dann von Cesena, geb. 1645 im Gebiet von Rimini und gest. 1717, hat sich besonders Ruf erworben durch seine Istoria universale di tutti i Concilj generali e particolari di santa Chiesa (Vened. 1686. f.), die aber dem Titel insofern nicht entspricht, als nur die vorzüglicheren Concilien aufgeführt (475) sind. Die 2te Ausgabe von 1689 (2 Bde. f.) enthält 403 mehr. Seine Annali del sacerdozio e dell' imperio intorno all' intero secolo decimo settimo di nostra salute (Ven. 4 Bde. f. 1701 — 1711.), sind nach Jahren abgetheilt und in einem schwülstigen Style geschrieben. N. A. zu Ancona 1742. 3 Bde. f. (*H.*)

BATTALOS, Flötenspieler zu Ephesus, ausgezeichnet als Weichling, und als solcher von dem Dichter Antiphanes in einer Komödie auf die Bühne gebracht. Sein Name wurde dadurch sprüchwörtlich, und man legte denselben dem Demosthenes bei, weil er in seiner Jugend sehr weichlich war. (*H.*)

BATTARA, Batarra (Giovanni Antonio), ein berühmter italischer Naturforscher, bekleidete zu Rimini ein Predigtamt, übte daneben die Arzneikunde, und war zugleich ein sehr fleißiger, scharfsinniger und gelehrter Botaniker, dessen Verdienste auch das Ausland ehrte. Er war Mitglied verschiedener Akademien, stand mit den größten Männern seiner Nation in Briefwechsel, und starb den 1. Nov. 1789 zu Rimini in einem Alter von 80 Jahren. Am bekantesten machte er sich durch seine Beschreibung der von ihm mit ungemeinem Fleiß untersuchten Schwämme, die in der Gegend von Rimini wachsen: Fungorum agri Ariminensis historia. Faenzae. 1755. Ed. II. 1759. 4. m. Kpf. *). Er klassifizirte die Schwämme auf eine eigenthümliche Weise, machte mehre neue Arten bekant, die er auf 40 von ihm selbst gezeichneten, aber nur mittelmäßig ausgeführten, Kupfertafeln abbilden ließ. Unter den Schwämmen, die er entdeckte, zeichnet sich einer durch ganz besondere Kenzeichen aus. Daraus machte Persoon in unsern Tagen ein eigenes Geschlecht, dem er den Namen Battara beilegte. Einen vieljährigen Fleiß verwendete Battara auf das Museum Kircherianum, das er unter dem Titel herausgab: Rerum naturalium historia, nempe quadrupedum, insectorum, piscium, variorumque marinorum corporum, fossilium, plantarum ac praesertim testaceorum existentium in Museo Kircheriano, edito jam a Phil. Bonanno, nunc vero nova methodo distributa, notis illustr., in tabulis reformata, novisque observatt. locupletata a J. A. Battara. Romae. Vol. II. 1773 — 1782. fol. mit vielen Kpf. illum. und schwarz. Obgleich des Herausgebers Anmerkungen und Zusätze nicht unerheblich sind, so fanden doch die Naturforscher an dieser Ausgabe viel zu tadeln **). Er schrieb ferner: Epistolae selectae de re naturali observationes complectens. Accessere ex Hist. nat. curiosa nonnulla et tabulae elegantes. 1775. 4. Pratica agraria distributa in varii dialoghi. Romae. 1778. Vol. II. 12. Einige sehr scharfsinnige Abhandlungen über den Ackerbau, in italischen Journalen abgedruckt, u. a. m. ***). (*Baur.*)

Von ihm hat den Namen: Battarrea, *Pers.*, ein Schlauchschwamm, mit schleimigem Strunk und Hut, der von der Hülle bedeckt wird und unter einem Faser-Gewebe eine Schicht von Keimkörnern enthält. Die einzige bekante Art B. *phailoides* Pers. ist von Smith im spicileg. bot. 1. t. 12. abgebildet und diese Abbildung in Nees Schwammsystem T. 35. S. 257. wiederholt. Dieser Schwamm wächst blos in England. (*Sprengel.*)

BATTASZEK, BATASZEK, teutscher und magyar. Mrktfl. in der tolner Gespansch. in Niederungern, jenseit der Donau, földvárer Bezirk, zu dem k. k. Theresianischen Stift in Wien gehörig (wie Bátta), am Flusse Sió, mit einer kathol. und griech. nicht unirten Pfarre, einem herrschaftl. Wirthschaftsgebäude, einem Postwechsel, 3371 kathol., 241 nichtunirten griech. und 7 jüd. Einwohnern (nach dem fünfkirchner Diöcesan-Kalender). Die Einwohner sind Teutsche, Magyaren und Raitzen. Der Boden ist fruchtbar, der hier erzeugte Wein ist gut, die Wiesen leiden oft von der Überschwemmung. (*Rumy.*)
— Die bey diesem Flecken gelegene, dem heil. Erzengel Michael von Ladislaus dem Heil. gestiftete Benedittiner-Abtei, ward, nach Fuchs Hoffers †) Vermuthung zuerst bei dem vom vorigen nicht weit entfernten Marktflecken Bátta oder Bátha errichtet, hernach aber der ungesunden Lage wegen, nach jenem versetzt. Im J. 1751 wurde sie dem Theresianum in Wien, und nach der Aufhebung desselben (1784) dem Studienfond einverleibt. Jetzt ist

---

†) Nach *Marsden* account of Sumatra und *Benjamin Heyne* historical and statistical tracts on India etc.

*) Vgl. die Beurtheilungen dieses Werks in der Bibl. imparziale T. XVIII. P. 1. p. 30. Comment. Lips. Vol. V. p. 596. Leipz. gel. Zeit. 1756. S. 881. Götting. gel. Anz. 1756. S. 13.

**) Vgl. Comment. Lips. Vol. XXII. p. 141. Erxlebens physik. Bibl. 2 Bd. S. 428. Beckmann's ökon. phys. Bibl. 6 Bd. S. 1 und 13. Bd. S. 264. Berl. Saml. 7. Bd. S. 659.
***) Ferbers Briefe über Welschland, S. 72. u. 215. Bernoullis Zusätze zu der neuesten Reisebeschr. v. Ital. 1. Bd. S. 449 und 534. Biogr. univ. T. III h. v.

†) Monasteriologia Regni Hung. Lib. I. S. 148.

sie wieder ein Eigenthum jenes durch Franz II. hergestellten Instituts, und es gehören dazu die Ortschaften: Bátta, Décs, Pilis, Alsó-Nana und Bárdomb. (*Gamauf.*)

BATTENBERG, 1) Landraths- und Landgerichtsbezirk der Provinz Oberhessen im Großherzogthum Hessen von 27 Ortschaften und einer Bevölkerung von nahe an 10,000 Selen. — 2) Städtchen, mit einem alten Schloß, von etwa 1000 Einwohnern, an der Eder, Amtssitz des Landraths des Land- und Gerichtsbezirks gleiches Namens. Im Jahr 778 erlitten die Sachsen hier eine Niederlage. (*Wagner.*)

BATTERIE, nent man in der Kriegskunst 1) Ort und Stelle, worauf Geschütz zum ernsten Gebrauch aufgefahren wird; daher 2) jede mit Geschütz besetzte Verschanzung und 3) alle Linien einer Festung, hinter deren Brustwehren Geschütz aufgestellt ist; 4) kleinere und größere Geschützabtheilungen mit der zur Bedienung erfoderlichen Mannschaft *). — Die B. sind entweder für das Gefecht im freien Felde bestimt: Feldbatterien oder werden beim Angriff und Vertheidigung fester Plätze gebraucht: Belagerungsbatterien, Batterien im eigentl. S., d. h. feste durch eine Brustwehr von Erde und Faschinen gedeckte Geschützstände. Diese heißen Rikoschet- und Demontirbatterien, sofern sie bestimt sind das feindliche Geschütz zum Schweigen zu bringen und Breschbatterien, welche durch Bresche-legen den Truppen einen Weg in den belagerten Platz bahnen; beide erhalten auch wol den allgemeinen Namen der ersten und zweiten Batterie, je nachdem sie vor oder nach Eroberung des bedeckten Wegs angelegt werden. Nach ihrer Lage gegen den Horizont sind sie horizontale, erhöhte od. versenkte B.; die ersten liegen auf der Erdoberfläche, und haben einen Graben vor sich, um die Erde zur Brustwehr daraus zu bekommen. Hinter dieser stehen die Geschütze auf Bettungen, d. h. einem Fußboden aus drei oder vier Balken mit starken Dielen bedeckt. Die Breite der Bettungen wird durch die Breite der Laffeten bestimt; die Länge ist der Länge der letztern $1\frac{1}{2}$ Mal gleich, um Raum für den Rücklauf zu gewinnen. Da die Brustwehr wenigstens 8 Fuß hoch — gegen sehr hohe Festungswerke auch wol noch höher — gemacht wird, muß sie Einschnitte, oder Scharten, bekommen, um mit den Kanonen und Haubitzen hindurch schießen zu können. Die Scharten sind äußerlich 9 Fuß und innerlich 22 Zoll weit; ihre Höhe über der Erde wird durch die Höhe der Räder und der Laffete bestimt. Für die Haubitzen und zu den Rikoschetschüssen, die immer mit Elevation geschehen, werden die Schießscharten nicht horizontal durch die Brustwehr geschnitten, sondern verlaufen sich aufwärts nach dem äußern Rande des Brustwehrkastens. Da die Geschütze 18 Fuß auseinander stehen, beträgt die äußere Breite der Schartenzeile (Merlon) 9 Fuß. In den Breschbatterien jedoch, wo es an hinreichendem Raume fehlt, stehen die Geschütze nur 12 Fuß von einander, und die Scharten sind äußerlich 6 Fuß weit. Diese Erweiterung der Scharten nach Außen hat den doppelten Grund: um ein größeres Richt- oder Gesichtsfeld für das Geschütz zu bekommen, und nicht so schnell durch das Feuer des Pulverdunstes zerstört zu werden. Um die Erde fest zu halten, wird der Kasten der Batterie mit Faschinen, oder auch mit Schanzkörben verkleidet. — Erhöhte Batterien wurden in der frühern Zeit vorzüglich erbauet, um mit den damals üblichen, hohen Wällen auf einen gleichen Horizont zu kommen, und vielleicht durch sie verdeckte Punkte beschießen zu können. Eine solche über 20 Fuß hohe Batterie ward im 16. Jahrh. bei der Belagerung von Harlem von Pfählen und Faschinen erbauet; ja, ein anderes Mal wurden zwei Geschütze auf ein Gerüste von starken Pfählen gestellet, das mehr als vierzig Fuß hoch war. Der sehr beschwerliche Bau und der an sich geringe Nutzen dieser erhöhten Batterien brachte sie in der Folge ganz aus dem Gebrauch. Man fängt sogar an, anstatt der auf dem Horizont liegenden nun versenkte Batterien zu erbauen, wo man blos den schon fertigen Laufgraben breiter machen und die Brustwehr desselben verstärken darf. Ursprünglich war diese Art Batterien blos zum Schleuderschuß und zu dem Brechen der Futtermauern bestimt. Der preußische Oberste le Fevre hat sie zuerst allgemein angewandt, um dadurch einen Theil der Arbeit zu umgehen.

Kasematirte Batterien, sind gewölbte Geschützstände in Thürmen und andern Festungsgebäuden, um aus denselben, gegen die feindlichen Wurffeuer gesichert, die Gräben, oder andere, dem feindlichen Anfalle ausgesetzte Punkte zu bestreichen. Dergleichen kasematirte Batterien sind gewöhnlich nur für eine, bisweilen jedoch auch für zwei Kanonen eingerichtet, und in dem letztern Falle 20 bis 24 Fuß im Lichten weit, und 16 bis 20 Fuß lang. Die Kanonen darin aufzustellen, wie der Marquis von Montalembert vorschlägt, hat manche Unbequemlichkeit sowol in Hinsicht der Bedienung des Geschützes, als des Rauches, und selbst der Bauart der Gewölbe, die dann mindestens 24 Fuß im Lichten weit und verhältnißmäßig hoch seyn müssen. Überhaupt gilt hier der Grundsatz: „daß nur solche Gewölbe vom Rauche nicht belästiget werden, die eine hinreichende Höhe, und einander gegenüber stehende Öffnungen haben. Sind die gewölbten Batterien hinten offen, heißen sie nach dem Kunstausdruck der französischen Ingenieurs En decharge, und führen natürlich den Geschützrauch um so besser ab. — Nicht gewölbte, doch bedeckte und bombenfeste Batterien bestehen aus einem Dache von 12 und mehr Zoll dicken Balken, über welche Faschinen gelegt und diese dann mit 3 Fuß hoch Erde beschüttet werden. Sie ruhen auf hölzernen Ständern, oder auch wol auf steinernen Umfassungsmauern, und werden in der neuern Zeit sehr häufig gebraucht, wol zunächst deshalb, weil sie

*) S. Geschutzabtheilungen und Schlachtordnung; vgl. Artillerie. — Auf Schiffen versteht man unter Batterie die sämtlichen Kanonen, welche auf einem Deck an beiden Seiten des Schiffs stehen. Dreidecker oder Kriegsschiffe vom ersten Range haben demnach drei Batterien, von denen die unterste, welche die schwersten Kanonen führt, die erste, die nächstfolgende die zweite und die auf dem obersten Deck die dritte heißt. Der Ausdruck: zu niedrige Batterie bezeichnet die fehlerhafte Bauart eines Schiffs, dessen unterste Batterie nicht hoch genug über dem Wasser liegt, weshalb deren Stückpforten nicht leicht geöffnet werden können. (*Braubach.*)

sich leichter als Gewölbe und — für den Augenblick — mit weit geringerem Aufwande herstellen lassen. Aller solche Holzbau hat jedoch den Nachtheil, daß die mit Erde bedeckten Balken sehr bald von der Fäulniß angegriffen werden, und nach einem Zeitraume von 15 Jahren erneuert werden müssen. Es ist jedoch dem Zeitgeiste angemessen, alles schnell zu vollenden, wenn auch der Enkel nichts mehr von dem Baue sieht, der, wenn er dauernd bleiben soll, binnen einem Zeitraum von 100 Jahren dem State wenigstens drei Mal so viel kostet, als der solideste Gewölbebau. — Bedeckte Mörserbatterien sind ebenfalls hie und da erbaut worden, und hat sich Carnot die Erfindung zugeeignet, obgleich sie schon 1756 von dem sächsischen Ingenieur-Obersten Franken angegeben und nachher von Virgin (Defense des places fortes) ebenfalls beschrieben worden sind. Es ist jedoch unbezweifelt den wahren Grundsätzen der Vertheidigung angemessener, vor allem die Kanonenbatterien gegen den Bombenwurf zu sichern und dann erst die Mörser zu bedecken, die durch ihre Ferne wie durch ihren Gebrauch der Beschädigung durch Bomben weit weniger ausgesetzt sind, als jene.

Der Batterien, d. h. Erdaufwürfe zum Schutz des, gegen die belagerte Festung aufgestellten Geschützes, bedienten sich schon die ältesten Völker noch vor der christlichen Zeitrechnung. Colledo (Ration manual de Artilleria) gibt zuerst die Dimension der Batterien für das Feuergeschütz. (*v. Hoyer.*)

Batterie, Batteriefeder (Technolog.), s. Gewehrschloss.

Batteriebau, s. Festungs- und Schanzenbau und Küstenbatterie.

Batteriebewegungen (Taktik), sind diejenigen Evolutionen, durch welche die Feldbatterien oder einzele Abtheilungen des Feldgeschützes aus der Stellung zum Gefecht in die zum Marsch übergehen und umgekehrt. Es fällt in die Augen, daß diese Bewegungen möglichst einfach seyn müssen, damit sie leicht, schnell und dennoch mit Ordnung ausgeführt werden können. Die aus 6, 8, 10 bis 12 Geschützen bestehende Feldbatterie wird zu dem Ende in Sectionen von 2 Geschützen getheilt, die stets neben einander stehen, sobald es nur irgend die Breite und Beschaffenheit des Weges erlaubt. Alle Bewegungen geschehen entweder vorwärts, rückwärts oder nach der Seite, und dann wieder einzeln oder mit Abtheilungen. Eine Batterie, wo die Geschütze mit 20 Schritt Zwischenräumen neben einander aufgestellt sind, bewegt sich in dieser Stellung mit möglichster Beibehaltung der Intervalle und der Richtung en Front vorwärts oder rückwärts, so daß die hinter dem Geschütz stehenden Munitionswagen unmittelbar denselben folgen, welches überall da geschieht, wo die Geschütze keine großen Munitionskasten auf den Protzwagen haben, sondern die ihnen zugetheilten Schüsse in einem besondern Wagen führen. Da die Geschütze nicht auf ihrem Vorderwagen abgefeuert werden können, müssen sie immer vorher abgeprotzt werden, wenn sie in der neuen Stellung ankommen; wo dann entweder jedes Geschütz um seine Länge schräge darüber hinaus fährt und in einem Bogen umlenket, damit die Mündung vorwärts gegen den Feind komt, oder man führt das Geschütz gerade auf, protzt es ab, und drehet es nachher um. Andere Bewegungen mit ganzer Fronte sind der schräge Marsch, oder das Ziehen, und die Schwenkungen, wo das Geschütz des einen Flügels sich blos seitwärts wendet, die übrigen aber bis zu dem andern Flügel in einem Viertelskreise um dasselbe herum in die neue Stellung gehen, die nun einen rechten Winkel mit dem vorhergehenden macht. Sollen die Geschütze seitwärts (aus der Flanke) sich bewegen, schwenken sie mit Sectionen oder halben Batterien ab, und gehen so nach der bestimten Stelle.

Alle Bewegungen mit dem Geschütze können entweder aufgeprotzt, d. h. auf dem Vorderwagen, oder abgeprotzt geschehen. In diesem letztern Falle können sie wieder auf dreierlei Weise ausgeführt werden: 1) vermittelst des um den Protzwagen geschlungenen Schlepptaues (Prolonge), dessen anderes Ende mit einer Schleife an den Schwanz, oder an das Vordertheil der Laffete gehangen wird. 2) Mit der Vorlegewage (Branke) oder dem Vorderschwengel, der mit den daran gespanten Pferden von dem Protzwagen abgenommen und an die Haken gehangen wird. 3) Durch Menschen, die sich vermittelst umgehangener Zugseile theils an die Hakenscheiben der Achsen und an die Avancirhaken anspannen, theils auch an den dazu bestimten Hebebäumen die Laffete fortschieben, eine Art der Bewegung, die jedoch nur bei leichtem Geschütz und auf kleine Entfernungen anwendbar ist. (*v. Hoyer.*)

Batterie-Chirurgus, s. Militärarzt.

Batteriegeschütz, Batteriestücke (Artillerie), heißen die 24, 18 oder 16pfündigen Kanonen, 10 bis 24pfündigen Haubitzen und die Mörser, weil diese Geschütze wegen ihrer beträchtlichen Schwere nie anders als auf Batterien und festen Bettungen gebraucht werden können. (*v. Hoyer.*)

BATTERSEA, Dorf an der Themes, worüber eine Brücke nach Chelsea führt, in der englischen Grafsch. Essex. Es hat 4409 Einw. und sehr ansehnliche Brennereien und Brauereien, auch eine bekante horizontale Windmühle zum Malzmahlen, die von Nemnich *) ausführlich beschrieben ist. Übrigens bildet die ganze Feldmark des Dorfs nur einen Gemüsegarten, der besonders die schönsten Spargel der Hauptstadt liefert. (***Hassel.***)

BATTEUX (Charles), geb. 1713 zu Allend'huy bei Rheims, gest. 1780, war Kanonikus zu Rheims, wo er 20 Jahre lang die Rhetorik vortrug; seit 1730 aber lehrte er Humaniora und Rhetorik zu Paris in den Kollegien Lisieux und Navarra, wurde dann Professor der griechischen und römischen Philosophie im Kön. Kollegium, im J. 1754 Mitglied der Akademie der Inschriften und 1761 der französischen Akademie. Mit einem achtungswürdigen Charakter und liebenswürdigen persönlichen Eigenschaften vereinigte er einen hellen Geist, Geschmack und die Gabe leichter und lichter Darstellung, wodurch er auch als Schriftsteller viel Nützliches geleistet hat. Seine Schriften sind theils philosophische, theils rhetorische, theils zur schönen Literatur gehörige. Zu den philosophi-

---

*) Neueste Reise durch England S. 196.

schen gehören 1) La Morale d'Epicure, tirée de ses propres écrits Par. 1750 (übers. von J. G. Bremer Mitau 1774. 1792.), welche Schrift dazu beitrug, die Urtheile über diesen so oft verkanten Philosophen zu berichtigen. 2) Ocellus Lucanus, de la nature de l'univers; Timée de Locres, de l'ame du monde; Lettre d'Aristote sur le systême du monde, av. la traduction et des notes. Par. 1768. 8. 3) Histoire des causes premières. 1769. 8. (übers. von J. J. Engel Leipz. 1773. Geschichte der Meinungen der Philosophen von den ersten Grundursachen der Dinge). Kann man gleich die Meinung des Verf. nicht theilen, daß diese drei Schriften eine Samlung von Urkunden ausmachen, welche zur Beurtheilung der alten Philosophie mehr als hinlänglich sey; so waren es doch interessante Beiträge dazu, die zu weiterem Forschen reizten. Die letzte Schrift soll Ursache seyn, daß man den Lehrstuhl der Philosophie in dem französischen Kollegium nicht wieder besetzte. Zu seinen rhetorischen Schriften gehören: 1) Nouvel examen du préjugé de l'inversion. Par. 1767. 2) Chefs d'oeuvre d'éloquence poétique à l'usage des jeunes orateurs. Par. 1780. 12. 3) Traité de l'arrangement des mots, traduit du grec de Denys d'Halicarnasse, av. des exemples et des remarques. Par. 1788. 12. Diese Schrift erschien erst nach des Verf. Tode. Seine zur schönen Literatur gehörigen Schriften sind: 1) Parallèle de la Henriade et du Lutrin. Par. 1746. 2) Beaux-Arts réduits à un même principe. Par. 1747. (übers. von P. E. B(ertram). Gotha 1751. Von J. A. Schlegel Leipz. 1752 und verm. 1770 mit einem Band von Zusätzen. 3) Les quatre poetiques d'Aristote, d'Horace, de Vida et de Boileau av. des traductions et des remarques 2 Bde. 8. 1771. 4) Cours de Belles-Lettres 5 Bde. 12. 1746. 1755. 1764. 1774 (übers. von K. W. Ramler: Einleitung in die schönen Wissenschaften. Dritte Aufl. Lpz. 1769. 4te A. 1774.). Das französische Original ist öfters im Auszug unter dem Titel: Eléments de Litterature (2 Bde. 12.) erschienen, dieser Auszug ist aber nicht von B. selbst. Ohne Zweifel haben die beiden unter 2. und 4. angeführten Schriften *) ihrem Verf. den meisten Ruhm erworben, nachher aber freilich auch den meisten Tadel zugezogen. Es läßt sich allerdings nicht leugnen, daß der höchste Grundsatz, welchen B. für alle schönen Künste aufstellte, Nachahmung der schönen Natur, nicht haltbar sey, jedoch nicht darum, weßhalb ihn auch Göthe anklagt (zu Rameau's Neffen S. 391.), weil mit Nachahmung der Natur ein nur halbwahres Evangelium gepredigt werde (denn auf bloße Nachahmung der Natur beschränkt sich B. nicht), sondern weil das darin als ausgemacht vorausgesetzt wird, was eben erst ausgemacht werden sollte, das Schöne nämlich. Ein andrer erheblicher Mangel seines Werkes ist, daß er nirgend einen philosophischen Eintheilungsgrund hat, sondern sich lediglich auf dem historischen Standpunkte hält. Bei allen diesen Mängeln aber läßt sich doch auch nicht leugnen, daß er wenigstens einen Standpunkt darbot, von welchem aus die spätere Spekulation sich zu richtigeren Ansichten erhob, und daß er also mittelbar zur Beförderung des Vorzüglicheren mitgewirkt hat: um so mehr erfodert daher die Billigkeit, bei seiner Beurtheilung die Rücksicht auf seine Zeit nicht zu vergessen. Seine Übersetzung des Horaz (1750. 1768. 1803. 2 Bde. 12.) sollte nur das Verständniß des Originals erleichtern, und leistet daher wenig von dem, was man von der Übersetzung eines Dichterwerkes zu fodern berechtigt ist. Die von dem Grafen St. Germain ihm aufgetragene, und mit Chompré, Montchablon und Phil. de Pretot gemeinschaftlich verfertigte Bearbeitung des Cours élémentaire à l'usage de l'Ecole militaire 45 Bde. 12. ist eine Kompilation, die in weniger als einem Jahre zu Stande gebracht wurde, und auch die Spuren der Eilfertigkeit an sich trägt. Die Samlung der Mémoires concernant l'histoire, les sciences, les arts, les moeurs et les usages des Chinois 1776—1789. 15 Bände 4. wurde von B. angefangen, und von Brequigny und de Guignes fortgesetzt und vollendet **). (*Gruber.*)

*) Beide Schriften sind in der zweiten Ausgabe des Cours de B. L. zu Einem Werke vereinigt, welches in drei Hauptabtheilungen zerfällt. In der ersten wurde der Grundsatz für die schönen Künste aufgestellt, und die Anwendung davon auf Poesie, Malerei, Musik, Tanz- und Baukunst gemacht; in der zweiten geht die Anwendung mehr ins Detail, auf die epische, dramatische, lyrische und didaktische Dichtungsart, deren Wesen und Gesetze der Vf. aufzustellen bemüht ist; in der dritten macht er die Anwendung auf die Darstellungen der Prosa, wobei eine andere frühere, zu den rhetorischen gehörige, Schrift von ihm zum Grunde liegt: Traité de la construction oratoire, Par. 1763. 12.

**) S. üb. B. Discours prononcés à l'acad. franç. pour la réception de *M. Lemierre.* Le Nécrologe des hommes célèbres de France T. XVI. p. 47. 1781. Eine strenge Kritik über B. enthält l'Année litteraire 1780. N. 27.

Batthyani, s. Battyani.

Batti, Bhatti, s. Batuies.

BATTIFERRI (Laura), Dichterin geb. 1523. zu Urbino, vermählt 1550 mit dem Florentinischen Bildhauer und Architekten Ammanati, gest. 1589, wird von den berühmtesten Dichtern und Literatoren ihrer Zeit gepriesen; Bernardo Tasso nent sie (Amadis 10, 39.) onor d'Urbino. J. J. 1560 erschien von ihr il primo libro delle opere Toscane, es folgte aber kein zweites Buch. Man hat außerdem von ihr poetische Bearbeitungen der Bußpsalme, und findet viele ihrer Gedichte in den Samlungen jener Zeit. (*H.*)

Battiren, s. Tanzschritt und Battuta.

BATTISTA. Von den italischen Schriftstellern dieses Namens sind die merkwürdigeren: 1) ein Doge von Genua, vertrieben von seinem Oheim. Er schrieb in seinem Exil (1483) 9 Bücher exemplorum memorabilium (übersetzt von Cam. Gilino). — 2) Lateinischer Dichter, geb. 1436. zu Mantua, aus der Familie der Spagnuoli, zuletzt General des Karmeliterordens, gest. 1516. Die Samlung seiner Gedichte (Eklogen, eine Nachahmung der Fasti Ovids: de sacris diebus, Gedichte zu Ehren der heil. Jungfrau unter dem Titel Parthenice, Elegien, Briefe u. a.) erschien zuerst Par. 1513. 3 Bde. f. (mit weitläufigem Kommentar), dann zu Antwerpen 1576. 4 Bde. kl. 4. (ohne Kommentar). Ungeachtet er aber in Frankreich schlechthin der Mantuaner genant wurde, wie Virgil, und ihm auch nach seinem

Tode Friedrich von Gonzaga eine Bildsäule neben der des Virgil errichten ließ; so hat doch die Nachwelt geurtheilt, daß er ein nur mittelmäßiger Dichter sey. — 3) Ignaz B., aus Venedig, im 15. und 16. Jahrh. lebend, schrieb: Historia imperatorum romanorum, und de origine Turcarum. — 4) Giuseppe B., geb. zu le Grottaglie in Neapel, gest. zu Neapel 1675. Von ihm hat man: Epigrammatum centuriae III. Ven. 1653. 1659. Poesie meliche, zuerst Ven. 1653, dann öfters, Epicedj eroici Ven. 1667. Affetti caritativi, Padua in 12., Satyren gegen seine Kritiker, sind selten; Assalone, Trauerspiel, Ven. 1676. Die Übertreibung und Schwulst seiner Gedichte rechtfertigt den Ruf nicht, den er hatte. Da er aber einer der gelehrtesten Literatoren seines Jahrhunderts war, so empfehlen ihn seine prosaischen Schriften weit mehr: Le Giornate accademiche Ven. 1670. 73. Lettere, opera postuma ed ultima Ven. 1677. 1678. 12. Bologna 1678. Dabei ist auch seine Abhandlung della patria d'Ennio, worin er Ennius zu seinem Landsmann machen will. (Auch einzeln erschienen.) Seiner Poetik (Ven. 1676) gedenkt Crescimbeni mit Lobe. (*H.*)

BATTLE, ein Marktflecken in einem Thale der engl. Grafsch. Sussex mit 1 Kirche, 1 Armenschule, 400 Häus. und 2531 Einw. In der Umgebung findet man viele Pulvermühlen, die das berühmte Battelpulver liefern. Der Ort ist berühmt, weil hier Wilhelm der Eroberer am 14. Oktbr. 1066 dem Könige Harold jene große Schlacht lieferte, die über das Schicksal von England entschied. Auf demselben stiftete der Sieger eine Abtei, aus der sich in der Folge der Marktflecken erhob. (*Hassel.*)

BATTOLOGIE. Wenn Riemer dies von Battos von Kyrene, dem Stamler ableiten, und ein Stammeln, Stottern darunter verstehen will, so widerspricht ihm die Stelle bei Matthäus 6, 7, wo den Christen geboten wird, bei dem Gebet nicht, wie die Heiden, zu battalogisiren, denn diese meinten, man werde erhört durch *πολυλογία*, d. i. wenn man viele Worte mache. Da nun dies offenbar des Stamlers Sache nicht ist, so bleibt des Suidas Meinung vorzuziehen, daß die Battologie von einem Hymnendichter Battos abzuleiten sey, dessen lange Hymnen von lauter Tautologien ausgedehnt worden. Man könte daher wol Battologie als Wortrednerei, im Gegensatz von Sachrednerei, übersetzen, und es ist vielleicht blos unser Wortgeklingel. Bloßes Geplapper, oder viel Plappern, wie Luther übersetzt, ist es nicht; auch zweifle ich, ob es, wie Einige meinten, ein Gegensatz von dem Lakonismus sey, denn dieser ist Kargrednerei, Wortkargheit. Auf diese aber komt es hier nicht an, sondern darauf, daß eben nur das Rechte gesagt werde. (*H.*)

BATTOS, 1) Polymestors Sohn von Thera. Er fragte, weil er stammelte, das Orakel zu Delphi: wie er von diesem Fehler befreit werden könne? — und dies rieth ihm eine Kolonie nach Libyen abzuführen, indem es ihn als den von den Göttern bestimten Fürsten Kyrenes begrüßte. Battos verstand entweder das Orakel nicht, oder fürchtete die Fahrt durch ein unbekantes Meer, entfernte sich nicht von Thera, und blieb Stamler. Unglück traf nun die Insel, und man befragte deshalb das Orakel aufs Neue. Die Antwort lautete: es würde besser werden, wenn sie mit Battos Kyrene in Libyen erbaueten. Nun ging er mit einer Ansidelung ab, ließ sich aber vorerst nur auf der Insel Platea nieder. Ihr Zustand ward nicht gebessert. Nun schifften sie sich Alle, bis auf Einen, ein, und fragten das Orakel zu Delphi wieder. Da ertönte dem Battos die Stimme:

Wenn du besser, als ich, der ich dort war, Libyen kennest,
Du, der du nicht dort warst, so muß ich dich höchlich bewundern.

Da fuhren sie Alle zurück, nahmen den auf Platea Zurückgebliebenen mit, ließen sich in der libyschen Gegend Aziris nieder, und baueten nach 6 Jahren die fruchtbare Gegend von Irasa an. An einer dem Apollon geweiheten Quelle, Thestes genant [1]), oder Kyre [2]), wovon Kyrene benant seyn soll, ließen sie sich nieder. Herodot erzählt nicht, wie Battos von seinem Stammeln befreit ward; aber Andere wissen es. Als er in Libyen gelandet war, begegnete ihm ein grimmiger Löwe. Durch die Anstrengung, aufzuschreien, rissen die Bande seiner Zunge, und er hatte die volle Gewalt der Sprache. Dankbar erweiterte er nun die Tempel aller Götter, und weihete zu Apollons Spielen die kyrothische Straße, die nach dem Hain des Gottes führte. Er ward nach seinem Tode als Heros verehrt. Sein Grabmal lag abgesondert von denen der übrigen Könige in dem Hain, zu welchem er jene Straße geleitet hatte [3]). Unstreitig wurde der Mythus von Battos erst ausgeschmückt als die Ansidelung von Thera in Kyrene zu einer glücklichen Republik aufblühete, um so mehr, da durch sie der Apollonsdienst nach Afrika gekommen war [4]). — 2) Ein Hirte des Neleus, dem Hermes, als er die entwendeten Rinder des Apollon ihm vorübertrieb, ein Geschenk versprach, wenn er ihn nicht verrathen würde. Er gab ihm einen Eid darauf, es nicht zu thun. Da ihm aber der Gott nicht trauete, so kehrte er in anderer Gestalt zurück, und versprach ihm ein großes Geschenk, wenn er den Dieb ihm anzeigen würde. Er ließ sich blenden, und that es. Da berührte der erzürnte Gott ihn mit seinem Stabe, und verwandelte ihn in den Probierstein [5]). (*Ricklefs.*)

BATTU, auf Walkers Charte Pulo Bata, ein Eiland auf der Westküste von Sumatra unter 1° 2′ südl. Br. und 105° 58′ östl. L., etwa 8 Meilen lang und 2 Meilen breit, fast ganz mit Walde bedeckt, und außer verschiedenen Arten von Früchten wenig mehr, als Sago und Kokosnüsse hervorbringend, welche nebst Fischen auch die vornehmste Nahrung der Einw. ausmachen. Auch schwemt vieler Ambra an die Küste. Es ist von einer Kolonie besetzt, die von der Pogginsel Neas herübergekommen, mithin zu den Orang Mantuwi gehören.

---

1) *Herod.* IV, 154—59; vgl. Reiz in der Vorrede seiner Ausgabe S. x fgg. 2) Nach *Callim.* H. in Apoll. 88. 3) *Paus.* X, 15; *Schol.* in Callim. H. in Apoll. 65; *Pind. Pyth.* IV, 10 u. 104; vgl. mit *Just.* XIII, 7. und *Callim.* H. in Apoll. 65 sq. 4) Herodot (4, 154.), Battos habe früher einen andern Namen gehabt (Aristoteles), und sey von der Pythias Battos genant worden, weil dies im Libyschen einen König bedeute. Wäre dies aber der Fall gewesen, so hätten wol alle seine Nachfolger diesen Namen führen müssen. Statt dessen finden wir, daß sie abwechselnd Arkesilaos und Battos hießen. Außer dem Genanten gibt es in dieser griechisch-afrikanischen Kolonie noch vier Könige des Namens Battos. S. Kyrene. (*H.*) 5) Index Ant. Lib. 22; Metam. II, 688 sq.

Sie sind dem Radscha von Buluaro auf Sumatra zinsbar. (*Hassel.*)

BATTUECAS, ein kleiner Bezirk in der span. Prov. Estremadura, Partido de Plasencia, 8 St. von Ciudad Rodrigo, 14 St. von Salamanca, der früherhin der Gegenstand vieler fabelhaften Erzählungen war (als wäre dort der Aufenthalt böser Geister oder eines wilden Völkchens und, in den Schauspielen und Romanen der Spanier *) eine große Rolle spielte, bis der Bekämpfer ihrer Vorurtheile, der P. Feyjoo, diese Erzählungen widerlegte. Nach den Resultaten seiner Untersuchungen und einer eignen Reise dahin, sagt Bourgoing darüber Folgendes: Die B. sind zwei unbebaute Thäler, die nicht einmal eine Stunde lang und so schmal und von allen Seiten so eingeschlossen sind, daß die Sonne im Winter kaum im Stande seyn mag, Tag darin zu machen. Merkwürdig sind indessen diese Gegenden wegen ihrer sonderbar geformten Felsengruppen, wegen der Krümmungen eines durchgehenden Flüßchens, wegen der Höhungen der Gebirge und der vielen dort Zuflucht findenden Thiere. Die einzige menschliche Wohnung darin, die erwähnt zu werden verdient, ist ein Kloster von Barfüßer Karmelitern; ihre Zellen sind unter die steilen Felsen, die sie bedrohen, und die Bäume, die sie beschatten, wie vergraben; so daß die Gegend eine seltne Freistätte des Schweigens und der Einsamkeit ist. Da die fast unzugängliche Gegend nur selten besucht wird, so werden die wenigen Neugierigen, die sich dort zeigen, von den Einwohnern, die ihren Bezirk nie verlassen, für Landstreicher gehalten. (*H.*)

Battun, s. Bathumi.

BATTUS (in der Insektenkunde). Name einer von Scopoli [1]) errichteten Gattung aus der Klasse der Insekten mit bestäubten Flügeln, Lepidoptera *Linnaei*, Glossata *Fabricii*, und zwar aus der Gattung der Tagfalter Papil. *Linnaei*, welche Scopoli hier in mehre Gattungen zu theilen versucht hat. — Als Kennzeichen dieser Gattung gibt Scopoli an: „Alae maculatae, punctatae, striatae, absque ocellis, fasciis et cauda elongata," und theilt dieselbe in 6 Familien ein: a) Simpliciter maculati — Papil. eques Troj. Anchises *Linn.* [2]), Pap. Heliconius Mnemosyne *Linn.* [3]), Pap. Danaus Brassicae *Linn.* [4]). b) Simpliciter punctati — Papil. Danaus Hecabe *Linn.* [5]), Pap. pleb. rural. Argiolus *Linn.* [6]). c) Maculati et punctati — Pap. Danaus caud. Idea *Linn.* [7]). d) Maculati et striati — Pap. Helicon. Thalia *Lin.* [8]) et Erato *Linn.* [9]). e) Striati et punctati — Pap. Helicon. Horda *Linn.* [10]). f) Maculati, striati et punctati — Pap. Helicon. Calliope *Linn.* [11]). — Indessen hat diese Gattung, und das mit Recht, ihr Glück nicht gemacht, und ist von den spätern und vorzüglichern Systematikern, als Fabricius, Latreille und Ochsenheimer, nicht angenommen worden. (*Zinken* gen. *Sommer.*)

*) Auch später noch in einem Romane der Madame Genlis.

1) Introductio in hist. naturalem. Pragae 1777. pag. 433. 2) Cramer's uitlandsche Kapellen. Tab. 318, Fig. A — D. 3) J. Hübner's Saml. europäisch. Schmetterlinge. Papiliones Tab. 79, Fig. 398. 4) J. Hübner's Saml. europ. Schmetterlinge. Papiliones Tab. 80, Fig. 401 — 403 zc. 5) Cramer's uitl. Kapellen Tab. 124, Fig. B. C. 6) J. Hübner's Saml. europ. Schmetterlinge. Papiliones Tab. 57, Fig. 272—274. Papil. Acis. 7) Cramer's uitl. Kapellen Tab. 193 Fig. A. B u. Tab. 362, Fig. D. 8) Cramer's uitl. Kapellen. Tab. 246. Fig. A. 9) Cramer a. a. O. Tab. 177, Fig. F. S. Amathusia. 10) Cramer a. a. O. Tab. 298, Fig. F. G.

11) Cramer a. a. O. Tab. 246, Fig. C.

BATTUTA heißt Taktschlag, A battuta aber: nach dem Taktschlage. Nach solchen Stellen, welche ohne eigentliches oder strenges Taktmaß mehr nach Willkür des Vortragenden (a piacere, senza tempo, oder senza battuta) vorgetragen werden sollen, pflegt man da, wo die strengere Taktmäßigkeit wiederkehren soll, dies durch Beischreiben des Wortes a battuta anzudeuten. Daß übrigens bei vollstimmigen Musikaufführungen das Taktiren des Dirigenten eigentlich nie aufhören sollte, und gerade bei minder streng taktgerechten Stellen am nöthigsten ist, werden wir in den betreffenden Artikeln näher anmerken. (*Gottfr. Weber.*)

BATTUTA (Fechtkunst) bezeichnet einen kurzen Hieb, welcher von dem Fechtenden mit der ganzen Stärke seiner Klinge längs der Klinge seines Gegners in der Absicht gethan wird, um diese wegzuschlagen und eine Blöße zu einem flüchtigen Stoße zu erhalten. Im Hiebfechten heißt dieser kurze Hieb: vorhauen. Die B. wirkt nach allen Seiten hin, muß aber mehr durch das Faustgelenk, als durch starkes Anziehen des Arms mit Kraft oder Nachdruck versehen werden. Hiebei kann beim Stoße der Gegner mit gestreckter Klinge und Faust in Sekunde oder steif in Halbterz mit gesenkter Faust und gehobener Spitze oder endlich in gestreckter Quart liegen; beim Hiebe, wenn der Gegner sich mit gestreckter und steifer Klinge gelagert hat, kann er in Terz gestreckt oder in hoher Sekunde liegen. (*Roux* und *H.*)

BATTYA'NY, auch **BATTHYA'NI**, eine angesehene, nun in den Grafen- und Fürstenstand erhobene ungrische Familie, von welcher in Ungerns Geschichte sich folgende auszeichnen:

1) Benedict Battya'ni, unter Wladislaw II. Schatzmeister des Königs, wurde der Untreue beschuldigt, und in das Gefängniß gesetzt im J. 1509 [1]).

2) Franz Battyani diente unter dem Comes von Temes Stephan von Ba'thor gegen die empörten Bauern 1514, ward 1522 nebst Johann Carlowitz zum Ban von Croatien ernant, und nahm Theil an der unglücklichen Schlacht bei Moha'ts 1526 [2]).

3) Urban Battya'ni trat in die Dienste der Königin Isabelle, ward als Feind des Mönchs und Cardinals Utyssenich oder Martinuzzi vergiftet, und seine Gebeine wurden noch nach seinem Tode aus dem Grabe herausgeworfen und in Mist eingehüllt [3]).

4) Ludwig Graf Battya'ni ward unter Maria Theresia zur Palatinalwürde erhoben im J. 1751, und

1) Benedict Battya'ni hieß eigentlich Alapi, und erhielt den Namen Battya'ni nur durch Adoption. 2) Mehr über ihn s. in Franz Budai's historischem Lexicon über Ungern bis Ende des 16. Jahrh. (in ungrischer Sprache), I. Band S. 290 — 293. 3) Vgl. Franz Budai l. c. S. 293 — 205. (*Rumy.*)

5) sein Sohn, Joseph, zum Primas und Cardinal ernant. (*Joh. Genersich.*)

Noch andere sind folgende:

Balthasar Battya'ni, war im J. 1484 Commandant der Festung Güns oder Kőszegh, um das J. 1499 Commandant der bosnischen Festungen. In demselben Jahre sandte ihn König Wladislaw II. samt dem Großwardeiner Bischof zu dem König von Polen, um den im vorigen Jahre mit ihm geschlossenen Frieden zu bestätigen. Bei der Königin Beatrix, Witwe des Königs Matthias I., stand er in großen Gnaden. (*Rumy.*)

Balthasar Battya'ni, Sohn des königl. Ober-Mundschenks Christoph Battya'ni (unter Ferdinand I. seit 1554 und unter Maximilian). Er kämpfte im Heere Maximilians gegen die Türken bei Raab im J. 1566, und beerdigte das Haupt des bei Szigeth gefallenen Helden Nicolaus Zrinyi zu Csa'ktornya. Im J. 1572 wohnte er der Krönung Rudolphs zu Preßburg bei. Als im J. 1579 nicht weit von Kanisa an der Mur eine Festung angelegt wurde, vertheidigte er die Gegend gegen die Türken. Im J. 1580 zeichnete er sich im Türkenkriege gegen Skanderbeg, Bascha von Poschega, vortheilhaft aus. Auf dem Preßburger Reichstage 1582 wurde er der Stellvertreter des Palatins zur Regulirung der Kriegsangelegenheiten. Obgleich mit geschwächter Gesundheit und an Fußschmerzen leidend, führte er dennoch im J. 1587 500 Husaren und 200 Infanteristen dem Commandant von Kanisa, Georg Zrinyi, zur Hilfe gegen den Bascha von Szigeth, der mit 8000 Türken in der Gegend von Kanisa plünderte; die Hälfte der Türken fiel unter dem Schwerte der magyarischen Helden, und der Bascha floh zu Fuß und blosfuß, indem er Pferd und Pantoffeln verloren hatte. In demselben Jahre wurde er im November auf dem Preßburger Reichstage, samt Stephan Illyésha'zy, Franz Eszterha'zy und Andreas Jaksit, zur Besichtigung der polnischen und siebenbürgischen Gränzen ausgeschickt. Noch viel erwartete von ihm sein Vaterland, als er im J. 1590 starb. Seine Gemahlin, Dorothea, war eine Tochter des bei Szigeth rühmlich mit allen seinen Soldaten gefallenen ungrischen Leonidas, Nicolaus Zrinyi *). (*Rumy.*)

Battya'ni Wolfgang (Farkas), Bruder der oben genanten Franz und Urban Battya'ny. Als sein Bruder Urban von Ladislaus Mo'ré gefangen war, und dieser das von Mo'ré gefoderte Lösegeld nicht aufbringen konte, ließ er seinen Bruder Wolfgang als Bürgen bei Mo'ré. Mo'ré hielt Wolfgang in Ketten in dem Gefängniß der Burg Na'na. Als im J. 1543 die Türken die Burg Na'na eroberten, gab ihm der Bascha Kaszon, der mit seinem Bruder Urban in Ofen Freundschaft geschlossen hatte, nicht nur die Freiheit, sondern auch ein Schwert, ein Pferd und Reisegelder. (Solche Züge türkischer Großmuth kommen in der ungrischen Geschichte nicht selten vor.) Im J. 1552 war er unter dem Commando von Stephan Lossonczi Hauptmann in der Festung Temesva'r. Als diese sich an die Türken ergab, behielt ihn der wilde, grausame Bascha Achmet, gegen den Vertrag als Gefangenen, und als ihn der Bascha von Silistria, Mustafa, ein Renegat, befreien wollte, verstümmelte ihn Achmet, bis er an seinen Wunden starb †). (*Rumy.*)

BATTYANY, Fürst Karl, aus einem edeln ungerischen Geschlecht, 1697 geboren, ein Sohn des 1703 verstorbenen Grafen Adam von Batthyani, Bannus von Croatien. Er diente zuerst im Türkenkriege und ging 1719 mit der östreichischen Gesandtschaft nach Konstantinopel. Als Feldmarschall-Lieutenant und Inhaber eines Dragonerregiments wohnte er den letzten Feldzügen des Prinzen Eugen am Rhein und dem letzten Türkenkriege unter Kaiser Karl VI. bei. Dieser ernante ihn 1740 zum wirklichen geheimen Rathe, Maria Theresia aber zum Bannus in Croatien. Im östreichischen Erbfolgekriege war er es, der durch den Sieg bei Pfaffenhofen über die Franzosen und Baiern unter Segür (15. April 1745) und die Eroberung Baierns, den Frieden zu Füssen (22. April 1745) bewirkte. In der Folge commandirte er am Rhein und in den Niederlanden, wenn auch nicht immer mit Glück, doch von Freunden und Feinden geachtet. Nach dem Aachner Frieden wurde er Oberhofmeister des nachherigen Kaisers Joseph II., legte aber diese Würde im J. 1763 nieder, weil er die Folgen des Alters und ausgestandener Kriegesmühen fühlte. Dennoch und trotz seiner podagrischen Beschwerden schritt er im J. 1767 zur dritten Ehe. Er starb zu Wien 1772 und vermachte von seinem großen, 5 Millionen betragenden Vermögen, seinem Regimente 50,000 Gulden. Seine Neffen erbten das Übrige. Thätigkeit und Edelmuth bezeichneten seinen Charakter; das östreichische Haus verdankte ihm viel. Am 3. Januar 1764 war er in den Fürstenstand erhoben worden. (*Rese.*)

BATTYA'NY od. **BATTHYA'NI** (Ignatz), Graf, Bischof von Erlau, dann (seit 1780) Bischof von Siebenbürgen und k. k. wirklicher geheimer Rath, gestorben am 17. Novbr. 1798, im 58sten Lebensjahre. Er war geboren zu Német-Ujvár in der Eisenburger Gespanschaft, einem Marktflecken der gräfl. Batthyánischen Familie, am 30. Juni 1741. Sein Vater war Graf Emrich Batthyáni, Präses der obersten Gerichtstafel des Königreichs Ungern. Nachdem er zuerst bei den Piaristen in Pest studirt hatte, wurde er zur Erlernung der Beredsamkeit nach Tyrnau in das adelige Erziehungshaus geschickt. Hier ließ er sich später in die Zahl der Priester der Graner Erzdiöcese einschreiben. Wegen seines Fleißes wurde er, während er noch Theologie studirte, zum Abt des heil. Ritters Georg von Ját ernant. Zur Fortsetzung seiner theologischen Studien und zur weitern Ausbildung überhaupt, wurde er nach Rom in das Collegium Apollinare geschickt, in welchem ihm die Aufsicht über die Bibliothek anvertraut wurde. Nach Beendigung seiner Studien wurde er Dr. der Theologie und zum Priester geweiht. Schon damals stand er im Briefwechsel mit dem berühmten ungrischen Gelehrten Adam Kollár in Wien, und Daniel Cornides (einem Protestanten) in Pest. Da sich nach seiner Zurückkunft von Rom keine für ihn passende Stelle in dem Graner Erzbisthum fand, besuchte er in Erlau den dasigen Bischof Grafen Carl Eszterházy von Galantha, um sich nach dessen An-

*) Mehr über ihn s. in Franz Budai's histor. Lexicon S. 296—301.

†) s. Franz Budai l. c. S. 295, 296.

leitung für eine höhere geistliche Würde vorzubereiten. Noch während dieses Besuchs nahm er die Stelle eines eben verstorbenen Erlauer Domherrn an. Später wurde er Propst. — Schon in Erlau bewies er sich als Mäcen und trat zugleich selbst als Schriftsteller auf. Er beförderte durch Geldunterstützung die Ausgabe des kirchenhistorischen Werks von Johann Molnár, und gab selbst im J. 1779 eine Schrift heraus, in welcher er gegen den berühmten Gelehrten Gottfried Schwarz (aus Igle, damals in Rinteln) die Echtheit der Urkunde Stephans I. vom J. 1001, für die Abtei des heil. Martin de Monte Pannonio zu vertheidigen suchte, (was ihm freilich nicht gelang)[1]. Am 28. August 1780 wurde er zum Bischof von Siebenbürgen, k. k. wirklichen geheimen Rath und zum kön. Rath bei dem siebenbürgischen Gubernium und zum Präses der Commission in kirchlichen und Studien-Angelegenheiten in Siebenbürgen ernant. Im zweiten Jahre seines Bisthums gab er für die geistlichen Seminaristen im Druck heraus: Norma Vitae clericalis, Albae Carolinae 1781, und im J. 1784 für dieselben eine Schrift, in welcher die Amtspflichten der Geistlichen, namentlich in Betref der Krankenbesuche erörtert werden. Graf Battyáni bemerkte und sammelte, auch durch Unterstützung von andern Gelehrten, von der Zeit an, als er in den Priesterstand getreten war, Notizen über Alterthümer, besonders in Betref der ungrischen Nation und Kirche. Aus den Materialien dieser Samlung arbeitete er drei Werke aus[2]. Sein Hauptverdienst um die Wissenschaften besteht in der Gründung einer Sternwarte zu Karlsburg, die seinen Namen auch bei den späten Nachkommen unsterblich machen wird[3]. Nachdem der Bischof sein herliches patriotisches Werk vollendet hatte, starb er noch in demselben Jahre am 17. Novbr. 1798 um 7 Uhr Abends im 58. Lebensjahre, nachdem er 18 Jahre Bischof gewesen war. Er war von sanfter Gemüthsart, und führte als eifriger Katholik ein strenges Leben[4]. (*Rumy.*)

BATTYAN (Joseph Graf von), ein um Kirche und Stat hochverdienter ungrischer Prälat, selbst einem Kaiser Joseph theuer, Sohn Graf Ludwig von Battyan, nachmaligen Palatins von Ungern (1751 — 1765). Er wurde zu Wien am 30. Januar 1727 geboren. Im J. 1751 erhielt er zu Preßburg die Priesterweihe, ward anfangs, sogleich im nächsten Jahre Domherr zu Gran, sodann infulirter Propst, erst des

1) Agamantis Palladii (diesen Namen erhielt er von der gel. Gesellschaft in Rom) Academiae Philalethorum Socii, Responsa ad dubia Anonymi (Benczur) adversus Privilegium S. Stephani, Abbatiae S. Martini de Monte Pannoniae, Anno MI. concessum, proposita. 1779. 8. 2) 1. Leges ecclesiasticae Hungariae et provinciarum eidem adnexarum. Der erste Theil wurde zu Karlsburg im J. 1785 gedruckt, der zweite später in seiner eigenen Buchdruckerei zu Klausenburg, der dritte existirt nur in der Handschrift. 2. Acta et Scripta S. Gerardi, Episcopi Csanádiensis, hactenus inedita, cum serie Episcoporum Csanádiensium. Albae Carolinae 1790. 3. Dissertationes de rebus gestis inter Ferdinandum et Joannem Sigismundum Zápolya Regem, Isabellam Reginam, ac Cardinalem Georgium Martinusium, Episcopum Magno-Varadiensem, eiusque caede in Alvincz. Dieses wichtige Werk übergab Batthyáni der siebenbürgischen historischen Gesellschaft zur Untersuchung. Es wurde leider nicht gedruckt, weil die Censur aus politischen Rücksichten den Druck nicht erlaubte. 3) Sie kam auf folgende Weise zu Stande: (s. Siebenbürg. Quartalschrift. 7r Jahrg. 1801. Erdélyi Muzéum. 2s Hft. Pest 1815. S. 5. ff.) Der Bischof gedachte im J. 1781 eine gelehrte Gesellschaft zu errichten und bestimte zu diesem Ende eine ansehnliche Summe. Der damalige Oberdirecter der kön. Normalschulen zu Hermannstadt, Joseph von Mártonfi, später kath. Bischof von Siebenbürgen, (gest. am 15. März 1815) rieth ihm, die bestimte Summe lieber auf ein, für die Bedürfnisse der Provinz wichtigeres Institut, nämlich auf eine Sternwarte zu verwenden, wodurch der Bischof das zu Stande bringen könnte, wozu Janosy, Hell und Hartmann in Siebenbürgen den Anfang machten. Diese drei Professoren der Mathematik an dem königl. Lyceum zu Klausenburg, fingen nämlich an, das Studium der Astronomie zu befördern. Hell legte ein kleines Museum und Observatorium in einigen Zimmern an, wurde aber im J. 1756 als Astronom nach Wien berufen, und nach seinem Abgang geschah nichts, bis im J. 1770 Hartmann in seine Fußstapfen trat, und durch Beistand des jezigen Bischofs Mártonfi, der damals in Wien Astronomie hörte, einen guten beweglichen Quadranten, eine astronomische Uhr und verschiedene Telescope erhielt. Bischof Batthyáni genehmigte Joseph v. Mártonfi's guten Rath, und da dieser einige Jahre darauf königl. Rath bei dem siebenb. Gubernium wurde, schickte er dessen Bruder, den Abt Anton v. Mártonfi nach Wien, um daselbst auf bischöfliche Kosten die Astronomie zu studiren, und nach seiner Rückkunft ließ er nach dessen Anleitung die Sternwarte bauen. Der Ort, wo dieses Gebäude in der Karlsburger Festung steht, ist vom Wasserspiegel der unten fließenden Maros bis zur Sternwarte gerechnet, 108 Wiener Schuh hoch; eben so hoch ist die Sternwarte selbst, die ganze Höhe beträgt daher 216 Schuh. In dem untern Theil des Gebäudes legte der Bischof eine Bibliothek an, in der Mitte des Gebäudes (im ersten Stock) ist der Bibliotheks-Saal mit einer herlichen Aussicht, und darüber die Sternwarte selbst, die von außen folgende Aufschrift mit vergoldeten Buchstaben trägt: URANIAE POSUIT COM. IGNATIUS BATTHYÁNI EPISCOPUS TRANSILVANIAE. 1794. Eine detaillirte Beschreibung der Sternwarte findet man in der Schrift: Initia astronomica Speculae Batthyánianae Albensis in Transilvania. Cuius I. originem et adjuncta, II. adparatum astronomicum, III. rectificationem instrumentorum proposuit Anton. Mártonfi, presb. Secul. Phil. Doct., Speculae eiusdem Director et Astronomus. Cum XI Tabulis aeneis. Albae Carolinae, typis Episc. 1798. (Mit dem Grundriß der Sternwarte.) An einer Beschreibung der Bibliothek mit Notizen über die darin befindlichen merkwürdigen Bücher und Handschriften arbeitet der gegenwärtige Bibliothekar Anton v. Cseresnyés. Auch findet sich bei diesem Institut ein Museum von Naturalien und Alterthümern, namentlich von Erzstufen und andern Mineralien und Versteinerungen und alten Münzen, nebst physikalischen Instrumenten. Die Direction des Instituts ist stets dem Astronom anvertraut, die Oberleitung aber ist dem siebenb. Domkapitel und Bischof, und die Protection desselben den siebenb. katholischen Ständen und dem siebenb. Gubernium von dem Gründer empfohlen worden. Der Gründer hat für die Erhaltung und Vermehrung des Instituts ein Capital von 38200 Gulden vermacht, von dessen jährlichen Interessen der Director des Instituts, der Bibliotheks-Custos, der Adjunkt des Astronoms, wenn für ihn ein Gehilfe erfoderlich ist, und die nöthigen Bedienten besoldet, und neue Instrumente und Bücher angeschafft, und nothwendige Reparaturen des Gebäudes und neue Bauten bestritten werden. Die Schenkungs-Urkunde des Bischofs wurde am 31. Juli 1798 zu Bonczhida, in Gegenwart des Gouverneurs, Grafen Georg Bánffy, mehrer Gubernial-Räthe und der Domherrn unterzeichnet. 4) Sein getroffenes Bildniß (gestochen von Nagy) steht vor dem 2ten Hefte von Döbrentey's Erdélyi Muzéum. (Pesth 1815.) Seine Biographie in dem 2ten Hefte des Erdélyi Muzéum von Döbrentey. S. 1 — 9, in den vaterländischen Blättern für den österreichischen Kaiserstaat, 1815 Septbr. Nr. 7677. (von Rumy) und in dem ungrischen Plutarch von Kölesy und Melczer. 4 Bd. (Pesth 1816.) S. 150 — 159. (nach Döbrentey).

damaligen Collegiatstifts zu Steinamanger, dann zu Preßburg, im J. 1759 Bischof von Siebenbürgen, im J. 1760 Erzbischof von Colocsa, im J. 1776 Fürst Primas von Ungern und Erzbischof von Gran, endlich im J. 1778 Cardinalpriester. In den schwierigsten Lagen seines Vaterlandes — bei dem Besuche, welchen Papst Pius VI. in Wien abstattete (1782) — bei dem Regirungsantritte Leopold II. (1790) — bei der ersten Drohung einer französischen Invasion (1797) — war er der thätigste Vermittler, Aussöhner und Förderer. Er starb zu Preßburg am 23. Oktbr. 1799 im 73. Jahre seines thatenvollen Lebens. (*Gamauf.*)

Batu Chan, s. Dschengis-Chaniden u. Mongolen.

BATUA (Batuwe, Betuwe), Gau Frieslands und dann Niederlothringens, zwischen der Waal und dem Leck, also südlich von Ripuarien, östlich von Boruktuarien, nördlich von den friesischen Gauen Felua, Flethite, Interlacus begränzt. Thiele, Dorstadt lagen darin. Also Theile der niederländischen Provinzen Südholland und Geldern. S. die Karte von Friesland. (*Delius.*)

BATURIN (51° 45′ der Br.), ein ansehnlicher Flecken in der russischen Statthalterschaft Nowgorod-Sewerskoi im Reschenschen Kr., in einer angenehmen Gegend am Flusse Seim, der in die Deßna fällt, 12 teutsche Meilen von Neschin, 33 von Kiew und 91 von Moskwa. Vor Errichtung der Nowgorodschen Statthalterschaft war er eine Stadt, welche Stephan Batori erbaute und sie nach seinem Namen Baturin nante. 1654 kam sie unter russische Botmäßigkeit, als Bogdan Chmelnizky mit den Kosaken sich Rußland unterwarf. Wegen der reizenden Lage war sie lange der Wohnsitz des Hettmanns der Kosaken, namentlich des Samoilowitsch und Mazeppa. Die Verrätherei des letzten in dem Kriege zwischen Peter I. und Karl XII. war die Ursache, daß sie von den Russen zerstört ward. Dem Kosaken-Hettmann, Grafen Gregorewitsch Rasumowsky, wurde erlaubt, den Ort neu aufzubauen, und das ganze Baturinsche Gebiet ward ihm von der Kaiserin Elisabeth zum ewigen Besitze geschenkt. Der Hof des Grafen ist sehr weitläufig, gleichwol aber hat der Ort nie wieder seine vorige Lebhaftigkeit erreichen können und ist jetzt mehr im Ab- als Zunehmen begriffen. (*J. Ch. Petri.*)

Batuwe, s. Batua.

BATUS, Heerführer der Pannonier in dem Kriege gegen die Römer unter Kaiser August. Er kämpfte mit abwechselndem Glücke und hielt unter andern den Berg Almus oder Alma (heut zu Tage von den Serbiern in Sirmien Fruschka Gora genant) neben der damaligen berühmten Stadt Sirmium (die da lag, wo heut zu Tage Mitrowitz oder Dimitrowitz ist*) besetzt. August besiegte endlich durch seinen Feldherrn Nerva ihn und die Pannonier, unterwarf sich Pannonien und stellte Agrippa als Präfect an, im J. 6 nach Ch. G.**) (*Rumy.*)

*) Im dritten Theil der allgem. Encyclopädie S. 185. wird in dem Artikel Almus, Alma aus Versehn gesagt, daß das alte Sirmium in der Nähe des heutigen Mitrowitz und des Klosters Opovo lag. **) *Dio Cassius* lib. 55. et 56. *Velleius Paterculus* lib. II. *Strabo* lib. 7.

Batz, Insel, s. Bas.

BATZ, 1) (Joh. Friedr.) Doctor der Philosophie und Theologie, geb. zu Bamberg am 21. Novbr. 1770, zeichnete sich während des akademischen Kursus vor allen Mitschülern so vortheilhaft aus, daß er schon im 24sten Jahre seines Alters zum Lehrer der Kirchengeschichte, im 26sten zum Subregens des Ernestinischen Priesterhauses, und zum Vorsteher der Marianischen Bürgersodalität, im 30sten zum Director des Universitätshauses und Gymnasiums der philosophischen und theologischen Schulen, aller lateinischen Trivialschulen des ganzen Fürstenthums, zum Mitgliede der Schulencommission und des akademischen Senats, zum Professor der theologischen Moral und zum wirkl. geistl. Rathe ernant wurde. Durch die neue Schulen-Organisation unter der K. Baierschen Regirung im J. 1804 glaubte er zurückgesetzt zu seyn; er bat daher 1805 um die erledigte Pfarrei Baunach, wo er aus Gram am 14. August 1807 sein Leben endigte. In jedem Berufszweige bewies er sich höchst eifrig, durch zweckmäßige Verbesserungen dauerhaftes Gute zu begründen. Allein sein edles Streben wurde von vielen seiner Standesgenossen bekämpft, besonders nach der Erscheinung seines großen und kleinen Lehrbuchs der christlichen Religion, wovon jedoch ersteres bereits 14 und letztes 13 rechtmäßige Auflagen in Bamberg, ungeachtet des nach seinem Tode erschienenen Diözesan-Katechismus, erhielt. Auch wurde dasselbe im Paderbornischen, zu Köln und anderwärts nachgedruckt, und war schon 1801, von einem Protestanten für Protestanten eingerichtet, zu Dortmund erschienen†).

2) (Joh. Joseph) des vorigen Bruder, geb. zu Bamberg am 22. Juny 1775, wurde nach den besten Proben vorzüglicher Kentnisse in der Philosophie und Theologie zum Professor der ersteren und zum Vorsteher des Marianischen Studentenhauses schon im 22sten Jahre seines Alters ernant. Allein durch zu große Anstrengung wurde sein fein gebauter Körper allmälig so geschwächt, daß er das beschwerliche Lehramt der Philosophie mit dem gemächlicheren der Theologie im J. 1806 vertauschte. Bald erprobte sich sein tiefer Forschungsgeist auch in dieser durch neue Ansichten in der Bearbeitung verschiedener Zweige, welchen er durch seine 1809 begonnene theologische Zeitschrift Publizität gab. Seine Schrift: Harmonie der neuesten K. baierischen Ehescheidungsgesetze mit Schrift und Tradition, zog ihm sehr viele Verfolgungen zu. Er übernahm 1811 die Pfarrei Bühl, im Landgerichte Lauf, wo er schon den 12. März 1813 an der Auszehrung starb††). (*Jäck.*)

BATZEN, franz. Batz, ital. Bazzo, kaufmännisch abgekürzt: Bz., eine nun beinah überall abgekommene Scheidemünze von Silber, ward zuerst (etwa seit 1450) zu Bern in der Schweiz geschlagen und dort mit dem Bären des Stadtwapens bezeichnet, von welchem sie den Namen führt, indem Bäz die altteutsche Benennung des

†) Sein Leben mit dem Schriftenverzeichnisse findet sich in Siebold's artist. liter. Blättern von 1808 Nr. 11. S. 61., in Jäck's Pantheon der Literaten Bambergs I. Nr. 7. S. 45. und in Brenner's theol. Zeitschrift. ††) Mehres findet sich in Brenner's theol. Zeitschr. Bd. X. 508 — 524. und in Jäck's Pantheon I. 7, 54.

Bären ist. Da die Berner 1476 aus der burgundischen Beute größere Massen von Silber erlangten, als sie je gehabt hatten, münzten sie große Summen Silbergroschen von gutem Gehalte, und so machte der Batzen bald sein Glück, daß er überall im Schweizerlande gern angenommen ward und anderes Geld verdrängte. Die übrigen Kantons wurden dadurch bewogen, ihren Groschen eben denselben Gehalt zu geben, und wiewol jeder Kanton sein eignes Wapen darauf sezte, nante man sie doch Batzen und gab ihnen die Aufschrift: 1 Batzen, ½ Batzen, ¼ Batzen, damit sie für solche genommen würden. So ward der Name eines städtischen Gepräges zum Nennwerth einer Landesmünze. So wie mit der Bereicherung der Luxus unter den Schweizern zunahm und die Begierde nach teutschen Kunstwaren rege ward, wurden auch die Batzen in Teutschland gangbar und fanden so großen Beifall, daß man in allen Reichslanden Batzen ausmünzte. So wurden seit 1500 Baden, Wirtemberg, Baiern, Franken, Hessen, die Rheinlande, Lothringen, ja endlich Böhmen, Brandenburg und Bremen mit Batzen überschwemmt. Man münzte sie zu vier Kreuzern aus, und die Bequemlichkeit der Rechnung mit vierfachen Kreuzern, die man bis dahin nicht hatte, war wol ein Hauptgrund der schnellen und allgemeinen Verbreitung. In mehren Reichslanden ward seitdem alles nach Batzen berechnet, und diese Rechnung hat sich noch hin und wieder erhalten an Orten, wo man schon lange keine Batzen mehr hatte. Auf diese beliebte Rechnung spekulirten schon sehr früh mehre Stände in Teutschland und der Schweiz, um die Münze widerrechtlich zu verringern. Dieser Misbrauch verursachte, daß man in beiden Reichen seit 1520 die Batzen mancher Münzherrn verschlug, auch durch Reichsverbote dem Ausmünzen der Batzen Einhalt thun wollte. Doch wurden die Verbote im Besserungsfalle öfter zurückgenommen, weil die Leute nun einmal Batzen haben wollten. Unter diesen Umständen ward manches Unrecht zur Observanz und die Batzen erhielten gar verschiedenen Werth, demnach der Handelstand sie durch Beinamen unterschied.

In der Schweiz hatte man gute, schlechte und kurze Batzen. Gute Batzen waren die von Basel, St. Gallen und Schafhausen, und von diesen rechnete man 25 auf den Reichsthaler, 18 auf den Gulden. Zu den schlechten Batzen gehörten die von Lucern, Freyburg, Solothurn und späterhin die von Bern selbst. Von diesen gingen 27 auf den Reichsthaler. Die kurzen Batzen wurden in Zürich ausgeprägt, so daß ihrer 16 einen Züricher Gulden ausmachten.

In Teutschland unterschied man schwere und leichte Batzen. Die schweren Batzen der fränkischen Lande galten 4 schwere oder 5 leichte Kreuzer und man rechnete deren 18 auf den Reichsthaler, 12 auf den Reichsgulden. Dagegen galten die leichten Batzen der Rheingegenden nur 4 leichte Kreuzer oder 13 Pfennige, so daß ihrer 15 mit 16 guten Groschen, 45 mit 2 Reichsthalern verglichen wurden. Von beiden Sorten hatte man vielfache, als Zweibätzner, Dreibätzner, Vierbätzner, Fünfbätzner, Sechsbätzner, Neunbätzner, Zehnbätzner, Zwölfbätzner, Funfzehnbätzner, Achtzehnbätzner und Zwanzigbätzner, welche danach zu berechnen sind.

Mehre Arten von Batzen wurden vom Gepräge benant, als die Rappenbatzen, eigentlich Rabenbatzen, von Freyburg im Breisgau, die mit einem Rabenkopf bezeichnet waren, die Schlüsselbatzen vom Bisthum Bremen, und die Froschbatzen, welche Wigul, aus dem Geschlechte der Fröschel, als Bischof von Passau 1500 — 1517 mit seinem Familienwapen ausprägen ließ.

Wenn Krieg und Handel fremde Geldsorten im Reiche verbreiteten, die mit den teutschen Batzen verglichen werden konten, so nante man auch diese abusive Batzen, und daher findet man häufig ausländische Batzen von Staten angeführt, die nie eigentlich dergleichen hatten, z. B. polnische Batzen (eigentlich polnisch-litthauische Düttchen) schwedische Batzen (eigentlich Silberörs, welche durch die schwedischen Truppen während des dreißigjährigen Krieges in Umlauf gesezt wurden) und welsche Batzen (eigentlich halbe Paoli aus den päpstlichen Staten). Zu den welschen gehören auch die sogenanten Rollenbatzen, italische silberne Grossi der Stadt Pisa, deren Rückseite einen zweirädrigen Wagen, (damals vom Volk: Rolle genant) im Gepräge führte. Vgl. Bergs Münzbuch Fig. 80. Man rechnete anfänglich 15 Stück auf den teutschen Reichsgulden, weil sie aber zu gering wurden, sezte man sie 1520 ab.

Der allgemeine Gebrauch der Batzen veranlaßte, daß man sprichwörtlich Batzen für Geld überhaupt sagte; z. B. er hat tüchtige Batzen, d. h. er ist reich. Wenn man in Baiern noch jezt sagt: er rechnet den Gulden zu 16 Batzen, so will man damit sagen: er verkauft zu theuer und übervortheilt die Leute. (*Schmieder.*)

BAU, BAUEN. Im Allgemeinen. Das Wort Bauen wird hauptsächlich in dreifacher Bedeutung gebraucht: 1) planmäßige Arbeiten unternehmen, um irgend etwas Nutzbares, was vorher nicht vorhanden war, aus der Tiefe zu gewinnen. Dies ist namentlich der Fall beim Ackerbau, Bergbau u. a. Die nächste Folge davon ist wol das Aufführen in der sinnlichsten Bedeutung, d. i. von unten nach der Höhe empor bringen. Daher Bauen 2) Aufführen in jeder technischen Bedeutung, wo es jedoch wol nie anders gebraucht werden dürfte als von Gegenständen, die wirklich von einem Grund, einer Tiefe aus, durch allmäliges Hinzufügen von Materialien, gemäß den dabei zu beobachtenden Regeln, in die Höhe geführt, und also errichtet werden. In dieser Bedeutung gibt es einen Damm-, Deich-, Wasserbau u. a. Ein planmäßiges Zusammensetzen von Theilen zu einem Ganzen muß hiebei allerdings Statt finden; allein wenn das Bauen auf diese Weise erklärt wird, so muß man nicht übersehen, daß dieses erst zufolge des Vorhergehenden geschehen konte. 3) Wird Bauen in derselben, nur enger gefaßten, Bedeutung von Errichtung von Wohnungen gebraucht (aedificare), und in noch engerer von Theilen der Wohnungen. — Für die Richtigkeit dieser Erklärung und Ableitung dürften wol auch die moralischen Bedeutungen sprechen. Wenn ich auf einen baue, so betrachte ich ihn als den Grund, worauf ich meine Plane errichte. Wo aber das teutsche Wort Bauen gleichbedeutend gebraucht wird mit dem

lateinischen colere (bilden), da fällt es auch mit der primitiven Bedeutung von Bauen zusammen, wie in agricultura, Ackerbau, eigentlich: Ackerbildung. Die Bildung ist eine nothwendige Folge von der planmäßigen Bearbeitung, wodurch das rohe Material fähig wird, aus seiner Tiefe das Nutzbare gewinnen zu lassen. Der Begrif der Bildung geht aber auch nachher den andern Bedeutungen des Bauens parallel, wie der Ausdruck Erbauung zeigt; aus der Tiefe des Gemüths soll der innere Mensch errichtet werden. Dies fällt mit dem Vorigen insofern wieder zusammen, als dies nicht geschehen kann ohne Veredlung des Roben in ihm. Hat aber der Mensch dadurch Bildung gewonnen, so kann man auch von ihm sagen, daß er aus der Tiefe zu der Höhe empor geführt sey. Die höchste Stufe, die er hiebei erreichen kann, ist die, daß er zugleich die reine Menschenform erlange, in welcher alle Theile seines Gemüths zusammenstimmen zu dem Ganzen des Menschseyns. Wie man dies noch weiter verfolgen könne, leuchtet ein, und man sieht, wie Luther sich des Ausdrucks bedienen konte: baue einer den andern.

Substantiva von Bauen sind das Bauen und der Bau. Eigentlich zeigt jenes nur die Handlung des Bauens, dieses das Product desselben an, allein der Sprachgebrauch ist sich hierin nicht immer treu geblieben, indem man sonst blos das Ackerbauen sagen, und nicht Bau und Gebäude (Bauwerk) wie Ursache und Bewirktes von einander unterscheiden, Bau als construction, bâtisse, Gebäude als bâtiment, édifice nehmen konte. (*Gruber.*)

Nach diesen vorläufigen Erklärungen lassen wir nun die hieher gehörigen Real-Artikel folgen:

Bau und Bauen in bergmännischer Hinsicht: jede Veranstaltung oder Anlage, die mittelbar oder unmittelbar dahin abzweckt, nutzbare Fossilien zu gewinnen und zu Gute zu machen. I. Unmittelbar: 1) unterirdische oder Grubenbaue, sie lassen sich eintheilen, in: a) Räume, wo nutzbare Fossilien gewonnen werden, (Abbaue); b) Baue, die man anlegt, um solche Punkte aufzusuchen, an denen Abbau vorgenommen werden kann, (Versuchbaue); c) Vorrichtungen, die man nöthig hat, um andern Bauen beizukommen oder sie in den erfoderlichen Stand zu setzen, (Hilfsbaue); 2) Tagebaue, die mancherlei Anlagen, nutzbare Fossilien zu Gute zu machen, (sämtliche Aufbereitungs- und Hüttengebäude). II. Mittelbar: sämtliche Anlagen zu Herstellung der Bedürfnisse des Bergwerksbetriebes (z. B. Bergschmieden) und zum Betrieb der Bergwerksmaschinen, (z. B. Kunstgräben, Wasserleitungen, Teiche). (*Lehmann.*)

Baue, alte, Gruben-Baue, welche in frühern Jahren von den Vorfahren ausgehauen, schon längst verlassen gewesen und gewöhnlich entweder mit Bergen ausgesetzt, oder wenn dies nicht geschehen war, durch hineingebrochene Wände und zusammengehäuften Grubenschmand versetzt worden sind. Komt man mit einem gangbaren Baue an solch einen alten Bau, so sagt man, man habe in alte Baue oder in alten Mann*) erschlagen; letztes jedoch nur, wenn dieselben mit Bergen versetzt gewesen. (*Lehmann.*)

Bau des Feuers, im Hüttenwesen, s. Feuerbau.

Bauen, 1) diejenigen Anlagen und Vorrichtungen treffen, die nöthig sind, um die nutzbaren Fossilien einer Lagerstätte zu gewinnen (so baut der Bergmann auf einem Gange, auf einem Lager rc.).

2) als Unternehmer, den Abbau einer Grube und die dazu dienlichen Vorrichtungen mit den erfoderlichen Fonds unterstützen (so baut ein Gewerke oder ein Eigenlöhner auf einer Zeche in einem Revier). (*Freiesleben.*)

Bauhaft halten; im weitern Sinne: eine Grube gangbar erhalten; im engern Sinne: bei einer Grube oder einem einzelnen Lehne, auch bei verhindertem schwunghaften Betriebe, wenigstens solche Vorkehrungen treffen, um das Zubruchegehen (Einstürzen) der Gruben- und Tagebaue, oder auch den bergrechtlichen Verlust der Grube oder des Lehns, durch die Fristaufkündigung und das Freifahren, zu verhindern. (*Lehmann.*)

Bauwürdig: ein Gebirg oder eine Lagerstätte ist bauwürdig, wenn nicht nur alle Anzeigen vorhanden sind, daß daselbst ein nutzbarer Bergbau in Umtrieb zu setzen ist, sondern wenn auch eine günstige Erfahrung diese Hoffnung bereits bestätigt hat. Ist letztes noch nicht der Fall, so ist das Gebirge oder die Lagerstätte blos untersuchungswürdig. Die Bauwürdigkeit eines Gebirges läßt sich einigermaßen schon aus seiner äußern Form beurtheilen. Ganz niedrige, ganz schmale, sehr steile und stückliche Gebirge machen wenig Hoffnung. Der Rücken eines Berges verspricht weniger, als die Abhänge. Am vielversprechendsten sind weit verbreitete, sanft ansteigende und abgeplattete Gebirge. S. Lagerstätte. Bei einer einzelen Lagerstätte schließt man auf Bauwürdigkeit, wenn die Fossilien, aus denen sie besteht, in der Verbindung, in welcher sie in einem vorliegenden Falle vorkommen, bereits auf mehren ähnlichen Lagerstätten austrägliche Erze geführt haben. Bei Beurtheilung der Bauwürdigkeit einer Lagerstätte komt es unter andern 1) auf den Werth der auszubringenden Producte an; 2) bei den Erzen auf ihren Gehalt; wie bauwürdig kann ein Gang von Bleiglanz mit 8 Loth Silber und 60 Pfd. Bleigehalt seyn, während einer von ¼ Loth Silber und 30 Pfd. Blei unter gleichen Umständen die Kosten nicht hergibt; 3) auf die Güte der Metalle, man denke nur an den Kobalt; 4) auf die enthaltene Menge in einem gewissen Volum, wobei die Concentration oder Zerstreutheit der vorkommenden Erze gar sehr zu beachten ist; 5) auf die Größe der Lagerstätte: ob sie mächtig, in Teufe und Länge weit fortsetzend ist, hauptsächlich wegen der nöthig werdenden Hilfsbaue; 6) auf die physischen Hindernisse, z. B. rücksichtlich der Festigkeit und Haltbarkeit (bei dem Ausbau) des Gesteins, der Wassernöthigkeit u. s. f.; 7) auf die Nähe der Gelegenheit

*) Der Ausdruck alter Mann komt in der Sprache der Bergleute noch in folgenden Bedeutungen vor: 1) man sagt: der alte Mann oder der Alte sey da gewesen, wenn die Erze auf einem Erzpunkte von den Vorfahren schon herausgehauen worden. 2) Im alten Mann bauen, heißt: alte Halden umstürzen, um die darin befindlichen, etwa noch aufbereitungswürdigen Gang- und Erzstufchen herauszusuchen.

zur Aufbereitung und zu Gütemachung in den Hütten; 8) auf die Höhe der Preise der Bedürfnisse zum Bergbau (z. B. Pulver, Stahl, Eisen, Holz rc.) und die Löhne; 9) auf den Werth und die Geschicklichkeit der Arbeiter und der Administratoren in den verschiedenen Gegenden; 10) auf die Gelegenheit zum Absatze; was helfen Rußland seine Massen von Blei in Sibirien? 11) auf bereits vorhandene Etablissements in einer Gegend, welche ungemein viel zur Bebauung einer sonst vielleicht die Kosten nicht tragenden Lagerstätte beitragen; 12) auf die Zeitverhältnisse; der Abbau einer Lagerstätte z. B. von Zinn kan vielleicht liegen bleiben müssen, wenn der Centner nur 30 Thaler kostet, während sie Ausbeute gibt bei einem Preise von 40 Thaler; 13) auf die Unterstützung oder den Druck des Bergbaues durch die Regirung. (*Fischer.*)

Bau in der Jagd-Kunstsprache: 1) die unterirdische Wohnung des Dachses, Fuchses und wilden Kaninchens. Die Dachse und die Kaninchen führen in der Regel ihre Baue selbst aus, d. h. sie richten sich selbige so zu, wie ihre Lebensweise es erfodert und die örtlichen Bodenverhältnisse es gestatten; der Fuchs hingegen überhebt sich, wenn es seyn kann, gern dieser beschwerlichen Arbeit, indem er entweder alte unbekrochene Dachs- und Kaninchen-Baue ausbessert, oder die zeitherigen Bewohner durch anhaltende Beunruhigung und übelriechende Verunreinigung daraus vertreibt, der fernern Einrichtung zu seiner Bequemlichkeit dann aber sich unterzieht.

Übrigens gibt es für eine, wie für die andere der genanten Haarwildsarten a) Hauptbaue, bei denen viele Röhren an Berghängen, theils in sanft diagonaler, theils in horizontaler Richtung, längs der Wand, auf der Ebene und in daselbst tiefgründigem Lehmboden, von vorn herein in fast senkrechter, weiter hinten in fast horizontaler Richtung, auch oft untereinander, 30 bis 40 Schuh, ja weiter noch fort, und im tiefsten Hintergrunde in einem Kessel, wenn aber der Hauptbau von mehren Individuen oder Familien einer und derselben Art, auch — obwol selten — vom Dachs und Fuchs zugleich bewohnt wird, in mehren Kesseln zusammenlaufen. Bei Fuchsbauen dieser Art will man vor jedem Kessel auch noch eine erweiterte Kammer bemerkt haben, auf welche eine Luftröhre vertikal sich herabsenken und die Schlafstätte und das Wochenbette der Füchsin ausmachen soll. Der Vf. hat diese Kammer nie wahrnehmen können, hält auch dafür, daß die Kessel zum gedachten Bedarf, wie zur eigentlichen Wohnung, hinreichen. Bei dergleichen Hauptbauen werden jedoch nie alle Röhren zugleich ausgeführt und befahren. Nächstdem gibt es b) ordinaire Baue, in welchen zwei oder drei Röhren von verschiedenen Seiten einander zu und in einem Kessel zusammenlaufen, auch selten bedeutend tief sich senken. Endlich findet man c) auch Nothbaue, besonders beim Fuchs. Sie bestehen nur aus einer einzigen, flach unter dem Boden hinlaufenden, im Hintergrunde etwas erweiterten, Röhre. Man belegt diesen Nothbau sonst auch mit der Benennung Fluchtröhre. Der Fuchs führt eine dergleichen Fluchtröhre in Vorhölzern, Weinbergen und mit Getreide bestandenen Feldern gewöhnlich dann, und zwar in unbegreiflich kurzer Zeit, aus, wenn er Junge hat, die er im ordinairen oder Hauptbaue, wo sie gewölft (geboren) wurden, gefährdet glaubt. In diese Fluchtröhren führt er die Jungen dann aus der vorherigen Wohnung zur Nachtzeit oft Stunden weit.

Die Benennung: Bau erhält 2) die Wohnung des in Teutschland an der Donau, am Rhein, an der Weser, Oder und Mulda, überall jetzt selten, einsam, höchstens Paarweise wohnenden Bibers und der Flußotter. Der Biber- und Otterbau hat keine Röhren, sondern das ganz kunstlose Wesen besteht in einer etliche Schuh weiten Aushöhlung unter einem steilen, überhängenden, buchtigen Ufer, oder unter einem an solchem Ufer mit den Wurzeln hängen gebliebenen Baumstamme. Noch vor ungefähr 40 Jahren sollen, nach Meyers Magazin der Thiergeschichte rc. (Göttingen 1794) I. 2. S. 76., und nach Aussage alter Fischer, die Biber an der Elbe — auch an der Lippe — noch gesellschaftlich gelebt, und Dämme und Burgen gebaut haben. Mehr hierüber unter dem Artikel: Burg. (*a. d. Winckell.*)

Bau, Bauen, als Aufführung von Wohnungen. Da hiebei vielfache Rücksichten zu nehmen sind, so lassen wir die Artikel in folgender Ordnung auf einander folgen: a) Baukunst in lediglich technischer Hinsicht. Hiezu gehören die Artikel: Baumeister, Bauanschlag, Bauhandwerke, Baugeräthe, Baumaterialien, Bauholz, Bauholzverbindung, Bausteine; b) Baukunst in ästhetischer Hinsicht. Hiezu gehören: architektonische Formlehre, Bauart, Bauglieder, ästhetische Baukunst; c) Geschichte der Baukunst; d) Baukunst in politischer Hinsicht: Bauanstalten; e) in juridischer und polizeilicher: und f) in ökonomischer Hinsicht: Bauherr.

BAUKUNST, Architektonik, Architektur a) in technischer Hinsicht, umfaßt diejenigen Kentnisse und Fertigkeiten, welche die Anordnung und Ausführung dauerhafter, und zu den verschiedenen Zwecken bequemer Werke des menschlichen Bauens begründen. Diesemnach zerfällt also der Lehrbegriff der Baukunst in drei Hauptsätze, in die Lehre von der Dauerhaftigkeit, von der Zweckmäßigkeit, sogen. Bequemlichkeit, und von der Form der Gebäude (Formlehre). Die Baukunst ist zugleich eine Wissenschaft und eine Kunst, oder vielmehr eine Anwendung vieler wissenschaftlicher Erkentnisse und künstlerischer Fertigkeiten, die man Hilfswissenschaften und Hilfskentnisse nent, und welche derjenige, der die Baukunst ausüben oder lehren soll, durch Studium und Übung sich erworben und in seiner Gewalt haben muß.

Das Bedürfniß zu wohnen fodert Gebäude. Ackerbau und Viehzucht, Handwerke und Künste, Handlung, Volksbildung und Sicherheit, können ohne Gebäude weder blühen noch bestehen. Durch sie wird darum die Baukunst die wichtigste Kunst des States, und die größte Sorge der höchsten Verwaltung, welche den Meister in drei große Wirkungskreise hinstellt, in deren jedem er sein praktisches Streben durch eine Sphäre begränzt sieht, die er nur mit dem Aufwand aller seiner Kräfte gehö-

rig ausfüllen kann. Die Natur dieser praktischen Tendenzen und das eigene Studium, das eine jede derselben erfodert, gibt den ersten und wichtigsten Grund zur Eintheilung der Baukunst in die bürgerliche, die Kriegsbaukunst und in die Schiffsbaukunst. I. Die bürgerliche Baukunst hat alle Gebäude zum Gegenstande, welche das Heil, den Wohlstand und die Ehre der Völker im Geiste des Friedens zum Zwecke haben, und wird wegen ihres großen Umfanges und wegen der verschiedenen Arten dieser Bauwerke noch in folgende Unterabtheilungen zerlegt: 1) die Stadtbaukunst oder Prachtbaukunst, welche die Anlage und den Bau der Städte, und der den Städten besonders eigenthümlichen oder mit ihnen in Verbindung stehenden Bauwerke umfaßt, z. B. der Paläste und der bürgerlichen Wohnhäuser, der Gewerbshäuser, Fabriken und Manufakturen u. s. w., der Hauptkirchen, Schlösser, Rathhäuser, der Gebäude für die Regirungen und öffentliche Lehranstalten, der Schauspielhäuser, öffentlichen Plätze, Denkmäler, Brunnen, Thore und überhaupt aller Arten von Bauwerken, welche im Geiste der Städte die höchste Kunstbildung des Volkes auszusprechen haben; 2) die Landbaukunst, auch ökonomische und landwirthschaftliche Baukunst genant, welche sich mit allen jenen Gebäuden beschäftigt, die zur Beförderung des Ackerbaues, der Viehzucht, und überhaupt zum Gedeihen der Landwirthschaft nöthig sind, also mit Anlage der Dörfer, Höfe und Landhäuser, mit Stallungen, Scheunen, Getreideböden, Brauereien, Brennereien, Backöfen, Wohnungen der Landleute, Landkirchen, Gemeindehäusern, Pfarrhäusern, Schulhäusern, überhaupt mit allen, welche unter strengen ökonomischen Bedingungen einfach und prachtlos zu vollenden sind. Sie hängt mit der Stadtbaukunst nahe zusammen und steht dem Geiste nach mit ihr im Verhältnisse wie Land und Stadt. Theils hat sie sich aus erster durch die von zunehmender Bevölkerung herrührenden strengen Rücksichten auf ökonomische Bedingungen, theils jene sich aus ihr durch die wachsende Kultur der menschlichen Kräfte gebildet; 3) die Gartenbaukunst, welche die Anlage und den Bau aller Arten von Gärten und Gartenhäusern lehrt, und dem Geiste nach zwischen beiden ersten die Mitte hält, indem sie jene der Idee der anderen, diese der Idee der ersten zu nähern strebt; 4) die Maschinenbaukunst, welche in dem Baue aller Arten für die bürgerlichen Gewerbe nöthiger Maschinen unterrichtet, wovon besonders die Mühlenbaukunst, die die Einrichtung und den Bau aller Arten von Mühlen zeigt, der vorzüglichste und größte Zweig ist; 5) Die Bergbaukunst, welche den Bau der Gruben in dem Innern der Erde, der Maschinen, die Producte an den Tag zu fördern, und der damit in Verbindung stehenden nöthigen Gebäude, behandelt; 6) die Straßenbaukunst, welche zur Anlage und Ausführung der Land- und Heerstraßen, und aller Arten Wege Anleitung ertheilt; 7) die Brückenbaukunst, welche den Bau aller Arten von Brücken, besonders über Flüsse und Ströme und über bedeutende Bäche in sich begreift; 8) die Wasserbaukunst, welche sich vorzüglich mit jenen Bauwerken beschäftigt, die zur Beförderung der Schiffahrt und zum Schutze des Landes gegen die gewaltigen Einwirkungen des Wassers zu veranstalten und auszuführen sind. Zu ihr rechnet man den Hafenbau, den Strombau, den Bau der Kanäle und Gräben. II. Die Kriegsbaukunst, hat jene Werke zum Gegenstande, durch welche die Sicherheit des States gegen seine Feinde bezweckt wird. Ihr gehören der Festungsbau in seinem weitesten Sinne, der Bau aller zum Kriegswesen bestimten Häuser, so wie der Bau oder die Verfertigung jener Maschinen und Werkzeuge an, welche zur Vertheidigung und zum Angriffe bestimmt sind. III. Die Schiffsbaukunst umfaßt den Bau aller Arten Schiffe, sie mögen Kriegs- oder Kauffarthei-, große oder kleine Schiffe, Bote, Fähren oder Kähne seyn. Einige pflegen auch die Baukunst in die schöne oder höhere Baukunst, und in das gemeine mechanische Bauwesen oder den Häuserbau zu unterscheiden. In jener lehren sie, alle Arten Gebäude, besonders rücksichtlich ihrer dem Zweck entsprechenden Form und Einrichtung anzulegen, und mit den damit übereinstimmenden Verzierungen zu versehen, in diesem zeigen sie, wie man die nöthigen Baue besonders rücksichtlich des Bedürfnisses mit aller möglichen Ersparung von Kosten hinlänglich dauerhaft ausführen könne. (*Leger.*)

Die Baukunst erfodert zu ihrer Ausübung einen

Baumeister, Baukünstler. Wie alle Kunst darin besteht, einem vorgedachten Plane zufolge durch die zweckmäßigen Mittel gewisse Werke hervorzubringen, so besteht die Baukunst darin, daß auf die angegebene Weise Bauwerke durch sie hervorgebracht werden. Derjenige, der sie hervorbringt, hat demnach ein doppeltes Geschäft, Anordnung und Ausführung. Unter diesen beiden Rubriken können wir alles befassen, was der Baumeister zu leisten hat.

Anordnung. Die allgemeine Aufgabe ist, auf einem bestimten Raume ein Gebäude zu einem bestimten Zwecke zu errichten. Der Baumeister hat daher zuerst alles zur Erreichung des vorgesetzten Zweckes Nöthige festzusetzen, sodann aber die Verhältnisse, in welchen, dem angegebenen Raume gemäß, jeder einzelne Theil zu dem Ganzen stehen müsse, und die Verbindung dieser Theile unter einander zur Erreichung des Zweckes des Ganzen zu bestimmen. Zu diesem Behufe bedarf es verschiedener Risse, namentlich eines Hauptrisses oder Entwurfs, eines Grundrisses, eines Auf- oder Standrisses, eines Balkenrisses, und des Durchschnitts oder Profils (s. d. Art. Riss), bei denen sämtlich die größte mathematische Genauigkeit erfoderlich ist. Bei dem Hauptrisse werden sogleich die Maße jedes Theiles bemerkt, damit man übersehen könne, ob der gegebene Raum hinreichend zweckmäßig benutzt sey.

Bevor es nun zur Ausführung selbst kommen kann, hat der Baumeister den Bauanschlag zu entwerfen, die Baumaterialien zu prüfen, und die nöthigen Bauhandwerker mit den Baugeräthen zu besorgen. Zur

Ausführung eines Gebäudes gehört 1) die Grundlage, 2) das Mauerwerk, zu dessen Aufführung Baugerüste erfoderlich sind, 3) das Dachwerk, und 4) der Ausbau, der, nach der Lage der Theile des Gebäudes, ein äußerer oder innerer ist. Im Allge-

meinen gehören dazu a) die Aufführung der Schornsteine von den Dachbalken an bis zu der für sie bestimten Höhe, b) die Aufführung aller Arten von Treppen, c) die Verfertigung aller Arten von Fußböden, d) der Bau der Öfen, e) das Bewerfen der Mauern, Wände und Dekken, f) die innere Bekleidung aller Art, g) Anbringung und Befestigung der Fenster und Läden, der Thore und Thüren, h) aller zum Bau gehörigen Schlosserarbeit, und i) der Anstrich aller Theile des Gebäudes zur Erhaltung der Stoffe und zur Zierde.

Wenn bei der Anordnung das Absehen gerichtet seyn muß auf die Zweckmäßigkeit und Bequemlichkeit des Gebäudes, so ist bei der Ausführung vornehmlich auf dessen Festigkeit und Dauer zu sehen. Diese ist zum Theil abhängig von den gebrauchten Materialien, zum Theil aber auch von dem Aufbau selbst, welcher die sorgfältigste Beobachtung der Gesetze der Physik erfodert.

Die Bequemlichkeit geht auf den Gebrauch des Gebäudes. Diesem soll dessen Lage, Gestalt, Größe und Eintheilung möglichst angemessen seyn. Wer ein Wohnhaus bauet, der will gesund und gemächlich darin wohnen, es muß also eine gesunde Lage und einen ungehinderten Zufluß von Luft und Licht haben; dies sind allgemeine Foderungen für eine jede Wohnung. Nächstdem soll es für den besondern Zweck des Besitzers, für sein häusliches Leben und sein Gewerbe eingerichtet seyn, und hiedurch werden Größe, Gestalt und Eintheilung des Gebäudes bestimt werden. Ein wohleingerichtetes Wohnhaus muß zu vielerlei Gebrauche tauglich seyn, der Baumeister aber muß doch vornehmlich auf Einen Hauptzweck sein Augenmerk richten, und hienach die Eintheilung bestimmen. Hier findet nun aber eine unendliche Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit wie der Zwecke, so der Ausführung statt, und deshalb läßt sich hierüber nichts im Allgemeinen bestimmen.

Die Dauer und Sicherheit des Gebäudes ruht auf seiner Festigkeit, zu welcher erfoderlich ist, daß der Bau wohl gegründet und aus tüchtigen Materialien wohl konstruirt sey, damit er der Witterung, zufälligen Erschütterungen und seiner eignen Last so lange als möglich Widerstand leiste. Der Baumeister hat also zur Erreichung dieses Zweckes zu sehen auf eine feste Grundlage des Baues, auf die Wahl guter Materialien, die verhältnißmäßige Vertheilung derselben, und auf das Verhältniß zwischen Kraft und Last, so daß jene hinreichend stärker sey als diese.

Alles, was auf die Festigkeit eines Baues Bezug hat, die eigentliche Konstruktion desselben, läßt sich auf Regeln bringen, und gehört zu dem wissenschaftlichen und mechanischen Theile der Baukunst, welcher alles unter sich begreift, was durch den Zweck des Gebrauchs bestimt wird. Bei der Eintheilung thun zwar Studium und Übung vieles, aber wie überall, wo etwas zu erfinden ist, nicht alles, und nicht jeder ist daher fähig ein guter Baumeister zu werden. Wer kein Talent hat, sich geschickt und leicht in alle Fälle zu finden, wem sein Verstand nicht schnell und leicht Mittel darbietet, um die Schwierigkeiten der mancherlei Aufgaben, die dem Baumeister vorkommen können, geschickt und glücklich zu lösen, der wird nie in diesem wichtigen Theile der Baukunst etwas Vorzügliches leisten. Da die Fälle so unendlich verschieden sind, und jeder Fall seine besondern Maßregeln erfodert, die immer auf den Zweck der Bequemlichkeit abzielen sollen; so muß der Baumeister ein kluger Mann seyn, was man nur durch viele Erfahrung und ein natürlich gesundes Urtheil werden kann.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich von selbst, was zu der wissenschaftlichen Ausbildung eines Baumeisters wesentlich erfoderlich sey. Er muß sich 1) gründliche Kentniß der reinen und angewandten Mathematik und Physik erwerben, welche die Grundlage der ganzen Theorie seiner Kunst sind; 2) damit Fertigkeit im Zeichnen verbinden, um gute Baurisse zu verfertigen; 3) so viel chemische, naturhistorische und technologische Kentnisse erlangen, um die Materialien richtig beurtheilen, gut auswählen und zweckmäßig anwenden zu können; 4) die Geschichte seiner Kunst sorgfältig studiren, und zwar auch in besonderer Beziehung auf die Mechanik, die Construction der Massen und die Verhältnisse der Theile unter einander und zu dem Ganzen, wie sie in den verschiedenen Bauarten sich finden; 5) muß er sich hinlängliche Erfahrung erwerben, theils um einen Anschlag gehörig entwerfen, theils um das jedesmal Zweckmäßige leicht ausfinden und durch Vergegenwärtigung anderer Fälle seine Eintheilung sicherer treffen zu können. — Die Naturanlage vorausgesetzt, kann aber doch, auch nach allen diesen erworbenen wissenschaftlichen, historischen und Erfahrungs-Kentnissen, eigne Übung allein zu immer größerer Vollkommenheit führen, und daher ist es rathsam, den, der sich zum Baumeister bestimt hat, zeitig im Selbsterfinden zu üben, weil dies am meisten zum Vergleichen anreizt, und dadurch die Beurtheilung immer schärfer und reifer wird.

Den Baumeister kann man übrigens, wenn man scharf sondern will, von dem Baukünstler wol noch unterscheiden. Beide stehen sich jedoch nicht gegenüber wie Handwerker und Künstler, bloße Empiriker und wissenschaftlich Gebildete, sondern hauptsächlich in Beziehung auf das Ästhetische dieser Kunst. Der Name des Baumeisters würde dem zukommen, welcher seine Kunst rein technisch ausübt, und keine andere als die bereits angegebenen Anfoderungen zu befriedigen sich vorsetzt, der Name des Baukünstlers hingegen dem, welcher seine Kunst zugleich ästhetisch ausübt, und neben jenen Anfoderungen auch die des Schönheitsgefühles zu befriedigen beabsichtet. Der Baumeister würde also nur darum nicht Baukünstler heißen, weil man gewohnt ist, bei dem Ausdrucke Kunst an die schöne Kunst insbesondere zu denken.

Wie nun dem sey, so leitet es uns auf eine dritte Anfoderung, die man an Werke der Baukunst macht. Von dieser wollen wir aber erst späterhin handeln, und vorher mittheilen, was zur Vervollständigung dieses Artikels hier noch mitgetheilt werden muß. (*Gruber.*)

Bauanschlag, **Bauüberschlag**, ist die Nachweisung aller Kosten, die zur Ausführung eines vorzunehmenden Bauwerkes nöthig sind. Diese Nachweisung muß richtig und deutlich seyn. Die Richtigkeit des Bauanschlages besteht, A. in der vollständigen Angabe aller Materialien, die zur Aus-

führung des Baues erfodert werden, und zwar 1) ihrer Art, 2) ihrer Menge, 3) ihrer Preise. B. in der vollständigen Angabe aller Kräfte, die theils zur Bewegung der Massen, theils zur Verfertigung der Theile, theils zur Zusammensetzung des Ganzen erfodert werden, nämlich: 1) des Arbeitslohns, 2) des Fuhrlohns, 3) der Maschinen. Zur vollständigen Angabe der Art der Materialien gelangt man a) durch genaue Kentniß des ganzen vorzunehmenden Bauwerkes, seines Zweckes, aller seiner Theile und ihres nothwendigen Gebrauches, b) durch genaue Kentniß der diesem Zweck entsprechenden Eigenschaften der Körper, welche das Mineralreich, das Pflanzenreich, und der menschliche Kunstfleiß uns darbieten. Die vollständige Angabe der Menge derselben, wird a) durch Ausmessung aller in dem Gebäude vorkommenden Baumassen möglich, welche durch richtige geometrische Zeichnung des Ganzen und seiner Theile, und Anzeige aller ihrer Abmessungen unterstützt wird. Hiebei muß man b) auf die Maße und auf die Gestalt, in welchen die Materialien erhalten werden, auf die Art und Weise, in welcher sie im Gebäude anzubringen sind, auf den Abgang bei der Verarbeitung und Zurichtung vorzügliche Achtsamkeit haben, und die für sie ausgemachten Erfahrungssätze würdigen. Die vollständige Angabe der Preise geht aus der genauen Erforschung des Werthes und der im Lande üblichen Preise der Baustoffe hervor, zu welchem Ende man sich Preisregister zu halten pflegt. Die vollständige Angabe des Arbeitslohns aller beim Baue nöthigen Handwerker und Künstler kann man a) durch Kentniß des Handwerkes und der Kunst der anzustellenden Leute, b) durch Kentniß der Zeit, in welcher sie diesen oder jenen Gegenstand machen können, und c) durch die Erfahrung mit ihnen abgeschlossener Verträge (Accorde) erhalten. Hiebei hat man also vorzüglich zu berücksichtigen, ob die Arbeiten nach dem Längenmaße, oder nach dem Flächenmaße, oder nach dem Kubitinhalt angeschlagen, oder ob sie im Taglohne gemacht, oder ob sie verdingt werden. Die vollständige Angabe des Fuhrlohns, den die herbeizuschaffenden Baustoffe oder Bautheile erfodern, wird a) durch genaue Kentniß der Menge oder des Gewichts der nöthigen Materialien, b) durch Kentniß der Entfernung der Gegenden oder Örter, woher dieselben bezogen werden müssen, und c) durch Bekantschaft mit dem Zustande des Fuhrwesens im Lande bewirkt. Die vollständige Angabe der Maschinen, welche entweder die Größe der Massen oder vorkommende Umstände nöthig machen, kann nur durch Vorherkentniß eben dieser Massen, ihrer Gewichte, der Höhe, zu welcher sie erhoben werden sollen, und durch Erforschung des Baugrundes, und der Gegend selbst, wo gebaut wird, möglich werden, so wie die Angabe der Kosten dieser Maschinen nur durch Kentniß ihres Baues selbst erreicht werden kann. Die Deutlichkeit des Bauanschlages besteht A. in der Ordnung, in welcher die eben beschriebenen Angaben aufgeführt werden, B. in der sichern, gemeinverständlichen Sprache und lesbaren Handschrift. Die Ordnung macht Hauptabtheilungen nach den Arten der Handwerker nöthig, deren Unterabtheilungen nach der Art ihrer Arbeiten, nach der Art der von ihnen zu bearbeitenden Stoffe, und nach dem Lohne unter verschiedenen Ansichten geordnet werden; sie fodert ferner Nebenabtheilungen, welche die Angaben der Maße, Preise und ihre Summen auswerfen, und durch Überschriften und Recapitulationen eine leichte Übersicht des ganzen Bauanschlages gewähren. Ein durch Studium geordneter und durch die Erfahrung berichtigter Kopf, Kentniß von Bauanschlägen und Nachahmung der bessern, sind die Quellen, diese gute Ordnung und die beste Form der Bauanschläge auszumitteln. Zu diesem Ende führen wir die Werke, welche Muster zu Bauanschlägen enthalten, und mit diesen zugleich jene, welche die Lehre vom Bauanschlage weitläufig abhandeln, nach der Zeitfolge geordnet hier an: Unger's Beiträge zur Mathesis Forensis. Göttingen, 1743. 4. im ersten Stück. S. 136 f., im zweiten St. S. 252 f. f. Penther's Bauanschlag oder richtige Anweisung, wie alle Baumaterialien, deren Kosten ꝛc. ausfindig zu machen sind. Dritte Aufl. Augsb. 1765. Fol. Angermann's allgem. practische Civilbaukunst. Halle, 1766. 8., enthält die kürzeste Art, Bauanschläge zu verfertigen. Polack's Mathesis Forensis, Leipz. 1770. 4. S. 340 f. Krünitz ökonom. Encyclopädie im 3ten Thl. Berl. 1774. S. 604 f. Keferstein's Anfangsgründe der bürgerl. Baukunst. Zweite Aufl. Leipz. 1776. 8. S. 251 f. Holschen's Grundsätze zur Anfertigung richtiger Bauanschläge in der Chur- und Neumark und in Pommern, Berlin, 1777. 3 Theile. 8. Huth's allgem. und gründl. Unterricht zu Bauanschlägen. Halberst. 1777. 2 Theile. Fol. Huth's Handb. für Bauherren und Bauleute zur Verfertigung und Beurtheilung von Bauanschlägen ꝛc. Halberst. 1787. 8., ein vollständiger Auszug des vorigen Werkes, und jetzt neu herausgegeb. von Costenoble. Reinbold's architectura forensis im ersten Theile. Münster und Osnabrück, 1784. 8. §. 146 f. f. Stieglitz Encyclopädie d. Baukunst, 1ster Thl. Leipz. 1792. S. 108 f. f. Riedel's, die ersten Grundsätze der Verschlagung in möglichster Kürze auseinandergesetzt, Berlin, 1809. Das neueste und treflichste Werk, welches diesen Gegenstand weitläuftig und gründlich behandelt, ist: Triest's Grundsätze zur Anfertigung richtiger Anschläge, welche die Landbaukunst in sich begreift, 1. und 2ter Bd. Berlin, 1809, 3ter Bd. Berlin und Leipzig, 1815. 8., mit vielen Kupfertafeln. Hat der Bauherr Ursache, in die Redlichkeit des Baumeisters oder Übernehmers, der ihm den Bauanschlag vorlegte, ein Mistrauen zu setzen; so erfolgt der Gegenanschlag, den der Bauherr von einem unparteiischen Baumeister machen läßt, um dadurch zu sehen, ob der Anschlag nicht übersetzt sey. Übrigens ist in dieser Rücksicht der Bauanschlag ein Gegenstand der Statspolizei, welche auf die Richtigkeit der Bauanschläge ein scharfes Auge zu richten hat, damit der Bauherr, er mag der Stat selbst oder der Einzelne seyn, gegen allen Schaden gesichert, und der Betrug der Baumeister und Bauübernehmer verhindert werde. Schon bei den Griechen, welche in Dingen, die die Kunst und das gemeine Wohl betrafen, wol das richtigste Gefühl hatten, war auch dieser Gegenstand nicht vernachlässigt: denn bei den Ephesern, er-

zählt Vitruv (Lib. X. in praefat.), war ein Gesetz, nach welchem der Baumeister, der ein öffentliches Werk übernahm, die zur Ausführung desselben erfoderliche Bausumme genau angeben, und bei Überreichung des Bauanschlags dem Magistrate sein Vermögen bis zur Vollendung des Werkes verpfänden mußte. Stimten die aufgewandten Kosten mit der Anschlagssumme überein, so wurde er vom State öffentlich ausgezeichnet und geehrt. Überstiegen die Kosten den Anschlag um den vierten Theil, so übernahm ihn der Stat, und der Baumeister war vor Strafe gesichert; wenn aber noch mehr als der vierte Theil zur Vollendung des Baues erfodert wurde, so wurde das zur Ausführung noch fehlende Geld aus dem Vermögen des Baumeisters genommen. Wo nun durch solche oder ähnliche Gesetze für das gemeine Wohl nicht gesorgt ist, da müssen mit dem Übernehmer besonders geschlossene Verträge die Verordnungen zum Theil ersetzen. Meinert schlägt in seiner landwirthschaftl. Bauwissenschaft die Art eines solchen Vertrages vor, den wir seiner Gemeinnützigkeit wegen als eine beiläufige Norm zum Schlusse dieses Artikels hier anführen: Hat nämlich der Übernehmer den Bauanschlag vorgelegt, so bewillige ihm der Bauherr bei der Übernahme 10 bis 20 oder noch mehr pct. von der Bausumme. Baut er länger und kostbarer, so erhalte er nichts weiter als die bedungenen Procente. Erspart er aber, indem er doch Alles dem Bauplane gemäß ausführt, so bewillige ihm der Bauherr von dem ersten Hundert Rthlr., um welches er die Anschlagssumme vermindert, 8 pct., von dem zweiten Hundert Rthl. 16 pct., von dem dritten 24 pct. u. s. f., so wird dadurch, ohne der Vortheile, die dem Bauherrn zufließen, zu gedenken, sowol die Thätigkeit des Übernehmers erhöht, als auch seine Moralität gesichert, indem ihm der Bauherr dasjenige als ehrlichen Verdienst gestattet, um welches er ihn doch entweder durch Nachlässigkeit oder durch Betrug gebracht hätte. *(Leger.)*

Bauhandwerke, **Bauhandwerker**, sind alle jene Gewerbe, mittelst welcher das, was zur Festigkeit, Form und Einrichtung der Gebäude wesentlich gehört, durch der Hände Werk vollzogen, gebildet, verfertigt, wirklich ausgeführt wird. Sie werden in Haupthandwerke d. i. große Bauhandwerke, in kleine Bauhandwerke, und in Nebenhandwerke eingetheilt. Die großen Bauhandwerke, jene, welche die Hauptmassen der Gebäude bearbeiten, bilden, zusammensetzen, sind: der Maurer, Steinmetz und Zimmermann, und bei der ästhetischen Baukunst auch der Bildhauer. Die kleinen Bauhandwerke, welche zur Festigkeit, Verzierung und Bequemlichkeit große Theile von Bauwerken ausführen, sind: der Brunnenmacher, Dammsetzer oder Pflasterer; Grundgräber, Lehmer, Schieferdecker, Blei- und Kupferdecker, Schreiner oder Tischler; Schindeln-, Spließ- und Spohndecker; Staffirmaler; Stroh- und Rohrdecker; Stuckaturarbeiter, Gypser und Marmorirer, Tüncher. Die Nebenhandwerke, die nur Baumaterial, roh oder schon bearbeitet, zur Zusammensetzung und Verbindung von Theilen der Gebäude liefern, oder nur kleine, weniger wichtige Einrichtungen an den Theilen der Gebäude anbringen; sind: der Bleifabrikant; Drathflechter; Dreher; Eisengießer; Glaser; Gelbgießer; Glockengießer; Grobschmied, Gypsbrenner; Holzschneider; Kalkbrenner; Klempner; Kupferschmied; Nagelschmied; Schlosser; Seiler; Steinbrecher: Steinschleifer; Tafelschneider; Tapetenfabrikant; Tapezirer; Töpfer; Ziegelbrenner. In den diesen Gewerken besonders gewidmeten Artikeln, werden ihr Einfluß in das Bauwesen, so wie die hiezu erfoderlichen Kentnisse angegeben, und eine kurze Beschreibung des ihnen zur Ausführung nöthigen Handwerkszeuges nebst dem Gebrauche desselben beigefügt werden. *(Leger.)*

Baugeräthe, **Baugeschirr**, **Bauzeug**, begreift alles zur Bereitung und Herbeischaffung von Baustoffen, zur Fortbringung und Erhebung von Lasten, zur gewaltigen Trennung von Massen nöthige Zeug, was kein eigentliches Handwerkszeug der verschiedenen Bauhandwerker ist. Darum wird es auch als eine Sache des Bauherrn angesehen, der es anzuschaffen und zu unterhalten hat. Allein in Städten, wo die Bauherren keine Landwirthschaft treiben, bei welcher sie dergleichen Geräthe ohnedies zu mannigfaltigem Gebrauche verwenden können, pflegt man die Anschaffung desselben dem Maurer und Zimmermann zu überlassen, mit welchen man sich hierüber zu vergleichen hat. Meistens sind diese schon mit so vielem dergleichen Geräthe versehen, als zu den gewöhnlich vorkommenden Gebäuden nöthig ist, und leihen sie gegen bestimte Procente, oder gegen eine durch Vertrag ausgemachte Summe ihrem Bauherrn her. Diese Geräthe selbst aber sind folgende: A. Maurergeräthe: 1) die Löschbank, Kalkeinlöschkasten, in welchem der Kalk gelöscht wird; 2) Kalkkasten, bei deren Ermangelung gewöhnliche Zuber, in welchem der zubereitete Mörtel während der Arbeit aufbewahrt, und nöthigenfalls mit Wasser verdünnt wird. Auf zwei Maurer wird ein solcher Kasten gerechnet; 3) Kumptkarren, Bretkarren oder Schubkarren, deren drei bis vier bei einem gewöhnlichen, mehre bei einem größern Baue nöthig sind: 4) Wasserfässer, worin das Wasser zur Verdünnung des Mörtels auf das Gerüste geschaft wird. Auf zwei Kalkkasten soll man wenigstens ein Wasserfaß rechnen; 5) Mulden, Mollen, oder Kalkkübel, in welchen der bereitete Mörtel zu den Kalkkasten getragen wird. Die Anzahl der bei einer Bauunternehmung nöthigen Kalkkübel richtet sich nach der erfoderlichen Anzahl der Träger: da ein jeder einen Kalkkübel erhalten muß; 6) Kalkhaken, zum Umrühren beim Löschen des Kalkes, und Durcheinandertreiben bei Bereitung des Mörtels. Für jede Löschbank muß man zwei Kalkhaken rechnen; 7) Brechstangen von Eisen, unten verstählt, deren immer mehre zur Hand seyn müssen; 8) Blechspaten, Spaten, ein bekantes Geräthe von Eisen mit hölzernem Stiele und Griffe zum Ausgraben der Fundamentgräben in festem und steinigem Boden. Ihre Anzahl, so wie die der folgenden, muß gleich der erfoderlichen Anzahl der Arbeiter genommen werden; 9) Teichgräberspaten, zum Ausheben der Erde und des Sandes beim Grundbaue; 10) Wurfschippen von Holz, zum Auswerfen des Wassers beim Grundbaue; B. solche, die bei dem Zimmermann gewöhnlich gefunden werden; 11) die Zugramme, zum Eintreiben

der Pfähle beim Grundbaue; 12) die **Handramme**, zum Einschlagen von Rostpfählen und andern, die nicht die größte Festigkeit des Standes erfodern; 13) der **Schlägel**, zu gleichem Gebrauche; 14) die **Kloben**, **Flaschen**, der sogenante **Flaschenzug** zum Aufwinden der Lasten; 15) die **Taue**, Seile von Hanf gedreht, zum Flaschenzuge u. a. das **Auffahrtau**, 240 Fuß lang, 1$\frac{1}{2}$ Zoll dick: das **Schwengtau**, 60 Fuß lang, $\frac{1}{2}$ Zoll dick: das **Bindetau**, 24 Fuß lang, $\frac{1}{2}$ Zoll dick; 16) der **Richtbaum**, zum Einhängen der Flaschen beim Aufziehen der Lasten; zum Drehen eingerichtet, heißt er **Kranich**; 17) die **Erdwinde**, zur Bewegung des Flaschenzuges bei Erhebung der Lasten, statt deren man sich auch des **Tummelbaumes** bedient; 18) die **Schrauben**, um gesunkene Wände mit dem Dache oder einer andern Last beschwert, in die Höhe zu schrauben; ihrer bedient man sich zu diesem Zwecke gewöhnlich zwei, durch eine gemeinschaftliche Sohle und Mutter unter sich verbundener, welches ein **Schraubensatz** heißt; 19) die **Triebladen**, Streben zum Absteifen eines Gebäudes [1]). Hiezu kommen noch C. folgende: 20) **Kastenkarren**, zum Anführen der Materialien und Abführen der Erde; 21) **Steinwagen** mit zwei niedrigen Rädern, zum Herbeischaffen großer Steine, oder einige **Steinschleifen** zu demselben Zwecke; 22) **Steintragen** mit Schienen, um den Maurern die Steine zur Hand zu tragen; 23) **Sandsiebe** zur Sichtung des Sandes für den Mörtel; 24) **Rinnen** zum Ausgießen des Wassers beim Grundbaue; 25) **Kalk- und Wassergefäße mit Henkeln**, die, besonders beim Dachdecken, zum Anhängen gebraucht werden; 26) **Leitern** und 27) das **Rüstzeug**, s. Gerüste. (*Leger.*)

Baugerüste, s. Gerüste.

Baumaterialien. Die zur Ausführung eines Baues nöthigen Stoffe werden eingetheilt in: 1) **Hauptmaterialien**, ohne die gar kein Bau, von welcher Art er sey, bestehen kann: **Holz**, **Steine** und **Mauerspeise**, und 2) **Nebenmaterialien**, die nur bei manchen Bauen erfoderlich sind: Eisen, Nägel, Drath, Blech, Blei, Stakholz, Dachspäne, Splinten, Rohr, Stroh, Spreu, Seile, Farben. Da von den meisten unter eignen Artikeln gehandelt werden muß, so heben wir hier nur diejenigen aus, die eine Verweisung weniger gestatten. (***H.***)

Bauholz, wird allgemein alles, seiner Art nach, zum Bauen brauchbare Holz genant [2]). Besonders pflegt man **Bauholz** und **baugerechtes Holz** diejenigen Bäume in einem Forste zu nennen, die zum Bauen bestimt und bezeichnet sind. **Bewaldrechtet** heißen sie dann, wenn sie gefällt, vom Zopfe, d. i. vom Wipfel, und von den Ästen befreit, und ins Grobe vierkantig behauen sind, oder nach der Kunstsprache zu reden, wenn ihnen der Zimmermann den **Zimmerhieb** gegeben hat. Noch näher aber heißt **Bauholz**, **Zimmerholz** und **Holz nach der Schnur** jenes, das **bereits ausgeschlagen**, **beschlagen**, d. i. mit der Zimmeraxt scharf vierkantig behauen ist. — Das Bauholz ist der **Form** nach gewöhnlich vierkantig, und zwar parallelepipedalisch, oder cylindrisch, wenn nicht der Mangel an durchaus einerlei Dicke eine abgekürzte Pyramide oder einen abgestutzten Kegel veranlaßt. Aus diesem werden nun alle zur besondern Anwendung nöthige, ihrer Größe und Gestalt nach oft sehr verschiedene Bauholzstücke behauen oder geschnitten. Rücksichtlich seiner **Länge**, **Stärke** und seines **Gebrauches** wird das Bauholz am allgemeinsten und schicklichsten unter folgender **Eintheilung** aufgeführt und übersehen: 1) **Ungewöhnlich starkes** (extraordinär starkes) Bauholz, das über 48 Fuß lang und am Zopfende über 12 Zoll stark ist; 2) **Gewöhnlich starkes** (ordinär starkes) Bauholz, welches 40′ bis 48′ lang, und am Zopfende 10″ bis 12″ stark ist; 3) **Mittelbauholz**, 36′ — 40′ lang, am Zopfende 7″—8″ stark; 4) **Kleinbauholz**, 30′—36′ lang, am Zopfende 5″—6″ stark. — Dieses wird gewöhnlich von jungen, im besten Wachsthum stehenden Bäumen zum größten Schaden der Forste erhalten. Es sollte daher nie gebraucht, oder nur solche Bäume dazu gewählt werden, die keine größere Länge und Stärke ihrer Natur nach erlangen; wie z. B. der Wachholder, wenn er in dem ihm gemäßen Boden gewachsen ist. Am vortheilhaftesten wird aber statt des Kleinbauholzes das getrente Bauholz verwendet. 5) **Bohlenstämme**, 24′ — 30′ lang, 4″ — 5″ stark, heißen die schwachen, jungen Nadelhölzer, die ebenfalls aus dem vorigen Grunde so sparsam als möglich zu verwenden, und da, wo man sie noch außer Noth zu gebrauchen pflegt, durch andre Einrichtungen zu ersetzen sind. 6) **Lattenstämme**, 24′ bis 30′ lang, 3″ — 4″ stark, ebenfalls von jungen Stämmen, die blos leicht an den Seiten behauen und also gespalten werden, daß jeder Stamm zwei Latten zu Stroh- und Rohrdächern liefert. Auch hiezu werden aus gleichen Gründen die Latten vortheilhafter aus Sägeblöcken geschnitten. 7) **Bretbäume**, **Bretstöcke**, **Sägeblöcke**, 20′ bis 24′, selten bis 27′ lange, 13″ bis 18″, selten bis 24″ starke Klötze, d. i. Bauholzstücke, aus welchen Bohlen und Breter entweder mit der Handsäge, oder wohlfeiler auf Schneidemühlen geschnitten werden. Aus einem gewöhnlichen Sägeblocke, der am schwächsten Ende 13′ bis 14″ stark ist, können geschnitten werden:

4 Stück 3 zöllige Bohlen oder
6 — 2 — Breter

---

1) Alle diese Geräthe sind in hiehergehöriger Beziehung umständlich beschrieben und vorzüglich deutlich abgebildet in **Triest's** Grundsätzen zur Anfertigung richtiger Anschläge im ersten Bande, Berlin, 1809. S. 539 f. Vte Platte Fig. 62 bis 68, Fig. 73 bis 76, VIte Platte Fig. 91 bis 94, und im zweiten Bande, Berlin, 1809. S. 228 f. XIIte Platte Fig. 135, endlich im dritten Bande, Berlin und Leipz. 1815. S. 654 f. XXVIIIte Platte Fig. 365 bis 370.

2) Das **Bauholz** wird abgetheilt: in **Land-**, **Wasser-**, **Schiff-**, **Mühlen-** und **Erdbauholz**. Jede dieser Bauholzsorten erfodert Bäume von verschiedenen Dimensionen, die wiederum für jedes besondere Bauwesen in mehre Sorten von gewissen Benennungen abgetheilt werden. Die Holzarten, welche vorzüglich zu Bauholz verwendet werden, sind: die Eichenarten, die Ulmenarten, die Aspe, die Pappel, die Kiefer, die Fichte, die Weißtanne, der Lerchenbaum. Jede dieser Holzarten besitzt zu dem einen oder andern Bauwesen mehr oder weniger Vorzüge und Dauer. Die Bauhölzer müssen einen reinen Stamm oder Schaft über 30 Fuß Länge haben. (S. Forstbenutzung). (*Laurop.*)

8 Stück 1½ zöllige Breter
9 — 1¼ — —
10 — 1 — —
25 — 3 Zoll breite und 1½″ starke Latten.

Nach einer andern Berechnung in Ellen, die Elle zu 24″, gibt

ein ¾ Ellen starker Sägeblock:
20 Spündebreter 14″ breit und 2 Schalbreter,
ein 4½ Viertel Ellen starker:
18 Spündebreter 14″ breit und 2 Schalbreter,
ein 1 Elle starker:
16 Spündebreter 14″ breit und 2 Schalbreter,
ein ⅞ Ellen starker Sägeblock:
13 Spündebreter 13″ breit und 4 Schalbreter,
ein ¾ Ellen starker:
8 Spündebreter 13″ breit und 4 Schalbreter,
ein ⅝ Ellen starker:
6 Spündebreter 12″ breit und 2 Schalbreter.

Von jedem Kloße fallen gewöhnlich noch 4 Schwarten ab [3]). 8) Rindschälige oder Schwamm-Bäume, anbrüchige krumme Stämme, die der Länge und Stärke nach gewöhnlich zwischen Stark- und Mittelbauholz liegen, und zu Lehmstaken für Windelböden und Wandfächer, zu Dachstöcken für Stroh- und Rohrdächer gespalten, so wie auch zu kurzen Klößen geschnitten werden, um daraus Dachspließe für Ziegeldächer und dergl. zu verfertigen. Zur Schonung der Forste, zur Ersparung des jungen Holzes, und zur Bewirkung einer größern Genauigkeit und eines bessern Ansehens des Holzverbandes, wird zu kleinern Verbandstücken, und überhaupt zu solchen, welche kein stärkeres Holz nöthig haben, das Stark- und Mittel-Bauholz getrent oder geschnitten. Unter dieser Voraussetzung hat man: 1) Ganzholz, das seiner Stärke nach unter Stark- und Mittel-Bauholz gehört, und den Kern ungetheilt hat; 2) Halbholz, das aus Ganzholz in zwei Theile getheilt, und etwa die Hälfte des Kernes hat; 3) Kreuzholz, welches aus Ganzholz über's Kreuz, nämlich in vier Theile geschnitten ist, deren ein jeder etwas mehr oder weniger als ¼ des Kernes enthält; 4) Sechstelholz, welches aus Ganzholz durch dreimaliges Trennen etwa ⅙ des Kernes hat. Das zu Verbandstücken wirklich zugeschnittene Zimmerholz pflegt man auch manchmal unter folgender Eintheilung zu übersehen: 1) Balken, Träger, Unterzüge und dergl., deren Dicke, sogenante Höhe, größer ist als ihre Breite (aufliegende Fläche); 2) Ständer, Pfeiler, Riegel, Pfosten, Bänder u. s. w., deren Dicke gewöhnlich 6″ im □ und drüber beträgt; 3) Bohlen, die 1 Fuß breit, und 2½″ bis 6″ dick sind; 4) Breter oder Dielen, die 1 Fuß breit, und 1″ bis 2½″ stark sind; 5) Latten, 1½″ — 2½″ breit, 1″—2″ stark; 6) Schindeln, und 7) Dachspäne, gegen ihre unbedeutende Dicke äußerst breite kleine Holzstücke, welche aus Stämmen gearbeitet, und für mannigfaltigen Gebrauch von verschiedener Größe und nach verschiedenen Abmessungen verfertigt werden; 8) Spriegel oder Schienstöcke, dünne, schmale, lange Stäbe, die gewöhnlich aus Strauchwerk und rindschäligen Bäumen gemacht werden.

Über die vortheilhafteste Fällungszeit des Bauholzes sind die Meinungen sehr verschieden. Einige ziehen das Frühjahr aus guten Gründen der Winterzeit vor. Andre behaupten, daß man das Bauholz unbeschadet seiner Dauer zu allen Jahreszeiten fallen könne, wenn es nur gleich nach dem Fallen geschält, von der Rinde und dem Splinte befreit würde, damit es nicht verstocke, d. i. der Saft in demselben nicht verderbe. Nach der Meinung der Meisten, der Alten (Vergl. Vitruv II. 9.), sowol, als der Neuern, wobei auch die wirthschaftlichen Gründe berücksichtigt sind, soll alles zum Bauen bestimte Holz außer der Bewegung des Saftes im Spätherbst und Winter gefällt, gleich nach dem Fällen angefahren, beschlagen, gespalten und geschnitten werden. Nur Eichen und Fichtenhölzer machten von dieser Regel eine Ausnahme, welche ohne Bedenken auch in der Saftzeit gefällt werden dürften, wenn sie nur gleich geschält würden, um das Verderben der Säfte zu verhindern. Übrigens soll die Zeit des Fällens durch keine Stürme bewegt seyn; weil sonst die Bäume vom Winde leicht bebogen oder gar gebrochen werden könten, wodurch im Holze Risse und Spalten entstehen, die einen Theil des Holzes zum baulichen Zweck unbrauchbar machen. — Alles Holz soll nie anders als wohl ausgetrocknet zum Bauen gebraucht werden. Die Holzvorräthe aber soll man nicht auf bloßer Erde und nicht unter freiem Himmel, sondern auf Unterlagen und unter Wetterdächern verwahren [4]).

Dem Bauholze eine größere Dauer und Festigkeit zu verschaffen, als die frei auf seine Bildung wirkende Natur ihm gegeben hat, bedient man sich verschiedener und mannigfaltiger Mittel. Die vorzüglichsten und wichtigsten sind der Reihe nach folgende: 1) die Ausziehung des Saftes. Diese geschieht nach verschiedenen Verfahrungsarten, und zwar bei stehenden Bäumen: a) durch Abschälen der Bäume, Befreiung derselben von der Rinde [5]); b) durch Anhauen der Bäume bis aufs Mark, und nach einiger Zeit, wenn sie nämlich auf dem Stamme ertrocknet sind, erfolgendem Umhauen. (Vitruv a. a. O.) Bei gefälltem Holze a) durch Einlegen des Holzes in Seewasser, überhaupt in Salzwasser, wodurch es fester und dauernder, und gegen Würmer und Fäulniß geschützt wird [6]). b) Einlegen des Holzes in Kalkwasser,

3) Eine weitläufige und vollständige Tabelle über die Anzahl aller Arten von Bretern, von Bohlen und Latten, die aus Sägeblöcken von 12″, 12½ 2c. bis zu 24″ Durchmesser geschnitten werden können, findet man in Triest's Grundsäzen zur Anfertigung richtiger Bauanschläge, I. Bd. S. 196.

4) Kennzeichen, die Güte und Brauchbarkeit des Bauholzes an gefällten Stämmen und stehenden Bäumen zu beurtheilen, findet man in Burgdorf's Forsthandbuche, und hieraus in Gilly's Handbuche d. Landbaukunst, 1 Thle 1 Abschnitte aufgezählt, vergl. auch Krüniz ökonom. Encyclopädie, XXIVten Thl. S. 833 u. f. 5) S. das Engl. Magazin Nro. 36, die Schwed. Abhandlungen. I. Bd. Seite 283, vor allen aber Buffon in den mémoires de l'academie des sciences, a Paris 1738. p. 241 seq. übersezt in den Leipz. ökonom. Nachrichten, I Bd. S. 741 ff., und hieraus Krünis ökonom. Encyclopädie. XXIV. Bd. S. 837 f. u. A. 6) S. *Arduino* in den philosophical transact. I. Bde. Vergl. Leipz. Intelligenzblatt. J. 1780, Nro. 52. und Krüniz ökonomische Encyclopädie, VII. Theil. S. 296.

Mistpfuhle, Pfützen und dgl. [7]); c) mehre Jahre dauerndes Einlegen desselben in gewöhnliches, besonders fließendes Wasser [8]), wodurch besonders Breter von Tannenholz, wenn sie hernach an einem luftigen Orte ausgetrocknet sind, gegen Spalten, Reißen und Aufwerfen geschützt werden; d) das Dampfbad, Schwitzbad. Dieses wird in einer besondern Dampf- oder Schwitzmaschine bereitet, welche in einem großen Kasten von drei Zoll starken eichenen Bohlen besteht. An dem einen Ende des Kastens ist eine kupferne Blase oder ein Topf angebracht, unter welchem Feuer angelegt und unterhalten werden kann, um das Wasser im Topfe kochend zu erhalten. Die Dämpfe des Wassers füllen den Kasten an, in welchem das Holz bereits eingeschlossen ist; und werden durch eine an dem Kasten angebrachte Dampfröhre wieder abgeführt. Dieses Verfahren wird vorzüglich zur Bereitung des Tischlerholzes angewandt, welches dadurch zum Gebrauche im Trocknen tüchtiger und besonders vor dem Verwerfen geschützt wird [9]). 2) Das Anbrennen oder Sengen des gezimmerten Holzes im Flammenfeuer; am sichersten und wirksamsten, wenn es mittelst eines Instrumentes, einem Bratspieß ähnlich, durch stetes, gleichmäßiges Umdrehen des Holzes bewirkt wird. Das Holz wird dadurch so dürre und fest, daß sich weder Erdfeuchtigkeiten noch Wasser in seine Poren ziehen können. 3) Der Ölanstrich, entweder aus bloßem Leinölfirnisse, aus Theer und dgl., oder aus Ölfarben und Firnißfarben. Durch ihn wird besonders das Aufreißen des Holzes verhindert. Hieher gehört auch der wetterfeste Anstrich aus einer Zusammensetzung von geschlemmtem Lehme, Holzasche oder Steinkohlen, Sand und Leinöl [10]). Der vorzüglichste und haltbarste Ölüberzug ist jener, aus Cedern- oder Wachholder-Öl bereitet, der vor dem Wurmfraße vollkommen sichert. 4) Der Überzug mit einer Mischung von Theer und Pech, welcher alsdann mit gepulverten Muschelschalen, Sand und dgl. bestreut wird, sichert dem Holze eine große Dauer in freier Luft zu. 5) Der Überzug mit Spalm, einer Art Schiffpech und Kitte [11]). 6) Von den Mitteln gegen das leichte Anbrennen des Holzes sind die einfachsten: a) der Anstrich mit Thon, der in Alaunwasser erweicht worden ist; b) die mehre Wochen dauernde Beize des Holzes in einer Lauge von Vitriol, Kochsalz und Alaun; c) das Anstreichen des Holzes mit Wasser, das mit Potasche gesättigt ist, und über diesen Anstrich ein Überzug, der aus gelber Lehmerde mit gedachter, zuvor etwas verdünnter Potaschenauflösung vermischt, und etwas Mehlkleister besteht [12]). (*Leger.*)

Bauholzverband, Bauholzverbindung bezeichnet die Art, Bauhölzer gegenseitig zusammenzufügen, und an einander zu befestigen. Es gibt drei Hauptarten: die Verlängerung, die Verstärkung oder Erweiterung, und die Verwebung, welche die besondern Arten unter sich begreifen, so wie sie hier folgend, von den einfacheren zu den zusammengesetzteren fortschreitend aufgezählt, und um alle weitläufige Erklärungen zu vermeiden, durch Zeichnung zur Anschauung gebracht sind.

I. Die Verlängerung, wenn Bauholzstücke in einer und derselben Richtung bei ihren Enden mit einander verbunden werden. Sie wird durch folgende besondere Verbindungsarten bewirkt: 1) das stumpfe oder einfache Aneinanderstoßen, wenn es in horizontaler Lage, Aufeinanderstoßen, wenn es in schiefer oder senkrechter Stellung der Hölzer erfolgt (Fig. 1.); verlangt besonders in beiden ersten Fällen Unterstützung; 2) Aneinanderstoßen mit Verblattung (Fig. 2.)

7) S. Gilly's Handb. d. Landbaukunst, I Thl. I Abschn. §. 62. Dritte Aufl. S. 176. Krünitz ökon. Encycl. XXIV Thl. S. 845.
8) Vergl. Philosophic. transact. J. 1747; und Krünitz ökonom. Encyclop. XXIV. Theil. S. 846.
9) Beschreibungen hievon und Zeichnungen von d. Maschine in Hannöverischen gelehrten Anzeigen. Jahr 1753. 74. Stück; J. 1754. 19. St. Leipz. Samlung. 116 St. S. 722; 118 St. S. 861 f. Krünitz ökonom. Encycl. XXIV. Thl. S. 847 — 851. u. A.
10) S. Reichsanzeiger Nro. 290. Hieraus Gilly in Handb. d. Landbauk. I. Thl. in den Zusätz. Dritte Aufl. S. 542.
11) Von dessen Gebrauche hiezu s. Meinert landwirthschaftl. Bauwissenschaft. I. Thl. III. Kap. §. 26. S. 245 f. Mehr noch, und überhaupt über die Behandlung des Bauholzes, um seine Dauer und Festigkeit zu vergrößern, so wie Anstriche und andere Mittel zu diesem Ende siehe in folg. Schriften: Krünitz ökonom. Encycl. VII. Thl. Art. Buche. S. 296 bis 298; X. Thl. Art. Eiche. S. 267—268. und 271; XXIV. Thl. Art. Holz. S. 833 f., aus den ökonom. Nachrichten der patriot. Gesellsch. in Schlesien, III. Bd. J. 1775. S. 181 f., ferner 36ten St. J. 1775. S. 295 f., und 2ten St. J. 1776. S. 11 f. Krünitz a. a. O. S. 851 bis 858, 872—874, 883—887. Eckhart's vollständ. Experimentalökonomie. Jena, 1763. S. 497 f. Huth's Magaz. der bürgerl. Baukunst. I. Bd. II. Thl. S. 221 f.
12) Die Beschreibung des Verfahrens s. in d. Mindenschen Anzeige, J. 1798. Nro. 3; hieraus in Gilly's Handb. d. Landbaukst. I Thl. in d. Zusätzen. Dritte Aufl. S. 543 f. Andere feuerfeste Überzüge, Anstriche und dgl. findet man auch noch in folgenden Schriften: Wiegand's wohlerfahrner Landwirth S. 275. Glaser's Preisschrift, wie das Bauholz in den Gebäuden ꝛc. zuzurichten, daß es nicht leicht Feuer fange oder fortbrenne. Hildburghausen, 1762. 8. Glaser's ausführl. Beschreibung der glücklich abgelaufenen großen Feuerprobe, welche mit seinem ꝛc. brandabhaltenden Holzanstriche ꝛc. öffentlich gemacht worden. Nebst einem deutlichen Unterrichte zur Verfertigung dieses Holzanstriches. Leipzig 1773. 8. Glaser's Beantwortung und Widerlegung verschiedener gegen seinen ꝛc. brandabhaltenden Holzanstrich gemachten ungegründeten Einwendungen ꝛc. ꝛc. Leipzig 1774. 8. Glaser's Verbesserung der Feuerlöschanstalten ꝛc. Leipz. 1775. S. 97. Glaser's ausführl. und auf richtige Erfahrung gegründ. Abhandlung ꝛc., wie die meisten Feuersbrünste wohl verhutet werden können ꝛc. Leipzig 1778. S. 167, 403—406 u. a. Herzberg's Vorschläge zur Verbesserung der bei uns üblichen Dächer. Bresl., 1774. S. 91. Ökonom. Nachrichten der patriot. Gesellschaft in Schlesien. II. Bd. S. 139. Leyser's Abhandlung vom Nutzen der Moose in Schreber's Samlung ꝛc. X. Thl. S. 414. Krünitz ökonom. Encycl. VIII. Thl. S. 571 f. XXIV. Thl. S. 854 f. Stieglitz Encycl. der Baukst. Art. Anstrich. I. Bd. S. 34 f. Art. Feueranstalten, II. Bd. S. 149 f. Meinert's landwirthschaftl. Bauwissenschaft, I. Thl. II. Kap. §. 29. S. 150, und VII. Kap. §. 20. S. 651 f. — Anleitung zur Berechnung des kubischen Inhaltes des Bauholzes, findet man in folgenden Schriften: Neue Tafeln, welche den kubischen Werth und Gehalt des runden beschlagenen und geschnittenen Bau- und Werkholzes enthalten, verfertigt vermittelst der Müllerischen Rechenmaschine, nebst Anweisung, wie daraus der Gehalt richtiger, als bisher gefunden werden könne. Frankfurt a. M. 1788. 8. Triest's Grunds. zur Anfertig. richt. Bauanschläge, I. Bd. S. 217 u. s. f. Eben dieser Band enthält auch das übrige, was noch vom Aufwande des Bauholzes für Gebäude als hieher gehörig zu erwähnen ist.

wird Anschäften und Aufschäften genant, wenn es in schiefer und senkrechter Stellung erfolgt. Auch dieses fodert, besonders in horizontaler und schiefer Lage, Unterstützung. Das Blattstück a, welches auf das Blattstück b passend zu liegen komt, nimt eine verschiedene und mannigfache Gestalt an, z. B. wie Fig. 3, oder eine schwalbenschwanzförmige, oder ist eine Brustverblattung. Zu größerer Befestigung komt oft noch Verdollung, oft Verklammerung, oft Beschlag mit eisernen Bändern hinzu; 3) das Aneinanderstoßen, Auf- und Anschäften besonders zum freien Tragen in horizontaler und schiefer Lage bestimt, erfolgt auf vielerlei, von dem menschlichen Scharfsinn aufgefundene Arten, wovon wir die üblichsten in folgenden Figuren versinnlichen: durch Einscheerung Fig. 4, durch gewöhnlichen Hakenkamm Fig. 5, durch verborgenen Hakenkamm Fig. 6 und 7, wo zu größerer Deutlichkeit Fig. 6, II und Fig. 7, II die aus der Verbindung herausgenommenen und aufgedeckten Holzstücke darstellen. Durch Verzahnung Fig. 8, durch Verkeilung Fig. 9, wo bei a die Stirnseite des einen Keiles zu sehen ist, deren zwei von zwei Seiten des Balkens gegeneinander getrieben werden; durch Verklammerung Fig. 10 und 11, wo die hölzerne Klammer jedesmal mit a bezeichnet ist. Alle diese Verbindungen müssen zu größerer Sicherheit mit eisernen Bändern umfangen werden. 4) Das Anpfropfen oder Aufpfropfen Fig. 12.

II. Die Verstärkung oder Erweiterung, wenn Bauholzstücke in paralleler Richtung an ihren Seiten mit einander verbunden werden. Sie wird durch folgende besondere Verbindungsarten ausgeführt: 1) die einfache Verstärkung Fig. 13. Bei ihr muß die Festigkeit der Verbindung durch verschraubte Bolzen a b, oder durch eiserne Bänder c d bewirkt werden, und wenn sie für wagerecht- oder schiefliegende Hölzer gebraucht wird, müssen zwischen zwei oben liegenden, an ihren Stirnen schief abgeschnittenen Holzstücken Keile von Eichenholz eingetrieben werden, damit die oberen Balken gleich einem Sprengwerke die Last des unteren tragen*). 2) Die Aufdollung, Verdollung Fig. 14, wo an dem Stücke A die in seiner oberen Seite befestigten Dollen und an dem andern, aus der Verbindung in die Höhe geschobenen Stücke B die in der Unterseite desselben eingebohrten, zu den Dollen passenden Löcher sichtbar sind. Hiezu gehört auch der verlorne Zapfen Fig. 15, welcher verbohrt, d. i. mit hölzernen Nägeln vernagelt wird, wozu die Löcher bei a gesehen werden, bei den Tischlern aber verleimt wird. 3) Die Verschränkung in zwei Arten Fig. 16 und Fig. 17. 4) Die Verspündung, deren man drei Arten Fig. 18, Fig. 19 und Fig. 20 nach der Form des Spundens a, der auch Feder heißt, und der dazu passenden Nuth, Falze b zu zählen pflegt. Auch kann abwechselnd das eine Holzstück zwei Spunden, das andere zwei Nuthen erhalten. 5) Die Verzahnung Fig. 21 und 22, d. i. zwei oder mehre Holzstücke mittelst beiderseits angebrachten und gegenseitig in einander greifenden sägeförmigen oder zahnartigen Einschnitten zusammenpassen. Die Festigkeit der Verbindung wird durch verschraubte eiserne Bolzen, welche durch die verbundenen Holzstücke durchgreifen, gesichert. Auch werden zwischen die Stirnseiten der Zähne eichene Bretstückchen eingelegt, damit sich das Stirnholz in seine gegenseitigen Poren nicht eindrücke, und so die Standhaftigkeit der Verbindung auf keine Weise gefährdet werde. Nach Fig. 22 soll zu dem untern Stücke etwas krummgewachsenes Holz genommen, oder das Holz durch eine Unterlage unter seiner Mitte, und gewaltiges Beschweren seiner Enden um etwas gebogen, die andern Holzstücke darauf gepaßt, beiderseits entsprechende Einschnitte genau eingearbeitet, und so zusammengefügt werden, damit alle Hölzer in einander fest greifen und sich verschließen.

*) Vgl. Arnold's Lehre der Holzconstructionen. Carlsruhe und Baden, 1819. S. 7.

III. Die Verwebung, wenn in Winkeln auf einander treffende Hölzer gegenseitig mit einander verbunden werden. Ihr gehören folgende besondere Verbindungsarten an: 1) das Aufdollen, Überdollen, Verdollen Fig. 23, wo im Balken A der Dollen a, und in dem aus der Verbindung herausgehobenen Balken B das in den Dollen passende Loch c durch Zeichnung versinnlicht ist; 2) das Aufklauen, Überklauen Fig. 24 und 25. 3) Das Einscheren, Verscheren Fig. 26 und Fig. 27, wo an den Holzstücken A die Zapfen angearbeitet sind, welche in die an den Holzstücken B ausgeschnittenen Scheren passen. Diese Verbindung wird oft verbohrt und vernagelt, wozu in Fig. 26 das Loch bei c gezeichnet ist. Fig. 27 heißt auch: nach der Gehrung in einem Winkelzapfen Aneinanderstoßen. 4) Das Überscheiten, Überschneiden, und zwar das vollkommene Überscheiten Fig. 28, wenn bei dem einen Balken B oben so viel Holz stehen bleibt, als bei dem andern Balken A oben der Tiefe nach ausgeschnitten wird, damit beide in ihrer Lage sich durchkreuzende Balken, wie Fig. 29 zusammengelegt, oben eine bündige Ebene A B erhalten. Das unvollkommene Überscheiten Fig. 30, wenn nur einer der Balken A oder B einen Einschnitt bekomt, oder an dem einen mehr Holz stehen bleibt, als an dem andern der Tiefe nach ausgeschnitten wird, so daß beide Balken in ihrer bestimten Richtung zwar nicht unterbrochen, allein oben keine bündige Ebene erhalten, wie in Fig. 30 deutlich zu sehen ist. 5) Das Anblatten, Aufblatten, Verblatten, und zwar: die einfache Verblattung Fig. 31; die Brustverblattung Fig. 32, von Einigen auch Verblattung mit Versatzung genant; die schiefe Verblattung Fig. 33, von Einigen ebenfalls Verblattung mit Versatzung, von Andern Weißschwanzverblattung genant; der Weißschwanz Fig. 34; der Schwalbenschwanz Fig. 35, welche ebenfalls Brustverblattungen und schiefe Verblattungen seyn können; der Schwalbenschwanz mit Versatzung Fig. 36, wo bei a das Blatt, bei c der dafür im Balken gemachte Einschnitt besonders gezeichnet ist. 6) Das Aufkämmen, Einkämmen, Übereinanderkämmen, Verkämmen, besteht aus den Kämmen, die in den folgenden Figuren 37, 38, 39, 40, 41 und 42 mit a, und aus den Kammfassen, die mit c bezeichnet sind; die gewöhnliche Verkämmung Fig. 37, wo vorn an der Ecke der Balken B mit dem Balken A verkämmt

vorgestellt, in der Mitte des Balkens A aber nur eine Kammfasse c mit einem Kamme a, für den Kamm und die Kammfasse eines andern darüber zu kämmenden Balkens, besonders gezeichnet ist; die verfaßte Verkämmung Fig. 38; die Weißschwanzverkämmung ist in Fig. 39 I an zwei bei ihren Enden verbundenen Balken A und B vorgestellt, in dem Balken A, Kamm a und Kammfasse c' für einen andern darüber zu kämmenden Balken besonders gezeichnet. In Fig. 39 II ist der Balken B aus seiner Verbindung herausgehoben und umgekehrt, damit man deutlich sehe, wie die in seiner untern Seite eingeschnittene Kammfasse c in den Kamm a des andern Balken A, und der Kamm a' des Balkens B in die Kammfasse c' des andern A passe; so wie dieses auch bei den folgenden Figuren der Deutlichkeit wegen geschehen ist. Die Weißschwanzverkämmung wird ebenfalls mit Versatzung ausgeführt, wovon in Fig. 40 I und Fig. 40 II ein Beispiel gezeichnet ist, woraus sich alle übrige Arten leicht erkennen lassen. Diese und die folgenden Verkämmungen werden von Einigen auch verborgene Hakenkämme genant.

Die Schwalbenschwanzverkämmung nach der vorigen Methode hier in Fig. 41 I und Fig. 41 II versinnlicht. Auch sie wird oft mit Versatzungen ausgeführt, welches man sich aus der vorigen Fig. 40 leicht erklären kann. Die Kreuzverkämmung Fig. 42. Das Holzstück B ist in der vorliegenden Figur aus seiner Verbindung mit A herausgenommen und umgekantet vorgestellt, damit man den auf seiner untern Seite ausgearbeiteten Kreutzkamm a' a', so wie den auf der obern Seite des Holzstückes A ausgearbeiteten a a, deutlich sehe, und sich leicht vorstellen könne, wie ersterer in die Kammfasse c' c' und letzterer in die Kammfasse c c passe. 7) Die Verzinkung Fig. 42½, eine Art von Verschränkung, welche bei den Enden im Winkel verbundener Holzstücke erfolgt. Auch kann man diese Verbindung als eine mehrfache Verkämmung betrachten. 8) Die Verzapfung besteht aus dem Zapfen, dem Zapfenloche, und den Brüstungen des Zapfens und des Zapfenloches, welche Brüstungen in den folgenden Anschauungen immer mit b bezeichnet sind. Der gemeine Zapfen ist in Fig. 43 an dem Holzstücke A angearbeitet, und das andere Holzstück B ist aus der Verbindung herausgehoben, damit man das in ihm für den Zapfen passend eingeschnittene Zapfenloch wahrnehme; der Brustzapfen Fig. 44 Weißschwanz und Schwalbenschwanz sind keine Verzapfungen, sondern Verblattungen (s. oben), und nur der erstere kann zu Verzapfungen in senkrecht aufstehendem Holze zweckmäßig gebraucht werden. Eine solche Weißschwanzverzapfung ist in Fig. 45 I durch perspectivische Zeichnung versinlicht, und gezeigt, wie der an dem Holzstücke B angeschnittene Zapfen aus dem im Holzstücke A für ihn ausgeschlagenen Zapfenloche herausgehoben ist. Obgleich man in dieser Anschauung größerer Deutlichkeit wegen den unsichtbaren Theil des Zapfenloches durch punktirte Linien andeutete; so mußte doch, um die Art dieser Verbindung vollkommen zu verstehen, der Balken B in seiner Verbindung mit dem Ständer A in einem geometrischen Durchschnitte nach Fig. 45 II gezeigt werden. Hieran wird man nun vollkommen deutlich erkennen, daß die Höhe d e des Zapfenloches vorn gleich der Höhe f g des Weißschwanzes, und hinten bei f h noch um die Tiefe b d der Zapfenbrüstung höher seyn muß, damit der Zapfen hinein geschoben, und auf die schiefe Grundfläche d f des Zapfenloches hinab gelassen werden könne. Die darum oben bei e h g bleibende größere Weite des Zapfenloches wird hierauf mit hölzernen Keilen verkeilt. Der gerad geächselte Zapfen ist Fig. 46 am Holzstücke A, das dazu passende Loch, an dem andern aus der Verbindung herausgehobenen Holzstücke B vorgestellt. Die schief geächselten oder sogenanten gestirnten Zapfen sind folgende: der horizontal gestirnte Zapfen Fig. 47; der perpendiculargestirnte Zapfen Fig. 48; die schräggestirnten Zapfen, und zwar der gewöhnlich schräggestirnte Zapfen Fig. 49; der Jagdzapfen Fig. 50, wenn die schräge Stirne s nach einem Bogenstücke geformt ist, dessen Krümmung durch einen Halbmesser bestimt wird, welcher gleich ist der Länge des Holzes von dem Anfange r des Jagdzapfens an bis zu dem Anfange der Verzapfung am andern Ende des Holzes gerechnet (vgl. Jagdversatzung weiter unten). Verbohrter Zapfen heißt derjenige, der mit der Zapfenbrüstung durch einen hölzernen Nagel verbunden wird. Die Figuren 43, 44, 46, 47, 48, 49 und 50 sind als verbohrte Zapfen vorgestellt, und die Löcher für die hölzernen Nägel angedeutet. 9) Die Versatzung, d. i. Zahnschnitte, die gewöhnlich in den Brüstungen des Zapfens und des Zapfenloches, gegenseitig in einander passend, gemacht werden; überhaupt scharfe Ecken an den Enden oder Kanten eines Zimmerholzes, die in genau dazu passende Einschnitte eines andern Bauholzstückes eingreifen. Die Arten der Versatzung sind folgende, theils in geometrischen, theils in perspectivischen Ansichten dargestellt, je nachdem wir es der Deutlichkeit für zuträglich hielten: die einfache Versatzung ist in der geometrischen Zeichnung Fig. 51 I bei b verbunden, in der perspectivischen Zeichnung Fig. 51 II aus der Verbindung herausgenommen vorgestellt; die doppelte Versatzung ist eben so in Fig. 52 I und in Fig. 52 II versinlicht; die horizontalgestirnte Versatzung ist in jeder der eben genanten Figuren gezeichnet. Die perpendiculargestirnte Versatzung wird durch die geometrische Zeichnung Fig. 54 mehrer verbundenen Holzstücken bei b hinlänglich deutlich erkant. Die schrägen Versatzungen und zwar die gewöhnlich schräggestirnte Versatzung Fig. 53 bei b; die Jagdversatzung Fig. 54 unten bei d. Die mit dem Halbmesser r v, d. i. mit der Holzlänge zwischen dem Anfange der Verbindungen, punktirte Bogenlinie zeigt die Lehre zur Bestimmung der Jagdversatzung, d. i. zur Bestimmung der krummen Stirnlinie der Versatzung sowol als des Zapfens (vgl. auch oben Jagdzapfen und Jagdband. Die einfache winkelrechte Mauerversatzung Fig. 55. Die schräge Mauerversatzung Fig. 56 bei a. Die doppelte Mauerversatzung Fig. 57 bei a. Winkelrechte Versatzung in Längeholz Fig. 56 bei w. Eine oben horizontalgestirnte und einfach über sich eingesetzte oder greifende winkelrechte Versatzung in Längenholz Fig. 57 bei c d w. Eine

einfach über und unter sich eingesetzte Versatzung Fig. 58 bei c d e. Eine doppelt über und unter sich eingesetzte Versatzung bei f g h i an demselben Holze Fig. 58, wo die Perpendikularlinien a b und a b die äußeren Kanten einer verdoppelten Säule, nämlich zweier hart neben einander stehenden Pfosten andeuten, in welchen die Einschnitte den hier an der Strebe gezeichneten Ecken entsprechend eingearbeitet seyn müssen. Eine Halbversatzung ist eine solche, wenn entweder nur etwa die Hälfte einer Verbindungsfläche versatzt ist, wie Fig. 59 an zwei aus ihrer Verbindung herausgewendeten Holzstücken deutlich macht; oder wenn nur die eine Seite der Brüstungen Versatzung erhalten hat, wie in Fig. 60 ebenfalls an zwei solchen Verbandstücken gezeigt ist. — Alle diese Arten von Bauholzverbindung werden, wie schon bei der hier gegebenen Auseinandersetzung derselben größtentheils erwähnt wurde, zu Bewirkung größerer Festigkeit, so wie es Lage oder andere Umstände fodern, theils durch hölzerne oft auch eiserne Nägel, theils durch Bolzen, theils durch hölzerne oder eiserne Klammern, Schrauben, Bänder und dgl. noch weiter mit einander verbunden. (*Leger.*)

Bausteine. Zu den nothwendigsten und unentbehrlichsten Baustoffen gehören die Steine, die man als natürliche (gewachsene) und künstliche unterscheidet. Die letzten sind die Lehm- oder Thonsteine und die Backoder Ziegelsteine. Von der ersten Gattung gebraucht man beim Bauwesen Quarz- Thon- Kalk- Gyps- und gemischte Steine, theils nach ihrer inneren Beschaffenheit, theils nach ihrer Gestalt, zu verschiedenen Zwecken. Ihrer Gestalt nach unterscheidet man sie in Quadersteine (die wieder in Grundstücke und Werkstücke eingetheilt werden), Bruchsteine von unregelmäßiger Gestalt, Größe und Dicke, Platten, Schiefer, meist rautenförmig und blätterig, und Steine von unregelmäßig abgerundeter Gestalt (Feldsteine). Diese Gestalten sind aber selbst wieder natürlich oder künstlich. Nur diejenigen Steinarten, denen ihrer Beschaffenheit nach durch Kunst eine willkürliche Gestalt kann gegeben werden, gestatten auch einen willkürlichen Gebrauch, die übrigen nur einen solchen, als sich mit ihrer natürlichen Gestalt verträgt. Einiger kann man sich daher nur zum Grunde, anderer nur zur Fülle, noch anderer blos zu Dachsteinen, etlicher aber zu jedem Zwecke bedienen.

Aus dem Quarzgeschlecht ist eins der gewöhnlichsten Baumaterialien der Sandstein, der theils als Bruchstein, theils als Quaderstein gebraucht wird, und daher sowol zum Mauerwerk, als zu Treppen, Geländern, Gewänden, Gewölbe und Simssteinen dient. Steine aus dem Thongeschlecht dienen, wenn sie in ganzen Gebirgen brechen, als Bruchsteine zu Mauern, wenn sie aber schiefrig brechen (Thonschiefer), theils zu Platten, theils zum Dachdecken. Aus dem Kalkgeschlechte dient der eigentliche Kalkstein, nach seiner Verwandlung in den sogenanten lebendigen Kalk, und gemischt mit Sande als Mörtel, der das Hauptverbindungsmittel des ganzen Steinbaues ist, und auf dem mithin die Güte und Dauerhaftigkeit desselben großentheils beruht. Als Baustein selbst dient aus diesem Geschlechte der Marmor, der in Ländern, wo er gemein ist, bald als Bruchstein zu Mauern, bald als Quaderstein oder zu Platten verarbeitet, zu allem gebraucht wird, wozu man sonst den Sandstein gebraucht. Der Gyps wird wie der Kalkstein in einen Teig verwandelt, und entweder zu Stuckaturarbeit oder, wenn er mit Farben eingemengt ist, als künstlicher Marmor zu Bekleidungen gebraucht. Von gemischten Steinen sind hauptsächlich zu bemerken: der Granit, der seiner großen Festigkeit wegen zu Grundmauern treflich dient, und als Quaderstein noch weit mehr gebraucht werden würde, wenn er nicht zu schwer zu bearbeiten wäre; doch ist er schon häufig zu allen Zwecken des Sandsteins und Marmors angewendet worden. Des Porphyrs bedient man sich zur Bekleidung, wie des Marmors. Der Tofstein (Duckstein), eine leichte und lockere Mischung von Sand, Thon und Kalk, ist zu Mauern, Fachwänden und Schornsteinen sehr brauchbar, und kann als Bruchstein und Quader benutzt werden. Gneiß, Trapp u. a. dienen als Bruchsteine. — Der Feldsteine mit ihrer unregelmäßig abgerundeten Gestalt bedient man sich zum Pflastern.

Da es indeß beinah in jedem Lande andere Steinarten gibt, deren man sich zum Bauen bedient, so ist es nicht wol möglich, ein vollständiges Verzeichniß aller Bausteine zu liefern. Der Baumeister muß daher die allgemeinen Charaktere der Steinarten wol kennen, und die Beschaffenheit der vorgefundenen untersuchen, um zu beurtheilen, zu welchen Zwecken sie anzuwenden sind. Beim Gebrauch jeder Steinart sind ihm aber gewisse Vorsichtsmaßregeln nöthig, welche da, wo von diesen Steinarten selbst gehandelt wird, sollen angegeben werden. Im Allgemeinen gilt als Regel, solche Steine zum Bauen zu wählen, welche Festigkeit genug haben, um die darauf gesetzte Last zu tragen, die weder in Hitze noch Kälte zerspringen, an der Luft nicht verwittern, und von Salztheilen nicht angegriffen werden.

Was die Bausteinverbindung betrift, so sind darüber nachzusehen Grund und Mauer, wo auch das übrige, das hier blos erwähnt werden konte, ausführlicher abgehandelt ist.

---

b) Baukunst in ästhetischer Hinsicht. Der Geist nun, welcher alle diese Stoffe zu einem gemeinsamen Zwecke verbindet, und alle diese lebenden und mechanischen Kräfte dazu in Bewegung setzt, ist der Baumeister, der die Form alles Einzelnen und des Ganzen bestimt. Daß seine Anordnung nicht blos von seiner Willkür abhängen könne, liegt am Tage. Wie er an die Gesetze der Dynamik, Statik und Mechanik bei der Ausführung gebunden ist, so ist er an die mathematischen Gesetze der Form bei der Anordnung gebunden, und die mathematische Formenlehre liegt ihr durchaus zum Grunde.

Die architektonische Formlehre besteht aus vier Theilen: 1) Lehre von den Grundformen, deren man sich am zweckmäßigsten zur Aufführung gewisser Gebäude bedient, 2) Lehre von den Verhältnissen, 3) Lehre von den Gliedern, und — vielleicht auch — 4) Lehre von den Verzierungen. S. Gebäude, Verhältniß, Bau-Glieder, Verzierung und weiter hinten den Abschnitt über ästhetische Baukunst.

Aus der Verschiedenheit des Gebrauches dieser Grundformen, Verhältnisse u. s. w. entspringt das, was man Bauart nent. (*Gruber.*)

Bauart bezeichnet die Verschiedenheit in Form, Verhältnissen und Verzierung, in Einrichtung und technischer Ausführung der Bauwerke. Die Veranlassungen zu dieser Verschiedenheit sind, der unterscheidende Charakter der Völker, Lebensart, Sitten und Gebräuche, die Bildungsstufe, auf welcher ein Volk steht, Klima, Erzeugnisse, Beschaffenheit des Landes und des Bodens. Es gibt daher eben so viele Bauarten, als verschiedene Gegenden des Erdbodens, als Völker einst waren und jetzt sind. Die in allen Zeiten am meisten ausgezeichneten, und allgemein merkwürdigen Bauarten sind folgende: die ägyptische; deren Charakter ist: in der Hauptform gedruckt, flach, unübersehbar weit ausgebreitet, hie und da isolirte Spitzen, überhaupt Urformen in ihrer einfachsten und würdigsten Darstellung, Kubus, Piramyde, Obeliske; zum Erstaunen ungeheure Massen, kolossal in der Plastik; zwar Robeit und Schwerfälligkeit in Bildung der Form und der Verzierung, allein mit Reichthum, tiefem Verstande, und bedeutungsvollem Sinne gepaart: Alles unerreichbar an Größe und hoher zur Anbetung stimmender Einfalt. Dunkel geheimnißvoll, weit und groß in der Einrichtung. Bewunderungswürdige Lasten, Pracht und Farbenglanz im Baustoffe; Festigkeit der Ewigkeit trotzend, die Kentnisse aller Zeiten, und alle uns bekante Kräfte übersteigende Größe, Fertigkeit, Sicherheit und Kühnheit in der technischen Ausführung. Griechische Bauart: Fläche und Höhe sanft abwechselnd, ohne alles steile, isolirte Emporragen, in der Hauptform. Edle Einfalt mit verständig angeordneter und in der herrlichsten Form ausgeführter Zierlichkeit gepaart: Schönheit in ihrer möglichsten Vollkommenheit. Besonders: in der dorischen Bauart das Einfache, Starke, Ernste, Standhafte, Männliche vorherrschend; in der jonischen Bauart das Zierliche, Weiche, Milde, Nachgiebige, Weibliche; in der korinthischen Bauart das Prächtige, Stolze, Freudige, Hohe, Jungfräuliche. Heiter, frei, lieblich, edel und anziehend in der Einrichtung. Scharf, genau und leicht, nicht übertrieben fest und nicht zu schwach, mit großem Verstande vertheilte Kraft in der technischen Ausführung. Alles: ägyptische Bauart auf der höchsten Stufe der Ausbildung. Römische Bauart: In der Hauptform die Abwechslung des Hohen und Flachen stark ausgezeichnet; stolz emporstrebend, herrschend; der Kreisbogen eigenthümlich und häufig. Verschwenderisch, überladen, prachtvoll und anmaßend in Verzierung. Großer Reichthum und Mannigfaltigkeit, höchste Bequemlichkeit und Üppigkeit in der Einrichtung. Mächtig und kühn, den Zeiten trotzende Festigkeit, scharf und genau in der technischen Ausführung. Alles: griechische Bauart in üppiger Ausartung. Altgothische Bauart: Höhe ohne Abwechslung, würfel- oder kugelförmig, schwer und drückend in der Hauptform. Der Kreisbogen herrschend. Armuth, abenteuerliche Kleinlichkeit und Plumpheit in Verzierung. In der Einrichtung dunkel, traurig, höchst unbequem. Unnöthig verschwendete Kraft, ohne Verstand vertheilte Massen, roh und unbehilflich in der technischen Ausführung. Arabische und maurische Bauart: in der Hauptform Flächen mit schlanken Höhen sanft abwechselnd, im Ganzen niedrig, leichtes gefälliges Ansehn. Hufeisenbogen, Kreisbogen und Spitzbogen. Freistehende Säulen, flache Portale, niedrige Fenster. In Verzierung überladen, diese selbst aus dem Pflanzenreiche und aus dem gestirnten Himmel mit blühender Phantasie geschöpft. Angenehmes gemäßigtes Licht, reizende Leichtigkeit, anziehende Bequemlichkeit, Pracht und Üppigkeit in der Einrichtung. Richtigkeit und Leichtigkeit, oft Nachlässigkeit in der technischen Ausführung. Neugothische Bauart: in der Hauptform kegelförmig mit unzählbar vielen Spitzen hoch emporstrebend, leicht und durchbrochen. Spitzbogen herrschend. Thürme, Stäbe, Knäufe, hohe schlanke Fensteröffnungen, tiefe Portale. Mathematische Schnörkel, Pflanzenreich, Thierreich und Farben mit reicher kräftiger Phantasie in der Verzierung. In der Einrichtung hoch und edel, schauerliches, mit Andacht, mit Ehrfurcht und mit Ernst erfüllendes Halbdunkel. Verständig vertheilter Druck, große Genauigkeit, Sicherheit, Kühnheit in der technischen Ausführung. Italiänische Bauart: in der Hauptform gleich der römischen, deren treue Nachahmung sie ist, doch übertrieben, nachlässiger und weniger richtig in der Anordnung des Ganzen und der Theile. Aber auch nicht so üppig und überladen in Verzierung. Übrigens heiter und lichtvoll, die höchste Bequemlichkeit in der Einrichtung. Sicher, richtig, mächtig und kühn in der technischen Ausführung. — Dies sind die Hauptzüge der vornehmsten Bauarten. Allein nur durch unmittelbare Anschauung kann man zur richtigen Vorstellung und zur vollkomnen Kentniß von ihnen, so wie von den andern, theils hieraus entstandenen, theils mit ihnen vermischten Bauarten gelangen. Wir verweisen daher auf die Abbildungen und geometrischen Entwürfe, die wir fast von allen einzelnen Gebäuden aller Völker des Erdbodens in unzählbarer Menge besitzen. Man findet sie in den besonderen Samlungen der Denkmäler und der Gebäude der Völker, in Werken, welche die Kunstgeschichte verschiedener Völker abhandeln, in vielen allgemeinen Werken über Baukunst, in Reisebeschreibungen, Topographien und Monographien, oft in größerer Anzahl beisammen, oft einzeln und vielfach zerstreut. Es würde die diesem Artikel vorgeschriebenen Gränzen überschreiten, wenn alle diese Werke, deren Aufschriften allein ein Buch ausfüllen würden, hier aufgeführt und nachgewiesen werden sollten: wir begnügen uns daher, als das einzige besonders hieher gehörige und in Bezug auf diesen Artikel höchstbelehrende Werk zu empfehlen, welches die merkwürdigsten Gebäude in allen Bauarten ihrer Form und ihrer Einrichtung nach zusammenfaßt, und gleichsam mit einem Blicke übersehen läßt, nämlich: **Recueil et Parallèle des édifices de tout genre anciens et modernes, remarquables par leur beauté, par leur grandeur, et par leur singularité, et dessinés sur une même échelle par Durand, Architecte et Professeur d'Architecture. A Paris, an IX.** (*Leger.*)

Zur näheren Bestimmung führen wir hier gleich noch an, was zu sagen ist über die Bauglieder, architektonische Glieder (moulures). So nent man körperliche Einheiten, durch deren Verbindung mit den Urformen, Kubus, Parallelepipedum, Pyramide, Cylin-

der u. s. w., die den Kern, die Hauptform der Gebäude ausmachen, die verschiedenen Veränderungen an den ebenen Flächen dieser Hauptform überhaupt, besonders aber die sogenanten Gesimse entstehen. Durch diese Glieder erhalten die Gebäude einen unterscheidenden architektonischen Werth, und eine verschiedene architektonische Bedeutung. Sie sind allgemein entweder platte oder gebogene Glieder. Die platten Glieder sind: das Leistchen, auch Riemchen und Plättchen genant, Fig. 1; das Band, auch Platte Fig. 2. Beide unterscheiden sich blos durch ihr Größenverhältniß an einem und demselben Werke; also daß das Leistchen drei, vier, fünf, sechs Mal u. s. w. in dem Bande enthalten seyn kann; so daß das Band an einem kleinen Werke nur ein Leistchen an einem größern darstellt. Die gebogenen Glieder sind entweder ausgebogen (konvex) oder eingebogen (konkav), oder abwechselnd aus- und eingebogen. Die ausgebogenen sind: das reine oder volle Stäbchen, Rundstäbchen Fig. 3; der reine oder volle Stab, Rundstab, Fig. 4. der reine oder volle Pfuhl Fig. 5. Auch sie werden wie Plättchen und Platte durch ihr gegenseitiges Größenverhältniß an demselben Werke oder an Werken von ähnlichem Umfange erkant. Ihre geometrische Zeichnung ist, gleich der der vorigen, so einfach, daß die bloße Anschauung zur Erklärung derselben schon hinreicht, und man kaum zu erinnern braucht, daß ihr Profil aus dem Mittelpunkte c ihrer Höhe als ein Halbkreis gebildet wird, und ihre Ausladung b c gleich ist der Hälfte a c ihrer Höhe. Gedruckt nent man diese Glieder, wenn ihre Ausladung geringer ist, als ihre halbe Höhe, folglich ihr Profil, wie Fig. 6, nach einem kleineren Bogenstücke geformt ist. Gedruckt heißt man ferner den Pfuhl, wenn sein Obertheil d e Fig. 7 aus einem tiefer unten in c′ liegenden Mittelpunkte gebildet wird. Um ihn richtig geometrisch zu construiren, ziehe man den Halbmesser c′ e, welcher die Größe des Bogenstücks d e bestimt, und in e die Tangente e f, bis diese die verlängerte Grundlinie a f in f berührt. Den dadurch bei f entstandenen Winkel halbire man, und ziehe die Halbirungslinie f e, bis diese den Halbmesser c′ e in c trift, in c den Perpendikel c g; so ist c der Mittelpunkt für das Bogenstück e g, dessen Größe durch ebengedachten Perpendikel c g bestimt wird. Auch wird einem jeden wie Fig. 8 gestürzten Wulste der Name eines gedruckten Pfuhles gegeben. Der hängende Pfuhl Fig. 9, A wird nach Fig. 9, B auf folgende Weise geometrisch entworfen. Wenn die Höhe b c und die Ausladung c d des Gliedes gegeben sind; so zeichne man aus b mit der Höhe b c das Bogenstück c g bis auf einen gewissen Theil der Höhe, hier b e = $\frac{4}{5}$ b c. Für das zweite Bogenstück muß der Mittelpunkt k also bestimt werden, daß eine auf b c gezogene senkrechte h k den Halbmesser b g also schneide, daß h k = g k werde. Zu diesem Ende errichte man in irgend einem Punkte K von b g oder dessen Verlängerung eine auf b c senkrechte K H von beliebiger Größe, halbire den dadurch bei K entstandenen Winkel, und auf die Halbirungslinie K I ziehe man die senkrechte G H, — sofort aus g zu G H parallel die g h, wodurch sich der Punkt h, aus h zu H K parallel die h k, wodurch sich der Mittelpunkt k für das zweite Bogenstück ergibt. Dieses zeichne man sodann bis auf irgend einen Theil der Höhe b c, hier b l = a l = $\frac{1}{5}$ b c = $\frac{1}{4}$ a d, und ziehe aus k den Halbmesser k n, in welchem der Mittelpunkt für das dritte Bogenstück liegen muß. Diesen Mittelpunkt p für die Zeichnung des dritten Bogenstücks genau zu bestimmen, verfahre man auf ähnliche Weise, wie solche für den Punkt k beschrieben, und in der vorliegenden Fig. 9, B durch die Hilfslinien P M winkelrecht auf a b, m n parallel zu M N, p m parallel zu P M ohne weitere Erklärung deutlich ist. Ferner der Wulst Fig. 10, 11, 12, 13 und 14 wird nach folgenden Methoden geometrisch richtig gezeichnet. Wenn seine Ausladung a b = c d gleich der Höhe b c des Gliedes ist; so wird er entweder nach Fig. 10 als ein Viertelkreis beschrieben, und heißt daher bei den Bauleuten auch ein Viertelstab, oder wenn sein Bauch eine flächere Ansicht erhalten soll: aus einem ferneren Mittelpunkte f Fig. 11 gezogen, welcher in einer mitten auf die Diagonale b d der Ausladung gezogenen Perpendikulare f i liegen muß. Dieses muß auch bei Ausladungen, die größer als die Höhe sind, geschehen. Ist aber seine Ausladung geringer als die Höhe, so wird nach Fig. 12 das Centrum c für die Zeichnung seines Profils durch den auf die Mitte i der Diagonale b d der Ausladung gezogenen Perpendikel c i gewöhnlich also bestimt, daß der Durchschnitt c dieses Perpendikels mit der Horizontale c d als Mittelpunkt zur Bildung des Profiles genommen wird. In den griechischen Monumenten ist der Wulst nach irgend einer gefälligen Curve, z. B. Fig. 13 und 14, so wie sie der Charakter eines Bauwerkes foderte, gebildet, zieht sich oben bei c wieder rückwärts, und erhält dadurch ebendaselbst eine sogenante Nase. Diese Curve läßt sich aus mehren Bogenstücken zusammensetzen, und nach folgender, für jede Höhe und Ausladung allgemeinen Methode geometrisch richtig entwerfen: man nehme von der Höhe a b des Gliedes einen Theil b c, um so kleiner, je leichter man die Nase des Wulstes erhalten will, ziehe c d parallel zu b f, und nehme sie = b c; so daß d der Mittelpunkt eines Kreises wird, der in der Fig. 13 und 14 durch punktirte Linien versinlicht ist. Nun ziehe man aus g die Tangente an diesen Kreis, und nehme, je nachdem man das Bogenstück h g, den sogenanten Bauch des Wulstes, flächer oder stärker erhalten will, einen größeren oder kleineren Theil des zwischen dem Punkte c und dem Berührungspunkte liegenden Bogens, um den Punkt h zu bestimmen, aus welchem man durch d den verlängerten Halbmesser h l, d. i. die Normallinie der Tangente für den Verbindungspunkt h führt; h und g aber verbinde man durch die gerade Linie g h, und winkelrecht auf ihrer Mitte i errichte man i l, bis h l von i l geschnitten im Durchschnittspunkte l den Mittelpunkt zur Zeichnung des unteren Bogenstückes g h bestimt. Hierauf ziehe man durch b und d die verlängerte Diagonale b p, nehme d p = d q, zeichne aus d den Bogen h c q, und aus p den Bogen o q, wodurch die Bildung des Profils durch drei Bogenstücke geschlossen wird. Es wurde oben im Vorbeigehen angemerkt, daß wenn man den Bogen h g flächer oder gewölbter erhalten will, man nur einen größeren oder kleineren Theil c h des zwischen dem

Punkte c und dem aus g bestimten Berührungspunkte liegenden Bogens zu nehmen hat. Hiebei nun darf man für die Bestimmung eines sehr flachen Bogens nicht vergessen, daß, sobald der Punkt h mit dem Berührungspunkte für die Tangente aus g zusammen fällt, der Bogen hg = o = der Tangente selbst, und der verlängerte Halbmesser hl, d. i. die Normallinie der Tangente an den Verbindungspunkt parallel zum Perpendikel aus i wird. Gefälliger flach wird die Krümmung des Bauches, wenn man sie nach Fig. 14. aus drei, folglich das ganze Profil des Wulstes aus fünf Bogenstücken zusammensetzt. Zu diesem Ende verfahre man für den obern Theil des Profils bis h nach der eben gegebenen Anweisung. Durch h und g lege man sofort die Linie gh, und winkelrecht auf ihre Mitte i die Linie ik, um durch Verlängerung des Halbmessers hl den Hilfspunkt l zu bestimmen. Nach l ziehe man dann ebenfalls von der andern Seite unten aus g die Linie gl. Hierauf nehme man auf ik den Punkt k um so ferner von l an, als man die Krümmung des Bauches flächer erhalten will, nehme auf gh den Theil hu = gt = $\frac{1}{4}$ gh, und ziehe aus u und aus t nach k hin die Linien kn und kt, bis dieselben die beiderseits aus g und h nach l verlängerten Halbmesser in k′ und k″ schneiden; so hat man den Mittelpunkt k′ für das Bogenstück hr, den Mittelpunkt k″ für das Bogenstück gs und den entfernteren Punkt k, aus welchem das mittlere sehr flache Bogenstück rs hervorgeht. Die eingebogenen Glieder heißen Kehlen. Ihre Krümmungsarten sind ganz dieselben, wie jene der ausgebogenen Glieder, nur daß bei den Kehlen ins Concave geht, was bei Stäben, Pfuhlen und Wulsten convex ist: folglich ist auch ihre geometrische Konstruction in allen jenen für Stäbe, Pfuhle und Wulste gezeigten Methoden ganz die nämliche, und es wäre überflüssig das bereits Gesagte zu wiederholen. Übrigens gibt es in allen jenen Krümmungsformen nach ihren Lagen dreierlei Hauptarten; nämlich: die gerade Kehle Fig. 15., die liegende oder Licht-Kehle Fig. 16., die stehende oder Schatten-Kehle Fig. 17. Die aus- und eingebogenen Glieder heißen Wellen; Handwerksleute nennen sie Karnieße, aus dem Italischen cornice, welches den obersten Theil der Gesimse, wo meistens eine Welle vorkomt, bezeichnet, nach teutscher Mundart gebildet. Der Wellen gibt es zweierlei Hauptarten: ansteigende Fig. 18. und 19., und fallende Fig. 20. und 21. Die ansteigenden heißen gerade ansteigende, wenn sich die Ausbiegung unten, wie in Fig. 18. befindet, verkehrt ansteigende, wenn die Ausbiegung oben, wie in Fig. 19. erscheint. Die fallenden sind ebenfalls wieder gerade fallende, wie Fig. 20., wenn die Ausbiegung oben befindlich ist, oder verkehrt fallende, wenn sie unten, wie in Fig. 21., vortritt. Die regelmäßige Zeichnung ihrer Profile besteht in Verbindung zweier Kreisbogenstücke von gleichen Halbmessern, und die Konstruction selbst wird von den Architecten nach folgender in Fig. 18. 19 u. s. w. durch punktirte Linien anschaulich gemachten, allgemeinen Methode vorgenommen. Man ziehe die Diagonale ab der Ausladung, und aus ihrer Mitte d beschreibe man einen größern oder kleinern Kreis, je nachdem man die Ein- und Ausbiegungen flächer oder ausgezeichneter erhalten will. Auf den Vierteln e und f der genanten Diagonale ab erhebe man die Perpendikel eg und fh, bis solche den zum Grunde gelegten Kreis in entgegengesetzten Richtungen schneiden; so sind die Durchschnittspunkte g und h die gesuchten Mittelpunkte, aus welchen die Bogenstücke ad und bd des Profils mit ebendemselben Halbmesser gezogen werden, mit dem man den Hilfskreis aus dem Mittelpunkte d beschrieben hat. Man wird in Fig. 20. und 21. bemerken, daß wenn die Ausladung ac des Gliedes gleich seiner Höhe bc ist, und der zum Grunde gelegte Kreis die Seiten des Quadrates der Ausladung berührt; die Mittelpunkte g und h gerade auf die Mitten der Seiten des genanten Quadrates zu liegen kommen; ferner daß zwei Kreise, die $\frac{1}{4}$ der Diagonale der Ausladung zum Halbmesser, und ihre Mittelpunkte in den Vierteln der oftgedachten Diagonale liegen haben, in ihren Durchschnitten mit den Seiten des Quadrats der Ausladung eben dieselben Punkte g und h bestimmen. Übrigens kann die Ausladung der Welle größer oder kleiner seyn, je nachdem es Styl und Charakter der Gebäude fodern. Gemeinhin pflegt man jene Ausladungen nicht mehr für schön zu halten, die über ein Viertel größer, und unter einem Drittel kleiner als die Höhe sind. Allein die Wellen kommen nicht nur als gewöhnlich wagerecht ausgeladene und regulär gebildete Glieder vor, sondern sie erscheinen auch, besonders in der gothischen Bauart, aus verschiedenen Halbmessern erzeugt, und in Verbindung mit den Leistchen, Stäben und andern, die Oberflächen der Urformen nach vertikaler Richtung zu verändern. Überhaupt entstehen aus den verschiedenen Größen aller dieser körperlichen Einheiten, und aus den mannigfaltigen fast unzählbaren Arten, sie gegenseitig mit einander zu verbinden, alle Veränderungen in den Oberflächen der Urformen, wodurch sich nicht allein die verschiedenen Bauarten noch besonders, sondern auch die verschiedenen Gebäude einer und derselben Bauart unterscheiden. Beispiele ihrer Verbindung findet man in den Artikeln Gebälke, Gesimse, Säule u. a. Von den Gliedern selbst sind einige mehr, andere weniger zur Annahme von Verzierung geeignet. Zu denjenigen, die der Verzierung am meisten widerstreben, gehören das Leistchen, der Stab, der Pfuhl in allen seinen Arten, der griechische Wulst und die Lichtkehle. Schon mehr eignen sich zur Verzierung das Stäbchen, der gemeine Wulst und die Schattenkehle, und am liebsten nehmen sie das Band und die ansteigenden Wellen an. Doch hängt dieses hauptsächlich von den verschiedenen Bauarten, und von dem besondern Charakter der Gebäude ab. Die Hauptarten selbst der vorzüglichsten Verzierung, die sie annehmen, sind ein Gegenstand des Artikels Verzierung. (*Leger.*)

Baukunst (ästhetische). Es entstehet nun die Frage, ob und inwiefern die Baukunst auch zu den schönen Künsten gehöre? Einige ziehen sie in diesen Kreis, Andere wollen sie davon ausgeschlossen wissen. Einige nennen Schönheit als wesentliche, Andre als blos zufällige Eigenschaft eines Gebäudes. Einige wollen blos diese, Andre blos jene Bauart für schöne Baukunst erklären. Einige suchen die Schönheit eines Gebäudes blos

in der Form, Andre blos in den Verzierungen. Bei so vielen Widersprüchen bedarf es einer sorgfältigeren Untersuchung.

Zugeben muß man, daß die Baukunst ursprünglich keine schöne, sondern eine blos mechanische Kunst, keine Kunst des Gefallens, sondern des Nutzens ist. Sie hat sich aber zur Kunst des Gefallens dadurch erhoben, daß der Künstler, vornehmlich in der bürgerlichen Baukunst, mit dem Zwecke des nützlichen Gebrauches, zu welchem sie ihre Werke ganz eigentlich hervorbringt, zuerst auch den Zweck, angenehme Empfindungen zu erregen, und dann selbst den höhern Zweck verband, den auf den bloßen Betrachter ästhetisch zu wirken, d. h. das Gefühl in eine eigenthümliche Stimmung zu versetzen, in der Einbildungskraft dieser Stimmung analoge Ideenreihen zu erwecken, und dadurch das ganze Gemüth auf eine jener Stimmung harmonische Weise in freie Thätigkeit zu versetzen.

Bei allem diesem bleibt jedoch unleugbar der Gebrauch der wesentliche und vornehmste, und das Ästhetische nur der untergeordnete, begleitende Zweck, und die Baukunst, wenn sie gleich, wie alle schönen Künste, einen ästhetischen und einen technischen Theil hat, läßt zweifelhaft, ob sie dadurch zu einer schönen Kunst sich erhebe. Nur wenn der technische Theil um des ästhetischen willen da, und diesem untergeordnet ist wie Mittel zum Zwecke, dann nur kann man ihr einen rein ästhetischen Zweck zugestehen. Ist hingegen mit dem ästhetischen Zwecke zugleich ein Zweck des Gebrauchs vergesellschaftet, hat dieser die Form ihrer Werke bestimt, und sie verbinden damit den Zweck des Gefallens nur insofern, als er mit dem Zwecke des Gebrauchs verträglich ist; so ist der Zweck der Baukunst nicht rein ästhetisch, und der ästhetische Theil ist dem technischen blos als Zierde beigeordnet. Verhielte es sich nun mit der Baukunst auf diese Weise, so würden alle diejenigen Recht haben, welche sie entweder, wie Twining, Kant, Heydenreich, Hermann u. A., aus dem Kreise der schönen Künste ganz ausschließen, oder, wie Krug, nur als relativ schöne Kunst, im Gegensatz der absolut schönen Künste, wollen gelten lassen. Es wird sich also fragen, ob es sich mit der Baukunst so verhalte?

Will man bei Beantwortung dieser Frage die Erfahrung zur Schiedsrichterin machen, so fängt man einen sehr langwierigen Prozeß an, von welchem sehr zu befürchten steht, daß die Gegner der ästhetischen Baukunst ihn gewinnen, ohne eben das Recht auf ihrer Seite zu haben; denn diese Kunst hat das eigne Unglück, daß die Realisirung ihrer Ideen einen dem Künstler gewöhnlich unerschwinglichen Kostenaufwand erfodert, wegen dessen schon viele der kühnsten Baue haben unvollendet bleiben müssen. Es könte daher wol treffen, daß man in der Wirklichkeit, wo man allerdings Bedenken tragen müßte, das Schöne in Bauwerken anders als mit dem Nützlichen vereint zur Erscheinung zu bringen, meist nur eine bedingt schöne Baukunst fände, ohne daß darum die Baukunst überhaupt ihre Ansprüche auf den Charakter einer absolut schönen Kunst verlöre. Unter solchen Umständen wird man vor allen Dingen die Möglichkeit einer rein-ästhetischen Baukunst darzuthun haben, und stets das, was diese Kunst ist, von dem, was sie seyn könte, unterscheiden müssen.

Jede rein ästhetische Kunst ist das, was sie ist, unter folgenden Bedingungen: 1) daß ihr Stoff überhaupt fähig ist, auf das Gefühl zu wirken, und die Energie der Einbildungskraft zu erregen, 2) daß er der Erhebung zum Ideal fähig ist, 3) daß ihre Werke eine nur dem Genie mögliche Schöpfung sind, und 4) daß die ganze Form ihrer Werke berechnet ist auf den Endzweck, das ganze Gemüth harmonisch zu stimmen. Es wird demnach zu zeigen seyn, daß auch die Baukunst diese Bedingungen erfüllen könne.

Der Stoff der Baukunst ist Masse, die aber nicht einmal gedacht werden kann, ohne zugleich ihr negatives Kenzeichen, die Begränzung derselben, also Form mit hinzuzudenken. Masse und Form also, und geformte Masse sind der Stoff der Baukunst, so wie ihr Geschäft ist, Masse zu formen. Daß nun vors Erste Masse und Form einer ästhetischen Wirkung fähig sind, zeigt uns das Wechselverhältniß beider in den Gebirgen. Je mehr in einem Gebirg Masse herrscht, um so mehr wirkt es durch Größe, je mehr aber die Form über die Masse herrscht, desto mehr wirkt es durch Anmuth und Zierlichkeit. Auf der Masse muß das Auge ruhen, an der Form bewegt es sich, und daher der verschiedene ästhetische Eindruck beider: Ruhe und Reiz. Wo die Masse die Form durchaus überwiegt, da erscheint die Größe schwer und plump: wo die Masse von der Form allzusehr verdrängt wird, da erscheint die Zierlichkeit als Tändelei. Sehr wichtig ist nun aber auch die Art der Form, und das Verhältniß geformter Massen zu einander. Die Art der Formen, die wir in dem, was wir schlechthin Masse nennen, und worunter wir die ganze unorganische Natur begreifen, müssen dieselben seyn, die wir in der unorganischen Natur finden, also alle geometrischen und stereometrischen. So wenig diese, wenn sie der Mathematiker auf das Papier hinzeichnet, eines ästhetischen Eindrucks fähig scheinen, so gewiß sind sie es doch, und der Grund davon liegt in jenem blos scheinbaren Spiele der Einbildungskraft mit Analogien, auf welchem aber die ganze anthropomorphistische Vorstellungsart beruht, von welcher der Mensch sich während seines ganzen Lebens nicht losreißen kann, und die in allen Lagen des Lebens eine ganz ungemeine Kraft über ihn behält. Daraus entspringt ein beziehungsreicher Parallelismus zwischen der äußeren und inneren Welt, vermöge dessen nicht blos jeder Gegenstand, sondern selbst jede Form der Außenwelt erscheint als ein Analogon einer Eigenschaft, Thätigkeit, Kraft, eines Zustandes der innern Welt oder der geistigen Natur des Menschen. Dieses erstreckt sich auch auf die rein mathematischen Figuren, und es ist kein Zweifel, daß sich von ihnen eine durchgeführte ästhetische Charakteristik liefern läßt. Jede derselben verhält sich zu etwas in dem Menschen wie Bild und Gegenbild, wie schon die Sprache bezeugt, wenn sie sagt: Er steht auf einem Punkte wie angenagelt; nulla dies sine *linea;* Er dreht sich ewig im Zirkel herum; mit welchen Ausdrücken man das Ruhende, das Fortstrebende und das immer auf denselben Punkt Zurückkehrende bezeichnet. Durch Parallellinien bezeichnete schon das Al-

terthum Zwillinge; und wer wird nicht bei der Wellen- und Schlangenlinie an leichte Beweglichkeit, bei dem Quadrat hingegen an ein Feststehendes denken? die Bedeutung aller dieser Figuren trit aber noch weit stärker da hervor, wo dieselben auf die Empfindung selbst wirken, und dies ist der Fall da, wo sie als Begränzungen der Masse erscheinen und die Masse durch sie als geformt erscheint. Die Einbildungskraft hat nun weit leichteres Spiel, wenn dem tastenden Sinne zugleich mit dem Auge die Linie sich als Säule, die Parallellinien als Säulenreihen, das Dreieck als Piramyde, das Viereck als Würfel, der Zirkel als Kreis oder gar als Kugel, der Halbkreis als Bogen u. s. w. darstellen. Jede von diesen geformten Massen hat ihren eigenthümlichen Charakter und eigenthümliche Bedeutung, die sich theils aus der Sprache, theils aus dem Gebrauch, den die bildende Kunst von ihnen als Attributen gemacht hat, leicht erweisen lassen. Ist nun aber dies, so kann ihnen auch ästhetische Eindrucksfähigkeit nicht abgesprochen werden.

Am auffallendsten zeigt sich diese jedoch in dem Verhältniß geformter Massen zu einander. Es ist unläugbar, daß schon das Verhältniß der Dimensionen gegen einander die Einbildungskraft ins Spiel zu setzen und eine ästhetische Stimmung zu bewirken vermag. Länge, Breite und Höhe sind sich entweder alle drei gleich oder alle drei ungleich. Da nun jede an sich schon einen eigenthümlichen Eindruck macht, — man denke nur an ein hohes Gemüth, erhabnen Geist, breite Weitschweifigkeit, ermüdende Langweiligkeit, an die Angst, die von Enge abstamt u. s. w. —, so muß aus dem Verhältniß derselben zu einander eine große Verschiedenheit von Eindrücken auf Empfindung und Gefühl entstehen. Und wer berechnet die Mannigfaltigkeit von Modificationen, die noch durch Hinzutrit von Licht, Schatten nnd Farbe entspringen! Auf allem diesem beruht alle Charakteristik der äußern Welt und ihrer mannigfaltigen Naturscenen. Wie nun aber iede Gegend, jede Partie und Scene der Natur ihren besondern Charakter hiedurch erhält, so stimt sie auch diesem gemäß das Gefühl. Charakter und Gefühl aber sind im Allgemeinen heiter, oder erhaben, oder schauerlich.

Zu diesem Verhältniß der Dimensionen zu einander komt aber auch das Verhältniß der Formen zu einander und der Massen zu einander. Es kann hierüber an der Bemerkung genügen, daß da, wo Massen und Formen nichts weniger als regelmäßig auf einander folgen, sondern sich vielmehr in gewaltsamen Übergängen und schneidenden Kontrasten zeigen, das Gemüth zwar wol am stärksten aufgeregt, hauptsächlich aber doch zu einer schaudernden Bewunderung hingerissen wird, daß hingegen da, wo die Übergänge regelmäßig, die Formen harmonisch sind, das Gemüth von einem ruhigen Wohlgefallen erfüllt und also in einen Zustand versetzt wird, worin es auf eine erfreuliche Weise nicht nur seine Umgebung, sondern auch sich selbst genießt. Symmetrie mit Eurhythmie verbunden verfehlen diese Wirkung niemals.

Nun fragt sich aber, ist dieser Stoff der Erhebung zum Ideal fähig? wie viel man sich, sogar wider Willen, mit dieser Frage chikaniren könne, weiß jeder, dem es nicht unbekant ist, wie Proteusartig die Ideale und Idealitäten erscheinen. Um nun selbst Misverständnissen vorzubeugen, scheint es rathsam, jene Frage in diese andere zu verwandeln; ist die Baukunst fähig, wenn sie jener Stoffe sich als Mittel zum Zwecke bedient, Ideen auszudrücken und zu wecken, und eine denselben harmonische Stimmung des Gefühls und der Einbildungskraft zu erregen? Mir scheint, was der Stoff allein schon vermag, das müsse der von der Kunst als Mittel benutzte Stoff noch in weit höherem Grade vermögen.

Betrachte man nun aber die Art und Weise, wie die Kunst dies bewerkstelligt. Die Baukunst findet nicht, wie die Plastik, zu ihren Werken Vorbilder in der Natur, und kann daher nicht im gewöhnlichen Sinn eine nachahmende Kunst seyn. Nur wenn Nachahmen so viel heißt als: mit denselben Mitteln und zu demselben Zwecke etwas Ähnliches hervorbringen als schon da ist, dann nur wird man eine Art von Nachahmung auch der Baukunst zuschreiben können. Aber welche Nachahmung. Nirgend zeugt sich deutlicher, daß alles ästhetische Nachahmen in einem wahren Umbilden und Selbstschaffen bestehe, denn der Baukunst sind alle Vorbilder nur einzeln und zerstreut gegeben, können auch nicht zu einem Ganzen zusammengesetzt werden, und dienen überhaupt mehr zur Anregung als zur Richtschnur. Alles muß hier erfunden, und ohne Erfindungskraft kann nichts geleistet werden. Ist nun aber Erfindungskraft das Hauptkennzeichen des Genies, so ergibt sich, daß, wenn irgend eine, gerade diese Kunst Genie erfodere. Und zwar keineswegs blos wissenschaftliches Genie, oder ein sogenantes Genie für Mechanik, sondern im eigentlichen Sinn, ein ästhetisches Genie, d. h. einen Menschen, reich an productiver Einbildungskraft, von starkem und schnellem Kombinationsvermögen, fähig von Ideen begeistert zu werden, und mit einer Organisation, welche vorzugsweise für gewisse Eindrücke der Natur eine zarte und feine Empfänglichkeit hat. Wie der Musiker für Töne, der bildende Künstler für Gestalten, der Maler auch für Licht und Farben, der Dichter für die ganze innere Welt, so ist der Baukünstler vorzüglich empfänglich für alle Bedeutsamkeit der Massen und ihrer Formen und Verhältnisse in aller möglichen Harmonie und Disharmonie derselben. Während nun dies ihn fähig macht, ästhetische Ansichten von der Natur zu fassen, so weit diese seiner Kunst analog erscheint, und von solchen hauptsächlich begeistert zu werden, arbeitet seine Phantasie an Entwürfen von Werken ähnlicher Art, die wenigstens einen ähnlichen Eindruck bewirken sollen. Das einzeln Zerstreute, was er mit feinerem Sinne bemerkt, und dessen Wirkungen auf Empfindung und Gefühl er an sich selbst erfahren hat, sammelt sich wie in einen Brennpunkt, und strahlt zurück durch da Medium seines Geistes. Die Erzeugnisse seines Geistes können nicht anders als original seyn.

Kann man nun aber zweifeln, daß ein solcher Künstler, wenn er seinen innern Idealen reale Existenz geben will, mit dem größten Eifer streben werde, alles so anzuordnen, daß das Werk auch den beabsichtigten ästhetischen Eindruck wirklich mache? an seinen Mitteln liegt es wenigstens nicht, wenn er seinen Zweck nicht erreicht. Wie die Verhältnisse, deren er sich bedienen kann, den

Akkorden der Musik gleichen, so kann er auch durch dieselbe eine Harmonie hervorbringen, die auch auf den unkundigen Betrachter ihre Wirkung so wenig verfehlen wird, als die Musik auf den, der ihre, ebenfalls mathematische, Grundlage nicht versteht. Wie in der Musik, so ist freilich auch hier Mathematik die Basis; deswegen aber ist weder dort noch hier mit ihr allein alles auszurichten, denn ästhetische Ideale lassen sich nicht blos mathematisch konstruiren.

Erwägt man alle diese Punkte, so kann man nicht umhin, die Möglichkeit einer rein ästhetischen Baukunst zuzugestehen. Diejenigen, welche behaupten, daß in jeder Kunst, welche Ansprüche macht den ästhetischen zugezählt zu werden, die Elemente der vier ästhetischen Hauptkünste sich vereinigen müssen, können nicht in Abrede seyn, daß dies ebenfalls hier Statt finde; denn es vereinigt sich mit dem poetischen Element, der Idee, das plastische, die Form nämlich, welche die Idee am zweckmäßigsten ausdrückt, das mimische, die Zusammenstimmung aller Theile und Verhältnisse zu Idee und Form, und das musikalische, die Stimmung, welche dem Dargestellten analoge Ideen erweckt. Mit der Plastik erscheint die Baukunst am verwandtesten, denn beide sind wirkliche Raum erfüllende bildende Künste; beide aber haben sich in das Gebiet der Natur getheilt, indem die Plastik Gegenstände aus der organischen, die Baukunst aus der unorganischen Welt bildet. Entbehrt sie dadurch den Vortheil, einem Typus der Natur, einem gegebenen Kanon der Gestalt folgen zu können, so wächst ihr dagegen der Gewinn desto größerer Freiheit zu, und sie erscheint in hoher Würde als die bloße Nachahmerin des Weltbaumeisters selbst.

Wie verhält sich nun aber die Wirklichkeit zu dieser Möglichkeit? Wo objektive Zweckmäßigkeit, statt der ästhetischen, vorzuwalten anfängt, da scheiden sich die ästhetische Baukunst und die bürgerliche von einander. Es läßt sich nicht anders erwarten, als daß diese letzte, die an sich nur des tüchtigen Baumeisters und nicht des eigentlichen Baukünstlers bedarf, beinah allgemein seyn muß, und daß die ästhetische Baukunst nur sehr wenig ausgeübt werden kann. Die Idee dieser Baukunst hat man aber zu realisiren versucht an solchen Bauwerken, die zu einem nicht alltäglichen, sondern mehr festlichen Gebrauche bestimt, und schon deshalb geeigneter sind, ästhetische Eindrücke im Gemüthe zu bewirken. Da in ihnen die ästhetische Zweckmäßigkeit überwiegend werden kann, so wird man ihnen den Namen ästhetischer Bauwerke wol unbedenklich zugestehen. Zu Werken dieser Art gehören Tempel, Paläste, Gebäude für Stat, Wissenschaft und Kunst, Triumphbogen und Ehrenpforten, Mausoleen, Garten- und Landhäuser. Diese alle haben zwar einen objectiven Zweck, der nicht aus den Augen gesetzt werden darf, allein dieser objektive Zweck ist den ästhetischen Zwecken so günstig, daß es kaum etwas anders bedarf als nur jenen echt charakteristisch auszudrücken, um eines ästhetischen Eindrucks, und einer dem Gegenstand harmonischen ästhetischen Stimmung gewiß zu seyn.

Will man nun aber auf diesen Eindruck und diese Stimmung sorgfältig achten, so wird man bald bemerken, daß sie nicht bei allen diesen Werken gleich sind, und zwar um so weniger, je mehr ein jedes mit ästhetischer Zweckmäßigkeit ausgeführt ist. Bei dem einen wird das Gefühl zur Heiterkeit, bei dem andern zu erhabenem Ernst, bei noch einem andern zu stiller Wehmuth und elegischer Schwärmerei gestimt werden. Das Ästhetische erscheint demnach unter einem dreifachen Hauptcharakter, unter welchem es, wie an einem andern Orte gezeigt werden soll, überall erscheint, als Schön, als Erhaben oder als Sentimental, statt dessen ein Anderer vielleicht lieber Romantisch genant sähe. Hierüber etwas auszumachen ist jetzt nicht der Ort; nur bemerkt muß werden, daß es nicht ohne Absicht geschah, wenn von der Baukunst als einer ästhetischen Kunst, und nicht, wie gewöhnlich geschieht, als schöner Kunst gesprochen wurde, denn jener Verwirrung, welche dadurch in alle ästhetische Untersuchungen gekommen ist, daß von dem Schönen bald in weiterer, bald in engerer Bedeutung gesprochen wurde, und welche namentlich in Untersuchungen über die Baukunst zu einseitigen und ungerechten Urtheilen Veranlassung gegeben, sollte dadurch vorgebeugt werden.

Jene Verschiedenheit des Ästhetischen zeigt sich nämlich auch in dem Charakter der verschiedenen Bauarten, deren jede sich auf eine Urform zurück führen läßt, die man zwar nur aus Zufall oder Nothwendigkeit annahm, nachmals aber ästhetisch benutzte, wie sie eben bei dem Volk, das sie hatte, benutzt werden konte. Treu spiegelt sich auch hierin der Charakter des Landes und des Volkes.

Die Urform zu jeder Bauart wurde bestimt durch die ersten Wohnungen eines Volkes. Je nachdem es zu den Troglodyten, zu Bewohnern von Ebenen oder von Wäldern gehört hatte, waren Höhle, Hütte oder Zelt, und Laube seine frühesten Wohnungen, und diese gaben der Baukunst überall eine Art von Musterbild. So entstand eine Höhlen-, Hütten- oder Zelt-, und Wald- oder Laubenbaukunst. Bei den Indiern und Ägyptern finden wir Höhlen-Baukunst, bei den mittel- und vorderasiatischen Völkern und den Griechen Hütten-Baukunst, bei den Arabern und Mauren Zelt-Baukunst, bei den Germanen und ihren Stammesverwandten Wald-Baukunst. Jede von diesen Bauarten hat nun ihre eigenthümliche Urform, die Höhle die der Piramyde, die Hütte die des Vierecks oder eines Oblongum, das Zelt einen Zirkel, der Wald eine Ellipse. Da nun, als das Bauen zur Kunst wurde, diese Urform zugleich auch Grundform wurde, indem sie als die vorherrschende das Verhältniß alles Einzelnen zum Ganzen bestimte, so erhielt jede dieser Bauarten einen eigenthümlichen Charakter, und muß demnach auch eine eigenthümliche Gemüthsstimmung hervorbringen. Achtet man nun hierauf genau, so entdeckt man, daß eben diese Bauarten — wofern man die Hütten- und Zeltbauart nur für Eine rechnet, wozu die Natur der Sache auffodert, — als Repräsentanten der drei Hauptarten ästhetischer Baukunst betrachtet werden können. Die Hütten- und Zeltbauart hat in ihrem heitern, aber auch edlen, Wesen den Charakter des eigentlich Schönen, die Höhlenbauart in ihrer düstern Großartigkeit hat den Charakter des Erhabnen, die Waldbauart in ihrer ernsten Melancholie den Charakter des Sentimentalen oder Romantischen. Kaum ist es nöthig hinzuzufügen,

daß dabei freilich, wie in allem Ästhetischen, mancherlei Übergänge und Modificationen Statt finden können. Daraus entspringen Mittelarten, wie z. B. aus der Mischung des Arabischen und Germanischen etwas entsprungen ist, das man als ein Phantastisches in der Baukunst bezeichnen könte; immer aber wird es sich bald mehr der einen oder andern ästhetischen Hauptart annähern. Ob es gut seyn möchte, viele solcher Mischungen zu versuchen, das ist freilich eine Frage, die zu bejahen man wol Anstand nehmen wird. Jede der genanten Bauarten scheint das Ideal für eine gewisse Art von Bauwerken, welche zusammen alles in sich fassen, was ästhetisch bauwürdig seyn dürfte, und ein wahrhaft guter Geschmack hat stets von einer jeden den zweckmäßigsten Gebrauch zu machen gewußt. Die griechische oder Hüttenbauart ist stets als die zweckmäßigste anerkant worden, für die eigentlich bürgerliche Baukunst, die arabisch-maurische oder Zeltbauart für alles, was sich durch Leichtigkeit auszeichnen soll, z. B. zu Lusthäusern in Parks, Badehäusern u. dgl., die indisch-ägyptische oder Höhlenbauart für alles, wobei man ernste und große Ideen erwecken wollte, z. B. die Mausoleen, und die Waldbauart, die im Allgemeinen die germanische genant werden kann, überall, wo das Melancholische, das Schauerliche und Feierliche vorherrschen sollte, z. B. bei Eremitagen, Kirchen, Kapellen.

Die griechische Baukunst wird diesemnach mit Recht als schöne Baukunst im engeren Sinne aufgeführt werden, sehr mit Unrecht aber nent man sie als allein schöne Baukunst oder als die ästhetische Baukunst überhaupt. Zwar hat sie vor allen übrigen Bauarten den Vorzug, daß sie mit Beibehaltung des Charakters des eigentlich Schönen des mannigfaltigsten ästhetischen Aus- und Eindrucks fähig ist (wovon der Grund in der Verschiedenheit ihrer Säulenordnungen liegt, deren jede einen eigenthümlichen ästhetischen Charakter hat, welche zusammen wieder die drei ästhetischen Hauptarten, nur hellenisch modificirt, darstellen); allein dies macht sie nur vollkommener und reicher, ist aber doch kein hinreichender Grund, um nun neben ihr die übrigen Bauarten verdrängen zu lassen, die übrigens dessen, was man eine formale Schönheit nennen kann in ihrer Art ebenfalls fähig sind. Diese formale Schönheit besteht aber blos in ästhetischer Zweckmäßigkeit und Reinheit des Styls, kurz in Erfüllung der Anfoderungen eines gebildeten Geschmacks, woraus sich von selbst ergibt, daß diese formale Schönheit nicht einerlei sey mit der blos technischen Vollkommenheit. Daher der Unterschied zwischen dem Baukünstler und dem Baumeister. Während dieser blos technische Vollkommenheit bezweckt, strebt jener formale Schönheit mit ihr zu verbinden, wozu die Formlehre zwar die Grundlage, die Geschmackslehre aber gleich nothwendig ist, denn sie ist gesetzgebend für die durch einen höhern Rhythmus bedingte Metrik dieser Kunst.

Dieser formalen Schönheit ist nun die Baukunst in allen ihren Werken fähig, und die sogenante gemeine oder niedere Baukunst ist die Baukunst als relativ schöne Kunst, d. i. als eine durch Form- und Geschmackslehre zugleich bedingte Kunst. Sobald der Baumeister bei dem Entwurf seiner Werke auch darauf Rücksicht nimt, daß sie dem bloßen Anblick gefallen, so räumt er auch der Ästhetik einen Einfluß auf die Ausübung seiner Kunst ein, und zieht nicht den Verstand allein, sondern auch das Gefühl zu Rathe, dessen Foderungen er mit den Foderungen des architektonischen Zweckes zu vereinigen sucht. Um diesen Zweck zu erreichen hat er drei Mittel: 1) Ausdruck des Charakters im Allgemeinen. Dieser muß nur nicht erst durch Untersuchung und Raisonnement entziffert, sondern unmittelbar durch den Eindruck empfunden werden. 2) Ästhetische Zweckmäßigkeit alles Einzelnen in Beziehung auf das Ganze. Alles beruht hiebei auf den Verhältnissen. Ein einfaches Gebäude von guten Verhältnissen thut an sich schon eine gefällige Wirkung, da hingegen ein Gebäude mit unzusammenstimmenden Verhältnissen immer ein geschmackloses Ansehen behalten wird, wenn auch die schönsten Verzierungen daran verschwendet wären. 3) Verzierung. Durch bedeutende Verzierungen kann der Ausdruck des Charakters unterstützt und gehoben werden. Hauptregel bei ihrem Gebrauch aber ist, die Verzierung immer auf das Nothwendige zu gründen, die Zwecke des Gebäudes und seiner Theile nie unter willkürlichen Formen und Zierathen zu verbergen. Sobald man sich über das Gesetz der Zweckmäßigkeit hinwegsetzen und willkürliche Verzierungen erlauben wollte, würde man allen Einfällen und Ungereimtheiten den Weg bahnen. — Hieraus geht zugleich hervor, daß es eine ganz falsche Meinung ist, wenn man glaubt, die Baukunst werde durch ihre Verbindung mit andern bildenden Künsten zu einer schönen Kunst. Sie ist es entweder durch sich selbst, oder gar nicht. (*Gruber.*)

Grundzüge einer Geschichte der Baukunst.

Das Anziehende, das der Geschichte einer jeden Kunst und Wissenschaft eigenthümlich ist, wird bei der Darstellung der Ausbildung der Baukunst nicht wenig erhöht, da keine Kunst mit der Kultur der Völker so innig vereint ist, als die Baukunst. Sie war es, welche vornämlich die Kultur beförderte und auf sie den bedeutendsten Einfluß hatte, so wie, im Gegentheil, keine giltigern Zeugen von dem Charakter und der Stufe der Bildung der Völker auftreten, als ihre Bauwerke. Auch ist es nicht zu verkennen, daß die Geschichte der Baukunst das beste Mittel zur Hand gibt, den rechten Augenpunkt aufzufassen, aus dem diese Kunst zu betrachten ist, um von ihrem hohen Werthe vollkommen überzeugt zu werden. Und so bedarf es keines Beweises der Wichtigkeit ihrer Geschichte, wie diese auf vielfache Weise belehrend und erhebend sey, auf den Geist, wie auf das Gemüth mit gleicher Kraft einwirkend.

Ist der Ursprung der Baukunst in Dunkel eingehüllt und können wir ihren Anfang nicht ergründen, der in die entferntesten Zeiten fällt, so ist doch gewiß, daß sie aus der Natur und Religion hervorging, es ist gewiß, daß sie erst dann als Kunst sich zeigte, als Tempel, die den Göttern geweihten Gebäude, errichtet wurden. Die Höhle, die Hütte, die den frühesten Bewohnern der Erde zum Aufenthalt dienten, waren nur Erzeugnisse des Bedürfnisses, zwar der Anfang des Bauens, aber nicht der Anfang der Kunst, und sie gaben nur Gelegenheit zur Erweckung mechanischer Fertigkeiten, die hernach, bei der Anlegung der Tempel Vortheil gewährten.

Die Grundsätze, die hiebei befolgt wurden, gab die Geometrie, die durch Beobachtung der Natur, durch die Erkentniß der Elemente derselben und ihrer Gesetze, wonach sie ihre Schöpfungen bildet, entstanden, auf die höchste Intelligenz sich gründet. Aus der Natur gingen die Regeln zur Errichtung eines Bauwerkes hervor, aus den Gesetzen der Wirkung und Gegenwirkung, der Kraft und des Widerstandes die Formen. Die Baukunst folgte daher der Natur unmittelbar und diese auf einem so unwandelbaren Grunde ruhenden Regeln verhindern es, daß die Baukunst, bei allen Ausartungen, denen sie unterworfen ist, nie ganz herabsinken, daß im Wesentlichen das Richtige und Gute nie die Oberhand verlieren wird, wenn auch im Zufälligen der verschiedene Geschmack manche Auswüchse, ja Abenteuerlichkeiten hervorbringt. Am deutlichsten zeigt sich dieses zu jener Zeit des Verfalls der Kunst, unter den spätern römischen oder byzantinischen Kaisern, wo die Baukunst nie so herab sank als andere bildende Künste. Wenn Mangel an Kentniß in der Zeichnung, Unerfahrenheit in der Ausführung hierin oft Misgestalten hervor brachten, und weder die Vorbilder der Natur, noch die Meisterstücke der Alten vermögend waren, den Bildner und Maler auf den richtigen Weg zu führen, so konte der Baukünstler sich von diesem nie ganz verirren, da die Norm, die er befolgte, zu fest gegründet war, als daß sie ihm nicht stets zur Leitung hätte dienen müssen. Man spricht vom Typus, den die Alten, besonders die Ägypter, in der Kunst befolgten, von dem sie nicht abwichen, und was war dieser Typus anders als das reine Gesetz der Natur, das den ältesten Weisen zu heilig war, um sich von ihm zu entfernen.

Gehen wir von diesen Ansichten aus, deren Richtigkeit nicht zu verkennen ist, so müssen wir der Baukunst eine sehr hohe Stelle in der Reihe der Erkentnisse einräumen. Aus den Gesetzen der Natur entsprossen, mußte sie dadurch auch auf den Urheber derselben führen. Und da sie als die älteste aller Künste, als das Erste sich darstellt, wo der Mensch als Erfinder, als Schöpfer sich zeigte, so konte es auch nicht anders seyn, als daß sie den Grund zu andern Kentnissen legte. Sie war es, welche mannigfaltige Fähigkeiten des Menschen, so wie mechanische Fertigkeiten erweckte und vervollkomte, die, auch auf andere zum Leben nothwendige Gegenstände angewandt, auf die allgemeine Bildung von nicht geringer Einwirkung waren. Sie erscheint als die Mutter und Vorgängerin der andern bildenden Künste und der Verzierungskünste, die ihr überall nachfolgten, wo wichtige Bauwerke errichtet wurden, zu deren Ausschmückung sie dienten. Dieses findet sich im Alterthum und wird ebenfalls in neuern Zeiten sichtbar. Als die Indier und Ägypter ihre großen Bauwerke aufstellten, da erkeimte auch die Bildnerkunst. Als die Griechen Tempel bauten, da erwachte der Geist des Phidias, Apelles und anderer Meister. Das neuere Italien sah erst seine großen Bildhauer und Maler entstehn, als die Baukunst wieder auflebte. Und so bekamen nicht weniger in andern Ländern, Malerei und Bildhauerei neuen Schwung, sobald die Baukunst sich empor hob. Und so wird mit vollem Rechte behauptet, die Baukunst sey es, welche vorzüglich alle innern und äußern Kräfte des Menschen erweckte, welche auf das Allgemeine der menschlichen Bildung in moralischer und physischer Hinsicht wirkte, indeß die Wissenschaft nur einzele Kräfte nährte und erhob.

Die ältesten Völker, die für die Geschichte der Baukunst merkwürdig erscheinen, sind die Indier. Ostasien, die Wiege aller Kultur, stellt auch die ältesten uns bekanten und auf unsere Zeit gekommenen Bauwerke von Wichtigkeit auf. Es sind in Felsen gehauene Tempel. Die Förderung der Metalle gab die erste Gelegenheit zur Bewältigung der Felsen. Die Höhlen, die dadurch entstanden, weihte man den Göttern, da in der ältesten Religion der Erdkultus herrschte und die Erde als die Mutter aller Dinge verehrt, alles aus der Nacht hervorgegangen angenommen wurde; daher man unterirdische Orte als die zweckmäßigsten zur Verehrung der Götter halten mußte. Indien ist reich an solchen Erdentempeln.

Die Insel Elephanta, Sungum, Canari und Ambola auf Salsette, Trincomale zeigen dergleichen Tempel. Einer der größten ist der zu Carli, und zu Mahaballipuram finden sich mehre, auch Monolithen, oder Kapellen, in große, freistehende Felsenstücken ausgehauen. Bewundernswürdig ist, nach der Erzählung der Reisenden, ihre Bearbeitung und Einrichtung; sie zeigen uns aber auch den Anfang aller Kunst. Nicht kahl sind die Felsenwände gelassen, welche sie begränzen, nicht roh die Stützen, welche zum Tragen des obern Gebirges dienen. Bei jenen finden wir erhobene Bildhauerarbeit, Bilder der Götter, bei diesen eine zierliche Form, auf mannigfaltige Weise ausgeschmückt.

Hier sehen wir deutlich, wie der Stein zur Formenbildung führte, aber wir sehen auch, daß die Indier nur einzele Theile auszubilden vermochten, vorzüglich die künstlichen Stützen, aus denen in der Folge, wahrscheinlich zuerst bei den Ägyptern, die Säulen entstanden. Auf das Ganze konte damals noch nicht Rücksicht genommen werden, da die Tempel nicht frei standen, daher auch keine Gelegenheit gaben, das Äußere in Betracht zu ziehen.

Erkennen wir also Indien als das Mutterland der Kunst, so müssen wir auch annehmen, daß von da die Kunst sich weiter verbreitete. Wie dieses geschehen, ist unbekant. Aber wir wissen, es zogen von Ostasien Völker aus bis in die Gegenden des Kaukasus, wo eine neue Welt, ein neues Indien entstand. Als sie feste Sitze gefaßt hatten, legten sie den Grund zu ihrer Kultur durch Ackerbau und durch Ausübung der Kunst, die sie zur Anlage der Tempel bedurften, welche, unstreitig den Ostasiatischen gleich, in die Felsen gehauen wurden. Dieses beurkunden die ausgearbeiteten Höhlen, die in einigen Gegenden des Kaukasus angetroffen wurden. Was uns davon bekant ist, beschränkt sich nur auf wenige Nachrichten. Wir hören von einer, unweit der Stadt Gori am Xanthflusse, in Felsen angelegten Stadt, Upblißziche, Herrenschloß, wo Stadtmauern, Thore, Gassen, Häuser in den lebendigen Stein gehauen sind. Dergleichen sollen in Georgien sich mehre finden. Wir hören von einem Felsen im Lande der Badill, mit mehr als tausend großen Höhlen, die zu Wohnungen dienten,

von ähnlichen Höhlen, bei der Stadt Kuba. Wir hören von einem Felsen zu Podorna, in den mit großem Fleiße sogar die Treppen ausgehauen sind, die aus einem Stockwerke in das andere führen. Aber noch fehlt es an gründlicher Untersuchung dieser Überreste der Vorzeit, und wir ahnen nur, daß wichtige Denkmale sich hier finden können.

Hier in dem zweiten Ursitz am Kaukasus und Pontus finden wir eine gemeinschaftliche Kultur der Völker, und hier ist der allgemeine Standpunkt aufzusuchen, von dem die Völker der ältesten Zeiten in der Kultur ausgingen. Als nun in diesen Gegenden eine geraume Zeit hindurch die Völker sich verbreitet hatten, unter denen die Kolchier die mächtigsten und angesehensten waren, so häuften sie sich daselbst so sehr, daß sie auf Auswanderungen bedacht wurden. Ein Theil zog südlich nach Arabien, Äthiopien und Oberägypten, ein anderer Theil nahm den Weg nordwestlich nach Europa. Wie sie überall die Kultur des Landes beförderten, so blieb auch die Kunst nicht zurück. Es ist jedoch nicht anzunehmen, daß alle ausgewanderte Kolonien in der bereits erhaltenen Kultur fortgingen, vielmehr scheint es mehr als gewiß zu seyn, daß hin und wieder, durch zufällige Umstände, die Kultur vernachlässigt wurde, und die Völker wieder in einen rohen Zustand zurückfielen. Dieses kann, unter andern, dadurch veranlaßt worden seyn, daß der Ackerbau nicht mehr geachtet und nicht ferner getrieben, dafür aber der Hirtenstand gewählt wurde. Es wird, um nur ein Beispiel anzugeben, von rohen Völkern in einigen griechischen Provinzen erzählt, so daß man glauben sollte, diese Völker hätten noch gar keinen Grund einiger Kultur gehabt. Da dieses nicht wahrscheinlich ist, indem in Kolchis, woher die Griechen kamen, die Bildung schon Fortschritte gemacht hatte, so läßt es sich nicht anders denken, als daß nur durch Vernachlässigung bereits erlangter Kentnisse, Verwilderung eintrat. Dieser wurde jedoch durch Kolonien aus andern Ländern gesteuert, die späterhin in solchen Gegenden eintrafen, und die ältern Bewohner zu einem bessern Leben führten.

Ägypten ist es, eine der ersten Kolonien des zweiten Urlandes, das uns von der fortschreitenden Kultur dieser Zeiten, von dem Zustand und der ersten Ausbildung der Baukunst deutliche Anzeige gibt. Von Äthiopien aus, wohin über den arabischen Meerbusen die Völker sich verbreitet hatten, wurde Oberägypten bevölkert, indeß der untere Theil des Landes noch ein Sumpf war, der aus dem Moore nach und nach hervortrat, als das Mittelmeer das Land bei den Säulen des Herkules, dem heutigen Gibraltar, durchbrach und in das atlantische Meer sich ergoß. Der obere Theil des Landes, in früher Zeit von Priesterfamilien regirt, erhielt späterhin Könige, die mehre Jahrh. hindurch Oberherrschaft führten. Diese wählten Thebä zu ihrem Wohnsitze. Als die Bewohner des Landes sich weiter herabwärts, zunächst an dem Nil ausbreiteten und Mittelägypten bevölkerten, wurde Memphis erbaut, das von jetzt an den Königen zur Wohnstadt diente. Aber auch seitwärts wurde das Land gewonnen und der südliche Theil, bei dem lybischen Gebirge, unter Möris, angebaut, der einen Kanal und einen großen See anlegen ließ, um das Wasser nach den Überschwemmungen des Nils aufzunehmen. Sesostris wird als der König gerühmt, der auf Niederägypten seine Sorgfalt wandte, der durch Kanäle das Delta und dessen Umgebungen vom Wasser befreien und es urbar machen ließ; wozu auch griechische Kolonien behilflich waren, die vom Hämusgebirge hieher zogen. Hier wurde Sais angelegt, von den Königen zum Aufenthalte gewählt, bis späterhin, unter den Ptolemäern, Alexandria als Hauptort erkant wurde.

Ägypten war sehr reich an Baudenkmalen. Überall prangten mächtige Tempel und wenn auch die Könige nach und nach die obern Theile des Landes verließen, so hatte doch dieses keinen nachtheiligen Einfluß auf dieselben, und die Tempel wurden, wie vormals, erhalten. Außer diesen sah man prachtvolle Grabdenkmale, bald in Felsen gehauen, bald als Tempel gebildet, bald als Pyramyden. Gleich groß waren die Ägypter im Wasserbaue und in der Anlegung der Kanäle, die zwar nicht als Kunstwerke zu betrachten und deshalb hier weniger als andere Überreste zu berücksichtigen sind, die aber, als zur Gewinnung und Erhaltung des Landes nothwendig, alle Achtung verdienen. Sie wurden theils um das Land urbar zu machen, angelegt, theils um das Wasser, nach der Überschwemmung des Nils, abzuleiten, oder es Gegenden zuzuführen, die vom Nil entfernt waren.

Die Zeitfolge jener Denkmale der Kunst, der Tempel und Grabmäler, läßt sich nicht gewiß bestimmen, im Allgemeinen aber gibt hierüber der Anbau des Landes Auskunft und läßt erkennen, daß die Bauwerke des obern Theiles älter seyn müssen, als die der untern Theile. Sollten, wie zu vermuthen, einige Denkmäler jener Gegend spätern Ursprungs seyn, im ältern Style gearbeitet, so wird dieses nur selten vorkommen und unstreitig das spätere Alter sich selbst durch die Bearbeitung und Ausführung verrathen. In Oberägypten haben sich mehr Denkmäler erhalten, als in den untern Theilen des Landes, wahrscheinlich weil in den letzten Gegenden, in spätern Zeiten, die Steine der ältern Bauwerke zu neuen Gebäuden genommen wurden, während in Oberägypten, wo eine geringere Volksmenge sich befand, als weiter hinab, und wo daher nicht so viel neue Gebäude errichtet wurden, die meisten Tempel unberührt stehen und ihrem Schicksal überlassen blieben, das sie unsern Zeiten aufbewahrte. Eine solche Benutzung der Steine alter Gebäude zu nachmals erbauten, fand schon unter den Römern Statt und wurde ebenfalls bei den neuen Bewohnern des Landes, den Arabern, befolgt. Ja man will sogar in den Trümmern von Tempeln im alten Styl entdeckt haben, daß viele der Quadern an den innern Seiten, mit denen sie an einander liegen, mit Hieroglyphen besetzt waren, die folglich von ältern Gebäuden genommen seyn mußten.

Wenn in Nubien noch jetzt sehr alte Denkmäler vorkommen, so finden sich auch in Oberägypten eine nicht geringe Anzahl derselben, auf der Insel Philä, von Syene, dem alten Essuan, auf der Insel Elephantine, die ein sehr hohes Alter erkennen lassen, zu Ambos, zu Edfu, zu Elkab, Esne, Erment, zu Tentyris, von Theben, dessen Flur auf beiden Seiten des Nils sich ausbreitete, überall mit wichtigen Ruinen bedeckt. Dahingegen trift man in den mittlern und untern Theilen des Lan-

des, außer den Piramyden, wenig beträchtliche Überbleibsel, und selbst von Memphis und Sais zeigen sich nur geringe Spuren.

Verfolgen wir nun den Gang der Kunst in Ägypten, von oben herab bis in das Delta, so sehen wir deutlich, daß hier die Kunst aus den Höhlen ausging. In dem obern Theile, bei der zweiten Kataratte des Nils, finden sich Tempel in Felsen gebauen, von denen die zu Ipsambul und Derri unter die merkwürdigsten gehören. Weiter herunter bei der ersten Kataratte des Nils, sieht man Tempel, deren Zelle zwar in den Felsen eingegraben, die Portikus vor der Zelle aber frei aufgestellt ist. Ferner in das Land hinab verlieren sich alle Höhlenbaue, alle unterirdischen Tempel, und es erscheinen ganz im Freien gebaute Tempel.

So wie nun die Höhlen verlassen wurden, so mußten auch in der Kunst Fortschritte geschehen, die der Bau im Freien nothwendig nach sich zieht, wo Mauern und Bedachungen nöthig sind, die sonst der Felsen gab, und man mußte jetzt auch auf das Äußere bedacht seyn, um diesem eine bestimte Form mitzutheilen. Wurde sonst die Kunst hauptsächlich auf die Stützen gewendet, so fing man jetzt an, diese sorgfältiger und ausgezeichneter zu bilden, und es entstanden aus ihnen die Säulen, zum Tragen der Bedachung, diese bestand aus großen Steinplatten, welche auf den von Säule zu Säule liegenden Steinblöcken ruhten, aus denen das Gebälke hervorging. So gelangte man durch den Steinbau zur Formenbildung, sowol des Ganzen und der Gestalt der Tempel, als auch der einzelen Theile und zur Erfindung der Säule.

Das Charakteristische der ägyptischen Bauart ist das Großartige, Kolossale, wozu schon die Natur des Landes und die mächtigen Felsenmassen, die es aufzeigt, führen, was aber auch in dem Charakter der alten Völker und der ältesten Kunst selbst liegt. Die schwere Bedachung verlangte zur Unterstützung viele Säulen, die von bedeutender Stärke seyn mußten. Dieses fand nicht nur bei Säulengängen Statt, sondern auch bei den Zellen der Tempel war es nöthig, deren Bedachung im Innern, das keine Beleuchtung hatte, als von der vordern Öffnung, von Säulen getragen war. Hiedurch erhielt das Ganze das höhlenartige Ansehn der alten Felsentempel, welches man, in der Religion dieser Zeiten, dem Erdkultus, gegründet, nicht verlassen durfte. Um den Eingang dieser Tempel bedeutend und dem Großen des Ganzen entsprechend zu machen, wurden mächtige Pylonen aufgestellt, Hallen in Piramydal-Gestalt mit schräg ablaufenden Seiten-Mauern. Vor ihnen standen, zur Erhöhung des Feierlichen, Obelisken, die Symbole der Kräfte der Natur, und kolossale Bildsäulen, wozu auch die Reihe der Sphinxe beitrug, womit zuweilen die Zugänge zu den Tempeln geschmückt waren. Überdies hatte Alles reiche Verzierung. Die Thaten der Könige, Gegenstände des Kultus, waren in erhobener Sculptur dargestellt, und die Hieroglyphen machten die Steine zum lebendigen Wort. War so das Äußere ausgezeichnet, so fehlte es auch dem Innern nicht an Auszeichnung, wo ebenfalls Hieroglyphen, bildliche Darstellungen und Gemälde die Wände schmückten.

Ägypten ist also das Land, das uns von der Ausbildung der Kunst in den ältesten Zeiten deutliche Fingerzeige und die richtigsten Begriffe gibt. Wie die Kunst bei andern Kolonien ausgeübt wurde, welche auf dem südlichen Wege vom Kaukasus gezogen waren, hievon ist uns wenig bekant; was wir aber davon erfahren, sagt uns, daß die Ägypter von keinem andern dieser Völker übertroffen wurden, ja daß keins den Ägyptern gleich kam. Von den Bauwerken der Babylonier und Phönizier, denen wir die Israeliten beizählen, haben keine Bauwerke sich erhalten, und sie werden uns nur durch Beschreibungen alter Schriftsteller bekant, deren Nachrichten aber verschiedene Erklärungen zulassen und daher sehr verschiedene Vorstellungen hervorbringen.

Die **Babylonier** bauten hauptsächlich mit ungebranten Ziegeln, die, statt des Kalkmörtels, mit Erdpech verbunden wurden. Schon dieses gibt zu erkennen, daß ihre Werke keine so ergreifende Wirkung hervorbringen konten, als die Bauwerke der Ägypter, obschon das Große derselben gerühmt wird. Babylon war dieser Völker Stadt, worauf sie alle ihre Kräfte wandten, durch weitläufige Anlage und Pracht sie auszuzeichnen, so wie durch ansehnliche Gebäude, von denen vorzüglich der Tempel des Belus, der königliche Palast und die schwebenden Gärten der Semiramis gerühmt werden. Ninive übertraf Babylon an Ausdehnung, aber nicht an Pracht.

Die **Phönizier**, ein sehr betriebsames Volk, waren besonders reich an technischen Kentnissen und bekant als das erste handelnde Volk. Ihr Handel, der, mit Schiffahrt verbunden, sich sehr weit erstreckte, durch die Meerenge von Gibraltar bis nach den britischen Inseln und an die Bernsteinküste in der baltischen See, so wie um Afrika herum, gab Gelegenheit zur Vervollkommnung des Schiffbaues und der Schiffzimmerkunst. Auch zeichneten sie sich dadurch vor andern Völkern, welche Kolonien abschickten, vortheilhaft aus, daß sie in den fremden Ländern nicht als wilde Krieger erschienen, sondern als freundliche Handelsleute, die ihre Produkte, besonders künstliche, schön gefärbte Gewebe, gegen andere Produkte der besuchten Länder austauschten, unter den Bewohnern nützliche Kentnisse verbreiteten und dadurch die Kultur derselben beförderten. In ihrem eigenthümlichen Wohnsitz erhoben sich vorzüglich die Städte Tyrus, Sidon, Aradus, Tripolis, Byblos, durch weitläufige Anlage und durch prächtige Tempel über andere Städte jener Zeiten.

In der Baukunst scheinen die Phönizier einen eigenen Weg betreten zu haben und wahrscheinlich waren sie es, die zum Bauen sich des Holzes zu bedienen anfingen. Und sollten sie nicht die ersten Völker gewesen seyn, die dieses unternahmen, so erhielt doch gewiß bei ihnen der Holzbau seine Ausbildung. Durch den Schiffbau in der Bearbeitung des Holzes zu großer Fertigkeit gelangt, wurden sie hiedurch vielleicht zunächst darauf geleitet, den Holzbau auch auf Gebäude anzuwenden, und zu einzelen Theilen der Gebäude des Holzes sich zu bedienen. Auch konten die holzreichen Gegenden, die sie bewohnten, sie hiebei unterstützen und Veranlassung geben, zu den Säulen Baustämme anzuwenden, die leichtere Bearbeitung gewährten als der Stein. Das Klima und die

Beschaffenheit ihres Landes verlangt eine andere Bedekkungsart, als man in Ägypten bedurfte, und es konte hier, wegen des Regens, nicht das gerade Dach Statt finden, es mußte vielmehr Abhang und Ablauf erhalten, wozu das Holz das zweckmäßigste Material war. Den Phöniziern war jedoch auch der Steinbau nicht fremd, und sie bedurften ihn sogar zu den Tempeln, die sie errichteten, die sehr wahrscheinlich, im Ganzen, den ägyptischen Tempeln glichen.

Bei den **Israeliten**, die keine eigene Kunst hatten, wurde die Kunst der Phönizier und Ägypter befolgt. Eine geraume Zeit hindurch in dem Lande der letzten sich aufhaltend, wurden sie auch mit der Baukunst der Ägypter bekant. Dieses bezeugt die Anlage der Stiftshütte. Ja man will unter den Bildwerken eines Tempels auf der Insel Philä, die Cherubim, die Bundeslade, den Tisch mit den Schaubroten und den heiligen Leuchter gefunden haben, wodurch es denn zur Gewißheit würde, daß auch hierin die Israeliten den Ägyptern nachgeahmt. Der Tempel zu Jerusalem war offenbar ebenfalls nach ägyptischer Bauart angelegt, was schon daraus erhellet, daß die Stiftshütte als sein Vorbild gerühmt wird, und was auch die Beschreibung, welche die Bibel gibt, nicht undeutlich erkennen läßt. War nun das Ganze im ägyptischen Styl, so diente bei dem Innern die Kunst der Phönizier zum Muster, von denen die Israeliten Bauleute erhielten. Und dieses Innere betrift den dabei angewandten Holzbau, so wie die Ausschmükkung. Ein anderes berühmtes Gebäude zu Jerusalem, Salomons Burg, war, nach der Beschreibung der Bibel zu urtheilen, ebenfalls nach ägyptischer Bauart angelegt, den ägyptischen Palästen ähnlich, von denen noch in den Ruinen von Theben Überbleibsel sich finden; der dabei angewandte Holzbau aber war, wie bei dem Tempel, auf phönizische Weise eingerichtet.

Ein anderes Volk vom Kaukasus herabgezogen, waren die **Perser**, von denen sich Bauwerke erhalten haben. Es sind Paläste und Grabmäler, die von ihnen übrig sind. Tempel den Göttern zu bauen, erlaubte die Religion der Perser nicht, und schon deshalb lassen sich bei ihnen keine so wichtigen Baudenkmale vermuthen, als bei den andern jetzt bemerkten Völkern. Sie opferten auf freien mit Mauern umschlossenen Plätzen, in deren Mitte auf einem Heerde das heilige Feuer brante. Die Grabmäler sind in Felsen eingehauen, an den Vorderseiten mit Verzierungen versehen, aus architektonischen Zierden bestehend, welche Reliefs einschließen. Die bekantesten Grabmäler sind die bei Nakschi Rustan. Von den Palästen sind die Überbleibsel von Persepolis, Tschilminar genant, unter Kambyses gebaut, die merkwürdigsten. Sie sind zu sehr zerstört, als daß man vom Ganzen einen richtigen Begrif erhalten könte, zeigen aber auch noch genug, um den Baustyl der Perser kennen zu lernen, der in Form und Bearbeitung wenig Empfehlendes hat. Den Säulen ist eine besondere Gestalt und Zierde eigen. Doch haben sie mit der griechischen und ägyptischen Säule einige Ähnlichkeit, mit der letzten in der geringen Stärke des Schaftes, im Verhältniß zu seiner Höhe, und dessen Cannelirungen, mit der ersten in dem Knaufe; der ihnen gegebene Fuß aber weicht von beiden Baustylen ab. Dem ägyptischen gleichen nicht weniger die Kranzbedeckungen der Thüren. Diese Ähnlichkeiten, so wie die in Felsen gebauenen Gräber, sind Zeugen einer gemeinschaftlichen Abstammung der Perser mit andern Völkern dieser Zeiten. Den Persern war auch der Holzbau nicht unbekant, und es werden die Säulen in der Burg zu Ekbatana gerühmt, die, aus Holz von Cedern und Cypressen gearbeitet, mit Gold- und Silberblech überzogen waren.

Dies ist der Zustand der Baukunst in den ältesten Zeiten. Sie erhielt ihre erste Ausbildung in Ostasien, die hernach am Kaukasus befördert wurde. Bei den Völkern, die von hieraus weiter sich verbreiteten, bekam sie, nach der Beschaffenheit und dem Klima der Länder, fast überall eine besondere Richtung, aber keins dieser Völker zeichnete darin sich so aus, als die Ägypter.

Jetzt traten die **Griechen** auf, die ein neues System gründeten und einen eigenthümlichen Geist zeigten, der aus dem ihnen angebornen Schönheitssinn entsprang, welcher der nach den Gesetzen der Natur gebildeten Form das Strenge benahm und sie mit Anmuth schmückte. Ob die Griechen aber die Kunst aus sich selbst geschöpft, oder ob sie von andern Nationen zu ihnen gekommen, darüber sind die Meinungen getheilt. Die letzte findet die meisten Anhänger, und man nimt zugleich die Phönizier und Ägypter als die Lehrer der Griechen an. Allein die Griechen konten auch auf einem andern Wege dazu gelangen und wir halten für sehr wahrscheinlich, daß die Kunst aller dieser Völker aus einer gemeinschaftlichen Quelle entsprang. Wir haben gehört, daß am Kaukasus und am Pontus die zweite Urwelt war, daß von hier aus die Völker, bei zu großer Anhäufung, in andere Länder zogen, um sich neue Wohnsitze aufzusuchen. Wir haben gehört, daß in jener Gegend der Grund zur Kultur dieser Völker gelegt, daß hier auch die Kunst ausgeübt wurde. Wo sie nun hinzogen, da brachten sie den Keim der Kunst mit, der, nach befestigter Ansidelung der Völker in den verschiedenen Ländern auf verschiedene Art zur Blüthe empor strebte.

Dies war auch der Fall bei den Griechen, die, als Pelasger, von Kolchis aus nach nordwestlichen Gegenden Europas, über den Hämus nach Thrazien und von da nach Böozien und Attika wanderten, zuletzt auch den Peloponnesus besetzten, wohin sie überall den Ackerbau mitbrachten. Es darf daher nicht auffallen, wenn sich in ihrer Bauart Ähnlichkeiten mit der Kunst der Ägypter und Phönizier finden, die ebenfalls aus den Gegenden des Kaukasus ausgingen, wo alle eine gemeinschaftliche Bildung genossen hatten, wo die Baukunst einen allgemeinen Charakter an sich trug. Es ist nicht wahrscheinlich, daß in den frühesten Zeiten Kolonien aus Ägypten nach Griechenland sich wandten, und Kekrops kam, wie **Kanngießer** annimt, aus Thrazien, Danaos und Lelox aus Thessalien. Vielleicht aber daß nachmals die Griechen von andern Völkern manches annahmen und in der Kunst, von der sie aus ihrem Ursitze nur die erste Erkentniß mitbrachten, vorzüglich von den Ägyptern belehrt wurden, die schon in der Kultur bedeutende Fortschritte gemacht hatten, als die Griechen in der Bildung noch zurück waren.

Hiebei komt ebenfalls in Anregung, ob bei den Griechen die Grundform, insonderheit die Säule und ihre

Theile durch den Holzbau und die Zimmerkunst ihr Daseyn erhielt, oder ob sie durch den Steinbau befördert wurde. Von dem ersten können wir uns nicht überzeugen, aber das zweite scheint keinem Zweifel ausgesetzt zu seyn. Es ist nicht unmöglich, daß in einigen Gegenden Griechenlands das Holz zu Gebäuden angewandt, auch die Säule aus Holz gearbeitet wurde, vorzüglich in holzreichen Gegenden, die ein Material darboten, das leichter zu bearbeiten war, als der Stein. Zu den Dächern, die, dem Klima des Landes angemessen, einen schrägen Abhang zum Ablauf des Regenwassers erhalten mußten, bedurften sie sogar des Holzes. Dessen bedienten sie sich vielleicht auch nur deshalb dazu, weil die Dächer dadurch weniger Schwere erhielten, als wenn Steine dazu wären gebraucht worden. Indeß müssen wir uns auch erinnern, daß die Decken zuweilen aus Stein bestanden, aus verschiedenen Blöcken von Marmor zusammengesetzt, wie es sich an der Portikus des Theseus-Tempels zu Athen findet.

Allein aus jener Benutzung des Holzes folgt nicht, daß die Säule und ihre Gebälke aus der Holzconstruction entstanden sey. Dieses ist sogar dem Gange, den die Ausbildung der Baukunst nahm, zuwider, der uns deutlich zeigt, daß weit früher als die Griechen Gebäude anlegten, Säulen und Gebälke aus Stein gewöhnlich und ihre Formen festgestellt waren, die in den steinernen Stützen der alten Felsentempel Indiens und Ägyptens, und also im Steinbau ihren Ursprung fanden. Nur der großartige Steinbau konte zur Formenbildung führen, was der ärmliche Holzbau nicht vermochte. Und so ist es als gewiß anzunehmen, daß die Theile und Formen der ältern steinernen Bauwerke, dem nachmals bei einigen Völkern eingeführten Holzbau zum Vorbild dienten, die aber, im Holzbaue feiner ausgeführt, vielleicht in der Folge, nach dieser Ausführung wieder in den Steinbau übergingen und hier angewandt wurden, was das späterhin benutzte Material, der feine Marmor zuließ, der früher gebrauchte rauhe und poröse Tuffstein aber nicht erlaubt hätte. Die Ähnlichkeit der Theile im Steinbaue mit denen des Holzbaues, die jetzt sich zeigte, beförderte die Idee der Entstehung des Steinbaues aus dem Holzbau. Hierauf hat schon Vitruv hingedeutet und, gestützt auf solche Autorität, ist man in neuern Zeiten noch viel weiter gegangen und hat, oft auf kleinliche Weise, alles mögliche aus dem Holzbaue hergeleitet, obgleich Vitruv nur die Zierden der Säulengebälke als aus dem Holzbau entstanden annimt und hierin nicht weiter geht, auch den Baustamm nicht als Vorbild der Säule darstellt.

Wir müssen noch darauf aufmerksam machen, daß, wenn die teutsche Benennung, Gebälke, Unterbalken auf die Abstammung aus dem Holzbaue führen könte, dennoch die ursprüngliche, die griechische Benennung nicht im geringsten daran erinnert. Das ganze Gebälke heißt *Ἐπιστύλιον*, wörtlich übersetzt, was auf den Säulen befindlich ist, daher auch Vitruv IV, 1. sagt: membra, quae supra columnas imponuntur. Die Lateiner nanten das Gebälke, Ornamenta columnarum, die Zierde der Säulen. Aber auch der Unterbalken allein wurde mit dem Namen Epistylion belegt und da, wo Vitruv von der Säulenstellung, *Ἀραιόστυλος* spricht, unterscheidet er die Epistylien aus Stein und Marmor von den Balken aus Holz, die bei dem Aräostylos gebraucht werden, woraus deutlich wird, daß man bei den Epistylien nicht an hölzerne Balken dachte, weil sonst Vitruv auch diese Balken, Epistylien würde genant haben.

Der Peloponnesus war eins der ersten Länder der Griechen, wo sie ihre Kultur beförderten und diese von hieraus weiter verbreiteten. Geschah dieses schon vor dem Trojanischen Kriege, so war es noch mehr der Fall nach demselben. Beträchtlich nahm Kleinasien an Ausbildung und Verfeinerung zu, die hernach auch auf das europäische Griechenland einwirkte. Korinth und Sikyon erhoben sich durch die Kunst, auch Athen und die griechischen Inseln blieben nicht zurück, unter denen, in Rücksicht der Kunst, Ägina die ausgezeichneteste war, wo noch jetzt wichtige Denkmäler sich finden, die man jedoch falsch beurtheilt, wenn man in ihnen einen eigenen Kunststyl zu finden glaubt, der augenscheinlich kein anderer ist, als der älteste griechische. Frühzeitig wurden nach Mittelitalien Kolonien geschickt, wo die Etrusker als eigenes Volk erscheinen, berühmt durch Ausübung der Kunst, worin sie vor den benachbarten Völkern sich auszeichneten, die aber ebenfalls keine andere ist, als die älteste griechische. Nachher wanderten neue griechische Kolonien nach Unteritalien und Sicilien, so wie auch in entferntere Gegenden, nach Kyrene in Afrika, nach Massilia in Gallien und andere Länder. Nicht weniger wurde zu dieser Zeit Rom gegründet, mitten zwischen pelasgischen Städten.

Den Charakter der Baukunst dieser Zeiten, hohe, edle Einfalt, zeigen die mannigfaltigen Tempel, die damals errichtet wurden. Nicht wenig von ihnen geben in Ruinen noch unsern Zeiten anschauliche Kentniß von der alten griechischen Bauart, zu Korinth Überbleibsel eines Tempels aus sehr alter Zeit, in Unteritalien Pästum und Metapontum, in Sicilien, hauptsächlich Agrigentum, Segesta, Selinus. Die älteste griechische Bauart, die wir kennen, die kyklopische genant, bestand aus sehr großen, unregelmäßig behauenen Werkstücken. Sie zeigt sich in vielen Theilen Griechenlandes bis zum Chersonesus, so wie in den Gegenden des mittlern Italiens, und ihre weite Ausbreitung gibt zu erkennen, daß sie nicht, wie Einige angenommen, in einem Lande erfunden und aus diesem andern Ländern mitgetheilt wurde, sondern daß sie als die allgemeine Bauart der frühesten Zeiten in Griechenland zu betrachten ist, wo die technische Behandlung noch unvollkommen war, als man noch nicht verstand, die Steinblöcke regelmäßig zu bearbeiten, sondern sie unförmlich behauen zu den Mauern benutzte. Diese überall, wo die Griechen in den ältesten Zeiten hinkamen, verbreitete Bauart, läßt sich als das Eigenthümliche der griechischen Völker betrachten, so wie wir bei den Ägyptern im Anfange das Höhlenartige, dann die Bauart mit sehr großen regelmäßig behauenen Werkstücken als eigenthümlich finden, bei den Phöniziern den Holzbau. Bei den Fortschritten im Technischen wurde auch in Griechenland mit behauenen Steinen nach länglich viereckiger Form und einer mäßigen Größe gebaut. Man be-

diente sich hiezu, so wie zu den Säulen, des Tuffsteins, bis späterhin, wahrscheinlich zuerst in Jonien, der Marmor an dessen Stelle trat, der alsdann auch im europäischen Griechenlande den Tuffstein verdrängte.

Nachdem in Griechenland die Baukunst sehr war befördert worden, brachte der persische Krieg nicht nur plötzlich Stillstand hervor, sondern verursachte auch große Verheerungen. Die schönsten Städte wurden zerstört, die berühmtesten Tempel verwüstet. Im Attika, im Peloponnesus, zeigten sich davon die Spuren, vor allen aber in den kleinasiatischen Besitzungen der Griechen, wo die ansehnlichsten Tempel ein Raub der Flammen wurden, denen nur der Tempel der Diana zu Ephesus entging. Allein die Verwüstungen der Perser vermochten nicht den Geist der Griechen zu unterdrücken, der vielmehr, nach der Vertreibung der Perser, sich aufs neue erhob und sich weit herrlicher zeigte als vorher. Eifrig bemüht, die Tempel wieder herzustellen, bestrebte man sich auch, sie vor den ältern durch Schönheit zu erheben. Wie vortheilhaft dieses auf die Kunst wirkte, bezeugen die vielen Gebäude, die jetzt errichtet wurden, nicht Tempel allein, auch Theater, Gymnasien, öffentliche Plätze, geschmückt mit den Bildsäulen und Denkmälern der Männer, die als Statsbeamten und als Krieger sich Ruhm erwarben. Und war sonst nur die dorische Bauart gewöhnlich, so wurde jetzt auch die ionische gebraucht, und die Kunst strebte mit edler Einfalt auch Schönheit zu verbinden. Vorzüglich wurde Athen die Pflegerin der Künste. Themistokles legte den Piräeus an, Kimon erbaute den Tempel des Theseus. Aber in voller Blüthe erschien die Baukunst unter Perikles, wo Phidias, Iktinos, Kallikrates und andere Meister in der Kunst auftraten, wo in einem kurzen Zeitraume von etlichen und zwanzig Jahren, das Parthenon, die Propyläen, das Odeum, das Theater vollendet wurden, die eine geraume Zeit hindurch in voller Schönheit prangten. Jetzt wurde auch der kleine ionische Tempel am Ilyssus, bei Athen, gebaut, der Tempel der Ceres zu Eleusis, der Tempel der Minerva auf dem Vorgebirge Sunion. Nicht weniger entstanden im Peloponnesus und in andern Gegenden Griechenlandes schöne Tempel. Jupiter erhielt einen Tempel zu Nemea, so wie zu Olympia und auf der Insel Ägina, Äskulap zu Epidaurus, Juno bei Mykenä, Apollon zu Delphi, und vor andern wurde der Tempel der Minerva Alea zu Platää in Böotien, und der des Apollon Epikurios zu Phigalia, in Arkadien, gerühmt. Unter den Theatern nahmen das Theater der Insel Ägina und das zu Epidaurus die erste Stelle ein.

In Kleinasien machte die Kunst gleiche Fortschritte. Die Tempel des Bakchos zu Teos, der Diana Leukophryne zu Magnesia am Mäander, des Apollon Didymäos bei Milet, der Minerva Polias zu Priene, der Kybele zu Sardes, des Jupiter zu Mylasa, wurden jetzt mit neuer Schönheit aus ihrer Asche erweckt. Der Tempel der Diana zu Ephesus erhielt seine Vollendung.

Die größte Anzahl dieser Tempel, vorzüglich in den europäischen Besitzungen der Griechen, war nach dorischer Bauart ausgeführt, in Kleinasien aber wurde die ionische Bauart vorgezogen. Die dorische Bauart kam in sehr frühen Zeiten, mit griechischen Koloniecn nach Hetrurien. Hier wurde sie nicht nur nach dem ältesten Style behandelt, wo das Gebälke noch ohne Fries war, sie wurde auch auf den Holzbau angewendet. Dieses gab die Veranlassung, der Säule die Stärke zu benehmen, die ihr seither war gegeben worden und sie schwächer zu machen. Hiedurch entstanden jedoch größere Säulenweiten, welche nicht zuließen, das Gebälk und vorzüglich den Unterbalken, aus Stein zu arbeiten, der bei der großen Weite, durch seine Schwere gebrochen seyn würde, die vielmehr hölzerne Unterbalken nöthig machten, eine Bauart, die Vitruv, Aräostylos, die Weit- oder Dünnsäulige nent, und als eine besondere Art der Säulenstellung angibt.

In den europäischen Ländern der Griechen wurde der alte dorische Styl lange Zeit hindurch beibehalten, obgleich einigen, durch die Ausbildung der Kunst hervorgebrachten Veränderungen unterworfen. In frühern Zeiten machte man die dorische Säule stark und gab ihr die Form eines abgestumpften Kegels. Die alten Säulen zu Korinth, der älteste Überrest griechischer Tempel-Baukunst, haben, mit Inbegrif des Kapitäls, noch nicht vier untere Durchmesser zur Höhe. Späterhin erhielt diese Säule ein wenig über vier untere Durchmesser zur Höhe, wie bei den Tempeln zu Pästum, bei den Tempeln der Concordia und der Juno zu Agrigentum und bei dem Tempel zu Segestus; sie wurde aber immer noch konisch verjüngt. Endlich benahm man ihr die konische Gestalt und die allzugroße Stärke, und gab ihr dadurch bei einer Höhe von etwa 5½ untern Durchmesser, eine angenehmere Form, was sich bei den Tempeln zeigt, die kurz vor und zu der Zeit des Perikles gebaut wurden. Wir führen, unter andern, den Tempel des Theseus und das Parthenon zu Athen, an, so wie den Tempel des Jupiter Pan-Hellenios auf der Insel Ägina. Doch wurde dieser Höhe zuweilen etwas zugesetzt, wie bei den Propyläen zu Athen, wo die Säulen fast sechs untere Durchmesser zur Höhe haben, und bei dem Tempel des Jupiter Nemeus zwischen Argos und Korinth, dessen Säulen über sechs untere Durchmesser hoch sind. Unter den Römern erhielt die dorische Säule sieben untere Durchmesser zur Höhe.

Mit der zunehmenden Ausbildung der Kunst wurde daher der dorischen Säule eine angenehmere Gestalt gegeben, als sie in den ältesten Zeiten hatte. Sie behielt aber immer ihr bedeutendes Kapitäl, das ihr erst unter den Römern genommen wurde. Bedeutend nennen wir dieses Kapitäl, weil es die Gesetze der Natur rein und einfach ausspricht, die Gesetze der Wirkung und Gegenwirkung, des Positiven und Negativen. Die aus diesem Gesetze hervorgehende Widerstandslinie zeigt sich im Profil des Echinus der dorischen Säule. Denn indem das Positive, der Druck der obern Platte, des Abacus, seine Kraft nach unten ausübt, wird durch das Negative, durch den Widerstand, entgegen gewirkt, und, durch beides vereint, die angegebene Linie gebildet.

Diese einfache Form, bei der alles aus der Nothwendigkeit hervorgeht, genügte jedoch, bei dem immer mehr erwachenden Schönheitsinne der Griechen, nicht, welcher zartere Formen verlangte. Nun trat der Künstler als Schöpfer hervor und bearbeitete die einfachen Na-

turgesetze zu einer schönen Bildung, wo sich Bewegung zeigt, und es ging das ionische Kapitäl hervor, als Produkt aus dem dorischen. Es wurde der Druck und die vom Abacus ausströmende Kraft in Bewegung gesetzt, angenommen, was die Bildung der Schnecke hervorbrachte. Diese und ihre Windungen entwickeln sich aus dem Echinus, dessen Vorsprung in verschiedene Theile getheilt, nach der Länge derselben, die Windungen und ihren Abstand von einander bestimt. Und so sind gleichfalls die Eier des ionischen Kapitäls bedeutend, als das Produkt aus mittlern Proportionalgrößen.

Eben so wurde nach den Gesetzen der Natur der Schaft der Säule gebildet, stark und niedrig, wie es überdies das schwere Gebälke nothwendig verlangte. Aber der Sinn für das Schöne führte die Griechen darauf, auch dem Schafte ein feineres Ansehn und angenehmere Verhältnisse mitzutheilen, was zuerst bei der ionischen Säule geschah, vorzüglich um ihn mit dem zarten ionischen Kapitäl in Übereinstimmung zu bringen. Dieses hatte ebenfalls auf das Gebälk Einfluß, das, von jetzt an, niedriger und leichter gemacht und von seiner vorigen Schwere und Last befreit wurde. Hiebei fühlte man auch, daß bei dem Mangel der Säulenbase, welche die dorische Säule nicht kante, die nur zuweilen auf einen einfachen Plinthus gestellt wurde, dem Ganzen etwas Wesentliches entging und ein Schein von Unvollendung hervorgebracht wurde, daher man der ionischen Säule einen Fuß gab, der, nach verschiedener Weise angeordnet, im attischen Säulenfuße seine schönste Form erhielt.

Sonach sollte man nur zweierlei Säulenarten annehmen, die dorische, wo die Gesetze der Natur rein dargestellt sind, und alles aus der Nothwendigkeit hervorgeht, die ionische, welche Bewegung zeigt und dichterische Darstellung. Jene erscheint als Bild der Natur, diese als Bild der Kunst, wodurch das Ganze gleichsam geschlossen sich darstellt. Das korinthische Kapitäl ist ebenfalls Produkt, und seine Vase oder Glocke nach mittlern Proportionalgrößen gebildet, es ist ebenfalls Dichtung, nur auf andre Art ausgesprochen, als in dem ionischen Kapitäl, und reicher mit Schmuck versehen.

Wenn die Benennung der dorischen Bauart wahrscheinlich von dem Volke der Griechen sich herschreibt, das in frühern Zeiten in der Bildung, wie in der Sprache, über andere griechische Nationen hervorragte, von den Doriern, in deren Besitzungen und Kolonieen diese Bauart allgemein angenommen war, so läßt sich muthmaßen, daß die ionische Bauart den Joniern den Namen verdankte und in den ionischen Städten Kleinasiens ihr Daseyn oder ihre Ausbildung erhielt, daselbst auch am häufigsten gebraucht wurde. Die Anwendung der ionischen Bauart im europäischen Griechenlande, zu den Zeiten des Perikles, bezeugt der damals angelegte ionische Tempel am Ilissus und das Innere der Propyläen zu Athen. Daß sie auch in Großgriechenland und Sicilien bekant war, obschon hier keine ionischen Tempel angetroffen werden, lassen die alten Münzen von Kroton, Agrigentum und Eryx annehmen, mit dem Typus eines ionischen Kapitäls, worauf ein Adler steht.

Zu welcher Zeit diese Säulenart zuerst gebraucht wurde ist nicht bekant, wir wissen nur aus Pausanias (6,19), daß sie in Griechenland bereits in der 33. Olympiade vorkomt, an einem Theile des Schatzhauses zu Olympia. Es kann daher der Tempel der Diana zu Ephesus, in der 58. Olympiade vom Ktesiphon erbaut, nicht das erste Gebäude ionischer Art seyn, wie von Einigen behauptet wird. Der dorischen Bauart wurde hernach die ionische vorzüglich deshalb vorgezogen, weil bei ihr die Triglyphen und Metopen wegfielen, deren richtige Eintheilung und Stellung am Friese mit manchen Schwierigkeiten verbunden ist.

Alle Tempel, alle andern Gebäude, die jetzt entstanden, sind als Meisterstücke der Kunst anzuerkennen, sowol in der Anlage, als der Ausführung und der Bearbeitung einzeler Theile: so vollkommen wurde die Kunst bis zu dem peloponnesischen Kriege ausgeführt. Allein dieser Krieg gebot der Ausübung der Kunst Stillstand, und nach wiederhergestellter Ruhe wurden zwar mehre Tempel und andere Gebäude angelegt, allein der hohe Geist war entflohen. Da die Kunst bereits die schönste Höhe erreicht hatte, und das Wesentliche in der Form und im Schmuck geschaffen war, so fing man jetzt schon an, von der edeln Einfalt abzuweichen und mehr zu dem Zierlichen überzugehen, wenn gleich das Ganze noch immer mit Würde und Schönheit behandelt wurde.

In diese Zeit fällt auch die Entstehung der korinthischen Bauart, die, wegen der ihr eigenthümlichen Zierlichkeit, dem herrschenden Geschmacke angemessen war. Es wird wahrscheinlich, daß sie in der 96. Olympiade aufkam, und daß der damals vom Skopas zu Ägea erbaute Tempel der Minerva einer der ersten nach dieser Bauart war, da Pausanias keines ältern korinthischen Tempels erwähnt. Woher der Name, korinthisch, sich schreibt, läßt sich nicht bestimmen, wir wissen nur, daß im Alterthum alles reich Geschmückte, korinthisch genant wurde, so wie alles Einfache, toskanisch; daher die toskanische, die korinthische Säule, der toskanische, der korinthische Hof, der korinthische Öcus.

Das korinthische Kapitäl wurde zwar gleich anfangs in der Grundform, der glockenartigen Gestalt, und durch die Höhe ausgezeichnet, die bei ihm mehr betrug als bei dem dorischen und ionischen Kapitäl, allein bei seinem Schmucke folgte man in der jetzigen Zeit noch keiner bestimten Vorschrift. Es scheint, daß der Künstler dieses Kapitäl jedesmal der Bestimmung und dem Charakter des Gebäudes angemessen verzierte, und es bald mehr, bald weniger reich angab. Man findet verschiedene Arten der Blätter, die dem Kapitäl zur Zierde dienen, obschon das Akanthusblatt immer vorherrschend war; man findet verschiedene Stellungen dieser Blätter, Verschiedenheit in den Voluten. Als eins der prächtigsten korinthischen Kapitäle zeigt sich das am choragischen Monumente des Lysikrates zu Athen, das aber späterhin, zu den Zeiten Alexanders des Großen, sein Daseyn erhielt. Erst unter den Römern wurde diesem Kapitäl, wie überhaupt der korinthischen Bauart, die der Prachtliebe der Römer am meisten entsprach, Vollendung und Ausbildung gegeben. Das Kapitäl bekam durch zwei Reihen Akanthusblätter und durch die Voluten unter den Ecken und unter der Mitte des Abacus seinen bestimten und festgesetz=

ken Schmuck, der hernach so beibehalten wurde, daß nur selten eine Abweichung davon Statt fand.

So wie zeither die Kunst ausgeführt wurde, durch hohe Schönheit und Zierlichkeit ausgezeichnet, mit der jedoch Regelmäßigkeit und strenge Genauigkeit vereint war, so erhielt sie sich bis zu den Zeiten Alexanders des Großen. Jetzt wurde die Schönheit durch größere Abwechselung in den Formen, die Zierlichkeit durch reichern Schmuck noch erhöht, was der zunehmende Luxus verlangte. Jetzt bediente man sich daher der dorischen Bauart nur selten, und es wurde hauptsächlich die ionische, zuweilen auch die korinthische befolgt. Den Künstlern fehlte es nicht an Gelegenheit, sich zu zeigen, da während Alexanders Regirung sehr viel gebaut wurde. Vor allem unterstützte Alexander selbst die Kunst in vollem Maße; fast in allen Ländern, die er eroberte, legte er Tempel an, gründete mehre neue Städte, wovon achtzehn seinen Namen führten. Jetzt war es auch, wo die Wohnhäuser, sonst klein und unansehnlich, von den Reichen und Vornehmen des Volkes erweitert und mit Pracht ausgeführt wurden, so daß ebenfalls bei ihnen die Kunst sich zeigen konte, die sonst nur den Tempeln und andern öffentlichen Gebäuden gewidmet war.

Auf der Höhe, auf welche die Kunst sich empor geschwungen, konte sie sich nicht lange erhalten, da der Luxus zu großen Einfluß auf sie gewann und der einfachen Form, Schmuck und Reichthum vorgezogen wurde, was zur Überhäufung führen mußte. Dieses fand bald nach Alexanders des Großen Ableben Statt, wodurch der Grund zum Verfall der Kunst gelegt wurde. Hiezu gaben auch die Kriege unter den verschiedenen Völkern Griechenlands Veranlassung, die Eroberungen, durch welche die Römer sich dieses Land unterwarfen, wobei nicht wenig Tempel und andere Gebäude zerstöret wurden, an deren Erneuerung bei dem jetzigen Zustande der Völker nicht gedacht werden konte. Auf diese Weise sah die Kunst in Griechenland sich verwaiset, und floh aus dem Lande, das sie erzogen und gepflegt hatte, in andre Länder, bald an den Hof der Seleuciden, bald zu den Ptolemäern, die in Syrien und Ägypten, so wie in manchen Städten Griechenlandes neue Tempel anlegten, oder die zerstörten wieder herstellten, bis sie endlich bei den Römern sichern Schutz fand.

Was zeither von den Griechen für die Kunst gethan, durch hohen Geist, geleitet von den Gesetzen der Natur, von dem Sinne für das Schöne, sie zu ihrer Vollendung zu führen, das alles vermochte nicht, sie auf dieser Höhe zu erhalten. Die höchste Schönheit war erreicht und es konte nicht anders seyn, als daß die schöne Blüthe nach und nach dem Vergehen entgegen ging. Die Form war fest bestimt, die ihr passende Zierde über sie verbreitet, daher alles, was jetzt noch hinzugesetzt wurde, nichts Wesentliches seyn konte, sondern, als Überfluß, der hohen Einfachheit, der Bestimtheit, der reinen Schönheit nicht anders als nachtheilig werden mußte. So von ihrer Höhe gesunken, artete das Schöne in Pracht und Verschwendung aus, und soviel auch jetzt gebaut wurde, es konte, bei dem Charakter und dem Geiste der Zeit, die Schönheit der ältern Werke nicht erreichen.

In diesem Zustande gelangte die Kunst zu den Römern, die, da sie die Kunst nicht um ihrer selbst willen schätzten, sondern sie nur aufnahmen, um der ihnen einwohnenden Prachtliebe Gnüge zu leisten, weit mehr zum Verfalle derselben beitrugen, als bis jetzt die Zeitumstände veranlaßt hatten. Wenn dieses nicht geläugnet werden kann, so ist doch auch nicht zu übersehen, daß durch die vielen Bauwerke, welche besonders unter den römischen Kaisern entstanden, die Baukunst noch eine geraume Zeit hindurch aufrecht gehalten, daß die Verzierungskunst weiter ausgebreitet und, was das vorzüglichste ist, der Gewölbebau vervollkomnet wurde, von dem die Griechen nur geringe Kentniß besaßen. Überdies wanden die Römer ihre Aufmerksamkeit auf Gegenstände, von denen bei den Griechen nicht die Rede war, auf den Bau der Heerstraßen und der Wasserleitungen, die, ob sie gleich nicht als Kunstwerke zu betrachten sind, dennoch künstliche Behandlung und sinnreiche Einrichtung verrathen, und den Bewohnern des Landes nicht geringen Vortheil bringend, alle Achtung verdienen und den Ruhm der Erfinder sichern.

Die Römer, deren Stadt mitten unter den Städten griechischer Kolonieen angelegt war, selbst nur mit ihrer politischen Einrichtung beschäftigt und im steten Streite mit den Nachbarn, hatten keinen Sinn für die Kunst. Was sie an Tempeln und andern Gebäuden in ihrer Stadt bedurften, wurde durch Hilfe der Etrusker ausgeführt, die ihnen zunächst wohnten und ihnen befreundet waren. Dieses fand nicht nur unter den Königen Satt, wo, unter andern, der Tempel des Jupiter Capitolinus, der Nationaltempel der Römer, von etruskischen Künstlern auf etruskische Art gebaut wurde, es geschah auch noch während der Republik eine geraume Zeit hindurch. So mächtig auch die Römer wurden, so waren doch nur Eroberungen ihr Ziel, und wie ihnen diese zugleich Schätze und Reichthum erwarben, so ließen sie auch die Prachtliebe entstehen, der sie besonders nach den Siegen in Griechenland und Asien opferten, und welche bei ihnen der einzige Grund zur Schätzung aller Kunst war.

Zu den Zeiten des Sulla wurden die Römer zuerst mit der griechischen Kunst bekant. Sie zogen griechische Künstler nach Rom und brachten Säulen und Statuen aus Griechenland dahin, zur Ausschmückung ihrer Gebäude. Jetzt wurde, unter Sulla, der Tempel des Jupiter Capitolinus wieder hergestellt, jedoch nach seiner alten, durch die Religion geheiligten Gestalt gebaut. Metellus Macedonicus errichtete einen Tempel von Marmor, den ersten, den Rom aus diesem Material sah, Cäsar gründete viele Tempel und andere Gebäude. Auch entstanden Portiken, Basiliken, Theater, von welchen das vom Pompejus angelegte, das erste aus Stein erbaute Theater war, da die vorhergehenden nur aus Holz gebaut und, nach den Vorstellungen, zu denen sie bestimt waren, wieder abgetragen wurden. Dies alles aber geschah nicht aus Liebe und zur Beförderung der Kunst, sondern ging aus dem stolzen Gedanken der Römer hervor, auch bei der Ausschmückung ihrer Stadt als Herren der Welt zu erscheinen, und sie über andere Städte an Pracht zu erheben.

Vorzüglich war es die Zeit der Regirung des Au-

gustus, welche dieses Vorhaben unterstützte, der mit Recht sich rühmen konte, die Stadt, deren öffentliche Gebäude bis zu seiner Zeit größtentheils aus Ziegeln bestanden, ganz aus Marmor gebaut zu hinterlassen. Viele der alten Tempel wurden verschönert, neue wurden angelegt. Es entstand das Theater des Marcellus, ein neues Forum, und mehre Gebäude stiegen empor, unter welchen das Pantheon eins der schönsten war, das Agrippa mit einem Säulenportikus schmückte.

Jetzt auch fingen die reichen und vornehmen Römer an, ihre Prachtliebe ebenfalls bei den Wohnhäusern zu zeigen, wobei sie die griechischen Häuser zum Vorbild nahmen und dem Atrium, woraus sonst allein das Haus bestanden, den griechischen Peristyl hinzufügten. Und so blieben ebenfalls die Landhäuser nicht zurück, da jeder reiche Römer seine Villen mit der größten Pracht ausschmückte. Diese Zeit wird uns auch merkwürdig, weil sie uns den Vitruv gab, den einzigen aus dem Alterthum übrig gebliebenen Schriftsteller, der uns mit den Grundsätzen der Baukunst der Alten bekant macht, der von ihren Bauwerken, von der Anlage und Einrichtung derselben gründliche Nachricht gibt und zu ihrer Erkentniß führt.

Die Aufmunterung, welche Augustus und seine Freunde der Kunst angedeihen ließen, brachte ihr den Vortheil, daß sie, die in den griechischen Provinzen vernachlässigte, einen Ort der Aufnahme und Pflege fand. Auch wurde sie in Rom in einem bessern Style ausgeführt, als damals in den meisten Städten Griechenlands. Jedoch liebte man jetzt mehr das Gekünstelte und Spielende, als das Große und Erhabene, daher auch die Werke der Baukunst diesen Charakter an sich trugen. Dieses hatte die Folge, daß jetzt die korinthische Bauart ganz ausgebildet, das korinthische Kapitäl und Gebälke fest bestimt wurde. Sie war es, die man bei Tempeln und Prachtgebäuden vornehmlich anwandte, da die dorische und ionische Bauart für den jetzigen Zeitgeist zu einfach ausfiel. Wahrscheinlich entstand jetzt auch die Säule, welche man die römische nent, deren Schaft und Gebälke der korinthischen Säule gleich gemacht wurde, deren Kapitäl aber aus der Verbindung des ionischen und korinthischen hervorging, und von jener die großen Voluten, von dieser die Akanthusblätter entlehnte. Dieses Kapitäl finden wir zuerst an einem Tempel zu Mylasa, dem Augustus und der Stadt Rom geweiht.

Diese Blüthe der griechisch-römischen Kunst dauerte nur kurze Zeit, und bei den nächsten Nachfolgern des Augustus fand die Kunst theils wenig Aufmunterung, theils mußte sie nur dem Luxus und der Verschwendung fröhnen. Dieses zeigte sich besonders unter Nero, bei dem goldenen Pallaste desselben. Die Baulust vieler der nachfolgenden Kaiser wird sichtbar in den großen Gebäuden, die während ihrer Regirung in Rom angelegt wurden. Vespasians Tempel des Friedens, sein Colosseum, das unter Titus vollendet wurde, die Triumphbogen des Titus, Trajanus, Septimius Severus, dessen und Adrians Grabmäler, die Säulen des Trajanus und der Antonine, die Bäder des Caracalla, Alexander Severus und Diocletianus, sie alle sind Zeugen von Roms Pracht. Diese und die vielen Gebäude, womit die Kaiser andere Städte Italiens, die Städte der eroberten griechischen Provinzen schmückten, Cäsar Korinth und Karthago, Augustus in Kleinasien und Gallien, Trajanus in Dacien, Adrianus in mehren Provinzen, vor allem in Athen, die Antonine Balbek, Aurelianus Palmyra, Diocletianus Salona, sie alle sind Zeugen, wie sehr die Baukunst gepflegt wurde. Allein sie sind auch Zeugen von dem Verfalle der Kunst, sie sprechen es deutlich aus, daß der wahren Kunst nichts nachtheiliger ist, als wenn sie dem Geiste der Zeit und der herrschenden Mode dienen muß.

Eifrig bestrebten sich die Künstler, die Gebäude der vorigen Zeiten im Glanz und äußern Ansehn zu übertreffen. Aber sie vernachlässigten die schönen Grundformen und bedeckten sie mit zu vielem Schmucke. Es entstanden nicht nur eine Menge Verzierungen, vorzüglich aus der Pflanzennatur entlehnt, es entstanden auch der wahren Schönheit widersprechende Zierden. Die Verkröpfungen, die Postamente unter den Säulen, die vielen Reliefs am Äußern der Gebäude, die Zierathen in den Cannelirungen der Säulen, gekuppelte Säulen, verjüngte Pilaster hinter den Säulen, kleine Säulen zwischen Großen, runde und durchschnittene Giebel, ausgebauchte Friese im Säulengebälke, Säulen, die auf Kragsteinen ruhen, Bogen von der einen Säule zu der andern geführt und auf den Kapitälen aufstehend. Und so wie, eine geraume Zeit hindurch die Überhäufung der Zierathen Statt fand und immer mehr überhand nahm, so verfiel man gegen und zu der Zeit Konstantins des Großen, in den entgegengesetzten Fehler der zu großen Einfachheit, die an das Trockne und Rohe gränzt und den gänzlichen Verfall der Kunst zeigt. So sank sie dahin und fand, von den Griechen zu dem Höchsten erhoben, was dem menschlichen Geiste eigenthümlich vor allem ihn auszeichnet, in den Ruinen ihrer Werke ihr Grab.

Von allen den bemerkten Ausartungen in der Baukunst wird uns die Stellung der Bogen auf den Kapitälen der Säulen besonders merkwürdig. Sie ist es, die sich als der Übergang von der Kunst der Alten zu der des Mittelalters betrachten läßt. Wenn sonst das Gebälke die Säulen bedeckte, so wurde jetzt das Ganze durch den aufgestellten Bogen erhöht und erst darüber ein Gebälke angebracht. Und diese Bauart, die schon zu Konstantins des Großen Zeiten nicht ungewöhnlich war, während Diocletians Regirung aber allgemein wurde, kann als der Grund des Eigenthümlichen der spätern Zeiten, des in die Höhe strebenden, angesehen werden.

Der Mangel an wahrer Kentniß der Kunst, im Technischen, vorzüglich in der Bearbeitung der Säulen, zeigt sich schon zu den Zeiten Konstantins des Großen dadurch, daß von ältern Gebäuden, Säulen, Statuen, Reliefs und andere Theile genommen wurden, um bei neuen Gebäuden sie anzuwenden. Ein solches Verfahren fand nicht nur in Rom Statt, es wurde auch in Konstantinopel gebräuchlich, als Konstantin der Große sie zum Wohnsitze der Kaiser bestimte, wohin aus allen Gegenden des Reiches, aus den griechischen Provinzen und selbst aus Rom, Kunstschätze gebracht wurden. Auf gleiche Weise verfuhr man nachher, und es zeigt sich hievon wieder ein sprechendes Beispiel bei der von Justinian zu Konstantinopel angelegten Sophienkirche, die mit Säulen

vom kostbaren Marmor aus mehren Orten Griechenlands und Kleinasiens geschmückt wurde.

Nach Konstantin dem Großen ging die bildende Kunst mit schnellen Schritten ihrem Untergang entgegen. Nur die Baukunst erhielt sich, zwar in einem sehr mittelmäßigen Zustande, dennoch durch die feste Norm, wie wir bereits bemerkten, geschützt, um nicht so tief herab zu sinken, als die Bildnerei und Malerei. Der Fall dieser Künste hatte jedoch auch auf die Baukunst einen bedeutenden Einfluß, und der schlechte Geschmack, welcher in jenen herrschte, der Mangel an Sinn für das Schöne, konte ebenfalls der Baukunst nicht anders als nachtheilig werden. Man befolgte zwar, im Ganzen, die im Alterthum aufgestellte Form, aber ohne in ihren Geist einzudringen, ohne das Innere fassen zu können, daher man auch das Äußere fehlerhaft nachahmte und nur nach Willkür, ohne in die richtigen Verhältnisse einzugehen, Säulen errichtete, Gebäude aufthürmte, Formen bildete.

Die Römer, die sonst überall als glückliche Eroberer aufgetreten waren, sahen nun, nachdem ihr Stat die größte Macht, die weiteste Ausdehnung erkämpft, an Kräften sich erschöpft und mußten andern Völkern weichen, die mit neuen Kräften ihnen entgegen kamen. Völker, die aus Asien vordrangen, Alemannen, Gothen, Vandalen, Hunnen, entrissen den Römern eine Provinz nach der andern. Die dadurch entstehenden Unruhen und Verheerungen verursachten nicht nur den völligen Stillstand in der Ausübung der Baukunst, sie zogen auch die Zerstörung vieler der schönsten Gebäude des Alterthums nach sich. Erst gegen Justinians Zeiten nnd hauptsächlich während der Regirung dieses Kaisers, erwachte die Kunst wieder, die hauptsächlich in Konstantinopel Beschäftigung fand, und bei dem Baue der von Justinian gegründeten Sophienkirche in dem Glanze sich zeigte, der in diesem Zeitalter erreichbar war. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese Sophienkirche, so wie sie das Vorbild der Markuskirche in Venedig war, auch andern christlichen Kirchen zum Muster diente. Bei ihr zeigte sich, obgleich nur im Innern, die Gestalt des griechischen Kreuzes, die nachher häufiger zu den Kirchen gebraucht wurde, sie stellte auch zuerst die Bauart auf, die Kuppel auf vier ins Quadrat gestellten Pfeilern ruhen zu lassen, die sonst eine zirkelrunde Mauer zur Unterstützung erhalten hatte.

Hier in dem Morgenlande, ungefähr von dem Zeitalter Justinians an, bildete sich die Kunst und die Bauart, welche die byzantinische, oder neugriechische genant wird, da die Griechen der jetzigen Zeit das einzige Volk waren, welches die Kunst kultivirte, da, vor Allen, Konstantinopel als die Schule der Baukünstler, wie der Maler anerkant war, nicht in den ersten Jahrhunderten des Christenthums allein, sondern auch fernerhin. Diese Kunst gründete sich auf die herabgesunkene griechisch-römische, und es konte daher nicht anders seyn, als daß in dem neu-griechischen Styl die schönen Formen und die Verhältnisse der Alten vernachlässigt erscheinen. Im Ganzen war alles auf Festigkeit gewandt, die in starken Mauern sich zeigte, deren hauptsächlichste Schönheit in der Glätte der aus Quadern bestehenden Mauern und in scharfer Bearbeitung der Glieder bestand. Die Säulen, deren man sich bediente, waren kurz, stark und schwerfällig, eine Form, die man ihnen gab, um dem schweren Druck der halbzirkelrunden Bogen und Kreuzgewölbe, die auf ihnen sich emporwölbten, Widerstand leisten zu können. Die Säulenknäufe erhielten mannigfaltige, den antiken unbekante Verzierungen, die Gebälke willkürliche Zusammensetzungen, und sie bestanden häufig nur aus einem mit Gliedern versehenen Unterbalken, ohne Fries und Kranz.

Bei Bogenstellungen behielt man die bei den Römern in späterer Zeit gewöhnliche Art bei, die Bogen auf den Säulenknäufen ruhen zu lassen, theils unmittelbar auf dem Knauf, theils auf einem dem Knaufe aufgesetzten niedrigen Gesims. Diese Bogen wurden immer noch halbzirkelrund gemacht. Friese und Leisten wurden selten verziert. Die häufigste, fast einzige Zierath am Äußern der Gebäude unter Simswerken angebracht, war eine Reihe halbzirkelrunder Bogen; eine Verzierung, die wir die neugriechische nennen, weil sie vorzüglich an Gebäuden dieser Zeiten vorkomt.

Von Konstantinopel gingen zu verschiedenen Zeiten Künstler nach Italien, wo die Ausübung der Kunst ganz vernachlässigt worden war, weshalb man der Griechen dazu bedurfte. Hier erwachte zuerst die Kunst aufs neue unter Theodorich, dem Könige der Gothen, der dieses Land im J. 493 eroberte. Zu Konstantinopel, am Hofe des Kaisers Zeno, erzogen, ergriffen von der Liebe zu Kunst und Wissenschaft, trug er in Rom und andern Orten seines Reiches zur Erhaltnng der alten Denkmäler nicht wenig bei. Er schmückte aber auch mehre Städte, vorzüglich seinen Wohnsitz, Ravenna, mit neuen Gebäuden, wozu er sich griechischer Künstler bediente. Seine weise Regirung, seine rastlose Thätigkeit, zum Besten seiner Länder zu wirken, verdienten, daß sein Ruhm verkündet und, in Liedern gepriesen, der Nachwelt erhalten wurde.

Fälschlich führte man die Bauart dieser Zeiten durch die Benennung, altgothisch, als eine eigene jetzt entstandene Bauart auf. Sie war nur die damals gewöhnliche, aus der griechisch-römischen entsprungene Bauart, und sie erhielt jene Benennung wahrscheinlich deshalb, weil in den von den Gothen besetzten Ländern die Bauwerke nach dieser Art angelegt wurden.

Schon frühzeitig wurden auch in die Morgenländer zu den Arabern griechische Künstler gerufen, zur Anlegung von Mosqueen. So wanderten ebenfalls Griechen zu den Mauren nach Spanien, wo sie, unter Abdorrhaman dem Dritten, die Stadt Zehra anlegten. Die byzantinische Bauart gab zwar der arabischen die Entstehung und erste Bildung, doch zeichnete diese sich bald durch viele Eigenthümlichkeiten aus. Sie behielt den halbzirkelrunden Bogen, bediente sich aber auch der Bogen aus mehren Zirkelstücken zusammengesetzt, und anderer in Form eines Hufeisens. Späterhin entlehnte sie von den Teutschen den Spitzbogen, der aber in der arabischen Bauart zuweilen nach ausgeschweifter Form gebildet wurde. Alle diese Bogen ruhen, dem damals herrschenden Style angemessen, gewöhnlich auf den Säulenknäufen. Die Säulen sind den neugriechischen ähnlich, nur mehrentheils schwächer gearbeitet, mit Knäufen, dem

korinthischen Knaufe ähnlich, andere mit würfelförmigen Knäufen versehen. Die Wände, besonders im Innern, wurden mit Inschriften besetzt und mit laubartigen Zügen, auch Blumen verziert, die aber so flach gearbeitet sind, daß sie Teppichen gleichen.

So entstand bei den Arabern aus dem byzantinischen Style, durch Zusätze und Abänderungen, die aus der Bildung der Nation hervorgingen, eine eigene Bauart, in Italien aber erhielt sich jener Styl rein. So wie er hier unter der Herrschaft der Gothen allgemein verbreitet war, so blieb er es auch noch daselbst, als die Longobarden die Oberhand gewannen, vom J. 568 an, unter dem König Alboin, bis zu Desiderius Regierung, um d. J. 774. Und wenn sich auch jetzt einige besondere Verzierungen zeigten, so behielt doch das Ganze die bisher gewöhnliche Form und Anordnung, daher es nicht richtig ist, einen besondern longobardischen Styl anzunehmen. Nach dieser Zeit ging die byzantinische Bauart aus Italien in andere Länder über. Unter Karl dem Großen kam sie nach Gallien und Teutschland. Um eben diese Zeit verbreitete sie sich mit der christlichen Religion, nach England, wo sie den Namen, sächsische Bauart, erhielt, weil sie daselbst, unter der Herrschaft der Angelsachsen, die herrschende Bauart war.

Das Reich der Gothen war von kurzer Dauer, so wie die Herrschaft anderer Völker, die in südlichen Gegenden sich niederließen, keine lange Reihe von Jahren einnahm. Die hingegen, welche nördliche Länder eroberten, erwarben sich bald feste, dauerhafte Sitze. Unter ihnen waren die Franken die vorzüglichsten, welche Gallien, eine römische Provinz, in ihre Gewalt bekamen, und durch die römische Kultur ihre eigene beförderten. Hier entstand ein mächtiges Reich, das durch Karl den Großen zu seiner größten Höhe emporstieg. Siegreich unterwarf er sich einen Theil von Spanien, Italien erkante ihn als seinen Herrn, und in Teutschland vereinte er die hier wohnenden Völker und stiftete das teutsche Reich.

Aber sein Streben erstreckte sich nicht blos auf Eroberungen; er, selbst mit Kunst und Wissenschaft vertraut, suchte auch die geistige Bildung der Völker, die er beherrschte, zu befördern. Italien gab ihm Gelegenheit mit der Baukunst bekant zu werden, was die Lust in ihm erregte, auch durch Gründung bedeutender Bauwerke sich einen Namen zu machen. Aber nicht sowol die im Schutt liegenden Gebäude des Alterthums leiteten sein Unternehmen, als vielmehr die im Geiste der Zeit erbauten Werke der Gothen und Longobarden. Hier bildete sich sein Geschmack, den er auch in Gallien und Teutschland verbreitete, durch Künstler, die er aus Italien herbeirief, durch Gelehrte aus Teutschland und England, die er an seinen Hof aufnahm, indem er es verstand, Männer von Geist und Kentniß an sich zu ziehen, die in seine Ideen eingingen und ihm behilflich waren, den Völkern Kunst und Wissenschaft mitzutheilen. Besonders erhob sich in Teutschland durch das Beispiel, das er bei dem Anbau seiner eigenthümlichen Besitzungen gab, der Ackerbau und Weinbau, so wie die Kunst, welche er durch die vielen Gebäude, die er anlegen ließ, nach Teutschland verpflanzte. Hiezu trug auch die Verbreitung der christlichen Religion nicht wenig bei, welche den Anbau der Klöster und Kirchen veranlaßte, und dadurch die Ausübung der Baukunst, Bildhauerei und Malerei beförderte, worin die Teutschen späterhin sich so sehr auszeichneten.

Daß der Geschmack und der Baustyl dieser Zeiten in dem Reiche der Neugriechen gegründet, nach Italien übergegangen und von da in andere Länder verbreitet wurde, ist schon erwähnt worden und bedarf keines weitern Beweises. Auch in Teutschland ging die Kultur von den Neugriechen aus. Die griechische Literatur, in diesem Lande schon früher beliebt, stand noch unter den Ottonen in Ansehn, und so war auch in der Baukunst und Malerei der neugriechische, oder byzantinische Styl herrschend. Dieses bezeugen nicht nur Schriftsteller des Mittelalters, welche von Gebäuden in Teutschland, nach griechischer Bauart errichtet, erzählen, auch die aus frühern Zeiten übrig gebliebenen Gebäude geben es deutlich zu erkennen. Wie diese Bauart beschaffen, haben wir bereits bemerkt, daß sie nämlich aus der griechisch-römischen Bauart entsprossen, die schon von ihrer Höhe herabgesunken, manche Ausartungen des Geschmacks angenommen, die jetzt befolgt wurden, da man sie aus Mangel an Kentniß des wahren Schönen, für gut und nachahmungswürdig hielt.

Auf diese Weise wurde die Kunst eine geraume Zeit hindurch ausgeführt, nicht in Teutschland allein, auch in Italien, England, Spanien, Frankreich, in den Niederlanden und in den nordischen Reichen. Diese gleiche Ausführung darf nicht befremden, da jene Länder mit einander in genauer Verbindung standen, hauptsächlich aber die Künstler in Übereinstimmung und nach gleichen Grundsätzen arbeiteten, auch in der Kunst kein verschiedener Geschmack, keine Unterwerfung der Mode geltend war. Damals wurde allein in den Klostermauern Kunst und Wissenschaft kultivirt und, wie die Klosterbrüder in allen Ländern durch die Religion und den Kultus innig vereint lebten, so besaßen sie auch gleiche Kentniß in der Kunst, die sie überall auf gleiche Weise ausführten und häufig Wanderungen aus einem Lande in das andere unternahmen, um bei Erbauung der Kirchen einander behilflich zu seyn.

Wenn in Frankreich, hauptsächlich unter Karl dem Kahlen, viel gebaut wurde, in England während der Herrschaft der Angelsachsen viele Kirchen und Schlösser entstanden, so war in Teutschland der Anfang des eilften Jahrhunderts der Zeitpunkt, wo der Trieb zur Ausführung großer Werke mächtig erwachte. In allen diesen Ländern waren die ältern Kirchen verfallen, oder für die mehr bevölkerten Städte von zu geringer Größe. Diese wieder herzustellen und zu erweitern, war das Bestreben der Fürsten, der Bischöfe und der wohlhabenden Städte, die ihre erworbenen Reichthümer nicht dankbarer anzuwenden wußten, als wenn sie das Irdische dem Himmlischen opferten. Dies konte nicht zweckmäßiger geschehen, als durch Errichtung prächtiger Kirchen, ausgezeichnet durch wundervolle Bauart, durch mannigfaltigen Schmuck, der in Gemälden, Bildsäulen, erhobenem Schnitzwerk, kostbaren Gefäßen, reichen Teppichen bestehend, jedem

Zweige der Kunst Beschäftigung gab und seine Ausbildung bewirkte.

Überall wurde noch immer im neugriechischen Style gebaut, aber in Teutschland zeigten sich frühzeitig manche Eigenthümlichkeiten, wohin besonders der Spitzbogen zu zählen ist. Sollte der Spitzbogen schon in frühern Zeiten seine Entstehung gefunden haben, so gehört doch dessen bestimte und ausgebildete Anwendung dem Abendlande, und ist vorzüglich den Teutschen zuzuschreiben, da keine Data sich finden, daß er in irgend einem andern Lande auf solche Art benutzt wurde, als in Teutschland. Auch bei der Bildung dieses Bogens sehen wir, wie sehr die Alten in der Bestimmung der Form, die Gesetze der Natur befolgten, da er die vollkomne Widerstandslinie zeigt, die aus mittlern Proportionalgrößen hervorgeht, welche durch die kreisrunde Linie gefunden worden. Denn seine Konstruktion aus zwei Mittelpunkten, die man gewöhnlich annimt, ist eine Erfindung neuerer Zeiten, die aus Bequemlichkeit, seine Konstruktion zu erleichtern, entstand, die aber nie die wahre Widerstandslinie gibt, welche er in den Bauwerken des Mittelalters aufweist.

Eine andere Eigenheit dieser Zeiten und eine besondere Erscheinung in der Kunst sind die grotesken Zierathen, die in Italien, Teutschland, England, Frankreich, schon im 11. Jahrh. erscheinen und in den drei letzten Ländern bis in das 13. Jahrh. sich erhielten. Seltsame menschliche Figuren, wirkliche und erdichtete Thiere, teufelartige Gestalten, Drachen, Larven und ähnliche Dinge, stehen bald einzeln, bald vereint, bald mit Laubwerk verbunden. Fanden einige dieser abenteuerlichen Zierden ihren Ursprung vielleicht in den Greifen, Chimären und andern erdichteten Gestalten des Alterthums, so sind andere als eine Laune des Künstlers zu betrachten, durch die damals allgemeine Neigung zum Wunderbaren erzeugt, die auch zu grotesken Volksfesten und Aufzügen Veranlassung gab. Einige dieser Zierathen enthielten satyrische Anspielung auf die ausgearteten Sitten der Mönche und auf den Aberglauben der Zeit, manchen konte auch wol eine symbolische Bedeutung unterliegen. Ohne Zweifel verbargen sie zuweilen gnostische Lehren, sogar noch an Kirchen des 13. Jahrh. und folgender Zeiten. Allein hieraus auf eine Verbindung der Tempelherren mit den freien Maurern des Mittelalters und den Baubrüderschaften zu schließen, wie geschehen, ist zu weit gegangen, da eine solche Verbindung nicht wahrscheinlich, auch schwer zu beweisen seyn möchte.

Die ausgezeichnetesten Gebäude, die jetzt entstanden, waren Kirchen, bei denen alle Kräfte in Thätigkeit gesetzt, die Kunst in vollem Glanze und in jedem ihrer Zweige sich zeigte. In der Grundform der Kirchen herrschte manche Verschiedenheit. Im Anfange wurde den Christen, ehe sie selbst Kirchen zu erbauen vermogten, Basiliken zur Gottesverehrung eingeräumt, daher hernach die Form der Basiliken zu den Kirchen eine Zeitlang beibehalten wurde. Kleine Kirchen waren theils rund, theils nach einem Achteck angelegt, was besonders bei Taufkapellen Statt fand, und schon zu Konstantins des Großen Zeiten gebräuchlich war. Diese Form wurde zwar in der Folge verlassen, aber doch das halbe Rundtheil, das halbe Achteck bei dem Vorsprunge des hohen Chores angewandt; jenes bei den Kirchen des 11. und 12. Jahrh., dieses vornehmlich bei nachher erbauten Kirchen.

Die bedeutendste Form der Kirchen ist die des Kreuzes, als heiliges Symbol, als Erinnerung an den Kreuzestod des Erlösers. Schon zu Konstantins des Großen Zeiten war diese Form bekant, die in der von ihm zu Konstantinopel gegründeten Kirche der Apostel sich zeigte. Sie findet sich hernach wieder im Innern der Sophienkirche zu Konstantinopel, die Justinianus anlegen ließ, und bald hierauf in Italien, bis sie endlich allgemein angenommen wurde; obgleich die länglich viereckige Form der Kirchen nicht gänzlich aus der Gewohnheit kam, und auch späterhin mehre, nach dieser Form gebaut, angetroffen werden. Man hatte zweierlei Arten der Kreuzform, das griechische Kreuz, mit vier gleichen Schenkeln, und das lateinische, wo der vordere Schenkel eine größere Länge hat, als die übrigen. Das erste war im Morgenlande das gebräuchlichste, bei dem griechischen Kultus, das andere im Abendlande bei dem lateinischen Kultus. Dieses letzte entstand ohne Zweifel daher, weil man, nachdem das Kreuz als Grundform der Kirchen angenommen, der länglich-viereckigen Basilikenform, die man im Abendlande aus Gewohnheit beibehielt, in der obern Hälfte die Flügel des Kreuzes zusetzte. Das griechische Kreuz wurde aber zuweilen auch im Abendlande gebraucht. Dieses geschah schon frühzeitig, unter den sächsischen Kaisern, wie die von Heinrich I. auf dem Marienberge bei Brandenburg gegründete Marienkirche bezeugt, indeß zu eben diesen Zeiten andere Kirchen das lateinische Kreuz erhielten, was wir an der unter den Ottonen vollendeten Kirche zu Memleben an der Unstrut finden.

Der Hautplan der Kirchen, vorzüglich der mit dem lateinischen Kreuze, wurde nach Würfelverhältnissen angeordnet, und aus dem Würfel und seinen Theilen jeder Theil des Gebäudes konstruirt, wobei aber manche Abwechselung und Verschiedenheit Statt fand. Die Einheit, oder die Wurzel des Quadrats wurde häufig viermal zur Länge der Kirche, dreimal zur Breite der Kreuzflügel genommen, dem Netz des Kubus ähnlich, bald aber erhielt auch die Länge der Kirche 5, bald 6 Einheiten. Die Breite des Schiffes wurde gewöhnlich der Einheit gleich gemacht, zuweilen bekam jede der Abseiten die Einheit, das Schiff die Diagonale des Quadrats zur Breite. Und so wurden alle Größen, nicht minder die Höhen, nach den Theilen des Quadrats und des Kubus bestimt, wodurch vielfältige Veränderung hervorgebracht wurde, aber auch die regelmäßigsten Formen entstanden, indem eins aus dem andern hervorging, und keine willkürliche Anordnung Statt finden konte.

Bei mehren Kirchen war unter dem Chore eine unterirdische Kapelle angelegt, der deshalb, gegen die übrigen Theile der Kirche erhöht, der hohe Chor genant wurde. Diese Kapellen, die zu geheimen Andachtsübungen und zu Messen für die Verstorbenen dienten, wurden jedoch späterhin, ungefähr vom 13. Jahrh. an, nicht mehr gebaut.

Die neugriechische Bauart fand noch im 11. und 12. Jahrh. Statt. Aber wie in Teutschland, schon un-

ter den sächsischen Kaisern, Eigenthümlichkeiten des teutschen Styls vorkommen, vornehmlich der Spitzbogen, so fingen diese jetzt an sich zu vermehren. Man verminderte die Stärke der Mauern der Kirchen, aber man stellte, um der Festigkeit nicht Eintrag zu thun, an den Außenseiten, in bestimten Entfernungen, Strebepfeiler auf. Zwar waren noch immer die niedrigen Kirchenfenster gewöhnlich, aber man fing auch an, ihnen, zur bessern Beleuchtung der Kirche, eine größere Höhe zu geben, und bedeckte solche Fenster mit Spitzbogen. Auch der Schmuck vermehrte sich durch Spitzsäulen, Statuen zwischen Säulen und in Bilderblinden, durch mannigfach erhobenes Schnitzwerk, alles jedoch nicht so zart gearbeitet, als es in den folgenden Zeiten erscheint.

Jetzt, im **11.** Jahrh., erlitt die gewöhnliche Bauart, durch Einmischung des arabischen Styls, eine Veränderung, wodurch eine gemischte Bauart entstand, bei der, mit dem Neugriechischen, das Arabische sich verband, jedoch auch die Eigenthümlichkeiten des teutschen Styls, vorzüglich der Spitzbogen, nicht ganz vernachlässigt wurden. Von dem arabischen wurden die aus mehren Zirkelstücken zusammengesetzten Bogen entlehnt, die mit eingeblindeten Säulen besetzten Pfeiler, und vorzüglich die würfelförmigen Knäufe, die bald einfach, bald mit Verzierungen besetzt, angetroffen werden. Sie kommen nicht nur in Teutschland vor, in verschiedenen und weit von einander entlegenen Gegenden, auch in England finden sie sich, wodurch der allgemeine Gebrauch derselben beurkundet wird. Nach England kam mit dieser Bauart auch der Spitzbogen, und sie wurde hier der Normannische Styl genant, weil nach ihm vorzüglich während der Herrschaft der Normannen in England gebaut wurde.

Von dieser gemischten Bauart zeigen sich zwei Arten. An einigen Kirchen dieser Zeit, von denen wir vorzüglich an den Münster in Basel erinnern, ist der neugriechische Styl im Ganzen zwar vorherrschend, hin und wieder mit Würfelknäufen vermischt, allein man findet hier auch Spitzbogen, Strebepfeiler, schmächtige gothische Säulen, große mit Spitzbogen bedeckte Fenster, und mehre Eigenthümlichkeiten des teutschen Styls, die, so weit uns die Baugeschichte des Münsters zu Basel bekant ist, nicht erst in spätern Zeiten hinzukamen. Bei andern Kirchen, aus dem Ende des **11.** bis in die Mitte des **12.** Jahrh., den Domen zu Mainz, Speyer, Worms, der Kirche zu Paulinzelle und mehren, behielt das Neugriechisch-Arabische die Oberhand. Hier sieht man nur halbzirkelrunde Bogen, starke mit Würfelknäufen bedeckte Säulen, kleine Fenster, und der teutsche Styl schien ganz vergessen zu seyn, von dem auch nicht eine Zierath sich findet.

Nach diesen beiden Bauarten wurde eine geraume Zeit hindurch gebaut, und vorzüglich war es die letzte, die man am häufigsten gebrauchte. Kirchen von ansehnlicher Größe, wie die Dome zu Mainz, Worms, Speyer, erhielten im Innern die Anlage, daß mächtige Pfeiler emporstrebten, an jeder Seite mit einer Wandsäule geschmückt, worauf das halbzirkelrunde Kreuzgewölbe des Schiffes und der Abseiten ruhte. Die letzten waren gewöhnlich etwas niedriger als das Schiff, und des Schiffes Mauer erhielt Fenster von geringer Größe, geschlossen mit halbzirkelrunden Bogen. Über dem Anfange des Chores erhob sich ein großer, starker, meistentheils achteckiger Thurm, und zwei kleinere Thürme standen ihm zur Seite, dergleichen ebenfalls an der vordern Ansicht der Kirche errichtet waren. Jenen großen Thurm umgibt am Äußern, in der obern Hälfte, eine Gallerie, die sich an den Seitenmauern des Schiffes, zunächst unter dem Dache, um das ganze Schiff herumzieht. Kirchen von minderer Größe als diese Dome, erhielten im Innern starke einfache Säulen, auf deren Würfelknäufen Bogen, halbzirkelrund gewölbt, die Mauern des Schiffes tragen, das höher ist als die Abseiten, und dessen gerade Decke aus Holz bestand. Bei allen diesen Kirchen bildete der Chor einen halbzirkelrunden Vorsprung, so wie auch gemeiniglich die Abseiten sich nischenförmig schlossen. Ein solcher Chor wurde Muschel genant. Der vordere Eingang der Kirche wurde nicht immer sehr ausgezeichnet, und seine Hauptzierde bestand auf den Seitenmauern in etlichen Säulen, worüber halbzirkelrunde Bogen, selten Spitzbogen, sich erheben, unter denen, im Felde über der Thüröfnung, erhabenes Schnitzwerk angebracht ist. So reich an Schmuck, wie die goldene Pforte am Dom zu Freiberg, findet sich selten ein Eingang in diesen Zeiten.

Nach und nach verlor sich der arabische Styl, und die Eigenthümlichkeiten dessen, den man den teutschen nante, gewannen die Oberhand, und erhoben sich desto mehr, da mit neuen Kräften der teutsche Sinn erwachte, und nach allen Seiten seine Wirkung äußerte. Jetzt, am Ende des **12.** Jahrh., zeigte sich der Übergang aus der gemischten Bauart in die teutsche. Hatte noch das Ganze das Trockene und Kalte des neugriechischen Styls, so waren noch an einzelen Theilen Formen zu bemerken, und Zierathen, welche als die Quelle des Reichthums zu erkennen sind, der in der Folge die teutsche Kunst auszeichnet. Hieher ist in Teutschland, unter andern, die Kirche der heiligen Elisabeth zu Marburg zu zählen, die Liebfrauenkirche zu Arnstadt, die vordere Seite von St. Stephan zu Wien, der Dom zu Naumburg, oder vielmehr nur dessen beide, dem ältern Baue hinzugefügten Chöre.

Von Englands Kirchen in diese Zeit gehörig, wissen wir keine bestimt anzugeben, jedoch sind die hieher zu zählen, welche während der Regirung der Könige Richard I. bis ungefähr mit Eduard I. angelegt wurden. Frankreich stellt mehre Kirchen auf, die jetzt entstanden, oder vollendet wurden, die Kathedrale zu Laon, die Kirche Notre Dame zu Dijon und zu Paris, eine der berühmtesten Kirchen Frankreichs, im **12.** Jahrh. gegründet, im **13.** vollendet, daher sie in vielen Theilen den vollkommenen teutschen Styl an sich trägt. Italien stellt nicht wenig Gebäude im gemischten Style auf, vorzüglich die Börse zu Bologna, die Kirche des heiligen Franz zu Assisi, die Dome zu Siena, Orvieto und Spoleto, den Dom und das Campo Santo zu Pisa. Hier zeigt sich jedoch häufig der bereits wieder erwachende antike Styl, und eine eigene Bauart, aus dem neugriechischen, teutschen und antiken gemischt.

Auf diese verschiedenen, im Mittelalter von Zeit zu Zeit herrschenden und von Land zu Land verbreiteten Bau-

arten, erschien eine neue, welche die ältern verdrängte, und vor ihnen durch wundervolle Gestalten, durch Reichthum sich auszeichnete. Das Romantische, das damals das Gemüth ergriff, und von allen Seiten auf das Leben wirkte, in aller Kunst vorherrschte, gab auch der Phantasie des Baukünstlers einen höhern Schwung, und zauberte einen neuen Styl hervor. Ruhe und kalte Einfachheit war das Charakteristische des neugriechischen Styls. Nach und nach durch mehr Verzierungen bereichert, durch größere Leichtigkeit der Formen angenehmer gemacht, erreichte alles dieses jetzt den höchsten Grad.

Alle Theile wurden hochstrebender angelegt, um dem Gedrückten der neugriechischen Bauart sich zu entziehen; allen Formen wurde ein leichtes Ansehn gegeben; mit geringern Mitteln und wenigerm Aufwand von Materialien wußte man große Wirkung hervorzubringen. Die sonst kahlen Strebepfeiler erhielten mannigfaltige Zierathen, die leeren Mauern durch Fenster von ansehnlicher Höhe Unterbrechung, Fenster, die oben mit Spitzbogen geschlossen, in den Zügen der Schenkel zunächst unter den Bogen, die größte Abwechselung zeigen. Die Eingänge der Kirchen wurden mit Pracht ausgeführt, wo, Bogen in Bogen gestellt, das Ganze Hallenartig vortreten lassen, wo die schrägeinlaufenden Seitenmauern, bis hinauf in die Spitze des Bogens, besetzt mit Säulen, Statuen auf zierlichen Untersätzen ruhend und geschützt mit durchbrochenen Bedeckungen, allen Reichthum der Kunst aufweisen, wo die hohen darüber aufgestellten Giebel dem Ganzen Anmuth und Würde verleihen. — Die Säulen bekamen jetzt eine schlankere Form, vor allen die, welche den Pfeilern im Innern der Kirche sich anschmiegen, und über welche, auf den geschmückten Knäufen, die Ribben und Reihungen der Gewölbe emporsteigen. Mannigfach durchkreuzen sich diese Reihungen, erheben sich in Spitzbogen, und bilden das Gewölbe der Kirche. Diese, auf solche Art eingerichteten Gewölbe verlangten und bedurften nur geringen Widerstand, indem die Reihungen aus Werkstücken nach dem Steinschnitt auf das sorgfältigste ausgearbeitet, das eigentliche Gewölbe ausmachten, und der Zwischenraum nur schwach mit Ziegeln ausgesetzt wurde, indeß die sonstigen Tonnengewölbe und halbzirkelrunden Kreuzgewölbe, aus Quadern gearbeitet oder aus Ziegeln zusammengesetzt, dicke und starke Widerlager nöthig hatten. Und durch solche Anordnung der Kreuzgewölbe zeichnete sich die teutsche Bauart vorzüglich aus, wodurch es ihr möglich wurde, bei dem geringen Druck der Gewölbe auf die Widerlager, diesen und den Mauern nur eine mäßige Stärke zu geben.

Wurde schon auf diese Art das leichte Ansehn bewirkt, welches man an den Bauwerken dieser Zeit bewundert, so wurde dasselbe noch mehr durch Hilfe der Durchbrechungen befördert, die bald wirklich angebracht waren, bald scheinbar, als Verzierungen an Theilen, welche die wirkliche Durchbrechung nicht zuließen. So erhob sich die teutsche Kunst vor der zeither gewöhnlichen, im Wesentlichen und im Zufälligen, in jenem durch die leichtern Formen, in diesem durch reichen Schmuck. Sie nahm auf diese Weise ihren eigenthümlichen Charakter an, auf Gefühl und Phantasie zu wirken, und was in Teutschland in der Baukunst schon frühzeitig als eigenthümlich sich zeigte, ging jetzt seiner Vollendung entgegen.

Diese erscheint vornehmlich bei dem vordern Anbau und dem Thurme des Münsters zu Strasburg, von Erwin von Steinbach im J. 1277 zu bauen angefangen. Kein Gebäude wird von den Schriftstellern des Mittelalters, vorzüglich vom Äneas Sylvius und Wympheling, so sehr gepriesen, als der vordere Anbau des Münsters, der in Teutschland, wie im Auslande, damals als eins der vorzüglichsten Bauwerke anerkant wurde, als das Erste auf diese Art angegeben und ausgeführt. Und da der Strasburger Münsterthurm bei den Thürmen anderer Kirchen zum Muster genommen wurde, so ist es nicht zweifelhaft, daß hier die Kunst sich ausbildete, die mit vollem Rechte die teutsche genant wird, da sie, von teutschen Meistern ausgeführt, auf teutscher Stätte entsprang, und dem großen Meister Erwin von Steinbach verbleibt daher der Ruhm, zu der Höhe, welche diese Kunst erreichte, das Meiste beigetragen zu haben.

Gleichzeitig mit dem vordern Anbau des Münsters zu Strasburg, entstand der Dom zu Köln, das Meisterwerk altteutscher Baukunst, von dem aber nur ein geringer Theil ausgebaut ist. Bald nach dieser Zeit wurde St. Stephan zu Wien erweitert, der Münster zu Freiburg im Breisgau vollendet, bei denen ebenfalls die teutsche Kunst in ihrer ganzen Pracht sich zeigt, die nicht minder durch schöne Anordnung aller Theile, durch reichen Schmuck und mächtige durchbrochene Thürme glänzend sich erheben.

Wie groß erscheinen sie, die Meister altteutscher Kunst, die nach den Gesetzen der Natur die Formen bildeten, wo alles aus der Einheit, der einfachen Wurzel entstehend, in unendlicher Fülle sich verbreitet und in wundervoller Dichtung dem Auge sich darstellt. Tiefe mathematische Kentnisse gaben ihnen Gewißheit und Sicherheit bei der Anlage und der Ausführung des Ganzen, bei der Erhebung der leicht gestalteten und dennoch unwandelbaren Pfeiler und Mauern, bei den zu einer außerordentlichen Höhe emporstrebenden Thürmen, bei Schließung der kühnen, kunstvollen Gewölbe. Selbst Steinmetzen, verstanden sie es, mit geübter Hand, mit feinem Sinne, alle einzelen Theile, jedes Glied, jede Zierath auf das sorgfältigste auszuarbeiten. Und indem sie so nach Vollendung strebten, wußten sie die Freiheit der Kunst mit der Wahrheit der Natur zu vereinen, und, als wahre Künstler, den Formen, Schönheit, Bedeutung und Ausdruck zu geben. Aber mit dieser Kentniß vereinte sich auch lebendiger Glaube, frommer, reiner Sinn, der dem Herzen Ruhe, dem Geiste Kraft gab, die auf das ganze Leben wirkte, und so auch die Münster von Strasburg, Köln, Freiburg und Wien entstehen ließ.

Sind diese 4 Kirchen als die vorzüglichsten Werke altteutscher Baukunst anzuerkennen, so dürfen dennoch auch andere heilige Gebäude nicht unbeachtet gelassen werden, die in diesen Zeiten und fernerhin entstanden, und die nicht weniger als jene zu rühmen sind. Nur einige der vorzüglichsten dieser Bauwerke wollen wir er=

wähnen, da ihre Anzahl viel zu groß ist, um alle anzuführen. Wir gedenken vornehmlich der Dome zu Meißen, Magdeburg, Erfurt, Regensburg, des Münsters zu Ulm, des Doms und des Reichsgotteshauses St. Ulrich und Afra zu Augsburg, einiger Kirchen in Nürnberg, der Martinskirche zu Landshut, der Kirche unserer Lieben Frauen zu München, der Kirchen St. Veit zu Prag und Marie-Stiegen zu Wien. Wir gedenken der Thürme zu Eßlingen und der Elisabethskirche zu Breslau, des durchbrochenen Thurmes an Alt St. Peter zu Strasburg, so wie des Thurmes am Dom zu Frankfurt am Main, welcher, als das letzte große Werk altteutscher Baukunst, die Reihe dieser erhabenen Schöpfungen schließt.

Konten nicht alle Bisthümer und Städte solche ansehnliche Gebäude entstehen lassen, so zeigte sich doch die teutsche Kunst auch bei Kirchen von geringerer Größe, mit eben dem Reichthum ausgestattet, eben so wunderbar bereitet, als jene Werke. Auch beschränkte sich die Kunst nicht nur auf Kirchen, es wurden ebenfalls andere öffentliche Gebäude, Rathhäuser, Kaufhäuser, Stadtthore, Brunnen, mit vieler Pracht ausgeführt, ja selbst die Wohnhäuser großer und wohlhabender Städte erhielten schöne Formen, nach dem Style der Kunst dieser Zeiten.

Wie in Teutschland, so beeiferten sich auch in andern Ländern Fürsten, Bischöfe, Klöster, Städte, ihre Kirchen durch Größe und Pracht auszuzeichnen. Fast drei Jahrhunderte hindurch erhielt sich die teutsche Bauart, und war, Italien ausgenommen, in allen Gegenden Europa's die herrschende. Im 13. Jahrh. ging die teutsche Bauart nach Frankreich über, und hier sind, vor andern, die Kathedralen zu Rheims, Bourges, Amiens und die Kirchen St. Ouen und Notre Dame zu Rouen zu rühmen. Diese Kunst verbreitete sich ebenfalls bald nach Spanien, wo die Kathedralen zu Segovia, Toledo und Burgos, als die vorzüglichsten Kirchen nach teutscher Bauart anzuerkennen sind. Portugal zeigt ein merkwürdiges Gebäude nach diesem Style in der Kirche zu Batalha, Holland eines der schönsten in der Kathedrale zu Antwerpen, und von ähnlichen Kirchen in den nordischen Reichen erwähnen wir nur der Kathedrale zu Upsala in Schweden. England, vor allen Ländern reich an Werken teutscher Art und Kunst, erhielt diese Kunst im Anfange des 14. Jahrh., und stellte hauptsächlich in dem Münster zu York, der Kirche der Westminster-Abtei zu London, in den Kathedralen zu Ely, Canterbury, Lincoln, Meisterwerke auf.

Stellen wir die Kirchen Teutschlands mit denen des Auslandes zusammen, so finden wir, daß überall das Romantische, das Wunderbare zum Grunde liegt, aber auch das Individuelle des Geschmacks jeder Nation sich zeigt, im Ganzen, wie im Einzelen, und wir bemerken, daß leichtes Ansehn und Kühnheit, größere Mannigfaltigkeit in den Formen, größere Abwechselung in der Anordnung, die Kirchen Teutschlands vor den andern auszeichnet.

Hatte nun die teutsche Baukunst bei dem vordern Anbau des Münsters zu Strasburg und andern Kirchen, die in der Mitte des 13. Jahrh. bis gegen das Ende des 14ten errichtet wurden, ihre schönste Höhe erreicht, so wurde sie hernach nicht mehr so rein ausgeführt. Dort erschien diese Kunst vollendet durch feste Bestimmung ihres Charakters, des Romantischen, des leichten, kühnen Ansehns der Massen. Was nachher hinzukam, bestand in Verfeinerung einzeler Theile, und die Bestrebungen der Künstler betrafen nur das Zufällige, die Zierathen und ihre Behandlung.

Hier öfnete sich ihnen ein weites Feld, das sie sehr oft vom richtigen Wege abführte. Wenn sonst nach bestimten Regeln die Massen sich erhoben hatten, so mochte jetzt nicht selten nach Willkür verfahren werden. Wenn sonst die Zierathen vorzüglich nur nach geometrischen Elementen waren gebildet worden, was hauptsächlich die Durchbrechungen der Geländer darthun, so wurden sie jetzt, besonders vom Ende des 14. Jahrh. an, häufig aus der Pflanzenwelt entlehnt, so daß nicht selten der ganze Bau, einer Pflanze gleich, emporstieg. Künstlich wand sich das Laubwerk in- und durcheinander, oft in gesuchten Verwickelungen und gezierten Schnörkeln, ja sogar dürre Baumäste mußten zur Zierde dienen. Sehr deutlich zeigt sich die Verschiedenheit der Zierathen der teutschen Kunst in verschiedenen Zeiten, am Münster zu Strasburg. An Erwins Bau ist alles im großen Styl gearbeitet, schlanke Säulen, Spitzsäulen, mannigfaltige Durchbrechungen dienen hier zum Schmucke, aber von Laubwerk findet sich nichts als die Laubbüschel an den Seiten und auf den Spitzen der Giebel und anderer Theile, alle Windungen sind leicht zu übersehen, alle kleine Bogenzierathen und Laubbüschel einfach neben einander gestellt. An dem von Johann von Landshut im J. 1494, erbauten Portale bei der Lorenzkapelle, winden sich die Bogenzierden künstlich durcheinander, die Laubbüschel sind durchbrochen, auch häufig Blumen angebracht. Wie hiebei das Gekünstelte die Stelle des wahren Künstlichen einnahm, so nicht weniger bei der Bildung der Gewölbe und den Zügen ihrer Reihungen, wo die Meister in Übertreibungen sich gefielen, wohin besonders die herabhängenden, in der Luft schwebenden Schlußsteine zu zählen sind, die hauptsächlich in Englands Gebäuden des Mittelalters vorkommen.

Diese Ausführung der Kunst, diese willkürlichen, der reinen Form ertheilten Zusätze, gaben Gelegenheit, zu der Idee der Herleitung der altteutschen Bauart aus den Wäldern und von der Pflanzennatur. Hiezu trug die zufällige Ähnlichkeit nicht wenig bei, welche die in einander geschlungenen Gurtbogen und Reihungen der Gewölbe eines Doms mit den sich durchkreuzenden, ein belaubtes Gewölbe bildenden Baumästen eines Waldes zeigen. Findet sich hiebei einige Ähnlichkeit, so ist nicht aus der Acht zu lassen, daß beide Biegungen, die der Äste, wie die der Gewölbe-Reihungen, auf einerlei Grundsätzen beruhen, und nach dem Naturgesetz der Wirkung und Gegenwirkung, nach dem der Baum seine Äste ausbreitet, erhebt und niedersenken läßt, ebenfalls der Spitzbogen gebildet ist und seinen Schwung erhält. Jene Herleitung der altteutschen Baukunst aus den Wäldern, kann um so weniger annehmbar seyn, da sie sich auf das Fehlerhafte derselben gründet, auf die Übertreibung der Verzierungen, die bei ihrer Ausbildung und in ihrer besten Zeit im 13. Jahrh. ihr fremd war.

Die gleiche Ausführung der Kunst in allen kultivir-

ten Ländern Europa's, die schon in den ältern Zeiten Statt fand, und die auch die Anlegung der Kirchen nach teutscher Bauart in Einem Geiste bewirkte, wurde vorzüglich durch die Bauvereine und die Verbrüderung der Baukünstler hervorgebracht. Früherhin war die Geistlichkeit die Pflegerin aller Kunst und Wissenschaft, und von Karls des Großen Zeiten an, bis etwa in die Mitte des 12. Jahrhund., wurden Baukunst, Malerei, Bildhauerkunst überall nur von Klosterbrüdern ausgeführt. Bischöfe und Äbte leiteten gewöhnlich den Bau ihrer Kirchen, und die Mönche trugen zur Ausführung bei. Die Klöster unterstützten einander durch ihre Künstler, und wo auch sonst Gebäude errichtet wurden, da bediente man sich dieser Bauverständigen. Zu den gemeinen Arbeiten wurden gemeiniglich Laien gebraucht. Diese erhielten jedoch auch zuweilen in den Klöstern Unterricht in der Kunst, und fernerhin wurden ihnen sogar die Geheimnisse der höhern Baukunst mitgetheilt. Hiedurch ging Kunst und Wissenschaft nach und nach aus den Klostermauern in die Welt über, und es bildeten sich eigene Brüderschaften der Baukünstler und Steinmetzen, die, wie sonst die Klosterbrüder, gleichmäßig auf die verschiedenen Länder wirkten, wohin sie zur Errichtung ansehnlicher Gebäude berufen wurden.

Daß die Künstler des Mittelalters solche Verbindungen eingingen, lag nicht sowol darin, daß die klösterlichen Verbindungen als Muster befolgt wurden, sondern fand vornehmlich in der Nachbildung der römischen Baucorporazionen seinen Grund. Das erste könte angenommen werden, da die Kentniß der Baukunst aus den Klöstern in die Bauvereine überging, allein das letzte hat mehr für sich. Die bei den Römern gesetzlich bestehenden Baucorporazionen, oder Gesellschaften von Bauverständigen und andern zum Bauwesen nöthigen Gewerken, dauerten bis in die spätern Zeiten des römischen Reiches; und als Rom durch Kriege und Eroberungen fremder Völker beunruhigt wurde, so fanden sie in Konstantinopel günstige Aufnahme. Von hieraus verbreiteten sie sich späterhin wieder in das Abendland und gingen zuerst wieder nach Italien zurück. In England hatten sie sich während der Herrschaft der Römer eingefunden, die überall ihre gewohnten Einrichtungen befolgten, und hier entstanden aus ihnen die Baubrüderschaften, vielleicht schon in der Mitte des 5. Jahrh., nachdem die Römer die Insel verlassen hatten. Nach manchen Schicksalen erhoben sie sich aufs Neue im J. 926 zu York, wo sich eine große Maurerbehörde bildete, welche in dem bemerkten Jahre die Yorker Konstituzionen abfaßte. Nach Frankreich wanden sich, aus England, die Baubrüderschaften unstreitig schon unter den fränkischen Königen. Teutschland wurde, wie zu vermuthen, mit ihnen zu Karls des Großen Zeiten bekant, der aus Italien und England Künstler und Gelehrte an seinen Hof zog.

Zuerst in den Klöstern genährt, erhielten die Baubrüderschaften alsdann eine feste Einrichtung, als die Laien von den Mönchen sich absonderten, und, wie wir bemerkt, die römischen Baucorporazionen ihnen zum Vorbild dienten. Die in mancher Kunst erfahrnen Männer beschäftigten sich mit Unternehmungen großer Baue, mit Angabe und Errichtung der Gebäude, so wie mit Ausarbeitung der Bildhauerarbeiten. Die Einrichtung der Bauvereine war in England festgesetzt worden, und diese wurde auch in andern Ländern befolgt. Sie nanten sich Logen, Hütten, und ihre Mitglieder hießen freie Maurer, weil dem Bunde manche Vorrechte und Freiheiten zu Theil geworden waren. Die Brüderschaft bestand aus Meistern, Gesellen und Lehrlingen. Ihre Lehren, wie ihre Gesetze wurden geheim gehalten, und bei der Aufnahme mußte Jeder den Eid der Verschwiegenheit und des Gehorsams gegen die Gesetze ablegen. Um vor den gemeinen Maurern sich auszuzeichnen, hatten sie Wortzeichen, Gruß und Handschenk, wodurch sie einander erkanten.

Ihr vorzüglichstes Geheimniß bestand in der Kentniß künstlicher Bauart, dem Steinschnitte und anderer Kunstfertigkeit, so wie in den Grundsätzen, wonach sie die Kunst behandelten, die sich auf Geometrie, aus Naturgesetzen abgeleitet, gründeten. Keinem außer dem Bunde offenbarten sie diese Geheimnisse, mit denen sie auch eine geläuterte und über den Aberglauben der Zeit erhobene Kenniß der christlichen Lehre verbanden. Daher hatten ihre Symbole, Zirkel, Winkelmaß, Richtwage, nicht nur auf ihre Arbeit Bezug, sondern auch die moralische Bedeutung, alle Handlungen gesetzmäßig einzurichten. Schon in frühern Zeiten wurden, in England, diesem Bunde auch Männer von Ansehn und Rechtlichkeit beigesellt, welche keine Künstler waren, die man angenommene Maurer, oder Genossen nante, und dieses gab späterhin, in England, Veranlassung zur Entstehung des Bundes der Freimaurer, im heutigen Sinne des Wortes.

Die Baubrüderschaften der verschiedenen Länder standen mit einander in enger Verbindung, und erhielten, unterstützt von Königen und Päpsten, immer mehr Festigkeit und größeres Ansehn. Bereits im ersten Viertel des 11. Jahrh. scheinen sie in Teutschland fest gegründet und selbständig gewesen zu seyn, aber die für die Bildung und Ausbreitung der teutschen Kunst wichtigste Vereinigung der Baumeister und Steinmetzen ist die, welche zu Strasburg unter Erwin von Steinbach gestiftet wurde. Er war es, der aus Teutschland, England und Italien Meister an sich zog, und mit ihnen einen Bund schloß, wodurch hier, im J. 1275, eine nach engländischer Art befreite Maurerei entstand.

Diese Strasburger Hütte erhielt von mehren Kaisern Bestätigungen und Gerechtigkeiten, und von den Päpsten Ablaßbriefe. Alle in Teutschland befindlichen Maurer-Hütten traten mit einander in Verbindung, und es wurden, im J. 1459, zu Strasburg, die Statuten abgefaßt, wobei man vier Haupthütten festsetzte, zu Strasburg, zu Köln, zu Wien, zu Zürich, von denen jedoch die zu Strasburg als die oberste Hütte, und der jedesmalige Werkmeister des Münsters zu Strasburg als Obermeister der Brüderschaft der freien Maurer in Teutschland anerkant wurde. Eine geraume Zeit hindurch wirkte die Verbrüderung bei der Erbauung der Kirchen und anderer wichtigen Gebäude, so wie zur geistigen Ausbildung der Brüder. Aber wie so häufig die Politik nachtheiligen Einfluß auf das Gute hat, so geschah es auch jetzt,

als Strasburg, erobert von den Franzosen, dem teutschen Reich entrissen wurde, weshalb ein Reichstagsschluß, vom J. 1707, die Verbindung der Hütten in Teutschland mit der Haupthütte zu Strasburg aufhob. Von dieser Zeit an nahte die Verbrüderung, die jetzt ihr Haupt verlor, ihrem Untergange, der dadurch noch mehr befördert wurde, daß ein Reichstagsschluß vom Jahr 1731, allen damals in Teutschland noch bestehenden Hütten verbot, die künftig aufzunehmenden Meister, zum Verschweigen der Zunft-Heimlichkeiten zu vereiden.

Hiedurch wurde die Brüderschaft ganz aufgelößt, und es blieb nur die gewöhnliche Maurerzunft übrig. Es erlosch das heilige Geheimniß der freien Brüder der Maurerei, die tiefe Kentniß der Geometrie, die Kentniß der nach den Gesetzen der Natur gebildeten Grundsätze ging verloren, da sie nicht in Schriften abgefaßt war, sondern nur mündlich von Bruder zu Bruder fortgepflanzt wurde, und man ahmte, von jetzt an, nur die Formen nach, ohne ihren hohen Ursprung ergründen zu können. Man ging bedeutend zurück, indeß die Politik wähnte, Fortschritte gethan zu haben. Ihrer Beschlüsse nachtheiliger Einfluß auf die Kunst zeigte sich nur allzumerklich, besonders da jetzt die Baukünstler nicht mehr wie sonst, gemeinschaftlich wirkten, sondern jeder seine Werke für sich ausführte, nach seinen Ideen und Einfällen, ohne jene Grundsätze vor Augen zu haben, wobei es nicht anders seyn konte, als daß willtürliche Aufstellungen, ja oft seltsame Schöpfungen entstanden.

Wir nahen uns nun der Zeit, wo die Kunst eine neue Gestalt gewann; das 16. Jahrh. brachte eine gewaltige Änderung hervor. Die teutsche Kunst verlor ihr Ansehn, und wurde von der antiken verdrängt, die aus ihrem Grabe hervorstieg. In Italien behielt die antike römische Kunst immer einigen Einfluß, wozu die bei neuen Gebäuden von antiken Bauwerten angewandten und benutzten Trümmer nicht wenig beitrugen. Es konte daher der in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. von teutschen Künstlern in Italien eingeführte Baustyl daselbst keine bedeutende Veränderung hervorbringen, da derselbe mit dem ältern Styl vermischt wurde. Um so weniger war es zu verwundern, daß man hier, wo die alten Werke der Kunst stets vor Augen standen, immer mehr auf sie aufmerksam und zu ihrer Nachbildung gereizt wurde. Von dem Geiste des Antiken ergriffen, traten die Bruneleschi, Michelozzo Michelozzi und andere auf, und errichteten Gebäude in einem hohen Charakter und großartigen Styl, denen Bramante folgte, dessen Bauart aber zierlicher ist, und der in der Nachahmung des antiken römischen Styls weiter ging als jene.

Bruneleschi baute zu Florenz die Kuppel des Doms, die Kirche St. Spirito und den Palast Pitti; er errichtete verschiedene Gebäude zu Mailand, zu Pisa, Pesaro und Mantua. Bramante, an den Hof nach Mailand berufen, unternahm hier viele wichtige Baue. Er ging hierauf nach Rom, wo er einige Gebäude angab, vorzüglich aber, nach Auffoderung des Papstes Julius II., zu der Peterskirche die Risse entwarf, und den Bau anfing. Ein anderer Baumeister dieser Zeit, Leo Baptiste Alberti, machte sich mehr durch seine Schriften über die Baukunst und Malerei berühmt, als durch Bauwerke. Bis in die Mitte des 16. Jahrh. wurde der von jenen Meistern eingeführte Baustyl beibehalten. Aber jetzt erschien Michael Angelo, der, obgleich ganz auf das Antike sich gründend, dennoch dasselbe willtürlich behandelte, indem er nur das seinem Geiste eigenthümliche Kühne und Außerordentliche befolgte, und sich über alle aus der Natur des Gegenstandes hervorgehende Anfoderungen hinwegsetzte, wodurch er die Grundsätze einer guten Architektur vernachlässigte. Das Auffallende und Ergreifende seiner Werke fand Nachahmung, man hielt sich hieran und hielt es, als das Produkt eines großen Geistes, für das einzige und wahre Gute, daher seine Nachfolger noch mehr herab sanken, und noch weniger jene Grundsätze achtend, sich blos den Einfällen ihrer Phantasie überließen.

Jetzt beschäftigten sich auch viele Maler mit der Architektur, Vasari, Primaticcio, Julio Romano und andere, selbst Raphael, der eine Zeitlang die Aufsicht über den Bau der Peterskirche führte. Cäsar Cäsarini, und späterhin Jucundus sind merkwürdig, weil sie die ersten waren, die Vitruvs Werk über die Baukunst allgemeiner zur Kentniß brachten, der erste durch eine italiänische Übersetzung, der zweite durch eine neue Ausgabe des Vitruv, wobei er aber vieler Einschaltungen sich schuldig machte. Unter den Männern, die jetzt als Baukünstler allgemeinen Ruf erhielten, stehen Vignola, Palladio, Serlio, Scamozzi oben an, nicht nur wegen der Ausführung vieler Gebäude, sondern auch als Schriftsteller über die Baukunst.

Das Studium des Antiken, in dem man jetzt allein alles Heil suchte und zu finden glaubte, war auch die Quelle, woraus diese Männer schöpften. Allein da ihnen die Bauwerke der Griechen, aus den besten Zeiten der Kunst, nicht bekant wurden, und sie die Kunst nur unter den Ruinen der Gebäude des alten Roms studirten, welche aus Zeiten waren, in denen die Kunst schon viel von ihrer Reinheit und innern Größe verloren hatte, so konte es auch nicht anders seyn, als daß sie, neben dem Guten, was diese Gebäude an sich tragen, auch alles Fehlerhafte befolgten, das sie für gut hielten, weil es die Antiken zeigten. Sie ahmten ängstlich die Formen nach, deren Bildung sie durch Ausmessung und Berechnung der Verhältnisse zu ergründen glaubten, ohne das Innere und den Geist aufzufassen. Überdies arbeitete jeder nach seinem Sinne, jeder suchte ein anderes System aufzustellen, das er für das Beste hielt, setzte Maße und Zahlen fest, wonach die verschiedenen Säulenarten angegeben werden sollten, und glaubte dadurch gute und richtige Grundsätze festzusetzen, die andern zur Norm dienen sollten, um Gebäude im Styl der Alten errichten zu können.

Diese in Italien gebildete Bauart verbreitete sich bald in das Ausland, und wurde überall mit Achtung aufgenommen, in der Meinung, aus dem Vaterlande der Kunst der Alten könne nichts als Vollkomnes hervorgehen. Man ließ Künstler aus Italien kommen, und schickte Künstler dahin, um sich in der neuerwachten Kunst zu unterrichten, um die Antiken zu studiren, die seitdem unendliche Male ausgemessen und abgebildet wor-

den sind, wodurch einem jeden der Weg eröfnet wurde, zu ihrer Kentniß zu gelangen. Fast zu gleicher Zeit, in der ersten Hälfte des 16. Jahrh., ging diese Kunst nach Frankreich, Spanien, England und Teutschland über; und so währte es auch nicht lange, daß sie in den nordischen Reichen die allgemeine wurde. Nach Spanien kam sie unter Philipp II., zu welcher Zeit das Eskurial gebaut wurde. In Frankreich wurde sie unter Franz I., der den berühmten Serlio in seine Dienste nahm, eingeführt, und hernach unter Heinrich IV., der Königin Maria von Medicis und dem Kardinal Richelieu ausgebildet. England lernte sie zuerst durch den Kardinal Wolsey kennen, und während der Regirung Karls I. und II. erschienen Inigo Jones und Christoph Wren als tüchtige Baukünstler.

Wenn in diesen Ländern die Hauptstädte den Ton angaben, und andere Städte ihnen folgten, so konte in Teutschland, das keine allgemeine Hauptstadt aufweist, die Aufnahme der neuern Baukunst nicht überall zu gleicher Zeit Statt finden. Hier wurde noch in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts an vielen Orten die teutsche Bauart befolgt, indeß an andern die neuere italische schon bekant war. Diese wurde daher hier früher, dort später aufgenommen. Wo viele Bauwerke nach teutscher Bauart sich befanden, da wurde sie noch einige Zeit hindurch beibehalten, oder man vermischte sie mit der neuern; wo wenige solche Werke waren, da errichtete man früher als an jenen Orten, die Gebäude im italischen Styl.

So verdrängte die nach dem Antiken gebildete zierliche Bauart, das ernste, ehrwürdige Teutsche, der Verstand überwog die Phantasie, das Gefällige trat an die Stelle des Wunderbaren. So geschah es auch in der Malerkunst, wo Nachahmung der Antike und das Manierirte der italischen Künstler nach Raphaels Zeiten, allmälig das Kräftige und Wahre der teutschen Kunst überwog. Hiezu trug vorzüglich Martin Hemskerk bei, der in Rom die Antike, und von Gemälden, Michael Angelo's Werke studirte, durch deren glänzende Außenseiten er verführt, nach und nach von der Natur, früher seine treue Führerin, ganz abwich, um eine fremdartige Manier zu befolgen, die bald Bewunderer und Nachahmer fand, wodurch die teutsche Kunst ihrem Untergang entgegen ging. In der Baukunst verminderten neue Formen, die das Auge durch Einfachheit, durch leichte Übersicht anzogen, das Wohlgefallen an den zeither gewöhnlichen. Doch konte man diese nicht sogleich und in Allem aufgeben, und es entstanden sonderbare, oft geschmackwidrige Zusammensetzungen. Dies geschah in Teutschland, und wird nicht weniger in andern Ländern der Fall gewesen seyn. Alte Formen erhielten neue Zierden; neuen Formen theilte man den Schmuck des Alten mit. An die Stelle der leichten, durchbrochenen, laubartigen Schnörkel, die nicht passend waren zu dem Antiken, setzte man andere, die größtentheils aus schwerfälligen Laubzügen bestanden. Der nordische Himmel foderte hohe Dächer, und um die dadurch entstehenden hohen Giebel minder auffallend zu machen, sie mit den italischen Formen der Fenster, Thüren und andrer Theile in Übereinstimmung zu bringen, entfernte man die Zinnen und Thürmchen, mit denen sie zeither geschmückt waren, und gab ihnen Ausschweifungen nach verschiedenen Bogen, oder man vertauschte die Giebel mit Walmen, und verwandelte die nach Einer Linie aufsteigenden Dächer in gebrochene. Auf gleiche Weise wurden die spitzen Dächer der Thürme anstößig, und man gab, an ihrer Statt, den Thürmen eine kuppelartige Bedeckung.

So mußte das Alte immer mehr verlassen werden, wenn man dem Neuen folgen wollte; der Geist der Zeit verbante es, und es trat immer mehr in den Hintergrund zurück. Ja, man behandelte es sogar nicht selten mit Geringschätzung, wurde aber dafür mit kalten, leeren Formen bestraft, die nur dem Auge schmeichelten, das Gemüth nicht ansprachen. Dieses fühlte man zwar damals nicht, desto fühlbarer aber wird es jetzt, da die Liebe zum vaterländischen Alterthümlichen wieder erwacht, die zur Erkentniß des tiefen Sinnes, des Herzerhebenden führt, das aus seinen Formen spricht. Denn wer auch in dem Antiken das einzige Wahre sucht, der kann doch nicht so verblendet seyn, dem Fremden, unserm Geiste Entfernten, das Hohe des Vaterländischen zu opfern.

Wie nun der ernste italische Styl, der aus dem Antiken hervorging, sich überall verbreitete, so wurde er, mit der Zeit, in jedem Lande in einem dem Charakter des Volkes angemessenen Geschmack ausgeführt. In Italien erhielt sich immer der bessere Styl in der Baukunst, und wenn er unter Borromeo und Bernini herabsank, so erhob er sich doch wieder in spätern Zeiten. In Frankreich spiegelt sich in jenem Baustyle die Galanterie der Nation, alles ist nett und zierlich, und geht sehr häufig ins Spielende über. In England nahm er das Trockene und Kalte der Inselbewohner an, und zeigte sich ernst, so daß das Kleinliche vermieden, aber auch oft zu viel des Zierlichen verbant ward, daher hier die üble Gewohnheit, die Fenster ohne Einfassungen zu lassen, allgemein wurde. In Teutschland zeigte er sich anfangs festlich und steif, das beste Mittel zwischen dem Ernsten und dem Spielenden treffend; er wurde aber hier in der Folge, bald mit dem französischen vertauscht, bald mit dem engländischen vermischt.

Die Geschichte der Baukunst der neuern Zeiten stellt uns also nichts dar, was, wenn wir das Innere der Kunst in Betracht ziehen, von hohem Werthe erscheint. Wie im Alterthume die Baukunst in den Gegenden des Kaukasus aus einer gemeinschaftlichen Wurzel entkeimte, und sich bei den verschiedenen Völkern in verschiedene Zweige verbreitete, so war in neuern Zeiten der italische nach dem antiken römischen gebildete Styl der Grund, worauf die Baukunst emporstieg. Im Alterthum ging die Baukunst aus Naturgesetzen hervor, wodurch die Formen gebildet wurden, die bei den Ägyptern groß und mächtig, bei den Griechen mit Schönheit geschmückt, bei den Teutschen romantisch erscheinen. In den neuern Zeiten ist alles nur Nachahmung des bereits Erfundenen, zu oft nur mislungene Nachbildung des Alten. Und wie wir also dort alles im Entstehen und Ausbilden finden, im steten Fortschreiten zur Vervollkommnung, so sehen wir hier, da die größte Höhe erreicht ist, zu der die Kunst konte erhoben werden, Stillstand,

ein immer fortwährendes Bewegen in abgesteckten Gränzen, häufig ein Zurückgeben. — Nur im Äußern zeigen sich Veränderungen, durch individuellen Geschmack gemodelt. Wir finden daher hier wenig Erfreuliches, und es würde undankbar seyn, in das Einzele einzugehen, da in jedem Lande die Art der Ausführung der Baukunst so sehr und so häufig wechselte, ohne der Kunst einigen Gewinn zu gewähren. Anstatt große Wirkung durch Einfachheit hervorzubringen, findet häufig eine Richtung nach dem Gegentheil Statt. Häufig erscheint nur Befriedigung der gewöhnlichen Lebens-Bedürfnisse, ohne nach dem höhern Zwecke der Kunst zu streben. Die Baukunst wird nur zu oft bald als untergeordneter Zweig der Statsverwaltung betrachtet, bald als unbedeutende Nebensache behandelt, um andern bildenden Künsten zu dienen, die doch in ihr ihre Vorgängerin verehren sollten.

Nicht mehr wird das Hohe der Baukunst erkant und gefühlt, welche die allgemeine Bildung des Menschen bewirkte, indeß die Wissenschaft nur einzele Kräfte und Fähigkeiten erweckte; daher jene Kunst mit vollem Rechte dem Bunde zum Symbol gegeben ist, welcher die Vervollkomnung des Menschen in seinem ganzen Wesen zum Zweck hat. Immer mehr zeigt sich der Nachtheil, den die Aufhebung der Baubrüderschaften der Kunst brachte, da mit ihrem Untergange die Kentniß der Naturgesetze und ihrer Anwendung auf die Baukunst erlosch, der innige Verein der Künstler zerstört wurde, und das gemeinschaftliche Wirken derselben verloren ging, wofür jetzt Jeder, auf sich allein gewiesen, seine eigenen Ideen befolgt.

Beschämt müssen wir auf die Alten zurückblicken, deren ganzes Leben, in religiöser und politischer Hinsicht, sich in ihren Bauwerken spiegelt. Bewundernd die großen Massen, welche die Ägypter aufstellten, das Schöne, womit die Griechen das Einfache der Formen schmückten, das Gefühlergreifende, was die alten Teutschen zu geben verstanden, fühlen wir, wie sehr wir gegen die Alten zurückstehen. Nur ein Blick in die vergangene Zeit, die so große Werke unternahm und so treflich ausführte, nur ein solcher Blick kann den Geist erheben, und für das Kleinliche unserer Zeit schadlos halten, das auch in die Kunst eingedrungen, sie oft nur der Mode und dem herrschenden Tone fröhnen macht, sie nur dem Luxus und der Bequemlichkeit unterwirft. (*Stieglitz.*)

d) Baukunst in politischer Hinsicht. Die Baukunst kann dem State in keiner Hinsicht gleichgiltig seyn, da sie nicht blos auf Gesundheit, Wohlstand und Sicherheit, sondern auch auf die höchsten Schätze dieses Lebens, Denkart, Sitten und Religion den größten Einfluß äußert. Allen Klassen von Statsgliedern ist sie wichtig, und es gibt fast keinen Stand, dem nicht gewisse Kentnisse aus diesem Fache, dem einen weniger, dem anderen mehr, höchst nützlich oder nothwendig wären. Alle fühlen die Macht ihres Einflusses, das Bedürfniß solcher Kentnisse wenigstens einmal in dem Kreise ihres Wirkens: der Gesetzgeber, wenn er die bürgerlichen Verordnungen und Rechte in Handwerk, Kunst und Bauwesen bestimmen soll; der Richter, wenn er die unzähl- baren Streitigkeiten in Bausachen, dem Gesetz entsprechend entscheiden soll, wenn er, wie es nöthig ist, das im Geiste der Künste gegebene Gesetz und seine Anwendung wohl begreifen, wenn er wissen soll, wenn und wozu er die Sachkundigen berufen, oder welche Fragen er ihnen vorlegen, wenn er endlich ihre Antworten oder Gutachten verstehen soll; der Sachwalter, wenn er im Gebiete dieses Faches mit Sachkentniß den Vortrag führen, die Rechte des Einzelen oder des Ganzen in solchen Streitigkeiten behaupten soll; der Arzt, wenn er die Quellen des Ungesunden von Gebäuden erforschen und entfernen, wenn er aus eigenen Einsichten die zweckmäßige Einrichtung der verschiedenen Arten von Krankenhäusern erkennen, beurtheilen, vorschlagen, oder gar selbst zum Theile leiten soll. Überhaupt kommen die Glieder aller dieser Stände oft in die Lage, selbst als Bauherren besonders bei Aufführung oder Reparaturen öffentlicher Gebäude aufzutreten. Es würde jedoch zu weitläufig seyn, hier den Einfluß der Baukunst auf den Wirkungskreis aller Stände im Einzelen und auf alle Zweige der Gelehrsamkeit zu entwickeln. Umständlich belehret über die Momente des Einflusses und über die Nothwendigkeit solcher Kentnisse aus der Baukunst für alle Zweige der wissenschaftlichen Thätigkeit Dr. Hundeshagen in seiner Einleitung und Übersicht der Encyclopädie des Bauwesens (Bonn 1820. 8.) §. 1 bis 24, welche lesenswürdige Paragraphen einem Jeden zur Beherzigung empfohlen werden. Am nöthigsten aber ist das Studium der Baukunst den Kameralisten und Statsökonomen, den Güterbesitzern und Landwirthen, für welche die Noth längst schon eine eigene Abtheilung dieser Kunst in der sogenanten Landbaukunst oder ökonomischen Baukunst gebildet hat. Wahrhaft und treflich setzen die Nothwendigkeit dieses Studiums für die genanten Klassen von Statsgliedern und die Momente seines Einflusses auf ihren Wirkungskreis Suckow in den Vorlesungen der churpfälzischen physikalisch-ökonomischen Gesellschaft im V. Bd. II. Thl. S. 105 ff., und Meinert in der landwirthschaftlichen Bauwissenschaft I. Thle. Einleitung §. 8. auseinander. Der Statsmann endlich, der den Gang und das Treiben dieser großen Kunst zum Heile des Volkes, zur Ehre und zum Ruhme des gesellschaftlichen Vereines und zum Wohle seiner Glieder vorzeichnen, und sie als ein organisches Ganze beherrschen soll, wie wird dieser ohne allgemeine Einsichten in das Wesen den Umfang und die Würde der Baukunst dieses ausführen? Darum ist es sehr rathsam, mit jeder Universität einen Lehrstuhl der Baukunst zu verbinden, dem es obliegen muß, alle die gedachten Stände, vorzüglich aber die Kameralisten und künftigen Statsmänner mit den ihnen nützlichen und nöthigen Kentnissen aus der Baukunst nach ihrem Bedürfnisse zu versehen. Der Stat selbst, dem daran gelegen ist, seinen Ruhm und seine Größe, das Heil und den Wohlstand seiner Glieder auf eine dauerhafte Art zu begründen, sucht seinen Zweck durch eine allgemeine Volksthätigkeit zu erreichen, und er irret nicht, wenn er meint, daß die unermüdete Zusammenwirkung und das lebenerzeugende Streben der Kräfte jene großen Güter herbeiführen. Er läßt daher öffentliche Gebäude aufführen, die Sicherheit gegen äußere Feinde, Gesundheit, Ehre und Vergnügen des

Volkes zum Zwecke haben; er legt reinliche, heitere Städte an, mit gutem Wasser, gesunder Luft und allen erfoderlichen Einrichtungen versehen; er durchkreuzet das Land mit schönen, bequemen Straßen, nach Lage und Bedürfniß einsichtsvoll angeordneten Kanälen, und befördert zusammenwirkende Thätigkeit durch dauerhafte und zweckmäßige Brücken; wie Roms alte Könige weitet er zur Gesundheit der Stadtbewohner Kloaken, legt öffentliche Plätze und Hallen an, mit Statuen, die das Verdienst ehren, mit Quellen und wohlthätigen Bäumen umgeben; die Gottheiten verherrlicht er durch Tempel und Altäre; in ehrwürdig hohen Kirchen versammelt er das Volk zur Andacht und zum Glauben, und reihet Erziehungshäuser und Schulen und mannigfaltige, beglückende Anstalten um sie her; muntert durch Beispiel und Verordnungen die Reichen und Großen zum Bauen auf, und suchet, die Ausschweifungen in der Kunst, die falsche Pracht durch weise Polizeigesetze zu hemmen. — Als Cassiodorus den Patrizier Symmachus wegen der vielfältigen treflichen Gebäude, durch die er den gesunkenen Glanz des alten Roms wieder herzustellen strebte, mit königl. Beifalle in den herrlichsten Ausdrücken begrüßte, schließt er: „Deine Gebäude sprechen deine Sitten aus: denn nie wird einer hierin Ordnung, Zweckmäßigkeit und Schicklichkeit blicken lassen, der nicht selbst zu einem hohen Grade sittlicher Bildung gelangt ist" *). Welche große Angelegenheit muß es daher dem State seyn, der Baukunst nicht allein durch Sorge für Verbreitung richtiger Kentnisse von ihr Eingang zu verschaffen, sondern vorzüglich auf die Auswahl und Erziehung derjenigen, die sie ausüben oder lehren sollen, ein wachsames Auge zu richten. (*Leger.*)

Der Stat sorgt denn auch für die wichtige Angelegenheit des Bauens theils durch Anstalten, theils durch Begünstigen, theils durch Verordnungen. Zu den ersten gehören das Bau-Departement, Bauschulen und Bauakademien, Bauhöfe oder Bau-Magazine, zu den zweiten Baubegnadigungen, zu den dritten Bauordnung, Bautaxe, Bau-Rechte und Gesetze, Baupolizei. Wir lassen in dieser Ordnung die Artikel auf einander folgen. (*H.*)

Bau-Departement, s. **Stats-Wirthschaft.**

Bau-Akademie, Bau-Schule, s. **Kunst-Akademie, Kunst-Schule.**

Bauhof ist ein Vorrathsgebäude, bestimt, alle Arten von Baustoffen und Baugeräthen aufzubewahren, damit man sie zu vorkommendem Gebrauche bei der Hand habe. Es gibt Privatbauhöfe, und öffentliche Bauhöfe oder Statsbauhöfe. Die Größe und Einrichtung der Privatbauhöfe richtet sich nach der Menge der Baulichkeiten, die einem Privatmanne als Güterbesitzer oder Bauunternehmer zur Unterhaltung seiner Gebäude oder zur Unternehmung neuer Werke in seinem Wirkungskreise vorkommen. Die öffentlichen Bauhöfe sind weitläufige Gebäude mit Kellern, Böden, Höfen und Schuppen versehen, worin der Stat die zur Unterhaltung öffentlicher Gebäude oder zur Aufführung neuer nöthigen, natürliche sowol als künstliche Materialien und alle Arten von Baugeräthen aufbewahrt, und für ihre sichere Verwahrung und Abgabe durch einen Aufseher, der in dem Bauhofe seine Wohnung hat, sorgen läßt. Solche Bauhöfe können zu großen, für die Statsökonomie höchst wichtigen, und für das Allgemeine wohlthätigen Anstalten umgeschaffen werden, wenn sie durch eine zweckmäßige Organisation mit polytechnischen Anstalten verbunden, alle im Lande vorkommenden natürlichen und künstlichen Baustoffe, alle Arten von Baugeräthen in sich aufnehmen oder selbst erzeugen, und um gesetzmäßige Preise an Stat und Privatmann abgeben. (*Leger.*)

Baubegnadigung nent man die Unterstützungen und Vortheile, welche die Regirungen denen angedeihen lassen, die sich entweder in neu angebauten Gegenden oder Städten, die man in Aufnahme bringen will, anbauen, oder wüste Stellen in Städten wieder aufbauen. Daß sie unter weiser Leitung für die Bevölkerung und Kultur der Gegenden sehr wohlthätig wirken, hat die Erfahrung bewiesen. Diese weise Leitung bezieht sich aber entweder auf die Personen, oder auf die Lieferungen. Unter den Personen ist es am zweckmäßigsten, geschickte Ackerbauer und Handwerker, Kaufleute und Fabrikanten zu begünstigen, und unter diesen wieder vorzüglich jene, welche inländische rohe Produkte verarbeiten. Was die Lieferungen betrift, so ist die Einhändigung der Geldsumme selbst am wenigsten rathsam; wenigstens darf es nur theilweise und unter Aufsicht über die Verwendung gegeben werden. Lieferung der Materialien verdient jedoch im Allgemeinen den Vorzug; öfters ist Befreiung von Abgaben für eine Reihe von Jahren hinlänglich. Übrigens muß sie größer seyn bei einer neuen Anlage als bei dem Aufbau in einer alten Stadt, und für feuerfeste Gebäude größer als für andere. (*H.*)

Bauordnung ist die Verordnung der Regirung für Bauherren, Baumeister und Bauhandwerker, Gebäude am zweckmäßigsten für Gesundheit, Geschmack und Sicherheit, mit Rücksicht auf das Allgemeine, und möglichster Sparsamkeit anzulegen. Wegen Verschiedenheit der Gegenden und Örter kann eine solche Verordnung nie allgemein, sondern muß allezeit speciell, und für Stadt und Land, nach dem jedesmaligen Bedürfniß, verschieden seyn. Was im Allgemeinen darüber zu beobachten, darüber s. das Bauen in juridischer Hinsicht. (*H.*)

Bautaxe ist die Verordnung der Regirung, welche 1) den Arbeitslohn für alle zu einem Bau gehörigen Handwerker, Tagelöhner und Handlanger bestimt, sowol wenn auf Verdingung als wenn auf Tagelohn gearbeitet wird; 2) die Tagewerke, d. i. die Anzahl der Stunden des Tages zur Arbeit, zum Essen und zur Ruhe. Da die Tageslänge nicht während des ganzen Jahres gleich ist, so pflegt man dreierlei Tage anzusetzen, kurze, vom 28. Oktober (Simon Judä) bis zum 22. Februar (Petri Stuhlfeier), mittlere, a) im Frühling, von jenem Tage an bis zum 23. April (Georgii), b) im Herbste, vom 24. August (Bartholomäi) bis Simon Judä, und endlich lange, von jener Frühlings- bis zu dieser Herbstzeit. Für jeden dieser Zeiträume bedarf es einer besondern Bestimmung der Tagewerke und des Arbeitslohnes. Bei diesem sind überhaupt zu berücksichtigen a) die Person, nämlich der Unterschied zwischen Meister, Gesell, Lehrling und Handlanger, b) die Zeit, nämlich

*) *Cassiodor.* in Variar. libr. IV. epist. LI.

der Unterschied der Tageslängen, c) der Ort, weil die Preise der Lebensmittel an verschiedenen Orten verschieden sind, weshalb in dieser Hinsicht die Taxen nur speciell seyn können, d) besondere Umstände, z. B. ob die Arbeitsleute Beköstigung vom Bauherrn empfangen oder sich selbst anschaffen; e) die Art des Gebäudes selbst, weil bei großen und künstlicheren Gebäuden die Arbeit größer und mühsamer ist als bei gewöhnlichen. Endlich muß die Bautaxe alle Arten verdingter Arbeit nach eben diesen Rücksichten festsetzen. Als Muster einer wohleingerichteten Bautaxe ist zu empfehlen die für die Kurmark Brandenburg, vornehmlich aber für die Städte Berlin und Potsdam. Berl. 1756. Fol. (*H.*)

---

e) Bauen in juridischer und polizeilicher Hinsicht. Das Bauen ist in mehrfacher Beziehung Gegenstand gesetzlicher Bestimmungen. Das Bauen begründet 1) Erwerbung des Eigenthums durch Adjunktion, als sogenannte inaedificatio. Diese begreift genau genommen zwei Fälle. a) Es wird auf fremdem Grund und Boden gebaut. Dessen Eigenthümer erwirbt das Gebäude; der Eigenthümer des Materials kann aber, jedoch nur, wenn er bona fide baute, den Ersatz derselben, und der Baukosten, so fern er besitzt, erhalten. Er schützt sich also durch Retention und die exceptio doli mali. Fr. 7, §. 12 (41, 1). Eine Klage hat er niemals [1]). Wird das Gebäude niedergerissen, so lebt das Eigenthum wieder auf, und damit die Vindication, wenn die Entschädigung nicht früher erhalten wurde. Fr. 7, §. 12 (41, 1). Die Const. 2 (3, 32) spricht dies selbst von dem mala fide Bauenden aus. Aber auch das jus tollendi, so weit es ohne Schaden des Eigenthümers von Grund und Boden möglich ist, scheint ohne Unterschied ausgeübt werden zu dürfen. Fr. 37 (6, 1) [2]). b) Verbaut Jemand fremde Materialien, so erhält er das Eigenthum, so lange das Gebäude steht, kann aber mit der actio de tigno juncto auf Ersatz des doppelten Werthes belangt werden. Bei erfolgter Trennung lebt das Recht des Eigenthümers der Materialien wieder auf, und zwar gegen den mala fide Bauenden, wenn gleich das duplum geleistet worden. Übrigens darf der Bauende das Material herausnehmen und zurückgeben. §. 29, I (2, 1), T. t. ff. (47, 3) [3]). Neuere Gesetzgebungen haben zwar im Allgemeinen den Grundsatz des römischen Rechtes: „solo cedit, quod solo inaedificatur" angenommen, weichen aber von diesem in Ansehung der Schadloshaltung, und vorzüglich des Punktes, die Wegnahme zu verlangen, bedeutend ab [4]).

2) Die Freiheit zu bauen ist auf verschiedene Weise beschränkt. So darf man z. B. nach röm. Rechte dem Nachbar den Luftzug nicht verbauen, den er zur Reinigung des Getreides auf der Tenne nöthig hat. C. 14, §. 1. (3, 34). Auch müssen gewisse Räume zwischen den Gebäuden offen und leer bleiben. C. 9. 11. (8, 10) u. s. f. [5]). Außer den Bestimmungen des röm. Rechtes, von denen man mehre als noch anwendbar in das gemeine Recht aufgenommen, bestehen in Teutschland beinahe überall besondere Bauordnungen, die bald für das ganze Gebiet, bald local giltig sind, und meistens dürfen die Bauten ohne obrigkeitliche Genehmigung und Anerkennung des Bauplanes nicht mehr geführt werden [6]).

3) In Beziehung auf Bauen und Gebäude sind besondere Dienstbarkeiten (Servituten) vorhanden (s. Dienstbarkeit).

4) Darlehen und Foderungen in Rücksicht auf Bauen und Gebäude genießen unter verschiedenen Verhältnissen bald nach gemeinem, bald nach partikularem Rechte besondere Privilegien und Vorzüge (s. Pfandrecht, Reparaturkosten).

5) Wenn baufällige Gebäude Schaden durch Einsturz befürchten lassen, kann Cautionsleistung wegen Ersetzung des etwaigen künftigen Schadens gefodert werden (s. Caution — cautio damni infecti —).

6) Gewisse Rechtsverhältnisse begründen die Verbindlichkeit, bei fremden Bauten Dienste zu leisten, oder dieselben theils allein, theils in Concurrenz mit Andern zu führen (s. Frohnen, Zehentrecht).

7) In Beziehung auf unbefugte Errichtung oder Änderung künstlicher mit dem Boden zusammenhängender Werke tritt vor der Vollendung zur Verhinderung der Vollführung die novi operis nunciatio ein. (*Wening.*)

Bau-Polizei. Die polizeiliche Aufsicht in Ansehung des Bauens und der Gebäude muß sich über alle Gegenstände der Bauordnung und die Sicherung des Gebauten erstrecken. Sie hat also zu sehen 1) auf Gesundheit bei allen Bauanlagen, und zwar a) den öffentlichen des States oder einer Gemeine, und b) den Privatbauen. Die Berücksichtigung der ersten ist besonders ein Gegenstand der Medicinal-Polizei, welche hier für allerhand Anstalten zur Beförderung der Gesundheit zu sorgen hat, nämlich: für Anlegung von Bädern, freien Plätzen, gymnastischen Übungsplätzen, Kloaken, Krankenhäusern, Entfernung unreinlicher Hantirungen, der Begräbnißörter, und überhaupt alles dessen, was schädliche Luft erzeugt. Bei Privatbauen hat die Polizei überhaupt darauf zu sehen, daß Keiner dem Andern Licht und Luft verbaue. Sie hat zu sehen 2) auf Geschmack im Bauen, theils damit nichts den Anstand und die guten Sitten Verletzendes, Anstößiges vorkomme, theils aber auch, damit durch immer größere Bildung des Geschmacks auch von dieser Seite der Sinn für das Bessere und Edlere immer mehr verfeinert werde, denn es ist gewiß, daß der Mensch so lebt, wie er wohnt. Nach Möglichkeit wird daher auch immer mehr für breite, freie, helle und reine Straßen gesorgt. 3) Hat sie darauf zu sehen, daß jeder Bau mit Rücksicht auf das Allgemeine aufgeführt werde. Wie es überhaupt ihr Geschäft ist, zu verhüten, daß die Handlungen der Statsbürger mit den Gesetzen der Statsgesellschaft nicht im

---

1) *Faber* de error. pragmat. T. II. dec. 26. err. 8. 9. *Vinnius* sel. quaest. L. I. c. 24. 2) Vgl. *Cujac.* obs. XIX, 20. *Donelli* comment. IV, 33. 3) *G. Majans.* Diss. de tign. junct. in Disp. jur. II, 48. *Harscamp.* de tign. j. in *Oelrichs* thes. nov. V, 2. 4) Preuß. Landr. Th. I. Tit. 9, §. 327—340. Code Napol. art. 553—556. Östr. Gesetzb. §. 417—420. 5) S. *Riese* de restrict. aedific. libert. Giess. 1734. Dirksen über die gesetzl. Beschränk. des Eigenthums nach röm. R. in der Zeitschr. für geschichtl. Rechtsw. II. B. Nr. 16. Vgl. die in Haubold's Inst. §. 120 lit. c. angeführten Schriften. 6) S. das preuß. Landr. Th. I. Tit. 8, §. 67. Baier. Reg.-Blatt von 1805 S. 320. Vgl. Berg im Handb. d. teutsch. Polizei-Rechtes III. Th. S. 26, V. Th. 1. B. S. 626, VI. Th. 2. B. S. 766.

Widerspruche stehen, so ist es insbesondere auch bei dem Bauwesen. Hier hat sie zu verhüten a) daß Niemand von dem Gebäude eines Andern Schaden zu befürchten habe, b) daß Niemand etwas zum Verdruß des Nachbars baue, c) daß nichts den Gesetzen zuwider gebaut werde. Endlich hat sie 4) darauf zu sehen, daß Jeder mit möglichster Sparsamkeit bauen könne, zu welchem Behufe die Anlegung von Bauhöfen und die Aufrechthaltung der Bautaxen dient.

Was die Sorge für die Sicherheit des Bauens und des Gebauten betrift, so muß diese gerichtet seyn 1) auf die Festigkeit und Dauerhaftigkeit eines jeden neu aufzuführenden Gebäudes, 2) auf die Baufälligkeit alter und die an denselben nöthigen Reparaturen, in so fern dadurch einem zu besorgenden Einsturze vorgebeugt werden muß, 3) auf die Gefahrlosigkeit der Nachbarn beim Einreißen und Bauen überhaupt, und 4) auf die Beseitigung von Feuersgefahr insbesondere. Aller dieser Rücksichten wegen müssen Baubesichtigungen von ihnen veranstaltet, gegen Feuersgefahr aber außerdem besondere Vorkehrungen getroffen werden, die an manchen Orten gegen Wassersgefahr eben so nothwendig sind. (*H.*)

f) Bauen in Beziehung auf den Privatmann. Bauherr heißt derjenige, der ein Gebäude auf seine Kosten unternehmen und ausführen läßt. Dieser verdingt entweder die Bauarbeiten, oder läßt sie im Taglohne verfertigen, wie man zu sagen pflegt, auf seine eigne Rechnung bauen: je nachdem die Art der Unternehmung, die Lage und Umstände das eine oder das andere als vortheilhaft empfehlen (s. Sparsamkeit im Bauen). In beiden Fällen hat er entweder 1) gar keine Kentnisse von Bausachen, und muß also Alles einem Baumeister überlassen, wozu er natürlicher Weise einen geschickten, erfahrnen und redlichen Mann wählen wird; oder er hat 2) mehr oder weniger bauwissenschaftliche Kentnisse, nimt also einen Baumeister blos als Rathgeber an die Seite; oder er ist 3) mit hinlänglichen bauwissenschaftlichen Kentnissen ausgerüstet, und kann selbst ganz an die Stelle des Baumeisters treten. In allen diesen Fällen ist es dem Bauherrn vor allen Dingen wichtig und nothwendig, zu wissen, auf was Alles er bei seiner Bauunternehmung zu sehen, was er zu beobachten und anzuordnen hat, damit der Zweck des Gebäudes erreicht, keine Kräfte verschwendet, sondern das Vermögen durch erlaubte Sparsamkeit geschont, und aller Betrug von Seiten der Bauleute verhindert werde. In dieser Hinsicht ist dem Bauherrn folgende, höchst nützliche Schrift zu empfehlen, die in des Herrn von Loen Abhandlung vom Bauwesen, zweite Aufl. Erfurt 1757. 8. zu finden ist: der entlarvte Baumeister, d. i. vortheilhafte Vorschläge, wie man sich im Bauen vor den Misgriffen betrügerischer Bauleute hüten könne, entworfen von einem im Bauwesen lange geübten Baumeister. (*Leger.*)

Bau-Reparaturen, s. Gebäude *).

*) Zur Vervollständigung alles hier Mitgetheilten hat man zunächst diesen Artikel nachzusehen, dann aber die über die einzelnen Zweige der Baukunst und ihre verschiedenen Werke zu vergleichen. Bei eben diesen Artikeln findet sich die nöthige Angabe der Literatur. (*H.*)

BAUBO (*Βαυβώ*), eine Alte in Eleusis, welche die nach ihrer Tochter umherirrende Demeter gastlich bei sich aufnahm, und, als sie die in Gram versunkene Göttin nicht bewegen konte, den Erquickungstrank, den sie ihr darbot, von ihr anzunehmen, ihr, indem sie sich aufdeckte, und zeigte, was die Scham verhüllt, ihr ein Lächeln abgewann, und den Trank ihr gefällig machte[1]). Nach Orpheus[2]). Antoninus Liberalis (24) und Ovid[3]) lassen den Sohn der Alten, die bei jenem Misma, bei diesem Metaneira heißt, der Göttin, die mit gierigen Zügen trank, spotten, und die erzürnte Göttin ihn durch Überschüttung mit dem Getränk in eine Eidechse verwandeln. Der Knabe heißt bei jenem Askalabos, bei diesem Abas. Apollodor (I, 5) nent die spaßmachende Alte, welche der Göttin ein Lächeln abgewann, Jambe, und setzt hinzu, daher sey es Sitte geworden, daß die Weiber in den Thesmophorien spaßen. Unstreitig gab die Versinlichung gewisser Grundbegriffe in den Thesmophorien[4]) zu diesem Mythus Anlaß, und der Name Baubo ist wahrscheinlich eben so bedeutend, als der Name Jambe. (*Ricklefs.*)

Bauch, anatomisch und physiologisch, nebst allen damit zusammen gesetzten Wörtern, Bauchfell, Bauchhöhle, Bauchspeichel u. s. w., s. Unterleib.

Bauchblass, Bauchschlächtigkeit u. s. w., s. Dampf.

Bauchbruch (Thierheilkunde), s. Bruch.

BAUCHFLOSSEN (pinnae ventrales) nent man dasjenige Flossenpaar, welches an der untern Seite des Fischkörpers sitzt, und zwar entweder vor den Brustflossen, welche außer den Bauchflossen die einzigen paarigen Flossen sind, oder gerade unter denselben, oder endlich hinter denselben. Nach diesen drei Verschiedenheiten sind alle Fische, entweder Kehlflosser (Jugulares), oder Brustflosser (Thoracici), oder Bauchflosser (Abdominales), oder endlich, wenn die Bauchflossen gänzlich fehlen, Kahlbäuche (Apodes). Diese vier Abtheilungen hat Lacépède in seinem System als Unterordnungen für alle Fische angenommen, während Linné dies nur bei den Gräten-Fischen gethan hat (s. übrigens die Art. Flosse und Fisch). (*Lichtenstein.*)

Bauchkieme, s. Gastrobranchus.

Bauchkiemen, s. Branchiogastra.

BAUCHPILZE (Gastromycetes) sind solche unvollkomne Organismen, welche ganz aus Keimkörnern bestehen, ohne daß diese wieder in besondern Schläuchen eingeschlossen wären. Im letztern Falle sind es Kernpilze (Myclomycetes). Oft sind jene Keimkörner mit Fäden untermischt, oft aber auch nicht, sondern sie füllen den ganzen innern Raum des Pilzes aus. (*Sprengel.*)

BAUCHREDNER nent man diejenigen, die eine Fertigkeit besitzen, durchs Hinunterdrücken der Stimme in den Schlund Töne und Worte so hervorzubringen, daß man glauben sollte, der Schall komme nicht von daher, wo sie sich befinden, sondern von einer andern Seite. Sie sprechen anstatt mit den Lippen und der Zunge, mit dem

1) *Arnob.* adv. Gent. V. p. 103. ed. Hamb. 1610; *Clem. Alex.* Cohort. p. 17 u. *Euseb.* P. E. II, 3. 2) Ed. *Hermann* p. 475. 3) Metam. V, 447 sq. 4) Vgl. Creuzer's Symbolik Th. IV, S. 497 ff.

Gaumensegel und den Mandeln allein, und zwar während des Einathmens; bei den Virtuosen in dieser Kunst läßt sich nicht einmal eine Bewegung des Mundes wahrnehmen. Schon die frühere Welt kante sie, unter den Namen Engastrimanten, Engastrimythen, Euryfliten (vom Eurykles, der nach einer Bemerkung des Scholiasten des Aristophanes, Σφηκες 1014 diese Kunst zuerst zu Athen trieb) und Pythonissen. Durch Bauchrednerei täuschten die Hexe zu Endor, die Zauberer, von denen bei Jesaias (29, 4), und das Mädchen mit dem πνεῦμα Πυθωνος, von welchem Apostelgesch. 16, 16 die Rede ist. Auch Tertullian (adversus Marc. IV, 25) erwähnt ihrer. Schon im 16. und 17. Jahrh. wo man ungewöhnliche Erscheinungen noch gern der Zauberei zuschrieb, erklärten Scot in seinem Discovery of witchcraft VI. 1, und v. Helmont in s. Alphabeti vere naturalis hebraici delineat. coll. 3. p. 23, daß es mit der Bauchrednerei natürlich zugehe; Letzterer durch die Bemerkung: „Quod talis sermo fiat per epiglottidem, vt quis scilicet attracto spiritu introrsum loquatur in ventrem suum, ore penitus clauso." In unsern Tagen hat selbst Ostindien geschickte Bauchredner. (*Höck.*)

BAUCHSCHNITT, gastrotomia (von γαστηρ, Magen, Bauch, und τεμνω, ich schneide); um diejenige Art des Bauchschnittes besonders zu bezeichnen, bei welcher der Magen aufgeschnitten wird, wollen einige Schriftsteller dieses Wort nur für den Magenschnitt gebraucht wissen, und bezeichnen den Bauchschnitt im Allgemeinen durch laparotomia, (von λαπαρα, ein weicher Seitentheil des Unterleibes und τεμνω); bei dieser chirurgischen Operation wird ein Schnitt durch die Bauchdecken gemacht, um aus der Unterleibshöhle innormale Massen zu entfernen oder Krankheiten der Eingeweide zu heben. Die hieher zu rechnenden krankhaften Zustände sind: 1) fremde Körper in der Unterleibshöhle selbst, oder in einem Eingeweide, welche auf andere Weise nicht entfernt werden können, geronnenes Blut, Eiter; große Körper, die verschluckt worden sind z. B. Messer[1]); Ansamlungen von Obstkernen in den Gedärmen, ein Fötus, der außerhalb der Gebärmutter gebildet worden, oder durch einen Riß derselben in die Unterleibshöhle ganz oder zum Theil getreten ist. 2) Verletzungen beträchtlicher Gefäße oder der Därme. 3) Einschnürungen der Därme von einem in der Unterleibshöhle enthaltenen Theil, dem Gekröse, dem Netze. 4) Ineinanderschiebung (Einscheidung) oder Verschlingung der Gedärme (volvulus s. introsusceptio). 5) Verengerung oder gänzliche Verschließung eines Darmes, Mastdarm- oder Aftersperre. 6) Sackwassersucht in der Unterleibshöhle. 7) Muß der Bauchschnitt dem Kaiserschnitte immer vorausgehen, und ist bisweilen bei großen anbeweglichen Leistenbrüchen nöthig[2]). — Man hat auch die Vorwärts-, Rückwärts- und Seitenbeugung der schwangern Gebärmutter unter die Anzeigen zum Bauchschnitte aufgenommen[3]); theils wird aber hier der Verlauf der Schwangerschaft selbst die fehlerhafte Lage heben, theils werden andere nicht so gefährliche Hilfsmittel hinreichen, um der Kranken bis zur Beendigung der Schwangerschaft Erleichterung zu verschaffen.

Wenn wir nur die Wunde der Bauchdecken selbst, die reine Schnittwunde des Bauchfells berücksichtigen, so ist der Bauchschnitt keine der gefährlichsten Operationen, sie wird aber dadurch höchst lebensgefährlich, weil die Krankheiten, die sie erheischen, meistens schon an sich bedenklich sind und zum Theil auch noch Verletzungen innerer Organe nothwendig machen, die einen tödtlichen Ausgang leicht herbei führen können. — Bei dem Volvulus könte sie öfters noch das Leben erhalten, wenn man die Lage desselben voraus bestimmen könte, und nicht in den meisten Fällen der entzündliche Zustand der Därme schon so weit um sich gegriffen hätte, daß doch bald nach der Operation Brand und Tod folgt. Hevin (S. 210) hat sich daher schon aus diesen Gründen gegen den Bauchschnitt beim Volvulus erklärt. Nur dann kann er mit einiger Sicherheit unternommen werden, wenn sich an einer Stelle des Unterleibes eine Erhabenheit zeigt, die Schmerzen an einer Stelle anhaltend ihren Sitz haben, oder man den eingeschobnen Darm selbst durch den Mastdarm fühlt, wie in Ohle's Fall. Bei der Aftersperre, und den geronnenen Extravasaten ist sie zuweilen noch das einzige Hilfsmittel. — Über seine Zulässigkeit bei Schwangerschaften außerhalb der Gebärmutter ist man in einiger Hinsicht noch verschiedener Meinung. Mehre wollen den Bauchschnitt nur auf die Fälle beschränken, wenn sich eine Entzündung und ein Abscеß in den Bauchdecken gebildet hat. Und es ist auch durch die Erfahrungen, welche man bis jetzt gesammelt hat, bewiesen, daß die meisten Mütter, an denen man diese Operation früher unternommen hat, gestorben sind; dagegen mehre von denen erhalten wurden, bei welchen die Natur selbst den Prozeß der Ausschneidung eingeleitet oder das Kind in eine Steinfrucht verwandelt hat. Indessen bemerkt Zang richtig, daß die Zahl der Beobachtungen noch nicht hinlänglich ist, um jenen Satz als Gesetz aufzustellen, und eine frühere Anwendung derselben unter allen Umständen als ganz unstatthaft zu verwerfen. — Zur Radicalkur der Balgwassersuchten, die in dem Bauchfelle der Bauchdecken ihren Sitz haben, ist der Schnitt zuweilen nothwendig und nützlich, über den Erfolg des Bauchschnittes zur Radicalkur der Sackwassersuchten in der Unterleibshöhle sagt uns aber die Kasuistik nicht viel Gutes, und es dürfte daher weder le Dran's Verfahren[4]), noch weniger aber Laporte's Vorschlag den wassersüchtigen Eierstock zu exstirpiren zu empfehlen seyn[5]).

1) Beckhers histor. Beschreibung des preuß. Messerschluckers, wie er nicht allein durch einen Schnitt des Messers befreyet, glücklich geheilet u. s. w. mit Kupf. Königsberg 1643. Baldinger's neues Magaz. XIII. 1. LV. 2., vgl. auch Geschichte einer mit glücklichem Erfolge gemachten Gastrotomie v. Cayroche aus dem Nouv. Journ. de Med. T. IV. in Rust's Mag. f. d. g. Heilk. VIII. B. S. 124. 2) *Rousset* assert. pro partu caes. Par. 1590. S. 208. — *Pigrai* Epit. praec. Med. chir. Paris. 1612. *Smalz* in *Decker* exerc. pract. L. B. 1695. 3) *Callisen* syst. chir. hod. T. II. §. 833. 4) Mem. de l'Ac. de Chir. de Paris T. VI. Richter's Einwendungen gegen dieses Verfahren: Aufg. d. Wundarz. V. B. S. 163. 5) *Laporte* in d. Mem. de Chir. S. 455.; von Houstoun ausgeführt, s. Phil. Transact. N. 382. S. 8. Sabatier's Gründe dagegen in d. Lehrb. f. pr. Wundärzte 1. S. 191.

Die Zeit, wenn, und die Bestimmung der Stelle, wo der Einschnitt zu machen ist, sind nach den Krankheiten, welche den Bauchschnitt erfodern, sehr verschieden. Bei der Bauchschwangerschaft würde vielleicht der Rath, die Operation zwischen dem 2. und 5. Monat zu unternehmen, (Zang) zu günstigen Resultaten führen können, wenn man nur für diese frühern Perioden der Extrauterinal-Schwangerschaft ganz sichere Kenzeichen hätte. Will man die Krankheit der Natur nicht überlassen, so würde der schicklichste Zeitpunkt zum Bauchschnitt dann eintreten, wenn gegen das Ende der gewöhnlichen Zeit der Schwangerschaft Zeichen von freiwilligen Anstrengungen der Natur wie zu einer normalen Entbindung sich finden, was wenigstens zuweilen geschieht, besonders wenn auch Spuren des Lebens des Kindes vorhanden seyn sollten. Will man nun nicht eingreifen, oder stirbt das Kind früher ab, so daß selbst die Beschaffenheit der Geschwulst nicht vollständig erkant wird, so öfnet man die Bauchwand dann, wenn sich ein Absceß gebildet hat. — Bei allen andern Fällen, dem Volvulus, der Verengerung der Gedärme muß diese Operation dann eintreten, wenn die gelindern Mittel fruchtlos gebraucht worden oder gar nicht anwendbar sind.

Der Einschnitt ist in der Gegend des Unterleibes zu machen, welche dem zu berücksichtigenden Theil gegenüber liegt oder wo die Entleerung am besten bewirkt werden kann. Außer den bei jeder blutigen Operation nöthigen Geräthschaften, sind zu dem Bauchschnitte an Instrumenten und Verbandstücken besonders erfoderlich: Bistouries von verschiedener Form, eine Hohlsonde, Korn- und Polypenzangen, stumpfe Haken, Schlagaderunterbind- und Druckgeräthe, die Geräthe zur blutigen Bauchnath, die Vereinigungsbinde bei Bauchdeckenwunden. Bei Bauchschwangerschaft ist noch der Apparat zur Besorgung eines neugebornen Kindes und der Wöchnerin erfoderlich.

Verrichtung der Operation. Nachdem Harnblase und Mastdarm entleert, wo nöthig auch die Haare des Schamberges entfernt sind, so wird die Kranke auf einen schmalen Tisch, oder in die Querlage auf das Bette, oder doch wenigstens so nahe an den Rand des Bettes gebracht und so hoch gelegt, daß der Operateur leicht zu der Gegend, wo operirt werden soll, gelangen kann. Die Stelle des Einschnittes wird nach genauer Untersuchung mit Tusche bezeichnet und die Gehilfen zur Befestigung des Kranken gehörig angestellt. Zuerst wird nun die Haut in eine Falte gefaßt um einen Längeschnitt in dieselbe zu machen, dessen Länge sich nach dem Zweck der Operation richten muß. Zur Entleerung von Flüssigkeiten ist ein Schnitt von $1\frac{1}{2}$ Zoll Länge meistens hinreichend, bei der Bauchschwangerschaft und zu Operationen an Gedärmen dürfte meistens ein Schnitt von ungefähr sechs Zollen nöthig seyn. Die Muskelfasern werden in demselben Umfang behutsam und mit wiederholten Messerzügen durchschnitten; hiebei hat man auf die Bauchdeckenschlagader und bei der Durchschneidung des Bauchfelles auf die Därme vorzüglich aufmerksam zu seyn, damit die Verletzung dieser Theile verhütet, oder sollte die Arterie getroffen seyn, sogleich eine Ligatur angelegt werde. — Ist man bis auf das Bauchfell gekommen, so macht man einen kleinen Einschnitt, und führt eine Hohlsonde ein, um auf dieser den Schnitt zu erweitern. Das übrige technische Verfahren richtet sich nach den verschiedenen Zwecken der Operation. Ist eine Bauchschwangerschaft vorhanden, so entfernt man das Kind und behandelt die Operirte wie nach dem Kaiserschnitt. Osiander will, daß man in dem Falle, wo die Frucht noch in ihren Häuten eingeschlossen ist, das ganze Ei von seinen, mehrentheils geringen Verbindungen lösen und herausnehmen soll. Wenn aber der Mutterkuchen mit der Mutterröhre oder dem Eierstocke zusammenhängt, so soll es besser seyn, die ganze Mutterröhre oder den Eierstock, nachdem ihre Gefäße unterbunden worden sind, abzuschneiden. Ich halte doch dafür, daß es sicherer ist, nur diejenigen Eitheile zu trennen, welche ohne Verletzung vieler benachbarten Theile oder Gefäße gelöst werden können. Hat die Natur Kräfte, wie es die Erfahrung lehrt, den ganzen Fötus aufzulösen, oder in einen Zustand zu versetzen, der für die Mutter nicht Gefahr bringend ist; so wird dieses mit dem Rest der Eitheile gewiß noch leichter geschehen können. Der Volvulus ist zu lösen, die Verschließung der Gedärme und des Afters erfodert den Darmschnitt und die Bildung eines künstlichen Afters.

Ist der Zweck der Operation auf Einmal zu erreichen, so wird sogleich die blutige Nath und die Bauchbinde nebst den nöthigen Heftpflastern und Kompressen angelegt. Sind aber noch Reste von dem zu Entleerenden zurück geblieben, so vereinigt man nur einen Theil der Wunde und legt ausgefranzte Leinwandstreifen ein, bis die Höhle so weit möglich gereinigt worden ist. Auch nach Vollendung der Operation können noch widrige Ereignisse die Genesung stören oder doch verzögern; es gehören hieher die Blutungen, Darm- und Bauchhaut-Entzündungen mit ihren Folgen, Gedärmvorfälle Nervenzufälle, Nerven- und Faulfieber [6]. (*Seiler.*)

BAUCHSTICH, Paracentesis, s. punctio abdominis (v. παρα u. κεντεω, ich steche); man macht mit einem schicklichen Instrument einen Stich in die Bauchwand, um Flüssigkeiten auszuleeren, die sich in der ganzen Unterleibshöhle, oder in einem in derselben liegenden Sack krankhaft angesammelt haben. Am häufigsten wird diese Operation bei der Bauchwassersucht unternommen, um das Wasser abzulassen, dessen Schwappung

---

6) *Hevin* Rech. hist. sur la gastrotomie in den Mem. de l'Ac. de Chir. T. IV. pag. 201. *Besser* praes. *Birkholz* de gastrotomia Lips. 1805. *Fiedler* praes. *Seiler* de laparotomia novissimoque eius exemplo, Vitebergae 1811. (Enthält eine gute geschichtliche Darstellung dieser Operation, die Beschreibung eines Bauchschnittes, welchen D. Ohle wegen eines Volvulus unternommen hat, die Entzündung der Gedärme war aber auch in diesem Fall schon weit gediehen und der Kranke starb den Tag nach der Operation.) Josephi über die Schwangerschaft außerh. der Gebärmutter Rostock 1802. (der Verf. hat die Fälle mit vielem Fleiß gesammelt, in welchen der Bauchschnitt wegen Bauchschwangerschaft unternommen wurde). Das erste Beispiel von Bauchschnitt wegen Bauchschwangerschaft gibt *Matth. Cornax* s. M. *Donat* d. med. hist. mirab. Venet. 1588. lib. IV. C. 20. Neuere von Josephi noch nicht angeführte Fälle: Weinhardt Beschreibung einer merkwürdigen Operation durch den Kaiserschnitt (war nur Bauchschnitt), Bautzen 1802. Schreger in Horn's Archiv f. mediz. Erf. 1810.

man durch die hinlänglich gefüllten Bauchdecken deutlich fühlt, und dessen Aufsaugung durch die Anwendung innerlicher und äußerlicher Arzneimittel nicht bewirkt werden konte. Soll diese Operation die gründliche Heilung kräftig unterstützen, so muß man sie so bald anstellen, als es nur ohne Gefahr ein Unterleibsorgan zu verletzen geschehen kann und dieselbe in kurzen Zeiträumen öfter wiederholen. — Bei der Sackwassersucht des Bauchfelles ist die Entleerung durch den Stich oder Schnitt durchaus nöthig; liegt der Wassersack in der Unterleibshöhle, so kann diese Operation zwar auch unternommen werden, die Voraussage ist aber nicht so günstig, doch sind einige Beobachtungen des glücklichen Erfolges mitgetheilt worden. — Außer dem Wasser können sich eiterartige und andere Flüssigkeiten in die Unterleibshöhle ergossen haben, wie dieses bei dem Kindbettfieber zuweilen der Fall ist, auch hier ist diese Operation angezeigt, wenn die Ansamlung beträchtlich ist, die Kräfte der Kranken und der Grad des Fiebers es gestatten. — Bei der Windsucht ist sie empfohlen worden [1]); eine Beobachtung über ihre Anwendung bei Menschen ist mir nicht bekant; desto häufiger hat man bei den wiederkäuenden Thieren von derselben Gebrauch gemacht.

Die nähere Bestimmung der Anzeigen und Gegenanzeigen zu dem Bauchstiche, ist bei den Krankheiten nachzulesen, welche denselben erfodern; wir wenden uns sogleich zu dem operativen Verfahren, hiezu ist nöthig: ein Troicart, von welchen man verschiedene Formen hat (s. Troicart); der gewöhnliche Troicart von mittlerer Größe ist der zweckmäßigste, der lanzettförmige Troicart kann die Arteria epigastrica leicht verletzen, und auch die meisten übrigen Veränderungen an diesem Instrumente sind wenigstens überflüssig; nur der Troicart mit dreieckigem Körper und der Rinne [2]) kann für Ungeübte nützlich seyn, weil sie durch das Hervordringen des Wassers es sogleich bemerken, wenn sie in der Unterleibshöhle sind; eine silberne Röhre, die vorn geschlossen und durchlöchert ist, eine Lanzette, einige Sonden, eine Schere, Öl zum Bestreichen der Spitze des Troicarts und der Röhre, ein kleines und großes Gefäß zum Auffassen des Ausfließenden, ein Wachsstock von der Dikke der Troicartröhre, ein langes Handtuch, oder einige zusammen genähte Handtücher, welche den ganzen Unterleib des Kranken bedecken und anderthalb Mal um denselben herumreichen, eine sechsköpfige, einfache Leibbinde [3]). Monro hat einen eigenen Gürtel empfohlen [4]), allein er leistet nicht mehr, als die einfache Binde und ist bei der Operation nicht selten hinderlich. Brünningshausens Gürtel ist zweckmäßiger [5]), kann aber auch entbehrt werden; ferner sind nöthig, einige Stücken Klebpflaster, Kompressen, Handtücher, Stecknadeln, die bekanten Riech- und Labemittel.

Ist die Wasseransamlung in der ganzen Unterleibshöhle verbreitet, Bauchwassersucht, so kann man die Stelle zum Einstich wählen; gegenwärtig sind es noch zwei Gegenden, die in dieser Hinsicht in Betracht kommen: 1) die weiße Linie der Bauchdecken (linea alba), in der Mitte zwischen dem Nabel und dem obern Rand der Schambeinvereinigung [6]); 2) an der linken Seite des Unterleibes, in dem Mittelpunkte einer Linie, welche man von dem Nabel zu der spina crist. oss. ilii ant. sup. zieht. Dieser Ort wird von den ital., franz. und teutschen Wundärzten fast durchaus gewählt. Man fürchtet an dieser Stelle die Verletzung der Art. epigastrica und es fehlt auch nicht an Beobachtungen, daß dieses geschehen ist [7]), doch sind diese unglücklichen Fälle im Verhältniß zu der Frequenz dieser Operation immer selten (ich habe sie oft verrichten sehen und selbst 40 — 50 Mal verrichtet und nur Einmal wurde in meiner Gegenwart diese Arterie verletzt, als einer der berühmtesten Operateurs Teutschlands den Bauchstich machte). Sicherer ist allerdings der Stich durch die weiße Linie, nur leistet hier die starke Flechsenverbindung etwas mehr Widerstand, die Wunden dieser Gewebe heilen nicht so leicht als Fleischwunden und es wird der Ausfluß durch eine halbe Seitenlage besser zu befördern seyn, wenn man den Stich in die Seite macht. Einige [8]) haben vorgeschlagen durch den Mastdarm einzustechen, Bell hat schon gezeigt, wie unzweckmäßig dieses Verfahren seyn würde.

Sackwassersuchten oder vorzüglich starke Ausdehnung einzeler Stellen der Unterleibshöhle, können aber den Einstich an einer andern Stelle nothwendig machen. Im Allgemeinen läßt sich hierüber nur folgendes bestimmen. — Bei der Sackwassersucht des Bauchfelles und der Eierstöcke muß man die Stelle wählen, welche am stärksten hervorragt und wo man die Schwappung am deutlichsten fühlt, jedoch mit Ausnahme der Gegend, in welcher die Art. epigastrica läuft. An dem Nabel macht man den Einstich, wenn derselbe blasenartig ausgedehnt ist [9]). In den Hodensack, wenn ein von Netz und Darm leerer Bruchsack von Wasser ausgedehnt ist. Denn liegen jene Theile noch in dem Bruchsack, so ist der Schnitt vorzuziehen. Durch die Mutterscheide, wenn die Wasseransamlung dieselbe zu einem Vorfall hervorgedrängt hat, wenn die Wassersucht der Gebärmutter die Punktion nothwendig macht, oder die Wassergeschwulst des Eierstocks so tief in das Scheidegewölbe hineinragt, daß man die Fluctuation durch die Mutterscheide deutlich fühlt.

Der Operateur hat zur Verrichtung dieser Operation zwei oder drei Gehilfen nöthig. Bei der gewöhnlichen Art des Bauchstiches wird der Kranke auf den Rand des Bettes oder in einem Armstuhl mit dem Rumpf

1) Bell, Wundarzneik. II. B. S. 357. 2) Richter's Wundarzneik. V. Th. S. 1. Fig. 1. 2. 3) Zang Operationsl. III. B. S. 297. 4) Stark Verbandl. S. 232. Tab. IX. fig. 107. Bernstein Verbandl. S. 233. Tab. XIX. fig. 99. 5) Bernstein Verbandl. Tab. XIX. fig. 100. 101.

6) Von Paul v. Aegina zuerst beschrieben Lib. VI. cap. 50. von vergl. Wundärzten neuerlich wieder empfohlen, von Cline s. Ehrlich's chir. Beobacht. 1. Th. S. 130. *Samuel Cooper* Diction. of pract. Surger. in dessen Übers. 7) Cline und Hunter haben sie getroffen, s. Ehrlich a. a. O. Carmichael Smith hat sie 2 Mal verletzt, Med. Commun. Vol. II. Lond. 1790. S. 482., Waston 3 Mal, Howard 2 Mal. 8) Allon 1767, Malacarne 1786. s. Genuardo in Kühn und Weigels ital. Bibl. 3. B. 1. St. S. 218. 9) Schon Celsus hat diese Methode beschrieben, Lib. VII. c. 15., dann Simps in d. Mem. of the med. Soc. of London Vol. VIII. 1792 S. 472.

in eine halb liegende Richtung gebracht. Man bezeichnet den Ort, wo der Einstich geschehen soll, mit Tusche, legt die Binde um den Unterleib, gibt einem jeden der Gehilfen ein Ende der Binde oder der Handtücher, schneidet da, wo der Troicart eingestochen werden wird, eine viereckige Öfnung in die Binde und läßt sie von den Gehilfen mäßig straff anziehen. Sollte ein beträchtliches Ödem der Bauchdecken vorhanden seyn, so streicht man dasselbe von der Stichstelle zurück. Ist alles auf diese Weise vorbereitet, so faßt der Operateur den Troicart mit der vollen rechten Hand, so daß der Zeigefinger der Länge nach auf der Röhre bis ungefähr anderthalb Zoll von der Spitze entfernt hingestreckt ist, legt den Daumen der linken Hand quer unter den Stichpunkt und durchsticht die Haut schräg von unten nach oben, und dann oben, indem er den Griff des Troicarts schnell in die Höhe hebt, die Muskeln und das Bauchfell gerade von vorn nach hinten. An dem verminderten Widerstand bemerkt er, daß das Instrument in die Unterleibshöhle eingedrungen ist. Die Röhre wird nun mit der linken Hand festgehalten, während die Rechte das Stilet herauszieht, worauf der Ausfluß sogleich beginnt. Sollte der Ausfluß stocken, so ist es ein Beweis, daß sich Flocken, Darm- oder Netzstücken vor die Öfnung der Röhre gelegt haben; man geht mit der Knopfsonde in die Röhre ein, um diese Theile wegzuschieben, bisweilen ist es auch selbst nöthig die Sonde einige Zeit in derselben zu lassen oder die Röhre mit geschlossener Mündung einzuführen. Der Ausfluß wird auch zuweilen wieder hergestellt, wenn man der Röhre verschiedene Richtungen gibt. Ist die Flüssigkeit zu dick, so kann man die Öfnung durch Preßschwamm erweitern oder einen stärkern Troicart wählen. So wie die Entleerung des Unterleibes nach und nach erfolgt, so ziehen die Gehilfen die Binde fester zusammen, auch kann ein dritter Gehilfe von unten und beiden Seiten her mit mäßiger Kraft nach der Röhre zu drücken. Bei schwachen Kranken muß man den Ausfluß öfters unterbrechen, damit nicht Ohnmachten erfolgen, sind sie sehr entkräftet, so darf man nur die Hälfte oder den dritten Theil des Wassers entleeren. Fließt nichts mehr aus, so wird die Röhre herausgezogen, indem man sie um ihre Achse dreht und zugleich die Stichwundränder zurück hält und von ihr abdrückt; so bald dieses geschehen ist, legt man den Daumen auf die Stichwunde, bis sie mit einem viereckigen Stückchen Klebpflaster bedeckt worden ist. Zum Verband dient die Binde, welche schon um den Unterleib liegt, es werden die Köpfe herumgeschlagen und durch Stecknadeln befestigt. Ist der Verband nicht früher sehr durchnäßt, so kann er erst nach anderthalb bis zwei Tagen erneuert werden. Der Kranke muß sich nach der Operation ruhig verhalten und schräg auf die Seite legen, durch welche eingestochen worden ist.

Hat man die Operation bei einer Schwangeren zu verrichten, so sticht man auf der Seite ein, nach welcher hin sich die Gebärmutter am wenigsten verbreitet, läßt diese von einem Gehilfen nach der entgegengesetzten Seite zu drücken und hebt die Bauchdecken in einer Falte auf[10]), oder macht nach Bonn, ehe man den Troicart einsticht, einen Einschnitt in die Haut[10b]); sicherer würde es aber seyn den Schnitt auch durch die Muskeln und die Bauchhaut behutsam fortzusetzen. Scarpa hat den Vorschlag gethan, im linken Hypochondrio zwischen dem geraden Bauchmuskel und den falschen Rippen einzustechen und es ist dies Verfahren von ihm und von Cruch mit glücklichem Erfolg ausgeführt worden [11]).

Während der Operation kann Ohnmacht und große Schwäche den Kranken überfallen, man begegnet diesem durch Labmittel. Sollte die Art. epigastrica verletzt worden seyn, so kann man die Blutung stillen, wenn man ein Stück Wachsstock drehend einführt, oder die Bauchdecken in eine Falte gehoben 6 bis 12 Stunden lang, anhaltend zusammendrückt. — Selten ereignen sich andre schlimme Zufälle nach der Operation als unmittelbare Folgen derselben; doch können eintreten: Bauchgefäßüberfüllung (Kaltschmidt, Richter), Gedärmschmerz, Entzündung des Bauchfelles oder eines Eingeweides, Vereiterung und Brand in diesen Theilen.

In Beziehung auf die alleinige oder vorzügliche Wasseransamlung in einzelen Theilen der Unterleibshöhle ist noch folgendes zu bemerken.

Bauchstich bei der Sackwassersucht. Hat die Wasseransamlung ihren Sitz zwischen dem Bauchfell und den Bauchmuskeln, oder in einem Sack an der inneren Fläche des Bauchfelles (Bauchfellwassersucht, hydrops peritonaei), so bedient man sich eines großen Troicarts und läßt denselben einige Zeit, 8 bis 9 Tage lang liegen [12]), bisweilen löst sich der Sack los und man kann ihn durch die Stichwunde ausziehen, zur Beförderung der Lösung des Sackes empfiehlt Dzondi das Emplast. Diachyl. compos. über die ganze Geschwulst wegzulegen und einige Wochen lang die Öfnung des Sackes durch Bourdonnets, die man mit einem milden Öl befeuchtet hat, offen zu erhalten [13]). — In diesem Falle kann man auch durch reizende Einspritzungen die Radicalkur zu bewirken suchen, oder einen Einschnitt machen, um eine größere Fläche bloß zu legen, von welcher aus eine adhäsive Eiterung erregt werden kann.

Liegt der Wassersack in der Unterleibshöhle, so wird der Troicart auf der höchsten Stelle der Geschwulst und da eingestochen, wo man die Schwappung am deutlichsten fühlt, auch ist es zweckmäßig die Geschwulst durch zwei Gehilfen mittelst zweier Handtücher von oben nach unten und gegen die Mitte hin zusammen drücken zu lassen. — Da solche Säcke meistens in mehre Fächer getheilt sind, so kann man nach Hedenus Rath durch

10) Maclean über die Anzeige der Schw. Med. and Phys. Journ. 1802. Journ. d. ausl. Lit. Jan. 1803. 10b) Über die Harnverhalt. Leipzig 1794. Seite 31. 11) S. Mem. sulla gravidenza sussequita da ascite del Cav. A. *Scarpa* in Ateneo di Treviso V. I. und in *Omodei* An. univ. d. Med. V. IV. — Paracentesi dell' addome sec. il metodo di Scarpa pratic. sopra due donne gravide e ascitiche dal D. Cruch in *Omodei* An. un. d. Med. V. XVI. Dec. 820. S. 207. 12) Richter Wundarzneik. V. B. §. 200. 13) S. dessen Beiträge zur Vervollk. der Heilk. S. 33.

dieselbe Bauchdeckenwunde mehre Fächer öfnen, indem man, nachdem ein Fach entleert ist, durch einen Gehilfen das zweite Fach, welches man aufgefunden hat, gegen die Röhre andrücken läßt, und wenn man sich durch eine in die Röhre eingeführte Sonde noch mehr davon überzeugt hat, daß ein Wassersack vor derselben liegt, das Stilet des Troicarts in dieselbe einstößt. Kann man die einzelen Fächer auf diese Weise nicht entleeren, so bleibt nun noch übrig an mehren Stellen durch die Bauchwände einzustechen. — Um die Radicalkur zu bewirken, läßt man eine biegsame Röhre oder auch die gewöhnliche Troicart-Röhre 8 bis 9 Tage liegen, es zieht sich dadurch der Sack zusammen, bisweilen löset er sich auch los, so daß man ihn ausziehen kann. Dzondi empfiehlt auch hier das oben erwähnte Verfahren. Le Dran hat den Rath ertheilt [14]), einen Einschnitt von 4 bis 5 Zoll Länge zu machen und nach Entleerung des Wassers zuerst erweichende, dann, wenn der Eiter gut geworden ist, zusammenziehende Einspritzungen zu machen. Allein es stehen diesem Verfahren viele wichtige Gründe entgegen [15]) und in den meisten Fällen wurde dasselbe mit unglücklichem Erfolge angewendet. Eben so wenig ist zu rathen, diese Sackgeschwülste wie Wasserbrüche mit Einspritzungen zu behandeln; Samuel Cooper hat zwei Fälle beobachtet, in welchen Portwein mit Wasser eingespritzt wurde, aber beide Kranke starben. Auch das Setaceum hat man ohne Nutzen angewendet. — Die meisten Wasserblasen im Innern der Unterleibshöhle, welche ein Gegenstand der operativen Chirurgie werden, haben ihren Sitz an den Eierstöcken, und ich muß daher noch den Vorschlag des Laporte anführen, daß man den wassersüchtigen Eierstock ganz exstirpiren soll [1]). Eine in mehrer Hinsicht misliche Operation, schon wegen der Lage der Gefäße und Nervenverbindungen dieser Gebilde, dann aber auch, weil man die Krankheit meistens erst erkent, wenn die Geschwulst eine ansehnliche Größe erreicht hat, und dann die ganze Konstitution schon so nachtheilig ergriffen ist, daß eine so beträchtliche Verletzung dem Leben Gefahr drohet. Doch hat Houstoun diese Operation mit glücklichem Erfolg ausgeführt [17]).

Bauchstich durch den Nabel; ist dieser zu einer Wasserblase ausgedehnt, so sticht man auf dem höchsten Punkt ein, ist dieses nicht der Fall, so geschieht der Einstich unter dem obern sehnichten Rand.

Der Bauchstich durch den Hodensack, erfodert dasselbe Verfahren, wie bei dem Wasserbruch.

Bauchstich durch die Mutterscheide; man bringt die Kranke in eine Querlage, wie bei einer künstlichen Geburt, drückt das Messer durch eine Bauchbinde noch stärker gegen das Scheidegewölbe hin und sticht den Troicart auf der erhabensten Stelle ein. — Eben so verfährt man, wenn der wassersüchtige Eierstock durch die Scheide entleert werden kann. — Auch die Entleerung der Wasseransamlung in der Gebärmutter wird am besten durch die Mutterscheide bewirkt, nicht durch einen Einstich in der weißen Linie. Man bringt eine Sonde oder einen langen, dünnen Troicart oder ein ähnliches stumpf zugespitztes Instrument, durch den Gebärmuttermund ein; sollte dieser eine solche Richtung haben, daß man nicht eindringen kann, so ist der Einstich durch das stark hervorgedrängte Scheidenstück der Gebärmutter zu machen. Man übereile sich aber überhaupt nicht mit dieser Operation, es geschieht zuweilen, daß durch die wehenartigen Zusammenziehungen der Gebärmutter selbst, der ganze Wassersack herausgepreßt wird, wenn die Ausdehnung einen hinlänglichen Grad erreicht hat oder andre Einflüsse einwirken, um diese Gegenwirkung zu erregen. — Den Bauchstich bei der Bauchwassersucht immer durch die Mutterscheide zu machen (Sabatier) ist gewiß nicht rathsam.

Will man bei der Windsucht, Tympanitis den Bauchstich unternehmen, so wählt man einen langen und dünnen Troicart und sticht ihn auf der linken Seite in den Mittelpunkt einer Linie ein, die man von dem vordern Ende der zweiten obern falschen Rippe an den vordern obern Darmbeinstachel gezogen hat. Übrigens verfährt man wie bei dem Bauchstich.

Mit Recht vergessen sind die alten Methoden der Eröfnung der Unterleibshöhle mit dem Brenneisen (Celsus), mit dem Ätzmittel (Thevenin, Dionis) und die Vorschrift den Einstich drei bis vier Querfinger unter dem Nabel zu machen, ohne nähere Bestimmung der Stelle. Unnütz, ja selbst schädlich, ist der Rath, in die entleerte Unterleibshöhle reizende Einspritzungen zu machen [18]); und der Vorschlag die Haut zuerst mit dem Bistourie zu durchschneiden und dann den Troicart einzustoßen [19]), dürfte nur auf den Bauchstich bei Schwangern zu beschränken seyn [20]). (*Seiler.*)

Bauchstich (Thierarzneikunde), s. **Trommelsucht.**

Baucis, s. **Philemon.**

Baucium, s. **les Baux.**

Bauconica, s. **Oppenheim.**

Baud, le, s. **Lebaud.**

BAUDART, (**Wilhelm**), einer der niederländischen Bibelübersetzer und Prediger zu Zütphen, starb in dieser Stadt 1640. 76 Jahr alt. Seine Ältern hatten der Religionsverfolgung wegen Flandern verlassen und ihren Wohnort erst zu Köln (wo damals viele Protestanten eine Zuflucht fanden), nachher zu Emden aufgeschlagen. Er war ein strenger Verfechter des Calvinischen Systems gegen Katholiken sowol als Remonstranten (Arminia-

14) Mém. de l'Acad. de Chir. de Par. T. VI. 15) Richter's Wundarzneik. Th. 5. §. 200. Samuel Cooper a. a. O. 16) Mém. de l'Acad. de Chir. II. T. S. 455., auch Morand ebend. S. 460. 17) Philos. Transact. N. 381. übers. in Leske auserl. Abh. prakt. und chir. Inhalts. 2. Th. S. 164. Wichtige Gründe gegen diese Operation hat Sabatier angeführt, in s. Lehrb. d. Wundarzneik. 1. Th. S. 191.

18) *Warwick* in Phil. Transact. N. 472. Sect. 3. Hales hat zu diesem Behuf einen eigenen doppelten Troicart angegeben, durch dessen eine Röhre eingespritzt wird, während durch die andere das Wasser ausfließt; ebendas. Sect. 4. 19) Cline bei Ehrlich a. a. O. T. II. 1—3. *Savigny* Pl. XXII. fig. 1. 2.
20) *Ackermann* de parac. abdom. Jen. 1787. *Spiritus* Diss. variae ration. parac. abd. instit. Jen. 1794. Monro's sämtl. Schr. S. 178. Vorzüglich gut sind die Abhandlungen über diese Operation in den Handbüchern von Richter, Schreger und Zang.

ner) die er in seinem historischen Hauptwerke Gedenkwaardige Memoiren van Kerklyke en Wereldlyke Geschiedenissen (Merkwürdige Denkschriften für Kirchen- und Weltgeschichte von 1603 — 1624), zur Fortsetzung der Geschichte von Meteren's (2 Bde. in Folio) mit vieler Bitterkeit behandelt. Auch tadelt Wagenaar (in seiner kurzen Kritik der Quellen, vor dem 6. Bande seiner vaterländischen Geschichte), Baudarten als Geschichtschreiber sehr. Die Jahre 1602 bis 1612 handeln ganz von kirchlichen Sachen; weiterhin theilt er auch Statsvorfälle nicht nur der Niederlande, sondern von ganz Europa mit. Seiner Kentniß des Hebräischen wegen ernante der Dordrechter Synod ihn nebst Bogerman und Bucerus zur Übersetzung des alten Testaments. Noch hat er geschrieben: Horologium Belgicum (Morgenwecker der Niederlande) eine Erzählung der spanischen Grausamkeiten: Abbildung der Königin Elisabeth, und eine Abbildung mit der Beschreibung aller Schlachten, Belagerungen und Geschichten in den Niederlanden, während der spanischen Kriege (1589—1614) mit 285 Kupfern *). (*v. Kampen.*)

Beaudeau (N.), s. Physiokratisches System.

BAUDELOCQUE (Jean Louis), der berühmte Geburtshelfer, wurde geb. zu Heilly in der Picardie im J. 1746. Nachdem er hier schon von seinem Vater in das Studium der Arzneiwissenschaften eingeweiht war, kam er nach Paris, und vervollkomnete sich besonders, wetteifernd mit Desault, in der Anatomie, Chirurgie und Geburtshilfe, zu einer Zeit, da diese letzte durch Smellie und Levret eine neue Richtung gewonnen. Nachdem er bereits als Lehrer aufgetreten war, wurde er 1776 in das chirurgische Collegium aufgenommen. In seiner Disputation: an in partu propter angustiam pelvis impossibili, Symphysis ossium pubis secanda erklärte er sich gegen diese Operation. Bei der Bildung der s. g. Gesundheitsschule aus den Trümmern der medic. Facultät und des chirurgischen Collegiums wurde B., durch die ausgebreitetste Praxis allgemein bekant, zum Professor der Geburtshilfe und zugleich zum Oberchirurgen und Geburtshelfer im großen Entbindungshause, späterhin von Napoleon zum Geburtshelfer der Kaiserin ernant. Außer seinen beiden oft aufgelegten Werken über die Geburtshilfe, wovon das eine, ein Hebammenkatechismus, von Ep. F. Camerer (1779) im zusammenhängenden Vortrag verteutscht, das zweite für Geburtshelfer, von dem berühmten Arzte Meckel zuerst 1782 — 83 bearbeitet wurde, lieferte er viele Beiträge zu medic. Samlungen; auch hinterließ er eine Samlung von Beobachtungen seit 40 Jahren. Er starb am 1. Mai 1810. (*H.*)

BAUDELOT von Dairval (Karl Cäsar), war den 29. Nov. 1648 zu Paris geboren, wo sein Vater Commissär beim Chatelet war. Die Anfänge seiner Bildung erhielt er im Seminar zu Beauvais, dessen Aufseher Ludwig Hallé, ein gelehrter Doktor der Sorbonne, zu seinen mütterlichen Verwandten gehörte. Dann nahmen ihn die Ältern nach Paris zurück, um seine Erziehung zu vollenden. Von der Neigung zur Arzneiwissenschaft durch Familienrücksichten abgebracht, entschied er sich für die Rechte. Aber bald wich auch dieses Studium, so wie jedes andre, der Liebe zu den Trümmern des Alterthums, in deren Samlung und Erklärung er das Glück seines Lebens fand. Eine Angelegenheit seiner Familie rief ihn nach Dijon. Dort gab es einen Prozeß, der lange dauerte und B. fing aus Langerweile an die Samlungen zu besuchen, an denen jene Stadt damals noch reich war. Bald fand er an dieser Beschäftigung Geschmack; mit vorzüglichem Eifer bekümmerte er sich um alle Reste vergangner Zeiten und seine Freude war überschwenglich, als er Gelegenheit fand, eine Samlung von Büchern, Gemälden und Münzen kennen zu lernen, die gerade in Dijon feil war, und durch einen Rechtshandel, den ihm der Marquis von Meillerage auftrug, die Mittel erhielt, sie zu kaufen. Dieser kleine Schatz wurde der Mittelpunkt aller Bestrebungen seines fernern Lebens, und der ausschließliche Gegenstand seiner Liebe. Seiner Bewahrung und Vermehrung opferte er alle Aussichten, die ihm eine größere Thätigkeit als Advocat eröfnet hätte, so wenig auch seine Umstände diese Vernachlässigung anriethen. Im J. 1686 erschien sein Buch voll unverdauter und ungeordneter Gelehrsamkeit De l'utilité des voyages et de l'avantage que la recherche des antiques procure aux sçavans (zu Paris, 2 Bde. in 12.), das seitdem öfter in Frankreich und im Ausland wieder abgedruckt worden ist. Es brachte ihn in Verbindung mit den namhaftesten Alterthumsforschern in England, Teutschland und Holland und verschafte ihm die Mitgliedschaft in der Akademie der Ricovarati zu Padua. Das Buch entspricht nicht seinem allgemeinen Titel. Baudelot, der nie weiter als von Paris nach Dijon gekommen war, setzte auch darum nur Werth in die Gelegenheit fremde Städte, — nicht Sitten, — zu sehen, weil man hoffen dürfe, Inschriften, Münzen rc. zu finden, die ihm den Inbegrif aller wünschenswerthen Güter und alles Glückes eines human gebildeten Menschen auszumachen schienen. Verflochten in die antiquarischen Untersuchungen seiner Zeitgenossen, erfuhr er auch gelegentlich von ihrer Streitsucht, selbst gar nicht der mildeste, wenn er andre in Gegenständen seines Faches zurechtwies oder bekämpfte. Briefe, wie bei den heutigen italiänischen Gelehrten sie noch im Gebrauche sind, an den P. Chamillard über die Münzen der Mariniana, des Posthumus, der Mamaea und des Pacatianus, 1697; — eine Antwort an Hrn. G(alland) où l'on examine plusieurs questions d'antiquités et entr' autres la Diss. publiée depuis peu sur le Gallien d'or du Cabinet du Roi, 1698, gegen den Abbé von Vallemont; eine histoire de Ptolémée Auletes, 1698, veranlaßt durch einen geschnittnen Stein (damals) in der Samlung der Herzogin v. Orleans, Madame, Mutter des berüchtigten Regenten, mit mehr Ordnung abgefaßt als seine bisherigen Werke; — ein Brief an H. Lister, Mitglied der K. Gesellschaft zu London, 1700, über einen Stein, der im Leibe eines Pferdes zu Argenteuil gefunden wurde, eine Erinnerung an seine frühere Neigung zur Medicin; — die Übersetzung von Mezzobarba's ruhmredigem Panegyrikus auf Ludwig den Großen, durch Inschriften, die von römischen Kaisermünzen genommen sind, 1703: und Briefe an den Marquis von

*) S. über ihn *Foppens* Bibl. Belg. p. 391. *C. Saxii* Onom. litter. P. IV. p. 317.

Dangeau über eine vorgebliche Münze Alexanders, bekant gemacht durch den Abbé von Vallemont, 1704, füllten die Zeit bis zu seiner Aufnahme in die Akademie der Inschriften. Die letzten Briefe, die er unter dem Namen Adelos heraus gegeben hatte, zogen ihm die heftigsten Anfälle des Abbé's zu, der seinen schlechtverkappten Gegner erkennend, auch das Pferd von Argenteuil auf den Platz brachte, und eben so reich an Grobheiten und boshaften Einfällen war, als B. an Citaten [1]). Bessern Erfolg hatte für ihn jene Untersuchung über den vermeintlichen Kopf des Ptolemäus Auletes, den B. in der Kamee der Samlung von Madame, Gemalin Philipps I. zu erkennen glaubte. Zwar hat dieser Stein, der jetzt im Kabinet zu Petersburg anzutreffen ist, seitdem vielfältige andre Deutung erhalten [2]); doch fand B's. Erklärung damals den Beifall der häßlichen, aber geistreichen Besitzerin dieses Kleinods, und verschafte ihm die Aufsicht ihrer, durch allerlei Mittel zusammengebrachten, bedeutenden Münzsamlung [3]).

Im Jahr 1705 ward B. in die Akademie der Inschriften aufgenommen und ein großer Theil seiner seitdem gemachten Untersuchungen findet sich in den Denkschriften dieser Gesellschaft, der er mit allen Kräften gehörte. Schon seine Antritsrede, über die Art, wie die Alten öffentlich dankten, war ein Bekentniß seiner herzlichen Freude. Keine seiner Abhandlungen entspricht freilich den Foderungen, die man jetzt an Arbeiten dieses Fachs macht, doch darf man sie auch nicht ganz übersehen, wäre es auch nur um die jetzt bestrittenen Ansichten kennen zu lernen. Am Schlusse wird daher ein Verzeichniß derselben folgen. Mehr noch als vielleicht durch seine eignen Arbeiten, hat B. Anspruch auf den Dank einer spätern Zeit, durch die Gefälligkeit, mit der er jedes wissenschaftliche Unternehmen, das sein Fach berührte, unterstützte; namentlich durch die Aufmunterung, die er jungen Leuten von Talent zuwandte. Denn Jeder, der sich für das Alterthum interessirte, war ihm empfohlen. Selbst körperlich schienen ihm die Kräfte zu wachsen, wenn es die Erhaltung solcher ihm heiligen Überreste galt. So fand er im Dorfe Issy in Thevenot's Hause die Nointelschen Inschriften, erhandelte sie glücklich von den unzufriednen Erben, die, ärgerlich über die unförmlichen Steine, den Platz bedauerten, den sie einnahmen, und packte sie selbst in der Freude seines Herzens auf einen herbeigeschaften Wagen, um sie in seine Wohnung zu schaffen. Noch einmal schienen diese Marmor, die bekantlich an 5 Fuß Höhe haben, im Hofe seiner Wohnung in Gefahr zu seyn, und am späten Abende machte sich B. darüber her, sie unter sein Dach zu retten. Zwar erfuhr er hinterher, daß die Gefahr nur vorgeblich gewesen; aber fremd aller Verstellung konte er gar nicht begreifen, wie man mit so etwas Scherz treiben könne. Die Brustwassersucht machte am 27. Juni 1722 seinem Leben ein Ende [4]). Seinen theuersten Schatz, seine Bücher, Münzen, Bronzen und Steine hinterließ er der Akademie der Inschriften. Außer den in der Geschichte seines Lebens angeführten Schriften, bleiben noch folgende aufzuzählen: Portraits d'hommes et de femmes illustres, P. 1710. 4. eine Übersetzung des bekanten Werkchens von Fulvius Ursinus für seine Gönnerin Madame. — Explication d'une pierre gravée du Cab. de M. le C. de Pontchartrain P. 1710. 12. — Description des bas-reliefs anciens trouvez depuis peu dans l'Egl. Cathedrale de Paris. P. 1711. 4. Im Auszuge im 3. Bde der Hist. de l'Ac. des Inscr. — Fête d'Athènes representée sur une cornaline antique du Cab. du Roi. P. 1712. 4. — Lettre sur le prétendu Solon des pierres gravées. Explication d'une Med. d'or de la famille Cornuficia P. 1717. 4. ebenfalls auszugsweise im 3. Bande der Geschichte der Akad. — Im 1. Bde der Denkschriften der Akademie findet man von ihm: Explication d'un endroit du X livre de l'Odyssée où Homère décrit la demeure des Lestrygons, p. 133. — Epoque de la nudité des Athletes dans les jeux de la Grèce, p. 191. — Remarque sur un sceau antique de l'Empereur Gordien III. p. 216. — Des chars representez sur les Medailles consulaires, p. 238. — Remarques sur une cornaline du Cabinet du Roi, qu'on appelle le cachet de Michel-Ange, p. 270. — Im 2. Bde.: Explication d'un passage de Trebellius Pollio, sur les Baudriers constellez, p. 378. — Im 3. Bde: Sur une prime d'Emeraude antique du Cabinet de Madame, p. 264. Im 5. Bde: De la Guerre des Atheniens contre les peuples de l'Isle Atlantique, p. 49. (*H. Hase.*)

Bauden im Riesengebirge, s. Riesengebirge.

BAUDER (Johann Friedrich), geb. am 8. Januar 1711 zu Hersbruck im Nürnbergischen, erst Eisen- Wein- und Hopfenhändler, auch nachher erster Burgemeister zu Altdorf, bis er 1776 den Titel eines pfalzbairischen Kommerzienraths erhielt; machte sich durch die Entdeckung und Beschreibung von Marmorarten, so wie

---

1) Man findet eine ins Kurze gezogne Geschichte dieser Fehde in den Nouveaux Mém. d'Histoire, de Critique et de Littérature, par l'Abbé d' Artigny. T. II. (Paris 1749. 8.) S. 221. 2) Die letzte uns bekante durch H. v. Köhler (Descr. d'une améthyste du Cabinet des pierres gravées de S. M. l'Empereur de toutes les Russies, S. Petersbourg 1798. 8.), der ihn für einen weiblich verhüllten Herkuleskopf ausgab. 3) In den Anekdoten vom französischen Hofe (Straßburg 1789. 8.) erzählt diese Fürstin eine Anekdote (S. 27.), die sehr bezeichnend für B.'s arglose Unbekantschaft mit allem ist, was nicht gerade Antiquitäten war. B. erhielt den Auftrag dem Marschall von Villars, der außer noch schmähligern Beschuldigungen, in dem Rufe stand, von seiner verbuhlten Gemalin vielfältig betrogen zu werden, die Orleanische Münzsamlung in den Zimmern der Fürstin zu zeigen. Als einen Hauptschatz derselben sah er eine Goldmünze der Familie Cornuficia an, über die er im J. 1717. eine eigene Abhandlung voll mancherlei Unrichtigkeiten (man vergl. *Eckel* D. N. V. 196.), geschrieben hat und mit erstaunenswerther Gelehrsamkeit fing B. nun an, über die Hörner darauf sich auszulassen, bis nach allerlei vergeblichen Versuchen, ihn abzubringen, niemand vor Lachen im Zimmer aushalten konte.

4) Ungefähr 3 Wochen vor seinem Tode foderte er seinen Arzt, seinen Beichtvater und einige Freunde auf, die Nacht in seiner Nähe zuzubringen, weil er glaubte, sie würde seine letzte seyn. Als er aber am andern Morgen erwachte, schämte er sich beinah, daß er noch lebe, und bat tausendmal um Vergebung, daß er heute Nacht nicht gestorben.

von Versteinerungen in der Gegend von Altdorf (1754. u. ff. J.), endlich durch eine Abhandlung über Hopfenbau (1776. N. A. 1795. 4.) bekant; auch legte er zu Nürnberg eine Fabrik zur Bearbeitung jener Marmorarten an. Er starb am 31. Mai 1791. *). (*H.*)

BAUDET (Stefan), geb. zu Blois 1598, lernte das Kupferstechen zu Paris (sein Lehrer ist nicht bekant); er reiste, um sich zu vervollkomnen, nach Italien. Früher bediente er sich nur des Grabstichels, und führte seine Blätter in der Manier von Blomaert aus; sie sind jedoch, ungeachtet der netten Ausführung, nicht von Härte frei, auch fehlt es an richtiger Bezeichnung der Extremitäten. Nach seiner Rückkehr aus Italien, nahm er eine größere Manier an, denn er vereinigte nun oft die Nadel mit dem Grabstichel, und näherte sich mehr dem Johann Baptist Poilly. Im Ganzen sind die Stiche dieses Meisters von vielem Werth, und sie gewinnen dadurch noch mehr, daß er nur nach den größten italischen und französischen Meistern stach. Er starb als Mitglied der königl. Akademie der Malerei 1691. Einer seiner Meisterstiche ist Adam und Eva aus dem Paradies verjagt, nach Domichino. Mehre Werke von ihm findet man in Huber und Rosts Handb. Th. 7. S. 104. verzeichnet. (*Weise.*)

BAUDEWIEN, auch Baudewin (Johannes), pommerscher Theolog und homiletischer und katechetischer Schriftsteller in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. Er wurde 1641 zu Stralsund geboren, verwaltete ein Jahr die Konrektorstelle an der Stadtschule zu Rostock [1]), und war vom J. 1670 an bis zu seinem Tode Prediger an der St. Nicolai Kirche daselbst; anfänglich Diaconus, darauf Archidiaconus (1676) und zuletzt Pastor und zugleich Superintendent des geistlichen Ministerii (1692) [2]). Im Jahr 1693 wurde er vom Könige Karl XI. von Schweden zum Doktor der Theologie ernant [3]). Er war ein ausgezeichneter Prediger, ein tüchtiges Haupt seiner Synode, die ihm mehre gute noch jetzt bestehende Einrichtungen verdankt, und eifrig besorgt für das Schulwesen und die Jugendbildung in der Stadt wie es seine katechetischen Arbeiten und die während seiner Superintendentur-Verwaltung vorgefallenen Ministerialverhandlungen beweisen. Er starb am 29. Oct. 1699. Seine Predigten, von welchen ich mehre, gedruckte und ungedruckte, vor mir habe, sind ausgezeichnet für ihre Zeit, und zeugen von großem Reichthume religiöser Ideen, so wie von nicht gewöhnlicher Fülle der Beredsamkeit. Seine katechetischen Arbeiten, welche zu ihrer Zeit auch außerhalb Stralsund's gebraucht wurden, sind: Christliche Glaubens- und Lebenslehre u. s. w. Stralf. 1681. 8.; Schlecht und Recht, das ist, ganz kurze und deutliche Katechismus-Unterweisung u. s. w. Stralf. 1685. 8. Die kluge Einfalt, oder des sogenanten Schlecht und Recht anderer Theil u. s. w. 1689. 8. [4]).

Ein jüngerer Baudewien (Christian), welcher als Pastor zu St. Marien in Stralsund 1716 starb, hat sich, so viel ich weiß, außer seiner unmittelbaren Predigerwirksamkeit nicht bekant gemacht [5]). (*Mohnike.*)

BAUDIER (Michel), ein Edelmann aus Languedoc, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. geboren, franz. Historiograph unter Ludwig XIII. und königlicher Rath, ist Verfasser sehr vieler unkritischer, zum Theil fabelhafter, schlecht stylisirter und oft geschmackloser historischer Kompilationen, die aber doch bei ihrer ersten Erscheinung den Beifall der französischen Lesewelt fanden, und die dem prüfenden Geschichtforscher auch jetzt noch einige Ausbeute geben können. Einige der bessern sind: Hist. générale de la religion des Turcs, avec la vie de Mahomet et les actions des quatre premiers califes. Par. 1632. 8. Hist. du Cardinal d'Amboise. ib. 1634. 4. Hist. du maréchal de Thoiras. ib. 1644. fol. 1662. Vol. II. 12. Hist. de l'administration du cardinal Ximenes. 1635. 4. Hist. de l'abbé Suger. Par. 1645. 4. Wahrscheinlich starb er bald nach der Herausgabe dieses letzten Werks *). (*Baur.*)

BAUDIN (Nicolas), französischer Schiffskapitän, geb. um die Mitte des 18. Jahrh. auf der Insel Rhé. Von Jugend auf dem Seedienste gewidmet, machte er auf Kauffahrteischiffen viele Reisen nach Ost- und Westindien, unter andern auch eine naturhistorische Entdekkungsreise, unter östreichischer Flagge, von Livorno aus

---

*) Nähere Nachr. von ihm geben Will im Nürnberg. Gel. Lex. Th. 5. u. Meusels Lex. verst. t. Schriftst. 1.

1) Fabricius bei Lobes erwähnt dieses Umstandes nicht, wol aber Jöcher. 2) Nicht Superintendent in Vorpommern, wie unrichtig in Jöcher's gel. Lex. steht. 3) Es ist bekant, daß in Schweden die theologischen Doktorpromotionen vom Hofe, und zwar nur bei feierlichen Gelegenheiten, ausgeben. Vgl. Dr. Wilh. v. Schubert: Über Schwedens Kirchenverfassung und Unterrichtswesen Greifsw. 1821. Abth. 2. §. 3.

4) Über J. B., hinsichtlich dessen ich mehre urkundliche Quellen vor mir habe, sehe man das von Adam Fabricius angefertigte Verzeichniß der Evangelischen Prediger zu Stralsund in M. Michael Lobes kurzer historischen Erzählung von dem Reformationswerke in Stralsund u. s. w. Stralf. 1723. 4. S. 63, und *D. Gregorii Langemack's* Historia catechetica, oder gesammelte Nachrichten zu einer katechetischen Historie Th. 3. Stralf. 1740. 8. S. 414. bis 416. Baudewiens Verdienst als Prediger würdigt D. H. Biederstadt in der Vorrede zum ersten Bande des Geistes des Predigtwesens in dem jetzigen Neuvorpommern und Rügen, in Auszügen aus den Schriften der angesehensten und berühmtesten Prediger aus der Mitte des Reformations-Jahrhunderts bis 1680. Stralf. 1821. In der Samlung selbst befinden sich zwei dem Herausgeber von mir in der Handschrift mitgetheilte bisher noch ungedruckt gewesene homiletische Arbeiten Joh. Baudewien's.

5) Wenn übrigens Jöcher in dem Artikel Joh Baudewien, so wie in den Artikeln anderer Pommerschen Gelehrten sich auf Joh. David Jänken's Gelehrtes Pommerland (St. 1. erste Ausg. Altm. Stettin 1734. 4. Zweite von J. C. C. Olrichs bes. Ausg. unter dem Titel: J. D. Jänken's Lebensgesch. Joh. Bugenhagen's Rost. und Wism. 1757. 4.) beruft, so waltet hier ein Irthum ob, denn von dieser Jänkenschen Schrift ist nur das erste Stück, blos Johann Bugenhagen's Leben enthaltend, erschienen; Jänken's Vorbericht vor seiner Abhandlung des gelehrten Pommerlandes u. s. w. Stargard, ohne Jahr, 8. enthält aber nichts Biographisches. Auf diese Unrichtigkeit bei Jöcher hat aber schon Ölrichs in den historisch-diplomatischen Beiträgen zur Geschichte der Gelehrtheit in Pommern (Berl. 1767 u. 1770. 4. N. A. mit dem etwas veränderten Titel: G. D. Beiträge zur liter. Geschichte, fürnehmlich des Herzogthums Pommern Ebend. 1790. 4. 2. B.) Th. 2. S. 166. aufmerksam gemacht.

*) *Bayle* Dict., Nouv. Dict. hist. T. II., Biogr. univ. T. III. h. v.

nach den Antillen. Da er die naturhistorischen Samlungen, die er auf dieser Reise eigentlich für den Kaiser Franz II. gemacht hatte, der französischen Directorial=Regirung anbot, so wurde er zur Belohnung zum Schifskapitän ernant. Als solcher erhielt er 1800 den Auftrag, mit den beiden Corvetten Geographe und Naturaliste nebst der Goelette Casuarina, eine Entdeckungsreise nach dem Südmeere zu machen, und besonders die Küsten von Neuholland genauer als bisher zu untersuchen. Er entsprach den Erwartungen vollkommen, die man sich in seinem Vaterlande von ihm machte, denn seine Untersuchungen der nordwestlichen, und noch mehr der südwestlichen Küsten Neuhollands zeichnen sich durch geographische Schärfe und Neuheit aus, und gewähren folgenreiche Resultate für die Nautik und Naturgeschichte. Nachdem Baudin zwei Jahre auf dieser Reise zugebracht hatte, kam er, von den vielen Beschwerden der langwierigen Fahrt entkräftet, auf Isle de France an, und starb daselbst d. 16. Sept. 1803, ohne die Früchte seiner verdienstlichen Anstrengungen genossen zu haben, und ohne sich gegen die vielen harten Anklagen Peron's vertheidigen zu können, der ihn als Naturforscher auf dieser Reise begleitet hatte. Dieser beschrieb, ohne Baudin's Namen auch nur einmal zu nennen, die Entdeckungsreise des leztern unter dem Titel: **Voyage aux terres australes, par les frégattes le Géographe et le Naturaliste. Par. 1807 — 1809. Vol. III. 4.** mit vielen prächtigen Kupfern. Dieses in mehrfacher Hinsicht gehaltreiche und instruktive Werk wurde zweimal verteutschet, von T. F. Ehrmann, Weimar 1808. 8., mit 2 Kupfern, und von P. W. G. Hausleutner, Tübing. 1808. 4. mit 41 Kupfern *). (*Baur.*)

BAUDIN (Pierre Charles Louis), Mitglied des National=Instituts, geb. zu Sedan d. 18. Oct. 1748. Zu Paris widmete er sich dem Rechtsstudium, und zeichnete sich schon damals durch seine strengen Grundsäze so aus, daß ihn seine jungen Freunde den Cato zu nennen pflegten. Er wurde Advokat, 1783 Postdirektor zu Sedan, 1790 Maire, und darauf Mitglied der gesezgebenden Versamlung und des Nationalkonvents; und als aus diesem eine neue Legislation entstand, wurde er nicht nur von einer großen Majorität seines Departements, sondern auch von 18 andern Departements zum Repräsentanten gewählt. Dem Vertrauen, das man in seine Einsicht und Rechtlichkeit sezte, war es zuzuschreiben, daß ihm 1798 das Departement der Ardennen einmüthig seine Stimme zur Aufnahme in den Rath der Alten gab; allein schon am 17. Oct. 1799 starb er, tiefgebeugt über die Verdorbenheit der Directorialregirung, aber zulezt noch voll froher Hofnungen über Bonaparte's Rückkehr aus Ägypten. Baudin war ein einsichtsvoller, redlicher Patriot in Wort und That, und zugleich ein selbstdenkender, gründlicher Gelehrter. Ohne Partei zu nehmen, sprach er immer freimüthig seine wahre Gesinnung aus; präsidirte eine zeitlang in allen gesezgebenden Versamlungen, deren Mitglied er war, und wurde zu den meisten und wichtigsten Kommissionen gezogen. Unter andern war er ein Mitglied der Kommission der Eilfe, welche die Konstitution des dritten Jahres verfertigten, die zwar nicht in den gewünschten Hafen der Ruhe führte, aber doch wenigstens ein Anker gegen die von allen Seiten hereinbrechenden Stürme war. In den Memoiren des Nationalinstituts, dessen Mitglied er seit der Errichtung desselben war, stehen von ihm (in der Abtheilung Sciences morales et politiques) mehre kurze, aber selbstgedachte Abhandlungen über die Ursachen und den Einfluß des Parteigeistes; über die Natur und die Folgen des Ostracismus; über die Gesezgebung und den dazu passenden Ton; über die Freiheit der Presse und des Gottesdienstes, die in seinen Augen mit Denkfreiheit so sehr eins war, daß er alle Arten des Gottesdienstes geduldet wissen wollte, unter der Bedingung, daß keiner intolerant wäre; über die Begräbnisse, deren Unanständigkeit an ihm einen strengen Richter fand. Außerdem schrieb er: **Anecdotes et réflexions générales sur la constitution, imprimées par ordre de la convention an III. (1794). 8. Eclaircissements sur l'article 355 de la constitution, et sur la liberté de la presse. 1795. 8.** Er war auch Redacteur der Sitzungen des Nationalkonvents zu Louvets Journal **la Sentinelle**, und Mitarbeiter an dem **Journal des Savants 1797**, von dem aber nur 10 Monatsstücke gedruckt wurden *). (*Baur.*)

BAUDIS (Wolf Heinrich von), auch **Baudiss, Baudissin, Baudissen** oder gar **Bauditz** genant, hat an den Begebenheiten des dreißigjährigen Kriegs, besonders in den J. 1626 bis 1636, als dänischer, schwedischer und zulezt sächsischer Feldherr sehr bedeutenden Antheil genommen. Er gehörte einem bekanten Adelsgeschlecht in Holstein an, und trat, so viel man weiß, beim Anfange des dreißigjährigen Kriegs in dänische Dienste, in welchen er 1625 Oberster wurde. Im folgendem Jahre befand er sich bei dem dänischen Heere, womit Herzog Johann Ernst von Weimar, in Verbindung mit dem Grafen von Mansfeld, nach Schlesien und Ungern vordrang. Als der Herzog am 4. Dec. 1626. zu St. Martin in Ungern gestorben war, übernahm Baudis den Oberbefehl. Er behauptete sich in der ersten Hälfte des Jahrs 1627 in Schlesien gegen die dortige schwache Macht der Kaiserlichen, eroberte Oberglogau, Rosenberg und mehre andre Orten und suchte durch starke Besezung der ungrischen und polnischen Gränzen den Feldherrn Wallenstein an der Ergänzung seiner durch den Feldzug in Ungern größtentheils aufgeriebenen Armee zu hindern. Als aber Wallenstein dennoch im Juli 1627 mit 40,000 Mann in Schlesien eindrang, mußte Baudis vor der Übermacht nach Polen weichen, und erlitt, als er sich mit Gewalt einen Durchgang durch die Mark Brandenburg bahnen wollte, von dem kaiserlichen General Merode unweit Landsberg eine schwere Niederlage, so daß nur einige Überreste seines Heeres zum Könige von Dänemark nach Holstein gelangten. Im fol=

*) Biogr. univ. T. III. b. v. (von Esménard). Vgl. auch den Artikel Peron.

*) Notices historiques sur Baudin par B. Constant et Champagne im Journ. de Paris an 8. No. 25. und an 9. No. 113. Allg. Lit. Zeit. 1801. Intell. Bl. No. 76. Nouv. Dict. hist., Biogr. univ. T. III. b. v. (von A. J. Q. Beuchot).

genden Jahr 1628 finden wir Baudis als General der schwedischen Reiterei unter Gustav Adolph in Polen wieder, wo er bei einem Angriff auf die Nachhut der Schweden gefangen wurde. Im J. 1630 kam er mit Gustav Adolphs Heer nach Teutschland, und nahm an mehren Begebenheiten des schwedisch-teutschen Krieges, unter andern an der Schlacht bei Leipzig, rühmlichen Antheil. Im Frühling 1632 erhielt er den vom Feldmarschall Tott aufgegebenen Oberbefehl über die schwedische Heeresabtheilung in Niedersachsen, womit er in Westphalen eindrang, einige Orte, z. B. Marburg, eroberte und längere Zeit Paderborn belagerte, aber vor Pappenheim weichen mußte. Nach dessen Entfernung ging er mit seinem kleinen Heer im Oct. 1632. durch Westphalen in das bergische und cölnische Gebiet und nahm in diesen Gegenden eine Anzahl fester Schlösser und Städte ein. Andernach, wo man auf seinen Trompeter geschossen hatte, ward geplündert und die Besatzung niedergemacht. Ein bedeutendes Heer, worunter mehre tausend Spanier aus den Niederlanden, sammelte sich jetzt gegen ihn, ein Theil seiner Eroberungen ging wieder verloren, und er mußte im Febr. 1633 bis Oberlahnstein zurück weichen. Hier kam der Pfalzgraf Christian von Birkenfeld mit einigen schwedischen Truppen zu ihm, und nachdem beide vereint das belagerte Andernach befreit hatten, übergab Baudis am 13. März 1633 sein schwaches und schlechtversehenes Heer dem Pfalzgrafen, und trat voll Haß gegen Schweden, von dessen Reichsrath er sich mit Undank belohnt glaubte, ins Privatleben zurück. Im October 1635 begann er als Oberbefehlshaber (General-Lieutenant) des sächsischen Heers und Gegner Schwedens den letzten und unglücklichsten Theil seiner kriegerischen Laufbahn. Er hatte mit 7000 Mann Fußvolk bei Dömitz über die Elbe gesetzt, um diesen Ort anzugreifen; seine Truppen waren noch ohne Geschütz, nur mit Musketen und Piken bewaffnet und er hatte sogar seine Reiterei zu einer Expedition weggeschickt. In diesem Zustande wurde er am 22. Oct. 1635 von der schwedischen Reiterei unter dem General Rudwen überfallen, seine gesamte Mannschaft niedergemacht oder gefangen; er selbst entkam mit Mühe. Im Juni des folgenden Jahrs wurde er bei der Belagerung von Magdeburg so hart verwundet, daß er sich der Krücken bedienen und den Kriegsdienst aufgeben mußte. Er machte in der Folge für den König von Polen einige diplomatische Reisen nach Dänemark und starb ungefähr um das J. 1650. Er war ein tapfrer, entschlossener Krieger und ein treflicher Reiter, besaß aber, wie Pufendorf bemerkt, nicht hinlängliches Talent, um ein eigenes Heer zu befehligen. Nach einigen bekant gewordenen Zügen zu urtheilen, war er nicht frei von Härte und Habsucht *). — Sein Sohn, Gustav Adolph, kämpfte als dänischer General, gegen die Schweden, und war späterhin oldenburgischer Gouverneur und Statthalter zu Jever. — Auch sein Urenkel, Wolf Heinrich, wurde in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. sehr bekant. Er kommandirte im spanischen Erbfolgekriege ein dänisches Regiment im holländischen Solde unter Eugen und Marlborough, trat als Generallieutenant der Kavallerie in die Dienste Königs August's I. von Polen, wohnte dem Feldzuge gegen die Schweden in Pommern, insbesondre den Ereignissen von Gadebusch und Tönningen bei, und befehligte hierauf in Polen gegen die Konföderirten. Nach dem Tode des Königs wurde er als zweiter Gesandter zur Königswahl nach Polen geschickt, beschwor im Namen des neuen Königs August's II. die Pacta conventa und erhielt in dem darauf erfolgten Kriege den Oberbefehl über die sächsischen Truppen, den er eine Zeitlang dem Herzoge von Weißenfels überließ, dann aber von Neuem übernahm. Auch war er Kabinetsminister. Er genoß die Gnade beider Könige, wurde bei seiner nachgesuchten Entlassung zum Reichsgrafen erhoben und starb 1748 auf seinem Gute Ritztorf, 76 Jahr alt. (*Rese.*)

*) S. das Leben Gustav Adolphs von Harte, Th. I. S. 691 der teutschen Übersetzung. Die biographischen Nachrichten über Baudis finden sich in den Erzählern des dreißigjährigen Krieges zerstreut.

BAUDIS (Gottfr. Leonh.), Vater und Sohn, gleiches Vornamens, aus Schlesien abstammend. Der erstere, geb. d. 4. Aug. 1683, war in Leipzig, wo er den juristischen Kursus absolvirte, Senator, Stadtrichter und Syndikus, 1734 Appellationsrath, und in eben dem Jahre bei der Universität Professor des Codex, Decemvir und Kanonikus zu Merseburg. Er starb den 8. Febr. 1739; seine Schriften bestehen in Dissertationen, Programmen und Parentationen. — Der Sohn war Braunschweig-Wolfenbüttelscher Hofrath und Prof. am Karolinum zu Braunschweig, wo er den 17. September 1764. starb. Bleibenden Werth für den Geschichtforscher haben seine Diss. ad analysin Monogrammatum Imperatorum et Regum Germ. praeparatio. Lips. 1737. 4. und Monogrammatum Imperatorum ac Regum Germ. a Carolo M. ad excessum Conradi III. analysis et usus in probationibus. ib. 1737. 4., worin er die Monogrammen der teutschen Kaiser und Könige bis auf Konrad III. gründlich erklärt. Von ihm sind auch die historisch-diplomatischen Anmerkungen zu der teutschen Übersetzung von Muratori's Geschichte Italiens, Leipz. 1745—50. 9 Bde. 4. *). (*Baur.*)

BAUDIUS (Dominicus) Professor der Geschichte und Beredsamkeit auf der Universität Leyden, im J. 1561 in Ryssel (Lille) geboren, von wo seine Eltern der Verfolgung wegen nach Aachen flohen, fing gleich nach Errichtung der Leydner Universität daselbst seine Studien an, die er zu Genf unter Beza fortsetzte. Wol mag die Genfer Strenge ihn gegen die Theologie eingenommen haben, wenigstens legte er sich bei seiner Zurückkunft auf die Rechtsgelehrsamkeit, ward im J. 1585 zu Leyden Doktor, und reisete nach England und Frankreich. Hier gefiel es ihm so wohl, daß er sich entschloß, nie nach Holland zurückzukehren, vorzüglich da der berühmte Präsident Harlai ihm die Stelle eines Advokaten beim Parlamente von Paris verschafte. Seine Eigenliebe beredete ihn aber, er sey wol einer Gesandtschaft gewachsen, die er dann auch mit vielem Eifer für die Generalstaten am Hofe Heinrich IV. zu bekleiden suchte, aber ver-

*) Meusels Lex. d. verst. Schriftst. 1. Bd.

gebens. Mit Harlai's Sohne war er in England, als er seinen Ruf an die Leydner Universität vernahm. Jetzt gab er seine höhern Erwartungen auf, ging (1602) nach seinem Vaterland zurück, welches ihm auch (1611) die Würde eines Historiographen mit Meursius schenkte. Sein Betragen war aber eines Gelehrten, ja eines gesitteten Mannes unwürdig: er ergab sich dem Weine und der Wollust in einem Grade, der ihm den Verlust seines ganzen Vermögens, allgemeinen Spott, und zuletzt öffentliche Aufsicht über seine Person und das Verbot des weitern Unterrichts zuzog, welches seinen Tod (im J. 1613) verfrühte. Als lateinischer Dichter und Prosaiker hatte er unter seinen Zeitgenossen wenige seines Gleichen. Seine Geschichte der Unterhandlung über die zwölfjährige Waffenruhe ist in klassischem Latein geschrieben; in seinen Briefen herrscht die Naivetät und Ungezwungenheit, deren Vollkommenheit man in Cicero bewundert, und seine Gedichte zeigen das Feuer eines Genies, auf welches freilich auch die moralische Zügellosigkeit schädliche Einwirkung hatte *). (*v. Kampen.*)

BAUDOCHE (Peter) aus Cettes, daher Petrus ab Area Baudoza Cestius. Seine Lebensumstände liegen im Dunkeln; man weiß so wenig die Zeit seiner Geburt, als seines Todes. Bekant geworden ist er durch eine Ausgabe des Corpus juris civilis, mit der Glosse, unter dem Titel: Universi juris civilis in quatuor Tomos distributi corpus (Lyon und Genf 1593, und mit neuem Titelblatt 1600, in vier Quartbänden) welcher bisweilen ein Abdruck der Lombarda beigelegt ist.

Leider ist dieselbe ohne allen kritischen Werth, und außerdem durch Druckfehler entstellt, wiewol man sie früher sehr gepriesen hat. — Außerdem besorgte er eine Ausgabe der Institutionen, ohne Glosse, jedoch mit Anmerkungen, die zu Lyon 1591, und apud Jo. Stoer 1614, in 16. erschien, und nur deshalb merkwürdig ist, weil sich in ihr die berühmt gewordenen Institutionen-Authentiken befinden. S. Authentiken. (*Spangenberg.*)

BAUDOT DE JUILLY (Nicolas) aus Paris, geb. d. 17. April 1678, Sohn eines Steuereinnehmers, war Zugeordneter des Intendanten v. Sarlat, und starb den 29. Aug. 1759. Außer einigen historischen Romanen (Hist. de Catherine de France, reine d'Angleterre. 1696; 1706. 12. Germaine de Foix. 1701. 12. Hist. secrète du connétable de Bourbon. 1696. 12. Relation hist. et galante de l'invasion d'Espagne par les Maures. 1699. Vol. IV. 8.; 1722. Vol. IV. 12.) schrieb er einige Geschichtbücher, deren größtes Verdienst eine gute Ordnung und ein angenehmer Vortrag ist, da er den Stoff nur aus gedruckten Büchern nahm. Dahin gehören: Hist. de la conquête d'Angleterre par Guillaume, duc de Normandie. 1701. 12. Hist. de Philippe Auguste. 1702. Vol. II. 12. Hist. de Charles VII. 1697. Ed. III. 1754. Vol. II. 12. Anecdotes, ou hist. secrète de la maison ottomane. 1722. Vol. II.; 1724. Vol. IV. 12. Unter dem Namen der Mslle. de Lussan ließ er drucken: Hist. de la vie et du règne de Charles VI., roi de France. 1753. Vol. VIII. 12. Hist. du règne de Lonis XI. 1755. Vol. VI. 12. Hist. des révolutions de Naples. 1757. Vol. IV. 12.†) (*Baur.*)

Baudouin (François), s. Balduin.

BAUDOUIN, eigentl. Baudoin lat. Balduinus (Jean) aus Pradelle, einer kleinen Stadt im Gebiete von Vivarais, ward nachher zu Paris Vorleser der Königin Margarethe, wie auch eines der ersten Mitglieder der franz. Akademie, und starb 1650, mehr als 60 Jahre alt. Er übersetzte, in einem leichten und fließenden Styl, aber flüchtig und ungenau, eine große Anzahl Bücher, aus der griechischen, lateinischen, italiänischen, spanischen und englischen in die französische Sprache, z. B. den Sueton, Vellejus Paterculus, Sallust, Tacitus, Tasso, Davila, Baco, Achilles Tatius, Lucian 2c., auch die zur Erläuterung der ligistischen Unruhen manchen Beitrag liefernden gesandtschaftlichen Berichte des Cardinals von Ferrara an den römischen Hof: Negociations ou lettres d'affaires eccles. et polit. (1561 — 62) écrites au Pape Pie IV. et au Card. Borromée par Hippolyte d'Est etc. Par. 1658. 4. Außerdem haben noch einigen Werth seine Iconologie, ou explications de plusieurs images, emblêmes et autres figures hiéroglyphiques, tirée de César Ripa. 1636. Fol. 1643. 4.; 1698. Vol. II. 12. und die Emblêmes avec des discours moraux qui peuvent servir d'explication. 1638 — 46. Vol. III. 8. mit Kupfern von Briot. Er schrieb auch eine Hist. de Malte. 1659. Vol. II. Fol. und einige Romane*). (*Baur.*)

Baudoza, s. Baudoche.

Baudricourt, s. Karl VII. — VIII. von Frankreich.

Baudry, s. Baldericus.

Bauen, s. oben Bau.

BAUER, (historisch) B. von bo bua das Feste, Dauernde, das Bauen, bour baur bur bezeichnet das Feste, die Wohnung, das Gebaute und denjenigen, der es hat oder bewohnt, daher nabo Nachbar, landbo Landbauer, wie im Altfränkischen und Alemanischen Puarre, buara, giburo, und das angelsächsische bure den Bewohner bezeichnet, woraus im Oberteutschen Bauer geworden ist. Es deutet daher auch bur baur nicht nothwendig auf einen Landbewohner, daher heißen auch die ältesten Abtheilungen in Städten Gebuirschaften[1]), Bauerschaften[2]), Burscap[3]), Burgericht, Buerdint[4]), bedeutet Bürgerrecht, wie Burrichter[5])

*) S. seine sämtliche Werke bei *Paquot* Mémoires Littéraires des Pais-Bas. T. VIII. p. 395 — 404. *Foppens* Biblioth. Belgii p. 247. *Morhof* Polyhistor I. c. XXIV. §. 86 — 89. p. 303. L. VI. c. III. L. VII. c III. *Saxii* Onom. Litter. P. IV. p. 39. 40. Analecta p. 569. *Bayle* Dictionn. (1730) P. II. p. 471 — 477. (Bayle entschuldigt ihn hinsichtlich mehrer Punkte) Levensbeschryvingen van voorname Nederl. Mannen en Vrouwen IV. D. S. 241 — 250.

†) Nouv. Dict. hist. T. II. Biogr. univ. T. III. h. v. *Meusel* Bibl. hist. Register.

*) Mém. de *Niceron* T. XXII. p. 200. Nouv. Dict. hist. T. II. Biogr. univ. T. III. h. v.

1) Clasens erste Gründe der kölnischen Schreinspraxis. S. 31. 2) Kindlingers Geschichte der Hörigkeit. S. 35. 3) *Ludewig* reliquiae Manuscr. T. XI. p. 637. 4) Urk. in Kindlingers Geschichte der Hörigkeit. S. 283. 5) z. B. in Soest. *Eminghaus* Com. ad stat. Susatens. p. 118.

einen städtischen Beamten in einem gewissen Kirchspiel der Stadt bedeutet. Später als sich die Bezeichnung des städtischen Einwohners mit Bürger schärfer gebildet hatte, blieb bur, bauer mehr für die Bezeichnung des Landbewohners übrig, aber auch da ist der Sinn nicht gleichförmig. Zuweilen[6]) bezeichnet Bauer, Gebur jeden auch freien Landmann, der nicht, ungeachtet er auf dem Lande wohnt, einem andern Stande angehört, und Landbau als gewöhnliche Beschäftigung treibt, während in andern Gegenden Bauer mehr den hörigen Hintersassen bedeutet[7]) und in andern, wie es scheint am gewöhnlichsten mit dem latein. colonus übersetzt, gleichbedeutend mit Baumann[8]) gebraucht wird.

Eben so wenig wird auch das Wort rusticus gleichförmig gebraucht; während Urkunden[9]) bald von rusticis qui erant liberi sprechen, andere damit alle nicht zu Edelleuten und Bürgern gehörigen Einwohner bezeichnen[10]), sprechen Andere vom rusticus als Unfreien[11]).

Auch später findet man keinen gleichförmigen Sprachgebrauch; während an manchen Orten z. B. in Westphalen[12]) der Name Bauer ein Ehrenname ist und nur von demjenigen gebraucht wird, der Besitzer eines großen Hofs mit 6 Pferden ist, bezeichnet das Wort an andern Orten, z. B. in Österreich, Baiern, einen unfreien Landbewohner, und ist an andern Orten, z. B. im Rheingau so verächtlich, daß kein Landbewohner Bauer heißen will, und lieber Ackerbürger sich nent. An einigen Orten, z. B. am Niederrhein, selbst in einigen Gegenden der Grafschaft Mark gibt es gar keinen Bauernstand, es gab dort von jeher Landgutsbesitzer, welche selbst in Person Feldbau trieben, während das Gut landtagsfähig war, und nur in dem Sinne, als man z. B. vom Soldatenstande sprechen kann, wenn man auf Beschäftigung sieht, kann dort vom Bauernstande gesprochen werden. In neuerer Zeit hat man bei Volksrepräsentationen zweckmäßiger das Wort weggelassen und dafür von Landeigenthümern gesprochen. Die Geschichte der Verhältnisse der Bauern in Teutschland hängt besonders mit der Geschichte von zwei Grundverhältnissen zusammen: I. der der Schicksale und Veränderungen, welche die statsbürgerliche Freiheit in Teutschland erlitten hat, insbesondere der Verhältnisse, durch welche allmählig aus dem Stande der Freien der Adel sich mächtig gemacht, und mit der Geistlichkeit Mittel und Gelegenheit erhalten, die übrigen Freien in abhängigen Stand zu bringen[13]), wozu II. die Geschichte der Unfreiheit[14]) landwirthschaftlicher Kultur Teutschlands überhaupt gehört[15]). Überhaupt aber muß man bei Verfolgung dieser Geschichte sich hüten, von der Annahme einer ursprünglichen Gleichförmigkeit der Verhältnisse in allen teutschen Staten auszugehen, oder das, was man in einigen Gegenden durch historische Forschungen aufgefunden hat, als ein gemeines Recht für ganz Teutschland aufzustellen, daher auch die auf Westphalen sich beziehenden Werke Mösers und Kindlingers nur mit Vorsicht in anderen Gegenden anzuwenden sind. Nirgend hat sich das System der Oberhöfe und das Verhältniß der Hofsverfassung so rein ausgesprochen und so lange erhalten, als in den sächsischen Gegenden, besonders in Westphalen, während in den Gegenden des fränkischen Rechts schon früh durch das dort eingeführte System der Theilung des väterlichen Erbes unter die Kinder, und in den Gebieten des alemannischen und baierischen Rechts durch die frühe Gestattung und Sitte, die Güter der Kirche zu schenken, die Zerstückelung der Hufen vorging. Auch von dem in Westphalen so richtigen Markenverhältnisse findet sich in Baiern und Schwaben keine Spur. Man ist zum Schaden der Wahrheit nicht selten von der falschen Voraussetzung ausgegangen, daß schon ursprünglich nur Unfreie Ackerbau betrieben hatten, daß daher die heutigen Bauern nur Abkömlinge ehemaliger Leibeignen wären,

6) Sachsenspiegel III. 45. 47. Kopp's Bilder und Schriften der Vorzeit. S. 17. S. Urk. in *Ludewig* reliq. Manuscr. I. p. 260. und in *Wenker* diss. de Pfalburge. p. 168. 7) Eichhorns teutsche Rechtsgeschichte. II. Thl. S. 455 — 477. 8) Seifrieds Geschichte der ständischen Gerichtsbarkeit II. Thl. S. 241. 9) Urkunde bei *Hergott* genealog. Habsburg. I. p. 299. 10) Urk. bei *Meichelbek* hist. Frising. T. II. p. 1. p. 196. 11) Bei *Guden* Cod. diplom. T. I. p. 635. 12) Westphälisches Magazin. II. Bd. S. 258. 13) Zur Geschichte des Bauernstandes gehören: *I. P. Ludewig* de jure clientelari Germanor. in feudis et colonis ex morib. med. aev. Hal. 1717. M. Seyfried's Geschichte der ständischen Gerichtsbarkeit in Baiern. Pest 1791. II Bde. Kindlingers münsterische Beiträge. II. Thl. S. 1. Desselben Geschichte der Familie und Herrschaft zu Wellmerstein, ein Beitrag zur Gesch. des Bauern- und Lehenswesens. Osnabr. 1804. Hüllmanns Geschichte des Ursprungs der Stände. I Thl. S. 191. II. Thl. S. 315. Desselben histor. und statswissenschaftl. Unters. über die Naturaldienste der Gutsunterthanen nach fränk. teutscher Verf. Berlin 1803. Gesenius, das Meierrecht mit vorzügl. Hinsicht auf den Wolfenbüttel. Theil von Braunschweig. Wolfenbüttel 1801. I. Thl. S. 247. ꝛc. Eichhorns teutsche Stats- und Rechtsgesch. I. Thl. §. 49 — 51. 62. II. §. 343. III. §. 448. Eichhorn in der Zeitschrift für geschichtl. Rechtswissensch. I. Thl. Nr. VIII. Noch gehören hieher die bei einzelen Theilen anzuführenden Werke von Lennep, Bodmann. Buri ausf. Abhandlung von Bauerngütern. Gießen 1783. Klingner, Hagemann u. a. noch für Westphalen, die bekanten Schriften Mösers und Richards ausf. Abhandlung von den Bauergütern in Westphalen, bes. in Osnabrück. Gött. 1818. Kindlingers Geschichte der deutschen Hörigkeit, insbes. der sogen. Leibeigenschaft. Berlin 1819. Für den Niederrhein und Grafschaft Mark bes. wichtig. Sethe urkundl. Entwickelung der Natur der Leibgewinnsgüter. Düsseld. 1810. P. Müller, über das Güterwesen. Düsseld. 1816. Zur Vergleichung für die fränkischen Gegenden s. bes. über die holländischen Bauernverhältnisse: *Swinderen* rechtskundige Aenmerkingen en Bedenkingen over het contract van beklemingе en deszelfs oorspronk in den Verhandelingen van het groninger genootschap. Tom. III. p. 95 — 210. *Schrassert* Stucken en documenten behoorende tot den codex Gelro zutphanicus. te Harderwyk 1740. 14) Über die Geschichte der Leibeigenschaft und Unfreiheit überh. *v. Hert* de hominib. propriis in opusc. T. I. Vol. 2. p. 108. *Meinders* de jurisdictione colonor. et curiis dominical. veter. Francor. et Saxon. Lemgo 1713. *Meinders* tract. de orig. progress. natura ac mod. stat. nobilit. et servit. in Westphalia. Lemgo 1713. *Pottgieser* de statu servorum veteri perinde ac novo. Lemgo 1736. Tyge Rothe, Nordens Statsverfassung vor der Lehenszeit mit Adelsrecht ꝛc., übers. aus dem Dänischen von Reichel. Kopenh. u. Leipz. 1784. *Calon* de prisco in patria servorum jure. Aboae 1780 — 93 edit. Schildener. Stralsund 1819 und das oben Note 13. angeführte Werk von Kindlinger's Geschichte der Hörigkeit. 15) *Trotz* jura agraria foederati Belgii. Franequerae 1751 — 53. III Vol. und Antons Geschichte der teutschen Landwirthschaft von den ältesten Zeiten bis zu Ende des 15. Jahrh. III. Thl. Görlitz 1799 — 1800.

so daß die Vermuthung immer gegen sie sprechen müsse[16]). Man ist hier schon von einer historisch unrichtigen Behauptung der ursprünglichen Abneigung der Germanen gegen Ackerbau und der Überlassung desselben an bloße Knechte ausgegangen, man hat Stellen, welche nur davon sprechen, daß einige Stämme den Ackerbau nicht mit Vorliebe treiben[17]), dahin ausgelegt, daß die Teutschen Ackerbau gar nicht trieben, und hat bei andern Stellen[18]) kirchliche Gebote, an den Feiertagen keine knechtische Arbeit, d. h. eine geräuschvolle öffentliche zu treiben, mit einer ausgesprochenen Ansicht vom Ackerbau als verächtlicher Beschäftigung überhaupt verwechselt. Es ist nicht zu bezweifeln, daß der Ackerbau eben so von Freien, als von abhängigen Leuten betrieben worden ist, allein es fehlte bald nicht an Veranlassung, eine äußere Abhängigkeit gewisser Personen von Andern zu begründen. Ein Grund lag 1) in den wahrscheinlichen ersten Ansidelungen, wenigstens einiger Stämme, bei welchen, sobald eine Gegend in Besitz genommen wurde, eine Hofsverbindung in der Art entstand, daß alle freien Besitzer ein wechselseitiges Schutz- und Trutz-Bündniß schlossen, den ganzen Bezirk, den sie inne hatten, als ein Ganzes betrachteten, Wiesen und Wald als Gemeingut zum gemeinschaftlichen Genusse der ganzen Mark behielten, während das weit ausgedehnte Ackerland nach Familienverbindungen getheilt wurde. Alle Angelegenheiten dieser Verbindung wurden Gegenstand gemeinsamer Berathung, an welcher jedoch nur die freien, selbständigen Familienväter Antheil nehmen konten. Alle solche gehörten zur Mark, und da wo in einigen Gegenden der Hof eines Häuptlings ein besonderes Ansehn als Haupt- Alt- Richt- Schulthof erhielt, gehörten auch alle freien Besitzer mit ihren Höfen zu dem Haupthofe, dem Orte ihrer Versamlungen, dem Mittelpunkte ihrer Gemeindeverhältnisse. Nur freie Besitzer waren hier Vollbürger, und waren ihre eigenen Bürgen und Wehren[19]), während 2) nach der bei beginnenden Völkern noch innigen Familienverbindung alle jüngern Glieder der Familie unter dem Familienoberhaupte standen, und von diesem geschützt, und in Bezug auf die Gemeinde vertreten und gewehrt wurden. Alle solche jüngern Familienglieder *gehörten* zu dem Hofe. Es ist begreiflich, wie selbst bei wachsender Zahl der Familie diejenigen, welche eigene Felder bauten und sich ansidelten, dies auf den weiten zum Hofe gehörigen Ländereien thaten, und bei jeder Gelegenheit diese Familienabhängigkeit vom Familienhaupte, auch äußerlich in Ansehung des Hofes, aus welchem sie hervorgegangen waren, an den Tag legten. 3) Allmälig fanden sich auch schon wirklich unfreie Personen, welche in der Gewalt eines anderen Freien standen; vorzüglich gehörten dahin die durch den Krieg in die Gefangenschaft germanischer Stämme Versetzten, und andere, welche im Spiele ihre Freiheit verloren hatten. Solche Personen glichen in manchen Beziehungen den römischen servis[20]), und wenn ihr Schicksal nicht so hart war, so lag dieses theils im Charakter des freien Germanen, der niedrige Züchtigung mit kaltem Blute ausgeübt, verabscheute, theils in dem Umstande, daß der größte Theil dieser Unfreien wol außer dem Hause zu Feldarbeiten gebraucht, in abgesonderten Hütten wohnte. a) Von diesen völlig Unfreien getrent waren die uneigentlich vom Römer liberti genanten *hörigen* Personen, in den späteren Gesetzen, lazzi, lassi, liti[21]) genant, wohin alle gehörten, welche theils von den Herrn aus dem strengen Zustande der Unfreiheit entlassen, auf solche dem Herrn eigenthümliche Grundstücke gegen Verpflichtung gewisser Abgaben gesetzt wurden, theils bei steigendem Begriffe des Nutzens solcher Dienstverträge, als Überläufer von andern Stämmen, oder als Nachkömlinge anderer Familien, wenn sich die Zahl der Glieder zu sehr vermehrte, freiwillig an einen freien Germanen sich anschlossen, und Grundstücke zum Bau übernahmen. Weil kein Unverbürgter in der freien Gemeinde seyn konte, so mußten auch sie einen Bürgen und Vertreter haben, der am natürlichsten ihr Herr war, dem sie hörig waren; die Verpflichtung bei ihren Heirathen die Erlaubniß des Herrn nachzusuchen, nach dem Tode des Hörigen eine kleine Abgabe zu geben, vorzüglich damit der neue Hörige dem Schutze sich empfehle u. a. waren gewöhnliche Folgen der Hörigkeit.

In Ansehung des Hofes, zu dem sie gehörten, machten die Hörigen eine Verbindung unter sich aus, und waren zur familia gerechnet. — Den Unterschied zwischen Unfreien und Hörigen findet man eben so auch in der Zeit der fränkischen Herrschaft, nur scheinen a) von den älteren servis immer mehr freigelassen worden zu seyn, wo sie nun als tabularii, denariales, tributales ihres bisherigen Herrn, oder als Schutzhörige des Königs oder der Kirche selbst erscheinen[22]), und damit in ein neues Abhängigkeitsverhältniß kamen, das besonders auf Wehrgeld, Erbfolge und Vertretung vor Gericht wirkte. b) Vorzüglich war durch die Eroberungen einwandernder Stämme eine Veränderung im Länderbesitze vorgegangen[23]). Die erobernden Germanen nahmen das Land in Besitz, entweder indem das eroberte Volk einen Theil der Ländereien in der Feldmark abtreten mußte, woraus herrschaftliche und freie Höfe entstanden, während die eroberten Provinzialen ihr Eigenthum nur dadurch retten konten, daß sie gewisse Abgaben (census, tributum) an die Eroberer bezahlten, oder die Eroberer nahmen den Eroberten das ganze Land weg, und wer nicht auswanderte, wurde in Abhängigkeit und Unfreiheit versetzt; nur war das Verhältniß bei allen Völkerstäm-

16) Nebst dieser Vermuthung s. *I. Reineccii* Comm. de rustico quondam servo. Jen. 1745. *Estor* de praesumt. contra rusticos in caus. operar. Giess. 1734. Hauschild, zur Abhelfung von Bauern und deren Frohndiensten und der Vermuthung ihrer Freiheit. Dresden 1774. 17) *Caesar* de bello gall. VI, 22. am besten darüber *Trotz* jur. agr. belg. T. I. p. 12. 18) z. B. leg. Baiuvar. Tit. VI. c. 25. §. 1. 19) S. darüber Möser's osnabrückische Geschichte I. Abschnitt. Kindlinger's münsterische Beiträge II. Bd. S. 1. Richards ausf. Abh. von den Bauerngütern in Westphalen. §. 2.

20) *Tacit*. de mor. germ. c. 25. s. auch Barth's Urgeschichte der Teutschen. II. Thl. S. 381. 21) Leg. Salior. Tit. XXX. §. 1. 2. Alaman. XXXII. Ripuar. Tit. LXII. §. 1. Frision. XI. §. 2, 22) Eichhorns Rechtsgeschichte. I. Bd. S. 140. 23) *Sartorius* de occupatione et divisione agror. romanor. per barbar. gentes. in Gött. gel. Anz. 1812. Eichhorns Rechtsgesch. §. 15. Eichhorn in der Zeitschrift für geschichtl. Rechtswiss. I. Thl. S. 158.

men nicht gleich, bei einigen wurden (was jedoch wol nur in der früheren Zeit und weniger bei Eroberungen der römischen Provinzen der Fall gewesen seyn mochte) die zurückgebliebenen Glieder des eroberten Volkes zu Leibeignen gemacht, bei anderen dagegen kamen sie blos in das Verhältniß höriger Leute, auf die Weise wie die Germanen litones hatten. c) In den Verhältnissen des Güterbesitzes hatte sich besonders seit der Einführung der christlichen Religion viel geändert, indem eine neue sehr bevorrechtete Klasse von Grundeigenthümern an den Klöstern und Stiften entstand. Könige oder reiche Adelige übergaben einen großen Theil von Ländereien einem neugestifteten Kloster oder Stifte, und damit zugleich alle zu diesen Ländereien gehörigen Leibeigenen und hörigen Personen; dadurch entstanden neue Schutzherrschaften, und durch die immer häufiger gewordenen Übertragungen der Güter mit allen Pertinentien, zu welchen man die Leute, die auf den Höfen saßen, zu rechnen gewohnt war, entstand immer mehr die Sitte, alle auf den Gütern sitzende Personen überhaupt als Leute und Zugehör der Höfe zu betrachten, und eine gleichförmige Behandlung der Unfreien einzuführen. d) Unter den angedeuteten Verhältnissen entwickelte sich das Hofsystem. Es entstanden villae curtes. Solche geschlossene Gutskomplexe enthalten Wohnung, Ackerland, alle dem echten Eigenthum anklebenden Rechte, z. B. Fischerei, Jagd, mit dem Antheile an der gemeinen Mark, und die auf den zum Hofe gehörigen Grundstücken sitzenden eigenen und hörigen Leute waren entweder im Eigenthum der Könige, oder des Adels oder der Geistlichkeit, sie waren ursprüngliche, aus der alten Gemeindeverfassung und Ansidelung hervorgegangene Haupt-Richthöfe, oder es waren herrschaftliche Höfe, welche bei der Eroberung von den Eroberern den unterjochten Stämmen abgenommen waren, und wohin andere zinsbare oder hörige Unterhöfe gehörten. Curtis bedeutet hier den ganzen Hofsverband, nach welchem zu einem Hofe mehre andere Ansidelungen gehörten. Huf, huba, bedeutet oft ein eingehegtes Stück Ackerlandes, nach den Urkunden soviel Acker, als Jemanden zur unmittelbaren Bestellung übergeben, als von ihm eingehegt worden, das also für seinen und seiner Familie Unterhalt hinlänglich war, damit hing mansus zusammen; dies bedeutet entweder einen Theil in der Feldmark als Bauernhof, Gebäude und Land enthaltend, oft überhaupt die Besitzung, auf welcher Jemand wirklich wohnt, oder aber soviel als ein bestimtes Maß von Ländereien, wo man aber kein gleichförmiges Maß in ganz Teutschland suchen muß [24]). Was der Germane, dem der ganze Gutskomplexus gehörte, als das beste unmittelbar vielleicht seine Wohnung umgebende Ackerland sich vorbehielt, war die Sal-Fron-Freihube, mansus indominicatus. Zu diesem gehörten die übrigen mansi und die Gerechtsame, welche dem echten Eigenthume anklebten. Auf diesen übrigen mansis saßen eigene Leute mancipia, daher (mansi serviles), oder sie waren an freie Besitzer verliehen (mansi ingenuiles), oft waren auch nur einzele Morgen ausgebrochen und an eine Person verliehen (bona solitaria), Söldengut genant. Alle Besitzer dieser Gutstheile (vom Eigenthümer des Salhofes familia überhaupt genant) standen im Hofsverbande, während die Besitzer eines mansi indominicati unter sich in der Gemeinde- und Markenverbindung standen, deswegen volle Nutzung in der Mark und freie Stimmfähigkeit hatten, während sie echtes Eigenthum (terra salica, aviatica) mit allen Vorrechten hatten, und nach Volksrecht desselben unter dem Schutze der Gemeinde besaßen und erwarben, und dem allgemeinen Gaugerichte in allen nicht zum Markgerichte gehörigen Sachen unterworfen waren, brauchten alle nicht selbständige Freien, also die eigenen und hörigen Leute einen Vertreter in der Gemeinde, und dieser war der Herr des Hofes, zu dem sie gehörten. Ihr Verhältniß zur Gemeinde war nur ein mittelbares, und ihr unmittelbares nächstes war das zum Hofe; von daher hatten sie Schutz, und dort war ihr Gericht [25]). Ihr Recht war blos ein Hofrecht, nach welchem sie ihre Güter besaßen, und ihre Rechtsverhältnisse beurtheilen lassen mußten. Ihr nächster Beamter, unter dem sie standen, war der Meier (villicus) [26]), der auf den Gütern die Aufsicht führte, und zwar so, daß auf den Vorwerken wieder Untervillici angestellt waren [27]). Der Übergang zu großen Veränderungen war durch ein in der Zwischenzeit eingetretenes Verhältniß vorbereitet, nämlich durch das Immunitätsverhältniß [28]). Immunität (emunitas) war überhaupt ein von der Gerichtsbarkeit des Gaugrafen und ordentlichen Richters befreiter Bezirk, in welchem alle daraufwohnenden Leute an dem Befreiungsprivilegium Theil nahmen und dadurch der Gerichtsbarkeit des Mundatsbezirks unterworfen wurden; wichtig wurde dies besonders wegen der allmälig immer mehr drückenden und zur Aufbürdung von Lasten gemisbrauchten Gewalt öffentlicher Beamten, denen der auf befreitem Boden Wohnende entzogen wurde. Je ausgedehnter durch das Immunitätsprivilegium diese Gewalt der Beamten wurde, jemehr die Heerbansverfassung [29]) Gelegenheit zum Misbrauch gab, desto mehr begaben sich nun Freie in den fremden Schutz, durch welchen sie den Quälereien der Beamten entzogen wurden [30]). Die Art, auf welche dies Unterwerfen unter den neuen Schutz geschah, war nicht gleichförmig, entweder wurde das Gut dem neuen Herrn förmlich übertragen, so daß der bisherige Eigenthümer es künftig nur mit prekärem Besitze, mit erblichem Übertragungsrechte für alle Nachkommen oder für einige Generationen behielt, oder was das häufigste war, der Freie unterwarf sich dem Schutze, begab

24) Über mansus und huba, s. Literatur in Mittermaier's Lehrbuch des deutschen Privatrechts §. 109., hiezu bes. Arl Geschichte von St. Gallen I. Thl. S. 156. *Bondam* Charterboek van Gelderland p. 646.

25) Eichhorn in der Zeitschrift I. Thl. S. 187. 26) Eichhorn in der Zeitschrift I. Thl. S. 158. Anton's Geschichte der Landwirthschaft I. Thl. S. 320. Wigands Geschichte der gefürsteten Reichsabtei Corvei II. Thl. S. 89. 27) *Falke* tradition. Corbeiens. p. 461. 28) Montag's Geschichte der statsbürgerl. Freiheit I. Thl. S. 180. und S. 216. Eichhorn's Rechtsgesch. §. 86. Eichhorn in der Zeitschrift I. S. 191. 29) Eichhorn's Stats- und Rechtsgeschichte §. 166. 193. Hüllmanns Geschichte der Naturaldienste. S. 41 — 46. 30) Capitular. III. 811. cap. II. 803. c, 16. cap. III. 805, c. 15. 16.

sich in die Immunität, behielt aber sein Gut, erkante aber durch einen ewigen Zins, zu welchem er sich vermöge des Gutsbesitzes verpflichtete, die fremde Schutzherrschaft an. Die neuen Schutzherrschaften selbst waren entweder der König, oder der Adel, oder die Geistlichkeit, wenn sie Immunitätsprivilegien hatte. Durch das neue Verhältniß bestanden die unter dem Schutze eines Herrn auf seinem Immunitätsbezirke wohnenden Leute aus sehr verschiedener Beschaffenheit. Deutlich scheiden die Urkunden servos mancipia, als die eigentlichen Leibeigenen, litos, litones, auch hovelingos [31]) als die hörigen Leute, und davon getrent die Freien, welche sich blos neuerlich in den Schuß begeben hatten, entweder cereales [32]) oder Malmanen [33]) auch Masmanen [34]), häufig auch Mundmanen [35]) genant. Die ursprüngliche und angeborne Freiheit dieser letzten war bei jeder Gelegenheit in der ersten Zeit anerkant, daher eine Urkunde von **1064** bei ihnen als Grund, warum die cereales nicht unter den Vogt gestellt werden: quoniam de libera genealogia processerunt [36]).

Eine Mittelart, nicht gleichförmig behandelt, waren die coloni, besonders bei Kirchengütern vorkommend [37]), ausdrücklich oft im Gegensatze der Hörigen aufgeführt, mit vollem Wehrgelde, und in spätern Urkunden Bauleute überhaupt genant; Beweise ihres vollständigen Erbrechts werden wenigstens durch Urkunden aus dem südlichen Teutschland sicher dargethan [38]). Alle diese Personen wurden von einem Bande, dem der Schutzherrschaft, und der Gehöre zu dem Haupthofe umschlossen, sie wurden in der Hauptrangordnung [39]) aller zu den Gütern gehörigen Leute, wohin dann auch Vasallen und Ministerialen gerechnet wurden, als Pertinentien bei Veräußerungen aufgeführt. Eigene Leute, Hörige und Zinspflichtige kamen darin überein, daß sie zu dem Hofe gehörten, dort ihr Gericht hatten, nach den Rechten des Hofes beurtheilt wurden; nothwendig aber mußte seit der Zeit, als so viele Freie in das Verhältniß der Schutzhörigen kamen, das Bedürfniß einer sichern Regel für das dingliche Verhältniß der Hofleute entstehen [40]), um so mehr als eigene Leute und Freie nicht gleich behandelt werden konten, und der Schutzherr selbst ein Interesse hatte, den freien Hintersassen fester an das Gut zu binden und Streitigkeiten mit den Erben vorzubeugen; während dadurch der bloße litus gewann, verlor freilich der freie Hintersasse, und trat immer mehr in das Hörigkeitsverhältniß. Hier entstanden die sogenanten Hofrechte, die ursprünglich auf einer Verabredung beruhen, zugleich eine Gemeindeverbindung erzeugen, und von der Idee einer Gemeinschaft unter Hofhörigen ausgehen [41]). Die ältesten Hofrechte unterscheiden sich sehr wesentlich von den späteren; in den ersten ist durchaus das ausgesprochene Recht ein verabredetes, und gehen vom Herrn und den Hofgenossen aus, während die spätern nur mehr vom Herrn, mehr als Instruktionen für die Hofrichter oder Schultheißen herkommen. Die Grundidee der älteren Hofrechte ist die Erhaltung des Hofverbandes mit dem Interesse aller Hofsleute am Wohlstande der Hofsverbindung. Nicht der Hofherr übte die Gerichtsbarkeit aus, gab Consens zu Veräußerungen, disponirte über heimgefallene Güter, sondern nach alten Hofrechten immer Hofherr und Hofsleute zusammen; jeder Hofsmann hatte auch Rechte aus der Hofsverbindung, nur dem Hofshuldiger konte ein heimgefallenes Gut verliehen werden, nur der Hofsmann konte im Hofgericht Geschworner seyn und Urtheil weisen. Am mildesten unfehlbar waren die niederrheinischen und niederländischen Hofrechte, und für das Erbrecht der Hofhörigen spricht hinreichend schon die überall geschehene feierliche Investitur, welche auf Erbrecht deutet [42]).

Mehrfache neue Verhältnisse wurden nun im Mittelalter Gründe der Entstehung der Unfreiheit. Dahin gehört **1**) die vogteiliche Gewalt [43]). Hervorgegangen aus dem Satze, daß die Kirche, oder das Kloster oder Stift in allen öffentlichen Angelegenheiten einen Vertreter nöthig habe, daß mit den kirchlichen Geschäften und der geistlichen Würde weder unmittelbare Verwaltung der Güter, noch Ausübung der Gerichtsbarkeit verträglich sey, entstanden aus dem Schutzrechte des Königs über die Kirchen, waren zur Vornahme weltlicher Geschäfte, zur Vertretung, zur Ausübung der Rechte des Klosters oder Stifts entweder durch Bestellung der Könige oder durch die Stifter oder die Wahl des Stifts Vögte (advocati) entstanden, die für den Schutz, welchen sie den Hintersassen des Stifts u. a. ertheilten, anfangs kleine Abgaben fodern durften, allmälig aber auf eine empörende Weise ihre Gewalt misbrauchten, und die ihnen nicht selten erblich zukommende Vogtei zur Quelle von Einkünften und zur Begründung einer Abhängigkeit der Leute vom Vogte benutzten. 2) Nicht weniger bot die von dem Adel und den Stiftern erworbene Gerichtsbarkeit eine Gelegenheit zu neuen Misbräuchen und Unterdrückungen dar. Ursprünglich nur auf die eigenen Hintersassen beschränkt, suchten die Gerichtsherren bald ver=

31) Wigand's Geschichte von Corvei. II. Thl. S. 103. 32) eine richtige Urkunde v. 1064 in *Bondam* Charterboek der Hertogen van Gelderland p. 138. 33) Urk. in Seifried's Gesch. der ständischen Gerichtsbark. II. Thl. S. 234. Urk. in *Bondam* Charterboek p. 110. 34) Urk. v. 1108 in *Bondam* Charterboek p. 160. 35) Urk. in Möser's osnabr. Geschichte im Urk. Buch I. Thl. Urk. 1. 36) im Charterboek von *Bondam* p. 138. 37) S. über ihre Verhältnisse leg. Alaman. Tit. IX. XXIII. leg. Baiuvar. Tit. I. c. 14. s. besonders Anton's Geschichte der Landwirthsch. I. Thl. S. 330. ꝛc. Seifried's Geschichte der ständ. Gerichtsb. II. Thl. S. 230. Montag's Geschichte der statsbürgerl. Freiheit I. Thl. S. 272. 38) S. bes. eine Urk. von 1209 in v. Hormayr's Werken I. Thl. S. 245. 39) Wichtig hiezu eine Urkunde von 1256 in *Bondam* Charterboek p. 514. allodia cum omnibus pertinentiis scilicet vasallis, ministerialibus, hominibus censualibus, litis, servis. 40) Eichhorn's Zeitschr. I. Thl. S. 202.

41) Hofrechte finden sich besonders in *Strodtmann* de jure curiali litonico. Gott. 1754 in Steinen westph. Gesch. I. Thl. S. 1727. alte Hofrechte, z. B. von Kloster Ebersheim hinter *Schilter* de curiis domin., im corp. jur. feud. p. 363. und bei *Klugkist* de curiis dominical. Basel 1700. bei Kindlinger's Geschichte der Hörigkeit Berlin 1818. im Urkundenbuche; das weitläufigste Hofrecht vom Hofe zu Lohn von 1363 ist am besten abgedruckt bei *Schrassert* Stucken en documenten behoorende tot den Codex Gelro-Zutphanicus p. 355., s. dort auch viele in Teutschland unbenutzte Hofrechte. 42) Kindlinger's münsterische Beitr. III. Thl. S. 220. 43) S. Literatur in Mittermaier's Lehrbuch des teutschen Privatrechts §. 61.

schiedene Abgaben zur Anerkennung der Gerichtsbarkeit, anfangs unbedeutend und mehr als freiwillige Reichnisse, bald aber als ewige Reallasten der Güter der Gerichtsgesessenen zu erpressen; während sie die Gerichtsbarkeit auch auf die Nicht-Hintersassen, sondern Freie, welche nur innerhalb des Bezirks wohnten, auszudehnen, und zugleich den Satz, daß mit der Niedergerichtsbarkeit Scharwerksrecht verbunden sey, praktisch durchzuführen, und dadurch neue Abhängigkeitsverhältnisse zu begründen wußten. 3) Eine große Zahl solcher Verhältnisse entstand in Bezug auf Kirchen und Stifter, oft aus den unschuldigsten Veranlassungen. Es wurde Sitte, einen gewissen Heiligen bei einer Kirche als Patron zu wählen, andächtige (völlig freie) Personen glaubten einen besondern Fürbitter zu finden, wenn sie dem Schutze dieses Heiligen sich ergeben würden, und erklärten dies nun auf feierliche Weise; legten zugleich durch jährliche kleine Opfer (häufig Wachs) ihr Verhältniß an den Tag, indem sie die weltliche Sitte, nach welcher jede Schutzherrschaft durch eine Abgabe bekant werden mußte, nachahmten. Aus einer Zahl dieser freiwilligen Schutzpflichtigen wurde allmälig eine Brüderschaft, die jährlich sich versammelte, und wo unter dem Schutze und der Autorität des Abtes oder Vogts auch andere weltliche Rechtsverhältnisse dieser Schutzleute (häufig Wachszinsige, cerocensuales genant) verabredet wurden [44]); da man aber jede Innung auch Gehöre nante [45]), so wurden allmälig auch solche Leute hörig (Altarhörig). Auch an andern Veranlassungen den Schutz der Kirche zu suchen, fehlte es nicht, je mehr der Druck von Seiten der Mächtigen sich mehrte, und vorzüglich die Heerbansverfassung zur Auflegung von Abgaben auf die Güter von den Beamten misbraucht wurde, insbesondere aber seit mehre Stifte Privilegien erhielten, daß ihre Leute nicht zum Heerbann aufgefodert werden könten [46]). Das Verhältniß, in welches die Freien, welche den Schutz der Kirche suchten, sich begaben, war nicht gleichförmig, und bestand oft in völliger Auftragung des Eigenthums der Güter an die Kirche, so daß der bisherige Eigenthümer es als Präcarei wieder zurück erhielt, oder in bloßer Belastung der Güter mit gewissen Abgaben [47]). 4) Eine wichtige Erschütterung hatte noch die Veränderung des Kriegsdiensts vom 10. Jahrh. an hervorgebracht [48]). Die alte Heerbansverfassung kam nun in Verfall, und der Dienst verwandelte sich in den Reiterdienst, zu dem vorzugsweise der Adel geschickt war und sich anbot. Ein großer Theil der alten Heerbanspflichtigen hatte nicht Lust diesen beschwerlichen, kostspieligen Dienst, besonders bei den vermehrten ausländischen Kriegen zu übernehmen, und die Folge war, daß der Adel als der eigentliche Kriegsstand von den übrigen, die vom persönlichen Dienste befreit seyn wollten, entschädigt werden mußte; eine Menge neuer Steuern und Abgaben kamen nun zum Vorschein [49]), kriegerische Ehre war nun vorzugsweise bei dem Adel, der Sinn für das Wesen der alten Freiheit verlor sich, und der Gemeinfreie, der an der kriegerischen Ehre nicht Theil nehmen konte, wurde gleichgiltiger gegen seine Freiheit; es wurde Sitte, um noch zum Theile die Ehre zu retten, in fremde Dienstmannschaft zu treten, während das Ansehn des Adels immer mehr stieg, es ihm leicht machte, alle Freien, die in seinem Amtssprengel waren, mit Lasten zu belegen und die Freien selbst zu nöthigen, um dem Drucke zu entgehen, in die Hörigkeit und den Schutz eines Mächtigen sich zu begeben.

Während nach der bisherigen Schilderung immer mehr unfreie Landleute entstanden, und ihr Loos um so schlimmer wurde, je mehr die Macht des Adels stieg, je ohnmächtiger die Kaiser wurden, je mehr sich die ursprüngliche Bedeutung mancher in ihrer Entstehung die Freiheit gar nicht schändenden Verhältnisse verlor, und die Herren dagegen anfingen, alle ihre Schutzpflichtigen auf gleiche Weise als ihre Hintersassen zu behandeln, bemerkt man seit dem 12. Jahrh. andere Gründe, welche eine nicht unbeträchtliche Zahl von Landleuten hervorbrachten, die keinem Gutsherrn gehorchten und persönliche Freiheit retteten. 1) Durch die vermehrten Traditionen und Schenkungen der Güter an Klöster war die Masse des Grundeigenthums der Stifte und Klöster so angewachsen, daß unmöglich Leute genug zur Bestellung der Felder gefunden werden konten; schon früh hatte es die Kirche mit dem Pachtverhältnisse versucht, und bald überzeugte man sich seit dem 13. Jahrh., daß es damit am besten ginge, um so mehr, als sich keine Leute mehr finden wollten, die unter Bedingungen der Hörigkeit die Bestellung der Güter übernehmen wollten. Zahlreiche Urkunden über diesen contractus ad firmam, facheriam, Leih-Heuer, Landsidel, Winne-Vertrag, beweisen, daß es schon damals den Landleuten um die Rettung ihrer Freiheit zu thun war, und sie als bloße Pachtleute, gewöhnlich zwar mit erblichem Verhältnisse, sich am liebsten betrachteten. Die große persönliche Freiheit, welche man in den Rheingegenden als Kenzeichen der Landleute beobachtet, komt besonders daher, weil dort die meisten nicht eigenthümlich besessenen Güter bloße Gewinn-(Pacht-)güter waren. Auf ähnliche Weise mußte auch der Adel sich um Besteller seiner Felder umsehen; die vermehrten Kriege, die kostspieligen Kreuzzüge machten Geld nöthig, für die großen Höfe, wenn man sie auch veräußern wollte, fanden sich nicht leicht Käufer, die Zahl der Landbauer hatte zum Theil durch die Kreuzzüge gelitten, und so mußte man sich wol zur Zertrümmerung und Zerschlagung der Höfe und zu verschiedenen Arten von Colonatsverträgen verstehen, bei welchen der Bauer gar nicht Hintersasse seines Herrn wurde.

2) Seit dem 13. Jahrh. fing man besonders in Paderborn, in Hessen, Nassau u. a. an, die großen Waldungen in Ackerland verwandeln zu lassen, und suchte

44) Kindlinger's münsterische Beiträge II. Bd. Urk. 70. in den Urkunden. 45) Kindlinger's Geschichte der Hörigkeit S. 73. 46) Montag's Geschichte der statsbürgerl. Freiheit II. Thl. S. 653. 47) S. über die Arten Montag's Geschichte I. Thl. Abhandl. III. II. Thl. S. 656. Hüllmann's Geschichte des Ursprungs der Stände I. Thl. S. 113 — 117. S. 203. Anton's Gesch. der Landwirthsch. I. Thl. S. 359. III. S. 80. Lennep von der Leihe zu Landsidelrecht S. 195. 48) Eichhorn's Rechtsgesch. §. 223. Kindlinger's Gesch. der Herrschaft Wollmestein I. Thl. S. 20. Möser's osnabrük. Gesch. II. Thl. S. 174.

49) Hüllmann's teutsche Finanzgesch. S. 178.

nun zu den für die Landleute vortheilhaftesten Bedingungen Bauern zu gewinnen, welche die Urbarmachung der Wälder übernehmen sollten, ohne daß man diese neuen Landbebauer als Hintersassen behandeln wollte[50].

3) Noch mehr vermehrte sich die Zahl freier Colonatsverträge durch die niederländischen Colonisten[51]. Zuerst in der Gegend von Bremen 1106 angesidelt, erhielten diese fleißigen Anbauer das Land zu den freiesten Bedingungen, ihre Güter wurden ihnen als Zinsgüter und mit erblichem Rechte gegen jährliche Abgaben an Geldzinsen und Zehenten überlassen, selbst exemte Gerichtsbarkeit war den neuesten Colonisten eingeräumt. Nicht blos Holländer, sondern auch Einheimische wurden zu solchen Bedingungen als Colonisten aufgenommen, und die allmälige Ausbreitung dieser holländischen Niederlassungen in Holstein, Wagrien, im Lauenburgischen, Mecklenburgischen, in der Gegend von Danzig, in der Mark Brandenburg, im Magdeburgischen und in Sachsen, bevölkerte Teutschland mit einer großen Zahl freier Bauern, deren Beispiel wohlthätig auch auf andere Gegenden wirkte und zur Nachahmung reizte. Auf diese Art findet man im Mittelalter Landbebauer der verschiedensten Art, obwol man freilich sie oft unter dem gemeinschaftlichen Namen: Bauern begriffen hat. 1) Einige waren völlig freie Leute, welche auf ihren freien mit keinem Zinse belasteten Gute saßen, den gewöhnlichen Gogerichten unterworfen waren, und nicht selten, wie z. B. am Niederrhein die Vorrechte des echten Eigenthums sich retteten. Die Urkunden aller Gegenden[52] beweisen das Daseyn solcher Freien, und die Häufigkeit ihres Vorkommens hängt besonders davon ab, ob an einem Ort der Adel eine vorzügliche Macht gewann, die er besonders bei Regenten, welche viel Geld brauchten, zur Erwerbung von Privilegien und Unterdrückung der Gemeinfreien anwendete. Selbst in Gegenden, in welchen wir noch in den letzten Zeiten eine strenge Leibeigenschaft finden, liefert die Geschichte Beweise der ehemaligen Freiheit der Bauern; von Polen hat dies aus Urkunden v. Grevenitz[53] nachgewiesen, und von Pommern und der Insel Rügen gibt der von Normann (1529 — 30) gesammelte Landbrauch[54] Aufschluß, wenn er sagt: „it is wahr dat de Buhr in Ruigen so fry ist, dat he sinen Hof, Erve adder Katen mach verkopen undt der Herschap besettet schaffen undt thehen sins Gefallenß wo he will." 2) Andere Landbauern hatten zwar Grundzinsen (census) von ihren Gütern, die sie im vollen freien Eigenthume besaßen, zu bezahlen, entweder zur Anerkennung alter Schutzherrschaft, in welche sie sich freiwillig begeben hatten, oder als Folge der alten vogteilichen Gewalt, oder gewählten Altarhörigkeit, oder zur Anerkennung der Gerichtsherrlichkeit. Hier komt keine Gutsherrschaft und keine Trennung des Ober- und Nutzeigenthums vor, und wenn auch zuweilen die Besitzer solcher Güter Frohnen und Dienste leisten müssen, oder wenn Bannrechte darauf ruhen, so ist daraus nicht auf Unfreiheit zu schließen, da solche Lasten häufig nur aus Gemeindediensten oder Foderungen hervorgehen, welche von dem Schutzherrn eines Dorfs an die ganze Gemeinde geltend gemacht wurden, wo dann der freie wie der unfreie Dorfsbewohner sich die Last gefallen lassen mußte. 3) Andere Bauern standen in einer Gutsabhängigkeit in so fern, als sie kein volles Eigenthum an ihren Gütern hatten, und blos als Bauleute, coloni, in den Registern aufgeführt werden. Sie haben gewöhnlich ein erbliches Nutzungsrecht[55], so daß der Erbe mit Zuverlässigkeit auf das Gut rechnen durfte, wenn er nur zur Anerkennung bei dem Herrn darum nachsuchte. Sehr häufig kam dabei auch das Recht des Besthaupts vor, was aber auf keine Unfreiheit dann hinweiset, indem es überhaupt eine bei Güterverleihungen auch an vollkommen Freie gewöhnliche Abgabe war, und selbst seinem Ursprunge nach nicht nothwendig bei blos Unfreien vorkomt[56]. 4) Ein großer Theil der Bauern befand sich im Hofsverbande und scheint unfrei gewesen zu seyn, während bei genauerer Betrachtung nur das Verhältniß des Hofes zum Haupthofe hervortrit; es ändert nichts, wenn solche Bauern Hofhörige, Lyßhörige heißen, da die Hörigkeit nur eine Gutshörigkeit war, sie bildeten mit dem Haupthofe eine Gemeinde, sie waren die natürlichen Schöppen und Richter in den Hofsverhältnissen, mit ihrer Berathung und Zustimmung wurden die Hofrechte verfertigt, sie und der Hofherr gemeinschaftlich investirten den neuen Hofsmann mit dem Gute, sie entschieden über die Heimfälligkeit, und selbst ein großer Theil ihrer Abgaben bezog sich nur auf die Abhängigkeit vom Haupthofe, z. B. der Sterbefall; während die Hofhörigkeit selbst eine Quelle von Rechten für sie wurde; nur das zeigt die Vergleichung der älteren Hofrechte, daß immer mehr die ursprüngliche Ansicht vom Hofrechte sich verlor, und während noch im 13. und 14. Jahrh. die Hofrechte von allen Hofsgeschwornen und dem Herrn ausgehen, und daher ein wahres autonomisches und verabredetes Recht enthielten, werden die Hofrechte des 16. Jahrh. häufig schon einseitig blos vom Hofherrn gegeben.

5) Ein nicht weniger großer Theil der Bauern war in völliger persönlichen Freiheit, und hatte zu bloßem Pachtverhältniß den Besitz der Güter, ohne daß in der ersten Zeit daraus eine Behauptung des Verpächters von Gutsherrlichkeit wäre abgeleitet worden. Bald wurden zwar auch auf diese Pachtgüter einige Verhältnisse ausgedehnt, welche sonst nur bei Hörigen vorkamen, was sich besonders bei den auf Erbpacht verliehenen Gütern erklärt, wo der Herr von jedem neuen Pächter eine damals bei Landleuten überhaupt gewöhnliche Winnung und Anerkennung durch eine anfangs gewiß mäßige Abgabe verlangte.

50) S. Wichtige Nachrichten in Bessens Gesch. des Bisthums Paderborn I. Thl. S. 157. Rommel's Geschichte von Hessen. Anmerk. S. 293. Arnoldi's Geschichte der Nassauischen Länder I. Thl. S. 240. 51) S. Literatur in Mittermaier's Lehrbuch des teutschen Privatrechts §. 118. 52) S. Beweise in Mittermaier's Lehrbuch des teutschen Privatrechts §. 115. 53) in der Schrift: der Bauer in Polen. Berl. 1818. 54) Normann's Rügianischer Landbrauch. Tit. 106.

55) Von der lex colon. in Baiern handelt gut Seifried's Gesch. d. ständischen Gerichtsbarkeit. II. Thl. S. 230. u. von den Rheingegenden f. Urk. in *Guden* Cod. diplom. Tom. V. p. 15. 23. 56) S. Bodmann's histor. jurist. Abhandl. vom Besthaupte. Mainz 1794. Kindlinger's Geschichte der Hörigkeit. S. 117.

6) Andere Bauern waren die Abkömmlinge der alten Litones, Laten, Hörigen, deren Verhältniß nicht gleichförmig war, indem an einigen Orten, wie es scheint am Niederrhein bei ihnen das Hofs-System überhaupt angewendet wurde, so daß allmälig sie eben so wie die Hofhörigen (sub Nr. 4.) behandelt wurden, und blos eigene Namen beibehielten, auch gewöhnlich besondere Bestimmungen für ihr Güterverhältniß bekamen [58]), während in andern Gegenden der Unterschied von Hörigen völlig verloren ging, z. B. im Süden Teutschlands, so daß die ehemaligen liti entweder blos als Unfreie vorkommen, oder in die Klasse der Bauleute (coloni) treten.

7) Ein nicht geringer Theil der Landleute war dagegen in wahrer Leibeigenschaft, und sie werden mit verschiedenen Namen: mancipium, eigene Leute, Sclaven, Leibzinser, belegt. Den Ausdruck: leibeigen will Kindlinger [58]) das erste Mal in einer Urkunde von 1483 gefunden haben. Der Name: Knecht hat dagegen in den Urkunden nichts Unfreies, und bedeutet soviel, als jetzt bei uns Unterthan [59]), eben so wenig ist Schalk ein auf Unfreiheit deutendes Wort, sondern bedeutet nur einen Diener, wo Hiltschalk, Adelschalk häufig vorkommen, und die in Süden sehr gewöhnlichen Barschalken werden selbst freie Leute in Urkunden genant [60]). Auch die Biergülten (Bargilten) und Pfleghaften [61]) dürfen nicht als wahre Leibeigene betrachtet werden. Das Verhältniß dieser Leibeigenen ist aber schon im Mittelalter nicht gleichförmig in ganz Teutschland, und mit Unrecht würde man aus dem Daseyn einzeler Merkmale, die man bei Leibeigenen antrifft, in einigen Gegenden auf Leibeigenschaft schließen, z. B. von Sterbfall, oder Verbindlichkeit, Consens zum Heirathen einzuholen, von Frohndiensten. Schon früh aber äußert sich auch in den Rechtsbüchern das Gefühl des Unmuths über Leibeigenschaft, die für eine ungerechte Einrichtung gehalten wurde [62]). Auch fehlte es nicht an Gründen, welche allmälig die Zahl der Leibeigenen verminderten und den Zustand der Leibeigenen milderten. 1) Dahin gehören besonders die aufblühenden Städte, wenn auch selbst reichsgesetzlich ein leibeigener Mann kein Bürgerrecht in Städten gewinnen sollte, so hatten doch bald mehre Städte Privilegien erhalten, daß jeder Hörige und eigene Mann, welcher in die Stadt geflohen und dort Jahr und Tag geblieben war, nicht mehr von dem Herrn abgefodert werden sollte, während durch das Entstehen der Vorstädte und eines bloßen Beisassenverhältnisses den Städten Gelegenheit gegeben war, ihren Schutz auch auf Personen auszudehnen, die nicht als Bürger aufgenommen werden konten, wodurch theils das Streben der Leibeigenen durch Flucht in die Stadt dem Herrn sich zu entziehen, wuchs, theils die Herren selbst immer mehr die Nothwendigkeit einsahen, ihre Hintersassen besser zu behandeln, um nicht zuviel durch die Städte zu verlieren. 2) Auch den Geistlichen verdankte der Bauernstand einen großen Theil seiner bessern Lage. Theils wahre Überzeugung, wie sehr die Leibeigenschaft dem göttlichen Worte und der Menschenwürde widerspreche, theils Eigennutz, der dadurch gewann, wenn eine größere Zahl von Leuten existirte, welche über ihre Güter disponiren, also auch den Kirchen schenken konten, bewogen die Geistlichen auf jede Art die Freilassung der Leibeigenen zu begünstigen [63]). 3) Besonders hatten die Kreuzzüge wohlthätig gewirkt [64]), nicht blos die allgemeine in Europa dadurch bewirkte Erschütterung vieler bürgerlichen Verhältnisse, die eintretende Verwirrung, welche die Versuche der Bauern, sich unabhängig zu machen, begünstigte, war's, die hier einflußreich wirkte, sondern mehr noch die allgemeine Auswanderung. Die Gutsherren, welche nach Palästina zogen, und oft keine große Hoffnung der Rückkehr hatten, hielten es für verdienstlich, zuvor noch zur Abbüßung ihrer Sünden ihre Leibeigenen loszulassen, während Andere besonders aus Besorgniß, daß die Leibeigenen entlaufen, und am frommen Zuge Theil nehmen möchten, die Lage der Bauern zu erleichtern suchten, um dadurch arbeitsame Hände zu gewinnen, und durch freiere Colonatsverträge die Bauern an die Güter zu fesseln. 4) Der allgemeine Erklärungsgrund so vieler Verhältnisse in der Geschichte, Usurpation, spielte auch hier seine Rolle. Während die Gutsherren aus Beden und freiwillig geleisteten Abgaben drückende dauernde Lasten machten, und der Adel durch Benutzung günstiger Momente immer mehr an Macht stieg, hatten auch die Bauern mancher Gegenden ihren wachsenden Wohlstand und die allmälige Vermehrung von Abhängigkeitsverhältnissen, in welche auch freie Leute kamen, benutzt, um sich ein erbliches Benutzungsrecht zu verschaffen, da es die Gutsherren allmälig um so williger anerkanten, je mehr sie sich selbst von dem auch ihnen zugehenden Nutzen der gesteigerten Thätigkeit der Bauern überzeugten. —

Umwälzungen mancher Art waren vorzüglich in Ansehung des Bauernstandes seit dem 16. Jahrh. vorgegangen, und es fehlte A) nicht an Gründen, welche die Lage des Bauernstandes verschlimmerten: 1) durch die Einführung des röm. Rechts hatte die juristische Bildung eine einseitige Richtung erhalten, die alten Schöffen, die treu den Sinn für das alte Recht bewahrt hatten, verschwanden immer mehr, und die neuen Doctoren an den fürstl. Hoflagern und in den Gerichtshöfen wußten von den einheimischen Verhältnissen nichts, manche reine Begriffe alter Institute, z. B. der Vogtei u. a., hatten sich immer mehr verloren, bei andern Instituten, z. B. der alten Altarhörigkeit und kirchlichen Schutzes, hatte das Zeitalter den Sinn nicht mehr sich bewahrt, man fand viele Verhältnisse, z. B. das der Wachszinsigen, bei wel-

57) Eines der wichtigsten ist hier das (noch ungedruckte) Latenrecht für den Bischofshof zu Xanten (Santen) am Niederrhein von 1463 aus 4 Titeln bestehend. 58) Geschichte der Hörigkeit. S. 179. 59) Seifried's Gesch. der ständischen Gerichtsbark. II. Thl. S. 123. 60) Seifried's Gesch. l. c. I. Thl. S. 205. bes. Kloker in den neuen Abh. der Akad. der Wissensch. V. Bd. S. 387. 61) Sachsenspiegel I. 2. 62) Sachsenspiegel III. 42. Schwabenspiegel c. 54. §. 15. Anton's Geschichte der Landwirthsch. III. Thl. S. 126. Kopp's Bilder der Vorzeit. S. 16.

63) Gesenius, das Meierrecht. I. Thl. S. 345. 64) *Regenbogen* de fructibus quos humanitas percepit e bello sancto cap. III. p. 61. Heeren, von den Folgen der Kreuzzüge. S. 255.

chen einzele Merkmale die größte Ähnlichkeit mit wahren Leibeigenschaftsverhältnissen hatten, z. B. bei Sterbefall, und nun gewöhnte man sich daran, alle diese Verhältnisse unter starre juristische Formen zu bringen, in eine Klasse zusammen zu werfen, und auf die damals übliche Weise römische Gesetzstellen, wozu der Titel: de servis am besten zu taugen schien, anzuwenden; nicht weniger wurden die röm. Gesetze von Pachtungen auf die sinnloseste Weise auf teutsche Bauerngüter angewendet, und wie mit den märkischen Freigütern im 16. Jahrhunderte ein gewisser Doctor Piesen umzugeben Lust hatte, hat von Berken [65]) nachgewiesen. Noch 1577 suchte die Regirung zu Münster die Freien in Eigengehörige zu verwandeln [66]). In den Gerichtshöfen hatten die Bauern wenig Hilfe zu erwarten, da man allmälig von der historisch-unrichtigen Vermuthung der ehemaligen Unfreiheit der Bauern ausging, und in dubio immer gegen den Bauer urtheilen zu müssen glaubte [67]). Die alten Hofrechte entfernten sich immer mehr von ihrer ursprünglichen, blos auf das Wohl der Hofsverbindung und auf das wechselseitige Rechte zwischen Hofhörigen und Hofsherrn begründende Band bezogenen Bedeutung, man betrachtete allmälig den Herrn nur als den Berechtigten, und jede neue Revision dieser Rechte war wieder mehr gegen die Bauern.

2) Noch mehr gab die steigende Macht des Adels ihm Gelegenheit, auf jede Art die Verhältnisse drükkender zu machen. Gutsherren waren es vorzüglich, welche auf den Landtagen eine gewichtige Stimme führten, welche bei der Abfassung der Gesetzbücher besonders wirkten, oder welchen selbst die Bearbeitung der Gesetze über bäuerliche Verhältnisse übertragen war. So erklärt es sich, daß noch 1522 die Gutsherren in der Grafschaft Mark die Leibeigenschaft einzuführen versuchen konten [68]); und so begreift sich die Beschaffenheit der westphälischen Eigenthumsordnungen, die weder das Zeugniß der Geschichte, noch das Wohl der Bauern vor Augen hatten [69]).

3) Die Lage der Bauern wurde selbst noch drückender, je mehr die alten Hofsprachen und genossenschaftliche Gerichte aufhörten, und der Adel seine Patrimonialgerichtsbarkeit erweiterte, durch sie aber Gelegenheit erhielt, die Streitigkeiten der Grundholden weniger nach Gesetz und Recht, als nach dem Interesse der Gutsherren entscheiden zu lassen.

Auf der andern Seite fehlte es B) wieder nicht an Ereignissen, welche eine wohlthätige Erschütterung bewirkten und manche drückende Verhältnisse milderten. 1) Dahin rechnen wir besonders die Reformation. Nicht blos die höhere Geistesfreiheit, welche nicht allein in religiösen Verhältnissen alte Bande sprengte, sondern überhaupt ein freieres Aufschwingen des Geistes, eigene Prüfung, und kräftigen Ausspruch eigener Überzeugung begünstigte, war es, welche hier einwirkte; durch die Reformation wurden noch viele Gutsherren selbst bewogen, entehrende leibeigenschaftliche Verhältnisse aufzuheben, während viele Klostergüter weltlich wurden, und dadurch von selbst mancher Druck aufhörte, so wie an andern Orten die Reformation jene zahlreichen Auswanderungen veranlaßte, durch welche eine Masse von gewerbfleißigen Kolonisten, welche die Intoleranz aus dem Vaterlande verjagt hatte, unter den mildesten Bedingungen in andern Gegenden aufgenommen die Zahl freier Landleute vermehrte. 2) Im Zusammenhange damit stehen auch die Bauernkriege des 16. Jahrh. [70]), in welchen wichtige Interessen des Bauernstandes zur Sprache kamen, und Abschaffung der Frohnen, der Leibeigenschaft u. a. von den zum Bewußtseyn ihres Rechts gelangten Bauern verlangt wurden. 3) Besonders fanden die Bauern in den Fürsten einen Schutz. Die wachsende Landeshoheit schien unverträglich mit der zunehmenden Macht des Adels, und überall werden die Bestrebungen sichtbar, die Macht desselben zu schwächen, um so mehr als nach der Einführung allgemeiner Landessteuern, und noch mehr nach dem Entstehen der stehenden Heere die Fürsten das Interesse hatten, sich der Bauern anzunehmen, um durch sie zu gewinnen. 4) Selbst die Mischungen der Stände, der allmälig sich bildende Stand angestellter Beamten, und der Militärstand, die dadurch auch für Abkömlinge des Bauernstandes bewirkte Möglichkeit, durch Verdienste sich aufzuschwingen, und an bürgerlichen Auszeichnungen Theil zu nehmen, brachen manche frühere Scheidewand der Stände, so wie 5) durch die allmälig entstehende statswirthschaftliche Richtung der Gesetzgebung, durch die Begünstigung des Ackerbaus, durch die Einsicht, daß manche lähmenden Fesseln gelöst werden müßten, das Interesse der Regirungen geweckt wurde, die Lage des Bauernstandes auf jede Art zu mildern. Vorzüglich aber hatte 6) die seit etwa 30 Jahren freier sich entfaltende Macht der Ideen, das wachsende Gefühl der Freiheit, und die französische Revolution wichtigen Einfluß. Es gibt wol wenig teutsche Staten, welche nicht mehr oder weniger von dieser großen geistigen Umwälzung berührt und zu eingreifenden Reformen der bäuerlichen Verhältnisse angeregt worden wären. Ältere Standesverhältnisse und scharfe Gegensätze hörten immer mehr auf, der neue, die Militärverfassung belebende Geist öffnete auch den Abkömlingen des Bauernstandes die Schranken durch Verdienste zu steigen, die neue Landwehrverfassung gab auch dem Landbewohner größere Selbständigkeit und militärische Ehren. Die alten Fesseln, welche die freie Standeswahl der Bauern lähmten, wurden gesprengt, die (freilich nicht mit Weisheit oft) begonnene Erschütterung der Städteverfassung, und Aufhebung der Vorrechte der Bürger bewirkte immer mehr eine Gleichstellung, und die in neueren Verfassungsurkunden ausgesprochene Landtagsfähigkeit der Landbebauer (nicht mehr unter dem Namen Bauern, sondern Gutsbesitzer überhaupt aufgeführt) vollendete die bürgerliche Selbständigkeit. Vorzüglich waren die bäuerlichen Verhältnisse umgestaltet 1) durch die in den teutschen Staten bewirkte Aufhebung der Leibeigenschaft [71]), wobei man

65) s. Maklinkrodt, der Bauernstand an seinen gerechten König S. 59. 66) Kindlinger's Geschichte der Hörigkeit S. 717. 67) S. oben Anmerk. 16. 68) Sethe über die Natur der Leibgewinsgüter S. 24. 69) S. über diese Eigenthumsordnungen und ihre Verfasser Mittermaier's Lehrbuch des teutschen Privatrechts S. 149.

70) Literatur in Mittermaier's Lehrbuch §. 120. 71) S. die verschiedenen Gesetze in den teutschen Staten in Mittermaier's Lehrbuch des teutschen Privatrechts §. 107, S. 152.

entweder dies Verhältniß unbedingt ohne alle Entschädigung aufhob, oder an andern nur die als wahre Ausflüsse der Leibeigenschaft anerkanten Verhältnisse, z. B. Beschränkung der Standeswahl, Dienstzwang u. a. vernichtete, und bei dem Übrigen nur Ablösung möglich machte. 2) Durch unmittelbare oder mittelbare Aufhebung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse selbst, und zwar entweder a) durch unbedingte Aufhebung ohne Entschädigung der im Zusammenhange mit Lehenswesen aufgefaßten gutsherrlichen Rechte, z. B. in den mit Frankreich vereinigten Rheingegenden [72]), wobei auf eine freilich nicht zuverlässige Weise eine Trennung der als wahre Feudalabgaben zu betrachtenden Verhältnisse von andern auch in Zukunft als nicht feudal anzusehenden und daher fortdauernden Abgaben aufgestellt wurde [73]), zu welchen letzten, z. B. auch Laudemium, Handlohn, Zinse als Erbleihe, Erblehen, Erbzins u. a., gerechnet wurden, b) oder durch Gestattung der Ablösung des Obereigenthums und einzeler Abgaben um jährlich zu leistende Grundzinsen oder durch eine auf einmal zu zahlende Summe [74]), oder c) durch Auseinandersetzung der bäuerlichen Wirthe und Gutsherren durch Theilung des Guts zwischen sie nach der Verschiedenheit, ob der Bauer bisher den erblichen Besitz ohne Eigenthum, oder kein erbliches Recht gehabt hat [75]).

3) Zu diesen Veränderungen gehören auch die Gesetzgebungen, welche, indem sie zwar den gutsherrlichen Verband überhaupt stehen ließen, einzele drückende Verhältnisse desselben, z. B. Heimfälligkeit zur Strafe, oder Abmeierung, aufgehoben haben [76]); oder 4) jene, welche die Ablösung einzeler auf den Gütern ruhenden Reallasten geboten oder begünstigten, z. B. der Frohnen, Zehenden, Zwangsrechte [77]); oder 5) die ehemalige Geschlossenheit und Untheilbarkeit der Güter aufgehoben haben [78]). Vergebens hoffte man daher ein gleichförmiges Verhältniß der Bauern in allen teutschen Gegenden zu finden; es ist um so mehr verschieden, je größer schon im Mittelalter die Verschiedenheit der Bauern nach dem verschiedenen Ständeverhältnisse jeder Gegend war, und je größer die Umgestaltung der neueren Gesetzgebungen ist. Eine besondere Schwierigkeit entsteht besonders noch bei Anwendung der neueren Gesetzgebungen dadurch, daß manche Verhältnisse, welche mit der alten Leibeigenschaft zusammen zu hängen scheinen, aber bei schärferer Betrachtung wohl begründete, durch freien Vertrag entstandene, nicht leibeigenschaftliche Institute sind, von den verwandten Arten getrent werden müssen, um nicht unter dem Scheine der Aufhebung der Leibeigenschaft wohl begründete Rechte zu verletzen. Besonders warnend und lehrreich sind hier die über die Natur der Leibgewinnsgüter am Niederrhein, und der Grafschaft Mark entstandenen Streitigkeiten und gewechselten Schriften zwischen Mallinkrodt, Sethe und Müller [79]). (*Mittermaier.*)

BAUER (rechtlich) wird entweder zur Bezeichnung eines jeden Dorfbewohners gebraucht, wenn er nicht, vermöge seiner Eigenschaft oder seines Gewerbes, zu einem andern Stande gehört, oder es heißt Jeder so, welcher ein Bauerngut besitzt, wo in den Begrif schon das Merkmal eines abhängigen Gutes getragen, und Bauer daher Jener genant wird, der in einem reellen Abhängigkeitsverhältnisse von einem Gutsherrn steht [1]); Bauer wird aber auch im Gegensatze des schlecht begüterten Besitzers derjenige genant, welcher so viel Gut hat, daß er einen eigenen Pflug ins Feld führen kann, oder (an andern Orten) welcher wenigstens einen Viertel- oder Halben-Bauernhof besitzt. Der Sprachgebrauch ist jedoch durchaus in Teutschland verschieden, und während im Süden Bauer in der Regel einen abhängigen Gutspflichtigen bedeutet, ist Bauer am Niederrhein, und in Westphalen ein gar nicht verächtlicher Name, den jeder auch völlig freie reiche Gutsbesitzer trägt, wenn er auf dem Lande lebt, und selbst mit Ökonomie sich beschäftigt. Bauern überhaupt werden verschieden genant, nach der Größe ihrer bäuerlichen Besitzungen; in so fern gibt es Vollbauern als Besitzer ganzer Höfe, Halbbauern (auch Huber an manchen Orten genant), Viertelhofs-Besitzer (auch Lehner genant), Besitzer kleinerer Höfe (Kothen, Katen) heißen Köther, während an andern Orten Köthner, Kossaten [2]), Kotsassen (in Schlesien Dreschgärtner) alle heißen, welche nur ein Haus besitzen, ohne daß Ackerland dazu gehört, und Hintersedler, oder Hintersassen dann, wenn zum Hause noch ein das Haus umgebendes Feld oder ein Stückchen Garten gehört. Brinksitzer bedeutet an einigen Orten jeden Häusler, dessen Haus auf gemeinem Dorfsgrunde steht, an andern Orten ist es so viel als Köthner. Nach der Verschiedenheit ihrer persönlichen Verhältnisse zu einem Herrn gibt es Amtsbauern, welche ohne einen andern Privat-Gutsherrn zu haben, nur als landesfürstliche Unterthanen dem Landesherrn auch als Grundholden verpflichtet sind, Patrimonialbauern, welche einen Privatmann als Gutsherrn haben; eine eigene Art bilden auch die Kirchenbauern, Dotalen, Widumsleute, Neustifter, deren Gutsherren Pfarrer oder Beneficiaten sind, und wo das Bauerngut zur Sustentation des Geistlichen bestimt ist; bei ihnen kommen auch Eigenthümlichkeiten in Ansehung des Laudemiums und

72) Decret französ. vom 4. Aug. 1789, 15. März 1790, 29. Dec. 1790, 19. Juni 1791, 17. Jul. 1793; und in den niederrheinisch-bergischen Gegenden Decret vom 13. Sept. 1811. 73) Das merkwürdige in Mainz von Napoleon gegebene Decret v. 9. vendemiaire l'an XIII. und Kündek über die Abschaffung der Lehensverfassung in Frankreich. Crefeld 1805, und über das bergische Decret vom 13. Sept. 1811. Geßner's Entwurf der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse. Berlin 1820. 74) Z. B. baier. Edikte v. 28. Jul. 1808. Baierisches Edikt v. 26. Mai 1818. Wirtembergisches Edikt vom 15. Nov. 1817. 75) Besonders in Preußen s. Samlung der königl. preuß. Gesetze und Verordnungen, welche die gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse betreffen. Königsberg 1821. 76) S. baier. Edikt vom 28. Jul. 1808 §. 81, v. 26. Mai 1818 §. 16. 77) S. die Gesetze darüber zusammengestellt in Mittermaier's Lehrbuch des teutschen Privatrechts §. 351, 53. 78) Z. B. in Baiern; die Verordnungen s. in Döllinger's Repertorium II. Theil S. 61.

79) S. Mallinkrodt der Bauernstand an seinen gerechten König Friedrich Wilhelm. Dortmund 1816, und schon frühere Schriften von ihm; Sethe's urk. Entwickelung der Natur der Leibgewinnsgüter. Düsseldorf 1818; Müller über das Güterwesen. Düsseld. 1816.

1) Interessant ist es, die Schilderung zu lesen, welche Münster in seiner Kosmographie 1561 S. 466 von den Bauern seiner Zeit macht. 2) Schon im Landbuche der Mark Brandenburg von Karl IV. v. 1375 (herausg. v. Herzberg) kommen öfter Cossati vor S. 45, 230.

der Gerichtsbarkeit war; sie dürfen nicht mit den sogenannten Peterlingen, Märtensleuten u. a. verwechselt werden [3]), welche ihren Namen nur von dem Heiligen ableiten, welcher der Schutzpatron der Kirche oder des Klosters war, welchem solche Bauern einst ihre Güter auftrugen, oder von denen sie Güter zur Erbleihe und auf ähnliche Bedingungen erhielten.

Bauern müssen überhaupt betrachtet werden I. in Bezug auf den Stat, als dessen Unterthanen, auch wenn sie einen Privatgutsherrn haben, für den sie als Landeigenthümer oder bäuerliche Wirthe erscheinen, und als solche zu gewissen Grund- oder Rustikalsteuern verpflichtet sind, dafür aber auch an allen den Landeigenthümern garantirten Vorrechten Theil nehmen; II. als Mitglieder der Dorfgemeinde, in so fern sie Theil an allen Gemeinderechten nehmen, und als Dorfsbewohner berechtigt und verpflichtet sind (s. d. Art. Dorfgemeinde); III. im Verhältnisse zu einem Gutsherrn, welcher entweder das wahre Eigenthum oder das Obereigenthum der Güter hat, welche die Bauern besitzen, oder von dem Bauerguts-Besitzer wenigstens Realprästationen fodern kann. Das dritte Verhältniß ist der nächste Gegenstand der gegenwärtigen Betrachtungen. In Bezug auf den Stat erscheinen die Bauern wie andere Unterthanen, werden selbst vom State wie andere freie Bürger in ihren Geschäften und Verhandlungen angesehen [4]), genießen gleiche Vorrechte, und sind zu den nämlichen Lasten wie andere Unterthanen-Klassen verpflichtet, z. B. in Ansehung der Militärpflichtigkeit, der Steuern. Insofern sie Grundeigenthümer sind, genießen sie in Ländern, in welchen landständische Verfassungen eingeführt sind, gewisse Rechte, aus ihrer Mitte Vertreter zu wählen und gewählt zu werden. In Ansehung allgemeiner Rechtsverhältnisse werden zwar verschiedene Eigenthümlichkeiten des Bauernstandes angegeben, allein bei mehren derselben, z. B. daß die Bauern wegen Rechtsunwissenheit entschuldigt wären, läßt sich der Ungrund derselben darthun [5]), bei andern genießt der Bauer nicht als solcher ein Vorrecht, sondern weil er Landbewohner ist, z. B. wegen Testamente. Andere Eigenthümlichkeiten des Bauernstandes an einigen Orten erklären sich aus dem Umstande, daß ein großer Theil der Bauern an solchen Orten seine Güter nicht im freien Besitze hat, daher in seinem Dispositionsrechte beschränkt ist (daraus z. B. erklärt sich der Streit, ob allgemeine eheliche Gütergemeinschaft unter Bauern vorkomme), oder daß die Hauptrücksicht der Erhaltung der Güter und ihrer Untheilbarkeit besondere Erbverhältnisse herbeiführt (s. d. Art. Bauerngut). Andere Besonderheiten kommen in den Partikularrechten noch aus älterer Zeit her, wo der Bauernstand als ein verächtlicher und zurückgesetzter betrachtet wurde, z. B. in Ansehung des Verbots, daß Bauern gewisse Kleider tragen [6]). Aus solchen Gründen erklärt sich die an manchen Orten gesetzliche Bestimmung, daß Bauern nicht eher zu einem Handwerke aufgenommen werden, bis sie gewisse Zeit hindurch bei der Landwirthschaft gedient haben [7]), während eine allgemeine Ausschließung der Bauern von der Zunftfähigkeit sich nicht behaupten läßt [8]). Daraus auch und aus ihren gewöhnlichen Abhängigkeitsverhältnissen, so wie aus der Unverträglichkeit ihres Standes mit dem Ehrenvorrechte der Kaufmannschaft und aus dem Zusammenhange mit der Städteverfassung und dem Principe des Wechselrechts, entsteht die Ausschließung der Bauern von der Wechselfähigkeit [9]). Aus Gründen des Zusammenhangs des Besitzes der Rittergüter mit Adel und gewissen Verpflichtungen, die der Bauer nicht erfüllen kann, entsteht die Unfähigkeit der Bauern in einigen Gegenden Rittergüter zu erwerben [10]). Der bei Bauern vorkommende Dienstzwang ist kein allgemeines Merkmal des Bauernstandes, sondern muß gegen den, von welchem die Leistung gefodert wird, besonders bewiesen werden.

Einige Vorschriften, z. B. daß die Bauern an mehren Orten, z. B. in Sachsen, nicht zur Ernte- und Satzeit zu allgemeinen Gerichtstagen gefodert werden dürfen, sind theils Begünstigungen der Landwirthschaft, theils aus Egoismus der Gutsherren, die theils Gerichtsherren waren, theils Frohnen zu fodern hatten, entstanden [11]). Allerdings finden wir im größten Theile Teutschlands die Besitzer der Landgüter mit vielfachen Reallasten belegt, welche aber nicht nothwendig mit der Qualität der Gutsabhängigkeit, und noch weniger mit Unfreiheit zusammenhängt. So kommen als gewöhnliche Beschwerden 1) die Zwangs- und Bannrechte, 2) die Frohndienste, 3) die Zehenten, 4) die Grundzinsen vor (s. die dahin gehör. Art.), allein mit Unrecht würde man aus dem Daseyn derselben darauf schließen, daß diejenigen, welche solche Abgaben von Bauern zu fodern haben, auch die Gutsherren derselben sind, da vielmehr solche, nicht einmal blos bei Landleuten, sondern auch in Städten vorkommende Leistungen häufig an ganz andere, als an Gutsherren, auch von Gutsabhängigen geleistet werden, da sie nicht aus der Unfreiheit hervorgegangen sind, und nur als zufällige Beschwerden oft auf Gütern lasten. Eben so wenig kann bei einem großen Theile von Gütern, die unter verschiedenen Namen, als Leibgewins-, Pacht-, Leihgüter vorkommen, von einer Gutsherrschaft die Rede seyn, obwol allmälig auch manche reine Ausflüsse der Gutsherrlichkeit auf solche Güter übergetragen worden sind. Auch bei den schlechten oder reinen Zinsgütern darf derjenige, an welchen der Bauer Grundzinsen bezahlt, nicht als Gutsherr betrachtet werden, da vielmehr jedes schlechte Zinsgut im vollem Eigenthume des Bauern steht, dort gar kein Merkmal der Gutsherrlichkeit (z. B. Caducität) vorkomt, auch der census bei so vielen Bauerngütern ohne allen Zusammenhang mit einer ursprünglichen Gutsverleihung entstanden ist (s. Grundzinsen). Eben so wenig darf aus einzelen Merkmalen, welche bei einem

3) *Kuchenbeker* in analect. hassiac. coll. IX. p. 65. Treuer's Untersuch. des Ursprungs und der Bedeutung des Märtensmannes. Helmst. 1733. 4) Preuß. Landrecht II. Thl. Tit. VII. §. 147. 5) *Hommel* rhaps. observ. obs. 477. 6) Z. B. sächs. Kleiderordnung von 1750, §. 6.

7) Haubold's Lehrbuch des sächs. Privatrechts S. 528. 8) *Beier* Corp. Jur. opif. cap. 5. nro. 141. 9) *G. D. Hofmann* de opifice et rustico cambiante. Tub. 1761; Püttmann's Grundf. des Wechselrechts. §. 31; *Gottschalk* disceptat. forens. t. II. c. 20. 10) Curtius sächs. Civilrecht 1. Theil S. 229. 11) S. mehre Privilegien bei *A. B. Carpzov.* de praecipuis rusticorum privil. Lips. 1678. *Nettelbladt* de rusticorum jurib. et obligat. singul. falso vel merito suspectis. §. 5. *Kress* de privilegiis agriculturae. Jen. 1712.

Bauerngute vorkommen, und als Kenzeichen der Gutsherrschaft oft angegeben werden, das Daseyn einer solchen Herrschaft gefolgert werden, insbesondere kann aus dem bei einem Hofe herkömlichen Laudemium (s. Bauerngut und Laudemium), oder selbst aus den beim Hofe herkömlichen Zeichen der Abhängigkeit von einem anderen Hofe, z. B. Erholung des Consenses bei einer Veräußerung, kein Schluß auf das Daseyn der Gutsherrlichkeit gezogen werden, weil das Erste, wie sich wird zeigen lassen, auch bei reinen Pacht- und Gewinngütern vorkomt, die zweiten dagegen aus dem Hofssysteme, z. B. am Niederrhein, sich erklären. Die Annahme einer solchen Gutsherrschaft wird practisch bedeutend, und ihre Unterscheidung von verwandten Arten dann wichtig, wenn es z. B. bei Abschaffung des Lehenswesens oder Ablösung lehensherrlicher Rechte darauf ankomt, nachzuweisen, ob ein bei Bauernhöfen vorkommendes Verhältniß als ein droit seigneural, als gutsherrliches Recht betrachtet werden kann. Die Vernachlässigung der Unterscheidung hatte in Frankreich einer Reihe von Familien wohlerworbene Rechte entzogen, und erst das Decret vom 9. vendemiaire des Jahrs XIII. hat ein ziemlich richtiges Verhältniß hergestellt, indem es ausdrücklich viele Grundabgaben (z. B. Erbzins, Erblehen (im Sinne der rheinischen Gegenden), Handlehn, Grundpfacht) als nicht feudal, und daher als nicht abgeschafft erklärt. Überhaupt hat zur verderblichen Ausdehnung der Gutsherrlichkeit, welche selbst von den Regirungen oft benutzt wurde, weil sie dadurch doppelte Steuern, die sogenante Dominikal- und Rustikalsteuern fodern konten, die Verwechselung verwandter Verhältnisse, und vorzüglich die häufig unrichtige Vorstellung vom getheilten Eigenthume beigetragen. Mit Unrecht hatte man häufig aus den Rechten, welche dem alten Schutzherrn, oder dem Besitzer eines Haupt- und Oberhofes in Ansehung des Hofverbandes zustanden, oder aus den Rechten des Gerichtsherrn (z. B. wichtig wegen einzeler, dem Gerichtsherrn als solchem zu leistenden Abgaben) eine Gutsherrschaft, und ein Obereigenthum (Dominium directum) gemacht, so wie man in Gegenden, wo Markenverhältnisse bestehen, den Herrn der Mark zum Gutsherrn zu machen versucht hat [12]). Eine wahre Gutsherrschaft findet sich nur da, wo nach dem Inhalte der Hof- und Meierbriefe der Bauer bloßer Nutzeigenthümer des Bauernguts ist. Bei Beurtheilung der Bauernverhältnisse muß man überhaupt die durchaus unrichtige Vorstellung aufgeben, daß die Vermuthung für die Unfreiheit der Bauern spreche; es muß vielmehr das Gegentheil um so sicherer behauptet werden, als theils schon in der altesten Zeit immer freie Landbewohner vorkommen, eben so im Mittelalter immer freie Landleute sich erhielten, theils auch diejenigen Bauern, welche man häufig unfrei nent, im Mittelalter nicht unfrei waren, vielmehr ihre scheinbare Unfreiheit aus Hofsverbande oder aus den freiwillig auf das Hofgut gelegten Reallasten, oder aus andern verwandten Verhältnissen sich erklärt [13]).

Was nun die Verschiedenheit der Bauern nach dem Stande ihrer Freiheit betrift, so kann man nicht genug vor der Sitte warnen, ein gemeines Bauernrecht in Teutschland anzunehmen, oder den nämlichen Bezeichnungen den nämlichen Sinn in allen Gegenden unterzulegen, da vielmehr schon im Mittelalter sich der Zustand der Landbewohner sehr verschieden in Teutschland ausgebildet, noch mehr in neuerer Zeit seit den eingetretenen Erschütterungen sich verändert hat, und selbst das nämliche Wort in verschiedenen Gegenden auch in einem verschiedenen Sinne genommen wird, z. B. bei dem Worte Bauer, Frei, Leibe u. a. Auch die Freiheit der Bauern ist daher relativ und hat verschiedene Bedeutung. An einigen Orten wird nur die statsrechtliche Freiheit, als vollkomne Rechtsfähigkeit und Rechtsgleichheit hervorgehoben, an andern, wo strenge Gutsherrlichkeit besteht, sind alle Bauern frei, deren Güter nicht im grundherrlichen Nexus stehen, wo dann das Gut (z. B. in Westphalen) durchschlächtig eigen, oder im Süden ludeigen genant wird. An einigen Orten heißen Freibauern nur deswegen so, weil sie eine besondere Abgabe, welche Freigeld heißt, bezahlen [14]), während an andern Orten sich der Ausdruck auf die Gerichtsbarkeit bezieht, nämlich die des Freigrafen, welcher der Hofsbesitzer unterworfen war, wogegen die Bauern anderer Gegenden, besonders in solchen, wo überall Schutz und Hofsverband besteht, freie genant werden, weil sie in keinem solchen Verbande stehen, z. B. die biesterfreien [15]), welche Personen sind, die in ihrem Leben sich keinem Schutze unterwarfen, und deren Vermögen nach ihrem Tode dem Landesherrn heimfällt. In einem ähnlichen Sinne, mehr mit Beziehung darauf, daß sie ihre Abgabe, die nur eine Art von Kopfsteuer ist, an die landesherrliche Kammer bezahlen, kommen auch z. B. im Teklenburgischen Kammerfreie vor [16]). In Ansehung solcher Schutzverhältnisse kommen Petersfreie vor, d. h. Schirmverwandte des h. Petrus oder des geistlichen Landesherrn, wo Petrus der Schutzpatron war; es bezog sich dies auf die Einrichtung, daß Jeder, der kein echtes Eigenthum hatte, in eine Hode, d. h. Schutz, sich begeben mußte, um nicht zu verbiestern.

Eben so wenig ist eine Gleichheit in Ansehung der sogenanten unfreien Bauern zu finden, ein gemeinschaftlicher, überall passender Begriff der Leibeigenschaft kann auch hier nicht aufgefunden werden (s. Leibeigenschaft). Wir unterscheiden vorzüglich **1)** die strenge Leibeigenschaft, wie sie besonders in den von Wenden bewohnten, und von germanischen Völkern eroberten Gegenden, in Meklenburg, Holstein, Mähren, Böhmen, einigen Theilen Schlesiens, Pommern rc. vorkomt, obwol auch von diesen Gegenden bei der Verfolgung der geschichtlichen Nachrichten sich die Gewißheit ergibt, daß der frühere Zustand der Landbewohner kein harter leibeigenschaftlicher, vielmehr an manchen Orten ein völlig freier gewesen ist, der erst später

12) Klöntrupp's alph. Handbuch der osnabrückischen Gewohnheiten II. Theil S. 111. 13) S. über diese Vermuthung *Estor* de praesumt. contra rusticos in caus. operar. Giess. 1734. *Hauschild* de praesumt. pro libertate natur. in causis rusticor. Dresdae 1738; teutsch umgearbeitet 1771. *Reineccii* Comm. de rustico quondam servo. Jen. 1745. Klingner's Samlungen zum Bauernrechte 1. Theil S. 43—50. 14) Z. B. in Altena in der Grafsch. Mark, Berken im Magazin für Westphalen 1799; 2 Bdchn. S. 296. 15) *Schelver* de statu hominum in patria Osnabruck nomine: *Biesterfrei.* Harderov. 1789. Klöntrupp's alph. Handbuch II. Theil, S. 166. 16) Holsche's Beschreibung von Teklenburg S. 187.

durch die, von den Regenten nicht genugsam gehinderten Anmaßungen der Mächtigen des Landes, und selbst durch Juristen allmälig in einen unfreien Zustand verwandelt worden ist, wie dies von Polen in neuerer Zeit aus Urkunden von Grevenitz[17]) und von Pommern Arndt[18]) nachgewiesen haben; 2) eine mildere Art der Leibeigenschaft, wie sie in Östreich, Baiern, Wirtemberg, Baden, Hessen u. a. bis zur neueren Zeit vorgekommen ist[19]). Obwol zwar auch in diesen Gegenden eine auf der Person haftende, ohne Rücksicht auf Gutsbesitz begründete Leibeigenschaft vorkomt, so ist sie doch meist eine reelle; es kann zwar auch hier der Leibeigene verkauft, und wie jedes Eigenthum veräußert werden; zur Heirath ist Consens nothwendig, der Leibherr erwirbt das Mortuarium, und der Leibeigene kann nicht ohne Bewilligung des Herrn von ihm abziehen, allein sie unterscheidet sich doch wesentlich von der ersten Art, der strengen Leibeigenschaft, theils durch die, bei der letzteren geltende unbedingte Vererbung auf alle Kinder, die nie ohne Willen des Leibherrn wegziehen oder einen andern Stand ergreifen können, durch das willkürliche Vertreibungsrecht der Herren, durch den Mangel des Erbrechts, so daß der Leibeigene kein Vermögen besitzt, und nichts, wenn die Gnade des Herrn es nicht anders bestimt, vererben kann, daß selbst der Leibherr, wenn dem Leibeigenen etwas anfällt, die Erbschaft erhält (s. darüber den Art. Leibeigenschaft). 3) Davon verschieden ist die Gutspflichtigkeit, Erb- oder Gutsunterthänigkeit, welche von der Leibeigenschaft theils dadurch sich unterscheidet, daß hier ein wahres wechselseitiges Vertragsverhältniß zum Grunde liegt[20]), welches sich nur auf das Gut bezieht, ohne persönliche Leibeigenschaft des Gutspflichtigen, jedoch so, daß der Pflichtige, ohne Eigenthum am Gute zu haben, für sich und seine Nachkommen ohne Abzugsrecht auf dem angewiesenen Gute bleiben muß. Auch diese Unterthänigkeit ist nicht gleichförmig, und z. B. sehr mild in Östreich, während sie in der Neu- und Kurmark[21]), in Schlesien[22]), in der Lausitz[23]) u. a. einen sehr harten Charakter angenommen hat, weil Übermacht der Gutsherrn leicht Mittel fand, den früheren besseren Zustand der Bauern zu verschlechtern, daher sich diese Gutspflichtigen, z. B. in der Mark, von einem Hof auf den andern von dem Herrn setzen lassen mußten, überall vindicirt werden konten, selbst dann, wenn ihre Kinder eine andere Lebensart ergriffen hatten (s. die Art. Gutspflichtigkeit, Erbunterthänigkeit).

4) Ganz verschieden ist die westphälische Eigengehörigkeit, obwol nicht blos Schriftsteller das Ihrige gethan haben, um aus diesem Verhältnisse eine Leibeigenschaft zu machen (daher z. B. auch Pottgiessers Schriften nur mit großer Vorsicht zu gebrauchen sind) und eben so die Regirungen es nicht an Versuchen fehlen ließen, eine wahre Leibeigenschaft dort einzuführen[24]). Veranlaßt durch den Hofsverband und die Markenverfassung (s. d. Art. Eigengehörigkeit) bedeutet das Wort: eigengehörig, in den Urkunden alle Kinder, Knechte und Mägde, die zur Familie gehörten[25]), eben so alle die noch nicht aus der Dorf- und Hofgemeinde, zu der sie gehörten, getreten waren, und spät erst gebrauchte man den Ausdruck, der überhaupt einen Abhängigen bedeutete, für einen Unfreien. Während in den fränkischen Gegenden am Niederrhein, in Holland, in einigen Gegenden der Grafschaft Mark die Hofsverbindung sich noch bis zur letzten Zeit erhielt, und es daher dort nur Hofhörige gab, bei welchen die alten Hofrechte, deren Zweck Erhaltung der Hofsverbindung war, die entscheidenden Normen lieferten, zerfiel in Westphalen die Hofsverbindung, oder die Gutsherren suchten wenigstens das einst wechselseitige Band zu lösen, was um so besser gelang, je mehr Juristen, die nur ihr römisches Recht kanten, und den wahren Sinn der älteren teutschen Verhältnisse nicht faßten, allmälig in den Gerichten entschieden, und bei Abfassung der Gesetze wirkten. Was einst der Herr des Haupthofs im Namen der Hofgemeinde und mit Zuziehung der Hofsschöppen von den Hofhörigen fodern konte, foderte er jetzt für sich als Herrn des Guts, legte die Analogie der Leibeigenschaft zum Grunde, und sprach von Leibeigenthum und Eigengehörigkeit[26]), ohne daß jedoch nur in Westphalen selbst eine Gleichförmigkeit zu finden wäre. Betrachtet man den Zustand der Länder, in welchen zuletzt noch Eigengehörigkeit vorkam, nach Urkunden der früheren Zeit[27]), verfolgt man die Geschichte der benachbarten Länder, besonders der Grafschaft Mark und der niederrheinischen Gegenden, findet man, daß früher Westphalen und jene Gegenden gleiche Bauernverfassung hatten[28]), verfolgt man die Geschichte der Entstehung der Eigenthumsordnungen in Westphalen: so kann nicht bezweifelt werden, daß die westphälische Eigengehörigkeit keine Leibeigenschaft, sondern ein ursprünglich, auf Hofsverfassung gegründetes, später von den Gutsherren misbrauchtes, völlig eigenthümliches Verhältniß ist. Auch nach dem Inhalte der Eigenthumsordnungen, als der jetzt entscheidenden Gesetze[29]), kann der Eigengehörige nicht als leibeigen betrachtet werden, obwol z. B. die münsterische Eigenthumsordnung Th. I. Tit. I. §. 1

17) v. Grevenitz, der Bauer in Polen. Berlin 1818; s. auch Thoma über die Verhältnisse der bäuerlichen Einsassen im Großherzogthume Posen. Berlin 1808. 18) E. M. Arndt's Versuch einer Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen. Berlin 1803. 19) S. baier. Landrecht I. Thl. Cap. 8. Weißhaar's wirtemberg. Privatrecht I. Thl. S. 41. Kopp's Handbuch der hessischen Landesrechte VI. Thl. S. 300. 20) Selbst eingestanden von der vorpommerischen Ritterschaft im J. 1763 s. Arndt's Versuch einer Geschichte der Leibeigensch. S. 230, und von Östreich s. v. Hauer's Gesetze im Unterthansfach I. Thl. Einl. S. 49. 21) Mathis jurist. Monatschrift III. Thl. S. 54; v. Kamptz's Jahrbücher der Gesetzgebung III. Bd. S. 327. 22) v. Kamptz's Jahrbücher II. Thl. S. 218. 23) S. *Schacher* de hominibus gleb. adscript. Lusat. superior. Lips. 1715. *Wiesand* de domin. potest. ex jure Lusat. superior. Viteb. 1769. Anton über die Rechte der Herrschaft auf ihre Unterthanen in der Oberlausitz. Leipz. 1791.

24) Kindlinger's Geschichte der Hörigkeit. S. 717. 25) Kindlinger's Geschichte S. 82. 26) S. Literatur darüber in Mittermaier's Lehrbuch des teut. Privatrechts S. 148, §. 102. 27) Vorzüglich wichtig sind hier die reichhaltig vorkommenden Urkunden in dem diplomatisch-prakt. Beitrage zu dem teutschen Lehnrecht und zu der westphäl. Vehmgerichts-Verfassung. Dortmund 1797. II. Bd.; auch Kindlinger's Geschichte der Familie und Herrschaft von Wollmestein. Osnabrück 1801, zwei Theile. 28) S. viel in Berken in den niederrheinischen Blättern. V. B. S. 163. 29) S. das Verzeichniß dieser Eigenthumsordnungen in Mittermaier's Lehrbuche S. 149.

die Eigengehörigkeit eine Personaldienstbarkeit und rechtliche Verbindung nennt, vermöge welcher Jemand seinem freien Stande zum Nachtheile einem andern in Absicht auf einen gewissen Hof, Erbe oder Kotten, mit Gut und Blut zugethan, und zur Abstattung gewisser Pflichten verbunden, neben dem auch von einem Hof, Erbe, Kotten, das er nach Eigenthumsrecht wirklich unter hat, gegen den Genuß und Erbnießbrauch seinem Gutsherrn die hergebrachte oder vereinbarte jährliche praestanda abzutragen schuldig ist (s. darüber mehr im Art. Eigengehörigkeit).

Faßt man danach den Zustand der Bauern im größten Theile Teutschlands zusammen, wie er selbst noch vor den neuesten Umwälzungen sich befand, so kann Leibeigenschaft und Unfreiheit der Bauern in Teutschland nicht als regelmäßiger Zustand behauptet werden, wenn man erfährt, daß in Sachsen, in den fränkischen Gegenden, in vielen Gegenden Baierns, z. B. in den unteren Donaugegenden, in der oberen Pfalz, in einem großen Theile Westphalens, am Rhein, in dem größten Theile von Hessen und Nassau nie eine Leibeigenschaft vorkam, daß vielmehr das Pachtverhältniß (im Sinne des teutschen Rechts mit der Bezeichnung Leihe, und in anderen Gegenden Gewinn) und das Verhältniß des Erbzinses als Regel angesehen werden darf.

Betrachtet man noch mehr die Wirkungen neuerer Erschütterungen durch Gesetze, erwägt man, daß in den teutschen Staten Leibeigenschaft und Erbunterthänigkeit aufgehoben ist, daß überall die Gesetze den Unterthanen erlauben, ihre auf den Gütern ruhenden Lasten abzulösen, daß bereits in jenen teutschen Gegenden, welche mit Frankreich vereinigt waren, alle Feudalverhältnisse aufgehoben sind, daß in den andern den Bauern das Recht gegeben ist, das Obereigenthum abzulösen, oder ihre bäuerlichen Stellen, wenn sie auch nur in Pacht sich befanden, in volles Eigenthum zu verwandeln; erwägt man, daß auch durch Gesetze jene Scheidewand, welche den Landmann von Vorrechten und bürgerlichen Gewerben ausschloß, immer mehr fällt, daß selbst neuere Gesetzgebungen den Landeigenthümer zum landständischen Vertreter rufen, so ist wol die Zeit nahe zu nennen, wo der alte Begriff: Bauer, seine verächtliche Nebenbedeutung verliert, und von einem Bauernstande in dem Sinne, wie man noch vor mehren Jahren davon sprechen konte, nicht mehr gesprochen werden kann [30]. (*Mittermaier.*)

Bauerflöte, s. Orgelpfeifen.

BAUERGROSCHEN nent man die Silbermünzen, welche im 14. Jahrh. das freie Reichsstift St. Simon und Judas zu Goslar ausprägen ließ. Auf der Bildseite stehen die genanten Apostel mit Stäben in den Händen. Umschrift: Sanct. Simon et Judas Ap. Die Rückseite führt das Stadtwapen mit der Umschrift: Moneta Nova Goslariae, in Mönchsschrift. Das Gepräge ist so roh ausgedrückt, daß man die Apostelstäbe für Prügel, die Heiligenscheine für Mützen und die Heiligen selbst für Harzer Bauern ansehen kann, wovon diese Münzen im Spott benant wurden. Man hat deren zweierlei, Groschen und Dickgroschen. Erstere sind damalige einfache Groschen zu 12 Pfennigen, und gingen deren 13 auf den Gülden, wonach das Stück 3 gGr. werth ist [1]). Die dicken Bauergroschen sind gute Güldengroschen oder zweilöthige Speciesthaler [2]). Außerdem sollen auch die Spitzgroschen in Meißen ehmals Bauergroschen genant worden seyn, weil die Bauern dergleichen den Zinsherrn entrichtet hätten [3]). (*Schmieder.*)

30) Von dem Zustand der Bauern in einzelen Ländern außer Teutschland, s. in den Art. dieser Länder.

BAUERNGUT, ein Begrif, der mit allen Schicksalen des Bauernstandes zusammenhängt und verschiedene Bedeutungen hat, indem Bauerngut bald jedes Gut genant wird, welches kein Rittergut ist und wovon Frohnen und ähnliche Prästationen geleistet werden, bald ein Gut bezeichnet, dessen Besitzer im grundherrlichen Verbande mit einem anderen steht, und daher kein volles Eigenthum an seinem Gute hat, während an anderen nur ein von einem Eigengehörigen oder Leibeigenen besessenes Gut ein Bauerngut heißt, wogegen nach dem Sprachgebrauche anderer Gegenden jedes in den Steuerkatastern mit Rustikalsteuern belegtes Gut so genant wird. Alle diese Bezeichnungen sind nur lokal; wahres Bauerngut findet sich nur an solchen Orten, wo der Bauer für seine Person oder seine Stätte in einem Subjectionsnexus zu einer Gutsherrschaft steht, und durch eigenthümliche persönliche Verhältnisse sich von andern Ständen scheidet, da aber, wo der Landmann nie unfrei war, wo auch der Gemeinfreie Landbau trieb, wo der Besitzer des Landguts auf Landtagen erschien, z. B. in der Grafschaft Mark, im Clevischen, gibt es kein wahres Bauerngut. Die Merkmale der Zehent- oder Zins- oder Frohnenpflichtigkeit sind nur zufällig, da sie nicht bei dem Bauernstande allein, sondern eben so auch bei andern Ständen vorkommen. Nur Lokalgewohnheiten und Gesetze können überall entscheiden; die Polizeiordnungen, und noch beßer, die Landtagsrezesse und Erblandsvergleiche geben den besten Aufschluß; die Aufsuchung wird praktisch wichtig, in so fern in manchen Ländern besondere Steuerverhältnisse bei Bauerngütern entscheiden, allgemeine Lasten darauf ruhen, oder von der Erwerbsfähigkeit, oder von gewissen Vorrechten die Rede ist, welche z. B. der Gutsbesitzer als Besitzer des Bauernguts in Ansehung von Gemeindevorrechten in Anspruch nimt. Bei Beurtheilung der dinglichen Verhältnisse sind mehre der gewöhnlich angegebenen*) Kenzeichen nicht sicher. 1) Unrichtig ist es, wenn man deswegen, weil der Bauer sein Gut frei vererbt, auf volles Eigenthum des Bauern daran schließen will, weil auch bei dem dominio utili Erbrecht eben so Statt findet, wie bei der Erbpacht, weil selbst aus der ursprünglichen Verleihung des Guts auf einige Zeit allmälig wegen des eigenen Interesse des Gutsherrn die erbliche Verleihung Sitte bei dem Hofe wurde, ohne daß der Gutsherr deswegen Eigenthumsrecht zugestehen will. 2) Auch von den Kenzeichen des Erbrechts sind die oft ange-

1) Vgl. Europa im Kleinen N. 1904—6. Braunschweigische Anzeigen 1746. S. 540. 2) Vgl. Madai, Thalerkabinet N. 4891. 3) Vgl. Weilmayr's numismat. Lexikon I. S. 75.

*) Über die Kenzeichen. *G. L. Boehmer* praef. ad *Carstens* libr. de success. villical. *Pufendorf* obs. tom. II. obs. 97. Posse's Abh. einiger Gegenst. des teutschen Stats- und Privatrechts. 1. H. Nr. 1. S. 14. Bodmann's Gesch. der Erbleihen, S. 24. Lennep von der Leihe zu Landsidelrecht S. 230.

gegebenen Rücksichten, z. B. auf das Wort: Leben, auf geringfügigen Canon, auf das in den Meierbriefen vorkommende Wort: erblich, trüglich, so wie die Rücksicht darauf, daß seit längerer Zeit Veräußerungen mit Consens des Herrn gemacht wurden, es muß vielmehr immer die Vererbung des Guts selbst von der Vererbung des Rechts der wirthschaftlichen Benutzung getrent[2]), und bei der Beurtheilung immer auf die bei dem Hofe vorkommenden Hofrechte, auf die Hofsgewohnheit, und den einzelen Hofs- oder Meier-, Gewinn-, Erbrechts-, Leihebrief gesehen werden. Nur da, wo der Bauer sein Gut frei an Jeden veräußern, wenn er selbst durch Testament verfügen kann, und ihm hiezu das Recht zusteht, so daß nicht blos Gnade und Nachsicht des Herrn einwirkt, ist der Schluß auf Erbrecht begründet; es ändert auch nichts, wenn der Bauer bei einer vorhabenden Veräußerung Consens erholen muß, weil dies häufig nur wegen des Hergebrachten geschehen muß, oder nur Folge der Hofsverbindung ist, nach welcher die Hofgemeinde das Interesse hatte, daß jeder neue Erwerber, der in den Hofsverband trat, sich der Gemeinde vorstellte. Am sichersten sieht man auf die Folge der Unterlassung der Consenserholung; trit blos Geldstrafe ein, so ist dies als Kenzeichen des vollen Erbrechts anzusehen, z. B. häufig bei den Hofgütern am Niederrhein. 3) Mit Unrecht würde man aus dem Antreffen des Ausdrucks: Lehen, auf ein Lehensverhältniß schließen, da gewöhnlich Lehen blos so viel als Leihe bedeutet. 4) Überhaupt muß man sich hüten, von dem Vorfinden einer bestimten Benennung, die nach der Angabe der Privatrechtslehrer ein Bauerngut mit bestimten Merkmalen bezeichnet, überall in Teutschland auf eine gleichförmige bestimte Natur des Guts zu schließen, da vielmehr die Ausdrücke sehr in Teutschland verschieden sind, z. B. bei dem Worte Erblehen, das an vielen Orten, wie z. B. in Hessen, Erbpacht, an andern dagegen, z. B. am Niederrhein, eine bestimte Art von wahren, nur in Rücksicht der Erbfolge eigenthümlichen Gütern bedeutet[3]).

Bei der Betrachtung der verschiedenen Arten teutscher Bauerngüter unterscheiden wir I. die völlig freien Güter, wo jedoch der Begrif der Freiheit wieder sehr verschiedenen Sinn hat, indem an einigen Orten die Bezeichnung: freie Güter, auf besondere Vorrechte gewisser Güter, z. B. bei den Königsfreien im Lippischen[4]) bezogen wird, oder an andern Orten, wo Hofsverbindung allgemein ist, nur Güter bedeutet, die von diesem Verbande frei sind, oder in Gegenden, wo strenge Bauernverhältnisse vorkommen, schon jenen Gütern zukomt, die nicht in dem strengen Nexus stehen. Die vorkommenden Sadel-, Sattel-, Sal-, Zedelhöfe[5]) und sattelfreie Güter sind nicht gleichförmig, an einigen Orten sind es gar keine eigenen Güterarten, sondern entweder Lehne oder Hobsgüter, die nur den Namen führen, weil ihre Besitzer ein Ritterpferd zum Dienste stellen mußten, z. B. in der Grafschaft Mark, an andern Orten rechnet man dahin die ursprünglich adeligen Güter, welche später in Hände der Bauern kamen, an andern sind sie die wahren alten Salgüter, auf welchen sich die ihnen einst nach den Hubrechten zustehenden Vorrechte noch spät erhalten haben, z. B. im Elsaß, Oberschwaben. Als freie Güter können die schlechten (einfachen) Zinsgüter[6]) betrachtet werden, die unter verschiedenen Namen vorkommen, z. B. Stabrechtsgüter in Baiern, Freigüter, obwol Freigut einen andern Sinn, z. B. bei den im Erfurtischen häufig vorkommenden Freigütern hat, von denen die Besitzer sogar Laudemien bezahlen müssen[7]), welche Freigüter davon heißen, daß sie bis zum 12. Jahrhunderte dem Erzbischof von Mainz gehörten, und erst von ihm zu freiem Eigenthum und nur gegen Zins ad recognitionem überlassen wurden, bis allmälig durch spätere Freizinsordnungen verschiedene Beschränkungen beigefügt wurden. In einem andern Sinne heißen Freigüter, z. B. in Sachsen[8]), Bauerngüter, die nur von Frohndiensten, aber nicht von den allgemeinen Lasten der Unterthanen frei sind.

II. Eine Art von Bauerngütern ist besonders durch den Hofsverband, in dem sie zu einem Haupt-Sal-Ding-Oberhof stehen, ausgezeichnet. Sie kommen vor im Stifte Münster, im Essenischen, im Clevischen, der Grafschaft Mark, Veste Reklinghausen; über ihre Rechte entscheiden die Hofrechte. Während in Elsaß und Oberschwaben vom Hubrechte, den Hubgütern, und dem Dinghofe gesprochen wird, während am Niederrhein und Westphalen unbezweifelt die Hofsverbindung mehr eine Gemeindeverbindung mit dem besondern Zweck der Erhaltung der Wohlfahrt der Verbindung war, während nach den ältern Hofrechten die Hofhörigkeit wesentliche Bedingung zur Erwerbung von Rechten auf ein Hofgut war, erschien am Oberrhein und nach den z. B. im Elsaß geltenden Hubrechten[9]) mehr als eine, unfreie Leute und die von ihnen besessenen, einem Gutsherrn gehörigen Höfe umfassende Einrichtung, die nur das Beste des Hub- oder Gutsherrn und die sichere Beitreibung der Abgaben, so wie die Controle über die Bewirthschaftung der Güter zum Zwecke hatte; daher kein Schluß von den elsassischen Hubrechten auf die niederrheinischen Hofrechte gemacht werden darf, obwol die Vergleichung z. B. des ältesten Hofrechts von Essen mit der Reformation des Hofrechts von 1454 lehrt, daß auch am Niederrhein und in Westphalen die Hofherren sich in Gutsherren zu verwandeln, und nur ihr Bestes zu befördern suchten. Die Bedingung der Hofhörigkeit bei den Hobsleuten war schon am Anfange des 18. Jahrh. weggefallen, die Verfassung selbst hatte sich aber bis zur französischen Revolution in den niederrheinischen Gegen-

2) Gesenius Meierrecht II. Thl. S. 118. 3) Ründek's historisch-jur. Abh. über die Abschaffung der Lehensverfassung S. 23. 4) Führer's meierrechtliche Verfassung S. 166. 5) Den wichtigsten Aufschluß über die Natur derselben geben die (von Püttmann u. A. nicht benutzten) Urkunden in diplomatisch-prakt. Beiträgen zum Lehenrecht II, S. 30. Kindlinger's münsterische Beiträge. III. Theil S. 263. Besonders in *Bondam* Charterboek van Gelderland p. 510.

6) S. Literatur in Mittermaier's Lehrbuch des teutschen Privatrechts. §. 124. 563. 7) S. besonders Faber's Abh. von den Freigütern und Freizinsen im Erfurtischen. Erfurt 1793. 8) N. F. Zerener's Abhandl. von den Freigütern, deren Rechten und Freiheiten. Dresden 1797. 9) Mehre derselben stehen hinter den Dissertationen von Schilter, Zinl, Kluglist, de curiis dominicalibus.

den erhalten: das einzige Stift Essen hatte 13 Oberhöfe, von welchen z. B. zum Oberhofe Essen oder Viehof, 78 Unterhöfe gehörten. In den clevischen und märkischen Provinzen kamen bis in die letzte Zeit 61 Oberhöfe vor, und der einzige Oberhof zu Schwelm hatte 305 Hobsgüter, die dazu gehörten. Bei dem Oberhofe befand sich der Hofsschultheiß, welcher den Hof verwaltete, die Einkünfte von den Unterhöfen beitrieb, das Hobsgericht hielt, die Erben behandigte, aus der Hörigkeit entließ und aufnahm; der Eigenthümer des Oberhofs war aber nicht der Eigenthümer aller Unterhöfe, nicht er hielt Gericht, sondern Herr und Hofsgeschworne oder Schöppen thaten es, sie verliehen den Hof an den neuen Erwerber, und nicht selten z. B. bei dem Oberhofe zu Essen selbst (nach dem dortigen Hobsrecht Cap. 6.) wurde das Urtheil selbst von dem Umstande gefällt d. h. allen gegenwärtigen Hobsleuten; der Schulte hatte keine Stimme. Der Hobsmann hatte das nutzbare Eigenthum ohne Verwüstungs- und Versplitterungsrecht; der, welcher vom Hobsmann hörig und huldig abstamte, erbte von Rechtswegen das Gut; der abtretende Hobsmann erhielt Leibzucht; der Gutsübernehmer (die Hofsrechte und Gewohnheiten bestimten, wer hiezu Recht hatte, z. B. der älteste Sohn) mußte die im gleichen Grade mit ihm stehenden abfinden [10]. Weniger ausgebildet, und die Unfreiheit der Hofsbesitzer mehr beweisend, sind dagegen die elsassischen Hubrechte, die wol zuweilen auch Hubgüter oder höfische Güter genant wurden [11].

III. Andere Bauerngüter stehen in einem dem Lehensnexus nachgebildeten Verhältnisse, haben einen Lehensherrn, heißen Bauer- oder Beutellehen, auch Schupf oder Falllehen, besonders wenn sie nach dem Tode des Lehensmannes auf den Lehensherrn zurückfallen; sie sind nur uneigentliche Lehen, weil die ratio des Lehnsinstituts bei ihnen nicht paßt, obwol zwar die Analogie des longobardischen Lehenrechts auf sie nach Landesrechten angewendet wird [12]. Sie kommen vor in Sachsen, in Baiern, Wirtemberg. Der Gutsbesitzer wird wie der Vasall, rücksichtlich der Gutsbewirthschaftung beurtheilt, eine ohne Consens gemachte Veräußerung ist nichtig, das Laudemium wird bezahlt [13]. Eine Art solcher Lehen ist auch das in Mecklenburg, Sachsen u. a. vorkommende Schulzen- oder Richterlehen [14].

IV. Vorzüglich häufig sind Güter, welche im emphyteutischen Verbande stehen, und als Erbzinsgüter, Erbrechtsgüter, Odrechtsgüter u. a. vorkommen [15], wohin auch die auf Baurecht oder Colonatsrecht verliehenen, ebenso wie die auf Oberbesserung gegebenen, in Hessen [16], und die auf Schaußelrecht verliehenen, in Elsaß [17], und häufig die ehrschätzigen Güter gerechnet werden können. Bei ihrer Beurtheilung muß genau das einfache Zinsgut von dem Erbzinsgut, und bei dem letzten das nach der Natur der römischen Emphyteuse verliehene, von dem rein teutschen schon vor Einführung des römischen Rechts bekanten Erbenzins, Bau-Colonatgut getrent werden. Nur dann, wenn in dem Erbrechtsbriefe ausdrücklich das Gut nach römischen Rechtsgrundsätzen verliehen oder das römische Recht bei dem bestimten Gute oder der Curie als geltendes Hofrecht angenommen ist, darf es unbedingt angewendet werden. Auch muß man sich sehr hüten, aus einzelen Merkmalen auf das Daseyn eines Emphyteutgutes zu schließen; so ist z. B. die im Briefe ausgedrückte Lex meliorationis eben so wenig ein sicheres Kenzeichen, als das zu gebende Laudemium, weil beide auch bei einfachen Zinsgütern vorkommen [18]; selbst der Ausdruck: Erbzins, ist kein sicherer, weil man häufig nur damit den im Gegensatze des jährlichen Kapitalzinses vorkommenden bezeichnet. (S. überhaupt Art. Erbzinsgut).

V. Andere in Erbpachts- oder Erbmeierverhältnisse stehende Bauerngüter kommen schon aus sehr früher Zeit her; besonders wurde dies Verhältniß gewählt, um wüste, ödeliegende Grundstücke in Anbau zu bringen, vorzüglich, wenn große Waldungen ausgerottet wurden, und nun cultivirt werden sollten [19]. Die Analogie vom Erbzinsvertrag darf nur mit großer Vorsicht angewendet werden, da bei dem Erbpacht kein dominium utile verliehen ist [20], obwol häufig in Urkunden das Verhältniß mit Emphyteuse bezeichnet wird [21]. Auch die Anwendung des römischen Rechts über locatio conductio muß vorsichtig geschehen, weil die Teutschen ihre Erbpacht nie als eine gewöhnliche Pacht betrachtet, ein dem rein persönlichen Verhältnisse des Miethsmannes fremdes dingliches Recht zum Grunde gelegt haben, weil auch die auf das mit der Person des Miethers endigende persönliche römische Verhaltniß berechneten Grundsätze nicht da passen, wo der Erbpächter selbst ein Veräußerungs- und Vererbungsrecht ausübt, und ein unwiderrufliches Recht hat [22], weil auch meist durch Landtagsrezesse und Landesgesetze die Erbpacht nach Partikulargesetzen eine eigenthümliche Natur erhalten hat, so daß z. B. im Münsterischen nach der dort geltenden Erbpachtsordnung [23], das Verhältniß des Erbpächters mehr dem des Eigengehörigen nahe gebracht worden ist. Aus ei-

10) Nachrichten, vorzügl. in Sethe's trefliche Schrift: urkundlicher Entwurf der Natur der Leibgewinsguter bes. S. 114. Müller über das Güterwesen S. 54. Essenische Hofrechte in Lünig Corpus jur. feudal. P. I. p. 2002., und Kindlinger's Schrift über Hörigkeit, mit Vorsicht Buri, von den Bauerngütern S. 413. Am besten vergleicht man die holländischen Schriften von Schraffert, Trotz, Goris, Arntzen. 11) S. darüber Eberhard Abhandl. zur Erläuterung der teutschen Rechte. nr. IV. 12) Weishaar Wirtemberg. Privatrecht. II. Thl. S. 14. 13) S. Zepernik's Saml. 3. Thl. nr. 10. Weishaar Wirtemberg. Privatrecht. 2. Thl. S. 11. Zachariä Handbuch des chursächsischen Lehensrechts. S. 266. Baier. Landrecht. Thl. IV. Cap. 18. §. 4. 14) *C. Wildvogel* de feudo scultetico. Jen. 1709. *Struv* de feudis sculletor. Berol. 1776. Kamptz in Zepernik's Miscell. des Lehenrechts. IV. Thl. n. 1.

15) S. Literatur in Mittermaier's Lehrbuch des teutschen Privatr. §. 576. 16) *Ulrich* de natura dominii utilis quod vulgo Oberbesserung vocant. Marburg 1801. 17) *Ritsch* (praes. *Schilter*) Comm. ad const. arg. de emporematum jure. Argent. 1698. 18) *Kind* quaest. forens. P. II. cap. 1. 19) Kopp Lehensproben. I. Thl. S. 282. 20) Gesenius Meierrecht. II. Thl. S. 130. 21) Kopp l. c. S. 290. 22) Haubold Lehrb. des sächs. Privatr. §. 171. 23) Münster. Erbpacht-Ordn. vom 21. Septb. 1783.

nem langjährigen Besitze des Gutes bei der nämlichen Familie, gegen Erlegung eines gleichförmigen Zinses, leitet die Praxis eine Vermuthung für das Daseyn der Erbpacht ab [24]). Der Erbpächter darf zwar nie als Eigenthümer angesehen werden, hat aber ein an das nutzbare Eigenthum gränzendes erbliches Nießbrauchsrecht [25]). In diese Klasse der Erbpacht gehört auch der im Lippischen, in Paderborn, in Braunschweig und Hannover vorkommende Erbmeiervertrag; das vorkommende Erbrecht ist kein Erbrecht des Guts, sondern Recht auf Vererbung der wirthschaftlichen Nutzung; selbst aus der vom Erbmeier anzustellenden Reivindikation folgt kein Eigenthumsrecht; ein Dispositionsrecht ohne Einwilligung des Herrn über das Gut steht dem Erbmeier nicht zu. Sorgfältig müssen auch dabei die einzelen localen Meierordnungen berücksichtigt werden [26]). (S. Art. Erbpacht, Erbmeier). — In diese Klasse gehören auch noch die in Hessen und am Rhein gewöhnlichen Erbleihegüter [27]), die im Braunschweigischen üblichen Schillingsgüter [28]), (blos von dem Erbmeier verschieden, weil er bei dem Gutsantrit dem Gutsherrn einen Schilling erlegt, den er im Abmeierungsfalle zurück bekomt), und die vorzüglich im Hessischen vorkommenden Güter zu Waltrecht [29]).

VI. In die Klasse einfacher Pachtgüter, obwol mit verschiedenen Nebenbestimmungen, gehören alle einfachen Meier-, Leihe-, Winn- oder Gewinngüter, von welchen vorzüglich eine sehr zweckmäßige Art in den Halb- oder Halfwinnegütern vorkomt, bei welchen der Pächter gegen die Abgabe eines bestimten Theils vom Gutsertrage, den Bau des Guts (vorzüglich bei Weingütern gewöhnlich) übernimt. Dahin gehört besonders auch die im Hessischen gewöhnliche Landsidelleihe, als reine Art der Pacht, wo aber allmälig durch Localgesetze den Pächtern verschiedene, bei andern Gutsverleihungen gewöhnliche Lasten aufgelegt worden sind (s. Art. Landsiedel) [30]). Auch die am Niederrhein, in der Grafschaft Mark und in einigen Gegenden Westphalens vorkommenden Leibgewinns-, Behandigungs-, Hobs-, Laten-Curmudsgüter gehören hieher. Die erste Art bezeichnet Güter [31]), deren Nutznießungsrecht von dem Eigenthümer auf andere gegen bestimte jährliche Renten oder Abgaben durch Vertrag übertragen ist, und bei welchen eine besondere Art der Erbfolge eintrit; die zweite solche Güter, bei welchen der Besitz und Nießbrauch des Gewinnträgers von der gehörig erfolgten Behandigung, d. h. davon abhängt, daß in der Regel zwei Hände in das Behandigungsbuch eingetragen werden. Hobsgüter sind Gewinngüter, wenn sie von einem Oberhofe abhängen, und bei diesem gewonnen werden müssen. Latengüter (vorzüglich am Niederrhein in der Gegend von Xanten üblich), heißen Gewinngüter, wenn sie in einer solchen Verbindung mit einander stehen, daß sie einem Latengericht (Latenbank) unterworfen sind. Curmudsgüter bilden keine eigene Güterklasse, sind aber gewöhnlich Gewinngüter, von welchen die Besitzer die Curmude (Sterbfall) bezahlen. Ein dominium utile kann allen diesen Güterbesitzern nicht zugeschrieben werden [32]).

VII. Ausgezeichnet durch die Widerruflichkeit und die unbedingte Abhängigkeit des Besitzers vom Gutsherrn sind einige Güter, welche in Sachsen, in der Mark, Laßgüter, in Schwaben leibfällige, in Baiern Herrengunstgüter genant werden [33]). Obwol zwar dem Herrn das Recht, den Besitzer nach Willkür vom Gute zu vertreiben, nicht geraubt werden könte, so ist doch theils wegen Interesse des Gutsherrn, theils wegen Hofsgewohnheit, meist dies Recht an den Laßgütern bleibender geworden, so daß der Bauer nicht willkürliche Vertreibung befürchten muß. Eine allgemeine gleichförmige Natur läßt sich nicht behaupten, es entscheiden vielmehr überall die besondern Localgesetze.

VIII. Zwar durch eigene Namen, aber nicht durch eine besondere Natur ausgezeichnet, kommen noch Güter in Teutschland vor, die von besondern Gerichten, denen sie unterworfen sind, ihren Namen führen, aber zu einer der vorher genanten Güterklassen entweder als Frei- oder emphyteutische oder als Pachtgüter gehören. Man kann dahin die Meierdings-, Probstdings-, Hägergüter u. A. [34]) zählen.

Die sicherste Quelle zur Entscheidung der vorkommenden Rechtsverhältnisse eines Gutes liefern die vorhandenen Erb-, Hof- und Meierbriefe, d. h. die bei dem Gutsantrit aufgenommene Urkunde über die wechselseitigen Verhältnisse zwischen Gutsherrn und Gutsmeier. Bei jedem Gutswechsel wird der Brief erneuert, zu welchem auch ein (schon im **13.** Jahrh. vorkommender) Reversbrief gehört; beide gehören zusammen, und die-

---

24) Bülow u. Hagemann pract. Erörterungen. III. Thl. S. 153. 25) *Pufendorf* Obs. I. IV. obs. 177. S. über die Natur der Erbpacht vorz. *A. Kästner* de erro. doct. opin. per location. ad long. temp. utile transferri dominium. Lips. 1743. Bülow u. Hagemann prakt. Erört. III. Thl. nr. 22. Heun über Vererbungen und Vererbpachtungen. Dresden 1787. Besonders gut *H. G. Bauer* de juribus locatoris perpetuarii. Lips. 1820. 26) S. überhaupt Benecke Grundsätze des Meierrechts in Braunschweig. Celle 1795. Plate Bemerkungen über das Meierrecht in Lüneburg. Celle 1799. K. Gesenius, das Meierrecht, mit vorzügl. Hinsicht auf den Wolfenbütt. Theil. II. Thl. 1801—5. G. Führer meierrechtl. Verfassung in d. Grafsch. Lippe. Lemgo 1804. 27) S. bes. Koch (eigentlich) Bodmann hist. jur. Abh. Gesch. u. Natur der Erbleihen im Erzstift Mainz. Mainz 1791. 28) *C. Waitz* de bonis solidorum Brunswic. et Luneb. Jen. 1738. 29) *W. Waldschmid* de bonis zu Waltrecht. Marb. 1717. 30) Literatur in Mittermaier's Lehrbuch des teutsch. Privatr. §. 569. Am meisten geschätzt wird Lennep von der Leihe zu Landsiedelrecht. Marburg 1786. 2 Thle. 31) Die bei Buri und andern Germanisten angegebenen Kenzeichen sind meist unrichtig. Die wahre Natur dieser Güter haben erst entwickelt Sethe in der angeführten Schrift: urkund. Entw. der Natur der Leibgewinnsgüter. Düsseldorf 1810. Müller über das Güterwesen. Düsseld. 1816. Kündek über die Abschaffung der Lehensverfassung in Frankreich. Crefeld 1805., und ein sehr gründliches Gutachten der Universität Duisburg vom 27. März 1805. Mit großer Vorsicht sind die Notizen bei Mallinkrodt: der Bauernstand an seinen gerechten König rc. zu gebrauchen. 32) S. besond. Kündek a. a. O. S. 119. 33) S. *A. Rivinus* de praediis quae vulgo Laßgüter appellantur. Lips. 1735. Mathis jurist. Monatsschrift. III. Thl. S. 40. Baier. Landrecht. IV. Thl. Kap. 7. §. 29. *Schöpf* de bonis vitalitiis Sueviae. Tubing. 1718. 34) S. Buri von den Bauerngütern. S. 493. Dreyer's Abhandl. III. Thl. S. 1493. Vogel über die Hägergerichte in der vormaligen Herrschaft Homburg. Hannover 1816.

nen zur Auslegung der Verabredungen [35]). (S. Art. Meierbrief).

Eine besondere, auf Bauerngütern aller Art häufig ruhende Last ist die Laudemialpflicht (s. Art. Laudemium), d. h. die Schuldigkeit des neuen Erwerbers an den Gutsherrn, bei dem Gutsantrit eine gewisse, gewöhnlich in Prozenten des Gutswerths bestehende Summe zu bezahlen, welche Handlehn, Weinkauf, Ehrschatz, Lehenware, Winnegeld, Anlait, Pfundgeld, Willengeld heißt [36]). Schon vor der Einführung des römischen Rechts in Teutschland bekant [37]), schon in der Sitte gegründet, daß der neue Gutserwerber, theils dem Gutsherrn seine Dankbarkeit und Anerkennung des neuen Verhältnisses feierlich an den Tag legte, theils daß der Hofhörige, der sich zum Erstenmale stellte, der Hofgemeinde ein Geschenk brachte, kann das Laudemium nicht aus dem römischen Rechte abgeleitet, und eben so wenig unbedingt die Lehre von der Quinquagesima auf die Lehenware ausgedehnt werden [38]); obwol allerdings bei vielen Gütern die Juristen theils durch römisches, theils durch Lehenrecht verleitet, das Handlehn eingeführt haben mochten, wo es früher nicht üblich war. Es kann nicht als eine für die Abtretung des dominii utilis gegebene Gebühr betrachtet werden, weil sie so häufig bei Gütern vorkomt, z. B. den Meiergütern, bei welchen der Bauer kein Nutzeigenthum erhält; auch gehört sie nicht zum Wesen eines Bauernguts [39]), obwol in Teutschland keine Gleichförmigkeit darüber vorkomt, indem durch die Häufigkeit des Vorkommens der Lehenware, und durch die Einwirkung der Gutsherren auf Abfassung der Gesetze in manchen Staten, die Vermuthung gesetzlich dafür spricht, daß der Besitzer des Bauernguts, Laudemium bezahlt, z. B. in Baiern, während an andern Orten die Vermuthung für die Freiheit spricht, und daher derjenige, welcher das Laudemium in Anspruch nimt, beweisen muß, daß er darauf durch Vertrag oder Verjährung ein Recht habe, z. B. in Sachsen, Österreich. Verpflichtet ist zur Zahlung, wenn das Recht überhaupt dem Gutsherrn zusteht, der neue Erwerber, welcher das Gut antrit, obwol Misbrauch und Willkür auch eine andere Art von Laudemium erfunden hat, das Abfahrtslaudemium, welches von dem Verkäufer, oder dem überhaupt vom Gute Abtretenden oder seinen Erben an den Gutsherrn bezahlt werden muß, wofür aber nirgends die Vermuthung spricht, daher dem Fodernden der Beweis obliegt. Obwol die Summe des Laudemiums gewöhnlich 5 Procente beträgt, so muß doch immer der Beweis der Größe geführt werden; leider kommen an manchen Orten selbst 10 und 12 Procente vom Laudemium vor. Nur da, wo eine wahre Gutsveränderung eintrit, kann Laudemium gefodert werden. (S. überhaupt Art. Laudemium).

35) Gesenius, das Meierrecht. II. Thl. S. 193. 215. Lennep von der Leihe zu Landsidel-Recht. S. 241. 36) S Literatur in Mittermaier's Lehrbuch des teutsch. Privatrechts. §. 573. 37) S. wichtige Notizen in Ochs Geschichte von Basel. I. S. 363. Ild. v. Arr Geschichte von St. Gallen. I. S. 312. 38) Runde von der Interimswirthschaft. S. 143. 39) Gesenius Meierrecht. II. Thl. S. 286.

Andere häufig, jedoch nie von selbst sich verstehende, und daher immer erst zu erweisende Reallasten der Bauerngüter, sind noch 1) die aus Bann- und Zwangsrechten (s. Art. Bannrecht) hervorgehende Pflicht, 2) die Zehenten, 3) die Frohnen, 4) die Grundzinspflicht, (s. die Art. Zehent, Frohne, Grundzins). Zur Beitreibung und sichern Erhebung der Prästationen stand dem Gutsherrn das aus den Rechten des Mittelalters noch erklärbare Pfandungsrecht des Gutspflichtigen zu [40]), was neuere Gesetze wieder anerkant haben [41]).

Als ein wichtiges Merkmal der Bauerngüter erscheint die Geschlossenheit und Untheilbarkeit der Güter, indem jedes Bauerngut als ein bäuerliches Fideikommiß zu betrachten ist, über welches dem zeitigen Besitzer kein Zersplitterungsrecht zusteht, vorzüglich bei Bauerngütern, wobei der Bauer kein volles Eigenthum hat, und daher jede Particularveräußerung Nachtheil für den Gutsherrn wäre; aber auch die Steuerverfassung führte zu einer solchen Geschlossenheit, weil durch das Dismembriren der Güter, die zuvor auf dem ganzen Gute liegenden Steuern zu sehr auf verschiedene Parzellen vertheilt würden, wodurch für den Stat und den Privatgutsherrn leicht Nachtheil entstünde, indem von verschiedenen Besitzern die Abgaben oft mit Mühe beigetrieben werden müßten. Selbst statswirthschaftliche Rücksichten, die Erfahrung, daß die Bauern, wenn das Dismembriren ihnen gestattet ist, leichtsinnig, besonders wenn einmal die Glücksumstände sich trüben, die besten Grundstücke allmälig einzeln weggeben, selbst von Spekulanten und Unterhändlern verführt werden, bis zuletzt das ganze Gut auf einen schlechten Theil reduzirt ist, und die Familie, die nicht mehr Land genug hat, allmälig verarmt [42]). Weise haben daher ältere Gesetze die Dismembrationen verboten, und selbst zur Ergänzung des Gutes eine sehr begünstigte Reunionsklage, (s. Art. Reunionsklage) gegeben. Daher wird es auch praktisch wichtig, genau die eigentlichen Gutspertinenzien von Beistücken, walzenden Stücken, Beihilfgütern, Zubaugütern zu trennen. Erst neuere Gesetze haben nicht mit Zustimmung der Erfahrung aus unrichtigen Voraussetzungen, aus Rücksicht der Begünstigung der Privatfreiheit, und der Bevölkerung den Grundsatz der Untheilbarkeit erschüttert, und die sogenanten Gutszertrümmerungen theils erlaubt, theils selbst begünstigt [43]).

Die Grundsätze von der gemeinrechtlichen Erbfolge leiden ebenfalls bei Bauerngütern vielfache Abänderungen, und werden durch mehre zur Erhaltung der Bauerngüter nothwendige Institute modifizirt. Es ist eine wesentliche Bedingung des Wohlstandes der Bauerngüter, daß nicht dasselbe unter verschiedene Besitzer vertheilt werde, für welche bald die einzelen Theile nicht hinreichen würden,

40) *Kopp* spec. jur. de jure pignorand. convent. Marb. 1738. Lennep von der Leihe zu Landsidel-R. S. 358. 41) Baier. Edict üb. die gutsherl. Verhältnisse vom 26. Mai 1818. §. 118. §. 127. 42) *Leyser* jur. Georgic. L. I. Cap. 46. Klingner Saml. zum Dorf- und Bauern-Recht. 1. Thl. Cap. 21. Hauer Gesetze im Unterthansfach, 1. Thl. S. 54. Gesenius vom Meierrecht. II. Bd. S. 120. Haubold Lehrbuch. S. 197. 43) S. hessische Gesetze vom 5. Nov. 1809. Baierische Gesetze bes. vom 14. Mai 1804., 27. Febr. 1805. Preußische Gesetze v. 9. Oct. 1807. §. 4. 5., 14. Sept. 1811. §. 1.

während sie als ein Ganzes bewirthschaftet und verbunden eine Familie sicher nähren. Selbst dadurch, daß nicht das Eigenthum des Guts, sondern nur das Recht der erblichen Benutzung dem Bauer häufig zusteht, ergibt sich die Foderung, daß der Hof als Ganzes bei der Familie erhalten werde. Wenn daher ein Besitzer stirbt, und mehre Erben hinterläßt, kann nicht nach den Grundsätzen des Civilrechts hier eine Vertheilung des Guts unter die Erben Statt finden; weil aber der Hof der ganzen Familie verliehen ist, weil selbst die Familie durch die Bewirthschaftung seit einer Reihe von Jahren ihr eigenthümliches Vermögen mit in den Hof verwendet hat, so steht auch jedem Familiengliede ein Recht auf das Gut zu, welches nur in Harmonie mit dem Grundsatze der Untheilbarkeit und dem Interesse des Gutsherrn zu bringen ist. Daraus entsteht 1) die Sitte, daß nur einer von mehren Erben den Hof erhält, der nach Verschiedenheit der Hofsgewohnheit, entweder der Jüngste oder der Älteste ist [44]. 2) Die übrigen Erben müssen dagegen aus dem Hofe abgefunden, ausgelobt d. h. für die entbehrte Succession in das Gut gleichsam entschädigt werden, (s. Art. Abfindung, Auslobung). 3) Das Interesse des Gutsherrn sowol, daß das Gut von einem tüchtigen Wirth bebaut werde, und die Schwierigkeit für den alten Hofsbesitzer, alle Lasten, die mit dem Hofsbesitze verbunden sind, zu tragen, bringt dazu, daß der Gutsbesitzer das Gut noch inter vivos einem Nachfolger übergibt, und dadurch aus dem actuellen Hofsbesitze ausscheidet, aber im Hofsverbande in so ferne noch bleibt, als er sein Lebenlang aus den Gutseinkünften abgenährt wird, oder gewisse Reichnisse, welche er sich bei der Gutsübergabe vorbehalten hat, bekomt. Dieß Institut heißt Leibzucht, (s. darüber umständlich den Art. Leibzucht). und legt dem Gute oft eine mehrfache Last auf, besonders wenn die alte Leibzüchterin noch am Leben ist, und der Interimswirth bei dem Antritte des Anerben jetzt ebenfalls Leibzucht bekomt. 4) Noch entsteht das Institut der Interimswirthschaft, (s. Art. Interimswirth). Die Verbindung der Rücksicht auf den minderjährigen Nachfolger des Gutsbesitzers, der das Recht hat, vorzugsweise vor seinen Geschwistern in das Gut zu succediren, (Anerbe genant; s. diesen Artikel), und der Rücksicht auf das Interesse des Gutsherrn, daß in der Zwischenzeit der Minderjährigkeit des Anerben das Bauerngut nicht verwahrloset werde, erzeugt dies Institut der Interimswirthschaft, bei welchem ein Dritter auf das Gut aufzieht, zugleich Vormund des Minderjährigen wird, die Bewirthschaftung der Stätte so übernimt, daß er selbst sein eigenes Vermögen in die Stätte einbringt, dafür aber für den Fall des Gutsantrits durch den Anerben eine Leibzucht, Abfindung für seine Kinder, und eine bedingte Erbfähigkeit in das Gut erhält. Das Recht dieses Dritten, der Interimswirth heißt, dauert die Mahljahre hindurch (s. Art. Mahljahre), d. h. bestimte Jahre, die der Interimswirth auf dem Gute zubringt, bis der Anerbe das Gut selbst übernimt (s. überhaupt über sein Rechtsverhältniß: Art. Interimswirth) [45].

Als besondere Art des Verlustes des Rechts am Bauerngute komt noch die Abmeierung vor (s. diesen Artikel), als Vertreibung des Bauern vom Gute, welche zum Besten des Gutsherrn Statt findet, wenn der Bauer seinen Verpflichtungen in Ansehung des Gutes nicht nachkomt; das Recht hiezu muß vom Herrn speciell erwiesen werden, so wie auch die Ursachen hiezu nicht gleichförmig sind; auf jeden Fall muß der Gutsherr gerichtliche Klage stellen, wo dann ein eigener Abmeierungsprozeß entsteht. Neuere Landesgesetze haben dies Recht der Gutsherrn aufgehoben [46]. (*Mittermaier.*)

Bauernherz e. Muschel, s. Cardium rusticum L.

BAUERNKRIEG. Unter diesem Namen, ohne Beisatz gebraucht, versteht man diejenige Empörung, welche im J. 1524 in wenigen einzelen Gegenden, im folgenden Jahre aber beinahe in allen Provinzen Teutschlands ausbrach, und ohne bedeutende Folgen für den bürgerlichen und politischen Zustand seiner Bewohner, und ohne Erleichterung derjenigen, welche zu Verminderung des kirchlichen und gutsherrlichen Drucks die Waffen ergriffen hatten, zu bewirken, kaum etwas anders aufzuweisen hat, als Raub, Verheerung von Schlössern und Klöstern, Niederlagen des schlecht, vielleicht gar betrügerisch geleiteten Landvolks, Unthaten auf Seite der Angreifenden und Abwehrenden, Brandschatzungen, Blendungen und Hinrichtungen Schuldiger und Unschuldiger. Dieser Ausgang eines die Ruhe von ganz Teutschland erschütternden Unternehmens war eine nach allen Rechten verdiente Strafe seiner Ungesetzlichkeit, und eine Folge der Begriffsverwirrung des vom Gefühl des Drucks aufgereizten Volks, und seines aus Unkentniß der Dinge entstandenen Unvermögens, eine zusammenhängende, geordnete Stellung anzunehmen. Es ist hier der Ort nicht, in jede der Ursachen, die diesen Aufruhr veranlaßten, oder in die einzelen Ereignisse einzugehen, die sich während desselben zutrugen; aber es ist der Mühe werth, die Ursachen der Entstehung, den Schauplatz und die vorzüglichsten Begebenheiten des Bauernkriegs, endlich seinen Ausgang und die Folgen desselben kürzlich auseinander zu setzen.

I. Ursachen der Entstehung. Die Begierde, seine Gewalt auszudehnen auf der einen, die Neigung, sich nicht nur dem Drucke, sondern auch der Ordnung und den Gesetzen zu entziehen auf der andern, und Mangel an Mäßigung auf beiden Seiten sind zu tief im menschlichen Herzen gewurzelt, als daß ihre giftigen Früchte, Unterdrückung hier und Widersetzlichkeit dort, nicht von Zeit zu Zeit hervor wachsen sollten; nur ihre Gestalt und die Ursachen ihres Keimes sind nach Zeit und Umständen verschieden. — Während sich der Bürgerstand in den teutschen Staten schon seit langer Zeit den Fesseln der Knechtschaft entwunden und gesetzliche Freiheit und Selbständigkeit vor Augen hatte, warde

44) S. Literatur in Mittermaier's Lehrb. des teutsch. Privatr. §. 546. und wichtig Klöntrupp vorl. Bemerk. zu einer künftigen Theorie v. Anerbenrechte reihepflichtiger Bauerngüter. Osnabr. 1802.

45) Ch. L. Runde Abh. der Rechtslehre von der Interimswirthschaft auf d. teutsch. Bauergütern. Götting. 1796. Klöntrupp alphab. Handbuch. II. Bd. S. 211. 46) Z. B. baierische Ges. vom 26 Mai 1818. §. 16. Preuß. Verordn. vom 25. Sept. 1820. §. 52. 53.

der Bauer beinahe überall noch in strenger Abhängigkeit gehalten, und von den Bürden der Leibeigenschaft selbst da niebergedrückt, wo sich der Name derselben bereits verloren batte. Aber die neue Zeit, deren Anbruch in das vierzehnte Jahrbundert zu setzen ist, batte in der bürgerlichen Gesellschaft bereits schon tief herab Ansichten erzeugt und Gefühle erweckt, mit denen sich drückende Verhältnisse nicht mehr so leicht vertragen wollten. Aus verschiedenen Gründen und unter mancherlei Namen hatten die Dienste und Abgaben an Zahl und an Größe sehr zugenommen; und waren sie schon an sich beschwerlich, so wurden sie durch die Art, womit jene geleistet werden mußten und diese eingefodert wurden, noch unerträglicher. Die Ursachen der Zunahme der Abgaben, der Beschränkung der Freibeit und des dadurch erregten Leidengefühls, sind ungefähr folgende: die kostbaren Erzeugnisse Asiens und des neuentdeckten Welttheils verbreiteten sich immer mehr über alle Länder, und führten auch an die Höfe der teutschen Fürsten und in die Schlösser des Adels einen bis dahin nicht gekanten Luxus, der in der letzten Zeit durch die Pracht der reichen Niederländer und stolzen Spanier, welche sich im Geleite Maximilians und Karls auf den Reichstagen einfanden, und denen die Großen Teutschlands nicht nachstehen wollten, noch gesteigert wurde. Hatten vormals die ungeordneten, wilden Fehden den Handel und das Gewerbe des Städters, und das Eigenthum des Landmanns unsicher gemacht, so wurden jetzt die Anstalten gesetzlicher Ordnung und regelmäßiger Rechtspflege durch Beschränkungen, welche häufig noch weiter gingen, als der Zweck erfoderte, für die Freiheit der Einzelen gefährlich, und durch den Aufwand, den ihre Erhaltung erheischte, für das Vermögen der Bürger und Untertbanen sehr lästig. Die Kosten der Unterhaltung der Bündnisse, in einzelen Bezirken des teutschen Reichs zur Sicherung des Friedens errichtet, des schwäbischen Bunds, dem die Hut des ewigen Landfriedens anvertraut war, des Reichskammergerichts und des Reichsregiments, führten Leistungen auf Leistungen herbei, und die Abgaben häuften sich dermaßen, daß die Mittel, Ordnung und Wohlstand zu sichern, diesen Zweck oft eher zu stören, als zu fördern schienen. Auch hatte es das Ansehn, daß die neue Gerichtsverfassung mehr eine rechtliche Beilegung der Streitigkeiten zwischen den Ständen und der Rechtssicherheit der Städtebürger, als Abhilfe der den Unterthanen zugefügten Bedrückungen beabsichtige. Die Wormser Gerichtsordnung enthielt nicht einmal eine Bestimmung, wie Bürger und Bauern einen Fürsten und Fürstenmäßigen, dem sie nicht unterthan sind, vor das Recht bringen sollen, und es war nur dafür gesorgt, daß keine Obrigkeit einen Unterthan von den ordentlichen Gerichten und Rechten dringen dürfe. Auf dem Reichstag zu Freiburg (1498) kam diese wichtige Angelegenheit zwar zur Sprache, aber ihre Entscheidung wurde verschoben. Endlich wurde auf dem Reichstag zu Augsburg (1500) festgesetzt, daß sie das Recht üben können, wie die Grafen, Herren, Ritterschaft und Reichsstände es gegen Fürsten und Fürstenmäßige zu üben befugt seyen [1]; aber an einen Gerichtshof, vor dem der **arme Mann** gegen seine Herrschaft Recht suchen und finden konte, wurde nicht gedacht. Die Gerichtsbarkeiten durchkreuzten sich vor diesen Institutionen, und noch nach Errichtung derselben dergestalt, daß der gemeine Mann über die Stelle, wo er zu klagen und den Rechtsspruch zu suchen habe, öfters in Ungewißheit war, und, wechselsweise vorgefodert, abgefodert, gepfändet, niedergeworfen, in der Regel derjenige war, der bei dem Zwiste am gewissesten verlor; an Ersatz für Zeitverlust und **Bekümmerniß** war nicht zu denken. Überall war der Druck empfindlich, am wenigsten erträglich aber in Gegenden, wo durch Verträge zwischen Herrschaften und Unterthanen und durch ständische Verfassungen auch nur einiger Sinn für Freiheit und Recht erweckt war. Aus diesem Grund lebnte der schwäbische Bund auf dem Reichstag zu Frankfurt (1492) die Anfoderung der königlichen Hilfe und der zu Koblenz zugemutheten Beschatzung der Unterthanen ab: denn „in dieser Art und im Land „Schwaben haben die Ding die Gestalt, daß die Unter„thanen ihren Herrschaften schon so mit Gülten und Zin„sen verpflichtet sind, daß in derselben Vermögen nicht „steht, einige fernere Schatzung oder Geld zu geben, „oder die Herrschaften müßten ihre jährliche Zinse, Ren„ten und Gülten verlieren; etliche Unterthanen sind ge„freit, und gemeiniglich die Gewohnheit in Schwaben, „daß es in der Obrigkeit Vermögen nicht steht, sie wei„ter als um die gewöhnlichen Renten, Gülten und Zinse „anzulegen; wollten die Bundesstände dieses dennoch „thun, so würden sich die Ihrigen wider ihre Herrschaft „setzen, abwerfen, und bei Andern Rücken suchen [2]". Durch die engere Vereinigung der ehemals weit lockerer verbundenen Stände des Reichs und seiner Bezirke, und durch die gänzliche Aufhebung des Pfalbürgerrechts, welches zwar öfters misbraucht wurde, aber doch auch den Gefährdeten und Gedrückten Schutz und Rettung gewährte, war das einzige Mittel, sich durch Entweichung unter eine andere Herrschaft aus einem unleidlichen Zustand zu befreien, abgeschnitten oder wenigstens erschwert, und die Bande der Unterjochung fester angezogen. Der Landadel, noch nicht wie später durch Fürstenmacht in Schranken gehalten, konte seinen **Eigenmann**, der ihm steuerbar, oder vogtbar, oder reisbar, oder zinsbar, oder gültbar war, und unter den verschiedensten Namen, als: Pflugschatzung, Viehschatzung, Fräuleinsteuer, Herbst-, Fastnacht-, Gült-, Vogt-, Hühner-, Käse- und Ölzins, Besthaupt, Ehrschatz, u. s. w. Abgaben entrichten mußte, nach Willkür drücken, und er that es um so mehr, als er, mit seltenen Ausnahmen, ohne Geistesbildung, und nur dem Krieg, der Jagd und den Trinkgelagen obliegend, roh war [3]), und nur gegen die Gleichen zu einem statutenmäßigen adeligen Verhalten verbunden zu seyn

1) S. **Senkenberg's** Reichs-Abschiede. I, 10. 45. 70.

2) **Urkundlich**, wie mehres, was in diesem Aufsatz enthalten ist. 3) Nobiles enim cum ignavi fuci sint, soli dediti inertiae, soli crapulae, soli sui patrimonii decoctioni, congerentes alias apiculas et mella et flores, unde tandem sustineri Rex possit, prosternunt, spoliant, trucidant. S. **Sobius** Rede bei Karls V. Kaiserwahl, ap. *Freher* Scr. Rer. Germ. (Edit. 1611.) III, 153. Zwar ist die Rede offenbar erdichtet, aber sie drückt das Urtheil des Zeitalters über den Stand aus.

glaubte [4]). Die Abnahme und endliche Abstellung der Fehden machte dem Adel einen Ersatz für diese sonstige Erwerbsquelle nothwendig. Die Erfindung des Schießpulvers, die anerkante größere Brauchbarkeit des Fußvolks vor dem berittenen Lehensmann in Schlachten, und die durch beides veranlaßte Verwandlung des Lehenskriegsdienstes in Solddienst, machte den Krieg für die Unterthanen kostbarer und drückender; die Anzahl des erfoderlichen reisigen Zeugs, Fußvolks und Kriegsgeräthes wurde an die Stände des Reichs und der Bündnisse ausgeschrieben, und von diesen auf die Unterthanen umgelegt; durch die Fuhren des schweren Geschützes vermehrten sich die Lieferungen des Fuhrwerks und der Dienste; die Plagen, die das arme Landvolk von den Landsknechten, schwarzen Haufen u. s. w. im Frieden wie im Krieg zu erleiden hatte, überstiegen alle Gränzen. Aber auch in den Städten, besonders den unmittelbaren und freien, keimte der Same der Unzufriedenheit; täglich minderte sich der Wohlstand des Bürgers; er klagte über schlechte, aus Finanzspekulation geschlagene Münze der Regirungen, über Abnahme des Handels, die in der Veränderung des Wohlstandes und im Bestreben der Fürsten, in ihren Städten den Geist der Betriebsamkeit zu beleben, ihren Grund hatte, über Monopole, über Erhöhung der Zölle u. dgl. m. Die Städte wurden ärmer, und führten schon auf dem Reichstage zu Regensburg (**1471**) Klage über die schweren Reichsanlagen. In Gemeinschaft mit diesen Veranlassungen und Reizmitteln zu Unruhen, mag auch der Hinblick auf die von den Schweizern errungene Freiheit, besonders in den nähern Ländern gewirkt haben [5]). Zu Strasburg wurde an öffentlicher Tafel gesagt: wären der Bund und die Schweizer einig, was hätten wir uns um Papst und Kaiser zu bekümmern [6]). In der unter dem Namen des Bundschuh bekanten Empörung glaubte man einen geheimen Zusammenhang mit den Schweizern wahrzunehmen; Thatsache ist es, daß die Unterthanen der Grafschaft Lupfen, die sich im Schwabenkrieg (**1499**) zu den Eidgenossen geschlagen hatten, im Bauernkrieg zuerst aufbrachen, und daß nach dem unglücklichen Ausgang desselben so viele Flüchtlinge in der Schweiz Schutz und Aufnahme fanden, daß, um dem Andrange zu steuern, in Zürich das Aufnahmegeld erhöhet wurde. Endlich soll nach Sebastian Frank [7]), welchem daran lag, die Schuld der Empörung von den Wiedertäufern abzuwälzen, unmäßiges Weintrinken, die vorzüglichste Ursache derselben gewesen seyn. Da Hochzeiten, Kirchweihen, Adels-, Zunft-, Schützen- und andere Gesellschaften, und die vielen kirchlichen und bürgerlichen Feiertage, wobei stark gezecht wurde, vormals zu häufigen und zahlreichen Zusammenkünften Anlaß gaben, als Zeiten der Sparsamkeit, des Argwohns und des Mistrauens zulassen, so mag wol auch der Wein unter den Ursachen des Bauernkriegs insofern aufgezählt werden, als er den Muth des Entschlusses belebte; weit mehr aber ist ihm die Rohheit zuzuschreiben, womit der Krieg beiderseits geführt wurde: denn die Bauern ersäuften Besinnung und Menschlichkeit in demjenigen, was sie in Schlössern und Klöstern, und die Reisige und Fußknechte in dem, was sie bei den Bauern fanden. — So stellt die Geschichte den Zustand und die Stimmung des teutschen Volks vor und am Anfang des sechszehnten Jahrhunderts dar; selbst auf Reichs- und Bundestagen wurde, insonderheit, nachdem sich die Gemüther wieder etwas besänftigt hatten, die Last der Dienste und Abgaben als Hauptursache der Empörung erkant. Aber es wirkte noch eine andere Last als zweite Hauptursache mit, die kirchliche. Die Hussiten waren zwar zu Boden geworfen, aber das Ansehn der Kirche und die Achtung gegen die Geistlichkeit dadurch keineswegs befestigt. Die Sehnsucht nach dem Bessern, mehr durch eine im geistigen Wesen des Menschen tief gewurzelte Ahnung, als durch klare Erkentniß erzeugt, wurde, statt befriedigt zu werden, als gottlos verurtheilt und bestraft. Wenn die Bischöfe selbst das ärgerliche Leben der Mönche und des Klerus nicht in Abrede stellen konten, und es durch öffentliche Ausschreiben in die Schranken der Ehrbarkeit zurückweisen mußten, so erregte ein solches Betragen, insonderheit aber der ungeistliche Wandel der höhern Geistlichkeit, noch größeres Ärgerniß bei dem Volk. Dieses, zuerst unwillig, dann hassend und manchmal noch von schwärmerischen Anführern irre geleitet, überließ sich schon früher empörerischen Ausschweifungen, die den spätern wiedertäuferischen sehr ähnlich waren, indem es Geistliches und Weltliches unter einander warf. Im Verfolge der Zeit nahm dieser Unmuth immer mehr zu, und brach endlich bei dem Anfang der Reformation in einen offenen und allgemeinen Volksaufruhr aus. Die Gleichzeitigkeit der Bauernempörung und der Reformation bietet einen so natürlichen Anlaß dar, sich beide Ereignisse in einem ursachlichen Zusammenhang zu denken, daß man sich wundern müßte, wenn sie nie in einem solchen betrachtet worden wäre. In der That widerspricht es der Geschichte in gleichem Grade, die kirchliche Umwälzung außer aller Verbindung mit dem Bauernaufruhr setzen, oder die Ursache von diesen allein oder vorzüglich in jener finden zu wollen: denn ähnliche Empörungen aus ähnlichen Ursachen entstanden, hatte es seit längerer Zeit viele gegeben, und diese Ursachen hatten an Zahl und Stärke so wenig abgenommen, daß eine neue Anreitzung hinreichend war, um einen allgemeinen Aufstand zu erregen. Im Jahr **1476** wurde Hans Böheim, Pfeifferhänslein genant, der im Wirzburgischen mit einer kleinen Pauke bei Bauerntänzen aufspielte, gleich dem einige Jahre früher aufgetretenen Barfüßermönche Capistranus, vom heiligen Eifer Buße zu predigen ergriffen. Er verbrante seine Pauke, und foderte die Gläubigen auf, allen Schmuck, silberne Schnüre, spitzige Schuhe u. dgl. abzulegen, und zu Niclashausen, wo allein Vergebung

4) Johann Truchseß Graf zu Sonnenberg war seinen Unterthanen mit Frohndiensten, auch sonst in der Grafschaft „vast hart", erhält aber doch den damaligen sittlichen Ehrennamen eines frommen Mannes. S. Chronik der Truchsesse von Waldburg I. 100. Ein Edelmann unterzeichnete sich auf einer Fehderolle im Städtekrieg mit Wohlgefallen Baurenfeind.
5) „Wer meret Schwytz, der Herren Gytz", ist der Titel einer an die Versamlung gemayner Pawrschaft gerichteten, wahrscheinlich zu Nürnberg gedruckten Schrift, worin das Übermaß der Abgaben und Frohndiensten in sehr starken Ausdrücken geschildert wird. 6) Urkunde 1507, 10. Jun. 7) S. dessen Schrift: von dem grewlichen Laster der Trunkenheit, 1531. 4.

der Sünden und Ablaß zu erhalten sey, die heilige Jungfrau zu verehren; sie habe ihm befohlen zu predigen, daß hinfüro kein Kaiser, kein Fürst, kein Papst, keine weltliche und geistliche Obrigkeit mehr, sondern jeder des Andern Bruder seyn, sein Brod mit eigener Hand gewinnen, und einer so viel als der Andere haben soll; Zinse, Gülten, Besthaupt, Handlohn, Zoll, Steuer, Beth, Zehent und andere Abgaben sollen aufhören, und Wälder, Wasser, Brunnen und Weiden allenthalben frei seyn. Sein Anhang wuchs aus der Nähe und Ferne schnell zu Tausenden an; Handwerksgesellen liefen aus den Werkstätten, Bauerknechte vom Pflug, Grasemägde mit ihren Sicheln, ohne Zehrung, ernährt durch die Wohlthätigkeit solcher, die gleich ihnen das neue Gottesreich erwarteten, nach Niclashausen. Opfer fielen in Menge. Aus der Zottelkappe des Propheten suchte jeder Wallfahrter ein Fäserchen als Heiligthum zu erhalten. Als er einst die Schar auf eine neue Zusammenkunft, wo die Männer bewehrt erscheinen sollten, bestellte, und sich bei 34000 Menschen eingefunden hatten, wurden die Waller durch Waffengewalt zerstreut, der heilige Jüngling gefangen genommen, und aller Bemühungen seines Anhangs ungeachtet, verbrant [8]). Obgleich religiöse Schwärmerei dieses Feuer anzündete, so lag doch der eigentliche Brennstoff im Haß gegen die Geistlichkeit, und in der Anhäufung der Däzen (Abgaben), die durch die kostbaren Hussitenkriege, durch des Bischofs Johann Bruno Prachtliebe und Verschwendung an seine Schmeichler, Nepoten, Kebsweiber und Kinder, und durch die Kriege des Bischofs Johann von Grumbach, mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg nothwendig wurde; durch einen Bischof, wie Siegmund, Herzog zu Sachsen, konte die Achtung gegen die hohe Geistlichkeit auch nicht gewinnen [9]). Im Jahr 1492 sammelte sich in den Niederlanden ein Hause aufrührerischer Bauern, welche allmälig bis auf 40000 Mann anwuchs; sie erhalten, gleich den spätern Geusen, von den Bildern in ihren Fahnen den Parteinamen Käsebröder. Ihre Absicht war Befreiung von Abgaben und Demüthigung des Adels; die durch sie veranlaßte Bewegung würde sich nach dem Urtheil der Zeitgenossen am Rhein und an der Mosel weiter verbreitet haben, und der geistlichen und weltlichen Macht verderblich geworden seyn, wenn sie nicht noch zeitig genug unterdrückt worden wäre. Bauern des Bisthums Speyer und der Umgegend erregten im Jahr 1502 den unter dem Namen Bundschuh bekanten Aufruhr, was sie im Schilde führten, gab ihr Lösungswort zu erkennen: was ist nun für ein Wesen? wir mögen vor den Pfaffen nicht genesen. Geistliche und weltliche Fürsten und Herren ergriffen sogleich die geeigneten Maßregeln; auch der schwäbische Bund, aufmerksam gemacht, daß diese Empörung von den Schweizern, gegen die der Haß vom neulichen Kriege her noch nicht gestillt war, genährt werden möchte, machte Gegenanstalten, und so wurde der Aufstand schnell und ohne Blutvergießen gedämpft. Des belustigungssüchtigen, verschwenderischen und hartherzigen Herzogs Ulrich von Wirtemberg Regirung, brachte auf das Land eine große Schuldenlast, welche durch eine dem Weinhandel nachtheilige Erhöhung des Weinzolls und Verringerung der Maße und Gewichte getilgt werden sollte. Das gutmüthige Volk hatte schon einige Zeit gesucht, in fröhlichen Zusammenkünften, die eine Rathsversamlung vorstellen sollten, und die es, weil es sich nicht zu rathen wußte, Keinrath (der arme Kuonrad) nante, die Sorgen wegzuscheuchen, es theilte unter sich Güter in Fehlhalden und am Hungerbrunnen aus. Aber der Scherz ging in Ernst über, als es auf den Einfall kam, die Sache zwischen sich und dem Herzog vermittelst des neuen Gewichts durch ein Gottesurtheil entscheiden zu lassen: werde es auf dem Wasser schwimmen, so soll es zu Gunsten des Herrn, sinke es aber, für das Volk gedeutet werden. Die Bauern, in jenen Zeiten durchgängig mit Waffen versehen, schritten zu Thätlichkeiten. Sie wurden zwar besiegt, und die Anführer hingerichtet, aber es erfolgte doch der Tübinger Vertrag, welcher vor ähnlichen Bedrückungen sicherte, und drei Jahrhunderte hindurch die Grundlage einer gesetzmäßigen Verfassung war. Noch vor dem Ausbruch dieser Gährung außerte man im schwäbischen Bund die Besorgniß, daß aus dem Weinzoll Aufruhr des durch den gemeinen Pfenning und andere Beschwerden genug gedrückten Unterthanen entstehen möchte. Andere Empörungen sind hier nur kurz und blos zur Vervollständigung des Beweises anzuführen, daß ungefähr dieselben Ursachen, die den Bauernkrieg erregten, schon vor der Reformation viele heftige Aufstände erzeugten: 1491 in der Abtei Kempten, worauf übrigens eine Art landschaftlicher Verfassung erfolgte; 1500 unter den Hintersassen des Klosters Ochsenhausen, bei welchem Anlaß den Bundesstädten untersagt wurde, die [10]) Bauern bei sich aufzunehmen; 1509 zu Frankfurt am Main; 1511 zu Kostanz; 1512 zu Schw. Hall; 1513 in mehren Dörfern Breisgaus, die einen Bundschuh zu ihrem Feldzeichen machten; 1514 zu Schweinfurt wegen vermehrter Abgaben, naher Verwandtschaften im Rathe und schlechter Gerichtspflege; 1513 und 1514 im Ulmischen, besonders zu Geißlingen und Leipheim, theils durch das nahe Beispiel im Wirtembergischen, theils durch Schmälerung ihrer Municipalrechte hervorgerufen; endlich 1515 im Hochstift Augsburg, bei welcher Gelegenheit der schwäbische Bund selbst die vielen Reisen und Steuern, die den Unterthanen durch den Bund verursacht werden, als Ursache des Unwillens erkennen mußte [11]). Zu diesen Gründen und Anläßen der Unzufriedenheit kamen in der Reformationsperiode neue: eine hellere und weiter verbreitete Erkentniß, leidenschaftlicher Widerwille gegen Irthum und Misbrauch des Heiligen, und ein durch lebendigeres Religionsinteresse aufgeregtes Gefühl. Nur der Herzenskündiger weiß, wo weltliche oder fromme Rücksichten stärker wirkten; aber eine unparteiische Prüfung der Geschichte führt zu der Überzeugung, daß diese nicht schwächer waren als jene. Mag man auch von der Re-

8) S. Frieß in Ludewigs Würzburg. Geschichtschreiber 852—910. 9) Er wurde von seinem Vater und seinen Brüdern dem geistlichen Stande darum gewidmet, „weil er in der Vernunft etwas irrig und ungeschickt war". Ebendas. 770.

10) Urkundlich. 11) Urkundlich.

formation eine Vorstellung haben, welche man will, so läßt sich wenigstens nicht bestreiten, daß die erste Gestalt des Christenthums in Lehre, Gottesdienst und Kirchenregiment sehr verändert, und, laut der allgemeinen Klage der Fürsten, der besser denkenden Geistlichkeit, des Volks und der Gelehrten, verschlimmert war, daß eine richtigere Einsicht der h. Schrift, dieses einzigen bleibenden Grunds der christlichen Religion, immer mehr Raum gewann, und daß eine Sehnsucht nach dem Evangelium, welches der Kirchenlehre und den kirchlichen Gebräuchen so lange hatte nachstehen müssen, in ganz Teutschland, und von da aus in ganz Europa rege wurde. Statt diese Sehnsucht zu befriedigen, wurde sie als sündlich verdamt, und den nothwendigen, laut gefoderten Verbesserungen der Kirche in Haupt und Gliedern unverantwortlich widerstrebt. Konte nun gleich die hiedurch hervorgerufene Widersetzlichkeit gegen kirchliche Anstalten und Vorsteher leicht die Schranken überschreiten, und selbst in Ungehorsam gegen weltliche Anordnungen übergehen, so beschleunigte man doch diesen dadurch noch um ein Beträchtliches, daß man ihn argwöhnte, ehe er vorhanden war, ängstlich davor warnte, und drohende Anstalten dagegen traf; denn hiedurch wurde das Volk erst recht klar mit demjenigen bekant gemacht, was es hernach wirklich that [12]). Daneben hatte sich ein großer Theil der Geistlichkeit durch Unwissenheit lächerlich, durch Stolz und Ausschweifungen aller Art verächtlich [13]), und durch Verfolgungssucht verhaßt gemacht [14]). Die evangelische Lehre von der Befreiung vom menschlichen Joch in Glaubenssachen, und von Sünde und Tod durch den Weltheiland, wurde von der Schwärmerei und dem nach bürgerlichen Erleichterungen seufzenden Volke als Freiheit von Diensten und Abgaben misdeutet, und solchergestalt die Bibel auf der einen Seite eben so sehr zur Beschönigung des Ungehorsams, als von der andern zu Behauptung eines unbedingten Gehorsams misbraucht. Diese sträfliche Misdeutung der christlichen Lehre von der Freiheit trat in der wildesten und frechsten Gestalt bei einer Partei der Wiedertäufer hervor, welche Eingebungen vorgebend und Himlisches und Irdisches auf das gröbste vermengend, alle Fesseln kirchlicher Ordnung und weltlicher Herrschaft abschütteln wollte. Aber diese Raserei herrschte nur in einigen Gegenden, und es ist gegen die Geschichte, den Bauernaufruhr überall widertäuferischen Grundsätzen zuzuschreiben. War der Geist einmal aufgeregt, Religionsgegenstände, die so lange Zeit ohne Prüfung angenommen wurden, frei zu untersuchen, so lenkte sich die bewegte Kraft natürlich auch auf Untersuchung weltlicher und bürgerlicher Verhältnisse. Noch heftiger mußten endlich diese Bewegungen durch den Ungestüm werden, welcher in mehrer Reformatoren Reden und Schriften herrschte. Aus dem Bisherigen mag nun jeder selbst die Art und den Grad der Verschuldung ermessen, den die Reformation an dem Bauernkrieg hat. Druck erzeugt Gegendruck, der um so heftiger ist, je weniger diejenigen, denen Macht und Beruf ertheilt ist, das Unheil zu beschwichtigen, der Stimme der Mäßigung Gehör geben wollen; und Licht kann, wie andre Gaben Gottes, misbraucht werden, und ist desto gefährlicher misbraucht worden, je mehr man es, im Widerspruch mit den Foderungen des menschlichen Geistes, auslöschen wollte. Auf die Reformation also die volle Schuld zu laden, ist ungerecht, noch ungerechter, sie Luthern beizumessen; denn er hatte und verbreitete von dem göttlichen Ursprung der weltlichen Macht die strengsten Begriffe, verdamte Widersetzlichkeit gegen dieselbe als eine der größten Sünden, und hielt nur Gegenvorstellungen und Flucht für erlaubt. Dieser Ansicht zu Folge glaubte er sogar, daß sich selbst die Fürsten und Stände des Reichs dem Kaiser auch in der wichtigsten Angelegenheit — in der Religionssache — nicht mit Waffengewalt widersetzen dürfen, sondern eher das Leben lassen müßten. Zwar erkante er auch die Pflichten christlicher Obrigkeiten gegen ihre Unterthanen in ihrer ganzen Fülle, und ließ deshalb nach Erscheinung der ihm billig scheinenden zwölf Artikel eine eben so ernstliche als freundliche Ermahnung an die Fürsten und den Adel ergehen. Als aber die Bauern das Joch abschüttelten und zu Thätlichkeiten und grausamer Rache schritten, foderte er alle Welt auf, sie wie tolle Hunde heimlich und öffentlich zu erstechen oder zu erschlagen. In seinem Zorn erklärte er sogar Schonung und Barmherzigkeit für heimliche Theilnahme an der Rebellion.

II. Schauplatz und Ereignisse. Ohne Leitung eines an der Spitze stehenden Mannes oder einer Gesellschaft, ohne gemeinschaftlichen Plan, selbst ohne ein Hauptereigniß, das den Anstoß zu der großen, allgemeinen Bewegung hätte geben können, ergriff der Geist der Empörung im J. 1524 u. 1525 das Landvolk und die Bürger kleiner Städte in Teutschland, und verbreitete sich dergestalt, daß nicht nur kaum eine teutsche Provinz ruhig blieb [15]), sondern auch die Nachbarstaten heftig erschüttert wurden. In kurzer Zeit durchlief der Aufstand unzusammenhängend und sprungweise die Länder von den Schweizeralpen an bis nach Kroatien, Ungern, an die Karpathen, gegen die Ost- und Nordsee, und den Rhein hinab auf beiden Ufern; Kärnthen, Steiermark, Tyrol, Baiern, Schwaben, Elsaß, Lothringen, Trier, Münster, Pfalz, Hessen, Franken und Sachsen waren sein Schauplatz. Der erste empörerische Ausbruch geschah auf dem der Schweiz nahe liegenden Schwarzwald, besonders aber im Hegau, wo ein mächtiger Adel saß. Diese Bewegung entstand nicht aus Neigung zur evangelischen Lehre, obgleich Münzer auch hier sein Unwesen getrieben hatte, sondern aus Unwillen über die Abgabenlast und durch Mitwirkung des vertriebenen Herzogs Ul-

12) S. das Edict des Herzogs von Lothringen vom J. 1523 gegen Luthers Bücher und Lehre, weil daraus Aufruhr entstehen könte, in Goldast Reichshänd. 582. und des Bischofs von Augsburg in *Schelhorn* Amoen. Litt. VI, 316. 13) In Chur warf man mit Steinen nach ihnen. S. *Eichhorn* Episc. Cur. p. 146. und verübte gegen das Domstift und die Geistlichkeit eine Menge von Gewaltthätigkeiten. Eb. Cod. Prob. 137. 14) Eberlin von den frommen Tauschungen der Mönche sprechend sagt: „Solicher trügery ist die wält vol, vnd wirt kein vffhören do sein, bis das pawren ein mol erhencken vnd ertrencken böß vnd gut mit einander, so ist darnoch der trügery gelont" im XIVten Bundgenossen, 1521. 4.

15) Z. B. das Calenbergische, s. Spittler's Gesch. von Hanover, 1, 114.

rich von Wirtemberg [16]). Das Feuer, hier kaum gelöscht, brach hierauf im Algäu aus, wo sich die Unterthanen des Abts von Kempten an der im Jahr 1491 erlangten Landesverfassung gekränkt glaubten. Und nun stand von einem Ende Schwabens zum andern in unglaublicher Geschwindigkeit ein Haufen nach dem andern auf, ein großer Theil, weil ihn das Gefühl des Drucks und die Sehnsucht nach der Lehre des Evangeliums trieb, manche vom Beispiel angesteckt, andre, weil sie gern dem ausschweifenden Leben nachliefen, sehr viele weil sie gezwungen wurden [17]). Es waren ohne Unterschied Unterthanen von Fürsten, vom Adel, von Klöstern und von Reichsstädten. In Wirtemberg brachte der Haß gegen die Härte und den religiösen Verfolgungsgeist der östreichischen Statthalter große Scharen in Aufruhr; sie vergaßen die unter Ulrich erlittenen Drangsale und folgten dem aus seiner Flucht zurückkehrenden Fürsten mit Freuden. Aber der furchtbarste Schwarm sammelte sich im Odenwald und seiner Nachbarschaft und verbreitete sich theils in Franken, theils in der Pfalz und dem Mainzischen, wodurch im Trierischen, in Elsaß und Lothringen gleiche Haufen in Bewegung gebracht wurden. Nach einer andern Seite hin bewegte sich das Volk auch in Baiern, Tyrol, Kärnthen und Steiermark. Mehr vereinzelt war der Aufruhr im Thüringischen unter der Fahne des wiedertäuferischen Münzers, welcher auf Seite des Anführers den Charakter schändlichen Betrugs und wilder Grausamkeit, von Seiten des Volks aber die Kennzeichen des beklagenswürdigsten, unsinnigsten Fanatismus an sich trägt. In Böhmen zeigte sich gleichfalls ein Geist des Aufruhrs, theils wegen der Eifersucht der Stände, theils weil Hussens Lehrsätze aufs neue ins Leben gerufen wurden. Die samländischen Bauern in Preußen waren ebenfalls unruhig [18]). Im Salzburgischen schlug des folgenden Jahrs die unselige Flamme aufs neue aus. Für die Geschichtserzählung ist nicht leicht ein guter Leitfaden zu finden; denn es läßt sich weder in der Verabredung noch in den Ereignissen selbst ein klarer Zusammenhang wahrnehmen. Die Scharen trennten und vereinigten sich; Theile eines gesprengten Haufen schlossen sich wieder an andre an; war in einer Gegend der Aufstand gedämpft, so brach er wieder aus, sobald das Kriegsheer, das gegen ihn ausgezogen war, sich in gleicher Absicht nach einer andern Gegend wandte. Was der Aufruhr im südlichen und westlichen Teutschland gemein hatte, waren gewisse Artikel, worin des Volks Beschwerden und Foderungen vorgelegt waren. Die berühmtesten, gewissermaßen die Grundlage der Verfassung, die es zu erringen hoffte, sind die zwölf Artikel: sie wurden vom größten Theil des Volks angenommen, einigen minder mächtigen oder nachgiebigen und billigen Herrschaften auf kurze Zeit aufgedrungen, und nur von einigen Landschaften in etwas abgeändert oder vermehrt [19]). Ihr Verfasser ist unentdeckt geblieben, aber gewiß ist es, daß sie aus Oberschwaben hergekommen, und wahrscheinlich, daß sie von einem Geistlichen aufgesetzt worden sind, um eben sowol dem nach dunkeln Trieben handelnden Volke selbst als den Herrschaften die Lage und Bedürfnisse des Volks klar zu machen. Ihr Inhalt ist: 1) Die Gemeinden sollen ihre Pfarrer wählen dürfen, die ihnen das Evangelium ohne menschliche Zusätze predigen. 2) Den Kornzehnten wollen sie geben, jedoch soll der Pfarrer davon erhalten und der Überschuß für Arme und für Nothfälle verwendet werden; der kleine Zehente, hier der Viehzehent gemeint, soll ab seyn. 3) Die Leibeigenschaft soll aufhören [20]). 4) Jagd, Vogelfang und Fischerei soll frei seyn, letztere jedoch nicht, wenn Jemand das Wasser unter dieser Bedingung erkauft hat. 5) Hölzer, ihr Kauf sey denn brieflich erwiesen, sollen den Gemeinden unter der Hut von ihnen gewählter Aufseher zur Benutzung heimfallen. 6) Die Herrschaften sollen die Dienste nicht täglich mehren, sondern sie gnädig bei dem lassen, wie ihre Eltern gedient haben. 7) Die Güter sollen gemäß den Verträgen zwischen Herrschaften und Bauern verliehen werden; seyen Herrndienste über das Vertragsmäßige erfoderlich, so soll der Bauer willig und gehorsam seyn, doch sollen sie zu einer ihm nicht nachtheiligen Zeit und um einen ziemlichen Pfennig gefodert werden. 8) Übermäßige Gülten sollen untersucht und nach Billigkeit gemildert werden. 9) In Ansehung der durch neue Satzungen stets erhöhten Strafen, welche man öfters nicht nach Gestalt der Sache, sondern nach Neid oder Gunst auferlege, soll es wieder beim Alten bleiben. 10) Gemeindeäcker, die sich die Herrschaften ohne Kauf zugeeignet haben, sollen wieder zurückgestellt werden. 11) Der Todfall soll ab seyn. 12) Welcher Artikel nicht dem Wort Gottes gemäß sey, von dem wollen sie sogleich, oder zu jeder Zeit, wenn er aus der h. Schrift als unrecht erwiesen werde, abstehen. — Aus dem Gemische dunkler Gefühle und deutlicher Vorstellungen, wahrer, vermeintlicher und ersonnener Beschwerden, billiger und ungerechter Foderungen, reiner Religionsliebe, redlich gemeinter Schwärmerei und gefährlichen Fanatismus, eines Billigkeitssinnes und eines entschiedenen Ungehorsams mußten heftige Leidenschaften, greuliche Ausschweifungen und wilde Ausbrüche der Rohheit hervorgähren. Rausch, tobendes Geschrei, Fluchen, Raub und Brand von Schlössern und Klöstern, Vergewaltigung des Furchtsamen oder Schutzlosen wechselten in ununterbrochener Reihe mit einander ab und standen mit den überall ausgeschickten evangelischen Brüder- und Bundesbriefen im schreiendsten

---

16) Schon im September 1524 waren Statthalter und Räthe zu Stuttgart unterrichtet, daß der Fürst mit den hegauischen Bauern im Anschlag sey, in das Wirtembergische einzufallen; ja bereits am 10. August d. J. kamen bei dem schwäbischen Bund Klagen über häufige Empörungen der Unterthanen vor. 17) Aus einer Menge von Beispielen nur eins, das der Hintersassen des Klosters Alpirsbach. S. *Besoldi* Doc. rediv. p. 303. 18) Aus einem (handschriftl.) Schr. des Markgrafen Albrechts an seinen Vetter Casimir.

19) So hatten die wirzburgischen Bauern 50, die rheingauer 39, die frankfurtische Bürgerschaft 41, die münsterische 34, die memmingische 11 Artikel aufgesetzt. 20) Schon der Schwabenspiegel erkennet an, daß nach der h. Schrift Niemand leibeigen seyn soll, und daß dieses nur durch Gewalt entstanden sey: Noch ist ez also darkommen von gewalt und von twanksal daz ez im reht ist daz aygen lut sint, c. 93. ap. *Schilter* Thes. II, 36; und der Sachsenspiegel: da Gott den Menschen schuf, da gab er ihnen Gewalt über Fische, Vögel und alle wilde Thiere, darum kann niemand seinen Leib oder seine Gesundheit daran verlieren, Sachsensp. II, 51.

Widersprüche. Die Stimmen der Gerechtigkeit und Billigkeit, die sich noch immer auch unter den aufrührerischen Haufen vernehmlich zu machen suchten, wurden überschrieen und der Übelthaten so viele verübt, daß sich auch die gute Sache, die der Unparteiische anerkante, verschlechterte und ein Gegenstand des Hasses und der Verfolgung wurde. Im Ansbachischen brauchte einer der Anführer den Bildkopf der h. Hildegard als Kegelkugel; einige Mönche wurden entmannt; den Erzbischof von Salzburg wollten die Bauern — dessen wurden sie beschuldigt — zerhauen und dann kochen; in Weinsberg jagten sie, zur Vergeltung der Hinrichtung gefangener Bauern, mehre gefangne Edelleute höhnend durch die Spieße; sie trachteten dem Vermögen der Juden nach[21]; in Franken allein wurden 179 Schlösser und 28 Klöster ausgeplündert und mehr oder weniger zerstört und verbrant. Inzwischen war das Verhalten der Bauern nicht überall gleich strafwürdig; im Rheingau z. B. wurden keine Ausschweifungen dieser Art begangen[22], außer daß sie das große Weinfaß im Kloster Eberach austranken[23]. Aber am furchtbarsten waren die Auftritte da, wo die Wiedertäufer von der rohen Gattung ihr Wesen trieben; in der Schweiz, wo durch sie verleitet das Landvolk Zinse und Zehnten zu geben verweigerte[24], in der rothenburger Landwehr, wo Carlstadt das Feuer des Aufruhrs angezündet hatte, in Thüringen und mehre Jahre später in Münster. Unglücklicher Weise konte das Feuer das sich nun nicht mehr durch gute Worte löschen ließ, nicht sogleich gedämpft werden; denn das meiste und beste Kriegsvolk war in Italien[25]. Es wurden daher Vermittelungsversuche angestellt, bis man genug Mannschaft versammelt hatte, um angreifen zu können. Die Empörung, in den Ländern des schwäbischen Bundes entstanden, sobald als möglich zu stillen, und die Unterthanen zum Gehorsam zurück zu bringen, boten die Fürsten und Stände, welche Mitglieder desselben waren, alle Mittel auf. Die Zwischenzeit der von dem einem Theil nicht redlich gemeinten, von dem andern nicht treu gehaltenen Ausgleichung, woran das Reichsregiment, welches seinem Wesen nach über dem Bund stehen sollte, aber von ihm wenig geachtet wurde, ernstlich aber ohne Erfolg gearbeitet hatte, wurde benutzt, um hinlängliche Kriegsmacht und die erfoderlichen Kriegsbedürfnisse aufzubringen. Die Macht des Bundes war ungeachtet der widerstrebenden Theile, aus denen er zusammen gesetzt war, bedeutend, und hatte sich schon öfters, seit einigen Jahren auch gegen die Empörungen auf dem Schwarzwald, und erst kürzlich (1523) gegen die fränkischen Ritter kräftig bewiesen. Nachdem sich der Bund gerüstet hatte, war an keine Ausgleichung, selbst nicht mehr an Mäßigung zu denken[26]. Der Mangel an der letztern Tugend entsprang besonders aus dem Haß der mächtigsten Bundesglieder gegen die Neuerungen in Kirchensachen und aus der Furcht Östreichs, Wirtemberg durch die Rückkehr des durch den Bund vertriebenen Herzogs wieder zu verlieren. Die Bundestruppen durchzogen nun eine der aufrührerischen Landschaften in Schwaben, Franken und am Rhein nach der andern; Brand und Plünderung bezeichnete überall ihren Weg, furchtbar und schrecklicher noch als den der Bauern, weil Strafe und Rache in einer planmäßigen Ordnung vollzogen wurde, indeß diese nur einzeln und stoßweise ihre Wildheit ausließen. Überall erlitten die Bauernhaufen Niederlagen, die bedeutendsten bei Leipheim, Wurzach, Sindelfingen, Königshofen, Engelstatt und Pfedersheim von dem Heere des Bundes zum Theil in Vereinigung mit dem pfälzischen, zu Zabern und bei Scherweiler von dem Heere des Herzogs von Lothringen, und zu Frankenhausen durch die sächsischen Fürsten und den Landgrafen Philipp von Hessen. Auch im Salzburgischen dämpften österreichsche und Bundestruppen den Aufruhr. — Daß die Bauern unterliegen mußten, war eine nothwendige Folge ihrer Lage. Es fehlte ihnen, außer einem festen Plan und der Verbindung zu einem Volk, an allem, was die Gegenpartei besaß, an Reiterei, Geschütz und festen Plätzen, am meisten aber an guten und treuen Anführern und an Unterstützung von den Städtebürgern. Bei den Scharen in Schwaben geschieht keines eigentlichen Anführers Erwähnung. Der odenwälder Heerhaufen hatte einen Wirth Georg Metzler an der Spitze. In Franken gesellte sich ein Edelmann Florian Geyer freiwillig, und Göz v. Berlichingen[27]) von den Bauern aufgefodert, zu ihnen; aber der Verdacht der Unredlichkeit ruht auf diesen, wie auf mehren, die sich zu ihnen schlugen[28]. Stephan von Menzingen, nachher enthauptet, fügte sich zum Haufen in der rothenburger Landwehr[29]. Friz Zobel und andre wirzburgische Vasallen traten zu ihnen, weil sie durch eine Revolution von der Lehensverbindlichkeit frei zu werden hoften[30]. Auch im Rheingau setzte sich der Adel in Verbindung mit dem aufgewiegelten Landvolke, um sich in der Landschaft gegen Landesherrn vortheilhaftere Bedingungen zu verschaffen[31]. Als Theilnehmer am Aufruhr sind noch andre Grafen und Herrn aufgezeichnet: Graf Georg v. Wertheim, Graf Wilhelm von Henneberg, der dem Evangelium zugethan war, und das Bisthum Wirzburg in ein Fürstenthum für den Dompropst Friedrich von Brandenburg verwandelt wünschte[32], gleichwie so eben das Hochmeisterthum Preußen von Albrecht v. Brandenburg in ein Herzogthum verwandelt worden war, Asmus von der Hauben, Hans von Thalheim,

21) Stumpf's Denkwürdigkeiten d. teutsch. besond. fränk. Gesch. II, 79. 22) S. Schunk's Beitr. z. mainz. Gesch. I, 109 fg. 23) S. Bodmann's Rheing. Alterth. S. 188. 24) S. Füeßlin's Beitr. z. schweiz. Reform. Gesch. I, 231, 303. II, 27. IV, 54. 25) Urk. des schwäb. Bunds, 8. Jan. 1525. 26) Ganz gegen die Ansicht und die bestimte Erklärung mehrer Obrigkeiten. So äußert sich z. B. Nürnberg: obgleich die Bauern sehr ungeschickt handelten, so wäre doch hingegen zu bedenken, daß sie in viel Wege unleidentlich bedrängt und durch der Prälaten und andrer Herrschaften Tyrannei dazu nicht wenig verursacht worden. S. Müller in (Wills) Beitr. z. Geschichte des Antibapt. in Teutschl. S. 141. 27) Anders als seines Freundes Franzen von Sickingen Sohn Hans, den die Bauern unter der Bedingung, daß er ihr Hauptmann werde, wieder zu den ihm und seinem Vater entrissenen Gütern zu verhelfen versprachen, s. Kriege und Fehdeschaften Franz v. Sickingen S. 60. 28) S. Stumpf II, 79. 29) S. Winterbach Gesch. v. Rothenburg 164. 30) S. Stumpf 52. 31) S. Schunk I, 251. Bodmann's Rheing. Alterth. 261. 32) Urkundlich. — *Gnodalii* Sedit. repent. vulgi 195. 298.

Sigmund Burggraf zu Kirchberg, der die Gegenverschreibung, die die Bauern dem Grafen von Henneberg gegeben, versiegelte, Heinrich und Jörg v. Elrichshausen, denen deshalb ihr Schloß Schopfloch verbrant werden sollte [33]). Vermuthlich traten noch mehre bei entweder aus freisinnigen Grundsätzen, oder aus Liebe zu der Predigt des Evangeliums, oder gezwungen, oder weil sie nichts zu verlieren hatten. Fand auch offene Theilnahme an dem Unternehmen der Bauern nur selten Statt, so wurde es doch, besonders ehe sie dasselbe mit Übelthaten befleckten, theils weil man sich gern zu der Seite der Unterdrückten neigt, theils wegen seines unläugbaren Zusammenhangs mit den neuen Religionsansichten, nicht ohne stillen Beifall betrachtet, und die allerdings trügerische Hofnung geschöpft, daß dadurch ein besserer bürgerlicher und kirchlicher Zustand herbei geführt werden könte. Besonders waren ihm die Bürger in den Reichsstädten günstig und die Obrigkeiten zu heftigen Maßregeln nicht sehr geneigt. Da nun auch damals, wie in allen Perioden heftiger politischer und religiöser Bewegungen, Argwohn und Beschuldigungen überall um sich griffen, so wurden die Städte verdächtigt, die Aufwiegelung veranlaßt zu haben und heimlich zu begünstigen [34]). Ein beträchtlicher Theil der Bürgerschaft von Rothenburg hatte auch in der That nur allzu großen Antheil an der Empörung genommen; Kempten schien den algöwischen Haufen zu begünstigen; Nürnberg wurde von dem Herzog Ludwig von Baiern beschuldigt, der Stadt Salzburg kleines Geschütz und was dazu gehört, wider den Erzbischof zugeschickt zu haben; der Bürgermeister Forner von Nördlingen kam bei dem Bund in Verdacht, mit mehren von der Bauerschaft zu Teiningen aus- und eingeritten zu seyn; Ulm wurde beschuldigt, daß die Bauern daselbst Kriegswerbung anstellen, Proviant kaufen, Wehre und Harnisch erhalten und ihre Fähnlein machen lassen dürfen, und der Bund war darüber unzufrieden, daß die Stadt nur 400 bündische Reiter einließ; Costanz wollte den gerüsteten Adel gar nicht einlassen; und über Strasburg beklagten sich benachbarte Herrn, daß es aufrührische Unterthanen in das Bürgerrecht aufnehme [35]). In der Gefahr, von dem den evangelischen Städten ohnehin ungünstigen Bunde selbst für Aufwiegler erklärt zu werden, und bei der strafbaren Richtung, welche ihr Werk nahm, mußten sich die Reichsstädte auf das Ernstlichste von den Bauern abwenden, und so blieben diese auch von derjenigen Seite her verlassen, von welcher allein noch ersprießlicher Rath und ausreichende Hilfe zu erwarten war. Am wenigsten konte Beistand und gute Leitung von den Geistlichen kommen, die sich zu den Bauern schlugen und von ihnen als Schreiber oder Kassirer gebraucht wurden [36]). Nebst einigen wahrhaft gutmüthigen und frommen Männern [37]), die ihnen nur darum zuliefen, weil sie wegen der Lehre des Evangeliums verfolgt wurden und nur im Volkssieg Rettung hoffen konten, oder weil sie, die Gewalt zügelloser Leidenschaften nicht kennend, meinten, Unthaten verhüten zu können, waren mehre unter ihnen unbesonnene Fanatiker, die das Feuer noch heftiger anbliesen, oder schlechte Menschen. — Den Bauern gegenüber standen die gewaltigsten Fürsten, deren mehre mit Niederdrückung des Aufstandes auch die ihnen verhaßten Neuerungen in Kirchensachen niederzudrücken hoften, die noch immer reiche und mächtige Geistlichkeit, der kriegsgeübte, aufgebrachte Adel, und die ganze Macht des schwäbischen Bundes, der ein nach Beute, Schlacht- und Sturmsold gieriges Kriegsvolk zusammen gebracht hatte. Bei diesem Übergewicht mußte sich der Sieg hieher neigen, und gewiß würde er von Jedermann für einen Sieg der gerechten Sache gehalten worden seyn, wenn man blos die Schuldigen bestraft, den anerkanten Bedrückungen und erst nach und nach oft gegen ausdrückliche Verträge entstandenen Diensten und Lasten abgeholfen, und nicht Grausamkeiten verübt hätte, die auf dieser Seite, wie auf der des Volks, selbst die gute Sache schlimmer machten. — Die Hauptpersonen, die den Aufruhr als Feldherrn oder als Fürsten stillten, waren: Georg Truchseß von Waldburg, Feldherr des bündischen Heers, ein tapferer Krieger, reich an Hilfsmitteln, gewandt in allen seinen Bewegungen, kühn und dennoch vorsichtig, herrisch selbst gegen den Bund, und von der schonungslosesten Rachsucht entflamt [38]); Kurfürst Ludwig von der Pfalz, ein edler milder Fürst, der nur da Strenge anwendete, wo sie zu Abwendung großer Gefahr nöthig war, und seinen Unterthanen, die sich schwer an ihm verschuldet hatten, bereitwillig verzieh; Markgraf Casimir von Brandenburg, der diesen Anlaß gern benutzt hätte, sich in Besitz von Klostergütern, die er übrigens später doch erhielt, zu setzen, und wie Bischof Konrad von Wirzburg, sein und der Nachbarn Land durchzog und henken, köpfen, blenden ließ; Erzbischof Richard von Trier, der dem Morden auf dem Schlachtfeld bei Pfedersheim nicht nur nicht mit Vergnügen zusah, sondern auch mit eigener Hand Bauern erstach, während der Kurfürst von der Pfalz den wüthenden Soldaten Einhalt zu thun bemüht war; Georg von Frundsberg, tapfer wie Truchseß, aber menschlicher, der die Empörung in Salzburg und den Wiederausbruch derselben im Algäu dämpfte; Landgraf Philipp von Hessen der Großmüthige, der über den von Münzer fanatisirten Haufen bei Frankenhau-

33) Urk. 34) Dessen beschuldigte sie der hessische Edelmann Mutianus Rufus, und sogar, daß sie vermittelst der Juden fürstliche Familien ausrotten und die Bisthümer und Fürstenthümer gleich den Venedigern und alten Griechen in Demokratien verwandeln wollten, s. dessen Brief in Köhler's Beitr. z. Ergänz. der teutsch. Lit. u. Kunstgesch. I, 271., früher gedruckt in *Tenzel* Suppl. Hist. Goth. Prim. p. 74. Nürnberg hielt einen Städtetag für nothwendig, weil „In itzt eräugten Beschwerdten vnd vnerhörten Kriegsvbungen, vill Erbaren frey vnnd Reichsstetten zumeßen, vnd die berüchtigt werden, Alß ob dieselben dem gemeinen Aufrührischen pöffel zumil Anhengig oder beystendig seyen." Urk. 35) Diese Thatsachen sind theils urkundlich, theils genommen aus Müller a. a. O. S. 143. 150. 158. 168., fg. 172. 194. Chron. d. Truchs. v. Waldb. II, 194. *Wencker* Collect. Contin. von Augsburgern 176. fgg. Ähnliche Beschuldigungen ergingen über die meisten schwäbischen und fränkischen Reichsstädte.

36) S. Georgii Uffenheim. Nebenstunden I. 27. 147. 37) Man darf keinen Anstand nehmen, hierunter den Pfarrer zu Leipheim Johann Jacob Wehe zu zählen, welcher hingerichtet wurde, s. allg. lit. Anz. Jahrgang 1799. No. 180. 38) Man wird dir den Jörgen geigen, ist ein noch nicht verlornes Sprichwort um Drohung einer schweren Bestrafung auszudrücken; vor dem Namen Jörg Truchseß, oder Herr Jörg zitterten die Bauern noch viele Jahr lang.

sen siegte; Herzog Anton von Lothringen, der auf das grausamste gegen die Bekenner der neuen Lehre wüthete und Flehende und Begnadigte unbarmherzig niedermetzeln ließ.

III. Ausgang und Folgen. Der Ausgang, bereits angegeben, war, wie man ihn erwarten mußte: mit den Waffen in der Hand konte nichts zugestanden werden, ohne Waffen wollte man nichts zugestehen. Noch einige Zeit hindurch loderte die Flamme hin und wieder auf, aber so schwach, daß sie leicht zu löschen war. Nachdem der Krieg in wenigen Monaten durch Schlachten und Hinrichtungen funfzig bis sechzig tausend Menschen das Leben gekostet und große Verherungen herbeigeführt, die Unterthanen in den aufrührerischen Ortschaften aber aufs neue gehuldigt hatten, trat unter dem besiegten und entwafneten Volk eine dumpfe Stille ein, die nur durch die Jammerlaute über die Bestrafungen unterbrochen wurde. Noch während des Kriegszugs wurde eine Menge hingerichtet, welche für Rädelsführer gehalten oder ausgeliefert oder aus dem Haufen herausgegriffen wurden; Unschuldige mußten bluten wie Schuldige [39]). Rache entflamte die Heerführer und den Adel zu unerhörten Grausamkeiten, worunter die an den Verbrechern zu Weinsberg, aber zugleich auch an der unschuldigen Inwohnerschaft des Städtchens [40]) verübten die schauerlichsten sind. Truchseß hatte gewöhnlich den Profosen Berchtold Aichelin als Scharfrichter zur Seite oder schickte ihn zu Verurtheilungen und Hinrichtungen aus, und die Härte dieses Mannes war so landeskundig, daß ihn der Rath zu Ulm, dessen Söldner er war, entlassen wollte und es nur aus Furcht, Ungnade zu erlangen, unterließ [41]). Vorzüglich waren evangelische Prediger, selbst solche, die nicht den geringsten Antheil an der Empörung hatten, sondern von ihren Obrigkeiten sogar zu Niederlegung derselben ausgeschickt waren, der mörderischsten Nachsucht des Bundes und seiner Heerführer ausgesetzt [42]); wo man nur die geringste Spur einer Verbindung mit den Bauernhaufen wahrzunehmen glaubte, wurden sie verurtheilt. Ganz anders handelten Kurfürst Ludwig, Landgraf Philipp, Freundsberg und andre, die der Reformation günstig waren. Markgraf Casimir, zu harten Maßregeln geneigt, und Bischof Konrad von Wirzburg, aufgebracht, daß man das alte Kirchenwesen erschüttern wollte, verordneten persönlich eine große Menge von Hinrichtungen [43]). Hierauf folgten Geldstrafen, welche ebenfalls den Unschuldigen wie den Schuldigen, den Gezwungenen wie den trafen, der freiwillig der Fahne des Aufruhrs zulief. Auf jede Feuerstätte wurden 6, 8 bis 12 Gulden Brandschatzung gelegt. Über die Ansprüche an die Strafgelder entstanden unter den Herrschaften selbst, unter sich und mit dem Bunde, Streitigkeiten; jetzt wurden sie von derjenigen, welche die niedere, nun von der, welche die hohe Obrigkeit hatte, nun vom Bunde verlangt. Markgraf Casimir foderte in einem weiten Bezirk als einiger Herr des Kriegs und Siegs das Recht der Bestrafung der Empörer auch in andern Herrschaften, und klagte deswegen die Grafen von Öttingen bei dem Bunde an. Dieser ermahnte ihn zwar, hievon abzustehen, allein er beharrte darauf und es entstand dadurch ein Rechtsstreit über fraischliche Gerichtsbarkeit, der bis in das J. 1528 dauerte. Er selbst machte dagegen dem Bund das Recht der Brandschatzung in seinem Fürstenthum streitig und verlangte die schon erlegte zurück [44]). Unter diesen Foderungen mußten die Unterthanen so schwer leiden, daß nicht nur billig gesinte Obrigkeiten um mildere Behandlung baten, sondern selbst ein Reichstagsbeschluß befehlen mußte, sie in ihren Anliegen zu hören, sie nicht unbillig zu beschweren, und ihnen gnädigen Bescheid zu geben. — Bürgerlich war für die Unterthanen mehr verloren als gewonnen. Das Recht, Gemeinden oder Versamlungen zu halten, wurde ihnen auf lange Zeit, zum Theil auf immer genommen; eben so die Befugniß, Waffen zu tragen; die Abgaben und Dienste blieben, wie sie waren. Nur in der fürstlichen Abtei Kempten wurde eine der frühern ähnliche Landesverfassung eingeführt [45]), in Frankfurt die Ablösung ewiger Gülten gestattet; und im Burggrafthum Nürnberg mußten die Geistlichen mit andern Bürgern und Unterthanen in Reisen, Wachen, Thorhüten und andern bürgerlichen Diensten gleiche Lasten tragen [46]). Die Reformation schrit zwar auch nach diesen ihr besonders gefährlichen Auftritten vorwärts, aber katholische Regenten verwahrten sich nur desto sorgfältiger und ihre Unterthanen desto strenger gegen die weitere Verbreitung derselben in ihren Ländern, und in dem neuen Huldigungseid der wirzburgischen Unterthanen war noch besonders einverleibt, beim Glauben der christlichen Kirche zu bleiben. In der Überzeugung, daß es nur auf den Umsturz der neuen Kircheneinrichtungen abgesehen sey, wies Ulm die Foderung des schwäbischen Bundes, allen Unterthanen in seinem Gebiete die langen Waffen, Spiese, Büchsen u. dgl. zu verbieten, und die Bestrafung der verheiratheten und Auslieferung der entlaufenen Mönche 1527 muthvoll ab [47]). Die Herrschaften selbst hatten nichts gewonnen, als verherte Landesstriche, eine größere Schuldenlast und unwillige Unterthanen. Aber ein reicher Gewinn für Teutschland, für Europa und für die ganze Menschheit wäre aus diesen schreckensvollen Ereignissen erwachsen, wenn sich die Völker dadurch hätten belehren lassen, daß Empörungen Segen weder bringen noch verdienen, die Regenten und Herrschaften aber, daß man die Lasten nicht vermehren, die Gewissen nicht binden und die Anfoderungen des Rechts, der Billigkeit und der Mäßigung befriedigen soll, ehe das Volk gewaltsam und ordnungs=

39) „Ich soll nun sterben und habe mein Lebtag nicht satt Brod gegessen" rief ein armer Bauer vor seiner Hinrichtung aus, s. Stumpf II, 8. 40) Diese Unschuld hat Justinus Kerner im Morgenblatt Jahrg. 1820, Nov. aus Akten dargethan. 41) Urk. 42) Beispiele von der Absicht, besonders auf Lehre des Evangeliums loszugehen, sind Mathias Waibel von Kempten, s. Loy's Geschichte von Leutkirch S. 170. fgg. Paulus Höppen s. *Schelh.* Amoen. litt. VI, 326, und der eben erwähnte Wehe. 43) Sollen die Bauern alle erstochen werden, als wol von nöthen seyn will, wo nehmen wir andre Bauern, die uns nähren? Deshalb ist wol von nöthen, weislich in der Sache umzugehen" schrieb Markgraf Georg an seinen Bruder Casimir, s. Foltainsteins Antiq. Nordg. III, 372.

44) Urk. 45) S. Histor. u. statist. Magaz., besonders für Oberteutschland, II, 139. 46) S. Hortleder B. I. K. III. S. 42. 47) Urk.

widrig losbricht. — Die neueste und beste Bearbeitung dieser Geschichte ist: Versuch einer Geschichte des teutschen Bauernkriegs oder der Empörung in Teutschland zu Anfang des 16. Jahrhunderts, von Georg Sartorius, Cust. der Götting. Bibl. Berl. 1795, 8.; als dritte Beilage ist angehängt die Literatur dieser Geschichte. (*J. Ch. Schmid.*)

Bauerwetzel, s. Drüsen.

BAUER (Joh. Gottfr.), geb. zu Leipzig am 20. Febr. 1695 und gestorben ebendaselbst am 2. März 1763. als Decemvir der Universität und Ordinarius der Juristenfacultät, hat zwar nur als Universitätsgelehrter Diss. u. Progr. (1718 — 62) geliefert; unter diesen sind aber mehre ausgezeichnete über jurist. und historische Gegenstände, die erwähnt zu werden verdienen, wie die D. de indole et natura investiturae feud. (1746. 4.) das Progr. de Ducibus et Comitibus Germ. sub Merov. et Carolingis (1747. 4.) u. a. *). (*H.*)

BAUER (Joh. Jakob), Buchhändler in Nürnberg, geb. zu Strasburg den 16. Sept. 1706. Nachdem er daselbst den Buchhandel erlernt hatte, kam er 1728 nach Nürnberg, etablirte daselbst eine wohleingerichtete Buchhandlung, und starb am 29. Januar 1772. Er war ein um das Bücherwesen sehr verdienter Mann, und guter Kenner von literarischen Seltenheiten. Unter seinem Namen hat man eine Bibliotheca librorum rar. univers. oder vollständiges Verzeichniß rarer Bücher, aus den besten Schriftstellern mit Fleiß zusammen getragen und aus eigener vieljähriger Erfahrung vermehrt. Th. 1 — 4. u. Suppl. 1 — 3. Nürnb. 1770 — 1791. 8. Eigentlich sammelte er nur die Materialien zu diesem zwar brauchbaren, aber unvollständigen und weder bibliographisch genauen noch mit der erfoderlichen Auswahl verfaßten Werke. Den Abdruck und die Vollendung besorgte der Professor Will in Altdorf, und die Supplemente gab der Rektor Hummel daselbst heraus †). (*Baur.*)

BAUER (M. Karl Ludwig), einer der berühmtesten Philologen Teutschlands, geb. zu Leipzig 18. Juli 1730 gest. als Rektor des Gymnasiums zu Hirschberg in Schlesien 7. Sept. 1799. Er verdankte seine wissenschaftliche Bildung der Thomasschule seiner Vaterstadt und ihrem Rektor Ernesti [1]). Von 1748 — 1751. besuchte er die Hörsäle der Professoren Hebenstreit, Beier, Crusius, Jöcher und Christ; und trat alsdann 1753 als Privatlehrer bei der Universität auf, bis er 1756 den Ruf zum Rektorat der Schule zu Lauban in der Oberlausitz erhielt. Im J. 1766 wurde er in gleicher Würde bey dem Gymnasium zu Hirschberg angestellt und verwaltete dieses Amt 33. Jahre lang ruhmvoll. Es gewährt eine angenehme Unterhaltung diesen Mann als Gelehrten, Schullehrer und Menschen zu betrachten. Er besaß eine große Stärke in alten und neuen Sprachen, deren Erlernung ihm seine außerordentliche Gedächtnißkraft ungemein erleichterte. Unter den Griechen waren Homer, Thucydides und Xenophon seine Lieblinge, unter den Kirchenvätern Theodoret und unter den biblischen Schriftstellern Paulus. Er hatte mehre Rhapsodien der Ilias im Gedächtniß und legte bei Erklärung des Textes das Buch bei Seite. Den Horaz und Livius wußte er beinahe auswendig und keine Phrase seines teutsch-lateinischen Wörterbuchs ist bei dessen Anfertigung nachgeschlagen worden. Im lateinischen Styl ahmte er, nicht wie Ernesti dem Cicero, sondern dem Livius nach, weil er, gleich diesem, gern gedrängt und pomphaft sich ausdrückte [2]). Auch fielen ihm lateinische Verse nicht schwer; er dictirte nicht selten ganze Gedichte in die Feder, ohne nur einen Vers zu befeilen, daher aber auch mancher Cento mit unterlief; doch gelangen ihm Gedichte in dieser Sprache stets besser als teutsche. — Unter den morgenländischen Sprachen war ihm die Hebräische am geläufigsten, und wie es schien die beliebteste, weil er Unterrichtstunden darin nur ungern freigab.— Auch waren ihm die lebenden Sprachen Europas nicht fremd; doch lehrte er nur die französische, italische, engländische und spanische; erstere berufmäßig, die übrigen, wenn Schüler sich fanden. Nur in der Muttersprache war er am wenigsten bewandert und erklärte, wie seine Lobschrift auf Ernesti beweiset, sich über ihren Werth so, daß man urtheilen muß, er habe ihre grammatische Erlernung für überflüssig gehalten. Darum blieb denn auch seine teutsche Schreibart, selbst bei manchen wohlklingenden Ausdrücken und Wendungen immer schwerfällig und verworren. Man wird sich übrigens wundern, daß Bauer bei so großem Reichthum in Sprachkentnissen nur im Lateinischen dem Herkommen huldigte, in andern Sprachen dagegen seine Regeln willkürlich bildete, ohne einer vorhandnen Grammatik treu zu bleiben.

Aber auch in den Wissenschaften konte sich Bauer mit andern Gelehrten ohne Bedenken messen. Ausgerüstet mit theologischen Kentnissen war er ein treflicher Dogmatiker und Exeget im System der Baumgarten-Crusiusischen Schule und bekant mit jeder polemischen und kirchen-historischen Kleinigkeit. Zwar blieben ihm die Meinungen in der neuern Theologie verborgen, weil er aus Anhänglichkeit an der alten keinen ihrer Lehrsätze prüfte; allein geriethen dieselben nur nicht in offenbaren Widerspruch mit dem System seiner vormaligen Lehrer, so ließ er dergleichen Abweichungen unbestritten durchgehen. In der ältern Kirchen- und Gelehrtengeschichte, desgleichen in der ältern politischen Geschichte und deren Hilfsmitteln, der Erdbeschreibung und Mythologie, war Bauer ganz zu Hause. Von der neuern, vorzüglich der politischen Geschichte war er kein Freund; bekümmerte sich auch wenig um die Fortschritte in der Kritik der Klassiker, daher ihm auch nur das gefiel, was hierin bis auf Ernestis Zeiten geleistet worden war; von den Grundsätzen eines Heyne, Wolf, Voß und andrer kritischen Philologen wußte er nichts bestimtes und fällte darüber auch kein günstiges Urtheil. Als Philosoph hielt er es

*) Vgl. Meusels Lex. d. v. 1750—1800 verst. Schriftst. I. Band.

†) Wills nürnb. Gel. Lex. 1. Bd. Nopitsch Suppl. 1. Bd. h. v. Meusel's Lex. der verst. Schriftst. 1. Bd. Ebert's bibliogr. Lex. 1. Bd.

1) Er stiftete ihm 1782 ein Denkmal in einer lateinischen Schrift über dessen Lehrart, die Strodtmann verteutschte.

2) Von seiner Bekantschaft mit den hier genanten Autoren zeugen mehre einzele Schriften.

mit Leibnitz, Wolf und Crusius; neuere philosophische Schriften las er nie, am wenigsten die von Kant. Im Fache der schönen Wissenschaften und Künste konte man Bauern zwar Kentnisse, aber keinen eigentlichen Geschmack zugestehen. Seine teutschen Lieblingsdichter waren Haller und Gellert; Klopstock schrieb ihm zu hoch und Wieland zu verliebt. Malerei und Musik schätzte er hoch, trieb letztere selbst und liebte darin das Kraftvolle und Kühne.

Ohne jene Abneigung für die Veränderungen und Verbesserungen in der gesamten Literatur, hätte B. bei seinen Geistesfähigkeiten ein Riese in der Gelehrtenwelt werden können. Auch dürfte ihn in Absicht der Lehrgaben (die Methode ausgeschlossen) kein Schulmann übertreffen. Nur zum Pädagogen und für ein Rektorat war er nicht geschaffen. Er handelte oft zu ängstlich und pedantisch im Benehmen gegen die Schüler, verfuhr bald zu strenge bald zu gelind in der Disciplin und besaß zu wenig Äußeres, um jungen Leuten Ehrfurcht einzuflößen, endlich auch zu wenig Standhaftigkeit seine Befehle und Einrichtungen geltend zu erhalten.

Wer Bauern unterrichten hörte, konte sich schwer überzeugen, daß bei ihm viel zu lernen sey, indem sein ungeheurer Vorrath von Gelehrsamkeit ihn zu steten Abschweifungen beim Vortrage verleitete, so daß er immer von Einem aufs Andre kam und niemals an eine gewisse Ordnung sich band. Ungeachtet dieses Fehlers aber blieb sein Unterricht sehr nützlich, und wißbegierige Schüler verloren ungern ein Wort aus dem Schatze seiner Kentnisse, besonders wenn es Philologie betraf. Unbeschreiblich groß war seine Leichtigkeit im Unterrichten und eisern sein Fleiß. Alles was er that, geschah mit höchster Umsicht und seine Geistesgegenwart während der Schulstunden (er gab deren täglich 8 — 9) ging so weit, daß er schriftlich Verse korrigirte und zugleich das größre prosaische Exercitium, welches ihm von irgend einem der Schüler vorgelesen ward, verbesserte. Von einer Vorbereitung hielt er nichts, mahnte sogar die Schüler davon ab, drang aber desto ernstlicher auf die Wiederholung. Eben so wenig konte er das flüchtige Durchlesen eines Klassikers vertragen, deren kritisches und gründliches Studium, nach Ernestis Art, ohne Floskelsucht, er in Hirschbergs Schule zuerst in Aufnahme brachte.

Wie sehr Bauern daran lag, seine Zöglinge gründlich vorbereitet zu entlassen und ein unbesonnenes Hineilen noch unreifer Jünglinge auf Universitäten zu hindern, das beweiset die von ihm veranstaltete Einführung einer Prüfung ihrer Fähigkeiten, welche nachher auch von höherer Behörde in allen Gelehrtenschulen Schlesiens anbefohlen wurde.

Doch Bauer verdiente auch wegen seines edeln Charakters als Mensch Jedermanns Achtung. Stets friedlich gesinnt — er hatte keine Leidenschaften — verlebte er seine Tage blos in Berufsgeschäften und mischte sich in keine Welthändel. Er war Verehrer der Religion und des öffentlichen Gottesdienstes, haßte aber dabei unschuldige Vergnügungen nicht, ja er wohnte manchen selbst bei und war dann als angenehmer, zuweilen scherzhafter Gesellschafter überall willkommen. Das Verzeichniß seiner Schriften ist bedeutend, aber ihr Gehalt nicht gleich. Indessen wird sein teutsch-lateinisches Lexikon (Breslau 1—2. A. 1778 u. 1799, 3. Aufl. 1806. 8.) wol nie aus der Reihe der brauchbaren verdrängt werden; doch ist dazu von Hrn. Kraft ein Versuch gemacht [3]). (*Fr. Em. Fischer.*)

BAUER (Georg Lorenz), badischer Kirchenrath und Professor der morgenländischen Literatur und der biblischen Exegese zu Heidelberg, geb. d. 14. Aug. 1755 in dem nürnbergischen Hiltpoltstein, wo sein Vater Georg Wolfgang (geb. 1710. gest. 1767) Prediger war. Er besuchte die lateinische Schule bei St. Lorenz in Nürnberg, wo besonders der nachmalige Rektor Sergl sich um seine Bildung verdient machte. Im Herbst 1772 kam er auf die Hochschule zu Altdorf, und fand besonders an Nagel einen väterlichen Freund und Rathgeber im Studium der morgenländischen Literatur. In Nürnberg wurde er 1776 Frühprediger in der Schloßkapelle auf der Veste, 1786 Lehrer der dritten Klasse in der Schule bei St. Sebald, 1787 Konrektor, und nach Nagels Tod, 1789 Professor der Beredsamkeit, der morgenländischen Sprachen und der Moral in Altdorf. Im April 1805 folgte er einem Rufe als Professor der morgenländischen Literatur und der biblischen Exegese nach Heidelberg und erhielt noch in eben diesem Jahre von dem Großherzoge zu Baden den Charakter eines Kirchenraths, starb aber schon d. 12. Jan. 1806; geschätzt als Lehrer und Schriftsteller, und geliebt wegen seiner sanften, biedern und offenen Gemüthsart. Ehrenvoll steht er in der Reihe derjenigen Theologen, die zur Aufklärung des theologischen Lehrsystems, und zum bessern Verständnisse der Bibel durch Sach- und Worterklärungen beitrugen, denen eine gründliche Sprachkunde, ein philosophischer Geist und kritischer Scharfsinn zur sichern Grundlage dienten. Es gelang ihm, die Gegenstände, welche er in seinen zahlreichen Schriften bearbeitete, glücklich anzuordnen und lichtvoll darzustellen, allein er drang nicht tief genug ein, und einige seiner Schriften tragen nicht nur Spuren der Eilfertigkeit, sondern ermüden auch durch eine gewisse Weitschweifigkeit. Anerkantes Verdienst erwarb er sich um die Hermeneutik des alten Testaments, durch seine Hermeneutica sacra veteris Test. Lips. 1797. 8. und seinen Entwurf einer Hermeneutik des alt. und n. Test. Eb. 1799. 8. Er bearbeitete diese Wissenschaft zuerst nach den neuern in Umlauf gekommenen Grundsätzen, widerlegte die frühern, rückte das Beste zusammen, was vorher geleistet war, und vermehrte es mit den Resultaten eines lange fortgesetzten und oft wiederholten Studiums der Schriften des alten Testaments. Für die Auslegung der Mythen, der historischen, poetischen und prophetischen Bücher des a. T. gab er besondere, aus der innern Natur dieser Bücher geschöpfte, Regeln an, und schrieb in Beziehung auf dieselbe eine hebräische Mythologie des a. und n. Testaments, mit Parallelen aus der Mythologie andrer Völker, vornehmlich

3) Die übrigen größern Werke, wie die Chrestom. Liviana, Glossarium Theodoreticum, Anleit. z. richtigen und guten Ausdruck der lat. Sprache, sein Übungsmag. z. Lateinisch-Schreiben, die neue Ausgabe von Sanctii Minerva wurden samt den Gelegenheitsschriften dieses Mannes in dessen biographischem Denkmal, von einem seiner Schüler, dem jetzt privatisirenden Gelehrten Hensel herausgegeben, Hirschberg, 1801. 8. Vgl. Meusel's Lex. d. verst. teutschen Schriftst. 1. B. 802.

der Griechen und Römer. Leipz. 2. Bde. 1802. 8., der man aber mehr Genauigkeit und Konsequenz gewünscht hat. Eine Bereicherung der theologischen Literatur sind ferner seine Schriften über biblische Theologie, worin er ebenfalls gewissermaßen die Bahn brach: Theologie des alt. Test., oder Abriß der religiösen Begriffe der alten Hebräer, von den ältesten Zeiten bis auf den Anfang der christlichen Epoche. Leipz. 1796. 8. Beilagen zur Theologie des alt. Test., enthaltend die Begriffe von Gott und Vorsehung. Eb. 1801. 8. Dicta classica V. T. notis perpetuis illustrata. Sect. I. et II. ib. 1798. 8. Biblische Theologie des n. Test. Eb. 4. Bde. 1800 — 1802. 8. und Breviarium Theologiae biblicae. ib. 1803. 8. Näher, als seine Vorgänger, kam er der wahren Idee einer biblischen Theologie, wenn er gleich in den angeführten Schriften nirgend tief genug eindringt, die daher auch nur als Vorarbeiten angesehen werden können. Einen nicht unglücklichen Versuch, die moralischen Vorstellungen der heiligen Schriftsteller reinhistorisch darzustellen, machte er in seiner biblischen Moral des alt. Test. Leipz. 2. Th. 1803. 8. und in der biblischen Moral des n. Test. Eb. 2. Th. 1804. 8., womit noch seine Schrift: über den moralischen Charakter Jesu. Eb. 1805. zu verbinden ist. Alles ist in guter Ordnung, mit vieler Klarheit, und ohne von irgend einem philosophischen Systeme bestochen zu seyn, vorgetragen, und gibt die reinste grammatisch = historische Ausbeute von der biblischen Sittenlehre des alt. u. n. Test. Mit zweckmäßiger Benutzung der besten ältern und neuern Schriften, besonders auch der Reisebeschreibungen, schrieb er ein kurzes Lehrbuch der hebr. Alterthümer des alt. u. n. Test. Leipz. 1797. 8. und ließ ihm, als spezieller Theil, eine Beschreibung der gottesdienstlichen Verfassung der alten Hebräer, in 2 Bden., Leipz. 1805. 8. folgen, die auch den Titel Archäologie der gottesdienstlichen Gebräuche etc. erhielt. In seinem Handbuche der Geschichte der hebräischen Nation von ihrer Entstehung bis zur Zerstörung ihres Stats. Nürnb. 2 Th. 1800 — 1804. 8. hat er viele Ansichten neuerer Erklärer, oft mit etwas rascher Neuerungssucht, zusammengestellt. Von seinen frühern Schriften verdienen noch die Übersetzung (aus dem Arabischen) von des Greg. Abulfaradsch Geschichte der Dynastien in 2 Bdn., Leipz. 1783. 8., die Fortsetzung von J. C. F. Schulzii Scholiis in V. T. Vol. IV — X. Norimb. 1790 — 97. 8. und die Vollendung der von Dathe angefangenen neuen Bearbeitung von *Glassii* philologia sacra; und von den spätern sein Entwurf einer historisch = krit. Einleitung in die Schriften des alt. Test. Nürnb. 1794; 3. Aufl. 1806. 8. angeführt zu werden. Er war auch Mitarbeiter an verschiednen gelehrten Zeitungen und Journalen *). (*Baur.*)

BAUERA (Andr.), eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Saxifrageen und der achten Linnéschen Klasse, zu Ehren des großen Pflanzenmalers, Franz Bauer, genant. Char. achttheiliger Kelch, achtblätterige Corolle. Acht Staubfäden auf dem Nektarring, der die Basis der beiden Pistille umgibt. Zweifächerige vielsamige Kapsel. Die einzige bekante Art: B. *rubioides*, ist ein Strauch mit ablangen Blättern, die zu dreien stehen und einzelen Blüthenstielen aus den Blattachseln. Die Blümchen sind roth. (Ann. of bot. 1. t. 10. Bot. mag. 715. *Andr.* repos. 198.). Wächst bei Botany=Bay. (*Sprengel.*)

BAUERBACH, ein S. Meining. vormals ritterschaftliches Dorf, am Bache gleiches Namens, im Amte Maßfeld, 1 M. südlich von Meiningen, mit einer zu Bibra gehörigen Filialkirche, 38 Häus. und 281 Einw., worunter sich 109 Israeliten befinden. Es ist hier ein der freiherrl. Familie von Wolzogen gehöriges Rittergut mit den Voigtei= und niedern Gerichten. Die Einwohner nähren sich vom Ackerbau, Holzsamenhandel und Theerbrennen. Hier war Schillers stiller Musensitz, als er sich dem Zorne Herzog Karls von Wirtemberg entzog. (*G. Emmrich.*)

BAUERNGRABEN. In der Grafschaft Stolberg am Harze, nicht weit von dem Städtchen Roßla, liegt der Bauerngraben oder Hungersee, eine merkwürdige Vertiefung, welche im Kleinen ein ähnliches Phänomen im nördlichen Teutschland darbietet, wie der zirknitzer See im südlichen. Der Bauerngraben ist ein kleines schmales Thal, wahrscheinlich durch einen Erdfall entstanden, dessen Flächeninhalt gegen 15 Morgen Land beträgt. Ungefähr alle 6 bis 8 Jahre, oft in der trokkensten Sommerzeit, und ohne alle zu berechnende Veranlassung, füllt es sich mit Wasser. Dies dringt aus den Spalten eines Gypsfelsens, der Bauernstein genant, hervor und übertrit oft die Ufer. So bleibt der kleine See einige Wochen, auch wol, doch selten, ein Jahr lang. Er wird zugleich fischreich und die Gemeine in Roßla hat das Recht ihn zu befischen. Wenn das Wasser wieder verschwindet, indem es theils durch die Felsspalten zurück fällt, theils verdunstet, so benutzt der Pfarrer im nahgelegenen Dorfe Breitungen den Grund und Boden als Ackerland. Den Namen Hungersee erhielt er, weil das Volk glaubt, es bedeute theure Zeiten, wenn er sich mit Wasser füllt. (*F. Gottschalk.*)

BAUERSCHUBERT (Joseph), aus Birnfeld in Franken, geb. 1766. In Armuth erzogen, erhielt er seine Bildung zum religiösen Volkslehrer und seine erste Anstellung in Würzburg, wurde von da in der Periode der Franzosenriecherei, unverdient entfernt, und starb d. 24. Sept. 1797 als Kaplan zu Hausen bei Fahrbrück im Würzburgischen. Man hat von ihm ein Erbauungsbuch für Katholiken, die eine reine und vernünftige Andacht lieben. Frkf. a. M. 1793. 8. Kurze Volkspredigten. Erfurt 7 Bde. 1795 — 1800. 8. (die ersten neu aufgelegt, und die letzten nach seinem Tode von B. Laubender herausgegeben), und neue Festpredigten. Frkft. a. M. 1797; n. Aufl. 1800; 2. Bd., herausgeg. von Laubender. Lpz. 1801. 8. Diese Predigten zeichnen sich nicht allein durch ihren populären, dem Landvolke angemessenen Ton ganz vorzüglich aus, sondern man bewundert an denselben auch die Weisheit und Nüchternheit, mit welcher Bauerschubert über delikate Themata seiner Kirche, so wie auch über nicht alltägliche und solche Gegenstände, die selbst von protestantischen Predigern

*) (Millers) Schattenrisse der jetzl. Altdorf. Prof. S. 97. Nopitsch Forts. von Will's nürnb. Gel. Lex. Bd. 1. und 4. h. v.

nicht immer glücklich behandelt werden, sprach. Laubender war in der Auswahl dessen, was er aus dem Nachlasse des Verstorbenen abdrucken ließ, nicht strenge genug *). (*Baur.*)

BAUERWITZ, schlesisches Städtchen 2 Meilen von Lobschütz, mit 3 kath. Kirchen, 1 Hospital, 256 Häusern und 1598 Einw. Hier wird viel Torf gegraben; unter den Handwerken ist die Schuhmacherzunft die stärkste. (*Fischer.*)

Baufremont, s. Burgund u. Ligne.

BAUGE, die Hauptstadt eines Bez. im franz. Dep. Mayenne = Loire, welcher 3122 □Meilen und 75,793 Einw. in 6 Kantonen und 61 Gemeinden enthält. Die Stadt liegt am Couanon und besteht aus den beiden Theilen Baugé le Chateau und Baugé le Vieil, hat 2 Kirchen, 615 Häus. und 3134 Einw., unterhielt Serge = Drogoet = und Etaminweberei, auch Zwistspinnerei, verfertigt Hüte und gute Hornwaren, und treibt damit auf seinen und auswärtigen Märkten lebhaften Verkehr. (***Hassel.***)

BAUHAUDER (spr. Behadr), d. h. der Unüberwindliche im Kriege, ein militärischer Ehrentitel der dritten Adelsklasse in Indien, dem englischen knight ähnlich. Die indischen Fürsten geben ihn den englischen Oberbefehlshabern und auch der ostindischen Compagnie. (*Wedekind.*)

BAUHIN, eine Familie von Gelehrten, insonderheit Ärzten und Naturforschern, die eine genauere Darstellung verdient.

Bauhin (Joh.), geb. zu Amiens den 24. August 1511., st. zu Basel 1582. Er erwarb sich frühzeitig durch seine ärztlichen und wundärztlichen Kentnisse eine Anstellung bei der Königin Katharina von Navarra; durch das Lesen von Erasmus Übersetzung des N. Testamentes wurde er bewogen, sich zur evangelischen Religion zu bekennen. Er entwich nach England, kehrte nach drei Jahren nach Frankreich zurück, und verheirathete sich mit Joh. Fontaine. Eingezogen, und um seines religiösen Bekentnisses willen zum Tode verurtheilt, wurde er durch die Schwester des Königs Franz I., Margaretha, losgebeten, und von ihr als Leibarzt angestellt. Neue Verfolgungen nöthigten ihn zu entfliehen. Auch in den Niederlanden begleiteten ihn Ruhm und Verfolgung. Er begab sich nach Teutschland, und ließ sich endlich 1542 zu Basel nieder. Anfangs arbeitete er als Korrektor bei Hieronymus Froben; aber sehr bald wurde er als Arzt aus nähern und fernern Gegenden gesucht, und übte diesen Beruf noch 40 Jahre aus. — Von seinen Söhnen war Johann, geb. 1541. Er hatte Neigung zu den schönen Wissenschaften und alten Sprachen; in den medizinischen Haupt = und Hilfswissenschaften war der Vater sein vorzüglichster Lehrer. Schon im 18. Jahre stand er im Briefwechsel mit dem berühmten Konrad Geßner, welcher ihn über schwierige Punkte im Pflanzen = Studium befragte, und ihn ornatissimum et eruditissimum juvenem nante. Er studirte zu Basel, und hernach zu Tübingen, wo Fuchs die Botanik lehrte. 1562 begab er sich nach Zürich, besuchte mit Geßner einen Theil der Schweizer = und Graubündtner = Gebirge. Nachher besuchte er Italien und Frankreich, hielt sich zu Padua und Montpellier auf. Hier studirte er Arzneiwissenschaft und Naturgeschichte unter Bondelet. Zu Lyon bewog ihn Dalechamp, an einer Pflanzengeschichte Theil zu nehmen, womit er sich beschäftigte. Die Arbeit schrit vorwärts; aber die Religionsunruhen nöthigten Bauhin, sich nach Genf zu begeben. Er kehrte nach Basel zurück, und erhielt 1566 den Lehrstuhl der Rhetorik, gleichwol wurde er praktischer Arzt mit dem Erfolge, daß Herzog Ulrich von Wirtemberg = Mümpelgard ihn 1570 als Leibarzt und Physikus nach M. berief. Ulrich liebte die Wissenschaften, insbesondre die Pflanzenkunde. Bauhin hatte den Anlaß, in seinen Anlagen Beobachtungen über die Eigenschaften, die Entwickelung und Dauer seltner Pflanzen anzustellen. Sein erstes Werk: Memorabilis historia luporum aliquot rabidorum, qui circa annum 1590 apud Mömpelgardum et Beffortum etc. Additis medicamentis et auxiliis ad eam et ceterorum animalium rabiem conferentibus. Montisbel. 1591. Auctior a J. C. Axtio, Med. Lic. Arnstat. 1703; seine Betrachtungen über die Wuth der Thiere und die Folgen ihres Bisses zeugen von tiefen Einsichten. — Die von seinem Bruder Caspar herausgegebene Abhandlung de plantis a divis sanctisve nomen habentibus. Additae sunt Conradi Gessneri epistolae hactenus non editae. Basil. 1591. 8. ist ein Bruchstück seines größern Werkes über die Pflanzennamen: dort aber ganz umgearbeitet. Das Buch zeigt von der ausgebreiteten Gelehrsamkeit beider Brüder. De plantis absinthii nomen habentibus caput ex libro de plantarum consensu et dissensu desumtum etc. M. 1593. 1599. 8. ist eben so in dem größern Werke ganz verändert. — De aquis medicatis nova methodus libris IV. comprehensa etc. M. 1598. vermehrt 1605, 7 u. 12. Eine entdeckte Mineralquelle veranlaßte dieses Werk, welches für den Botaniker, Pomologen durch seine Abschweifungen z. B. über die Obstarten und die beigefügten Holzschnitte, einen besondern Werth hat. — Kurzer Bericht, wie man sich mit göttlicher Hilfe vor der Pestilenz verhüten, u. s. w., durch Theob. Noblet. M. 1607. 8. — J. Bauhin st. 1613. Er hatte die Absicht, den Reichthum seiner ausgebreiteten Kentnisse in einem Hauptwerke über die Pflanzenkunde zu vereinigen; aber der Tod kam der Ausführung desselben zuvor. Dr. Cherler, der seine einzige Tochter geheirathet, und ihm bei dieser Arbeit Hilfe geleistet hatte, gab eine Einleitung zu demselben unter folgendem Titel heraus: J. Bauhini et Henr. Cherleri historiae plantarum Prodromus, Ebroduni (Yverdun) 1619, 4. Endlich gaben 1651 Franz Ludwig von Grafenried, Landvogt zu Yverdun, und Chabree von Genf, praktischer Arzt zu Iverdün, dieses Hauptwerk J. Bauhin's 1651 unter folgendem Titel heraus: Historia plant. universalis nova et absolutissima cum consensu et dissensu circa eas, auctoribus J. B. et J. H. Ch. etc. quam recensuit et auxit Dominicus Chabraeus M. D. Genev., juris vero publici fecit F. L. a Grafenried etc. Ut merito omnium herbariorum vices suplere queat T. III. Ebrodun.

*) Biographie Bauerschuberts von Laubender, vor dem 4. Bde. der Volkspred. Meusels Lex. d. verstorb. Schriftst. I. Bd.

1651. fol. Grafenried soll 40,000 Fl. auf die Herausgabe dieses Werkes verwendet haben. Man findet in demselben, mit Sachkentniß und Auswahl vereinigt, was die verschiedensten frühern Schriftsteller über Pflanzenkunde geschrieben hatten. Die Abbildungen der Pflanzen sind meistens undeutlich, und stehen oft am unrechten Orte. Bauhin hatte Holzschnitte, welche schon früher waren gebraucht worden, von verschiednen Seiten her gesammelt. Chabree gab 1666, 76 u. 77 zu Genf, einen Auszug desselben unter dem Titel: Sciagraphia etc. heraus, und vereinigte alle Abbildungen in einem einzigen Bande, welcher gesucht ist, weil er das Erheblichste über die Nomenklatur und andre Abtheilungen des Hauptwerkes enthält. Nicht nur verbesserte Chabree die Fehler und Versetzungen nicht, sondern es kamen noch neue hinzu. Neuere besser geordnete und vollständigere Pflanzenwerke stehen in einzelen Beziehungen dem Werke Bauhins nach. — Man schreibt ihm auch ein Buch zu, welches 1592. 4. unter dem Titel erschien: Vivitur ingenio, cetera mortis erunt.

Caspar, seinen Bruder, geb. zu Basel den 17. Januar 1560, bestimten die Ältern zum Studium der Theologie; aber auch ihn führte eigene Neigung auf das der Botanik und Medizin. Zu Basel studirte er unter Theod. Zwinger und Felix Plater, nachher drei Jahre lang zu Padua; durchreiste einen großen Theil von Italien mit Rücksicht auf seine Fächer. Er blieb ein Jahr lang zu Montpellier, genoß zu Paris den Unterricht Severin Pineaus in der Wundarzneikunde. Er erhielt zu Basel 1581 die medizinische Doktor-Würde, 1582 den Lehrstuhl der griechischen Sprache, ging aber 1588 zu dem neu errichteten der Botanik und Anatomie über †). Die Ernennung zum herzoglich-wirtembergischen Leibarzte 1596 zog ihn nicht von Basel weg. Nach Felix Platers Tode erhielt er 1614 die Prof. der prakt. Medizin und auch die Stadtarztstelle. Er starb den 5. Dec. 1624 im Genusse großer Achtung. Er bekleidete vier Mal das Rectorat. Während seines Lebens herschte fünf Mal zu Basel die Pest. Seine vorzüglichste Stärke war in der Botanik. Nach seines Bruders Beispiel hatte er die Absicht, in ein Hauptwerk zusammen zu fassen, was bisher über Pflanzenkunde war geschrieben worden, und insbesondere eine Concordanz der Benennungen zu entwerfen, welche verschiedene Schriftsteller denselben Pflanzen gegeben hatten. Vierzigjährige Samlungen und ausgebreitete literarische Verbindungen legten den Grund zu diesem Werke: Pinax theatri botanici sive index in Theophrasti, Dioscoridis, Plinii et botanicorum, etc. plantarum circiter sex millium ab ipsis exhibitarum nomina cum earundem synonymiis, etc. Basil. 1596 et 1624. 4. *). — Er beschreibt schon die Kartoffeln, welche man zu seiner Zeit in Italien um der Knollen willen baute. Er klassificirte sie bereits unter die Nachtschatten: eine Bestimmung, welche sein Bruder Johann bestritt. Er hatte sieben Söhne, von welchen vier den Doctor-Grad in der Arzneikunde annahmen. — Der eine derselben Joh. Caspar, geb. den 12. März 1606, gest. den 18. Jul. 1685, bekleidete 55 Jahre lang die Professur der Anatomie und Botanik, war ein sehr geachteter praktischer Arzt. Er vollendete das von seinem Vater angefangene theatrum botanicum, und gab den ersten Theil desselben heraus. Dessen Sohn Caspar, Vater des 1746 als königl. preußischer Regimentsarzt verstorbenen Emanuels, war nicht D. M., wie in der Biograph. univers. gesagt wird, sondern Kaufmann **). (*Meyer von Knonau.*)

†) Die Klappe des Grimmdarms, die seinen Namen führt hat nicht er entdeckt, sondern Falopia und Varoli haben sie schon vor ihm beschrieben (s. Geschichte der Arzneikunde. Theil 3. Seite 564. (*Sprengel.*)

*) Das Verzeichniß seiner zahlreichen Schriften, von denen viele als Vorarbeiten zu diesem Hauptwerke angesehen werden können, enthält Leu Lex. — S. auch Biograph. univ.

**) S. über diesen Artikel und die Schriften dieser Männer, Herzog's Athenae rauricae, Bas. 1778. 8.

BAUHINIA, eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Hülsenpflanzen und der zehnten Linnéschen Klasse. Char. Fünftheiliger, nach unten offen stehender hinfälliger Kelch. Fünf lang genägelte Kronenblätter stehen auf dem Kelch: die untern sind größer als die übrigen, das obere steht weit ab. Zehn niedergebeugte Staubfäden, der eine ist länger als die übrigen, die bisweilen fehlschlagen und in zwei Bündeln stehen, so daß sie wahre Diadelphisten darstellen. Lange rundliche Hülse.

1) Bauh. *scandens* L., mit zweilappigen stumpfherzförmigen unten dicht zottigen Blättern und Gabeln an den Zweigen und Blattstielen. Die Blätter haben neun Nerven (*Rheed.* malab. 8. t. 29.) 2) B. *aculeata* L., mit herzförmigen ausgerandeten auf beiden Seiten glatten Blättern, die sieben Nerven haben. Die Zweige bei jedem Knoten mit zurück gekrümmten Stacheln besetzt. Die Blumen einzeln, am Ende der Triebe, die Corollenblätter buchtig eingeschnitten. Auf den westindischen Inseln (*Plum.* ic. 44.). 3) B. *aurita* Ait., mit zweilappigen an der Basis gerade abgestutzten neunnervigen Blättern, deren Lappen fast parallel stehen, lanzetförmig sind und lanzetförmige Corollenblättern. Auf den westindischen Inseln. B. *latisiliqua* Cav. scheint hieher zu gehören. 4) B. *parviflora* Vahl., mit rundlichen ausgerandeten, auf beiden Seiten glatten siebennervigen Blättern, hangenden Blüthentrauben und linienförmigen Corollenblättern. In Ostindien. 5) B. *porrecta* L., mit herzförmigen zweilappigen Blättern, die auf beiden Seiten glatt sind und sieben Nerven haben: die Lappen sind zugespitzt und stehen etwas aus einander. In Westindien (*Plum.* ic. 44. f. 2.). 6) B. *variegata* Ait., mit fast rundlichen, wenig herzförmigen, ausgerandeten auf beiden Seiten glatten Blättern, die zwölf Nerven haben, eiförmigen bunten Corollenblättern und seitlich sich öfnenden Kelchen (*Rheed.* mal. 1. t. 32.). In Ostindien. 7) B. *purpurea* Ait., mit herzförmigen zweilappigen stumpfen auf beiden Seiten glatten Blättern, die zwölf Nerven haben, drei Antheren und lanzetförmigen rothen Blumen. In Ostindien (*Rheed.* mal. 1. t. 33.). 8) B. *tomentosa* L., mit rundlichen an der Basis abgestutzten zweilappigen neunnervigen, unten schwach behaarten (nicht filzigen) Blättern, zweiblüthigen Stielen aus den Blattachseln und gelblichen gestreiften Blumen. Auf Ceilan. (*Burm.* zeyl. t. 18*.). 9) B. *acuminata*

L., mit eiförmigen an der Basis abgestutzten, auf beiden Seiten glatten, neunnervigen Blättern, deren zwei Lappen zugespitzt und fast parallel sind: die Blumen sind weiß und glockenförmig. In Ostindien (*Rheed.* mal. 1. t. 34.). 10) B. *Pes caprae* Cav., mit herzförmigen zweilappigen siebennervigen unten blaugrünen Blättern, deren Lappen zugerundet sind und aus einander stehen und blaßrothen Blüthentrauben (*Cav.* ic. 5. t. 404.). In Mexico. 11) B. *spicata* Rottb., mit umgekehrt herzförmigen, an der Basis verdünnten, auf beiden Seiten glatten, neunnervigen Blättern; die Blüthen in ährenförmigen Trauben. In Ostindien. 12) B. *racemosa* Lam., mit tief herzförmigen zweilappigen zwölfnervigen unten seidenartigen Blättern, die Lappen zugerundet; die Blüthen rauh behaart und nur drei Antheren. In Ostindien (*Vahl.* symb. 3. t. 62.). 13) B. *divaricata* L., mit eiförmigen, zweilappigen, auf beiden Seiten glatten fünfnervigen Blättern, deren Lappen zugespitzt sind und auseinander stehen. In Südamerika. (*Linn.* hort. Cliff. t. 15.). 14) B. *ungulata* L., mit ablangen stumpfen zweilappigen Blättern. In Amerika. 15) B. *candida* Ait., mit herzförmigen stumpf zweilappigen unten schwach behaarten Blättern und sehr verlängerten Kelchen. In Ostindien. 16) B. *latifolia* Cav., mit herzförmigen kurz und spitz zweilappigen, auf beiden Seiten glatten neunnervigen Blättern, deren Lappen auseinander stehen; die Blüthen weiß. Das Vaterland ist ungewiß (*Cav.* ic. 5. t. 405.). 17) B. *subrotundifolia* Cav., mit rundlichen stumpf zweilappigen siebennervigen unten filzigen Blättern, behaarten Blüthentrauben und rothen Blumen. Auf Manila (*Cav.* ic. 5. t. 406.). 18) B. *Lanaria* Cav., mit herzförmigen, in die Breite gezogenen, tief in zwei stumpfe Lappen getheilten, siebennervigen Blättern und lang behaarten Nägeln der Corollenblätter. 19) B. *guianensis* Aubl., mit gezweiten, viernervigen, ablangen, auf beiden Seiten glatten Blättern und einem mit Gabeln versehenen Stamm. In Guiana. (*Aubl.* guian. t. 144. 145.). 20) B. *rubescens* Lam., mit gezweiten, stumpfen Blättern. In Afrika (*Lam.* ill. t. 329. f. 2.). Pauletia *Cav.* hat zwar ähnliche Blätter, aber die Regelmäßigkeit der Corolle und der Staubfäden hindert uns, sie mit Bauhinia zu vereinigen. (*Sprengel.*)

BAULACRE (Leonhard), geb. zu Genf, den 18. October 1670, widmete sich der Theologie; allein seine Liebe für Zurückgezogenheit und Privatstudien, verbunden mit einer Schwäche des Gedächtnisses, welche ihm größere Vorträge erschwerte, hinderten ihn, eine öffentliche Stelle anzunehmen. Die Informatorstelle bei dem Prinzen Joh. Wilhelm Friso von Nassau-Oranien wurde ihm angetragen; König Wilhelm (nicht der König von Preußen, wie einige Anzeigen von Baulacre's Leben unrichtig sagen) gab seine Zustimmung; aber Baulacre mochte sich keine Mühe geben, eingetretene Schwierigkeiten zu beseitigen. Später schloß er auf einer Reise, die er als Hofmeister durch Frankreich, England und die Niederlande machte, viele wissenschaftliche Verbindungen. Von 1728 bis 1756 bekleidete er die Bibliothekarstelle zu Genf. Zunehmender Mangel des Gehörs und Altersschwäche nöthigten ihn sich zurück zu ziehen. Er endigte sein Leben im 91. Jahre den 20. April 1761 auf seinem Gute. Er unternahm kein ausgedehntes literarisches Werk, aber von seinem Scharfsinne und seiner Gelehrsamkeit zeugen eine große Zahl Abhandlungen und kürzere Aufsätze theologischen, moralischen, historischen und kritischen Inhalts, in der Bibl. Germanique, Journ. litt. d'Allem. et Suisse, nouv. bibl. germ., nouv. bibl. de la Haye, bibl. raisonnée, bibl. britan., bibl. françoise, journ. Helv. *). (*Meyer von Knonau.*)

BAULEAH, ansehnliche Stadt in der britischen Provinz Bengalen, am Ganges in einer höchst fruchtbaren Gegend. Hier hat die ostindische Gesellschaft eine Faktorei, durch die sie den dritten Theil aller Seide einhandeln läßt, die sie aus Bengalen bezieht. (*Hassel.*)

Baulebung, s. Todfalls-Recht.

BAULI, eine alte, große und oft genante Villa zwischen dem Lucrinersee und Bajä in Campanien †). (*Sickler.*)

Baulot, s. Steinschnitt.

BAULOWA باولوا, der Name eines großen Bergs in der Nähe von Kerder im Sandschak Hamid in der Landschaft Anadoli, berühmt durch die Menge der weißen Maulbeeren und den daraus gemachten Most. (*v. Hammer.*)

BAUM. 1. Begriff. Schon Theophrast erklärt (Hist. I, 3.) den Baum als ein Gewächs, welches mit einem Stamm aus der Wurzel aufsteigt, mit Knoten und vielen Zweigen versehen und nicht leicht vergänglich ist. Abgesehen von dem Reichthum an Zweigen, der keinesweges nothwendig zum Begriff eines Baumes ist, da wir Bäume, wie Palmen, Cecropia u. s. f. kennen, welche keine Zweige treiben, so fehlt jener Erklärung der Ausdruck der holzigen Substanz, welche den Grund der Festigkeit und der Dauerhaftigkeit der Bäume ausmacht. Wir würden also sagen: Gewächs mit einem einzelnen holzigen Stamm sey ein Baum. Gerade durch die Einfachheit des Stamms unterscheiden sich die Bäume von den Sträuchern, welche jederzeit mehre Stämme aus derselben Wurzel treiben. Übrigens können die Bäume von den Sträuchern an Höhe, Stärke und Festigkeit der Stämme übertroffen werden, wie wir sehen, daß Haselsträucher oft viel höher wachsen, als manche Bäume (Prunus Chamaecerasus). Der Unterschied nun zwischen Bäumen und Sträuchern ist keinesweges so wesentlich, daß es nicht Übergänge geben, und daß nicht Natur oder Kunst aus dem Baum einen Strauch und aus diesem jenen hervorbringen sollte. Diese Vorgänge sind so bekant, daß ihrer schon Theophrast (a. O.) erwähnt und daß ein Jeder sie bemerken muß, wenn er sieht, wie unsere Waldbäume zu Sträuchern werden, indem sie Wurzel-Lohden treiben, und wie man unsere Rosensträucher hochstämmig ziehen kann. Demungeachtet wurde von den ersten Schöpfern botanischer Methoden bis zu

*) Ihr vollständiges Verzeichniß liefern Leu Lex., Holzhalb, hist. litt. de Genève, tom. III. 38 — 46. S. auch bibl. des sciences et beaux arts 1763. T. XIX. und journ. helv. 1761. Mai und Sept.

†) *Tac.* An. XIV, 4. *Cic.* Qu. Ac. IV. 3. Ep. VIII. 1. *Sil. It.* XII, 156. *Servius* ad Aen. VII, 662. *Alberti* D. d'It. 174.

Ende des 17. Jahrh. jener Unterschied für so wichtig angesehen, daß man Bäume und Sträucher immer von den krautartigen Pflanzen trente, und jene ganz abgesondert aufführte. Rivinus war der erste, der die Richtigkeit jenes Unterschiedes zeigte. Aber die Bequemlichkeit und die Macht des Herkommens hielten selbst Tournefort und Boerhaave ab, diesem Beispiele zu folgen, bis Linné sowol in seinem künstlichen System, als in seinem Entwurf einer natürlichen Methode jenen Unterschied gänzlich verwarf, und wesentlichere Bestimmungsgründe der Eintheilung einführte.

2. Bau. Der Bau der Bäume kann nicht eher genauer angegeben werden, bis man zwei große und allgemeine Unterschiede festgesetzt hat, nämlich solcher Bäume, die mit Samenlappen aufgehen, oder ohne dieselben. In jenem Fall sind die Theile concentrisch im Stamm geschichtet, in diesem stehen sie zerstreut, parallel oder auf andere Weise neben einander. Schon Theophrast bemerkt (**Hist. 5, 3.**), daß die Fasern des Palmenholzes nicht in derselben Richtung liegen, als bei andern Hölzern, und Desfontaines hat vorzüglich bewiesen, daß die parallele und zerstreute Lage der Fasern im Palmenholze mit der Bildung des Samens zusammenhänge. (Mém. de l'instit. **1.** p. 478.) Darum ist das Palmenholz zwar zähe, leicht zu spalten und dauerhaft, sobald es aber einmal von Stockung oder Fäulniß ergriffen wird, so zerfällt es sehr schnell in Staub.

Alle Bäume aber, die mit zwei Samenlappen aufgehen, haben concentrische Schichten. Selbst die Nadelhölzer oder Zapfenbäume, bei denen man die zwei Kotyledonen nicht nachweisen kann, deren früheste Blätter aber die Stelle der Kotyledonen vertreten. In der Vorwelt, besonders in der Periode der Flötzformation, welcher die Steinkohle untergeordnet ist, waren keine andere Bäume als solche, die den Übergang von Palmen zu den Zapfenbäumen bilden, sich durch spiralförmig gestellte Schuppen der Rinde (wie die Blätter am **Ledum altissimum Poir.** oder **Sempervivum sediforme Jacq.**), durch dichotomische Theilung des Stamms und durch parallele Stellung der Holzfasern auszeichnen. Graf Sternberg nennet diese Bildung **Lepidodendron** und **Syringodendron** (Flora der Vorwelt. 1820.). Vergebens stellt Rhode (Beitr. zur Pflanzenkunde der Vorwelt. Bresl. 1821.) die Cactus-Arten mit jener vorweltlichen Bildung zusammen. Man sieht ja bisweilen noch die Nadeln, die zu jenen Schuppenbäumen gehörten (Gr. Sternberg, T. 2 — 3.). Besonders wichtig ist uns der Starenstein, der, wie Link meint, lauter einzeln zerstreute Gefäßbündel im gemeinschaftlichen Stamme zeigt (Die Urwelt. Berlin 1821.). Allein schöne geschliffene Stücke Starensteine aus Chemnitz zeigen im Durchschnitt vielmehr einzele Stämmchen, ganz mit Zellgewebe erfüllt, und das Ganze kann schwerlich für einen zusammenhangenden Baumstamm gehalten werden. Meiner Meinung nach ist das Ganze ein Pflanzenbrei, in welchem sich die Halme (Stengel) mehrer Pflanzen aus der Familie der Junceen und Restiaceen erhalten haben.

In unsern gewöhnlichen Bäumen umgibt den Stamm die Oberhaut, unter derselben liegt die Rinde, dann folgt der Bast, dann der Splint und das Holz, und in der Mitte des Stammes ist das Mark. Diese Einrichtung findet man auch in dem Holze der Periode aufgeschwemmter Gebirge, oder in der Braunkohle und Umbererde. Die Ahornblätter und die Früchte, die man häufig in beiden Fossilien findet, beweisen, daß die Vegetation jener Periode schon mehr mit der unsrigen übereinstimte.

Die Oberhaut der Bäume ist in ihrem Entstehn, wie man an jüngern Zweigen sieht, grün, geht aber nach und nach durch Verhärtung in die graue oder braune Farbe über, verdickt sich immer mehr, wird endlich unorganisch, und es entwickelt sich in ihr der Korkstoff, den wir in der Korkeiche und Korkrüster in starken Massen hervortreten sehen. Die Oberhaut reißt, schält sich ab und ersetzt sich durch Verhärtung der Rinde wieder, wie wir an der Platane, der Birke und der **Spiraea opulifolia** täglich sehen.

Unter der Oberhaupt liegt die Rinde, deren Bau rein zellig, deren Farbe grün, braun-gelb oder röthlich ist. Sie enthält die abgesonderten, höher ausgebildeten, öligen und harzigen Säfte, und oft sind diese noch in besondern zelligen Behältern eingeschlossen. Die Zellen, welche sie ausmachen, setzen sich horizontal und strahlenförmig durch die tiefern Schichten bis in das Mark fort, und unterhalten die Verbindung aller Theile des Stamms.

Nächst der Rinde folgt der Bast, aus einem Gewebe sich verbindender und auseinander tretender Bündel gebildet, die aus lauter Saftröhren bestehen. In diesen Saftröhren steigt der rohe Pflanzensaft auf; denn bei einem Querhieb in den Stamm, den man zeitig im Frühling gemacht, bemerkt man deutlich das Hervorquellen des rohen Saftes ganz vorzüglich aus den durchschnittenen Bastschichten. Jene Saftröhren sind von sehr großer Feinheit und Zartheit: sie bilden keine fortlaufenden Kanäle, sondern abgesetzte Röhrchen, die an beiden Enden zugespitzt sind und mit diesen Enden sich an einander legen, wie dies Moldenhawer (Beitr. zur Anatomie der Pfl. T. 2. Fig. 17 — 20.) zuerst dargethan hat. Diese Zuspitzung an beiden Enden hindert indeß nicht das schnelle Aufsteigen der Säfte, da wir in der ganzen organischen Welt, besonders im thierischen Körper das Durchschwitzen der Flüssigkeit durch die geschlossenen Wände der Gefäße alle Augenblicke und überall beobachten. Troß der großen Zartheit der Röhrenbündel, welche den Bast ausmachen, sind sie gleichwol so zähe und dauerhaft, daß man den Bast überall zum Binden und Flechtwerk benutzt, wo er der Fäulniß widersteht.

Obwol die länglichen maschenförmigen Zwischenräume des Bastes von den strahlenförmig zum Mittelpunkt des Stammes gehenden Rindenzellen ausgefüllt werden, so wird doch der Zusammenhang des Bastes mit dem drunter gelegenen Splintring in gewissen Perioden des Wachsthums unterbrochen. Es lagert sich nämlich aus dem rohen Pflanzensaft der durch stärkere Oxydation verdickte Bildungssaft oder organisirbare Schleim in dem Zwischenraume zwischen Bast und Splint ab und unterbricht den Zusammenhang. Dies geschieht bei unsern gewöhnlichen Bäumen zweimal im Jahr: zuerst zeitig im Frühling, dann im Juli und der ersten Hälfte des August, wozu in südlichen Gegenden noch der dritte Trieb im

September (Beim Aufgange des Arktur, Theophrast Hist. 3, 5.) komt. In diesen Zeiten des Safttriebes löset sich der Bast, wegen des durch den Bildungssaft entstandenen Zwischenraums. Die Knospen wurzeln in diesem Zwischenraum, man kann sie mit der sogenanten Sele herausnehmen und wieder einsetzen. Daher gelingen die Künste des Pfropfens und Oculirens nur in jenen Perioden. Der Überfluß des Bildungssafts senkt sich in eben demselben Zwischenraum nieder: diese absteigende Bewegung macht, daß ein Band, fest um den Stamm zusammen geschnürt, eine Anschwellung oberhalb des Bandes veranlaßt, und daß sich auch die Wurzel durch den Stamm ernährt und verlängert.

Der Splint macht die dritte Schicht des Baumstammes aus. Er besteht aus Spiralfasern oder Schraubengängen, die zunächst dem Bast eine Zeitlang ihre ursprüngliche Form behalten und deren Fasern daher in den Zweigen sich abrollen lassen. Später entstandene Fasern zeigen schon eine Anlage zur Verholzung und bestehen aus Treppengängen und punktirten Kanälen, welche man in den Splintlagen stärkerer Bäume am häufigsten findet. Außerdem enthält der Splint dieselben Saftröhren, welche im Baste sind, daher auch das Aufsteigen des rohen Pflanzensafts im Splint erfolgt. Der Splint ist junges Holz und unterscheidet sich von dem eigentlichen Holz hauptsächlich durch die weißere Farbe, die größere Zähigkeit und Neigung zur Fäulniß. Daher Schwellen und Dielen aus Splintholz gearbeitet, leicht vom Schwamm angegriffen werden. Vergleicht man den Splint mikroskopisch mit dem Holze, so ist er vornehmlich durch größere Zartheit und mehre Durchsichtigkeit der Fasern unterschieden. Auch sind die Rindenzellen weniger deutlich, und setzen nicht in so dichten und breiten Strahlengängen durch.

Der Übergang des Splints zum Holz erfolgt durch Niederschlag festerer Bestandtheile, durch Oxydation, Verdichtung und Concentration der Säfte, durch Verdikkung und Verdunkelung der Wände der Gefäße. Weil nun zu diesem Vorgang eine ruhigere Bewegung der Säfte nach allen Seiten gehört; so kann die Verholzung nicht in der Periode erfolgen, wo die Säfte aufsteigen und wo sich der Bildungssaft in den Zwischenraum zwischen Bast und Splint ablagert. Erst dann, wenn dieser Safttrieb aufhört, trit die Periode der Verholzung ein. und diese ist also bei unsern gewöhnlichen Bäumen eben so zwiefach, als es der Safttrieb selbst ist. Zuerst im Sommer und dann im Herbst und anfangenden Winter. Da nun die Blätter hauptsächlich die Luftstoffe einsaugen, welche zur Ausbildung und Concentration der Säfte dienen, so muß die Verholzung stärker im Sommer als im Winter vor sich gehen: das Holz wird im Sommer fester, dunkler und voller von eigenthümlichen Säften. Im Herbst und anfangenden Winter hingegen, wo den Bäumen zum Theil das Laub fehlt, wenigstens die Blätter bei weitem nicht mehr die rege Lebenskraft haben, als vorher, wird die Verholzung unvollständiger von Statten gehen, und das entstandene Holz wird dem Splint ähnlicher seyn. Daher nun, weil alle Schichten sich ringförmig von innen nach außen anlegen, sind die Holzringe nach innen dichter, fester, dunkler und reicher an eigenthümlichen Säften, nach außen lockerer, weicher, weißer und ärmer an zubereiteten Stoffen. Dies ist die natürliche Ursache der Verschiedenheit der Holz- oder Jahrringe, die also in den gewöhnlichen Fällen nur gezählt zu werden brauchen, um das Alter des Baumes zu bestimmen. Da sich die Perioden des Safttriebes und der Verholzung weniger nach dem Klima als nach der Organisation des Baumes richten, da selbst in tropischen Ländern der Wechsel der Jahreszeiten, des Regens und der Dürre allgemein ist; so findet man diese Holzringe an mehren tropischen Hölzern, besonders im Mahagony- und Theka- auch Atlasholz; dagegen fehlen sie oder sind unmerklich in unserm Eschen-, Ellern-, Pappeln- und Lindenholz.

Die Festigkeit des Holzes steht gewöhnlich mit der Schnelligkeit des Wachsthums im umgekehrten Verhältniß. Während unsere Pappeln und Weiden das weichste Holz haben und schnell ausschlagen, haben der Weißdorn und der Eichenbaum bei sehr langsamem Wachsthum äußerst festes Holz. Am Kap wachsen die härtesten Hölzer (Ilex crocea und Sideroxylon mite) so langsam, daß ein Mensch nicht lange genug lebt, um die Fortschritte ihres Wachsthums zu beobachten. Doch gibt es Ausnahmen von dieser Regel: denn der Ahorn und die falsche Acacie haben, ungeachtet ihres schnellen Wachsthums doch festes Holz.

Der innerste Theil des Holzes ist das Mark, ein blos zelliges Organ, welches in jüngern Trieben saftreich und grünlich von Farbe ist, in der Folge seine Säfte verliert, und in manchen Baumzweigen, wie bei der Wallnuß, braun gefärbt und trocken ist; gewöhnlich aber im höhern Alter sich allmälig verliert und mit dem Holze so verwächst, daß gerade der festeste Theil des Holzes, das sogenante Kernholz, die Stelle des Markes einnimt. Ist dies nun zu einem gewissen Alter gelangt, wo alle Fasern und Gänge völlig unwegsam und verdichtet sind; so sterben sie endlich ab, und es theilt sich der Tod um so eher den jüngern Holzlagen mit, je saftreicher diese sind. Man sieht aber, daß das Mark einen vorübergehenden Nutzen für die Vegetation haben müsse, da es im Alter fehlt. Es dient nämlich den jüngern Trieben, in denen die Säfte schnell aufsteigen, zur Ablagerung derselben, wodurch sie mehr zusammen gedrängt und gediegener werden. Im höhern Alter, wo die Säfte an sich langsam aufsteigen, ist eine solche Ablagerung nicht mehr nothwendig, zumal da die allseitige Durchkreuzung der Rindenzellen hinzu komt, um solche Niederlagen zu bilden.

3. **Stärke und Höhe der Bäume.** Die kleinsten Bäume auf unsern Alpen, **Salix herbacea, reticulata, Betula nana** u. s. f., deren Stämmchen kaum einen Finger lang sind, haben denselben Bau, als die himmelhohen Bäume tropischer Gegenden. Wenn man dem Zeugniß Loureiro's (flor. cochinch. p. 260.) Glauben beimessen darf, so ist Calamus rudentum der höchste Baum der Welt, denn sein Stamm soll 500 Schuh hoch seyn. Araucaria chilensis Pav. oder Colymbea Salisb. in Chili hat einen 260 Fuß hohen Stamm. Eutassa heterophylla Salisb. auf der Norfolk-Insel wächst 220 Schuh hoch. Die Palmen in Süd-America,

Oreodoxa Sancona und Ceroxylon Andicola Humb. haben auch Stämme, welche 160 — 180 Schuh hoch sind. Wittmann fand bei Standhio im Peloponnes eine Platane von 154 Fuß Höhe. Fast gleiche Höhe hat eine Eiche bei Bamberg. (Slevogt's neue Entdeck. zur Forstwirthschaftskunde. Leipz. 1804.) Im J. 1820 schlug der Bliß in eine uralte Eiche bei Renthendorf im Neustädter Kreise, die 130 Schuh Höhe hatte. (Gera'sche Zeitung 1820. Nr. 27.)

Auch von der Stärke der Bäume haben wir merkwürdige Beispiele. Die erstaunliche Dicke der Adansonia digitata ist unter diesem Artikel (Theil 1. S. 373.) angeführt worden. Aber auch auf Chiloe sollen Cedern von 24 Fuß im Durchmesser wachsen, 25 Fuß Durchmesser hat der alte Kastanienbaum (di cento cavalli) auf dem Ätna; 16 Fuß Durchmesser haben die Platanen am Ohio. Eichen von 10 Fuß Durchmesser findet man auch in Teutschland.

4. Geographische Verbreitung der Bäume. Die Natur scheint den Baum als das höchste und stärkste Erzeugniß der Vegetationskraft vorzüglich in solchen Gegenden hervor zu bringen und zu verbreiten, wo guter Boden, hinreichende Feuchtigkeit, mäßige Wärme, gehörige Einwirkung der Sonnenstrahlen und überhaupt alle günstige Bedingungen zur Vegetation sich vereinigen. Daher sind in tropischen Gegenden die größten und undurchdringliche Waldungen. In Südamerika, am Senegal, in Madagascar, findet man die zahlreichsten und schönsten Baumgruppen. Auch in gemäßigten Himmelsstrichen findet man Waldungen von ungeheurem Umfange, besonders wo schwarze Damm-Erde (selbst erst aus dem Abfall der Wälder erzeugt) mit einem Antheil Kalk vermischt und hinreichende Feuchtigkeit vorhanden ist. Unser Vaterland war zu Cäsars Zeiten von dem hercynischen Walde bedeckt, der bei einer Breite von neun Tagereisen eine solche Ausdehnung in die Länge hatte, daß man sechzig Tage reisen konte, ohne sein Ende zu erreichen. (*Caes.* bell. gall. 6, 25.) Noch sind in Ostpreußen, Litthauen und Polen Wälder von ähnlicher Ausdehnung als in Nordamerika.

Je näher indeß den Polarkreisen, desto kleiner werden die Bäume, desto geringer an Zahl ihre Gruppen. Eichen, Buchen, Eschen, Linden, Ahorn, Haselsträucher, hören schon diesseit des 64° nördl. Br. in Schweden auf. Jenseits besteht die Baum-Vegetation hauptsächlich aus Fichten und Tannen, die in zusammenhangenden Waldungen nordöstlich noch über den 69° nördl. Br. hinaufreichen, in Birken, die in zusammenhangenden Waldungen sich noch fast bis zum 71° nördl. Br. erstrecken, und in Ellern und Weiden. Auf der südlichen Halbkugel geht das feste Land nur bis zum 55° südl. Br., aber auch selbst hier, wo die Temperatur mit unserm Polarkreise übereinstimt, werden die Baumgruppen seltener und die Bäume bleiben zwergartig. Wintera aromatica, Berberitzen, Andromeden und Arbutus-Arten von Finger- oder Spannenlänge machen auf dem Feuerlande die einzige Baum-Vegetation aus.

Auch die Höhe über der Meeresfläche bestimt die Ausbreitung und Höhe der Bäume, wobei es natürlich auf Entfernung vom Äquator und Klima ankomt. Unter dem Äquator selbst kennen wir, vorzüglich durch Humboldt's unsterbliche Bestrebungen, die Vegetation der Andes. Diese tragen noch bis 300 Schuh unter der Schneelinie Bäume. Denn bei 14700 Schuh Höhe sieht man dort noch die Wachspalme, mehre Cinchonen, Winteren, Espeletien und Escallonien. Bei 30° Grad nördl. Breite, wo die Schneegränze 12900 bis 13000 Schuh ist, kommen auf dem Himalaya-Gebirge nördl. von Indien, noch 12000 Schuh hoch Baumgruppen vor, die aus Eichen und Fichten bestehen, deren Arten nicht gehörig bestimt sind. Eben so sind in Mexico, bei 25—28° nördl. Br. die Gebirge bis 12000 Schuh hoch mit der abendländischen Fichte und bis 9000 Schuh mit mexicanischen Eichen und der Eller von Jorullo bedeckt. Auf den Alpen des mittlern Europa hört der Holzwuchs bei einer Höhe von 5000 Schuh, auf dem Riesengebirge bei 3800, auf dem Brocken bei 3200 Schuh auf. Zwergbirken und Zwergfichten erreichen auf unsern Bergen, auf den Pyrenäen und helvetischen Alpen aber Daphne Cneorum die größte Höhe: denn die letztere steht auf dem Montblanc noch 10680, und auf dem Montperdu noch 9036 Schuh hoch. Eichen und Tannen erreichen auf den Pyrenäen noch eine Höhe von 6000 Schuh. Dagegen wächst die Fichte auf dem Sulitelma in Lappland, bei 68° nördl. Br., kaum in einer Höhe von 600, die Birke kaum 1200 Schuh hoch.

5. Pflanzen-Familien unter den Bäumen. Zwar scheint die Natur die Baumform hauptsächlich für die höher ausgebildeten Familien bestimt zu haben. Indessen lehrt nähere Prüfung, daß dies ein keinesweges allgemeines Gesetz ist. Schon die baumartigen Farrenkräuter, die in tropischen Gegenden in Höhe und Stärke mit den Palmen wetteifern, sind Beweise, daß die Baumform auch in den niedrigen, weniger vollkommenen Familien vorkomt. Auch die Palmen- und Zapfenbäume, die in mehr als einer Rücksicht auf einer niedern Stufe der Ausbildung stehen, sind Zeugen gegen die Richtigkeit der obigen Annahme. Selbst baumartige Gräser haben wir in der Bambusa, dem Vastus und der Arundinaria Mx. Wenige Aristolochien, unter den Polygoneen blos Coccoloba, die ganzen Familien der Santalen, Thymeläen, der Proteaceen, der Laurinen, Myristiceen und Amentaceen, viele Urticeen und Trikokken, einige Nyktaginen, Acantheen, Bignonien, viele Viticeen, Solaneen und Contorten, sämtliche Jasmineen und Sapoteen, die meisten Styraceen und Ericeen, manche Compositae, viele Rubiaceen, sämtliche Caprifolien, Terebinthaceen, Rhamneen, Diosmeen, einige Rutaceen, alle Anoneen, viele Meliceen, Malpighieen, Sapindeen, wenige Onagren, viele Hülsenpflanzen, Cappariden und Guttiferen, Agrumen, Malvaceen und Büttnereen, Ochneen, Dillenieen, Tiliaceen, Cisteen, Cereen, fast alle Myrteen, Melastomeen und viele Rosaceen, bestehen in Bäumen. Dagegen fehlt die Baumform, außer den niedern Familien der Pilze, Flechten, Algen, Moosen und Najaden, auch den Coronarien, Irideen, Hydrocharides, Seitaminen, Museen und Orchideen, den Chenopodeen, Primuleen, Personaten und Labiaten, den meisten Asperifolien, Convolvuleen und Gentianeen, den Campanuleen, Cucurbitaceen, Doldengewächsen, Saxi-

fraceen, den Kreuzblumenpflanzen, den Papavereen, Ranunculeen und Caryophylleen.

6. Beziehung der Bäume auf die große Haushaltung der Natur. In der großen Hauswirthschaft der Natur greift alles in einander, und eines ist um des andern willen da. Indem die Bäume den Erdboden beschatten, verhindern sie die zu starke Einwirkung der Sonnenstrahlen und die Austrocknung des Bodens. Daher erhält sich der Boden in Waldungen feucht und gewährt einer Menge Pflanzen, die das starke Sonnenlicht scheuen, Nahrung und Wachsthum. Aber freilich, wo die Bäume zu dicht stehen, hindern sie das Sonnenlicht gänzlich auf den Boden einzuwirken. Da sie diesen zugleich aussaugen, so ist natürlich, daß in Waldungen, je dichter sie sind, desto weniger niedrige Gewächse fortkommen.

Die Bäume dünsten durch ihre zahlreichen Blätter so stark aus, daß von 15 Theilen angezogenen Wassers oft 13 Theile durch die Ausdünstung wieder verloren gehen, und bei geringer Thätigkeit dieser Verrichtung von vier Theilen wenigstens einer wieder fortgeht. Diese Verrichtung hat einen zwiefachen höchst wichtigen Einfluß auf die große Haushaltung der Natur. Zuvörderst wird der Atmosphäre eine Menge Flüssigkeiten in Dunstform mitgetheilt, deren Niederschlag als Thau oder deren Ansamlung in Regenwolken dem Erdboden neue Nahrung zuführt. Daher die von Wäldern entblößten Steppen des mittlern Asiens und die dürren Carro-Felder des südlichen Afrika eben deswegen des Regens entbehren, weil sie keine Wälder haben. Dann aber wird durch die Ausdünstung der Bäume die Temperatur vermindert, da die Wärme zur Aufrechthaltung und Erhebung der Dünste verwandt wird. Daher sind waldige Gegenden im Verhältniß kühler als kahle Steppen, wenn das Klima und die Breite übereinstimmen.

Die Bäume befruchten ferner den Boden durch den Abfall des Laubes, und es ist ein Hauptvortheil bei der Forstwirthschaft, das abgefallene Laub der Wälder zu schonen, weil junge Pflanzen unter dem Laube am sichersten aufwachsen, und auch die beste Damm-Erde durch Verwesung des Laubes entsteht. (*Sprengel.*)

Mit Baum sind mehre Thiernamen zusammengesetzt, wie

Baum-Ente, s. Anas arborea; B.-Falke, s. Falco subbuteo; B.-Fink, s. Fringilla monticola; B.-Frosch, s. Hyla; B.-Grille, s. Cicada; B.-Hacker, s. Picus, Trogon u. Sitta; B.-Käfer, s. Sinodendron; B.-Lerche, s. Alauda arborea; B.-Natter, s. Coluber scandens; B.-Picker, s. Sitta; B.-Pieper, s. Anthus arboreus; B.-Schnepfe, s. Upupa Epops; B.-Sperling, s. Fringilla montana; B.-Wanze, s. Pentatoma.

BAUM ist in der Technologie der Name verschiedener Maschinen — wie am Weberstuhle; daher hier abbaumen, das Abziehen oder Abrollen des fertigen Tuches oder Zeuges vom Tuchbaume bezeichnet — auch verschiedener Maschinentheile — wie Rundbaum und Schwentbaum im Bergbau. — (Einzele Zusammensezzungen s. weiterhin.) (*H.*)

BAUMANN (Nicolaus), ein berühmter teutscher Gelehrter im 15. und 16. Jahrh., nach Morhofs und Goldast's Vermuthung [1]), geb. in Wismar, nach Andern [2]) am Ursprung des Weserstroms oder gar in der Wesergegend, höchst wahrscheinlich aber in Ostfriesland, und zwar in Emden, um's Jahr 1450 [3]). Er war Doctor der Rechte, und wurde in seiner praktischen Laufbahn erst geh. Secretair bei dem damaligen Herzog zu Jülich, wo indeß zwischen dem dortigen Kanzler und den Landständen allerlei Mishelligkeiten und Kabalen Statt fanden, worin auch Baumann verwikkelt wurde, und endlich durch die Intriguen des Kanzlers, eines sehr listigen und ränkevollen Mannes, sich genöthigt sah, seinen Posten zu verlassen. Er wurde hierauf Rath des Herzogs Magnus II. von Mecklenburg, und zuletzt, 1520, Professor der Geschichte und Politik an der Universität zu Rostock, wo er 1526 in einem hohen Alter starb [4]). Der nicht geringe Ruhm seines Namens besteht darin, daß das alte plattteutsche, allegorisch-epische Spott-Gedicht, Reinecke de Voß, höchst wahrscheinlich sein Werk ist.

Die Geburt Baumann's in Ostfriesland ist zwar nicht ganz historisch gewiß, aber doch sehr glaublich aus folgenden Gründen. 1) Behaupten solches seine Nachkommen, die nachher, durch den schwedischen König Karl XI. in den Adelstand erhoben sind. Eine nähere Nachricht hierüber befindet sich in Büsching's wöchentlichen Anzeigen von 1774 [5]), die von dem damaligen königlich-preußischen Kriegsrath und Oberbürgermeister zu Goch im Clevischen, Nicolaus Heinrich von Baumann, einem Abkömling des Nikolaus Baumann herrührt. Dieses Zeugniß aus der Familie, und von einem ihrer Mitglieder selbst öffentlich bekant gemacht, dürfte schwerlich ungegründet und aus der Luft gegriffen seyn, und gibt somit wo nicht einen völlig durchschlagenden, doch sehr bündigen Beweis, daß Baumann ein geborner Ostfriese gewesen sey. 2) In Ostfriesland selbst hat man schon unlängst den Nikolaus Baumann für einen Landsmann gehalten, wie dies aus einer Bemerkung des F. W. v. Pollmann, eines ältern ostfriesischen Schriftstellers, in einer juristischen Schrift desselben hervorgeht, — welche Bemerkung Tjaden in seinem gelehrten Ostfriesland beibringt, im I. Thl. S. 36. 3) Auch ist in Ostfriesland, namentlich in Emden, noch jetzt eine alte, einheimische Baumannsche Familie vorhanden, deren Glieder indeß, da sie Mennoniten sind, und deswegen die holländische Sprache lieben, ihren Namen geändert haben, und sich Boumann schreiben. — Wäre nun Nicolaus Baumann von dieser Familie, und seine Namensähnlichkeit mit derselben nicht zufällig, so dürfte er in Emden geboren seyn. — Von seinen Ältern und Stu-

1) Hackmann, in einem Programm vor seiner Ausgabe des Reineke de Voß. Wolfenbüttel 1711. 2) Der Verf. einer hochteutschen Übersetzung des Reineke de V. vom J. 1650, in der Vorrede dazu. — Wachler's Vorlesungen über die teutsche Nationalliteratur. 1. Thl. S. 148. 3) Tjadens gelehrtes Ostfriesland. Aurich 1785. I. Thl. S. 19. 4) Jöchers allg. gel. Lexicon. 1. Thl. S. 868. — *Westphalen* Monumenta inedit. rer. german. T. III. p. 888. 5) Im 4. Stück, S. 29.

dien ist übrigens nichts bekant. Tjaden vermuthet, daß er zu Köln oder Heidelberg studirt habe. Was nun aber die Behauptung betrift, daß das plattteutsche Gedicht, Reineke de Voß, ein Werk Baumanns sey, so ist davon Folgendes zu bemerken.

I. Dieses Gedicht erschien in seiner plattteutsch-gereimten Form zuerst in Lübeck, 1498 in 4., welche Ausgabe, soviel man weiß, jetzt nur noch in einem einzigen Exemplar, und zwar auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel, vorhanden ist, wovon indeß der Prof. Hackmann zu Helmstädt, 1711, zu Wolfenbüttel, in 4. einen neuen Abdruck veranstaltet hat. Das Gedicht selbst besteht in dieser Ausgabe aus vier Büchern, die mit einander 75 Kapitel ausmachen, und ist in sogenanten Knittelversen abgefaßt, worin Jamben mit Spondeen, Anapästen und andern Versarten abwechseln. Zu dem gereimten Text sind verschiedene Einleitungen, Summarien und Erklärungen hinzugefügt. In der Vorrede macht sich der Verfasser namhaft, jedoch nicht als Baumann, sondern unter dem höchst wahrscheinlich verkappten Namen Heinrich von Altmaar, und bemerkt zugleich, daß er sein Werk aus walischen und französischen Urschriften geschöpft und in die plattteutsche Sprache umgearbeitet habe. Folgendes sind seine Worte: Jck Hinreck van Alckmer, Scholemester en Tüchtlerer des eddelen dogentliken Vorsten en Herren, Hertogen von Lothringen, umme bede wyllen mynes gnedygen Herren, hebbe dyt gheghenwerdige Boek uth walscher un franzöfescher Sprake gesocht un umgeset in düdesche Sprake, to dem love un to der ere Godes, un to heylsamer Leere der, de hirynne lesen. Von der Lübecker Ausgabe des Reineke de Voß erschien zum ersten Mal ein wiederholter Abdruck zu Rostock, 1517 [6]), und eben daselbst eine neue Ausgabe 1522 [7]). Mehre neuen Ausgaben erschienen im Verfolg des 16., im 17. und 18. Jahrh., von welchen die letzte und neueste unter dem Titel: Reineke de Voß, mit eener Vorklaring der olden Sassischen Woerde, Eutin 1797, durch Voß und Bredow (nach dem oben angeführten Hackmannschen Abdruck der ältesten Lübecker Ausgabe) besorgt ist. Außerdem ist der plattteutsche Reineke de Voß nach und nach in die hochteutsche, holländische, dänische, schwedische, französische, engländische, polnische und spanische Sprache, wie nicht weniger in die lateinische, ja sogar durch den Rabbi Barachias Ben-Natronai in die hebräische Sprache übersetzt worden [8]). Von den ältern teutschen Übersetzungen ist die von Gottsched, (Leipzig und Amsterdam, bei Peter Schenk, 1752, in groß 4.) merkwürdig, zwar nicht wegen ihres Werths, als solche, indem sie vielmehr ganz verfehlt ist, sondern wegen der dabei befindlichen herrlichen Holzschnitte, deren meisterhafte Zeichnungen, nach Kenner-Urtheilen, durchaus von Rubens, Franz Snyders oder Paul Potter herrühren müssen. Die neuesten hochteutschen Übersetzungen sind von — Göthe, (in seinen Werken, Stuttgart 1817, der 11. Band) und von D. W. Soltau, Berlin 1803. Nur haben sie beide hin und wieder ein zu modernes Ansehn, wenn gleich die erste einfach-schön, und die letzte ziemlich treu ist. Vorzüglich merkwürdig aber, und zwar in besonderer Rücksicht auf Nikolaus Baumann, ist die plattteutsche Ausgabe von 1522 zu Rostock, weil diese zuerst unter Baumanns Namen erschienen ist. Sie ist zwar im Verfolg der Zeit unsichtbar geworden, und scheint jetzt gar nicht mehr vorhanden zu seyn; doch wird sie ausdrücklich angeführt von Rollenhagen, in der Vorrede zu seinem Froschmeuseler, Magdeburg 1595, und zwar mit der Bemerkung, daß Baumann der Verfasser des plattteutschen Reineke de Voß sey [9]). Dieses Zeugniß Rollenhagens wurde in der gelehrten Welt ohne Widerspruch für wahr angenommen, und Baumann galt seitdem allgemein als Verfasser des plattteutschen Reineke de Voß, von welchem Gedicht in den späteren Ausgaben des 16. und im 17. Jahrh. von keinem Heinrich von Alkmaar weiter die Rede war. Als aber der Professor Hackmann 1711 die älteste Lübecker Ausgabe von 1498 (obgleich nicht eben ganz genau) wieder abdrucken ließ, und darin die alte Vorrede von Heinrich von Alkmaar aufs Neue zum Vorschein kam, begannen mehre Gelehrte daran zu zweifeln, daß der plattteutsche Reineke de Voß von Baumann verfaßt sey, vielmehr hielt man ihn jetzt nur für den Herausgeber der Ausg. von 1522, und den sonst und bis dahin in der gelehrten Welt ganz unbekanten Heinrich von Alkmaar für den wahren Verfasser. Dagegen haben indeß wieder andere Gelehrte und insbesondere Tjaden in seinem gelehrten Ostfriesland, zur Ehre seines — und meines Landsmanns, mit Grund behauptet, daß der plattteutsche Reineke de Voß von keinem Andern, als von Nikolaus Baumann verfaßt sey [10]).

II. Dieser von Baumann herrührende plattteutsche Reineke de Voß ist nun aber nicht, wie mehre teutsche Gelehrte dafür gehalten haben, ein teutsches Originalwerk, sondern eine Nachbildung, theils nach einer alten französischen Dichtung, die dabei berücksichtigt ist, theils und ganz vorzüglich nach einer ältern, in holländischer Sprache abgefaßten prosaischen und reimlosen Bearbeitung des Reineke de Voß, die bei der gereimten plattteutschen sehr stark und oft wörtlich, wenn auch nicht ohne eigene Genialität und Laune, benutzt ist. Die Fabel von Reineke dem Fuchse, oder der eigentliche Stof des ganzen Gedichts, ist höchst wahrscheinlich französischen Ursprungs. In der Vorrede zu der Lübecker Ausgabe sagt der Verf. derselben, in den oben angeführten Worten, selbst, daß er sein Werk aus der walischen (wallonischen) und französischen Sprache geschöpft, und in die plattteutsche umgearbeitet habe. Und auch Eccard [11]) behauptet in Ansehung des eigentlichen Stofs desselben ausdrücklich, daß derselbe von den listigen Streichen eines gewissen Grafen Reginhard oder Renard entlehnt

6) Kinderling's Gesch. der plattteutschen Sprache. Magdeb. 1800. S. 382. 7) Tjaden, l. c. S. 64. 8) Tjaden, l. c. S. 69.

9) Gottsched's kritische Dichtkunst. II. Thl. S. 457. — Heinsius Teut. IV. Thl. 1. Abth. S. 100. — Wachlers Vorlesungen :c. S. 148. 10) Kinderling, l. c. S. 352. 11) In der Vorrede zu Leibnitzens Collectaneis etymologicis. Hannover 1717. S. 36. ff.

sey, der im 9. und im Anfang des 10. Jahrh. an dem Hofe des Königs Swentibald in Austrasien eine Rolle spielte, und durch seine Hofränke und listigen Streiche allerlei Volkslieder (Pasquillen) veranlaßte, aus welchen endlich ein gewisser Jacquimars Gelée ein zusammenhängendes Gedicht verfertigte, und solches im J. 1290 unter dem Titel **le nouveau Renard** an's Licht treten ließ. In demselben wird der Graf Renard wegen seiner Listen unter dem Bilde des Fuchses dargestellt, und hat somit dieser von jenem Grafen den Namen Reineke oder Reinart erhalten. Möglich ist nun, daß jenes französische Gedicht des Gelée bei der in dem plattteutschen Reineke de Voß enthaltenen Dichtung zum Grunde liege, oder berücksichtigt sey. Auf eine ähnliche Art leitet auch Adelung [12]) den Ursprung der Fabel von Reineke de Voß aus dem Französischen her. Er meint nämlich, mit einiger Abweichung von Eccard, daß solche ursprünglich in einem französischen, satyrischen Roman, **le Renard couronné** betitelt, enthalten sey. Dieser Roman soll von einem ungenanten französischen Dichter herrühren, der um die Mitte des 12. Jahrh. gelebt habe, und die Handschrift davon in der Pariser Bibliothek aufbewahrt seyn. — Dazu komt, nach Adelungs Bemerkung, noch der Umstand, daß auch in dem Renner des Hugo von Trymberg, der um das Jahr 1300 geschrieben worden, ebenfalls mehre Züge aus der Fabel von Reineke de Voß vorkommen. Genug, daß diese Fabel schon in früherer Zeit, entweder in einem besondern Gedicht oder Roman, oder auch nur in einer Volksüberlieferung in Frankreich und in den Niederlanden vorhanden war, und auf solche Weise weit älter ist, als die plattteutsche Bearbeitung derselben. In der letzten aber ist nicht nur der eigentliche Stof fremden Ursprungs, sondern sie ist auch selbst nur eine versificirte Nachbildung einer in holländischer Sprache abgefaßten prosaischen Bearbeitung der alten Fabel vom Reineke de Voß. Dieser holländische Reineke de Voß soll zuerst zu Gouda, 1479, in 4. herausgekommen seyn [13]). Eine andere Ausgabe desselben erschien zu Delft, 1485 kl. 4., und wurde den teutschen Literatoren erst 1740 bekant, da v. Seelen in seiner Nachricht von dem Ursprung der Lübeckschen Buchdruckerei (S. 33—35.) berichtete, daß solche sich in der Stadt-Bibliothek zu Lübeck befinde. Von dieser, so viel man weiß, sonst nirgend aufgefundenen Ausgabe hat der ehemalige Stadt-Bibliothekar Suhl zu Lübeck, 1783, einen neuen Abdruck veranstaltet, unter dem Titel: „Die historie van reynaert de voß. Nach der Delfter Ausgabe von 1485 zum genauen Abdruck befördert von L. Suhl. Lübeck und Leipzig in 8. Dieses Werk ist in der alten, noch ungebildeten holländischen Sprache in Prosa abgefaßt, mit wenigen mitunterlaufenden Reimen. Es ist indeß nicht in Büchern, sondern in 43 Kapiteln abgefaßt. Ohne Zweifel liegen auch bei diesem holländischen Reineke de Voß die vorher angeführten französischen Dichtungen mit zum Grunde; er ist aber keinesweges eine bloße Übersetzung derselben, sondern vielmehr eine freie und eigene Bearbeitung der alten Fabel vom Reineke. Denn man findet darin [14]) des Schießgewehrs erwähnt, (**donrebossen of bombaerdsen**) das den Verfassern des **Renard couronné** und des **nouveau Renard** im 12. und 13. Jahrh. noch nicht bekant seyn konte, da das Pulver erst 1380 erfunden ist. Auch komt in dem holländischen Reineke de Voß [15]) die Universität Erfurt vor, die erst 1392 gestiftet ist.

Nach diesem holländischen Reineke de Voß ist nun aber der plattteutsche, der im J. 1498 zu Lübeck zuerst erschien, offenbar bearbeitet und demselben nachgebildet. Der Gang der Erzählung in dem letzten ist ganz so, wie in dem ersten, selbst bis in die kleinsten Details. Sehr oft ist der letzte wörtlich aus dem ersten übersetzt. Doch hat auch die plattteutsche Übersetzung wieder ihr Originelles, nicht sowol dadurch, daß darin zum Theil die Namen der Thiere und einiger Personen mit Witz verändert sind, sondern auch durch eigene Gedanken, vorzüglich durch den manchmal sehr schnurrigen Reim und einzele weitere Ausführungen, worin die Geschichte verschiedene komische Zusätze erhalten hat. Sie ist keine bloße, oder immer nur wörtliche Übersetzung des holländischen Werkes, sondern eine mit eigenthümlicher Laune, Genialität und Naivität aufgefaßte und ausgeführte freie Nachbildung desselben, wobei eine eigene Bemächtigung des Stofs und ein origineller Witz von Seiten des plattteutschen Verfassers nicht zu verkennen ist.

Aus diesen Bemerkungen, von deren Richtigkeit sich Schreiber dieses durch eine aufmerksam angestellte Vergleichung des plattteutschen und holländischen Reineke de Voß überzeugt hat, geht unzweifelhaft hervor, daß es irrig sey, den ersten für ein teutsches Originalprodukt zu halten. Einige ältere teutsche Gelehrte, z. B. ein Rollenhagen [16]), Morhof, Goldast und Lindenberg [17]), sind dieser Meinung gewesen, weil sie die holländische Bearbeitung nicht kanten; unter den neuern, aus eben dem Grunde auch Büsching [18]) und Tjaden [19]) und noch Andere. Diese Männer hielten zugleich dafür, daß der plattteutsche Reineke de Voß von Baumann verfaßt wäre, und zwar so, daß dieser sowol den Stof dazu selbst erfunden, als auch solchen in seiner Manier zuerst poetisch bearbeitet hätte. Sie glaubten ferner, daß Baumann darin den damaligen herzoglich-jülichschen Hof, den dortigen Kanzler, den Adel und die Geistlichen und einige daselbst gespielte Ränke satyrisch habe darstellen wollen. Ohne Zweifel gründet sich diese Vermuthung darauf, daß Baumann eine Zeitlang in herzoglich-jülichschen Diensten gestanden, woraus er seinen Abschied nehmen mußte; und daß die jülichsche Gegend im plattteutschen Reineke de Voß die Scene der Handlung ist. — Weil nun aber bei dem plattteutschen Reineke de Voß

---

12) Büsching's wöchentliche Anzeigen. 1775. 29. Stück S. 231. 13) Wachler's Handbuch der liter. Cultur, Marburg 1804. S. 391.

14) Bogen G, Blatt 3, Seite 2. der Suhlschen Ausgabe. 15) Bogen G, Bl. 7, S. 2. 16) In der Vorrede zu seinem Froschmeuseler. 17) Hackmann in dem oben angeführten Programm, Anmerk. 1. 18) Wöchentl. Anzeigen, 1774. 4. Stück. 19) Tjaden, l. c. S. 19. ff.

unverkennbar das ältere holländische Werk zum Grunde liegt, so gehört die Meinung, daß jener als Dichtung ein teutsches Original sey, und daß der plattteutsche Reineke de Voß mit Baumanns Lebensgeschichte in Verbindung stehe, entweder zu den literarischen Legenden, oder — man müßte annehmen können, daß auch der holländische Reineke de Voß ein Werk Baumanns sey. Davon nachher.

III. Alles Angeführten ungeachtet, ist es in hohem Grade wahrscheinlich, daß Baumann den plattteutschen Reineke de Voß, so wie solcher, als eine versificirte Nachbildung des holländischen, zu Lübeck **1498** zuerst erschienen ist, — verfaßt habe. Kann auch diese Behauptung nicht mit völliger historischer Gewißheit dargethan und außer allen Zweifel gesetzt werden, so sprechen doch mehre Gründe für die höchste Wahrscheinlichkeit derselben. — Gegen dieselbe scheint zwar zu streiten, daß der Verf. des plattteutschen Reineke de Voß sich in der Vorrede zu der ältern Lübecker Ausgabe, Heinrich von Alkmaar nent. Eben deswegen haben verschiedene Gelehrte angenommen, daß Nik. Baumann nichts weiter, als der Herausgeber der **1522** zu Rostock unter seinem Namen erschienenen Ausgabe sey. Dieser Meinung sind Hackmann, der dazu den Ton angegeben [20]), Eccard [21]), Gottsched [22]), Stolle [23]), Dreyer [24]), Küttner [25]) und Andere. Ja Eccard rechnet Baumann sogar zu den größten Plagiarien, weil er in seiner Ausgabe von **1522** den Namen des Heinrich von Alkmaar weggelassen. — Die Gründe aber, wodurch es dennoch höchst wahrscheinlich wird, daß der plattteutsche Reineke de Voß in der ältesten Lübecker Ausgabe ein Werk Baumanns sey, sind folgende. **1)** Der Heinrich von Alkmaar, der sich in der Vorrede zu derselben so nent, ist unstreitig ein angenommener Name. Ein wirklicher Gelehrter oder Schriftsteller dieses Namens komt sonst in der ganzen Literärgeschichte nirgend vor. Wenn er in den oben angeführten Worten sagt, daß er ein Hofmeister des Herzogs von Lothringen sey, so ist dies nur ein Vorwand, um sich dadurch zu maskiren. Denn in der Wahrheit ließe sich schwerlich begreifen, wie ein solcher Prinz, in den damaligen Zeiten, in welchen Italien der Sitz der Gelehrsamkeit war, einen Holländer zu seinem Hofmeister sollte gewählt haben. Noch unwahrscheinlicher aber dürfte es seyn, warum ein lothringischer Prinz sich ein Buch in die niederteutsche oder plattteutsche Sprache, aus der wallonischen oder französischen Sprache, habe übersetzen lassen. Ohne Zweifel also waren Heinrich von Alkmaar und Nikolaus Baumann eine und eben dieselbe Person, indem der letzte diesen erdichteten Namen annahm, weil er bei der ersten Ausgabe seines plattteutschen Reineke gegründete Ursachen haben mochte, als Verfasser desselben nicht bekant zu seyn. Nachher aber, bei der Ausgabe von **1522**, da die Umstände sich etwa geändert hatten, fand er kein Bedenken, sich zu nennen. **2)** In der ältesten Ausgabe des plattteutschen Reineke de Voß kommen sehr viele ostfriesische Idiotismen vor, die in keiner andern plattteutschen Provinzial=Sprache, außer in den Ländern des alten Frieslandes, angetroffen werden. Dergleichen sind — unter vielen andern, die Wörter: gyndert, gynd, doit; efte, oder; karynen, Fasten; sünt, das Auge; wantruwe, Mistrauen; teve, Petze; daarvoor kryge gy een quaad Jaar, das wird euch übel bekommen; to mate kamen, zusammenkommen; to bade kamen, eintreffen; strumpeln, straucheln; luken, ziehen; u. s. w. — Nicht weniger finden sich darin mehre Anspielungen auf altfriesische Rechte und Gewohnheiten. Daraus erhellet, daß der Verfasser die ostfriesische plattteutsche Sprache und die altfriesischen Rechte genau kante, und fast genauer, als sich in damaliger Zeit von einem Nicht=Ostfriesen denken läßt. **3)** In der Ausgabe des plattteutschen Reineke de Voß von **1522**, zu Rostock, nent Baumann sich wirklich als Herausgeber mit seinem wahren Namen, und läßt den angenommenen Namen, Heinrich von Alkmaar, ganz weg [26]). Daß Baumann hiebei fälschlich gehandelt und sich geradezu ein fremdes Werk angeeignet habe, läßt sich nach allen Umständen schwerlich annehmen; vielmehr fand er damals unstreitig kein Hinderniß mehr um sich als den Verfasser des Reineke de Voß zu nennen. **4)** Baumanns Nachkommen behaupten bestimt, daß er der Verfasser des plattteutschen Reineke de Voß sey. Sie wollen sogar wissen, daß er als Professor zu Rostock über sein Werk politische Kollegien gelesen habe, wovon die Handschriften in seiner Familie noch lange vorhanden waren [27]). **5)** Alle ältere teutsche Gelehrte, bis auf Hackmann, haben Baumann einstimmig, nicht nur für den Verfasser des plattteutschen Reineke de Voß, sondern sogar auch für den Erfinder der ganzen Dichtung gehalten. Unter diesen ist besonders das schon oben angeführte Zeugniß Rollenhagens von bedeutendem Gewicht, indem dieser, als **1542** geboren, nicht sehr lange nach Baumann gelebt hat. — Sodann sagt auch Peter Lindenberg in seiner Rostocker Chronik [28]) ausdrücklich, daß Baumann in Rostock Professor gewesen, und den Reineke de Voß geschrieben habe. Seine Worte lauten: Hunc Professorem Historiarum *Thurium* sequitur *Nicolaus Baumannus*, qui cum aliquamdiu in aula Juliacensi Consiliarius vixisset, et tandem apud Principem tradatus esset, ita ut cum vitae periculo ad Ducem *Magnum* Megapolitanum, cuius Secretarius postea factus, se recipere cogeretur. — Ex sua ipsius experientia astutiam *Vulpeculae* germanicis rythmis argute et artificiose descripsit et Rostochii edi curavit. Dieses Zeugniß ist ganz klassisch, denn Lindenberg war eines Rathsherrn Sohn aus Rostock, und hat nur etwas über **50** Jahre nach Baumann daselbst gelebt, so daß er dessen Autorschaft von seinen Ältern und Lehrern genau genug wissen konte [29]).

20) In dem oben Anmerk. 1. angeführten Programm. 21) Vorrede zu Leibnitzens Collectaneis etymol. l. c. 22) Kritische Dichtkunst. II. Thl. S. 457. 23) Anleitung zur Historie der Gelahrtheit. Jena 1736. S. 744. 24) Nebenstunden. Bützow 1768. S. 8. 25) Charaktere deutscher Dichter, Berl. 1781, I. Thl. S. 59.

26) Eccard, l. c. p. 48. Dreyer's Nebenstunden, S. 13. Küttner's Charaktere rc. S. 59. 27) Büsching's wöchentl. Anzeigen, l. c. 28) Lib. V. c. 11, bei Hackmann, in dessen Anmerk. 1. angeführtem Programm. 29) Tjaden, l. c. S. 41.

Nach diesen Gründen nun ist es wahrscheinlich, wo nicht gewiß, daß der plattteutsche Reineke de Voß, so wie solcher 1498 zu Lübeck zuerst an's Licht getreten ist, ein Werk Baumanns sey, wenn er auch solchen dem holländischen Reineke de Voß nachgebildet hat, und sonst noch, bei der ganzen Dichtung, ursprünglich ein französisches Original oder auch nur eine alte Sage zum Grunde liegt. Für den Verfasser der plattteutschen Bearbeitung nach den frühern Vorbildnern, halten Baumann mehre achtungswerthe neuere Gelehrte; unter andern Adelung[30]), Soltau[31]), Kinderling[32]), Dolz[33]) und Heinsius[34]).

IV. Vielleicht aber ist auch der holländische Reineke de Voß ein Werk Baumanns. — Mehre Gelehrte nämlich, die ihn für den Verfasser des plattteutschen Gedichts halten, bringen solches mit seiner Lebensgeschichte in Verbindung. Sie glauben, daß er darin den Hof zu Jülich und insbesondere, unter dem Bilde des Reineke, als Ideal eines Spitzbuben, den dortigen Kanzler, durch den er seinen Posten daselbst verlassen mußte, mit der Geißel der Satyre habe züchtigen wollen. Daß dies dabei seine Absicht gewesen sey, behaupten selbst seine Nachkommen. Es heißt davon, von Seiten der letzten in Büsching's wöchentlichen Anzeigen von 1774, 4. Stück: „Als meklenburgischer Rath kleidete er die jülichsche Hofgeschichte seiner Zeit in eine Fabel ein, welche er nach damaliger ostfriesischer und niedersächsischer Mundart vortrug, und Reineke de Voß nante. Er gab aber vor, daß ein Heinrich von Alkmaar dieses satyrische Gedicht aus der wälschen und französischen Sprache übersetzt habe. Reineke ist der jülichsche Kanzler; Brune, der Bär, Isegrim, der Wolf, sind die Edelleute; die Namen Belline bezeichnen die Prälaten". Ist diese Behauptung gegründet, so wie sie denn mit Baumanns Lebensgeschichte zusammen stimt, so hat er unstreitig auch den holländischen Reineke de Voß, — und zwar zuerst, nach dem Verlust seiner Stelle zu Jülich, und mit Benutzung der französischen Vorarbeiten, verfertigt, und das Gedicht nachher, da er mecklenburgischer Rath war, noch ein Mal in plattteutschen Versen bearbeitet. Auch in dem holländischen Reineke de Voß ist die Scene der Handlung in der Gegend von Jülich. Eben so wird bereits in derselben, wie in der plattteutschen Nachbildung, der Universität Erfurt erwähnt, woraus sich auf eine nähere Bekantschaft des holländischen Verfassers mit Teutschland schließen läßt. Das Unwesen an dem Hofe zu Jülich, wovon Baumann ein Zeuge gewesen, und das Opfer geworden war, mag ihn sehr lebhaft an die alte französische Fabel von Reineke dem Fuchsen erinnert haben; und so — benutzte er sie, um sie auf die Jülichsche Hofgeschichte anzuwenden, und sie durch die letzte zugleich neu aufzuschmücken und zu erweitern, woraus dann erst der holländische, und dann auch der plattteutsche Reineke de Voß hervorging.

30) Büsching's wöchentl. Anzeigen. 1775. 29. Stück.
31) In der Vorrede zu seiner Übersetzung des Reineke rc. S. 4.
32) Geschichte der plattteutschen Sprache rc. S. 352. 33) Abriß der allgemeinen Geschichte rc. II. Th. S. 189. 34) Teut. IV. Th. 1. Abtheil. S. 96.

Sollte indeß diese Vermuthung irrig und verfehlt seyn, und etwa im Verfolg der Zeit der Verfasser des holländischen Reineke de Voß näher ausgemittelt werden, so wird doch die Ehre, der Verfasser der plattteutschen Bearbeitung, und somit der Verfasser eines klassischen teutschen Werks im Gebiet der Satyre zu seyn, das den Werken eines Swift und Rabelais gleich geachtet werden kann, — immer unserm Baumann bleiben. — Mehr über dieses Gedicht selbst wird in dem Artikel Reineke de Voss folgen. (*I. Ch. H. Gittermann.*)

Baumann (Ch. Jac.), s. I. Pet. Süssmilch.

Baumannische Hammerwerke, s. Hütten-Steinach.

BAUMANNSHÖHLE, eine Stalaktitenhöhle in dem Braunschweigschen Kreisamte Blankenburg. Sie liegt nordwärts der Bode, 136 Fuß über dem Thale, worin der Hüttenort Rübeland sich an der Bode hinzieht, in einem Nadelholze, führt den Namen von ihrem Entdecker Baumann, der sie im J. 1670 zuerst befuhr, um darin Erze aufzusuchen, und ist in Marmor- oder Kalksteingebirge eingeschoben, wie denn ihr Grundstein aus schwarzem Marmor besteht. Sie zählt 6 Abtheilungen oder eben so viele größere Höhlen, die zu beiden Seiten Nebengrotten haben, und zusammen 758 Braunschw. Fuß in der Länge haben. Die erste dieser Abtheilungen, 220 Fuß weit und 31 hoch, ist die geräumigste und schauerlichste, die übrigen 5 erreichen diese Größe bei weiten nicht. In allen findet man den Tropfstein, der durch das herabträufelnde Wasser gebildet ist, indem dieses, nachdem es durch den Kalk gedrungen und irdische Bestandtheile eingesogen hat, in dem Augenblicke des langsamen Herabfallens sich bekalkt und endlich versteint, in verschiednen grotesken Gestalten, woraus die Einbildungskraft sich eigene Gebilde geschaffen hat. (*Hassel.*)

BAUMANNSINSELN, eine Gruppe von mehren Inseln im Australozean, unter 12° südl. Br. Sie ist 1722 von dem Schiffer Baumann, der sich bei der Roggeweenschen Expedition befand, entdeckt und nach demselben benant; Fleurieu nent sie dagegen Roggeweens Archipel. Die Inseln, deren zwei sind, haben etwa 15 bis 20 Meilen im Umfange, gewähren eine anmuthige Ansicht, indem freundliche Berge mit lachenden Thälern wechseln, und scheinen stark bevölkert zu seyn, haben auch einen Überfluß an Lebensmitteln und Erfrischungen. Die Einwohner gehören zu der Malaienrasse. (*Hassel.*)

BAUME LES DAMES, die Hauptstadt eines Bez. im franz. Dep. Doubs, welcher auf 29 □ Meilen 61,092 Einw. in 7 Kantonen und 193 Gemeinden zählt. Sie liegt am Doubs, ist von allen Seiten mit Bergen umgeben, die Reben tragen, und zählt 277 Häuser und 2300 Einw., die Gerbereien und eine Papiermühle unterhalten. Am Doubs liegen mehre Eisenwerke. Die Stadt ist alt, aber durch Brand und Krieg herabgekommen. In der Nähe wird eine Stalaktitenhöhle besucht. (*Hassel.*)

Baume, de la, s. Labaume.

BAUMÉ (Anton), geb. zu Senlis 1728, gest. zu Paris 1804, Apotheker, chemischer Laborant im Großen,

und ein ausgezeichneter Chemiker seiner Zeit. Im J. 1752 wurde er in das College de Pharmacie, 1785 in die Akademie der Wissenschaften, 1796 in das Nationalinstitut als ordentliches, und 1798 in die Societé de Médecine, als Ehrenmitglied, aufgenommen. Außer vielen und mancherlei einzelen Abhandlungen, die er theils in die Denkschrift der Akademie der Wissenschaften, theils in andere Journale hat einrücken lassen, sind von ihm auch mehre chemische Artikel in der französischen Encyclopädie und im Dictionnaire des arts et metiers bearbeitet worden. In allen diesen Aufsätzen, so wie in seinen übrigen chemischen Schriften, namentlich in den Anfangsgründen der Apothekerkunst, in seinem chemischen Handbuche, seiner erläuterten Experimentalchemie u. a. (s. weiter unten), beurkundet er tiefe Einsichten und gründliche Kentnisse in den chemischen Wissenschaften und Künsten. Besonders in dem letztgenanten Werke hat seine vieljährige Erfahrung, geleitet durch eifriges Studium der ganzen Naturlehre, gereift durch ununterbrochenen Fleis und rastlose Aufmerksamkeit, einen Schatz von Versuchen, und daraus abgeleiteten Erklärungen, damals entweder noch ganz unbekanter, oder noch nicht feststehender Lehrsätze niedergelegt, welche der Chemie als Wissenschaft und Kunst sehr förderlich gewesen sind. Sollte sich auch in manchen seiner Schriften hier und da eine zu gewagte Muthmaßung finden, sollten auch einige über verschiedene Sätze eingestreute Bemerkungen bald zu weitschweifig, bald zu schwankend seyn, so wird man doch dafür durch das viele Gute in denselben, durch Deutlichkeit der Vorschriften zu chemischen Arbeiten, und durch Angabe des einfachsten und leichtesten Kunstverfahrens, dabei wieder entschädiget*). Baumé's Druckschriften sind folgende: Diss. sur l'éther. Par. 1757. 12. Plan d'un cours de chemie expérim., en societé avec Macquer. Par. 1757. 12. — Manuel de chimie. Par. 1763. 8. 1766. 12., teutsch mit Anmerk. von J. R. v. Wasserberg. Wien 1774. 8. — Mém. sur les argiles. Par. 1770. 8. — Mémoire sur la meilleure maniére de construire les alembics pour la destillation des vins. Par. 1778. 8. — Opuscules de chimie. Par. 1798. — Elém. de pharmacie théorique et pratique. Par. 1762. 1769. 1773. 1797. 8. I. II. Chimie experimentale et raisonnée. Par. 1773. 8. III.; teutsch von J. C. Gehler. Leipz. I. II. 1775. III. 1776. 8.; ital. von J. M. Mazzi. Milano 1788. 8. II. (*Th. Schreger.*)

BAUMEISTER, BAUMEISTERTHUM. Mit diesen Worten verbinden ältere Urkunden und Verhandlungen ganz andere Begriffe, als die heutige Bedeutung an die Hand gibt. Der Baumeister in der Urkundensprache bezeichnet nicht einen Architekten, oder einen Mann, welcher die Baukunst erlernt hat, und sich mit Aufführung und Unterhaltung von Gebäuden beschäftigt. Zu der Entstehung des alten Baumeisterthums gaben die früher bei dem hohen und niedern Adel sehr häufigen Gemeinschaften mehrer Glieder des nämlichen Geschlechts an Schlössern und Burgen, auch wol an den dazu gehörigen Orten und Gütern, Anlaß. Fanden auch Theilungen in Ansehung der Hauptländer und Besitzungen Statt, so erstreckten sich diese doch selten über das Stamhaus oder die Burg der Ahnherren. Hievon behielt jeder gern sein Eigenthum, wenn gleich sein Theil noch so klein war, und er anderwärts seinen gewöhnlichen Aufenthalt hatte; wäre es auch nur gewesen, um in Fehdezeiten eine sichere Zuflucht in der altväterlichen Burg zu finden. Das Schloß, die Burg, mußte aber doch unterhalten, bewacht, in Kriegszeiten gegen den Feind vertheidigt, zu dem Ende, wenn ein Anfall zu besorgen war, mit Mannschaft, Lebensmitteln, Waffen versehen werden. Alles das konte nur mangelhaft, in manchen Fällen auch nicht schnell genug geschehen, weil die oft zahlreichen Theilhaber meistens sehr zerstreut und entfernt waren, wenn jeder dabei persönlich und zu seinem Theil hätte mitwirken sollen. Man überließ deswegen Einem der Ganerben oder Miteigenthümer die ganze Leitung, doch nur auf gewisse Zeit, gewöhnlich auf Ein Jahr. Dieser mußte dann für Alles sorgen und demnächst der ganzen Ganerbschaft über die Kosten Rechnung ablegen. Weil ihm nun auch, wie oben bemerkt worden, die Unterhaltung der Burg, oder die Sorge für das Bauwesen oblag, so nante man ihn den Baumeister. Gehörten zu dem Schloß und der Gemeinschaft auch Land und Leute, so erstreckte sich das Baumeisterthum auch auf die Leitung der eigentlichen Regirungsgeschäfte, und eine Folge davon noch in neueren Zeiten war, daß von mehren Beamten in einer Gemeinschaft derjenige den Vorsitz führte, bei dessen Herrschaft für das Jahr das Baumeisterthum war. (*v. Arnoldi.*)

BAUMEISTER (Friedrich Christian), geboren 1709 den 17. Jul. zu Großenkörnern im Gothaischen, seit 1730 Magister legens zu Wittenberg, von 1736 an bis zu seinem Tod 1785 den 8. October Rector des Gymnasiums zu Görlitz; ein eben so einsichtsvoller als fleißiger Schulmann. Die Wolfische Philosophie trug er nicht nur an der Universität, sondern auch in Schriften vor, die sich durch Deutlichkeit empfehlen und oft aufgelegt wurden *). (*Tennemann.*)

BAUMEN sagt der Jäger von Luchsen, Katzen, Mardern und Eichhörnchen, wenn sie auf Bäume klettern; fortbaumen, daher von Mardern und Eichhörnchen, wenn sie von dem Aste eines Baumes auf den eines andern nebenstehenden, und so immer weiter von einem Baume zum andern springen; abbaumen, wenn eins dieser Thiere an dem Stamme eines Baumes herabsteigt; abspringen oder den Absprung machen, wenn es aus größerer oder geringerer Höhe von einem Baume, einem Dache u. dgl. herunter setzt. Von allen Federwildarten hingegen, welche zur Linné'schen Gattung: Waldhuhn (Tetrao) und zur hohen und Mittel-Jagd gehören, als z. B. Auer-, Birk- und Hasel-

*) Vgl. Biographie univers. T. III. P. 570. etc.

†) Wie philosophia definitiva. Viteberg 1733. Institutiones philosophiae rationalis. Ebend. 1736. Teutsch ebend. 1765. Institutiones metaphysicae. Ebend. 1736. Philosophia recens controversa. Görlitz 1738. Elementa recentioris philosophiae usibus juventutis scholasticae accommodata. Lips. 1787. 8. Eine Ausgabe davon erschien zu Moskau 1777. 4 Bde. 8. und zu Wien eine griechische Übersetzung. Unter der großen Menge von Schulschriften enthalten viele auch philosophische Gegenstände. (Vgl. Meusel's Lex. der von 1750 — 1800 verst. t. Schriftst.)

Geflügel, wird, wenn sie auf Baumäste sich begeben, gesagt, sie steigen oder treten zu Baume, und wenn sie den Ast, auf welchem sie gestanden — nicht gesessen — haben, mit einem Standorte auf dem Erdboden verwechseln, so bedient man sich des Ausdruckes: sie treten vom Baume ab oder steigen herab. (*a. d. Winkell.*)

BAUMER (Dr. Johann Paul), ordentl. Professor der Medicin und Philosophie zu Erfurt, des nachfolgenden Dr. Joh. Wilh. Baumer jüngerer Bruder, studirte mit demselben gleichzeitig in den J. 1746 bis 1748 zu Halle Medicin, begab sich hierauf nach Erfurt, wo er am 23. October 1749 die medicinische Doctorwürde annahm, und ließ sich dann als praktischer Arzt, anfänglich in dem Erfurtischen Städtchen Sömmerda, nachher in Erfurt selbst nieder, wo er sich auch verheirathete, und in die neuerrichtete kurmainzische Akademie nützlicher Wissenschaften aufgenommen wurde. Von dem Grafen von Castell-Rehweiler, aus dessen Gebiet er gebürtig war, erhielt er den Titel eines Hofmedicus. Neben seiner Praxis hielt er auch akademische Privatvorlesungen mit Beifall, und wurde deswegen zu Anfange d. J. 1765 zum ordentlichen Professor der Medicin ernant. Die philosophische Fakultät, von welcher er den 3. Jan. 1765 die Magisterwürde annahm, ertheilte ihm im Februar, nach dem Abgange seines Bruders, eine außerordentliche Professur, aus welcher er schon im April desselben Jahres, nach dem Tode des Prof. Ernst August Bohn, gleichfalls in eine ordentliche Stelle einrückte, und die Professur der Physik übernahm. Bei der medicinischen Fakultät erhielt er 1767, nach Mangolds Tode, das Lehramt der Anatomie. Seine Vorlesungen in Erfurt machten ihn sehr beliebt; besonders hat er sich durch seinen Eifer um das anatomische Studium nicht geringe Verdienste erworben, und mehre nachmals in diesem Fache und andern Theilen der Medicin ausgezeichnete Männer, zu Schülern gehabt. Es war daher ein großer Verlust für diese Universität, daß er schon am 19. Sept. 1771 in einem Alter von 46 Jahren, als ein Opfer des damaligen epidemischen Fiebers und seiner in demselben geleisteten gemeinnützigen Dienste, starb. — Eine Tochter von ihm, Sophia, war an den bekanten Vielschreiber Dr. Albrecht verheirathet, und hat sich als Dichterin und Schauspielerin bekant gemacht. — Baumers Schriften bestehen größtentheils in akademischen Programmen und Dissertationen, worunter sich jedoch mehre durch Gehalt und Bearbeitung auszeichnen; und sind, so viel mir bekant, folgende: 1) Prodromus methodi surdos a nativitate faciendi audientes et loquentes (Diss. inaug.). Erford. 1749. 4. 2) Beschreibung eines zur Ersparung des Holzes eingerichteten Stubenofens (Preisschrift). Berlin 1765 4. mit Kupf. 3) Progr. de methodo morsum canis rabidi curandi rationali. Erf. 1765. 4, nachher auch teutsch: Unterricht, wie man einem Menschen, so von einem tollen Hunde gebissen worden, auf eine leichte Art helfen soll. Erfurt 1765. 4. 4) Progr. de experientia; ist mit dem vorigen zusammen gedruckt. 5) Spicilegium de experientia eaque medica. Erf. 1765. 4. 6) De colore, densitate atque crassitie pulmonum foetus qui respiravit et ejus qui non respiravit. Erf. 1768. 4. 7) Diss. de apum cultura cum primis in Thuringia. Erf. 1770. 4., auch teutsch; Ökonomisch-physikalische Abhandlung über die Bienenpflege, Anspach 1774. 8. 8) Diss. de peste, in qua simul quaestio movetur, an pestis inoculatio sub certis conditionibus rationi sit consentanea. Erf. 1771. 4. *). (*H. A. Erhard.*)

BAUMER (Dr. Johann Wilhelm), landgräflich-hessen-darmstädtischer Bergrath, erster Professor der Medicin auf der Universität Gießen, vorher ordentl. Prof. der Medicin und Philosophie zu Erfurt, war am 10. September 1719 zu Rehweiler in der Grafschaft Castell in Franken geboren, wo sein Vater, Johann Baumer, damals Förster war. Mit diesem kam er in seiner Jugend nach Holstein, wo er an verschiedenen Orten sowol öffentlichen, als Privatunterricht genoß, bis er 1733, als sein Vater wieder nach Franken zurück kam und zu Abtschwind Oberförster wurde, das berühmte Gymnasium zu Schweinfurt bezog, aus welchem er 1739 zur Universität entlassen wurde. In der Absicht, Theologie zu studiren, begab er sich nach Halle, wo sich schon sein älterer Bruder, Joh. Albrecht Baumer, als Candidat der Theologie befand, und wo er unter andern Knapp und die beiden Baumgarten zu Lehrern hatte. Im folgenden Jahre vertauschte er diese Universität mit Jena, wo er nicht nur seine Studien, besonders unter Walch, Darjes, Tymp, Rechenberger u. A., eifrig fortsetzte, sondern auch am 22. März 1741 die Magisterwürde annahm, eine öffentliche Disputation de justitia divina hielt, und darauf philosophische Collegia las, bis er ganz unvermuthet am 16. October 1742 von dem Grafen von Castell einen Ruf als Pfarrer nach Krautheim erhielt. In dieser Stelle führte er sich zwar, nach dem Zeugnisse seiner Ortsherrschaft, in Absicht der Lehre und des Lebens, als ein evangelischer Lehrer, christlich, friedfertig und untadelhaft auf; weil er aber schon vorher kränklich war, äußerte sich in seinem Predigtamte bei ihm ein periodisches Blutspeien, das ihn mit der Auszehrung bedrohte und nöthigte, wiederholt um seinen Abschied nachzusuchen, welchen er auch am 15. März 1746 erhielt. Er ging hierauf mit Empfehlungen des Grafen, und von diesem unterstützt, nach Halle, wo er sich nicht nur des Rathes der dortigen berühmten Ärzte bei seinen Krankheitsumständen mit gutem Erfolg bediente, sondern auch selbst, zugleich mit zwei jüngern Brüdern †), unter Alberti, Junker, Büchner, Böhmer, Baß u. A. Medicin studirte, im letzten Jahre aber daneben philosophische Collegia las. Im Herbst 1748 nahm er die medicinische Doctorwürde an, und verheirathete sich gleich darauf, zog aber noch im November desselben Jahrs nach Erfurt, wo er sich bei der Universität immatrikuliren, auch bei der philosophischen Fakultät nostrificiren ließ. Bei der letzten habilitirte er sich 1749 durch eine öffentliche Dis-

*) Da bei Baumers Tode kein Leichenprogramm erschienen ist, so konte ich die Nachrichten von seinem Leben nur aus einigen gedruckten und ungedruckten Universitätsschriften schöpfen.

†) Von diesen beiden Brüdern hat der eine, Johann Baumer, zu Halle 1749 zur Erlangung der Doctorwürde, de succino disputirt, ist hernach praktischer Arzt zu Gießen geworden, und daselbst 1762 gestorben; der andere war der nachmalige Professor zu Erfurt, Joh. Paul Baumer.

putation: **de nexu rerum hypothetice necessario libertatem naturalem non auferente**; und beschäftigte sich nun theils mit philosophischen und stylistischen Vorlesungen, theils mit ärztlicher Praxis. Im J. 1750 unternahm er mit zwei Studirenden eine Reise nach Holland, theils seiner Gesundheit wegen, theils um die dortigen gelehrten Anstalten kennen zu lernen. Nach seiner Zurückkunft setzte er seine vorigen Beschäftigungen zu Erfurt fort, und wurde am 27. Nov. 1752 von der philosophischen Fakultät zum Professor und Assessor extraordinarius in dem sogenanten Corpore Amploniano aufgenommen. Da er inzwischen auch dem Kurfürsten von Mainz, Johann Friedrich Karl, bekant wurde, welcher eben darauf bedacht war, der Erfurter Universität neuen Zuwachs zu verschaffen, und Baumern daher, wegen seines Fleißes und seiner Kentnisse, um so mehr an Erfurt zu binden suchte, so erhielt er im März 1754 von Mainz aus das Dekret als außerordentlicher Professor der Medicin, und im Oktober 1755 den Titel eines Professors der Pathologie und Therapie. Ihm und seinem Zeitgenossen Mangold gebührt der Ruhm, in Erfurt einer besseren Lehrart in den medicinischen Wissenschaften zuerst Eingang verschafft zu haben; auch theilt er mit Mangold ein anderes, nicht weniger großes Verdienst, nämlich, daß er in Erfurt vorzüglich das Studium der Naturwissenschaften in Gang brachte, es zweckmäßig betrieb, und besonders für die Erforschung der natürlichen Eigenschaften und Produkte der umliegenden Gegend, theils durch eigne Bemühungen, theils durch Aufmunterung in Vorlesungen und Schriften, thätig wirkte. Da er den Werth gelehrter Vereine einsah, und wahrscheinlich auf seinen Reisen mehre derselben kennen gelernt hatte, so benutzte er seine Bekantschaft mit dem damaligen kurmainz. Geheimen Rath und Kammer-Direktor von Lyncker, und andern Männern von Einfluß, um eine ähnliche Anstalt für Erfurt zu Stande zu bringen; und so wurde hauptsächlich auf seinen Antrag, und nach seinem Entwurfe, 1754 die kurfürstliche Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt gegründet, bei welcher Baumer der erste Sekretär wurde. Bei der Errichtung des Sanitäts-Collegii zu Erfurt (1754) wurde er ebenfalls sogleich zum Assessor ernant, und war eines seiner thätigsten Mitglieder. In der philosophischen Fakultät rückte er 1755. als Assessor und Professor ordinarius ein, wobei er die Professur der Physik erhielt. Zugleich machte er sich um die Stadt, so wie um die Universität, durch Errichtung eines Klinikums, Anfangs nur als einer Privatanstalt, verdient; doch wurde dasselbe im Januar 1757 von dem Kurfürsten förmlich bestätigt, und Baumer dabei, zur Belohnung für seine Verdienste, zum ordentlichen Professor der Klinik und supernumerären Assessor der medicinischen Fakultät, mit Gehalt ernant. Im November desselben Jahres, wo durch Dr. J. C. Riedels Tod die Lehrstelle der Anatomie, Chirurgie und Botanik erledigt war, übernahm er, durch eine freiwillige Übereinkunft mit den Professoren Nunn und Mangold, auch das Lehramt der Anatomie; dafür erhielt er aber in der Folge eine Gehaltsvermehrung, so wie 1758 den Titel eines kurfürstl. Rathes. Die Universität verdankte seinen, von Mangold nachdrücklich unterstützten, Vorstellungen auch die Ernennung eines eigenen Prosektors, ungeachtet ein paar, sonst verdienstvolle Professoren, aus übertriebener Anhänglichkeit an ihr altes Herkommen, sich dieser Neuerung widersetzten, und sie für überflüssig hielten. Überhaupt machte der Beifall, den Baumers Vorlesungen fanden, und die Achtung, in welcher er stand, den Neid manches seiner Kollegen rege, der ihm indessen, bei manchen mehr oder weniger bedeutenden Verdrießlichkeiten, doch keinen wahren Nachtheil brachte; wiewol er auch nicht von aller Schuld frei zu sprechen ist, durch Stolz und Eigensinn sich manche Verdrießlichkeit selbst zugezogen, oder wenigstens vergrößert zu haben. Da jedoch bald nach dem Tode des Kurfürsten Johann Friedrich Karl sich manche für die Stadt und Universität unangenehme Veränderungen zutrugen, so nahm Baumer, ungeachtet er seit dem 1. März 1763 die dritte ordentliche und wirkliche Assessur in der medicinischen Fakultät, mit der Aussicht auf höhere Beförderung, erhalten hatte, doch um so lieber den Ruf an, welchen er gegen das Ende des J. 1764 als landgräflich hessen-darmstädtischer Bergrath, Professor der Medicin auf der Universität Gießen, und Physikus des Oberamtes Gießen, des Amtes Königsberg, und der Stadt Allendorf an der Lumda, erhielt, und ging zu Anfange des J. 1765 zu dieser neuen Bestimmung ab. Seine dortigen Ämter bekleidete er mit vielem Ruhm bis an seinen Tod, welcher an den Folgen eines operirten Bruches am 4. August 1788 eintrat. Seine älteste Tochter hatte sich an seines Bruders Sohn, den Dr. und Prof. Med. Joh. Wilh. Christian Baumer, zu Gießen, verheirathet; die meisten seiner übrigen Kinder waren ihm im Tode vorangegangen*). (*H. A. Erhard.*)

---

*) Seine Schriften, die für ihre Zeit sehr brauchbar waren, und sich sowol durch gute Ordnung, als durch Vortrag auszeichneten, sind folgende: 1) Vollständige lateinische Sprachkunst, nach wissenschaftlicher Lehrart abgehandelt. Erfurt 1749. 8. 2) Fundamenta psychologico-logica. Erf. 1752. 8. 3) Naturgeschichte des Mineralreichs, mit besonderer Anwendung auf Thüringen. Gotha 1763—64. 8. 2 Bände. 4) Historia naturalis lapidum pretiosorum omnium, nec non terrarum et lapidum hactenus in usum medicum vocatorum. Francof. ad M. 1771. 8.; teutsch, von K. v. Meidinger, Wien 1774. 8. 5) Via valetudinem secundam tuendi. Giess. 1772. 8. 6) Fundamenta Politiae medicae, cum annexo catalogo commodae pharmacopoliorum visitationi inserviente. Francof. et Lips. 1777. 8.; das erste förmliche Lehrbuch einer medicinischen Polizei, worin diese als selbstständige Disciplin auftrat. 7) Medicina forensis, praeter partes consuetas primas lineas jurisprudentiae medico-militaris et veterinario-civilis continens. Francof. et Lips. 1778. 8. 8) Fundamenta geographiae et hydrographiae subterraneae. Giess. 1779. 8. 9) Historia naturalis regni mineralis. Francof. ad M. 1780. 8. 10) Bibliotheca chemica. Giess. 1782. 8. 11) Elementa Chemiae theoretico-practicae. Giess. 1783. 8. 12) Anthropologia anatomico-physica. Francof. ad M. 1784. 8. — Unter seinen zahlreichen akademischen Schriften, deren vollständige Aufzählung hier zu weitläufig seyn würde (vgl. Meusel's Lex. d. verst. Schriftst.), sind die merkwürdigsten: Diss. inaug. de Haemoptoë, Hal. 1748. 4.; interessant als Auto-Nosographie. Progr. de morbis articulorum. Erf. 1754. 4. de electricitatis effectibus in corpore animali. Erf. 1755. 4. Diss. de mineralogia territorii Erfordiensis. Erf. 1758. 4. de memoria ejusque labe et praesidiis. Erf. 1760. 4. de mali hysterici vera indole et curatione. Erf. 1763. 4. de seri profluviis, haemorrhogiarum vices sustinentibus. Giess. 1765. 4. de re Cattorum metallica. Ib. 1769. 4. de aquis soteriis Carbensibus. Ib. 1769. 4. Progr. de febre catarrhali epidemica maligna. Ib. 1773. Diss. de er-

Baumfalle, Prügelfalle, s. Schlagbaum.

BAUMGÄRTNER, Paumgärtner, auch Bomgartner und Pomgartner (Hieronymus) von Baumgarten auf Lonerstadt, Triumvir der Reichsstadt Nürnberg, geb. das. den 9. März 1498. Er stamte aus einer altadeligen, nunmehr erloschenen, nürnbergischen Patricier-Familie, die sonst auch in Schwaben blühte, und mehre verdiente Statsmänner und Gelehrte erzeugte [1]). Sein Vater, Gabriel, geb. zu Nürnberg 1449, war 29 Jahre Professor der Rechte zu Ingolstadt, und starb 1507 als Consulent in seiner Vaterstadt [2]). Der Sohn ward im zwölften Jahre nach Ingolstadt gesandt, wo zuerst M. Joh. Strom, dann der berühmte Jak. Locher oder Lochner, sonst Philomusus genant, seine Aufseher, und nebst Blas. Bitterlein und einem gewissen Alonus seine Lehrer in Sprachen, den schönen Wissenschaften, der Rechtskunde und Mathematik waren. Nach einem kurzen Aufenthalte in Leipzig zog ihn, im October 1518, Melanchthons Ruf nach Wittenberg; er war dessen Tischgenosse und Schüler, genoß auch Luthers Umgang und Unterricht, und verband fortdauernd das Lesen der Griechen und Römer mit dem Studium der Philosophie, Mathematik und Rechtsgelehrsamkeit. In die Vaterstadt zurückgekehrt, wurde er 1525 Senator, und heirathete — nicht Katharina von Boren, wie er eine Zeitlang vor hatte [3]), denn diese war damals schon Luthers Gattin, sondern Sibilla Dichtlin, die Tochter eines baierischen Beamten. Die Gährungen, welche zu jener Zeit Luthers Reformation im Stat und in der Kirche veranlaßte, boten ihm vielfache Gelegenheit dar, der vaterländischen Republik nützlich zu werden, und sich überhaupt um Förderung der religiösen Aufklärung im teutschen Vaterlande verdient zu machen. Oft ward er ausgesendet, die Sache der Protestanten bei Fürsten und Ständen zu vertheidigen, und fast auf allen Reichstagen und Conventen erschien Baumgärtner als nürnbergischer Abgeordneter. So war er 1528 in Regensburg, 1529 in Speier, und 1530 zu Augsburg auf dem Reichstage, und wie nachdrücklich er sich daselbst seiner gedrückten Glaubensgenossen angenommen habe, beweisen unter andern die beiden Briefe, die er an Lazarus Spengler nach Nürnberg schrieb [4]). Auf dem Convent zu Schweinfurt 1532, auf dem Städtetage zu Nördlingen und Eslingen 1533, zu Schmalkaden 1536, dem Bundestage zu Donauwörd 1539, zu Speier und Hagenau 1540, zu Regensburg, Windsheim und Frankfurt 1541 und 1542, zu Worms 1543 und auf dem Reichsconvent zu Speier 1544 war er, als Abgeordneter Nürnbergs, stets bemüht, das gemeinsame Wohl des Vaterlandes zu fördern. Aber auf der Rückreise von Speier, den 31. Mai 1544, ward er unweit Seinsheim im Kreichgau, von dem Ritter Albrecht von Rosenberg und dessen Gesellen (wegen alter Streitigkeiten des schwäbischen Bundes mit der Stadt Nürnberg) in einem Walde überfallen, und gefangen fortgeschleppt, ohne daß man wußte, wo er hin gekommen war. Vergebens zogen die Nürnberger mit 600 Gewaffneten aus, um ihn zu befreien; vergebens unterhandelte der Landgraf Philipp von Hessen, auf die Fürbitte der wittenbergischen Professoren, Luther, Bugenhagen, Crueiger, Camerarius und Melanchthon, mit Rosenberg wegen Loslassung des Gefangenen; erst am 2. Aug. 1545 erhielt Baumgärtner nach vielfachen, selbst vom Kaiser gepflogenen Unterhandlungen, gegen Erlegung einer Summe von 800 Goldgulden und einer mündlichen und schriftlichen Urfehde, die er dem Ritter leisten mußte, seine Freiheit wieder. Selbst in Kirchen war für die Erlösung des, während seiner Gefangenschaft aufs Grausamste mißhandelten Mannes, gebetet worden [5]). Nach seiner Rückkehr verbat er sich zwar fernere Versendungen, wirkte aber desto eifriger in den ersten Statsämtern, seit 1558 als Triumvir, für das Gemeinwohl, und starb, wegen seiner großen Verdienste allgemein verehrt und in vielen Schriften betrauert, den 8. Dec. 1565. Unter den besondern Verdiensten, die sich Baumgärtner um die Republik Nürnberg erwarb, verdient der lebhafte Antheil bemerkt zu werden, den er an der Umbildung der Trivialschule zu St. Egidien in ein Gymnasium und öffentliches Auditorium nahm. Er schrieb deshalb an Melanchthon, suchte ihn selbst nach Nürnberg zu ziehen, richtete die ganze Lehranstalt nach dessen Ideen ein, und bewog ihn, 1526 nicht allein der Einweihung derselben beizuwohnen, son-

---

roribus circa aquarum soteriarum usum vulgo admitti solitis. Ib. 1776. 4. de febre catarrhali epidemica maligna. Ib. 1780. 4. Progr. historiam Mercurii cornei Hassiaci naturalem et chymicam investigationem sistens. Ib. 1785. 4. — In den Actis acad. Elect. scientiar. util. Erfordiensis, wovon er als Sekretär zwei Bände, 1757 und 1763 herausgab, so wie in den Actis philos. med. societatis academicae scient. Hassiacae 1771 stehen mehre Aufsätze von ihm, welche theils in die Mineralogie, theils in die Arzneimittellehre und praktische Heilkunde einschlagen. Einige, z. B. seine Gedächtnißrede auf den Kurfürsten Johann Friedrich Karl (1763) sind noch handschriftlich vorhanden. — Von fremden Arbeiten hat er herausgegeben: 1) seines Bruders *Jo. Alb. Baumer* tract. de perspicuitate scripturae sacrae. 1752. 2) *Henr. Bassii* tract. de morbis venereis 1764. — Von seinem Leben findet sich sowol in Osann's Fortsetzung des gelehrten Erfurts (1752), als in Strieder's hessischer Gelehrten-Geschichte, 1. Bd., einige Nachricht; ich habe aber das Obige, was seinen Aufenthalt in Erfurt betrift, ganz nach ungedruckten Aktenstücken und anderen gleichzeitigen Schriften bearbeitet.

1) Biographische Nachrichten von einigen Gliedern dieser Familie gibt Will im nürnberg. Gel. Lex. Th. 3, S. 119 ff., und Nopitsch in den Zusätzen zu dems. Th. 7, S. 901 ff. 2) *Mederer* Annal. acad. Ingolst. I. p. 13, 21, Th. 1 f. 75. Will's nürnb. Münzbel. II. S. 324. 3) s. W. F. Walch's Geschichte der Kathar. von Bora 1. Th. 91, 92; 2. Th. 153 ff.

4) Sie sind abgedruckt in Hausdorf's Leben L. Spenglers S. 71 ff., den Unschuldigen Nachrichten vom J. 1730, S. 390; J. F. Mayer's Diss. de lenitate P. Melanchthonis p. 17 und 21, und Auszüge aus denselben stehen in Saltg's Hist. der augsb. Konfess. 1. Bd. 321 u. 334. Selbst seines vertrauten Freundes Melanchthon schonte er nicht, indem er von ihm schrieb: „Philippus ist kindischer, denn ein Kind geworden.“ 5) Er selbst sezte einen, an den Magistrat in Nürnberg gerichteten 13½ Bogen in Fol. starken Bericht von den Schicksalen während seiner Gefangenschaft auf, unter dem Titel: Kurzer Begriff wie vnd welchergestalt ich, Hier. Baumg., am lezten Tage Mai 1544 gefangen, vnd in meiner gefengnuß gehalten worden bin, so viel mir vnvorgreiflich meiner Vrphed anzuzeigen frei vnd vnverbotten ist, bis vf ☉ den 2. Augusti 1545, da ich um 3 Uhr nachmittag zu Schupf unter Mergentheim meiner Pflicht von Albrecht von Rosenberg ledig gezelt, vnd ich denselben Abend von ihme mit 53 Pferden bis vor die Stadt Mergentheim begleitet worden, alda er von mir einen guten glimpflichen Abschied genommen. — Ein Auszug aus diesem Bericht, von J. F. Roth, steht in Kiefhaber's Anzeiger 1802, S. 100 ff.

dern sie auch mit einer Rede zu eröffnen, und etwa 30 Vorlesungen in dem neuen Auditorium zu halten. Er hatte 1528 vielen Antheil an der ersten markgräflichen und nürnbergischen Kirchenvisitation, und bewirkte, daß in eben diesem Jahre Luthers größerer Katechismus zum erstenmal in Nürnberg gedruckt wurde. Mit Hieronymus Holzschuher dirigirte er 1535 die zweite nürnbergische Kirchenvisitation, und mit Eraſ. Ebner legte er 1538, durch die aus den Klöstern zusammen gebrachten Bücher, den Grund zu der öffentlichen oder Stadtbibliothek, die in der Folge durch seine eigene, und durch seines Schwiegersohns D. Georg Palma des Jüngern Büchersamlung, welche ihr beide einverleibt wurden, den ersten beträchtlichen Zuwachs erhielt. Daß Joh. Regiomontanus hinterlassene Schriften nicht zerstreut wurden, sondern in die Stadtbibliothek kamen, hat man ebenfalls ihm zu danken. Er selbst widmete seine sparsamen Mußestunden am liebsten den Wissenschaften, und dem Umgange oder der schriftlichen Unterhaltung mit Gelehrten, denen er ein wahrer Mäcen war, und die sich daher oft an ihn wendeten. Dieß erhellt unter andern aus den vielen Dedikationen, mit denen er beehrt wurde. So dedicirte ihm z. B. Joh. Secerius eine griechische Ausgabe des Lucian, Hagenau 1526. 8., Sebald Heyden seine Musicae *στοιχειωσις*. Nürnb. 1532. 8., Pet. Apianus und Barth. Amantius ihre Inscriptiones s. s. vetustatis. Ingolst. 1534. Fol., Vincentius Opsopäus seine Castigationes in orat. Demosthenis. Nürnberg 1531. 8., Veit Dietrich Lutheri Enarr. Ps. LI und CXXX. Strasb. 1538. 8., Melanchthon seinen Comment. de anima. Witt. 1540. 8. u. Arati *φαινομενα*. Basil. 1547., Mich. Maius Scriptor. in acad. Witt. publ. propos. T. III. 1559. 8. u. A. m. Mit den genanten und vielen andern gelehrten und berühmten Männern des In- und Auslandes unterhielt er einen vertrauten Briefwechsel, z. B. mit Joach. Camerarius, von dem 135 Briefe in seinen Epp. familiar. und noch 4 in *Hummelii* Epp. LX celebr. viror. stehen; mit Melanchthon, von dem 196 Briefe in *Melanchth.* Epp. Lugdun., 4 in Strobel's Beiträgen Band 2 und einer in *Camerarii* vita *Melanchth.* edit. *Strobel* abgedruckt sind; mit dem Italiäner Henr. Donzellinus, von dem in *Hummelii* Epp. LX ein Brief an ihn vorkomt; mit Veit Dietrich, Veit Ennius, Eoban Heß und Leonh. Link, deren Briefe ebenfalls bei Strobel und Hummel a. a. O. stehen; mit Paul Eber, von welchem ein ausführliches Schreiben an ihn im Lit. Mus. Bd. 2 steht; mit Ulr. Sitzinger (in *Crollii* Comm. de Cancellar. Bipontinis p. 172); mit Casp. Peucer, von welchem 6 Briefe an ihn in Strobels Miscell. 4. St. 178 ff. abgedruckt sind u. m. a. Viele Briefe, die er selber schrieb, sind im Mscpt. vorhanden; gedruckt wurden von ihm: Drei lat. Briefe an Veit Dieterich d. d. 17., 18. und 26. Aug. 1541, die Absetzung des Pastor Hofmanns zu Altdorf betreffend; in Strobels Beitr. 2. Bd. 383 ff.; drei lat. Briefe von ihm — an M. Vitum Theodorum, ad Phil. Melanchthonem und ad D. Lutherum, die er nach der Rückkehr aus seiner Gefangenschaft schrieb, in Hummels neuer Bibl. 1. Bd. 106 ff. Eine Nachricht (in lat. Spr.) von einem (wegen des Interims) zwischen Joh. Agricola und den nürnb. Theologen 1548 gehaltenen Gespräch, hat Strobel in Riederers Abhandlungen 1 St. 99 ff. mitgetheilt. Drei lat. Briefe von ihm an Joh. Agricola, Andr. Osiander und Melanchthon stehen in Riederer's Abhandl. aus der Kirchengesch. S. 112 ff. Ebendas. S. 251 steht auch ein Brief von ihm an D. Christ. Tettelbach, onolzbach. Rath. Ein Protocoll von ihm über ein wegen des Osiandrismus 1554 zu Nürnberg angestellten Gesprächs ist abgedr. in Strobels neuen Beiträgen 1. Bd. 91 ff. Ein Brief von ihm an Nic. Gerbelius steht in den Epp. ad Marbachios p. 825, und ein lateinischer an Brenz vom J. 1555 in Strobels Misc. 1. Saml. 172 ff. Auch im Leben Helings von Zeltner und in Verpoortenii analect. stehen Briefe von ihm. Seine religiöse Gesinnung äußerte sich unter andern dadurch, daß er eine besondere Hauskirche hatte, die er mit den Seinigen sehr oft zu besuchen pflegte, und deren Melanchthon in vielen seiner Briefe gedenkt [6]). Ein großes auf ihn geprägtes Schaustück ist abgebildet in Köhlers Münzbelust. 15. Th. S. 137 in *J. Camerarii* narrat. de vit. H. Baumgaertneri ed. *G. E. Waldau* auf dem Titelblatte, auch in Waldaus neuen Beitr. 1. B. 233; und ein kleines in Wills Münzbelust. 2. Th. 321. Drei Gedächtnißmünzen auf ihn hat Imhof in seiner Saml. eines nürnberg. Münzkab. 1. Th. 2. Abth. 608 ff. beschrieben [7]). (*Baur.*)

BAUMGÄRTNER, (Albr. Heinr.) königl. preuß. Kriegsrath und Resident im fränkischen Kreise, geb. den 5. Mai 1743 in Erlangen, wo sein Vater Hoftapezirer war, besuchte die Schule, und seit 1760 die akademischen Vorlesungen in seiner Vaterstadt, um sich zum Theologen zu bilden, ging dann 1763 als Hofmeister nach Regensburg und 1765 nach Ansbach. Als das Fürstenthum Baireuth an Ansbach fiel, wurde er am 31. Dec. 1769 als Secretär beim Lotto in Ansbach angestellt, und entsagte nun der Theologie gänzlich. Der Markgraf nahm ihn, da er sich in Mußestunden mit dem Lesen und Übersetzen der alten Taktiker beschäftigte, 1774 mit nach München, und verschaffte ihm aus der dasigen Universität verschiedene Manuscripte taktischer Schriftsteller. Nachdem er 1779 den Charakter und Rang eines fürstl. Rathes erhalten hatte, wurde er 1783 zum Kastenamtmann in Bairersdorf und Verwalter in Uttenheim, mit dem Charakter eines Kammerraths, ernant. Der König von Preußen beehrte ihn 1786 mit der Würde eines Kriegsraths und Residenten im fränkischen Kreise, besonders aber in den Fürstenthümern Ansbach und Baireuth, worauf er 1797 seine Stellen in Baiersdorf niederlegte, und als erster Kammeramtmann zu Erlangen nach Frauenaunach zog. Im Herbste 1803 wurde er, mit Beibehaltung seiner ganzen Besoldung, auf sein Ansuchen in den Ruhestand versetzt, privatisirte seitdem in Erlangen, und starb daselbst

6) *Joh. Fabricii* Disp. de ecclesiis domest. in dessen Amoen. theol. p. 331 sq. 7) *P. Praetorii* Epicedion in ob. H. Baumg. Nov. 1565. 4. *Scip. Gentilis* laud. fun. D. Hier. Baumg. Ib. 1603. 4. *Adami* Vit. Ictor. germ. p. 78. *Seckendorf* hist. Lutheran. Lib. III. Sect. 30. §. 120. *Freheri* theatr. p. 851. J. F. Roth's Lebensbeschr. von merkw. Nürnbergern. Nürnb. 1796, S. 126. Will und Nopitsch a. a. O., wo noch viele andere Quellen nachgewiesen werden.

den 26. Sept. 1809. Mit dem Studium der griechischen und römischen Literatur verband er auch Kentniß der französischen und englischen Sprache, und übersetzte aus dem Griechischen den Theophrastus von den Steinen, Nürnb. 1769. 8., des Cebes Gemälde nebst des Demophilus und Demokrates Gleichnissen und Sittensprüchen; ebend. 1781. 12.; aus dem Engländ. aber: die Ruinen von Pästum. Würzb. 1781. Fol. m. Kpf. Das meiste Verdienst erwarb er sich durch die vollständige Samlung aller Kriegsschriftsteller der Griechen, sowol strategischen als taktischen Inhalts, aus dem Griech. m. Anm. und 19 Kpf. Frankenthal und Mannh. 1779. 4. Seine Übersetzungen sind meistens richtig, aber nicht überall dem Genius der teutschen Sprache gehörig angepaßt. Die Anmerkungen enthalten viel Gutes und Gründliches. Unvollendet blieb seine Geschichte der Götter und vergötterten Helden Griechenlands und Latiens, wovon 1784—1786 zu Erlangen. 3 Hefte in 4. m. Kpf. herauskamen. Handschriftlich hinterließ er eine Übersetzung der griechischen Erotiker und eine Geschichte und Statistik des Amtes Baiersdorf. Zur allgem. Lit.-Zeitg. lieferte er Recensionen*). (*Baur.*)

Baumgarten (Conr.), s. Wolfenschiess.

BAUMGARTEN (Siegmund Jacob) gehört unter die ausgezeichneten Gelehrten seiner Zeit, welche mit dem Hauptfache, zu welchem sie ihr Beruf bestimte, eine sehr vielseitige und dabei tiefe und gründliche Kentniß anderer Fächer verbanden, auch bei einem sehr schwächlichen Körper im rastlosen Arbeiten fast unübertreflich waren. Die Geschichte seines äußern Lebens ist, wie bei den meisten, besonders akademischen Gelehrten, sehr einfach. Derselbe Ort, wo er seine Bildung erhielt, ward in der Folge der Schauplatz seiner höchst vielartigen Thätigkeit, und sein physisches Leben endete eben da, wo einst sein höheres geistiges Leben begonnen hatte. Dieser in der That durch ihn in jener Periode verherrlichte Ort, war Halle. Von da aus hat er als Schulmann und Prediger, dann als akademischer Docent und als Schriftsteller in der Nähe und Ferne drei Decennien höchst segenreich gewirkt.

Er war der Sohn Jacob Baumgartens, welcher seit dem J. 1697 als erster Inspector an dem von A. H. Franke gestifteten königl. Pädagogium, dann als Prediger zu Wollmirstädt, zuletzt zu Berlin stand, wo er 1722 starb, jedoch in drei gelehrten Söhnen fortlebte, unter welchen der jüngste Alexander Gottlieb (s. folgenden Art.) sich als Philosoph auszeichnete. Der älteste, von dem hier die Rede ist, war ihm zu Wollmirstädt im J. 1706 geboren, und vollendete seine von dem gelehrten Vater erhaltene Vorbereitung, nach dessen Tode auf dem Hallischen Pädagogium; bezog 1724 die Universität, unterrichtete in den höheren Klassen des Waisenhauses, und ward 1726 Inspector der lateinischen Schule, wo sich zum ersten Mal unter ihm eine Classis selecta bildete. Im J. 1728 ward er Adjunct des jüngeren Prof. G. A. Franke im Predigtamte; 1730 Adjunct der theologischen Facultät, in welche er im J. 1734 als ordentliches Mitglied einrückte und nun alle seine übrigen Nebenämter niederlegte. Jetzt lebte er einzig für die Universität und für die Wissenschaften. Wer mag die Zahl der Zuhörer berechnen, welche in dem Lauf von beinahe 30 Jahren an seinen Lippen gehangen haben? Denn bei der großen Frequenz der Universität, und da nicht leicht ein Theolog sie verließ, der ihn nicht gehört hätte, war er in seinen Vorlesungen gewöhnlich mit 300 bis 400, auch oft noch mehr Auditoren umgeben. Selbst oft eintretende körperliche Schwäche konte ihn nur selten darin hemmen.

Um Baumgarten als Gottesgelehrten und sein Verdienst von dieser Seite richtig zu würdigen, muß man vor allen Dingen die Zeit, in welche seine Wirksamkeit fiel, ins Auge fassen. In der Spener-Frankischen Schule war er erzogen. Das, was diese bezweckte, an die Stelle einer spitzfindigen und unfruchtbaren Theologie, eine mehr biblische und praktische Lehrweise, nicht nur in die Kirchen und Schulen zurückzuführen, sondern schon auf der Universität den künftigen Volkslehrern eben sowol eine Richtung auf wahre Gottseligkeit, als auf Gelehrsamkeit zu geben, war in seinem Princip vortreflich. Aber es ward auch mißverstanden und gemißbraucht, und ob es gleich in jener so genanten pietistischen Schule in und außer Halle an einzelen sehr gelehrten und tüchtigen Männern nicht fehlte, so wurde doch bei vielen andern das eigentliche Studiren durch die vielen, zum Theil ängstlichen Andachts- und Gebetsübungen offenbar beeinträchtigt, ging auch wol gar in eine Geringschätzung aller der Theile der theologischen Gelehrsamkeit über, die nicht etwa eine unmittelbare Beziehung auf das Bibelstudium hatten; besonders auch der Philosophie, die man, wenigstens wie sie Christian Wolff lehrte, sogar für gefährlich erklärte. Selbst die meisten damaligen Hallischen Theologen, waren von einer gewissen Erschlaffung und Beschränktheit des Geistes nicht frei zu sprechen. Es war daher hohe Zeit, daß ein Mann auftrat, der mit echter Pietät zugleich einen großen Reichthum des Wissens, einen wahrhaft philosophischen Geist, Bestimtheit der Begriffe, Präcision im Ausdruck, strenge Ordnung im Vortrage vereinigte, und selbst das Erbauliche in Rede und Schrift an festere Regeln band, ohne die es so leicht in eine bloße Wortfülle ohne Gediegenheit der Gedanken übergeht. Dieser Mann war Baumgarten! Er hatte die Wolffische Philosophie nicht versäumt und sich von dem Formellen derselben, namentlich der zergliedernden und demonstrirenden Methode, fast zu viel angeeignet. Daher trat wol in seinen Schriften und Vorlesungen die logische Subtilität oft zu sehr hervor, da in ihm Alles, was er dachte, sogleich zur Disposition und Tabelle ward. Aber die Gründlichkeit gewann, und nur durch eine zu sclavische Nachahmung seiner Methode, namentlich in Predigten, ward häufig gefehlt: Denn die Verehrung, welche er von seinen Schülern genoß, ging bei einigen bis in eine fast abergläubische Anhänglichkeit an jedes seiner Worte über, obwol sein Vortrag so wenig durch Beredsamkeit glänzte, daß er viel mehr trocken als anmuthig und selbst die Stimme schwach, und durch häufiges Hüsteln (auch dies ahmte man nach!) unterbrochen war. Nach seinem Tode zeigte sich diese Bewunderung nicht nur in der Herausgabe seiner meisten Vorlesungen,

*) Meyer's biogr. Nachr. von ansb. Gel. S. 7. Vocke's Alman. ansb. Gel. 1. Th. 318. Fikenscher's gel. Baireuth 1. Bd. 72. Allgem. Lit.-Ztg. 1809. Dec. S. 847.

sondern vorzüglich auch in der diplomatischen Genauigkeit, womit man dazu mehre Hefte verglich.

Übrigens waren sich seine Verdienste um einzelne Theile der Theologie nicht gleich. Als Dogmatiker ging er zwar nicht über die Gränze des Lehrbegriffs der Kirche, förderte jedoch die Wissenschaft mittelbar durch Erweckung historischer Forschung. Die sogenanten häretischen Parteien stellte er in ihrem Lehrbegriffe scharfsinnig dar, beurtheilte sie jedoch strenger als vor ihm G. Arnold. Als Exeget war er seinen Zeitgenossen, Ernesti, Heumann, Michaelis Vater und Sohn, nicht gleichzustellen. Sein Lehrbuch der Hermeneutik geht nur wenige Schritte weiter als seine Vorgänger; die Präcision der Begriffs-Bestimmungen und der Ausstellung des Streitpunktes ist in seiner Polemik unübertrefflich. In der Moral mochte ihn Mosheim an feiner Weltkentniß und im Stil übertreffen; an Bestimtheit und Strenge der Begriffe ist ihm Baumgarten weit überlegen. Noch nie war vielleicht die Sittenlehre des Evangeliums so philosophisch behandelt, ohne daß gleichwol der eigenthümliche Charakter derselben und der religiöse Dialekt ihrer Urkunde verwischt wäre. Auch in der großen Anzahl theologischer Bedenken, welche er Namens seiner Fakultät als Gutachten über Gewissensfälle aussertigte, bewährt sich sein Scharfsinn, wenn gleich die Urtheile selbst den Charakter der strengen Schule, in der er gebildet war, an sich tragen.

Neben der eigentlichen Theologie war Literatur und Geschichte das, worin er am meisten lebte, arbeitete und leistete. Früh schon hatte er sich eine seltene Bücherkentniß erworben, auch früh angefangen, sich in Besitz einer Bibliothek zu setzen, welche nach und nach so anwuchs, daß der Auctionskatalog eine Reihe starker Bände einnahm. So hatte er sich selbst zum großen Literator gebildet, dem nicht leicht etwas fremd war, was das Inland oder Ausland von merkwürdigen Produkten besaß, auch die seltensten nicht ausgenommen. Wie er diese Kentnisse aber zu benutzen verstand, bezeugen die reichen Citationen in seinen Schriften, so wie seine Nachrichten von einer Hallischen Bibliothek (der seinigen) in 8 Bänden, und die Nachrichten von merkwürdigen Büchern in 12 Bänden. Diese ausgedehnte Belesenheit, die ihn denn freilich auch fast immer an sein Studirzimmer fesselte, und der damit verbundene historisch-kritische Forschungsgeist, nebst der Kentniß der neuen wie der alten Sprachen, machte ihn auch vorzüglich geschickt, die Herausgabe einiger größeren, aus dem Engländischen und Französischen übersetzten, Geschichtswerke zu übernehmen. Unter ihnen ist bei weitem das wichtigste jene, aus einem sehr unvollkomnen engländischen Original entstandene, Allgemeine Welthistorie, von welcher er die 16 ersten Bände mit einem großen Reichthum von Anmerkungen, daneben auch mit 4 Bänden Erläuterungsschriften und Zusätzen ausstattete, welche in der Folge auch von den Engländern wieder benutzt sind. Außer diesen führte er die Aufsicht über die teutschen Ausgaben von Niceron, Lenglet du Fresnoy, Ferreras, Rapin, Bougeant, und die Lebensbeschreibungen aus der britischen Biographie.

Endlich ist unter seinen Verdiensten gewiß nicht das geringste, daß er in so vielen seiner Zuhörer den Sinn für gründliche Gelehrsamkeit, für Quellenstudium, namentlich auch für ausländische Literatur geweckt und durch Mittheilungen aus den reichen Schätzen seiner Bibliothek gefördert hat. Unter jenen haben mehre, z. B. Adelung, Heilmann, Johann David Michaelis, Nösselt u. v. A. sich selbst großen Ruhm erworben; Keiner aber hat ihm so nahe gestanden, als J. S. Semler, welcher auch in der Folge durch ihn von Altorf wieder nach Halle berufen ward. Frühzeitig hatte er sich diesem offener mitgetheilt und ihn besonders auf das Feld der Geschichte hingewiesen. Gerade dies ward aber auch der Standpunkt, von welchem fast Alles, was Semler Neues und Großes leistete, ausging, was Baumgarten gewiß schon ahnete, aber bei der natürlichen Vorsicht und fast Schüchternheit nicht laut werden ließ, daß Vieles in der Theologie und ihrer Geschichte auf unsicherm Grunde ruhe, sprach der gelehrte Schüler laut aus und hatte den Muth, sich kein Ansehn des Alterthums oder des bloßen, gleichsam geheiligten Herkommens bestimmen zu lassen, wo er die Gründe dafür nicht haltbar fand (Mehr darüber in dem Art. Semler).

Baumgartens arbeitvolles Leben endete am 4. Jul. 1757. Er erlag schon im 51. Jahr seinem geschwächten Körper. Die von allem äußern Schein entfernte echte Frömmigkeit, die aus seinem Leben, wie aus seinem Angesicht sprach, die Humanität und Milde seines Charakters, die, auch bei abweichenden Ansichten und Meinungen, ja wol selbst erfahrenen Kränkungen, doch stets erhaltene Collegialität, erwarben ihm fern und nah allgemeine Achtung, so wie seine seltene Gelehrsamkeit den Ruhm, nicht blos im engen Kreise der Universität, sondern auch der ganzen Gelehrten-Republik einen hohen Rang eingenommen zu haben. Nach seinem Tode sammelte man sorgfältig Alles zum Druck, was er nun nicht mehr mündlich vortragen konte. Die Vorlesungen über die Glaubenslehre und die theologischen Streitigkeiten erhielten durch Semlers vorangeschickte Abhandlungen einen noch größeren Werth. Wenn viele der Baumgartenschen Schriften jetzt vergessen ruhen, so hat er dies mit den meisten Schriftstellern gemein, deren Periode eine andere noch reichere an neuen Bestrebungen und Leistungen folgte; für ihre Zeit haben sie viel, und wohlthätig gewirkt.

Eine dürftige Lebensbeschreibung Baumgartens nebst seinem Bildniß, findet sich in Brucker's Bildersaal. Auch Semler gab ein Jahr nach seinem Tode eine nicht befriedigende Lebensbeschreibung heraus; fast mehr noch und Interessanteres, auch über Baumgartens häusliche Verhältnisse, enthält Semler's Selbstbiographie. Hiemit vgl. man in meiner Schrift: Die Universität Halle nach ihrem Einfluß auf gelehrte und praktische Theologie besonders S. LXX fg. (*Niemeyer.*)

BAUMGARTEN (Alexand. Gottlieb), wurde 1714 den 17. Jun. zu Berlin, wo sein Vater Jacob B. Prediger war, geboren. Sein fähiger Kopf und forschender Geist äußerte sich früh, und wurde von seinem Vater bis ins achte Jahr gebildet, als er starb. Auf den Schulen in Berlin brachte er es zu einer vorzüglichen Fertigkeit in der lateinischen Dichtkunst. In Halle studirte er

die Philosophie unter Wolf, und die Theologie unter seinem Bruder. Als Magister hielt er in Halle Vorlesungen mit großem Beifalle, wurde daselbst außerordentlicher Professor der Philosophie; 1740 aber erhielt er die ordentliche Lehrstelle der Philosophie zu Frankfurt a. d. O. Seit 1751 war seine körperliche Gesundheit durch anstrengende Arbeiten und Drangsale des Kriegs zerrüttet, und kehrte nur auf kurze Zeit zurück. Er starb den 26. Mai 1762 mit dem Ruhme eines scharfsinnigen Denkers, und feinen Zergliederers der Begriffe; wodurch er der Wolfischen Philosophie mehr Deutlichkeit und Präcision gegeben hat. Er schrieb Annotationes in Logicam 1761. Metaphysica Halae 1739, 1743. Eberhard hielt es für das beste Compendium dieser Wissenschaft, und ließ es 1783 wieder neu auflegen; Ethica philosophica Halle 1740. 51. 8. Allgemeine praktische Philosophie Halle 1760. 8. Annotationes in jus naturae. Er ist der Erste, welcher die Ästhetik unter diesem Namen nach Wolfischer Methode bearbeitete, wozu Wolf schon die Idee angegeben und wovon er die Grundrisse in seiner Disputation de nonnullis ad Poema pertinentibus Halle 1733. 4. zum Theil entwickelt hatte. Das Lehrbuch selbst, Aesthetica Pars I. Frankfurt a. d. O. 1750. P. II. 1758. 8. ist von ihm nicht vollendet worden *). (*Tennemann.*)

BAUMGARTENIA habe ich dem Vf. der siebenbürgischen Flor zu Ehren eine Pflanzen-Gattung genant, welche Labillardiere Borya genant hatte, da dieser Name schon von Willdenow für eine ganz andere Gattung bestimt war. Diese gehört zu den Sarmentaceen, steht in der 6. Linné'schen Klasse, und ist mit Johnsonia und Xanthorrhoea verwandt. Char. Die Blüthen in Knöpfen, von Bracteen umgeben. Die Corolle trichterförmig, mit sechstheiliger Platte, die Staubfäden mit der Blumenröhre verwachsen. Die dreifächerige Kapsel enthält, von Bracteen umgeben, in jedem Fache nur wenige Samen. 1) B. *nitida,* mit sehr ästigem wurzelnden Stamm, nadelförmigen Blättern, kurzem Blüthenstiel, eiförmigem Blumenknopf. (Borya nitida *Labill.* nov. holl. t. 106). In Neu-Holland. 2) B. *sphaerocephala* mit einfachem geradem Stamm, langen Blüthenstielen und kugeligen Knöpfchen. In Neu-Holland. (Borya sphaerocephala *R. Brown* nov. holl. p. 286.) (*Sprengel.*)

BAUMHOLZ nent man diejenigen Holzarten, welche aus den Samen Pflanzen hervorbringen, die gewöhnlich nur einen Stamm oder Schaft haben. Man theilt das Baumholz ab: in Bäume der ersten Größe, die einen reinen Stamm von 30 Fuß, der zweiten Größe von 18 Fuß und der dritten Größe von 10 Fuß Höhe haben. (*Laurop.*)

BAUMÖL (Olivenöl, oleum olivarum). Das reinste und beste von weißer Farbe (weißes Baumöl), oder von gelblicher (Provenceröl) fließt aus dem reifen Fleische der ganz frischen Früchte von Olea Europaea, und zwar der kleinen, rundlichen vorzüglichsten genuesischen Sorte (Aglandau) zum Theil von selbst aus, oder wird durch gelindes Pressen zuerst gewonnen (Jungfernöl). Schon weniger fein ist das vom stärkern Drucke, noch geringer, mehr dunkelgelbgrün, und eigen etwas übelriechend und schmeckend das zum dritten Mal mittelst kochenden Wassers ausgepreßte gemeine Baumöl. Das endlich aus den Trestern gezogene grüne, dickliche Schmieröl von ganz widrigem Geruche und Geschmacke dient weder zur Speise, noch viel weniger zum Arzneigebrauch. Hiezu muß das Öl weiß, wenigstens weißgrünlich, oder blaßgelblich, durchscheinend genug, fast ganz geruchlos, und mildsüßlich schmeckend, 0,913 specifisch schwer seyn, bei 29° F. zu einer ganz weißen, körnigen Talgmasse gerinnen, in deren Mitte noch einige helle Öltropfen stehen bleiben, und auch bei anhaltender Wärme sich über ein Jahr unverändert erhalten. Es brent mit einer hellen Flamme ohne Rauch und Übelgeruch. Ganz rein und echt wird es sich, zu 3 Unzen mit 2 Dr. flüssigem salpetersauren Quecksilber oft und lange genug zusammengeschüttelt, sogleich verdicken, und am andern Tage zu einer Masse erstarrt seyn. Das gemeine Baumöl kann durch Raffiniren mit Kohlenpulver mehr oder weniger gereiniget, und veredelt werden. — Ganz schlecht ist alles zu alte, schon ranzige, misfarbige, thranig riechende, und scharf bitterlich schmeckende Olivenöl, dem indeß ebenfalls die Pflanzenkohle Farbe und Geruch benimt. — Verfälscht ist das Provenceröl mit Mohn-, Nuß- oder Buchöl, oder, wie oft das von den griechischen Inseln, mit einer Gurkenabkochung, das gemeine aber mit Rüb- oder Leinöl, wenn sie, specifisch schwerer (0,918—20), später in der Kälte und nicht durchaus gestehen, einen mehr oder weniger veränderten Geschmack zeigen, mit keiner so hellen, reinen Flamme brennen, dabei mehr dampfen, durch starkes Schütteln viele Luftblasen ausstoßen, und, wie oben, mit salpetersaurem Quecksilber zusammen geschüttelt, blos einen Bodensatz bilden, auf welchem ein röthlich-gelbes flüssiges Öl schwimt, dessen Quantität jene des zugesetzten Samenöls anzeigt. — Vergiftet wird es theils durch Aufbewahren in bleizinnernen, oder bleiernen unsaubern, schon oberflächlich oxydirten Ständern, um es absichtlich darin an der Sonne weiß zu bleichen, oder wol gar, um das ranzige heller und süßlicher zu machen, durch Vermischung und gelinde Digestion mit Bleiweiß ꝛc., wovon es aber eine eigene widerliche Süßigkeit erhält, insgemein auch schmieriger ausfällt, und, nachdem man gleichviel destillirten Essig und einige Tropfen Salpetersäure damit gut zusammen geschüttelt hat, der davon sich scheidende Essig mit Hahnemann's Bleiprobe einen dunkeln Niederschlag bildet. — Endlich kann es auch, an warmen Orten in unreinen kupfernen oder messingenen Gefäßen aufbewahrt, leicht giftige Grünspantheile anziehen, wovon es einen herbsüßlichen Metallgeschmack bekomt, und ein in dergleichen mit Essig zusammen geschütteltes und erwärmtes Öl gelegter blanker Stahl über kurz oder lang sich überkupfert. Das kupferhaltige Öl wird auch von zugetropftem wässerigem Ammonium blau ꝛc.

Braconnot zerlegte das Olivenöl, durch Auspressen bei — 6° C. gewonnen, in 72 grünlich-gelbes Öl, welches bei —10° C. noch ein wenig Talg absetzte, und in 28 weißen, glänzenden, festen, bei 20° schmelzenden Talgs. So von diesem getrent, gerint es in der Kälte nicht mehr.

*) Baumgartens Leben und Schriften von F. G. Maier, Halle 1763. 8.

Nach Chevreul besteht es aus Stearine und Elaine. Das Jungfernöl enthält viel weniger Talg, und gibt daher keine so feste Ölseife, als das warm ausgepreßte Baumöl, welches mit Bleioxyd auch ein festeres Pflaster bildet. Es löst sich, nach Brande und Planche, sehr wenig in Weingeist von 0,82 auf (1¼ Gran in 500); vom Schwefeläther bedarf es dazu 2,7, vom Essigäther 5 bei 9—10° R. Mit Vitriolöl liefert es, nach Proust, ein dunkles Gemisch, welches mit Wasser zu einer schäumenden Seifen-Auflösung wird, die nach einigen Tagen sich in Fäden zieht, und beim Erwärmen unter Absatz einer dicken, milchrahmähnlichen, in Wasser und Weingeist löslichen, durch rauchende Salpetersäure nicht entzündlichen Seife vollkommen sich aufhellt. Durch diese Verbindung soll, nach Dulk, zugleich eine eigene Substanz entstehen, die zu den Säuren gehört, mit den Basen eigenthümliche Salze darstellt, und schwefelölige Säure benamt ist *). — Das Olivenöl entzündet sich durch ein Gemisch von rauchender Salpetersäure und Vitriolöl selbst. Seine entfernten Bestandtheile sind nach Gay Lussac und Thenard: 77,213 Kohlenstoff, 13,360 Wasserstoff und 9,427 Sauerstoff. Andere mehr allgemeine chemische Verhältnisse desselben s. unter dem Art. Oele **).

In der Arzneikunst macht reines, unverdorbenes Olivenöl alle übrige Fettöle entbehrlich. Es spant ab, schmeidigt, erweicht, hält Reize ab, hüllt scharfe Stoffe ein, und macht von ihrem natürlichen Schleime entblöste Hautflächen schlüpfrig. Mehr davon wirkt schweißtreibend, oder laxirend, leicht aber auch emetisch. Man läßt es bei allen verschluckten Ätzgiften reichlich trinken, und in Klystiren und Bähungen beibringen; gebraucht es bei Krampf- und Bluthusten, bei Katarrhen von Absonderung scharfer Feuchtigkeiten in den Lungen, im Asthma als Emulsion; bei Enteritis, Krampfkoliken, Bleikolik, gegen habituelle Obstipation von einem trocknen, oder krampfhaften Zustande der Därme, von verhärtetem Darmkothe, bei entzündlichen Ruhren, im Ileus, Volvulus, bei eingeklemten Brüchen für sich innerlich, und äußerlich als Klystir und zum warmen Einreiben; desgleichen in krampfhaften Zufällen von Galleneoncretionen, oder bei den weiblichen Regeln, bei Krampfwehen, Nieren- und Blasenkrämpfen von Harnsteinen, häufiger Harnsäure ꝛc., in Hämorrhoidalbeschwerden, bei Ischurie und Strangurie ꝛc. auch äußerlich, und hier dann mit ätzendem Salmiakgeist zusammen gerieben. Innerlich und äußerlich wird es gegen die Folgen des Vipern- und Natternbisses, von Shadwell sogar gegen die Wasserscheu vom Bisse toller Thiere empfohlen, innerlich zu 4 Unzen auf einmal gegen fieberlose herumziehende Gicht, zu 4–8 Unzen in der Levante längst als Präservativ und Heilmittel gegen die Pest, allein die hier später auch von Berchthold und Baldwin zugleich angerathenen Öleinreibungen waren oft fruchtlos, und manchmal sogar schädlich; beim gelben Fieber sollen sie mehr gewirkt haben; neuerlich hat man sie auch als prophylaktisches und Curativmittel gegen die Scharlachkrankheit vorgeschlagen. In Wurmkrankheiten wirkt das Baumöl vortreflich, ist aber bei anhaltendem Gebrauche mit gewürzhaften und bittern Mitteln zu verbinden. Noch nützt es, äußerlich warm eingerieben, bei Trockenheit und Anspannung der Faser, äußerlich trockner Entzündung, topischen Schmerzen, krampfhaften Zusammenziehungen; bei Katalepsis, Tetanus und Trismus, Pneumonie und Enteritis, Kontrakturen, Steifheit der Muskeln und Gelenke, bei Trockenheit der Geburtstheile kreisender Frauen, bei chronischen Hautkrankheiten, wund gewordenen Theilen und Verbrennungen; bei Insektenstichen; zur noch möglichen Zertheilung von Drüsengeschwülsten mit Kampher, neben Quecksilbersalbe zu Einreibungen in die kranken Schenkel bei Phlegmatia dolens, gegen Haut- und Bauchwassersucht bei noch gangbarer und nicht zu sehr erschlaffter Haut; in Klystiren bei Stuhlzwang, Vergiftungen, Kothverhärtung, Hämorrhoiden, Ascariden ꝛc., zu Einspritzungen in die Harnblase bei Ischurie von krankhafter Verengerung des Blasenhalses ꝛc. — Man bestreicht damit Hand und Instrumente bei geburtshilflichen Untersuchungen und Operationen, so wie chirurgische Werkzeuge überhaupt, um sie leichter und weniger schmerzhaft anwenden zu können. — Die innerliche Gabe des Baumöls ist verhältnißmäßig 1, 2 und mehre Thee- oder Speiselöffel bis zu ¼ ja ½ Pfd., in großen Gaben, zumal bei Vergiftungen, in der Tobsucht ꝛc. — Man gibt es entweder allein, oder mit Schleim, Zucker u. a. süßmilden Säften, zu Emulsionen mit gleichviel Mandelsyrup und zweimal mehr gewürzhaftem Wasser; zum äußerlichen Gebrauch mit Ammonium, Kampher u. a. flüchtigen Mitteln. Übrigens dient es mit Weingeist zum Vehikel vieler äußerlicher Einreibungsmittel, so wie zur Basis vieler Salben, Linimente und Pflaster, zur Bereitung der gekochten Öle ꝛc. Sein Speisegebrauch ist bekant; als diätetisches Mittel gehört es, wie alle Fette, zu den schwer verdaulichern †). Technisch wird es gebraucht zur Bereitung der reinen Ölseifen, das Tresternöl zu Schmierseife, zur Einölung des Schwarzleders; gutes Baumöl, um Pflanzensäfte vor Gährung, Fleisch in luftdichten Geschirren vor Fäulniß, Eisen u. a. Metalle gegen Rost zu schützen, mit Schmirgel zum Abschleifen des Stahls, und zum Bronziren des Schießgewehrs ꝛc., zu Zeichnungen auf Stahl ꝛc.; in der Färberei und Gerberei, hier z. B. zum Tränken des Sämischleders, zur Fertigung des glasirten Handschuhleders, und zu einer Art Pergaments (Ölhäute), zum Einschmieren des Saffians ꝛc.; mit Wachs zu ana=

*) S. Berliner Jahrbücher der Pharmacie 1821 S. 166 ꝛc.

**) Vgl. Braconnot in den Annal. de Chimie XCIII. S. 257, und daraus in Trommsdorff's Journal der Pharm. XXV. 2. S. 307 ꝛc. — Chevreul in den Annal. de Chimie LXXXVIII. 225 XCIV 80. 113. XCV. 5. und in den Ann. der Chem. und Ph. II. 539. VI. 401. VII. 155. 264. 367 ꝛc.

†) In der Thierheilkunde wird das Baumöl äußerlich als schmeidigendes Mittel zu Salben und Linimenten, innerlich als Purgiren erregend angewandt. Man gebraucht es bei Pferden innerlich in Koliken, überhaupt und besonders von zu viel verschlucktem Sande oder von Gedärmesteinen; beim Rindvieh in Koliken mit Verstopfung von zu häufigem Genusse trockener Körnerfrüchte, Mehl oder Spreu, welche im Pansen aufquellen; so wie auch bei im Schlunde festsitzenden fremden Körpern, äußerlich wird es in Klystiren bei Verstopfungen angewendet. Einem Pferde gibt man davon innerlich ein halbes bis ganzes Pfund, und einer Kuh von einem bis zu zwei oder drei Pfund auf einmal, wenn man ein sehr dünnes Misten erzwingen will. (*Greve.*)

komischen Injektionsmassen ꝛc. In Ölfarben, Firnissen, Lacken, Kütten ist es nicht trocknend genug. Besser taugt es als Zusatz zu den blauen Druckfarben auf Baumwollensammet, u. a. Baumwollen-Gewebe. Übrigens dient es zum Brennen und Erleuchten; sein Ruß aber zu Lampenschwarz für Firnisse ꝛc. (*Th. Schreger.*)

Baumrinde, s. oben Baum.

Baumrinden-Papier und Baumrinden-Zeuge, s. Papier- u. Leinenmanufakturen.

BAUMSCHLAG nent man in der Natur die Belaubungsart der Bäume, und in den zeichnenden Künsten, die besondere Art und Weise, die Belaubungsmasse der Bäume, insofern sie aus Blättern besteht, kunstgemäß darzustellen. Dieses ist die eigentliche und strenge Bedeutung des Worts, bei welcher wir hier stehen bleiben. Andere nehmen dasselbe auch noch in einer ungewöhnlichern, weitern Bedeutung, in welcher sie die ganze äußere Gestalt der Bäume überhaupt, insbesondere aber die Erscheinung der Äste und Zweige derselben darunter begreifen.

Das Erste, was der Zeichner bei dem Baumschlag zu beobachten hat, ist, daß die Darstellung der Natur angemessen sey. Hier aber ist vorzüglich das Charakteristische der verschiednen Baumgattungen zu erwägen, was sich in Ansatz, Gestalt und Gruppirung der Blätter und in den Licht- und Schattenmassen derselben zeigt. Mit Hackert nehmen wir drei Hauptgattungen des Baumschlags in dieser Hinsicht an, je nachdem die längliche, die eckige oder die runde Gestalt die Grundlage bildet. Kastanie, Eiche und Pappel werden als Repräsentanten dieser drei Gattungen aufgestellt. Bedenkt man nun, daß jeder der einzelen Züge, durch welche der Baumschlag hervorgebracht wird, mehr oder weniger in die Länge gezogen werden kann, daß ferner diese Züge im Verhältniß zum ganzen Baume größer und kleiner seyn können, so wird es einleuchten, auf wie mannigfaltige Weise jene dreifache Art des Baumschlags modificirt werden kann. Ferner sind nicht nur die Grade der Nähe und Entfernung, in welcher der Baum dargestellt wird, sondern auch selbst die Jahrszeiten und die Umgebung des Baums zu berücksichtigen, welche beide die Form und Farbe der Blätter abändern.

Eine Darstellung ist aber nur kunstmäßig zu nennen, wenn sie das Einzele durch den ästhetischen Charakter des Ganzen bestimt. Das zweite und höhere, oder die eigentlich ästhetische Forderung in Hinsicht des Baumschlags ist daher diese, daß der Baumschlag als einzeler Theil eines Ganzen der beabsichtigten Wirkung des Ganzen, in welcher derselbe vorkomt, gemäß sey. Diese kunstmäßige Darstellung des Baumschlags kann daher nicht durch die genaueste Nachbildung der einzelen Blätter einer Baumart, sondern nur dadurch bewirkt werden, daß jenes Charakteristische derselben, wie es sich in ganzen Massen ausdrückt und auf den Sinn wirkt, aufgefaßt, und durch gewisse, diesem Charakter entsprechende Züge dargestellt sey. Diese Art der Darstellung aber findet überhaupt bei allen Gegenständen Statt, welche Theile enthalten, die so klein sind, daß sie mit dem Ganzen in keinem für das Auge faßlichen Verhältnisse stehen, wobei natürlich auch die äußere Größe, welche der Künstler dem ganzen Bilde gibt (Format), zu berücksichtigen ist. Hier gibt es sonach auch Grade, in welchen man die Gestalt der Blätter mehr oder weniger deutlich wahrnehmen kann, und einen großen oder kleinlichen Styl des Baumschlags. Letztre ist diejenige Darstellungsart der Belaubungsart, welche über der Genauigkeit in der Nachbildung des Einzelen die Wirkung und Haltung des Ganzen verliert, und durch mühsame Ausführung das Auge ermüdet; die erstere aber ist diejenige, welche ohne kleinliche Ausbildung, aber auch ohne Oberflächlichkeit und Verwirrung der Formen den Charakter der Baumart im Baumschlage wahrnehmen läßt; wobei es sich von selbst versteht, daß nicht der Baumschlag allein den Charakter eines Baums darstellt, sondern daß sich derselbe schon in der Grundform desselben, so wie in der Gestalt und Richtung der Äste und Zweige und in der Größe und Form der Partien ausdrückt. Übrigens ist die Darstellung des Baumschlags von der Individualität des Künstlers, und namentlich von Organ und Sinnesart desselben im hohen Grade abhängig, indem sich danach die verschiedenen Grade von Bestimtheit oder Unbestimtheit, Härte oder Weichheit der Form richten. Die ältesten Werke der Landschaftsmalerei zeigen einen ängstlichen und harten Baumschlag; späterhin trit eine freiere, aber noch äußerst bestimte, Behandlungsart ein. Die Werke des Claude Gelée sind unter die ersten zu rechnen, bei welchen wir in vorzüglichem Grade eine weniger bestimte Behandlungsart wahrnehmen. (*Wendt.*)

Baumschule, s. Pflanzschule.

Baumstämpel, s. Waldhammer.

Baumwinde, s. Winde.

BAUMWOLLE (Samenwolle). In Beziehung auf 1) Naturgeschichte, Kultur und Handel. Dieses überaus nützliche Naturprodukt, welches aus den Samenkapseln mehrer Pflanzen, Stauden und Bäume, die alle zu dem Geschlechte Gossypium in der sechszehnten Linné'schen Klasse Monadelphia gehören, genommen wird, komt in allen Welttheilen unserer Erde vor.

Der Geschlechtscharakter besteht in dem doppelten Kelche, wovon der äußere dreispaltig, der innere aber fünfmal gezackt ist. Das Blumenblatt ist in fünf herzförmige Abschnitte bis an den Boden getheilt, daher einige die Krone für fünfblätterig ansehen. In der Mitte steht der kegelförmige Körper mit den Staubgefäßen. Das Samenbehältniß ist rundlich und oben zugespitzt, enthält drei bis vier Fächer, und öfnet sich mit eben so vielen Klappen. In demselben liegen viele eiförmige in Wolle gehüllte Samen *).

*) Die Semina *Gossypii* enthalten in ihrer Schale viel Schleim, und im Kerne ein wohlschmeckendes Öl. Als Absud, 1 Unze auf 2 Pfd. Wasser bis zur Hälfte eingekocht, sind sie als die Milchsecretion beförderndes Mittel bei säugenden Müttern schon lange im Gebrauch. Allein mit Kaffee für diesen Zweck geröstet, werden sie in ihren Mischungstheilen größtentheils umgeändert. Sollten sie ja unter obigen Umständen wirksamer seyn, als andere schleimig-ölige Samen, so bleibt eine Emulsion davon immer die beste Arzneiform. (*Th. Schreger.*)

Raynal in seinem Werk: „Geschichte der Europäer in beiden Indien", liefert uns über den Bau der Baumwolle folgende Nachrichten: Die Staude, die unsern Manufakturen die Baumwolle liefert, erfodert einen trokkenen und steinigen Boden. — Sie liebt ein schon angebautes Erdreich, nicht als ob die Pflanze in einem neuen Grund schlechter, als in einem schon gebrauchten fortkomme, sondern weil sie in jenem mehr Holz, und weniger Früchte treibt. — Die Lage der Morgenländer taugt ihr am besten. Im März, im April und während der ersten Frühlings-Regen fängt man den Bau der Baumwollen-Staude an. Man macht Löcher, die sieben bis acht Fuß von einander entfernt sind, und wirft eine unbestimte Anzahl Samenkörner hinein. Wenn sie fünf bis sechs Zoll hoch gewachsen sind, so werden vor dem Ende des August zweimal die Spitzen abgebrochen, eine Vorsicht, die um so nothwendiger ist, weil nur die Triebe nach dem letzten Schnitt Früchte tragen, und weil, wenn man die Staude über 4 Fuß hoch wachsen läßt, das Einsamlen weniger bequem, und doch nicht reichlicher seyn würde. — Zu ihrem guten Fortkommen ist nöthig, daß das um die Staude wachsende Unkraut, sorgfältig ausgerottet werde. Die häufigen Regen sind ihr gut, wenn sie nicht beständig anhalten. Vorzüglich müssen die Monate März und April, worin die Ernte geschieht, sehr trocken seyn, wenn die Baumwolle nicht gefleckt oder röthlich seyn soll. —

Um diese Staude zu erneuern, schneidet man sie alle zwei bis drei Jahre bis auf die Wurzel ab, die alsdann mehre neue Schößlinge treibt. Sie tragen drei- oder fünflappige Blätter, die wechselsweise auf den Zweigen stehen, und unten Blattansätze haben. — Nach acht oder neun Monaten erscheinen gelbe, rothgestreifte, ziemlich große Blumen, die in Ansehung ihres Baues und der Anzahl ihrer Geschlechtstheile der Pappelblume gleich sind. Der in der Mitte stehende Stämpel wird zu einer Frucht von der Größe eines Tauben-Eies, die drei- oder vierfächerig ist. Jedes Fach zeigt, indem es sich öfnet, mehre runde Samen, die in eine weiße Wolle eingewickelt sind, welche die eigentliche Baumwolle ist. Diese Öfnung der Frucht kündiget ihre Zeitigung um die Zeit der Ernte an. — Ist diese vorbei, so scheidet man die Wolle von dem Samen, den sie bedeckt. Dieses Geschäft wird mit Hilfe einer Baumwollen-Mühle verrichtet. Es ist dies eine Maschine, welche aus zwei Walzen von hartem Holze besteht, die ungefähr 18 Fuß Länge, 18 Linien Umfang, und 2 Linien tiefe Rinnen haben. Man befestigt sie an beiden Enden, und es ist nur so viel Raum zwischen ihnen, als nöthig ist, den Samen durchgehen zu lassen. An dem einen Ende ist ein kleiner Mühlstein angebracht, der, wenn er mit dem Fuß in Bewegung gesetzt wird, die zwei Stäbe in entgegengesetzter Richtung umtreibt. Sie ergreifen die Wolle, die sich ihnen darbietet, und verursachen durch den Druck, den sie derselben geben, daß der Same, den sie enthält, ausspringt. — Bis hieher Raynal.

Im Gebiete des osmanischen Reichs, wird im Monat April der Same, wie bei uns das Getreide, aber viel dünner gesäet, und bei trocknem Wetter ungefähr ½ Fuß tief untergepflügt. Im Anfange des Juli reinigt man die Pflanzen vermittelst einer Hacke vom Unkraute; im Anfange des August stutzt man die zu früh aufgeschossenen Stängel gehörig ab. Jeder Stängel bringt ein, zwei oder drei Blüthen, und eben so viele Samenkapseln. Diese sind im September reif, und ungefähr so groß, als ein kleiner Apfel. Sie platzen von selbst auf, und werden von Zeit zu Zeit alle Morgen gesammelt. Bei feuchter Witterung, oder wenn es des Nachts stark gethaut hat, läßt sich die Wolle am reinsten aus den Kapseln ziehen. Die in den ersten Tagen gesammelte ist die Beste, die folgende geringer, und die letzte oft unbrauchbar. Mit dem Ende des Septembers hört die Ernte auf, die Wolle wird entweder in den Kapseln zu Markte gebracht, oder vorher ausgezupft, sortirt und gereinigt. — Die wichtigste Arbeit, die man mit der rohen Baumwolle vorzunehmen hat, ist das Absondern der anhängenden Samen. Dies geschieht mittelst einer Maschine, die, der Hauptsache nach, aus zwei über einander liegenden Cylindern besteht, welche mittelst ineinander greifender Schrauben und einer Kurbel mit der Hand in Bewegung gesetzt werden. Beide Cylinder oder Walzen sind zwischen zwei Pfähle befestigt, die in einem ziemlich starken Fuß eingefügt werden. — Die Walzen macht man entweder von polirtem Stahle, oder von Buxbaumholz; sie können nach Belieben näher an einander, oder weiter auseinander getrieben werden. Zwischen beide laßt der Arbeiter die Baumwolle hindurch pressen, wobei sich der Same absondert. Dieser wird theils zur Saat aufgehoben, theils dem Rindviehe zu fressen gegeben. Die Wolle wird, wenn sie gereinigt, und gut getrocknet ist, in groben Decken von Ziegen- und andern Haaren sehr fest zu Ballen von 3 Fuß Länge, 1½ Fuß Breite, und ½ Fuß Dicke eingepackt. In einem solchen Ballen befinden sich etwa zwei oder 3 Centner.

Unter den vielen Varietäten der Baumwollenpflanze machen folgende drei Hauptgattungen die vorzüglichsten in Ost- und Westindien, so wie in den südlichen Klimaten von Europa aus: A) die große, B) die mittlere, C) die niedere Baumwollenpflanze.

A) Die große Baumwollenpflanze wächst vornehmlich in Amerika und Ostindien; sie erreicht eine baumartige Höhe von 15 bis 20 Fuß, und nicht selten auch die Stärke unserer einheimischen Eichen, die Zweige dieses Baumwollenbaumes schlingen sich an einander, die Blätter sind dreitheilig zerschnitten, rund, und enden in Spitzen, fast wie die Blätter unserer Linden, doch sind sie nicht so haarig. Die Hüllen und die Frucht sind viel größer und dicker, als die von der mittlern Baumwollenpflanze. Jener Baumwollenpflanze gleicht in Wachsthum und Beschaffenheit der Baumwollenbaum, welcher in der Levante angetroffen wird.

B) Die mittlere Baumwollenpflanze, welche vorzüglich auf den Antillen wächst, erreicht nur eine Höhe von 9 bis 10 Fuß; häufig aber wird sie noch niedriger angetroffen. Um die Ernte bei dieser Baumwollengattung ergiebiger zu machen, beschneidet man diese strauchartige Pflanze alle zwei Jahre einmal. Die Zweige stehen fast gerade, und sind von Blättern umgeben,

welche unsern Weinreben-Blättern gleichen, aber zärter und kleiner von Gestalt sind; im jungen Zustande erscheinen sie hellgrün. Die Blumen haben fünf gelbe umgekehrte Blätter, welche einwärts mit purpurfarbigen Strichen versehen sind. Der Kelch ruht auf fünf grünen, harten und zugespitzten Blättern. Der Blumengriffel bildet einen Knopf, der in eine Spitze endigt, und nach und nach die Größe einer welschen Nuß erreicht. Anfänglich ist dieser Knopf grün, wird aber nachher braun, und bei völliger Reife der Frucht schwarz. Dieser Knopf schließt die Baumwolle in sich. Diese mittlere Baumwollen-Pflanze gibt in Amerika zweimal des Jahrs Ernte.

C) Die niedere Baumwollen-Pflanze, welche auf Malta, Sicilien, in Neapel und in andern angemessenen europäischen Klimaten angetroffen wird, ist ein kleiner Strauch, der nie über zwei bis drei Fuß hoch wird. Es umgibt ihn eine röthliche, rauhe Rinde. Die Blätter haben Ähnlichkeit mit den Weinrebenblättern, und hängen an langen Stielen, die mit Haaren bewachsen sind. Die Blumen unterscheiden sich von denen der mittlern Sorte darin, daß sie eine gelbe, mit Purpurroth gemischte Farbe haben. Die Samenkörner sind von der Größe unserer Erbsen, von Gestalt länglich und etwas höckericht. Ihre Farbe ist schmuzig weiß, und in jedem Korn befindet sich ein Kern, welcher durch das Auspressen Öl gibt. In der Botanik unterscheidet man zweierlei Hauptarten der Baumwollen-Pflanzen, nämlich a) die wahre Baumwollen-Pflanze (Gossypium), und b) die Woll-Samen-Pflanze (Bombax), wovon jede einzeln wieder verschiedene Arten, welche Baumwolle liefern, hat. Als Arten von der Baumwollen-Pflanze oder Baumwollen-Staude (Gossypium) werden folgende unterschieden:

1) Die krautartige Baumwollen-Staude (Gossypium herbaceum), ist ein Sommergewächs, komt ursprünglich in Arabien und Persien wild vor, wird aber jetzt auf den griechischen Inseln im Archipel, in Ost- und Westindien, selbst in Europa, vorzüglich in Spanien und in Italien, und in mehren warmen Gegenden gebaut. Die Pflanze hat einen aufrechtstehenden, 2 bis 3 Fuß hohen, rauhen krautartigen, abwärts mit schwarzen Punkten versehenen Stängel. Die Blätter stehen wechselsweise gegen einander über, sind behaart, in fünf, an Größe abnehmende, ausgeschweifte Lappen zertheilt, und nach Cavanillis und Murray ist jedes mit einer Drüse besetzt. Bei den Blatt- und Blumenstielen sitzen 2 kleine lanzetförmige Schuppen. Das Blumenblatt ist blaßgelb, am Boden purpurfarbig. Auf die Blumen, welche eine Glockenform haben, folgt eine Blumenkapsel von der Größe einer welschen Nuß. Wenn diese ihre Reife erhalten hat, zerspringt sie in 4 Fächer, und die darin enthaltene Wolle läuft in der Wärme so stark auf, daß sie die Größe eines Apfels erreicht. Sie stellt nun die verlangte Baumwolle dar; diese umgibt die Samenkerne, welche die Größe einer Erbse haben, schwarzgrau, länglich und wollig sind, und einen öligen Kern enthalten.

2) Die baumartige Baumwollen-Staude (Gossypium arboreum). Sie wächst in Ostindien zu einer Höhe von 6 bis 8 Fuß. Ihr Stamm ist, so wie die Wurzel, holzig, perennirend, und mehre Jahre ausdauernd. Die Blätter sind in fünf Lappen zertheilt, lanzetförmig zugespitzt, und endigen sich in eine kleine Borste. Nach von Rohr soll die Baumwolle von den krautartigen und baumartigen Stauden am deutlichsten durch die Samenkörner, deren Figur auf die gute Beschaffenheit der Baumwolle einen großen Einfluß habe, sich unterscheiden.

3) Die Barbadensische Baumwollen-Pflanze (Gossypium Barbadense). Sie zeichnet sich von der vorigen dadurch aus, daß die Blätter in 3 Lappen zertheilt, und unterwärts am Stiele mit 3 Drüsen besetzt sind. Nach Schwarz unterscheidet sich auch die Barbadensische Baumwollen-Staude durch die Glätte des Blattes, so wie dadurch von andern Arten, daß die Samenkörner nicht an der Wolle festhängen.

4) Die rauhe Baumwollen-Staude (Gossypium hirsutum). Sie wächst in Amerika. Die Blätter sind in fünf spitzige Lappen getheilt, und unterwärts an dem Hauptnerven mit einer Drüse besetzt. Der Stängel ist ganz rauh anzufühlen. — Nach Schwarz soll sich die rauhe Baumwollen-Staude vorzüglich dadurch auszeichnen, daß sie merklich haarig ist, und die obern Blätter meist ungetheilt, die Samen aber grün sind.

5) Die religiöse Baumwollen-Staude (Gossypium religiosum). Sie wächst vorzüglich in Ostindien, und hat ihren Namen wahrscheinlich davon erhalten, daß sie sonst zum Götzendienste gebraucht wurde. Die Zweige und Blattstiele werden von schwarzen Punkten geziert. Die Blätter sind tief in 3, seltener in 5 spitzige Lappen zertheilt, und an dem mittlern Stiel unten mit einer Drüse besetzt. Das Blumenblatt ist weiß, ohne Flecken, und der Griffel ragt hervor. Nach Schwarz erkent man die religiöse Baumwollen-Staude am deutlichsten an den häufigen schwarzen Punkten, welche alle Theile bedecken, an dem mehr getheilten äußern Blumenkelche, und an dem dunkeln Samen, an welchem eine gefärbte Wolle hängt, die jedoch zuweilen auch weiß ist. Nach Schwarz verfertigen die Chinesen aus dieser gefärbten Wolle den echten Nanking.

6) Außer diesen verschiedenen fünf Arten gedenkt Beckmann in seiner Warenkunde St. 1. S. 7. noch einer sechsten Art, welche auf den westindischen Inseln unter dem Namen Coton de Siam vorkomt, und nach Linné eine Abart der rauhen Baumwollen-Staude ausmacht. Dieses Gewächs soll sehr zärtlich seyn, langsam wachsen, und eine ungemein feine, seidenartige Baumwolle geben, die aber von der Natur gefärbt ist, und sich bald durch eine gelbe, bald durch eine kaffebraune Farbe auszeichnet. Die Samen sind grün, und hängen so fest an der Wolle, daß man sie mit den Fingern ablösen muß, indessen die Samen von der Baumwolle anderer Arten durch die oben von Raynal beschriebene Mühle abgesondert werden. Murray hat auch noch ein Gossypium latifolium und rubrum beschrieben, deren letztere in Arabien wild wächst, und sich durch ein röthliches Blumenblatt, einen purpurrothen Kelch, und rothgeaderte Blätter auszeichnet.

Obgleich aber alle diese, hier beschriebene Arten der

Baumwollen-Staude ein brauchbares Produkt liefern, so ist dieses doch in Hinsicht der Güte sehr verschieden. Nach Isert wird gegenwärtig der Baumwollen-Bau, vorzüglich auf der dänisch-westindischen Insel St. Croix, sehr kultivirt. Man soll daselbst 21 verschiedene Arten kennen, wovon eine aus dem spanischen Guiana, und eine andere mit rothen Blättern die feinste und weißeste Baumwolle liefern.

Im Handel und in den Manufakturen unterscheidet man die Baumwolle gewöhnlich nach den Ländern, wo sie gebaut worden ist. Nach de la Platiere wird die Baumwolle in die Ostindische und Levantische, und die erste wieder in die von Guadeloupe, von St. Domingo, von Cajenne und Marignan unterschieden. Von Rohr empfiehlt als vorzügliche Sorten die Guiana-Baumwolle, welche unter den Namen Cajenne-, Suri-nam-, Demerary-, Berbice-, Essequebo-Wolle verkauft wird, weil sie sich durch Weiße, Stärke und Länge der Fäden auszeichnen soll. Die levantische Baumwolle wird auch nach dem Namen der Seehäfen, wo sie abgeholt wird, benant und verkauft, als Akre in Syrien, Smyrna, Salonichi u. s. w. In Frankreich wird alle gesponnene Baumwolle cyprische genant; doch macht die von Malta, Jerusalem und Gallipoli eine Ausnahme. Die Franzosen lassen auch, wie man behauptet, unter dem Namen Caragasch eine Sorte Baumwolle von Smyrna nach Marseille kommen, welche von vorzüglicher Güte seyn soll. In Smyrna selbst nent man das feinste Garn, das dorten gesponnen wird, Caragasch-Garn, so wie man überhaupt dem feinsten Baumwollen-Garn, welches aus der levantischen Baumwolle gesponnen wird, diesen Namen beigelegt.

Nach Quatremere d'Jjonval soll das Klima auf die Beschaffenheit der Baumwolle einen überaus großen Einfluß haben; und die Baumwollenarten scheinen sich nach der Temperatur ihrer Heimath ordnen zu lassen.

Die Güte der Baumwolle bestimt sich nach ihrer Länge und Feinheit, nach der Festigkeit der Faser, und nach der weißen Farbe. Die Gelbe oder Nanking-Baumwolle, welche in Ostindien, hin und wieder auch in Amerika, namentlich in Karolina angetroffen wird, erscheint von Natur in gelber Farbe, und wird zur Fabrikation der ostindischen Nankings angewendet. Sehr häufig leidet die Baumwolle auf der langen Seereise, wenn sie nicht gut gepackt worden, und unterwegs naß wird. Gewöhnlich befeuchtet man aber auch die Säcke vor dem Versenden mit Wasser, und wenn dann dergleichen feuchte Säcke auf den Schiffen nicht in Acht genommen werden, so geschieht es häufig, daß die Baumwolle in einen schlechten Zustand geräth, und dem Verderben mehr oder minder ausgesetzt ist.

Es ist aber auch nicht selten, daß die Baumwolle mit zarter Lämmerwolle verfälscht in den Handel gebracht wird. Diese Täuschung geschieht natürlich erst auf dem Kontinent von Europa durch gewinnsüchtige Handelsspekulanten. Hermbstädt gibt daher, um diesen Betrug zu entdecken, den Rath, daß man etwas Baumwolle verbrenne. Zeigt sich dabei ein harnartiger, animalischer Geruch, so beweist dieser die Gegenwart der Verfälschung mit Lämmerwolle. Göttling räth Alkohol an, mit dem man die Baumwolle übergießt, worauf man ihn anzündet. Nach dem Verbrennen des Alkohols entzündet sich nur die Baumwolle, die Lämmerwolle aber nicht. Ebenso kann jene Verfälschung entdeckt werden, wenn man etwas Baumwolle mit oxydirter Salzsäure imprägnirt. Reine Baumwolle wird dadurch weiß, mit Lämmerwolle aber gelb werden.

Über die Struktur der Baumwolle ist man noch nicht im Reinen. Löwenhoek untersuchte sie mit einem Mikroskop, und fand, daß jede Faser zwei scharfe Seiten habe. Man hat Ursache zu glauben, daß es diese Form der Baumwolle ist, welche den Reiz und die Empfindung hervorbringt, wenn man Baumwolle statt Leinwand zu Charpie verwendet.

Die Baumwolle, welche seit Jahrtausenden einen ausgebreiteten Handelszweig der Alten ausmachte, wurde seit der Entdeckung von Amerika, sowol durch den beförderten Anbau, als durch die Cultivation auf dem Festlande und den Antillen dieses Erdtheils, bei dem merkantilischen Bestreben der Europäer in Mitwirkung des dazu geeigneten Klimas zu einer so großen Vollkommenheit gebracht, daß dieses Naturprodukt in unzähliger Menge aus Westindien zu uns nach Europa gebracht wird. Die Franzosen, die Holländer, die Engländer ꝛc. wetteifern in ihren Colonien mit einander, die Baumwollen-Staude so viel möglich zu vervielfältigen und ihrer Rivalität verdankt jene Erdgegend die so hohe Kultur dieser Pflanze.

Die Westindische Baumwolle, worunter man sowol die des Festlandes von Amerika, als die der antillischen Inseln begreift, wurde durch die Engländer aus Jamaika, Granada, St. Vincent u. s. w., durch die Franzosen aus St. Domingo, Martinique, Guadeloupe, St. Lucie, Cayenne u. s. w., durch die Holländer aus Surinam, Berbice, Curaçao u. s. w., durch die Spanier vom Festlande, und von den Inseln Cuba und Portoriko, durch die Portugiesen aus Brasilien, und durch die Dänen aus St. Croix zu uns gebracht. Ein Theil davon wurde durch die Europäer als verarbeitetes Kunstprodukt wieder in jene Weltgegenden abgesetzt, der weit größere Theil hingegen als verarbeitetes Fabrikat für die Konsumtion der verschiedenen europäischen Staten angewendet.

Die Ostindische Baumwolle, welche von den Franzosen, Engländern, Holländern und Dänen durch die sogenante ostindische Flotte aus den Halbinseln diesseits und jenseits des Ganges, aus Bourbon, Isle de France und den übrigen im indischen Ocean gelegenen Inseln nach Europa gebracht wurde, machte ebenfalls einen beträchtlichen Handelszweig dieser Nationen aus. Sie wurde in den europäischen Manufakturen in Fabrikate umgewandelt, die größtentheils in Europa selbst verbraucht wurden.

Die Macedonische oder Türkische Baumwolle wurde von Teutschland, theils über Belgrad und Triest, von Konstantinopel, Smyrna und Salonichi gezogen. Sie wird in Macedonien, Natolien, Kandia, Cypern, und den Inseln des griechischen Archipels gebaut. Gegenwärtig macht sie einen bedeutenden Handelszweig der Teutschen, Franzosen und Italiäner aus.

Das nördliche Teutschland bezieht sie über Semlin und Belgrad, wodurch Wien die Hauptniederlage geworden ist. Ein Theil des südlichen Teutschlands, so wie die Schweiß und Tirol, erhält sie über Triest, wo sie vortheilhafter über diese Länder rentirt. Frankreich ließ dieselbe, als es noch im Besitz von Illyrien war, auf der Straße von Illyrien über Ober-Italien ins Land einbringen. — Diese macedonische Baumwolle ist in ihrer Qualität geringer, als die Ost- und Westindische. — Sie heißt auch weiße Wolle, und qualifizirt sich weniger zum Gespinst auf der Maschine. — Die smyrnaische Baumwolle wird in zwei Hauptsorten unterschieden, Landbaumwolle und Seebaumwolle. Die letztre komt von den Inseln und Küsten am Meere, die Landbaumwolle aber aus Natolien; und zu dieser gehört die von Salonichi, von den archipelagischen Inseln, aus den Gegenden der Dardanellen, von Gallipoli, Samos und andern Orten. Die Landbaumwolle wird der Seebaumwolle vorgezogen. Die smyrnaische Baumwolle theilt sich in a) Kirkagudsch; b) Cassuba; c) Baindir; d) Manassia; — Der Balle smyrnaische Baumwolle wiegt ungefähr 2½ Centner.

Die meiste levantische Baumwolle führt auch in dem Handel den Namen Kurzwolle. Sie läßt sich zu kleinen, feinen Gespinsten bringen, so daß man aus der Baumwolle von Salonichi nicht über Nr. 24 spinnen kann, wogegen sich Cayenne bis auf Nr. 80 gebrauchen läßt.

Unter der levantischen ist die von Cypern die geschätzteste; aber jede levantische von vorzüglicher Güte komt im Handel unter dieser Benennung vor. Smyrna liefert hauptsächlich diejenige Baumwolle, welche in Natolien wächst; man zieht sie der macedonischen vor. Die Baumwolle von Acre, Aldenos, Nissi, Amanowzi und Alexandrien ist geschätzt. Je näher dem Norden die orientalische Baumwolle wächst, desto geringer ist sie am Werth. Die von Smyrna und die macedonische wird, wie Nemnich sagt, in England blos zu Lichtdochten und dergleichen Sachen verwendet. In Teutschland verarbeitet man sie überaus häufig als Handgespinst zu ordinären Kattunen von verschiedener Qualität. Die Smyrna-Baumwolle komt meistens in dicken kameelhaarnen Säcken, zuweilen auch in leinenen, im Handel vor; die macedonische hingegen in Haarziechen.

Die **Amerikanische Baumwolle** unterscheidet sich im Handel durch folgende Sorten:

a) Französische. Die französisch-westindische Baumwolle bezog man sonst über Nantes, Havre de Grace, und Bordeaux. Zu Nantes wurden 6 pCt., zu Bordeaux 4 pCt., zu Marseille 4 pCt. Thara und 2 pCt. Abzug für Stricke, und überdies 3 pCt. Sconto gegeben. Sie waren in Ballen von circa 300 bis 350 Pfund Schwere. — Prima-Sorte ist die von Cayenne, welche sich vorzüglich zu den feinen Mousselinen und Nesselsfabrikaten eignet. Auf diese folgt Marignan, welche, nach de la Platiere, wegen ihrer weißen Farbe im Färben besonders Lebhaftigkeit erhält. Die Cayenne-Baumwolle komt in kleinen Ballen von 150 bis 180 Pfund in den Handel. Im Jahr 1773 lieferte Cayenne dem Mutterlande, nach Raynal, 17,919 Pfund. St. Domingo und Jaguemal-Baumwolle ist auch eine gute Sorte. Sie wird in leinen Säckchen verpackt. Frankreich erhielt, nach Raynal, im Jahr 1775 aus Domingo 26,892 Centner 82 Pfund. Zu der damaligen Zeit hatte Domingo 14,018,336 Baumwollen-Stauden. — Martinique und Guadeloupe überließen im Jahre 1775 ersteres 10,112, und letzteres 5193 Centner 75 Pfund, wie Raynal berichtet. Diese Baumwolle ist ebenfalls von vorzüglicher Güte. Aus den heiligen Inseln bei Guadeloupe erhielt Frankreich zu derselben Zeit 100,000 Pfund, und aus Tabago 30,000 Pfund.

b) Engelländische Baumwolle. Unter den engelländisch-westindischen Sorten ist die Baumwolle von Jamaika die feinste. England erhält aus dieser Kolonie jährlich gegen 6000 Centner. In der Güte folgt ihr die von Granada, wovon jährlich 13,000 Pfd. ausgeführt werden. Die Baumwolle von Barbados komt der von Martinique in der Güte gleich. Aus St. Vincent bekam England jährlich 1200 Pfund. Jamaika- und Barbados-Baumwolle wird in leinen Säkken in den Handel gebracht. Die Engländer geben auf ihre westindische Baumwolle von Jamaika, Barbados, Granada, Montferrat, Nevis, Anguilla, Tortola, St. Christoph und Antigua, so wie auf die von Smyrna, 4 Pfund gut Gewicht von 104 Pfund, und auf die letzte Sorte 17 Pfund Thara.

c) Holländische Baumwolle. Die aus den ehemaligen holländischen Kolonien Surinam, Demerary, Berbice und Essequebo zu uns gebrachte Baumwolle komt, in Rücksicht ihrer Qualität, ihrer Nachbarin von Cayenne gleich. Sie zeichnet sich durch ihre Weiße, und durch die Stärke und Länge ihrer Fäden besonders aus. Surinam- und Demerary-Wolle wird in leinen Säcken emballirt verkauft. Im Jahr 1775 bezog Holland aus Surinam 970,000 Pfund Baumwolle. Die Holländer geben auf die von Surinam, Demerary und Curassao 6 pCt. Thara und 2 pCt. Gutgewicht.

d) Spanische Baumwolle. Spanien erhielt seine amerikanische Baumwolle aus Chili, Peru, Florida, Paraguay, Louisiana, Cuba, Hispaniola und Portoriko. Carthagena-Baumwolle komt in Säcken von Häuten in den Handel. Sie ist sehr lang, aber grob, und wird in der Weberei nur zu ordinären Artikeln verwendet.

e) Portugisische Baumwolle. Die amerikanisch-portugisische Baumwolle aus Brasilien ist von vorzüglicher Güte. Die von Fernambuc, Maranhao, und Pera, wird in Leinwand gepackt. Vom Jahr 1770 bis 1775 lieferte Brasilien jährlich nach Portugal 4500 Centner, wie Raynal berichtet.

f) Dänische und Schwedische Westindien-Wolle. Dänemark erhielt seine Westindien-Baumwolle aus seinen antillischen Inseln St. Croix und St. Thomas, Schweden aber aus St. Barthelemi. Die dänische St. Thomas-Wolle, welche der von Domingo an Werth gleich gesetzt wird, wird von uns in Kopenhagen eingekauft. Man gibt auf den Ballen von circa 200 Pfund 2 pCt. Thara und 4 pCt. Sconto. — Nach Nemnich's Angabe in seinen Reisen ist die auf den

kleinen Inseln an der Küste von Georgia gebaute Baumwolle für die beste in der Welt zu halten.

Unter diesen Inseln behauptet St. Simon, und zwar Mr. Buttlers Plantage auf derselben, den Vorrang. Die Seeinsel-Baumwolle wird eingetheilt in feine, mittlere und gefleckte. Leztre hat gelbe Flecken, die von Frost und kalter Witterung herrühren sollen. Aus dem Innern von Georgia komt eine Sorte, welche gering ist, und blos in England zu gemeinen Artikeln verarbeitet wird. Die Georgia-Baumwolle wird in Leinen emballirt in den Handel gebracht.

Nach Beckmann kent man auf den Antillen noch eine Baumwollen-Sorte, welche man Coton de Siam nent, weil der Same aus Siam dahin gekommen seyn soll. — Die Fabrikate, welche daraus gefertigt werden, sollen den seidenen nicht viel nachgeben. Ihre Ausbeute ist aber so gering, und die Verarbeitung so mühsam, daß sie nur Pfundweise in dem Handel angetroffen wurde.

Ostindische Baumwolle. Die sogenante ostindische Baumwolle wird durch die Ostindien-Fahrer, vorzüglich von den Engländern, Franzosen, Holländern, Spaniern und Dänen nach Europa gebracht. Diese Baumwolle komt von Bengalen, Surate, Java, Zeilon, Isle de France, Bourbon und vielen andern Inseln des ostindischen Meeres. Siam- und Bengalen-Baumwolle komt wenig nach Europa. Die beste weiße, welche man um Surate, Atra u. s. w. längs der Küste von Asien, dem Vorgebirge Comorin bis nach Siam baut, wird meistens im Lande selbst verarbeitet. Zuweilen soll jedoch Surate-Baumwolle über das rothe Meer nach Cairo, und von da nach Europa kommen. Bombay-Baumwolle geht nach China zur Verarbeitung. Bhangulpore ist gelb, und dient als Nachahmung von Nanking. Isle de France- und Bourbon-Wolle ist sehr geschäzt, und wird durch die Franzosen nach Europa gebracht.

Chinesische Baumwolle. Die Baumwollen-Pflanzungen in China erstrecken sich von Kanton bis nach Peking, und von den westlichen Küsten des Reichs bis zu den Wüsten, die an Hindostan gränzen, so wie längs den Küsten der zwei indischen Halbinseln, und denen nach Arabien und durch das ganze Mongolische Reich, und auf den unzähligen Inseln des indischen Oceans.

Die Persische Baumwolle, vornehmlich die von Masanderan, geht zum Theil nach Rußland, so wie die bulgarische.

Auch in Afrika wächst die Baumwolle hin und wieder wild. Es gibt daselbst nach der Versicherung glaubwürdiger Reisender einige ganz vorzügliche Arten, wie die wilde, welche von hochgelber Farbe ist, wovon aber weder der Same noch die Wolle selbst ausgeführt werden darf.

Die Sicilianische Baumwolle, welche vorzüglich in der Nachbarschaft von Terra nuova und längs der Seeküste von Syracus westlich gebaut wird, macht einen bedeutenden Handelszweig dieser Insel aus. Man will behaupten, daß Sicilien jährlich im Durchschnitt 2000 Centner Baumwolle an die Fremden ablassen könne, ohne zu rechnen, was auf der Insel selbst verarbeitet und verbraucht wird. Sie steht im Preise um den vierten Theil niedriger, als die Magalugio-Wolle, welche gereinigt und in Bündeln geschlagen ist. Die beste und feinste ist die, welche in sogenanten Mattolospäckchen vorkomt.

Die Malta-Baumwolle erscheint bei uns nur zu Garn gesponnen im Handel. Die Baumwollen-Pflanze wird aus Samen von Sicilien gebaut.

Neapolitanische Baumwolle. In der Provinz Bari und Lecce, und in der Landschaft Basilicata wächst die beste; die, welche in Calabrien gebaut wird, ist geringer. In Lecce gibt es dreierlei Gattungen, wovon zwei weiß von Farbe sind, die dritte aber ins Röthliche sich neigt.

Die Spanische Baumwolle wird vornehmlich in dem Königreiche Valencia gebaut.

Farbige Baumwolle. Unter diesen ist die Chinesische, welche die Engländer Nankin, die Franzosen coton à couleur roussi (de Siam) nennen, die interessanteste und vorzüglichste Gattung. Sie wurde lange in China kultivirt, besonders längs der Seeküste des südlichen Theils der Provinz Kiangnam, wovon Nankin die Hauptstadt ist. Außer China trift man sie auch in andern Ländern Asiens an. von Rohr bezeichnet drei Species der natürlich gelben Baumwolle, welche in Westindien angetroffen, und dort kultivirt werden. Die gelbe Baumwolle soll auch in Malta gebaut werden, und in Afrika einheimisch seyn. Bancraft spricht von einer schönen naturgelben Baumwolle in Afrika, wovon die Ausfuhr durch die Regirung verboten ist.

Diese Baumwollen-Sorten sind von Natur gelb, und man verfertigt daraus den sogenanten echten ostindischen Nankin.

Nach Clarkson soll in Afrika auch eine carmoisinrothe Baumwolle vorkommen, welche vorzüglich in der Provinz Eyro angetroffen wird. Eine kleine Probe dieser rothen Baumwolle, kam im J. 1786 nach England. Die Nepalische in Ostindien ist ebenfalls von Natur röthlich gefärbt.

Lieut. Matteros, beschreibt mehre Baum-Sorten der Sierra Leona in Afrika, er gedenkt darunter einer blaßrothen oder nelkenfarbenen Baumwolle. Boyan Eduards führt eine Baumwolle von vortreflicher Farbe an, welche im spanischen Antheil von St. Domingo vorkommen soll *). (*Kurrer.*)

---

*) Alle Baum- und Samenwolle ist eine schon von der Natur getrente, sehr biegsame und zähe, wollige, meist weiße, geschmack- und geruchlose, 1,4854 specif. schwere Pflanzenfaserart. An der Sonne gelegen phosphorescirt sie im Dunkeln einige Minuten lang. An der Luft erhizt, verbrent sie leicht mit lebhafter Flamme, und läßt wenig Asche zurück. Bei unvollkommnem Luftzutritt erzeugt sich Ruß von kohliger Natur. Bei der trocknen Destillation schwärzt sich die Baumwolle, ohne zu schmelzen, oder sich zu erweichen, aufzublähen oder zu krümmen, und liefert kohlensaures und brenbares Gas, wäßrige brandige Essigsäure, brenzliches Öl, und eine schwarze, leicht verbrentliche Kohle. Salpetersäure zerfrißt sie, lest sie erst bei längerer Behandlung in ganz zersezter Form auf, und scheint mit ihr besonders Kleesäure zu bilden. Von erhizter Kali- und Natronlauge wird die Faser erweicht, und zulezt in zersezter Gestalt aufgelöst. Mehr mechanisch nimt sie vermöge ihrer Porosität

Baumwolle. 2) Historisch. Aus Indien kam sie schon zu Herodot's Zeiten, aus Ägypten noch früher. Durch die Phönizier und Karthager wurde sie zuerst nach Griechenland, Malta, Sicilien, Neapel und Spanien gebracht. Die Alten kanten sie unter den Namen Byssus, Xylon, Gossypium [1]) Ihre leichten Zeuge waren vornehmlich Baumwolle, welche auf der Insel Kos gebaut und gewirkt wurde, und sowol unter den Griechen, als unter den Römern kleidete sich das weibliche Geschlecht darein. Männer, die sich in Baumwolle kleideten, galten für weichliche Menschen [2]). Eine Beschreibung von Malereien auf Baumwollen-Zeugen, die unsern Kattunen und Zitzen ähnlich waren, gibt Claudian in Eutrop. I. Die in L. 70. §. 9. D. de legat. et fideicomm. III. vorkommende *lana lignea* ist Baumwolle. Vom 9. bis 14. Jahrh. war Baumwollenpapier sehr gebraucht, mehr von den Arabern, als von andern Nationen, und seit dem zehnten wurde auch in Teutschland hie und da Baumwolle gesponnen [3]). Daß schon im 16. Jahrh. die Teutschen sich im Baumwolle gekleidet, sehen wir aus Münster's Kosmographie, und daß damals die Baumwolle einen Gegenstand des teutschen und französischen Handelsverkehrs mit Amerika ausgemacht hat, aus Crusius Schwäbischer Chronik, III, 11. 21. In eben diesem Jahrh. verbanden sich in Bologna die Maler mit den Baumwollarbeitern, die also damals schon eine eigne Genossenschaft ausgemacht haben [4]). Auf dem Schwarzwalde wurde das Baumwollspinnen zu Anfang der 1740er Jahre, durch Spinner, die der Kaufmann Hunziger von Arau dahin schickte, eingeführt. Die Engländer lernten erst 1765 die Baumwolle als einen Gegenstand des Handels kennen. (*Höck.*)

BAUMWOLLENGARN ist das aus Baumwolle gesponnene Garn, wovon wir das feinste ehedem aus Ostindien erhielten, jetzt aber meistens aus England bekommen, wo es auf Maschinen gesponnen wird; s. Baumwollenmanufacturen. Obgleich auch in Teutschland manche Spinnmaschine trefliches Garn liefert, so zeichnet sich doch das englische unter dem Namen Twist bekante Maschinengarn vorzüglich durch Feinheit, Glätte, Gleichheit und Haltbarkeit der Fäden aus. Das stärkste Garn wird Wassergarn (Water-twist), das weniger gedrehte weichere Mulegarn (Mule-twist) genant. Wassergarn hat einen festern Faden, und ist theurer als Mulegarn. Die Weber gebrauchen es daher meistens zur Kette. Die geringste Baumwollen-Sorte, welche man zu Wassergarn verspinnen kann, ist die westindische; die beste dazu ist die brasilische. Mulegarn wird gewöhnlich zum Einschlage, bei Mousselinen aber auch zur Kette gebraucht. Weft heißt das ganz weiche Garn, welches man aus allen Sorten Baumwolle spinnen kann. Es wird immer nur zum Einschlage genommen.

Die verschiedenen Garn-Sorten werden nach Nummern bezeichnet, nämlich nach der Anzahl derselben, welche auf ein Pfund gehen. In England machen 54 Engl. Zoll- oder $1\frac{1}{2}$ Yard = 1 Faden (Thread); 80 Faden = 1 Unterband (Lea oder Wrap); 7 Unterbänder = 1 Nummer oder Haspel (Hank); 20 Nummern = 1 Strang (Dotting). Wassergarn spint man gewöhnlich nur bis zu Nr. 50. Die niedrigste Sorte ist Nr. 10. Die Nr. 9. 8. 7. 6 würde man blos zu Lichtdochten gebrauchen können. Das Mulegarn wird bis zu Nr. 200, 250, auch wohl 300 gesponnen. Ja, es ist schon bis Nr. 356 gesponnen worden. Die Nummer 356 aus 1 Pfunde Baumwolle würde einen 169 englische oder ungefähr 40 teutsche Meilen langen Faden ausmachen.

Ein besonders sehr beliebtes Baumwollengarn ist das rothe türkische, der Schönheit und Dauerhaftigkeit seiner Farbe wegen; s. Türkisches Garn. (*Poppe.*)

Baumwollengras, s. Eriophorum.

Baumwollen-Krämpelmaschinen, s. Krämpelmaschinen.

BAUMWOLLENMANUFACTUREN sind diejenigen Anstalten, worin die Baumwolle (Xylon arboreum und Gossypium herbaceum) durch mancherlei Veredlungsakte in Baumwollen-Zeuge umgeschaffen wird. Obgleich die Indianer schon lange die treflichsten baumwollenen Zeuge verfertigten, obgleich auch in Europa schon vor mehren hundert Jahren brauchbare Baumwollenzeuge aus manchen Werkstätten zum Vorschein kamen, so schreibt sich doch die eigentliche Baumwollenmanufaktur, in welcher die Bereitung der Baumwollenware ins Große getrieben wird, erst aus neuern Zeiten her, und zwar aus derjenigen Periode, wo in England die Spinmaschinen erfunden wurden.

Schon im grauesten Alterthume wurden Zeuge aus Baumwolle gewebt, und zwar solche, die mit unserm feinsten Kattun und Mousselin die größte Ähnlichkeit hatten. Die ältesten Serischen Zeuge, von den Sereern gewebt, die vermuthlich ein hunnischer Völkerstamm waren, geben ein Beispiel hievon. Später wurden diese Gewebe, so wie manche andere, aus untermischten Baumwollen- und Seidenfäden gemacht. Da die treflichen Eigenschaften der Baumwolle, ihre angenehme Weiße, Reinheit, Elasticität, Geschmeidigkeit, die leichte Verarbeitung derselben, und die Zweckmäßigkeit der baumwollnen Kleider (welche recht weich und sanft am Leibe sitzen, warm halten, die Ausdünstung willig hindurchlassen u.), besonders da leicht erkant werden mußte, wo die Baumwolle wächst, so ist es kein Wunder, daß die baumwollnen Zeuge zu den ältesten Geweben gehören. Nur das Färben der Baumwolleware ist, wie das

viel Wasser in sich auf, ist aber darin eben so wenig, als in nicht zersetzenden Säuren, in Weingeist, Äther, Ölen u. auflöslich. Dagegen bildet sie, mit Metalloxyden, z. B. Eisenoxyd, Aluminiumoxyd (Alaunerde) u. innig vereint, mancherlei Farbenbeizen. Auch nimt sie Gerbstoff und einige Pigmente in sich auf.— Ihr technischer Gebrauch zu mancherlei Strick-, Stick u. a. Garnen, zu Watten und Geweben verschiedener Art ist allbekant. — Für die Chirurgie gibt sie eine Art Brenncylinder zum Cauterisiren, Charpie, Charpiekuchen u. Auch dient sie zu trocknen Bähungen kranker weiblicher Brüste, des Unterleibes bei anhaltenden Durchfällen u., zur Einwickelung neugeborner schwächlicher, oder scheintodter Kinder, als allgemeines Erwärmungs- und anhaltend gelinde Hautreizendes Mittel. (*Th. Schreger.*)

1) *Plin.* H. N. XIX, 1. Vgl. den Art. Baumwollenmanufakturen. 2) Bergsträßer's Realwörterb. B. 4. S. 385. 3) Bruns Allg. Literärgeschichte. S. 248. 27. 4) Zeitung für die elegante Welt. 1813. Nr. 199.

Färben aller vegetabilischen Stoffe schwerer, als das Färben der Wollenware und Seidenware, und doch haben es die alten Griechen und Indianer schon treflich verstanden. Schon 138 Jahre nach Christi Geburt handelten die Indianer mit bemalten und bedruckten baumwollnen (und andern) Zeugen nach China. Zeuge von dieser Art haben sich, unter den Namen Chits, Indiennes, Persiennes, Kattune, Kottons, Kalikos, Kambrays, Kambriks bis auf die neueste Zeit im Rufe erhalten; sie gehören noch immer unter die nutzbarsten aller Baumwollengewebe. Obgleich wir bei der Fabrikation dieser Zeuge die Indianer, in Hinsicht der Feinheit des Gewebes, der Schönheit und Dauerhaftigkeit der Farben, nicht übertreffen, so stehen doch die indianischen Gewebe den unsrigen an Zweckmäßigkeit, Wohlfeilheit und Schönheit des Musters bei weitem nach. Die indischen Mousseline sind oft so fein, (und waren dies selbst in den ältesten Zeiten schon), wie unsere europäischen Arbeiter sie nicht liefern können. Man muß sie aber auch blos als Meisterstücke der Kunst betrachten, die auf den unvollkommensten Werkzeugen mit einem so ungeheuern Aufwand von Zeit hervorgebracht wurden, daß jeder europäische Arbeiter, der sie eben so fein erzeugen wollte, dadurch zu Grunde gerichtet werden müßte.

Die Baumwolle ist desto besser, je feiner, weißer, länger und fester jeder einzelne Faden ist. Zu manchen Zeugen hat man auch diejenige gern, welche etwas ins Röthliche spielt, wie die Siamische und Bengalische, woraus die Chineser ihre kostbaren Nantings verfertigen. Überhaupt ist manche Baumwollen-Sorte besser zu dieser, andere besser zu jener Art Zeugen. Am meisten erhalten sie die europäischen Baumwollenmanufakturen aus der Levante, aus Westindien, Südamerika und Ostindien, und zwar nur in so weit vorbereitet, daß sie von Hülsen und Samen ziemlich sorgfältig getrent ist. Unsere Manufakturisten müssen sie aber, vor dem Auflockern oder Krämpeln, noch mit Ruthen klopfen (flacken), oder auf eignen Klopfmaschinen (Flackmaschinen) schlagen, auch wol auf dem Wolfe oder Teufel (einer Trommel mit scharfen Zähnen) maschiniren, und die Knoten oder alles Überreife ausrupfen lassen.

Die Indianer lockern die Baumwolle noch immer, nach der alleräl testen Methode, durch Fachen mit dem Fachbogen auf, eben so, wie unsere Hutmacher die zu dem Filz bestimten Haare fachen. Die gefachte Baumwolle spinnen sie hernach mit der Spindel zu Garn, welches sie auf dem allereinfachsten, unvollkommensten Weberstuble in Zeug umschaffen.

Man muß sich wundern, daß man sich in den europäischen Baumwollenmanufakturen bis auf die neuere Zeit zum Auflockern der Baumwolle statt des Fachbogens, der Handkrämpeln, Handkratzen oder Handstreichen bediente, der bekanten Werkzeuge mit 50 bis 80 Drathstiften, die durch ein Leder gezogen sind, welches auf ein mit einem Handgriffe versehenes Bretchen befestigt ist. Denn jenes Fachen geht viel schneller als dieses Krämpeln von Statten. Bis zum J. 1767 spann man auch in den europäischen Manufakturen alle Baumwolle entweder mit der Spindel oder auf dem Spinnrade (und zwar gewöhnlich auf dem Handrade, welches mit der Hand umgetrieben wird). Im Jahr 1767 erfand der engländische Weber Jacob Hargreaves zu Blackburn in Lancashire die erste Spinmaschine, nachdem schon im Anfange des 18. Jahrh. andre Engländer, auch Teutsche und Franzosen, manche, nicht ausgeführte Ideen zur Erfindung solcher Maschinen aufgestellt hatten. Hargreaves brachte seine Maschine schon bis auf 80 Spindeln. Indessen hatte er mit so vielen Schwierigkeiten, mit Neid und Eifersucht zu kämpfen, daß seine Erfindung wenig Nutzen verbreitete.

Ein andrer Engländer Richard Arkwright, ein armer Friseur, aber ein großes mechanisches Genie, hatte vom Jahr 1775 an mehr Glück als Hargreaves. Beständig auf neue mechanische Erfindungen sinnend, erfand er eine neue Spinmaschine, die viele Fäden zugleich spann. Auch ihm setzten sich bei der Bekantmachung und Einführung derselben viele Schwierigkeiten in den Weg; aber durch Energie und Ausdauer überwand er sie nach und nach so glücklich, daß er als der eigentliche Schöpfer der Baumwollmanufakturen, die wichtigste National-Industrie Britanniens, angesehen werden kann. Als das Patent, welches er für seine Erfindung auf 12 Jahr erhielt, annullirt wurde, da vermehrte sich die Zahl der Spinmaschinen nicht blos in Großbritannien ungemein, sondern die Arkwrightsche Erfindung wurde auch nach andern Ländern, z. B. nach Frankreich, Teutschland, der Schweiz hinverpflanzt. Und jetzt gibt es wol nicht leicht eine europäische Baumwollenmanufaktur mehr, wo man sich zum Spinnen des Garns nicht der Spinmaschinen bediente, die entweder durch Drehen einer Kurbel, oder von Pferden, oder durch Wasserräder oder durch Dampfmaschinen bewegt werden. — Bald wurden dieselben Maschinen auch zum Spinnen der Wolle angewendet.

Da die große Anzahl von Spinmaschinen, welche nach und nach in England und in andern Ländern eingeführt wurden und wovon jede einzele oft zweihundert und mehr Fäden auf einmal spann, einer großen Quantität gekrämpelter Baumwolle bedurfte, so hätten außerordentlich viele Menschen dazu gehört, um diese Baumwolle auf Handkrämpeln zubereiten zu lassen. Dies bedachte Arkwright auch sehr wol und deswegen erfand er mit seiner Spinmaschine zugleich die Krämpelmaschinen. S. Krämpelmaschinen u. Spinmaschinen.

Die Spinmaschinen lieferten also in einer gewissen Zeit eine ungeheure Menge Baumwollengarn von verschiedner Feinheit und von hoher Gleichförmigkeit. Dadurch wurde das Garn immer wohlfeiler, folglich mußten auch alle Baumwollengewebe nach und nach immer wohlfeiler werden, zumal, da auch zum Weben der Zeuge selbst viele Vortheile erfunden und angewandt wurden. Durch eine solche Wohlfeilheit, selbst der schönsten Gewebe, wovon man früher keinen Begrif gehabt hatte, vermehrte sich auch der Absatz derselben ungeheuer. Baumwollenzeuge, hauptsächlich zu Kleidungsstücken der Frauenzimmer, verdrängten bald sehr viele Wollenzeuge und Leinenzeuge. Dies Alles gab den Baumwollenmanufakturen noch immer einen größern Schwung und Umfang und war zugleich die Veranlassung nicht blos zur Verbesserung mancher vorhandenen Zeuge, sondern auch zur Erfindung vieler neuen Arten, besonders dem Muster nach.

Die vornehmsten Baumwollenzeuge sind folgende:

1) Katun, Coton, Calico, Cambray oder Cambrik ist das aus Indien herstammende leinwandartige dichte Gewebe, welches gewöhnlich mit farbigen Mustern bedruckt ist. Die englischen Katune sind treflich, was Gewebe und Festigkeit der Farbe betrift. Mehre teutsche Katune aber, namentlich die sächsischen, übertreffen die englischen in Hinsicht des Geschmacks und der Mannigfaltigkeit der Dessins (oder Muster). Die weißen Katune nent man gewöhnlich Katunleinwand.

2) Nankin ist gleichfalls ein leinwandartiges Zeug, aber die Fäden desselben sind rauher und weicher; daher ist auch das Zeug geschmeidiger. Die Nankins aus europäischen Manufakturen sind alle im Garn gefärbt; die wahren Ostindischen aber sind nicht gefärbt, sondern haben die natürliche Farbe der Baumwolle.

3) Mousselin oder Nesseltuch ist gleichfalls wie Leinwand gewebt, aber locker oder porös und gewöhnlich sehr fein. Der Name Mousselin (arabisch Mosseline) rührt wahrscheinlich von der Provinz Mossoli in Mesopotamien her; der Name Nesseltuch von einer Ähnlichkeit mit einem ältern Gewebe aus den Stängelfasern der Brennessel. Man webt übrigens vielerlei Mousselinsorten; auch façonnirte oder gemusterte. Die dichteste und feinste Sorte wird Batistmousselin genant. Die feinsten, mit goldnen, silbernen und seidnen Blumen durchwirkten heißen Jamdanis. Hat der Mousselin einen glatten Grund und geköperte oder gemusterte Streifen, so nent man ihn Mousselinet. Der geblumte wird auch zuweilen Gingbamet genant.

4) Piqué, Madras, Quilting, Mogg, Haman sind dicke Zeuge, gleichsam eine Art Doppelkatune, welche auch häufig zu Mannswesten verbraucht werden. Wenn auch seit dem Jahr 1768 der eigentliche Piqué zuerst aus englischen Manufakturen zum Vorschein gekommen ist, so hat man doch schon einige Jahre früher zu Chemnitz in Sachsen ein sehr ähnliches Zeug verfertigt. Haman ist unter diesen Zeugarten die feinste.

5) Kanefaß, Basin, englischer Barchent, Dimity hat Ähnlichkeit mit dem Piqué. Es ist aber feiner und fast immer gerippt. — Der gemeine Barchent (Bettbarchent) ist viel gröber und gewöhnlich auch halb aus Leinen, halb aus Baumwolle.

6) Manchester, baumwollne Sammete, eine Nachahmung des wirklichen (seidnen) Sammets, sind im Jahr 1763 zuerst in und um Manchester gewebt worden. Sie bilden die sogenanten geschnittenen baumwollnen Zeuge, weil der Einschlag nicht blos durch die gewöhnlichen Kettenfäden hindurch, sondern auch über dünne messingne Ruthen hingeschlängelt wird, wo er eine dünne Röhre bildet, die hernach mit dünnen scharfen Klingen aufgeschnitten wird. Anfangs nante man die Manchester Velverets, so wie diejenigen mit einem geköperten Grunde Velveteens. Früher hatte man ähnliche dicke Zeuge, welche Fustians, Pillows, Herringbones, Tufts, Thiksets, Jeans und Jeanets hießen, deren Einschlag aber gewöhnlich nur aus Baumwolle, die Kette hingegen aus Leinen bestand.— Ein glattes, starkes manchesterartiges (ungeschnitnes) Baumwollenzeug wird englisch Leder oder Satinet genant.

7) Gingan, Ginghams, Franzleinen sind glatte glänzende Zeuge, zu deren Kette jetzt größtentheils Leinengarn und zu deren Einschlag nur Baumwollengarn genommen wird. Die echten ostindischen Ginghams haben eine Farbe, die noch aus dem rohen Zustande der Baumwolle herrührt, welche zugleich mit dem Faden einer gewissen Baumrinde versponnen seyn soll. — Siamose ist ein ähnliches Zeug, halb aus Baumwolle und halb aus Seide (zuweilen auch halb aus Leinen und halb aus Seide).

Das Weben der meisten baumwollnen Zeuge, nämlich der leinwandartigen, ist sehr leicht und auch der Weberstuhl dazu ist eben so eingerichtet, als der Leinweberstuhl. Nur die façonnirten Zeuge setzen mehr Kunst voraus und der Stuhl dazu ist etwas complicirter, sowie auch an dem Manchesterstuhl einige Theile anders eingerichtet sind; s. Weberei und Weberstühle. Viele baumwollne Zeuge werden jetzt auch auf Webemaschinen ohne einen Weber gleichsam von selbst gewebt, d. h. alle Theile, die sonst der Weber in Bewegung setzt, werden blos durch Drehen einer Kurbel, oder durch den Umlauf eines Wasserrades, oder durch eine Dampfmaschine, in Aktivität gebracht und liefern ein gleichförmigeres Gewebe, als Menschenhände es zu erzeugen im Stande sind; s. Webemaschinen.

Die meisten Baumwollenzeuge werden nach dem Weben durch Waschen oder durch Walken mit Wasser gereinigt; Mousseline, Katune, Piqués und andre werden hierauf gebleicht. Manche, z. B. Katune, werden nach dem Bedrucken (s. Färbekunst und Zeugdruckerei), durch Kalendermaschinen oder Cylindermaschinen glänzend gemacht; s. Glättmaschinen. Die schlichten Mousseline und die Manchester werden auf der Sengemaschine appretirt, d. h. die Fasern werden dadurch gleichförmig abgesengt, daß man die Zeuge mit großer Geschwindigkeit an der Fläche von glühenden Eisenplatten oder Eisencylindern hinzieht. Einige Zeuge, z. B. der Manchester, mit Bürsten und Steinen geglättet. Diese Theile befinden sich bisweilen auf der Peripherie einer umlaufenden Scheibe, welche den Haupttheil der Dressirmaschine ausmacht.

Man hat auch Versuche gemacht, aus der Wolle einheimischer Pflanzen Zeuge zu verfertigen *),

---

*) Als Surrogate der Baumwolle hat man Hanf, Flachs und verschiedene Weidenarten vorgeschlagen. J. J. Becher († 1685.) sagt, in s. „Närrische Weisheit und weise Narrheit" S. 54: „Den Hanf oder Flachs wissen einige also zuzubereiten, daß er der besten Baumwolle oder Floret nichts nachgibt". — In den Beschäftigungen der Berliner naturforschenden Gesellschaft, Bd. 3. S. 51. hat Hr. v. Meidinger zu Wien die Methode, aus Flachs Baumwolle zu erhalten, ausführlich angegeben, und auch in das Stutgarter Ökonomiewochenblatt v. 1790. St. 48. und in Andre's und Bechstein's Spazierg. Th. 6. S. 247. fg. ist diese Anweisung aufgenommen. In der Schweiz wird wirklich aus dem Flachse eine Art von Baumwolle, Sorage genant, verfertigt (s. Fahnenberg's Magazin für die Handlung, Handelsgesetzgebung und Finanzverwaltung Frankreichs und der Bundesstaten, 1812. H. 1. S. 1.). Die Benutzung mehrer Weidenarten anstatt der Baum-

z. B. aus der Pappelwolle, Wollgraswolle, Conferven-wolle, der Wolle von der syrischen Seidenpflanze rc.; aber den Geweben daraus, die oft sehr fein und sanft waren, fehlte es immer an der nöthigen Dauerhaftigkeit, selbst dann, wenn wirkliche Baumwolle mit jener Wolle vermischt worden war. (*Poppe.*)

Baumwollen-Papier, s. Papiermanufactur.

BAUMWOLLENSAMMET-DRUCK. Die erste Veranlassung, Baumwollensammet zu drucken, und die Farben mittelst der Wasserdämpfe darauf zu befestigen, gaben die mit Wasserfarben bemalten Arbeitsbeutel des schönen Geschlechts, welche anfangs zu hohen Preisen verkauft wurden. Die Malerei derselben bestand in Blumenbouqueten auf weißem Grunde, wobei man die Natur treu nachzuahmen suchte, auch war dieses Fabrikat durch seine Schönheit dem Auge sehr gefällig, doch konte es sich wegen der Unbeständigkeit des Kolorits nicht lange im Beifall erhalten, da ein einziger starker Regentropfen oder ein Schmutzfleck hinreichend war, die Schönheit der Malerei zu zerstören, und Waschen der Ware gar nicht Statt finden konte.

So geschah es denn, daß die Sammetdruckerei und die Befestigung der Farben durch kochende Wasserdämpfe ins Daseyn trat und sich an ihre ältere Schwester die Seidendruckerei anschloß.

Bei der Entstehung dieser Art von Druckerei wurde der Zweifel erhoben, ob durch sie die Natur in den Farben eben so glücklich nachgeahmt werden könne, als durch jene Malerei; indessen bewiesen mehrfache Versuche, welche ich darüber anstellte, daß dieses wenn auch nicht ganz, doch größtentheils bei geschmackvoller Wahl der Dessins, sorgfältiger Anordnung der Farben und Abstufung derselben möglich sey. Mit diesem noch jugendlichen interessanten Fabrikat, welches durch Solidität und Dauerhaftigkeit der Farben den Rang vor jener Malerei behauptet, ist dem denkenden und forschenden Darsteller desselben ein weites Feld geöfnet, durch harmonische Farbenwahl alle nur mögliche Blumenzeichnungen in Ausführung zu bringen, und durch die mannigfaltigsten Schattirungen der schaffenden Natur immer näher zu kommen. Es ist daher zu hoffen, daß in der Folge nicht allein Gegenstände des Damenputzes, sondern auch brillante Artikel für Zimmereinrichtung, als Überzüge zu Sofa und Stühlen, Couverts, Tapeten, Draperien aller Art u. s. w. aus solchen Fabrikaten hervorgehen werden. Die Schönheit und der Glanz der Farben auf Baumwollensammet berechtigen zu den größten Erwartungen im Gebiete des Kunstfleißes.

Um diesen neuen Industriezweig in seiner größten Vollkomenheit darzustellen, bedient man sich zweier Methoden, nämlich den unvorbereiteten Baumwollensammet mit Applikationsfarben zu bedrucken, oder auch die Ware durch Vorbereitung mittelst essigsaurer Thonerde dahin zu disponiren, daß durch aufgedruckte Pigmentauszüge die farbigen Erscheinungen hervorgebracht werden. In beiden Fällen befestigt man die Farben durch Einwirken kochender Wasserdämpfe.

Die Farben für die erste Methode ohne Vorbereitung der Ware bestehen in folgenden.

Schwarze Farbe. Eine schöne schwarze Farbe erhält man, wenn 4 Pfund geraspeltes Blauholz zu wiederholten Malen mit einer verhältnißmäßigen Menge Wasser abgekocht werden, der Absud aber bis auf 8 Pfund Flüssigkeit eingedampft wird. Die Zusammensetzung der Druckfarbe geschieht folgendermaßen:

5 Pfd. Dekokt werden mit
20 Loth guter Stärke angerührt
1½ Loth schwefelsaures Eisen (Eisenvitriol) und
1 Loth essigsaures Blei (Bleizucker) zugegeben, und das Ganze über dem Feuer gut ausgekocht. Man schüttelt nun die gekochte Farbe in eine steinerne Schüssel, bringt 1 Loth fein gestoßenes gelbes Schwefelarsenik (Realgar) hinzu und rührt es bis zur gänzlichen Erkaltung.

Die so bereitete Farbe besitzt die gute Eigenschaft, daß sie bei dem Prozeß des Dampfens keine zerstörende Wirkung auf die Faser äußert, weil die vorhandnen Salze höchst unbedeutend sind. Um dieser Farbe den möglichsten Grad der Dauerhaftigkeit zu verschaffen, läßt man die damit bedruckte Ware wenigstens 3 Tage lang liegen, bevor man sie der Einwirkung kochender Wasserdämpfe preis gibt.

Rothe Farben. Bei den rothen Farben hat man darauf zu sehen, daß man so wenig als möglich Zinnverbindungen dazu gebrauche. Ein geringer Antheil derselben in einem Verhältnisse, wo das aufgelöste Oxyd mit dem Pigmente innig verbunden ist, kann ohne Nachtheil für die Faser, zur höhern Belebung der Farbe dienen, wovon folgende Zusammensetzung ein Beispiel ist.

Roth No. 1. 3 Pfund concentrirten Fernambuckabsudes bringe man mit 4 Loth zum feinsten Pulver gestoßnen Gummi-Tragant mittelst der Wärme in druckförmigen Zustand, rühre nun die Masse, nachdem sie in eine Steinschüssel gegossen worden, und setze, wenn sie noch warm ist, 10 Loth liquide salpetersaure Thonerde, und gleich darauf 6 Gran salpetersaures Kupfer in Krystallen hinzu. Nach gänzlichem Erkalten derselben wird die Farbe durch einen Zusatz von ¾ Loth schwefelsalzsaurem Zinns belebt. Diese Farbe eignet sich für den Vordruck als sogenantes erstes Roth.

Das zweite Roth, auch heitres Roth genant, gewint man, wenn das salpetersaure Kupfer weggelassen wird. Das dritte, oder hellere, mehre Abstufungen hindurchlaufendes Roth gibt ein Zusatz von mehr oder weniger druckförmiger Tragantschleim.

Roth No. 2. Die zweite Verfahrungsart um schöne rothe Farben hervorzubringen, besteht in folgendem: man bereite sich eine Basis oder einen sogenanten Ansatz dadurch, daß man in 4 Pfund concentrirter, noch heißer Fernambuckabkochung 16 Loth römischen Alaun auflöst, und sodann derselben noch 12 Loth Bleizucker zusetzt. Nachdem das Ganze recht untereinander gerührt worden, bleibt

---

wolle empfehlen Suckow's Forstwirthschaft, S. 168. Andre's und Bechstein's Spazierg. Th. 1. S. 369. fgg. Th. 10. S. 174 — 179. v. Burgsdorf's Forsthandbuch, S. 166. Hübner's Geschichte verschiedener hierländischer Baumwollenarten und ihres ökonomischen Nutzens (Salzburg 1788.), Schmidhuber's Anleitung, die inländischen Wollenarten zu benutzen (Salzburg 1790.), und die Justiz- und Polizeifama 1802. No. 92. 117. 1803. No. 16. (*Höck.*)

es 24 oder noch besser 48 Stunden lang stehen, worauf man die obenstehende rothe Flüssigkeit zu seinem Zwecke anwenden kann.

Darstellung der Druckfarbe No. 1. 2 Pfund des auf eben beschriebene Art bereiteten Fernambuckansatzes verdicke man mit 16 — 18 Loth arabischen oder senegalischen Gummi. Diese Farbe aufgedruckt erscheint in einer satten, vor jenem ersten Roth, etwas ins Karmoisin sich neigenden Teint. Durch einen Zusatz von salpetersauren Kupferkrystallen kann man die Farbe ganz nach Gefallen dunkeln.

Druckfarbe No. 2. Zwei Theile Farbe rühre man mit 1 Theil Gummiwasser zusammen.

Druckfarbe No. 3. Ein Theil Farbe, ein Theil Gummiwasser.

Druckfarbe No. 4. Ein Theil Farbe, zwei Theile Gummiwasser.

Will man diese rothen Farben durch etwas Zinnauflösung höher beleben, so geschieht die Verdickung mittelst Gummitragants.

Sehr zarte rothe Farben erhält man auch, wenn in der Fernambuckbrühe ½ Loth Cochenille abgekocht, im übrigen aber so, wie angezeigt worden, verfahren wird.

Braune Farben. Diese werden in verschiednen Abstufungen erzeugt, wenn concentrirte Fernambuckbrühe mit schwefelsaurer Thonerde (Alaun) und salpetersauren Kupferkrystallen zusammen gebracht werden. Je mehr von dem letztern Salze dazu komt, desto dunkler erscheint die Farbe. Das Verhältniß der schwefelsauren Thonerde zum Fernambuckdekokt ist gewöhnlich 8 Loth auf 2 Pfd. Dekokt. Die Verdickung, um die Farbe druckförmig zu machen, geschieht vermittelst des Gummi. Man hat aber bei dieser Farbe, so wie bei allen Baumwollensammetfarben darauf zu sehen, daß die Verdickung nicht zu stark geschehe, sondern die örtlichen Farben nur so viel Verdikkungsmittel erhalten, daß sie sich gut arbeiten lassen. Je dünner dieses geschehen kann, um so leichter läßt sich die Ware nach dem Dämpfen von den Verdickungsmitteln durch nachheriges Waschen reinigen.

Gelbe Farben. Unter den gelben Pigmenten zeichnet sich das der levantischen oder persischen Kreuzbeere am vortheilhaftesten aus. Um den Dekokt davon für die gelben Farben zu bereiten, verfahre man folgendergestalt: 4 Pfd. feine levantische Beeren siede man gelinde 3 Mal mit hinreichendem Wasser ab, und dampfe den gewonnenen Dekokt bis auf 32 Pfd. Flüssigkeit ein. Am besten aber wird jener Dekokt durch kochende Wasserdämpfe bereitet, wobei man nur so viel Wasser vorschlägt, als man glaubt, daß die zu Wasser verdichteten Dämpfe den Rest desselben ersetzen, wie ich im dritten Bande in Dingler's neuem Journal der Druck-, Färbe- u. Bleichkunst S. 431 rc. gezeigt habe.

Starkes Gelb. In 4 Pfd. Dekokt bringe man 5 Loth römischen Alaun, und verdicke das Ganze mit 1 Pfd. arabischen oder senegalischen Gummi.

Mittelgelb. Zwei Theile starkes Gelb und ein Theil Gummiwasser.

Helles Gelb. Gleiche Theile starkes Gelb und Gummiwasser. Interessante gelbe Farben, welche durch Modification des Zusammensatzes bis in das höchste und feurigste Orange disponirt werden, erhielt ich mittelst des in kaustischem Ammonium aufgelösten gelben Schwefelarseniks nach Braconot's Angabe. Baumwollensammet mit dieser Auflösung imprägnirt, nimt, je nachdem dieselbe mehr oder weniger koncentrirt in Anwendung komt, schöne gelbe Farben an, welche von Strohgelb, bis ins hohe Oraniengelb abgestuft sind, und sich hinsichtlich ihres Lustres vor allen andern Stoffen vortheilhaft auszeichnen.

Will man nun gefärbten Bauwollensammet nach dieser Verfahrungsart, mit schwarz, blau und weiß ausarbeiten, so bedient man sich für die schwarze Farbe des gewöhnlichen Applikationsschwarz, für blau, sogenantes Malerblau (Indigoblau) mittelst Gummi in druckförmigen Zustand versetzt, und für weiß, mit Gummi-Tragant in druckförmigen Zustand versetzte alkalische Lauge.

Die so gedruckte Ware wäscht man im Bache oder Flusse gut aus, ohne sie der Einwirkung kochender Wasserdämpfe auszusetzen, weil die schwarze und blaue Farbe schon für sich eine hohe Beständigkeit haben, und das Weiß als eine Auflösung und Wegschaffung des gelben Schwefelarseniks von dem Zeuge zu betrachten ist. Auch bedarf die gelbe Schwefelarsenikfarbe zu ihrer Befestigung ohnehin der kochenden Wasserdämpfe nicht; sie verliert im Gegentheil dadurch an ihrer intensiven Stärke.

Aurora-, Orange- und Isabellfarben. Diese Farben, welche ihrer Natur nach aus Gelb und Roth zusammen gesetzt sind, werden am lebhaftesten, wenn man Roth unter das mit Alaun bereitete Gelb bringt. Ist roth in der Zusammensetzung dieser Farbe vorherrschend, so erscheint die Farbe hochorange; waltet hingegen Gelb vor, so zeigt dieselbe alle Abstufungen von Orange- bis zur Isabellfarbe. Man hat es hier ganz in seiner Gewalt, nach Belieben Schattirungen hervorzubringen, und von mannigfaltiger Art.

Nankinfarbe. Die verschiednen Abstufungen der Nankinfarben erhält man durch mehr oder weniger starker Kaminruß Infusion, welcher auf 1 Pfund derselben, 1 Loth Alaun zugegeben, und die Druckfarbe mit Gummi verdickt wird.

Blaue Farben. Alle Abstufungen der blauen Farbe lassen sich am schönsten, durch mit Salpetersäure (Scheidewasser) abgeriebenes blausaures Eisen darstellen, wobei folgender Gestalt verfahren wird: 16 Loth reines blausaures Eisen in fein gepulvertem Zustande, reibe man in einer gläsernen Schale mit wenigem Wasser zum feinsten Saft ab, bringe 8 Loth Salpetersäure hinzu, und setze dann das Abreiben so lange fort, bis alles Blau aufs beste zertheilt ist. Diesem Blau gibt man noch ½ Pfd. Wasser, und läßt es nun als Ansatz für blaue Farbe 48 Stunden lang stehen. Die Bereitung der blauen Farbe geschieht auf folgende Art:

3 Pfund Wasser

1 „ essigsaure Eisenauflösung werden mit 12 Loth guter Stärke gekocht, und sodann 5 Loth Baumöl eingerührt. Dieses Gemeng gießt man in eine steinerne Schüssel, rührt es bis zum Erkalten und setzt von dem blauen Ansatze, so viel hinzu, als die dunklere oder hellere Farbe, die man verlangt, erfodert. Ist die Farbe so bereitet, so verwahrt man sie an einem kühlen Orte 24

Stunden lang, worauf man sie zum Druck gebrauchen kann. Sollte die Farbe in diesem Zustand für mehre Muster noch zu dick seyn, so rühre man so viel Wasser mit etwas Blauansatz ein, als zum leichten Druck nöthig ist. Bei ganz hellem Blau wendet man Wasser mit etwas wenig essigsaurer Thonerde an, und läßt das essigsaure Eisen weg.

Das essigsaure Eisen oder die essigsaure Thonerde in diesem Zusammensatze erleidet zum Theil durch die Salpetersäure des blauen Ansatzes eine Zersetzung, wodurch die Salpetersäure gebunden wird, und also nicht nachtheilig auf die Pflanzenfaser des Stoffs beim Dämpfen, einwirken kann.

Grüne Farben. Grüne Farben von der dunkelsten bis zur hellsten Abstufung, welche aus Blau und Gelb zusammengesetzt werden, bekomt man sehr schön, wenn man der gelben aus levantischen Beeren und Alaun bereiteten, Farbe mehr oder weniger saure Indigauflösung hinzufügt. Nach dieser Methode lassen sich von der sattesten grasgrünen Farbe bis in das hellste Seladon alle grünen Schattirungen darstellen, deren man sich in dieser Art Druckerei zur Ausführung vielfarbiger Muster bedienen kann.

Noch dauerhaftere und dabei nicht minder schöne grüne Farben erhält man, wenn man für Gelb einen besondern Ansatz macht, welcher also bereitet wird: in 2 Pfund Kreuzbeerdekokt und 4½ Pfund Wasser, löse man 1¼ Pfd. Alaun auf, und setze 2 Pfd. 28 Loth Bleizukker hinzu. Man rühre sodann den Ansatz mehre Mal durch einander, und lasse denselben 48 Stunden stehn. Nun bereitet man folgendes Gelb.

5 Pfund Kreuzbeerdekokt, und

2½ = Ansatz verdicke man mit Gummi zur druckförmigen Masse, und setze so viel saure Indigauflösung hinzu, als die dunklere oder hellere grüne Nüance, die man zu haben wünscht, erfodert.

Violette und Lilas-Farben. Diese Farben, welche aus einer Mischung von Blau und Roth bestehen, zeichnen sich dadurch aus, daß man eine Menge Varietäten in der Schattirung von ihnen erhalten kann. Es sollen hier die vorzüglichsten Verfahrungsarten angegeben werden, welche höchst gelungene Fabrikate geben.

Erste Verfahrungsart zur Darstellung violetter Farben ins Veilchenblaue spielend.

2 Pfund Blauholzdekokt verdicke man mit 24 Loth Gummi, und setze 8 Loth salpetersaure Thonerde hinzu. Man wird eine schöne, lebhafte, veilchenblaue, violette Farbe erhalten, welche folgendergestalt abgestuft werden kann.

a) 1 Theil Farbe mit einem Theil Gummiwasser zusammengebracht, stellt eine zweite,

b) 1 Theil Farbe und 3 Theile Gummiwasser eine dritte, und

c) 1 Theil Farbe und 5 Theile Gummiwasser eine vierte Schattirung dar. Je mehr die Farbe mit Gummiwasser verschwächt wird, um so heller erscheinen, mit einem Stich ins Bläuliche die folgenden Abstufungen.

Zweite Verfahrungsart zu violett in veilchenblauer Nüance.

Man bereite sich einen Ansatz von 2 Pfd. Blauholzbrühe und 8 Loth Alaun mit 6 Loth Bleizucker zersetzt, und verdicke sodann mit Gummiwasser die gefärbte Flüssigkeit unter verschiedenen Verhältnissen, so kann man alle mögliche Schattirungen dieser schönen Farbe erzeugen.

Dritte Verfahrungsart, um Lilas Farben hervorzubringen.

Die schönsten Farben dieser Art gewint man durch folgenden Ansatz.

In 1 Pfund Blauholz und 1 Pfund Fernambuckdekokt löse man 8 Loth Alaun, und bringe 6 Loth Bleizucker hinzu. Nach 24 Stunden kann die gefärbte Flüssigkeit für den Gebrauch verwendet werden.

Mittelst dieses Ansatzes, wenn derselbe mit Gummiwasser in verschiednen Verhältnissen zusammengebracht wird, lassen sich mannigfaltige Schattirungen von Lilas bilden. Will man die Nuance röther im Teint haben, so wende man beim Ansatze mehr Fernambuckdekokt an; soll sie hingegen violetter erscheinen, so lasse man das Blauholzdekokt vorwalten.

Sehr brillante Lilasfarben erhält man auch, wenn man Blauholz und Fernambuckdekokt mit Gummi verdickt und mittelst salpetersaurer Thonerde das Pigment entwickelt.

Olivenfarben. Die Olivenfarben von der dunkelsten bis zur hellsten Abstufung bringt man hervor, wenn man unter die gelbe Farbe salpetersaures Eisen mischt. Die schönste Olivennüance erhielt ich stets durch folgende Zusammensetzung:

2 Pfund levantische Kreuzbeerdekokt verdicke man mit 2½ Loth Gummi Tragant, und bringe noch warm 1 Loth schwefelsaures Eisen hinzu, lasse dann die Farbe ganz kalt rühren; und setze zuletzt ½ Loth salpetersaure Eisenauflösung bei. Durch diese Verfahrungsart erhält man eine satte dunkle Olivenfarbe.

Mittelolivey, wird aus einem Theil Farbe und einem Theil druckförmigem Tragantschleim;

heller Oliven, aus einem Theil Farbe, zwei Theilen Tragantschleim, und

helles Oliven, aus einem Theil Farbe und 4 Theilen Tragantschleim zusammengesetzt.

Ins Gelbe schielende Olivenfarben werden gewonnen, wenn man mehr oder weniger Eisenauflösung in schon fertig zusammengesetztes Gelb einrührt.

Graue Farben. Graue Farben in allen erdenklichen Abstufungen ergeben sich, wenn man mit Wasser verschwächten Galläpfeldekokt, Quercitrondekokt und Blauholzdekokt unter verschiednen Verhältnissen zusammenbringt, oder auch jedes einzeln für sich mit Eisenauflösungen in verschiedenen quantitativen Zuständen schärft. Es lassen sich auf diesem Weg alle Schattirungen von Grau mit Leichtigkeit darstellen.

Zweite Methode die Waren zu imprägniren.

Man imprägnirt den Baumwollensammet mit einer concentrirten hellen essigsauren Thonerdenauflösung 4

Stunden hindurch, druckt die Ware in das Gefäß aus, trocknet sie ab, und hängt sie 48 Stunden in ein geheiztes 18 — 20 Grad Reaum. warmes Zimmer. Vor dem Druck entfernt man die nicht mit der Faser in Verbindung getretne essigsaure Thonerde dadurch, daß man sie durch ein heißes Wasserbad passirt, recht gut auswäscht, abtrocknet, und zum nachherigen Druck appretiren läßt.

Bei dieser Methode, wo die Waren den Bindungsgrund zur Annahme für die Pigmente erhalten, werden folgende Compositionen aufgedruckt.

a) Schwarz, wie bei der vorigen, mit dem Unterschiede, daß man der Farbe 16 Loth salpetersaure Kupferkrystallen zusetzt.

b) Dunkelroth, concentrirte Fernambuckbrühe mit Gummi verdickt, und durch Zusatz von salpetersauren Kupferkrystallen bis zur Schattirung.

c) Hellere rothe Farben, Fernambuckbrühe ohne salpetersaure Kupferkrystallen mit Gummiwasser versetzt.

d) Dunkelviolette Farben, concentrirte Blauholzbrühe mit Gummi verdickt und auf das Pfund Druckmasse 1½ Loth Alaun eingerührt.

e) Hellere violette Farben, von der Farbe d) mit mehr oder weniger Gummiwasser zusammen gebracht.

f) Lilas Farben, ein Gemeng von c) und d).

g) Blaue Farben, diese werden hier aus ganz concentrirter sauter Indigauflösung bereitet, welcher man eine angemessene Portion essigsaurer Thonerde hinzufügt, und die Farbe mit Gummi verdickt. Mit Gummiwasser verschwächt, erhält man hellere Schattirungen von blau.

h) Gelbe Farben, mittelst Kreuzbeer-Quercitron oder Gelbholzbrühe, welchen Dekotten aufs Pfund 2 Loth Alaun zugesetzt wird.

i) Grüne Farben, in allen Abstufungen durch Zusammensatz von g) mit h) unter verschiednen quantitativen Verhältnissen.

k) Orange Farben, durch Zusammenbringen von c) mit h).

l) Graue Farben, durch weingeisthaltigen Gallapfeldekokt und salpetersaures Eisen.

m) Nankin Farben, durch Kaminruß Infusion auf ein Pfund desselben 1 Loth Alaun, mit Gummi verdickt.

n) Oliven Farben, Quercitron und Blauholzdekokt in verschiedenen Verhältnissen zusammen gebracht.

Befestigung der Farben durch kochende Wasserdämpfe.

Eine der wichtigsten Entdeckungen der neuern Zeit, welche in das Gebiet der Druck- und Färberei mächtig eingreift, aber noch Vielen unbekant seyn mag, ist die Wirkung der kochenden Wasserdämpfe auf die örtlichen, oder Applikations- u. Tafeldruckfarben. Ohne diese Entdeckung wäre die schöne Kunst, Seide, Schafwolle, Baumwolle und Leinen mit Applikationsfarben solider zu drucken, nicht vorhanden, indem sich hierauf einzig die Dauerhaftigkeit der Farben gründet.

Als Apparat zur Dämpfung der baumwollnen Sammet-Farben, bediene ich mich eines nach Doktor Dingler's Angabe *) errichteten Dampfapparats, wobei ich folgendermaßen verfahre:

„Die gedruckte und wohlgetrocknete Ware, wird auf einen kleinen, dem Bedarf angemeßnen, Haspel von der Form und Einrichtung, wie die bei der Indigo-Küpen-Färberei gebräuchlichen Haspel haben, gespant. Ist dieses geschehen, dann ziehe man einen Sack von Beuteltuch, den man an der obern Seite mittelst eines Schleifenzugs zuziehen kann, über die Haspel. In der Dampfkufe bringe man 2 Zoll von oben herein (von der Deckellage) einen Querstab an, mit einem Haken, in den man den Ring des Haspels einlegen kann, und nun schließe man die Dampfkufe mittelst eines wohl einpassenden Deckels, und lasse die Dämpfe einstreichen."

Die Einwirkung der Dämpfe lasse man in mäßiger Kraft 25 — 30 Minuten hindurch dauern, eine Zeit, welche hinreichend ist, die Farben für unser Fabrikat aufs beste zu befestigen. Ich glaube hiebei erinnern zu müssen, daß man jedes Mal, ehe die Ware in die Kufe komt, den Hahn an der Leitungsröhre zu öffnen habe, um das in der Röhre durch Verdichtung gebildete Wasser herauszuschaffen. Nun schließt man den Hahn wieder so lange, bis die Ware in die Kufe gebracht, und der Deckel etwas locker eingepaßt ist. Diese Vorrichtung ist höchst nöthig, weil im Unterlassungsfalle die Dämpfe das Wasser sprudelnd herüber treiben, und so den untern Theil des Sacks besprützen würden. Sobald aber die Ware in der Kufe naß wird, fließen die Farben auseinander, was durch die bloßen Wasserdämpfe nicht geschieht.

Nicht unbemerkt kann ich auch lassen, daß die längere oder kürzere Zeit, welche die Ware in der Kufe zu bleiben hat, von der Temperatur der Dämpfe bestimt werde, je nachdem diese eine schwache oder starke Spannung besitzen.

Behandlung der Ware nach dem Dämpfen.

Nach Verlauf der gehörigen Zeit, wird der Hahn der Leitungsröhre geschlossen, der Deckel der Dampfkufe abgenommen, und, nachdem die stärksten Dämpfe aus letzterer entwichen sind, um die Ware herausnehmen zu können, wird diese sogleich abgewunden, und nach dem Verkühlen, welches augenblicklich erfolgt, nach Zeit und Umständen ausgewaschen. Das Auswaschen geschieht am besten in einem Fluß oder Bach, und es muß damit so lange fortgefahren werden, bis alle Verdickungsmittel weggespühlt sind, und die Farbe rein mit der Faser sich zeigt. Man trocknet nun die Ware auf zu errichteten Trockenapparaten, und richtet sie durch die Appretur zum Verkauf vor.

Gedruckter Baumwollensammet mit Gold und Silberfiguren.

Um den gedruckten Baumwollensammet recht brillant für Tapeten, kostbares Geräthe und Draperien darzustellen, kann man demselben nach Willkür goldne oder silberne

*) Beschreibung und Abbildung mehrer Dampfapparate zur Benutzung der Wasserdämpfe in der Haus- und Landwirthschaft, in Fabriken, Manufakturen, Gewerbe rc., Augsburg und Leipzig 1818.

Figuren geben. Zu diesem Zweck wird die Ware zuvor mit allen Farben ausgearbeitet und nachdem diese durch die Wasserdämpfe befestigt, die Verdickungsmittel durch Wasser weggeschafft, und die Ware wie zum Verkauf appretirt worden, werden die Geld- oder Silberfiguren nach folgender Methode angebracht:

Man nimt eine Mischung von gleichen Theilen Mastix und getrocknetem gepulverten Eiweiß. Mit diesem Pulver bestreut man mittelst eines kleinen Haarsiebs diejenigen Stellen, welche man vergolden oder versilbern will. Nun schneidet man Geld- oder Silberblätter in der Größe der beliebigen Figur, und legt sie auf die bestreuten Stellen auf. Hierauf erwärmt man den messingenen Model, in welchem die Figuren oder Blumen erhaben geschnitten sind, über Kohlfeuer so, daß wenn man mit einem nassen Finger denselben berührt, kein Zischen mehr erfolgt. In diesem Zustande bringt man die Form auf die mit Gold oder Silber belegten Stellen. Dadurch schmilzt das Gold oder Silber nur da an den Mastix, wo die Figuren der Form erhaben sind. Nach dem Beendigen der ganzen Operation fährt man mit der Fahne einer Feder darüber, um das überflüssige Gold oder Silber wegzuschaffen. Auf diesem Wege kann man bei einiger Einrichtung die schönste Blumen- u. Figurenvergoldung hervorbringen. (*Kurrer.*)

Baumwollen-Spinnmaschine, s. Spinnmaschine.

Baumwollenweberei, s. Baumwollenmanuf. u. Weberei.

Baumwollenweberstühle, s. Weberstühle.

Baumzucht, s. Forstwirthschaft u. Obstbau.

BAUNACH, 1) kleiner Fluß in Franken, entspringt auf dem Haßberge unweit Bundorf bei Hofheim, vereinigt sich in seinem Laufe mit mehren ansehnlichen Bächen, und ergießt sich endlich unter dem Marktfl. Baunach in den Main. Von dem Flüßchen nante sich einst einer der 6 Ritterkantone in Franken, dessen meiste Güter an den Ufern desselben lagen. — 2) Der Marktfl. Baunach, am Einfluß des gleichn. Flüßchen in den Main, hat eine Pfarrei mit 2 Kaplänen und einem Hilfspriester, ist seit einem Jahrzehnt der Sitz eines k. baierischen Landgerichts, wozu das ½ St entfernte Rentamt Rattelsdorf bis auf die letzten Jahre gehörte. Die Umgebungen von Baunach sind sehr fruchtbar, sogar auch an Weinbau; doch waren sie ehemals ergiebiger, als jetzt. Nicht weit von Baunach steht eine Kapelle, welche durch die Wirksamkeit einer benachbarten Mineralquelle gegen Hautausschläge den Namen Elenden-Kapelle erhielt. Die außer Baunach befindliche Klause neben der Wallfahrtskapelle — ehemals der Wohnsitz eines Eremiten, ist schon seit dem Anfange dieses Jahrh. von keinem Einsiedler mehr bewohnt *). (*Jäck.*)

BAUR, von, auch Bauer u. Bawer [1]), **Friedrich Wilhelm**, wurde 1731 zu Bieber in der Grafschaft Hanau-Münzenberg als Sohn eines hessischen Oberörsters geboren. Früh zeigte er besondere Neigung für die Mathematik; sein liebstes Geschäft war Zeichnungen und Risse auf Papier oder im Sande zu versuchen. Landgraf Wilhelm VIII. von Hessen-Kassel erfuhr bei seiner Anwesenheit im Hanauischen durch den Vater des Jünglings dessen Neigungen; er durfte jetzt auf die Unterstützung des Fürsten rechnen, widmete sich mit Fleis den mathematischen Wissenschaften, und wurde bald Geometer in hessischen Diensten. Im Frühling 1756 ging er als Feuerwerker der Artillerie mit einem Corps hessischer Hilfstruppen nach England, von wo er fleißig Risse nach Kassel einsendete, die ihm bald den Rang eines Stückjunkers erwarben. Im folgenden Jahr 1757 kam er mit jenen hessischen Regimentern nach Teutschland zurück und diente darauf während des siebenjährigen Kriegs bei der vereinigt englisch-teutschen Armee unter dem Oberbefehl des Herzogs Ferdinand von Braunschweig. Er stieg schnell, wurde Hauptmann, Generaladjudant des Herzogs und Generalquartiermeister und zeichnete sich durch Einsicht und Diensteifer aus. Im J. 1758 (nach andern 1760) errichtete er bei dem verbundenen Heer ein Pioniercorps, das sehr nützlich wurde und 1759 oder 60 warb er aus der Kontributionskasse desselben Heeres ein Corps Husaren, welches er als Major befehligte. 1761 wurde dieses Freicorps dem König von Preußen überlassen, der ihn zum Obersten ernante und, wie man glaubt, damals auch in den Adelstand erhob. Er blieb jedoch als Generalquartiermeister im Hauptquartier des Herzogs Ferdinand. Im März 1761 wurde er bei der Belagerung von Ziegenhayn schwer verwundet, und im Juli des nämlichen Jahrs gerieth er bei einem Scharmützel in französische Gefangenschaft. Im Anfang des J. 1763, nach geendigtem siebenjährigen Kriege, wurde sein Freicorps zu Berlin aufgelöst; er selbst schloß als Kommandant der preußischen Völker in Westphalen am 11. und 12. März desselben Jahrs mit dem französischen Kommandanten zu Wesel, Marquis von Langeron, eine Convention wegen Räumung der von den Franzosen noch besetzten Plätze im Clevischen, die er hierauf, zugleich mit dem Clevischen Kammerdirektor von Meyen, für Preußen wieder in Besitz nahm. Hierauf lebte er mehre Jahre außer Dienst auf seinem erkauften Landgute zu Bockenheim bei Frankfurt am Main. Im J. 1769 trat er durch Vermittelung des Grafen von Czernischef, in die Dienste der Kaiserin von Rußland, welche selbst an ihn schrieb, und wurde von ihr im August zum Generalmajor und Generalquartiermeister ernant. Im folgenden Jahr kämpfte er bei der russischen Hauptarmee unter Romanzow gegen die Türken; insbesondre führte er im Juni die Avantgarde, welche die Türken am Pruth zurücktrieb und half am 1. August 1770 den Sieg am Flusse Kagul erfechten, wo Romanzow mit seinem sehr geschwächten Heere von 15,000 Mann mehr als hunderttausend Türken schlug. Zur Belohnung erhielt er im September den St. Annenorden, wurde im October Kommandeur des neu gestifteten militärischen St. Georgenordens und bekam überdies die eingezogenen bedeutenden Güter des Grafen von Ostermann. Während der Winterquartiere wurde er nach St. Petersburg berufen; er machte hier der Kaiserin wichtige Vorschläge zur Ver-

*) *Hoffmanni* annales Bamb. ed. a *J. G. de Ludwig.* — Hönn's und Bundschuh's Lexik. v. Franken. — Roppelt's Beschreib. v. Bamberg.

1) Auf die letztre Weise (Fedor Wilhelmowitsch von Bawr) schrieb er sich bei seinem Aufenthalt in Rußland.

besserung und Aufnahme ihrer Salzwerke und wurde darauf zum Direktor aller Salzwerke in den Gegenden von Novgrod mit einem Jahrgehalt von 6000 Rubeln ernant. Nach getroffenen Verfügungen ging er wieder zum Heer, wo er während des J. 1771 verschiedene Unternehmungen gegen die Türken glücklich ausführte. Am 2. Mai 1773 wurde er Generallieutenant, am 16. October 1777 Ritter des Alexander-Newskyordens und am 30. Januar 1780 Generalingenieur. Bei dieser letztern Ernennung genehmigte die Kaiserin zugleich seine beiden Projecte, die Stadt Moskau mit reinem Wasser zu versehen, und den aus dem Newastrom entstehenden Fontanka-Kanal bei Petersburg zu vertiefen, mit gehauenen Quadersteinen einzufassen, über denselben steinerne Brükken und am Ende desselben einen neuen Hafen anzulegen, wozu ihm vorläufig viertehalb Millionen Rubel angewiesen wurden. Zuletzt wurde er auch noch Director des teutschen Theaters zu St. Petersburg; er überließ aber während seiner langwierigen Krankheit die Direction größtentheils seinem Secretär, dem bekanten Dichter Kotzebue, den er auch nicht ohne Erfolg in seinem Testamente der Kaiserin empfahl. Am 4. Februar 1783 endigte der Tod viel zu früh seine höchst ausgebreitete und ehrenvolle Wirksamkeit. Er wurde allgemein bedauert; alle Theile des russischen Reichs empfanden seinen Verlust und die Kaiserin erklärte, daß sie sein Leben gern mit einer Million erkauft haben würde. Seine viel umfassenden Geschäfte mußten unter mehr als zehn Personen vertheilt werden. Zu den Arbeiten und Anlagen, die ihm in Rußland ein ehrenvolles Andenken sichern, gehören, außer den bereits angedeuteten, besonders noch: die Verbesserung des Ladoga-Kanals; die unterirdischen Kanäle durch alle Straßen der Stadt Petersburg, die Wasserleitung nach Sarskoe-Selo; die Verbesserung des Cronstädter Hafens; der angefangene Bau eines prächtigen dreifachen Hafens bei Dünamünde; die Vereinigung des schwarzen Meers mit der Ostsee durch einen Kanal zwischen der Düna und dem Dnieper; die Wasserleitung nach Moskau; der Bau eines prächtigen Arsenals daselbst; ein entworfener Plan, wo und wie an den Gränzen Rußlands Festungen anzulegen sind; ein Plan zur Errichtung eines hydraulischen Corps; der Wegebau durch ganz Rußland. Die Kaiserin ließ alle von ihm angefangenen Werke fortsetzen und befahl seinen Nachfolgern, nichts an seinen Entwürfen zu ändern. Als Schriftsteller machte sich Baur bekant, durch die aus eignen Beobachtungen und echten archivalischen Quellen geschöpften, mit Beifall *) aufgenommenen Mémoires historiques et géographiques sur la Valachie, avec un Prospectus d'un Atlas géographique et militaire de la derniere guerre entre la Russie et la porte Ottomane publiés par Monsieur de B***, Francfort chez Brönner. 1778. 8. Die Herausgabe des darin angekündigten Atlasses, der aus 39 Blättern bestehen sollte, ist, so viel bekant, unterblieben; dagegen ließ Baur eine ebenfalls sehr gelungene Carte de la Moldavie, pour servir à l'histoire militaire de la guerre entre les Russes et les Turcs zu Amsterdam

*) Allgem. teutsche Bibliothek 38. Bd. S. 211. Göttinger gel. Anzeigen. 1779 Stück 71.

1781 auf 7 Blättern erscheinen *), von welcher nur 300 Exemplare abgezogen sind. Früher schon, während seines Privatlebens nach dem siebenjährigen Kriege, hatte er mehre Karten zu einer im Haag angekündigten, aber nicht erschienenen Geschichte der Feldzüge des Herzogs Ferdinand geliefert. — Baur genoß in besonderm Grade die Achtung der Kaiserin Katharina, und war auch wegen seines persönlichen Charakters sehr geschätzt; Kotzebue nent ihn einen großen und biedern Mann. Er war zweimal verheirathet, zuletzt mit einer Hofdame der Kaiserin, und hinterließ einen Sohn, der sich ebenfalls im russischen Kriegsdienst bekant machte **). (*Rese.*)

BAUSCH (Joh. Lorenz), Arzt in Schweinfurt, geb. 1605, starb 1665. Er war der Stifter der kaiserlichen Akademie der Naturforscher, und unter dem Namen Jason deren erster Präsident. Vgl. Akademien. (*Sprengel.*)

BAUSE (Johann Friedrich), gehört zu den vorzüglichsten teutschen Kupferstechern, und er verdient um so mehr Lob, da er die Ausbildung seines seltnen Talents sich größtentheils selbst zu verdanken hat. Er wurde zu Halle an der Saale 1738 geboren, und begann in seinem achtzehnten Jahre die rühmliche Laufbahn, in der er sich in der Folge so bedeutend zeigte. Nicht zufrieden, blos für die Buchhändler seinen Grabstichel zu gebrauchen, wobei die Veredlung der Kunst nothwendig gefährdet werden mußte, begab er sich im Jahr 17.. nach Augsburg. Diese Reise, und vorzüglich das Studium nach den berühmtesten Kupferstechern, unter denen er vorzugsweise Wille zum Muster wählte, gaben seinem Geschmack eine bessere Richtung, und seinem Stichel mehr Festigkeit, der alles Metallartige vermied, und sich mehr durch malerischen Reiz auszeichnete. Die Bekantschaft mit Wille, mit dem er sich schriftlich unterhielt, und der gute Rath desselben, gereichten ihm zu großem Nutzen. Auch fand er in Leipzig, wo er sich wieder seit dem J. 1787 bis kurz vor seinem Tode aufhielt, einen größern Wirkungskreis. Er lieferte wenig große historische Blätter, um so verdienstlicher aber sind die Bildnisse berühmter Männer, die er mehrentheils nach den Gemälden von Anton Graff stach. Wol selten gab ein Künstler in der Kopie den Geist des Originals so treu wieder. Die Freiheit und Sicherheit des Malers findet man eben so wahr in den gestochnen Bildnissen; die Fleischpartien sind vortreflich behandelt, und jeder Stoff ist in seinem bestimten Charakter ausgedrückt. Aber es war ihm nicht genug, als ausgezeichneter Künstler durch den Grabstichel zu glänzen, er lieferte auch Versuche in Aquatinta, in der Schwarzenkunst und Zeichnungsmanier, im Punktiren, und zeigte vorzüglich eine große Fertigkeit mit der Radirnadel umzugehen. — Unter seine vorzüglichsten Werke

*) S. Meusel's histor. Literat. für 1781, 11 Stück. S. 468. **) Nachrichten über ihn u. a. in Strieder's hessischer Gelehrtengeschichte Band 1. S. 306 — 310 und in den Supplementen zum zweiten und fünften Bande; in dem biographischen Lexicon aller preußischen Helden und berühmten Militairpersonen Bd. 1. S. 107 — 109. und Bd. 4. S. 336 — 338. Vergl. Aufsätze zur geographischen, statistischen u. s. f. Länderkunde. Erster Jahrgang 1790. S. 110. Leben August von Kotzebue's, Leipzig, bei Brockhaus 1820, S. 92. fgg.

der Stecherkunst gehören: Rosetta nach Netscher, kl. Fol. der Perser, nach Mieris, Fol. Artemisia, nach Guido, gr. Fol. Venus und Amor nach Cignani, gr. Folio. Die drei Apostel, ein vortreflich radirtes Blatt, durch den Grabstichel verbunden, nach Mich. Angelo de Caravaggio. Die Darstellung mußte durch die Umarbeitung Oesers verlieren. Dieser kopirte das Original, und gab die Kopie in seiner unbestimten Manier wieder, nach welcher Bause arbeitete. Die Unruhen des Kriegs 1813 bestimten diesen würdigen Greis, einen einstweiligen Aufenthalt in Weimar zu suchen, aber er starb daselbst noch in demselben Jahr. (*Weise.*)

BAUSKE, vorm. Kreisstadt im Gouvernement (oder vorm. Herzogthum), Kurland in Rußland, ein kleiner Ort von 150 Häus., 1 lutherischen Kirche und 1 kath. Bethaus, an der Muß und Memel, welche sich hier in die Aa vereinigen. (*J. Ch. Petri.*)

Bausset, s. Beausset.

BAUSTETTEN, Pfarrdorf im wirtembergischen Oberamte Wiblingen, im Donaukreise, mit 490 kathol. Einw., war ehemals Stamort einer alten adeligen Familie gleiches Namens, die von 1179 bis 1468 blühete. Von dieser Zeit sind noch zwei zerstörte Burgen hier. Jetzt gehört der Ort theils von Waldbott Bausenheim, theils der Kirchenpflege von Biberach. (*Röder.*)

BAUTZEN oder BUDISSIN, wie die Stadt ursprünglich im Wendischen geheißen hat und noch in Urkunden genant wird, die Hauptstadt der königl. sächs. Oberlausitz, an der Hauptstraße von Dresden nach Breslau, 6 M. von ersterm, liegt unter 51° 11′ 12″ der Breite und 32° 5′ 10″ der Länge, in einer herrlichen Gegend auf einem Granitfelsen am rechten Ufer der Spree, welche sie von Westen nach Norden umfließt, ist zum Theil schön und massiv gebaut, hat mehre breite Straßen und Laternenbeleuchtung. Eine Vorstadt am linken Spreeufer, die Seydau, welche durch eine steinerne Brücke von einem 33 E. weit gespanten Bogen, mit dem Stadttheile unterm Schlosse verbunden ist, hat, ihrer hölzernen Bauart wegen, mehrmals schon große Brände erlitten, zuletzt in den J. 1811 und 1821. Die Stadt innerhalb der Ringmauer zählt 807, mit der Seydau aber 1069 Häuser; mit ungefähr 9200 zum Theil katholischen und wendischen Einw., wovon gegen 1500 auf die Seydau zu rechnen sind. Die Wenden, welche meist vom Spinnen oder als Handlanger, Maurer, Zimmerleute ꝛc. sich nähren, bilden ungefähr ⅕, die Katholiken $\frac{1}{10}$ der Bevölkerung.

Unter den 7 Kirchen ist die vorzüglichste die Stiftskirche zu St. Peter, in welcher Protestanten und Katholiken, abwechselnd zu verschiednen Stunden Gottesverehrung halten, weshalb die Kirche durch ein Gitter in 2 Theile getrent ist, deren kleinerer, der Chor, den Katholiken gehört, welche auch die Kirchenschlüssel in Verwahrung haben, so wie dagegen die Glocken den Protestanten gehören, seit der Gleichstellung beider Religionsparteien aber durch den Frieden von Posen 1806. auch zum Gebrauch der Katholiken dienen. Beide Theile haben ihre eignen Kanzeln, Altäre, Taufsteine und Orgeln. Doch wird allemal am ersten Ostertage von der Kanzel der Protestanten von einem katholischen Geistlichen für die kath. Wenden vom Lande wendisch gepredigt, und die katholischen Prozessionen in der Osternacht und beim Frohnleichnamsfeste gehen auch durch den protestantischen Theil der Kirche; so wie wieder bei evangelischen Leichen die katholische Schule das Kreuz vorträgt. Die Sakristei enthält viel kostbare, zum Theil von sächsischen Kurfürstinnen, auch Nonnen der Klöster Marienstern und Marienthal gestickte Meßgewänder, kostbare Bischofmützen, einen vom Papst geschenkten silbernen Bischofsstab ꝛc. Außerdem gibt es in den Vorstädten eine evangelische und eine katholisch-wendische Kirche, jene zu St. Michaelis, diese zur heil. Jungfrau, ferner eine evangelische Katechismuskirche und 3 zum Theil reich dotirte Spitalkirchen. Außer den Kirchen sind die vorzüglichsten öffentlichen Gebäude die Ortenburg, 2 Landhäuser, wo ständische Versamlungen gehalten werwerden, die Dechanei oder das Kapitel, das Rathhaus, wo bei großen Landtagen die erste Zusammenkunft der königl. Bevollmächtigten und der Stände geschieht, das große Gewandhaus, die Gebäude der Raths- und der Gersdorfischen Bibliothek, das Waisenhaus, das Gymnasium, das geschmackvolle Gebäude der Societät vor dem Lauenthor, der Erholungsort der Honoratioren, das 1796 gebaute Schauspielhaus und das Zuchthaus. Die Ortenburg auf dem höchsten nordwestlichen Punkte des Granitfelsens, der die Stadt trägt, ehedem die Residenz der Könige von Böhmen, wenn sie hier einsprachen, oder ihrer Landvögte, ist jetzt Sitz der königl. Oberamtsregirung. Im J. 1400 brante sie ganz ab, ward aber 1483 — 86. durch den böhm. König Matthias wieder gebaut, welcher deshalb lebensgroß und gerüstet über dem ersten Thore ausgehauen steht. Nachdem das Schloß 1620 abermals in Feuer aufgegangen war, stellte es Joh. Georg I. 1635 — 36 wieder her. Merkwürdig darin ist der große Versamlungsaal, wo dem jedesmaligen Herrn der Oberlausitz gehuldigt wird, und das daran stoßende Audienzzimmer, an dessen Decke in 9 Feldern denkwürdige Szenen der oberlausitz. Geschichte in Stuck dargestellt sind, z. B. die Belehnung Wiprechts von Groizsch mit Land und Herrschaft Budissin 1086, die durch den prager Frieden 1635 bewirkte Übergabe der Lausitz an den Kurf. von Sachsen, Joh. Georg I. ꝛc. Im Landhause der Stände des Budissiner Kreises befinden sich die Rüstungen Aller, welche den Vorritt gethan haben. Letztrer besteht in dem Rechte des adligen Besitzers eines männl. Lehngutes, dieses, im Fall er weder Erben noch Mitbelehnte hat, dennoch zu verkaufen, oder zu vererben, wenn er im Stande ist, in völliger Ritterrüstung, wie sie 1544 üblich war, einen starken Hengst ohne irgend eine Beihilfe zu besteigen.

Bautzen gehört zu den gewerbfleißigsten Städten Sachsens. Der älteste, schon im 17. Jahrh. wichtig gewesene Industriezweig, ist das Stricken und Wirken wollner Strümpfe, Handschuhe, Mützen ꝛc., welche häufig in den Norden und Osten Europas, auch nach Nordamerika versendet werden; die bedeutendsten Erwerbzweige sind Tuchmacherei, welche durch Maschinenspinnerei verbessert, gegen 1000 M. beschäftigt; und Handel mit Leinwand, die, aus den umliegenden Dörfern

und dem Erzgebirge bezogen, hier nur gebleicht und dann durch mehre Großhandlungen versendet wird. Übrigens gibt es hier 3 Kattunfabriken, die gegen 200 M. beschäftigen, eine große Ledermanufaktur, eine Drahtmühle, die aber meist Ambose, Radschienen und andre dergleichen Schmiedearbeiten liefert, einen Kupferhammer, eine Tabaks- eine Siegellackfabrik, eine ganz nach französischer Art eingerichtete (die Hottenrotische) Pulvermühle, 2 Strumpfstricker-, 1 Tuchmacher-, 1 Roth-, 1 Weißgerber-Walkmühle, viel Leinen- und Barchentweber, Gerber und Hutmacher, mehre Färbereien, bedeutende Brauerei, 1 Buchhandlung, 2 Buchdruckereien und auf der Seydau die größte und beste Papiermühle Sachsens, deren Besitzer (Fischer) sie durch neue Gebäude vergrößert, und unter andern mit einem Druckwerke versehen hat, das nicht nur den Holländern und übrigem Geschirr das Wasser zuführt, sondern auch, wie bei dem Freiberger Amalgamirwerke, bei Feuersgefahr Wasser in alle Behältnisse bringt, wodurch allein sämtliche Fabrikgebäude, bei dem letzten großen Brande in der Seydau, mitten unter niederbrennenden Häusern unversehrt blieben. In Folge mehrjähriger Reisen in Frankreich und England, und durch Hilfe der chemischen Bleich- und Dampfheitzung, ist es dem so thätigen als sachkundigen Besitzer gelungen, Papiere zu liefern, die mit den besten englischen und französischen wetteifern. Dieselben treflichen Einrichtungen hat er auch in der von ihm erkauften Papiermühle zu Obergurigk getroffen. Der Großhandel in Bautzen bezieht sich besonders auf Leinen, Tuch, Strumpfwaren und Barchent und wird zum Theil auf in- und ausländischen Messen, häufig auch unmittelbar ins Ausland, nach Spanien, Italien, Amerika, Rußland, der Türkei ꝛc. betrieben. Der Kleinhandel ist der starken Bevölkerung und der vielen und großen umliegenden Dörfer wegen gleichfalls bedeutend. Außer 2 Wochenmärkten, auf welchen Getreide, Fische, Federvieh, besonders Gänse, Federn, Flachs und Garn die wichtigsten Artikel sind, werden auch 4 Jahr- und 2 Wollmärkte im Mai und October gehalten. Übrigens tragen die ständischen Versamlungen, die öffentlichen Behörden und das Militär, nicht wenig zur Nahrung bei.

Die vorzüglichste Bildungsanstalt ist das 1532 gegründete Gymnasium mit der griechischen Inschrift: Kein Eintretender sey den Musen fremd! Es besteht aus 4 oder, insofern die 1. wieder in 3 Abtheilungen zerfällt, aus 6 Klassen, mit 6 Lehrern, zählt immer über 200 Zöglinge, hat schon viele verdiente Gelehrte zu Lehrern gehabt (unter den jetzigen sind als Schriftsteller der Rektor Sibelis und der Kantor Bergt als Tonsetzer berühmt), und viel verdiente Männer gezogen und ist mit vielen milden Stiftungen an Büchern, Tuch ꝛc. für dürftige Zöglinge sowol auf der Schule, als auf der Universität versehen. Seit 1810 sind, besonders durch den Eifer der aus Gliedern des Rathes und der Geistlichkeit, aus 2 Lehrern des Gymnasiums und 2 Bürgern bestehenden Schulcommission, 2 Armen- und 1 Bürgerschule errichtet worden, welche in 4 Schulen in verschiedenen Stadtgegenden zerfallen und 5 Lehrer haben. Auch die katholische Schule hat durch den Prediger Kutschank, unter Leitung des Bischofs Lock eine gänzliche Umänderung erhalten und erhält noch immer zeitgemäße Verbesserungen. Seit einigen Jahren haben die Stände ein Schullehrer-Seminar (mit 1 Direktor und 5 Lehrern) gegründet, in welchem Protestanten und Katholiken für den Schulstand gebildet werden. Bautzen hat 2 öffentliche Bibliotheken, die Rathsbibliothek v. 7000 Bänden, welche unter dem Konrektor des Gymnasiums steht, wöchentlich 2 Mal geöffnet wird, im Fache der Philologie und vaterländischen Geschichte am stärksten ist, auch mehre Incunabeln und alte Drucke besitzt und die Gersdorf-Weichaische Bibliothek von 3000 Bänden, welche gleichfalls einen Lehrer des Gymnasiums zum Bibliothekar hat, in einem, von dem Stifter, Hans v. Gersdorf auf Weicha, dazu bestimten Hause auf dem Burglehn sich befindet und unter andern ein von Joh. Huß selbst geschriebenes böhmisches Manuscript besitzt. Dem zu Bautzen bestehenden, für die ganze Oberlausitz bestimten Prediger-Collegium, müssen alle Kandidaten beitreten, welche in jener Provinz versorgt seyn wollen. Unter den milden Stiftungen steht oben an das im Anfange des 17. Jahrh. gestiftete Waisenhaus, welches neuerlich mit einer Armenschule vereinigt und durch ein Vermächtniß des verstorbnen Bürgermeisters Hering mit einer Zeichnenschule für Handwerker versehen worden ist. Zwei 1759 und 1761 entstandene milde Gesellschaften haben sich 1795 zu einer vereinigten Gesellschaft zur Versorgung für Witwen und Waisen in Bautzen, verbunden. Das 1771 gegründete Männerhospital erhielt durch den 1806 verstorbnen Kaufmann Pauli dessen im Testamente auf 60,000 Thlr. angeschlagnes Rittergut Wawitz. Derselbe Edle bestimte auch außer milden Stiftungen für 2 Bürgersöhne und Bürgertöchter, noch 20,000 Thlr. zu Gründung einer Bürgerschule und für andre heilsame Zwecke. Eine Armenschule für 120 Kinder stiftete 1783 in einem besondern Gebäude der verst. Kaufmann Prentzel, doch wird diese Schule auch von andern Kindern für Geld besucht. Viel geschieht auch für das Armuth durch die 1802 gegründete Freimauerloge zur goldnen Mauer, welche mit zu dem sächs. Logenbunde gehört. Unfern der Stadt liegen 2 für städtische und militärische Individuen bestimte Krankenhäuser, welche seit 1812 durch ein ihnen vom Apoth. Rüde legirtes Kapital von 2000 Thlr. eine bessere Einrichtung erhalten haben. Die Weiberspitale sind im letzten Kriege in Lazarethe verwandelt worden und die Hospitalitinnen wohnen seitdem in Privathäusern. Das in der Mitte des vorigen Jahrh. von einer Baronesse v. Gersdorf gestiftete Zuchthaus, ist, nach Angabe der Sträflinge an die Strafanstalt zu Zittau, welche künftig die einzige der Oberlausitz seyn soll, in ein Krankenhaus verwandelt worden.

Bautzen ist Sitz der seit dem 12. März 1821 an der Stelle des vormaligen Oberamts organisirten Oberamtsregirung, der höchsten Behörde der O. Lausitz für die Gesetzgebung und Verwaltung in Justiz-, Polizei-, Gränz-, Hoheits-, Lehn-, Kirchen- und Schulsachen; ferner des Amtshauptmanns, des Landsteueramtes des bautzner Kreises, einer Accise- u. Zollinspektion. Auch gibt es hier eine Salzniederlage und ein Getreidemagazin. Das sonst hier befind-

lich gewesene Oberpostamt ist 1816 aufgehoben und die oberlausitzer Posten sind dem Oberpostamte zu Leipzig untergeordnet worden. Der Stadtrath, welcher aus 11 Personen besteht, hat sich um Verbesserung des Schul= und Armen= so wie um Steuerung des Bettelwesens große Verdienste erworben. Das hiesige katholische Domstift, St. Peter, welches unter dem geheimen Consilio zu Dresden steht, bestand sonst aus 11 Stiftsherren, deren Stellen aber, weil die Theilung Sachsens die stiftischen Einkünfte beschnitten hat, jetzt nicht alle besetzt sind. Nur 5 davon, und darunter 3 Canonici capitulares, wohnen in der Stadt. Ihre Pfründen gehören nicht zu den fetten und jeder Domherr hat deshalb noch eine Prediger= oder sonstige Stelle. Sämtliche Domherren tragen ein ihnen vom jetzigen Könige von Sachsen 1801 verliehenes Ordenskreuz an einem violetten Bande. Der Dechant, oder das katholische Oberhaupt des Stiftes, führt gewöhnlich den Titel eines Bischofs in partibus infidelium, und gehört auf Landtagen zum Prälatenstande. Der Dompropst muß protestantisch seyn, und wird vom Könige aus den Gliedern des Meißner Domstifts gewählt. Das Domstift hat ein Consistorium und eine Schule, und besitzt außer der Dechanei und Propstei 40 Dörfer und Dorfantheile in der Oberlausitz. Auch hat es das Vorschlagsrecht bei Besetzung der Stellen in dem 1704 von den Gebrüdern Schimon für 12 arme wendische Jünglinge der katholischen Oberlausitz gestifteten St. Peters=Seminarium zu Prag.

Wasser erhält die Stadt aus der Spree durch 2 sehr künstliche Druckwerke, davon das eine im 15ten, das andre im 17ten Jahrh. angelegt ward. Seit 1796 sind die hölzernen Röhren beider Wasserkünste größtentheils in eiserne umgetauscht worden. Die Feuerpolizei ist in den neuern Zeiten sehr verbessert worden. Bautzen hat drei Kirchhöfe, den Taucher für die evangelischen Teutschen, mit schönen Monumenten, unter welchen das Frankische Erbbegräbniß sich auszeichnet; dann für die evangelischen Wenden auf dem Protschenberge, und für die Katholiken auf dem Platze der ehemaligen Nicolaikirche. Zu den an sich schönen und durch Alleen verschönerten Umgebungen der Stadt gehört vorzüglich das geschmackvoll gebaute Schießhaus, in der Mitte englischer Anlagen, welche herrliche Aussichten auf die Ortenburg, die Ruinen des katholischen Kirchhofs ꝛc. gewähren. Noch weiterer Aussichten nach Herrnhut, der Landskrone ꝛc., ja bei heiterm Wetter sogar bis zur Schneekoppe im Riesengebirge genießt man vom nahen Praschwitza oder Frigeberg, wo einst wendische Götzenbilder gestanden haben sollen. Die Thäler von Öhna, wo auf einer Anhöhe an der Spree ein wendisches Götzenbild sonst stand, das von den Christen in den Fluß gestürzt ward, und von Grubschitz haben viel malerisches Interesse. Unfern der Stadt gibt es Granitbrüche.

Die Entstehung der Stadt verliert sich ins 9. Jahrh. Im 13ten schon hatte sie bedeutenden Handel, wie unter andern die Erbauung eines Kunsthauses beweiset. Im 14. Jahrh. schon galt sie für die Hauptstadt der Provinz Budesin, und verwahrte deshalb die sogenante Haupt= oder Rennfahne der Ritterschaft. Im 15ten findet man schon eine Bleiche, Münze und Wechselbank. Doch litt sie auch in jenem Jahrhunderte viel durch den Hussiten=, so wie im 17. Jahrh. durch den 30jährigen Krieg. Ganz in einen Aschenhaufen verwandelt ward sie durch die sächsische Armee, welche den kaiserl. Obersten Golz belagerte, den 4. Mai 1634, welcher Tag noch jetzt jährlich als eine Art von Bußtag gefeiert wird. In der Schlacht, welche Napoleon bei Bautzen den 20. und 21. Mai 1813 den verbündeten Russen und Preussen lieferte, und letztere zum Rückzug nöthigte, litt die Stadt wenig, desto mehr aber die umliegende Gegend. Literarisch ist Bautzen denkwürdig, weil hier 1525 der berühmte Kryptokalvinist D. Peucer, 1763 der im Fache der schönen Wissenschaften zu seiner Zeit beliebte Prof. Meisner und 1770 der Philosoph F. A. Carus geboren ward. Auch starb hier 1680 der berühmte sächs. Historiograph Anton Weck.

In der Bautzner Gegend wohnen viele Wenden, Abkömmlinge der alten Slaven, die in Charakter, Sitten, Tracht und Sprache noch sehr das Eigenthümliche ihrer Voraltern haben, aber auch immer mehr und mehr mit den Teutschen sich vermischen. Unter ihnen gibt es viel Katholiken, welche aber nach Bautzen in die Kirche gehen. Die Wenden geben immer die besten Feldarbeiter und das beste Gesinde. Auch besuchen ihre Knaben häufig das Gymnasium in Bautzen, und lernen dann mit wahrem Heißhunger, am schnellsten die lateinische Grammatik und die teutsche Sprache, obschon für letztere kein besonderer Lehrer angestellt ist. Wenigstens $\frac{1}{5}$ der Schüler des Gymnasiums sind wendischer Abkunft. (*Engelhard.*)

Bautzen. Schlacht am 20. u. 21. Mai 1813. Nachdem die Verbündeten auch das rechte Elbufer verlassen hatten, war der Überschwemmung des preussischen States durch den unaufhaltsam vordringenden Feind (die Franzosen mit deren Verbündeten) nur durch eine allgemeine Schlacht zu begegnen, deren Erfolg bei der Ungleichheit der Streitkräfte sehr zweifelhaft blieb; es waren indeß vielleicht eben so sehr politische Rücksichten als die Nothwendigkeit, für die noch nicht vollendeten Organisationen in Schlesien Zeit zu gewinnen, welche dazu bestimten. Um den Kampf bei des Feindes beträchtlicher materieller Überlegenheit mit einiger Aussicht des Erfolgs zu bestehen, wurde beschlossen, das Gefecht in einer vortheilhaften durch Feldbefestigungen zu verstärkenden Stellung anzunehmen, wozu die Höhen des rechten Spree=Ufers bei Bautzen Gelegenheit boten. Die russisch=preussische Armee traf am 12. Mai dort ein und bezog am folgenden Tage eine für vortheilhaft erachtete Stellung, ungefähr eine Stunde rückwärts, deren Befestigung sogleich begann; durch 13,500 Russen, die unter Barclay de Tolly aus Polen eintrafen, und fünf preussische Reserve=Bataillone — 3700 Mann — verstärkt, konte sie mit 96,000 Mann auf dem Schlachtfelde erscheinen*).

*) Eintheilung der Armee: drei Streifcorps und 21 Kosacken-Regimenter, 5000 M. Russen. Avantgarden des rechten Flügels unter G. Landskoy 9 Escadr. 5 Kos.-Reg. 1 Batterie, 2275 M. Russen; die 3te West-Armee unter G. Tzschaplitz, 3 Bataillone, 4 Escadr., 3 Kos.-Reg., 1 Batterie, 2275 M. Russen; des rechten Flügels der Hauptstellung unter G. v. Kleist, 3 Bat. 4 Esc. 1 Batterie, 1700 M. Preussen, und 4 Bat., 4 Escadr., 3 Kos.-

Von der französischen Armee traf zuerst das 11te Corps am 15ten am linken Spree-Ufer ein, dem bis zum 19ten das 4te, 6te und 12te, die Cavallerie des Gen. Latour Maubourg und die Garden auf der Straße von Dresden folgten; das 3te, 5te und 7te Corps von Torgau aus gegen die Marken dirigirt und wahrscheinlich in dem Augenblicke zurückgerufen, als Bonaparte die Überzeugung erhielt, die Verbündeten würden bei Bautzen eine Schlacht liefern, näherten sich der Spree entlang ihrer rechten Flanke, die ganze Armee vereinigt ergab eine Masse von ungefähr 150,000 Mann**).

Um die Verbindung mit den heranrückenden Corps zu eröffnen, war am 18ten die Div. Pery nach Königswarthe entsendet worden, von Seiten der Alliirten wurden dagegen in der Nacht zum 19ten 18,000 Russen unter G. Barclay, 5600 Preussen unter G. York gegen Königswarthe (4 St. n. w. Bautzen) detachirt, die Russen stießen bei dem genanten Orte auf jene Division, welche überfallen und größtentheils aufgelöst ward. Gen. v. York dagegen hatte am Nachmittage des 19ten bei Weissig (1 St. n. östl. Königswarthe) ein überaus hartnäckiges Gefecht mit dem ganzen 5ten Corps zu bestehen, das er nur mit einem Verluste von fast 1800 Mann bis zum Abende erhalten konte. Beide Abtheilungen zogen sich in der Nacht auf die Hauptarmee zurück, vom Feinde lagerte das 5te C. bei Weissig, das 3te bei Mauersdorf (3 St. n. Königswarthe), das 7te hatte erst Kahlau erreicht.

Die russisch-preussische Armee hatte am 20sten, von der französischen nur noch durch die Spree getrent, folgende Stellungen inne.

Zur Beobachtung des bergigen stark bewachsnen Terrains auf dem äußersten linken Flügel stand das Detachement des G. Emanuel an dem Abhange des Tromberges bei Raschau und Ebendörfel (1 St. s. ö. Bautzen), einige tausend Kosacken waren überdem in dem Gebirg bis zur böhmischen Gränze hin vertheilt. G. Miloradowitsch besetzte mit 8 Bat. die durch Pallisadirungen ꝛc. befestigte Stadt Bautzen unmittelbar an der hier zwischen tief eingeschnittenen Ufern fließenden Spree gelegen, der Rest seines Corps stand links der Stadt auf den steil in den Fluß abfallenden Höhen bei Sinkwitz (1 St. s. Bautzen, ½ St. w. Ebendörfel). Auf den Anhöhen bei Burk (¼ St. n. ö. Bautzen), wo die Spree aus dem Felsengrunde hervortritt, die von Bautzen an ihre Ufer bildet, war die Abtheilung des G. v. Kleist aufgestellt. Rechts derselben hinter Kreckwitz (½ St. ö. Burk) und Plieskowitz (¼ St. n. Kreckwitz) fand sich das Corps des Gen. v. Blücher an den Anhöhen, welche unter dem Namen der Kl. Bautzner und Kreckwitzer Berge fast parallel mit einander von Kl. Bautzen (¼ St. s. ö. Plieskowitz) herunterstreichen, jedes der beiden vor der Fronte liegenden Dörfer war mit einem Bataillon besetzt. Eine Menge Teiche, nur von schmalen Dämmen getrent, ziehen sich eben so westlich von Plieskowitz nach der Spree zu, als nördlich des Dorfs gegen das eine Viertelstunde entfernte Malschwitz hin. Von diesem Dorfe bis zum Windmühlenberge bei Gleina (½ St. ö. Malschwitz) bildete die dritte West-Armee den rechten Flügel der Schlachtordnung, der hier sonach fast rechtwinklig rückwärts gebogen ward. Die Vordertruppen unter Gen. Tschaplitz deckten bei Klix (½ St. n. Malschwitz) die Übergänge über die Spree, während das Detachement des Gen. Landskoy zur Beobachtung bis Milkel (1½ St. n. w. Klix) vorgeschoben war. Das Terrain vor der Frontlinie der 3ten W.-Armee war frei, aber hinter derselben befand sich eine Reihe Teiche, die in derselben Art wie die schon erwähnten von Plieskowitz aus bis oberhalb Preititz (⅓ St. ö. Pliesk.) hinziehend, die Verbindung mit den übrigen Armeetheilen sehr erschwerten.

In zweiter Linie stand das Corps des G. Gotschakow, den linken Flügel hinter Kl. Jenkwitz (1 St. ö. Bautzen) den rechten bei Baschütz (¼ St. n. ö. Kl. J.), beide Dörfer zur Vertheidigung eingerichtet, zwischen ihnen eine Reihe Verschanzungen. Weiter rechts war das Yorksche Corps mit dem linken Flügel in die Bautzen-Weissenberger Straße (1000 Schr. n. Baschütz) mit dem rechten bei Litten (½ St. n. Baschütz, ¼ St. ö. Kreckwitz) aufgestellt, auch zwischen diesem Dorfe und Baschütz fand sich eine Reihe Verschanzungen. Der Raum vor der Linie dieser beiden Corps kann als völlige Ebene betrachtet werden, welche nördlich durch die Kreckwitzer Berge, westlich durch die Anhöhen bei Basankwitz und Nied.-Kayna (2000 Schr. n. ö. und 1500 Schr. ö. Burk) begränzt wird. Die Reserve endlich stand rechts und links von Neu Purschwitz, ungefähr eine Viertelstunde hinter dem Corps des G. v. York.

Der Angriff auf diese Stellungen begann am 20sten gegen Mittag. Das 12te Corps überschritt nach einer lebhaften Kanonade die Spree bei Sinkwitz, warf die russischen Truppen, die hier standen, zurück, und drang den Tromberg hart rechts lassend bis gegen Mehltheuer (⅓ St. ö. Sinkw.) vor. Da nach und nach die ganze disponible Infanterie des Corps von Miloradowitsch ins Gefecht gebracht, auch eine Brigade der Reserve nach dem bedrohten Punkte gesendet wurde, so er-

---

Reg., 1 Batterie, 2950 M. Russen; des linken Flügels unter G. Miloradowitsch 11 Bat., 16 Esc., 3 Batterieen, 7550 M. Russen, des äußersten linken Flügels unter G. Emanuel, 6 Esc., 2 Kos.-Reg., 1 Batterie, 1725 M. Russen. Corps de Bataille. Die 3te West-Armee unter G. Barclay, 14 Bat., 9 Esc., 1 Kos.-Reg., 6 Batterieen, 10450 M. Russen (davon eine Div. im 2ten Treffen). Das Corps des G. v. Blücher, 27 Bat., 47 Esc., 12 Batterieen (wovon 2 russische), 20500 M. Preussen, 300 M. Russen (10 Bat. 25 Esc. 4 Batt. davon im 2. Treffen). Das C. des G. v. York, 11 Bat., 8 Esc., 6 Batterieen, 5800 M. Preussen. Corps des G. Gotschakow, 25 Bat., 18 Esc., 5 Batterieen, 15050 M. Russen (davon eine Div. im 2ten Treffen). Reserve unter dem Großfürsten Constantin, 28 Bat., 55 Esc., 22 Batterieen, 19600 M. Russen. Zusammen 68000 M. Russen, 28000 M. Preussen.

**) Eintheilung: Garden unter M. Mortier, 3 Infant., 1 Cav.-Div. (Curial, Dumoustier, Barrois, Walther) 20000 M. 3tes Corps M. Ney 5 Div. (Souham, Marchand, Brennier, Riccard, Girand) 30000 M. 4tes Corps G. Bertrand 3 Div. (Morand, Pery, Franquemont) 20000 M. 5tes Corps G. Lauriston 4 Div. (Maison, Puthod, Rochambeau, Lagrange) 20000 M. 6tes Corps M. Marmont 3 Div. (Compans, Bonnet, Frederic) 20000 M. 7tes Corps G. Reynier 2 Div. (Sahr, Durutte) 10000 M. 11tes Corps M. Macdonald 2 Div. (Charpentier, Gerard) 12000 M. 12ten Corps M. Oudinot 3 Div. (Pactod, Laurencey, Ragliowich) 20000 M. Cavallerie unter L. Maubourg 5000 M.

hielten sich die Russen am Abend auf den Anhöhen bei Mehltheuer; die Cavallerie des französischen Corps hatte zu dessen Vortheilen dadurch mitgewirkt, daß sie die Spree weiter oberhalb überschritt und rechts des Tromberges vorrückend, das Detachement des G. Emanuel zurückdrückte. Das lebhafte Gefecht auf diesem Punkte veranlaßte übrigens, daß ein Theil der Reserve der Verbündeten links geschoben wurde.

Das 11te Corps überschritt den Fluß zwischen Sinkwitz und Bautzen auf der Brücke von Grubschitz, und drang ohne wesentlichen Widerstand zu finden so weit vor, daß es am Abende den linken Flügel ziemlich in gleicher Höhe mit den aus Bautzen debouchirten Truppen, durch den rechten Verbindung mit dem 12ten C. hatte.

Für das 6te wurden in dem tiefen Grunde bei der Pulvermühle (¼ St. n. Bautzen) vier Laufbrücken geschlagen; unter dem heftigsten Feuer auf dem rechten Ufer angekommen, wendete sich die Div. Compans rechts gegen die Stadt, welche ungefähr um 6 Uhr nach unbedeutendem Widerstande der Russen besetzt ward, die Div. Bonnet ging durch selbige und drang später bis auf die Anhöhen von Nied.-Kayna, die Div. Frederic kam weiter links ins Gefecht mit den Truppen des Gen. v. Kleist, die sie bei großem Verluste nicht zurückzudrängen vermochte; das Corps stand am späten Abende bei Nieder-Kayna und Nadelwitz (2000 Schr. s. N.-K. und ö. Bautzen).

Das blutigste Gefecht des Tags hatte das 4te Corps zu bestehen; es war gleichzeitig mit dem 6ten gegen die am linken Spree-Ufer gelegene Nieder-Gurig und Nimschütz (½ und ¾ St. n. ö. Bautzen) vorgerückt und versuchte in immer wiederholten Angriffen vergeblich den Übergang zu forciren. Spät am Abende gelang es endlich Nied.-Gurig zu nehmen, und das Corps lagerte hinter diesem Dorfe noch auf dem linken Ufer des Flusses. Die Truppen des Gen. v. Kleist, dem Angriffe so überlegner Massen für die Dauer nicht gewachsen, waren im Laufe des Gefechts durch 5 Bataillone des Blücherschen Corps verstärkt worden; nach Zurückweisung aller Frontalangriffe mußte der General Abends 9 Uhr nach Litten zurückgehen, da ihm nach der Besetzung der Höhen von Nied.-Kayna durch das 6te Corps, eine seiner Abtheilung allein schon überlegene Masse des Feindes fast im Rücken stand.

Das 3te und 5te Corps erreichten mit der Avantgarde Klix, das 7te war noch bei Hoyerswerda zurück, die franz. Garden folgten dem Hauptquartier Bonapartes nach Bautzen, die Cavallerie-Reserve lagerte wie es scheint noch auf dem linken Spree-Ufer.

Nach dem Zurückdrängen ihrer vorgeschobenen Abtheilungen erwartete die Armee der Verbündeten am Morgen des 21sten den Angriff in folgenden Stellungen. Der linke Flügel unter G. Miloradowitsch, aus dessen ganzem Corps, dem des Gen. Gotschakow und dem Detachement des G. Emanuel bestehend, erstreckte sich von den Höhen bei Mehltheuer über Jenkwitz und Baschütz gegen Litten; das Centrum unter G. v. Blücher, dessen Corps seine gestrige Stellung an den Kl. Bautzner und Kreckwitzer Bergen inne hatte, während die der Generale v. York und v. Kleist von Litten gegen Baschütz hin standen; da sie zu schwach waren, den Raum bis an den rechten Flügel der Russen hin auszufüllen, so wurde die russische Reserve-Artillerie mit dazu verwendet. Der rechte Flügel unter G. Barclay de Tolly bestand aus denselben Abtheilungen wie am vorigen Tage und hatte eben so wie die Reserve, noch dieselbe Stellung.

Das Gefecht entbrannte am frühen Morgen auf dem äußersten linken Flügel durch die Angriffe der Div. Pactod auf die Anhöhen bei Mehltheuer, sie gewann dieselben und hatte nach 8 Uhr die Russen bis Pielitz (¼ St. ö. M.) zurückgedrängt, als diese nach erhaltner Verstärkung nun ihrerseits den Gegner in seine frühere Aufstellung zurückwarfen, so daß die Div. Laurencey ins Gefecht gezogen werden mußte. Obwol nun das 5te Corps weiter links durch wiederholte Angriffe die Kraft des Feindes zu theilen suchte, so mußten doch jene beiden Divisionen nach dem heftigsten Gefecht am Mittage in Unordnung zurückweichen; die bisher in Reserve gehaltne Div. Ragliowich nahm nun Theil am Kampfe, brachte die Fliehenden zum Stehen, und hinter ihr wurden die französ. Divisionen wieder gesammelt, die Russen verfolgten ihre Vortheile nicht, sondern beschränkten sich hier bis zum allgemeinen Rückzuge auf eine Kanonade.

Beinahe gleichzeitig hatte auf dem äußersten rechten Flügel der Angriff auf Klix begonnen; G. Landskoy wich nach einigem Widerstande dem überlegenen Feinde und ging in die Hauptstellung der 3ten West-Armee zurück. Das 5te Corps ließ die Div. Maison beim 3ten, eine Division bei den Übergängen am Klix und Leichnam, die beiden andern wendeten sich so wie sie Klix passirt waren, links gegen Baruth; Marschall Ney rückte unverweilt zum Angriffe der 3ten W.-Armee vor, welche sich nach lebhafter Vertheidigung, jedoch ohne wesentlichen Verlust auf den Schaafberg bei Baruth (½ St. s. ö. Gleina) zog. Preititz wurde von den Franzosen genommen und bald darauf auch das in Plieskowitz stehende preussische Detachement, das schon einige Angriffe von Truppen des 4ten Corps abgewiesen, durch rechts entsendete Abtheilungen des 3ten zum Rückzuge genöthigt.

Mit der Besetzung von Preititz durch den Feind war die Verbindung zwischen den Corps von Blücher und Barclay aufgehoben und des Ersteren Rückzug sehr bedroht, er entsendete deshalb die in Reserve gehaltene Brigade das Dorf wieder zu nehmen, während das Kleistsche Corps zur Unterstützung des G. Barclay aus der Position in der Richtung gegen Baruth abrückte. Der Feind ward aus Preititz geworfen und ging bis auf den Windmühlenberg bei Gleina zurück; G. v. York zog nach dem Abmarsche des Kleistschen Corps den größten Theil seiner Truppen auf dem rechten Flügel bei Litten zusammen, da der Angriff einer feindlichen Abtheilung auf das nah davor liegende Kreckwitz Concentrirung der Kräfte auf diesem Punkte nöthig zu machen schien.

Im Centrum hatte seit dem Morgen das 6te Corps nur eine schwache Kanonade und unbedeutendes Gefecht unterhalten, während dem die Garden- und Cavallerie-Reserve herangezogen und hinter dem steilen Abfall der Nieder-Kaynaer Höhen verdeckt aufgestellt wurden; um 11 Uhr rückte jenes Corps etwas vor und begann die

Verschanzungen zwischen Baschütz und Litten lebhaft zu beschießen, das russische Geschütz antwortete erst eben so, beschränkte aber sein Feuer als kein unmittelbarer Angriff erfolgte. Als um 1 Uhr das 4te Corps über die Spree gegangen war, zog Bonaparte die Garden- und Cavallerie-Reserve rasch auf die Höhen links vorwärts Burg, und der heftigste Angriff auf die Stellung des G. v. Blücher begann. Die Div. Franquemont unterstützt von der Div. Morand nahm mit großem Verlust und nachdem sie zweimal zurückgeschlagen worden, einen Hügel nach dem andern, es gelang ihr sogar einen Augenblick Kreckwitz zu erobern, woraus sie jedoch mit Verlust einiger hundert Gefangnen sogleich wieder vertrieben wurde.

Während dieser Angriffe auf die Fronte des Blücherschen Corps, die durch eine Batterie von 50 Geschützen unterstützt wurden, rückte noch die Div. Lagrange mit einer Cavallerie-Brigade und 22 Geschützen von Baruth her gegen Preititz, und drang in Verbindung mit Truppen des 3ten Corps immer mehr in Flanken und Rücken des genanten Corps, dessen zweites Treffen bereits ins Gefecht hatte gezogen werden müssen und dessen Reserve nicht mehr disponible war. In dieser Lage sah sich G. v. Blücher ungefähr 4 Uhr zum Rückzuge gegen Purschwitz genöthigt; eine Brigade des Yorkschen Corps rückte zwar vor, die verlassenen Höhen wieder zu nehmen, ward aber zurückgerufen, bildete die Arriergarde und stellte sich hinter Purschwitz auf.

Um diese Zeit war das 7te Corps bei Gleina eingetroffen und wurde sogleich in der Richtung nach der Bautzen-Weissenberger Straße gegen Belgern vorgeschoben, wo der G. v. Kleist das Nachdrängen der Colonne vom 3ten und 5ten Corps aufhielt, eben so ließ Bonaparte gleich nach dem Rückzuge des G. v. Blücher zwei Garde-Divisionen mit 60 Geschützen gegen Neu-Purschwitz vorgehen, das Feuer russischer Artillerie bei Baschütz hielt sie aber in solcher Entfernung, daß die Bewegung der preussischen Truppen durch sie nicht beunruhigt wurde.

Ohne durch Verwendung der Reserve gegen den nun concentrirten Feind sich einem entscheidenden Schlage auszusetzen, trat die Armee der Verbündeten jetzt den allgemeinen Rückzug in drei Colonnen an. Die erste aus den Corps von Blücher und York bestehend, schlug die Straße nach Weissenberg ein; das Corps des G. v. Kleist, das sich später anschloß so wie Abtheilungen, welche die Dörfer Kl. Bautzen und Purschwitz noch besetzt hielten, deckten sie gegen alle Versuche des Feindes, der auch seine Cavallerie-Reserve vorgezogen hatte. Die zweite Colonne von den Reserven und dem linken Flügel gebildet, ließ zuerst alles Geschütz aus den Verschanzungen auf der Straße nach Löbau über Hochkirch zurückgehen, und folgte dann so langsam, daß die Berge auf dem linken Flügel bis zum Einbruche der Nacht besetzt blieben. Die dritte Colonne, das Corps des G. Barclay de Tolly, welches den Nachmittag über mit Abtheilungen des 3ten und 5ten Corps im Gefecht gewesen war, ging in eine Stellung auf die Höhen bei Gröditz zurück, und setzte hier in Verbindung mit den Anstrengungen des Kleistschen Corps dem immer wiederholten Ausdrängen des 3ten, 5ten und 7ten Corps ein Ziel; es folgte später der ersten Colonne nach Weissenberg.

So konte sich zwar der französische Feldherr unbezweifelt als Sieger in einer Schlacht betrachten, in welcher der größere Theil der feindlichen Armee aus seiner Stellung verdrängt worden war, aber die Resultate dieses Kampfes blieben so weit hinter den gewöhnlichen Folgen einer gewonnenen Feldschlacht zurück, daß die dafür gebrachten Opfer als unverhältnißmäßig betrachtet werden müssen. Die französische Armee zählte gegen 8000 Todte und 18000 Verwundete, die Verbündeten hatten ungefähr 8000 Mann an Todten und Verwundeten verloren, 600 Gefangene gemacht und 2 Geschütze erobert. (*Schulz.*)

BAUTSCH (slav. Budischow), Städtchen Mährens, Prerauer Kr., 5 Meilen nordöstl. von Ollmüz, an der äußersten Gränze gegen Östr. Schlesien, mit Pfarre (zugleich Land-Dechantei), Magistrat, Salz- und Gränz-Mauthamt, bildet mit den Dörfern Altendorf, Gnadendorf, Neudorf und Schönwald, ein zum Erzbisth. Olmütz gehöriges Kammergut, das 858 Häuser mit 1264 Familien und 5533 Einw. begreift. (Die Stadt allein zählt 600 Häuser, 896 Familien und 3955 Einwohner.) Flachs ist das Hauptprodukt der Umgegend und begründet, bei dem sonst undankbaren Boden, in der Leinen- (auch Baumwollen)- Kunstweberei das Hauptgewerbe, welches in feuchten Gemächern, selbst unter der Erde betrieben wird, die man selten öffnet, damit die Luft das Gespinst, welches, um nicht zu reißen, noch überdem fleißig benetzt wird, nicht austrockne. Daher sind Rachitis und Skorbut hier herrschende Krankheiten. (*André.*)

BAUX, les (lat. Baltium, Baucium, ital. Balzo), ein Flecken der untern Provence bei St. Remy, in einem treflichen Olivenlande, auf einem hohen Felsen gelegen, der, nur von einer Seite zugänglich, auf seinem Rücken eine ziemlich ausgedehnte Fläche, und zugleich eine natürliche Festung darbietet. Von ihm nante sich das berühmte Haus der Sires von Baux, welches Hugo Grotius mit vieler Wahrscheinlichkeit von dem westgothischen Königsstamme der Balthen, die uralte, in der Familie selbst angenommene, Tradition von Balthasar, einem der heil. drei Könige, und dem Beherrscher Armeniens ableitet, für welche letzte Ableitung freilich nur Namen und Wapen, ein zwölfeckiger silberner Stern im rothen Felde (bei den Balsas in Albanien ein zwölfeckiger goldner Stern im blauen Felde) sprechen†).

Pontius, Sire von Baux, lebte 970—1025. Raymund nahm wegen seiner Gemalin, Stephanie, des Grafen Gilbert von Provence Tochter, die Lande seines Schwiegervaters in Anspruch (um 1110), gerieth aber darüber mit dem Grafen von Barcelona, dem Gemale von Gilbert's zweiter Tochter, in blutige Fehden. Obgleich von den Grafen von Toulouse und Forcalquier mächtig unterstützt, mußte Raymunds Sohn, Hugo II., nach zehnjährigem Kampfe seinem Rechte entsagen, und seine Besitzungen von dem Beherrscher der Provence, wie vorher von Kaiser und Reich, zu Lehen empfangen; dagegen erhielt er bedeutende Vergrößerung und die Bestä-

†) Mit eben so schlechtem Glücke hat man in diesen Tagen das Haus Bonaparte von den Baux abgeleitet.

tigung seiner Hoheitsrechte, gleichwie der Freiheiten seiner Unterthanen, wohin vorzüglich die Zollfreiheit in dem ganzen Lande zu rechnen. Hiedurch war die Macht des Hauses Baux freilich nicht gebrochen, seine Fürsten, stets eifersüchtig auf die Grafen, und beflissen, sich ihnen in Allem gleich zu stellen, mochten zu viel Aufmunterung zur Widersetzlichkeit in der Politik der Kaiser finden, welche sich der von Baux in der Provence bedienten, wie der von Chalon in Hochburgund, oder der Grafen von Valentinois gegen die Beherrscher des Delphinats, zu Erhaltung eines nothdürftigen Gleichgewichts, welches wirklich erst durch die Capetinger und ihre Künste vernichtet wurde. Baronet Bertrand I. von B. erheirathete mit Tiburgis, der Erbin ihres Hauses, die Stadt Orange (1173). Sein ältester Sohn, Wilhelm V., welcher als der Gründer des Fürstenthums Oranien zu betrachten ist, starb um 1223, nachdem er, wie la Pise versichert, von Kaiser Friedrich II. mit dem Königreich Arelat beschenkt worden (angeblich zu Metz, 13. Januar 1214), daher auch mehre seiner Nachfolger den Königstitel von Arelat geführt haben sollen. Mit Raymund V. erlosch die Hauptlinie des Hauses, welche 220 Jahre lang das Fürstenthum Oranien besessen; seine älteste (nicht einzige) Tochter, Maria, brachte solches auf ihren Gemal, Johann IV. von Chalon, Baron von Arley (verm. 1389), zugleich mit dem Erbrechte ihrer Mutter an die Grafschaft Genf. Mariens jüngere Schwester, Alix ††), Gräfin von Avellino und Frau der Baronie Baux, verschaffte durch Testament (1426) diese Besitzungen ihrem Vetter, Wilhelm von Baux, Herzog von Andria in Apulien, und in dessen Ermangelung dem Hause Chalon; als aber Wilhelm sich anschickte, das alte Stammhaus in Besitz zu nehmen, wurde ihm von Ludwig III. von Anjou, dem Grafen von Provence, den er um die Krone von Neapel gebracht, das droit d'aubaine entgegengesetzt, auch unter diesem Vorwande die Baronie Baux confiscirt, und sie blieb den Königlichen Domainen, bis Ludwig XIII. sie samt Valentinois, den Grimaldi von Monaco verlieh.

Der Stammvater der neapolitanischen Linien, Bertrand III. von Baux, folgte den Fahnen Karls von Anjou, und erhielt als Belohnung ausgezeichneter Dienste, die Grafschaft Avellino und das Amt eines Groß-Justitiarius, und die mehr denn Königliche Aussteuer (10000 Mark Silber) seiner ersten Gemalin, Philippine von Poitiers, des Grafen Adhemar II. von Valentinois Tochter, gab ihm die Mittel zu anderweitigen, höchst wichtigen Erwerbungen, dergestalt, daß sich allein die S. Severino den Balzo an Macht und Reichthum vergleichen konten. Einer von Bertrands III. Enkeln, auch Bertrand genant, erhielt von König Karl II., samt der Hand seiner jüngsten Tochter, Beatrix, der Witwe des Markgrafen von Este, die Grafschaften Montescaglioso, Squillace und Andria. Diese Vermählung der Königstochter mit dem jüngern Sohne eines nachgebornen Bruders, erregte großes Aufsehn, und Bertrand erhielt von den Zeitgenossen den Spottnamen: Comes Novellus, a novitate comitatus sic dictus. Seine Tochter, Maria, wurde die Gemalin Humberts II., des letzten Dauphin von Vienne, und erhielt von ihrem Oheim, König Robert, in Hinsicht auf diese Vermählung, eine Jahresrente von 1000 Unzen Gold, angewiesen; sie starb, nachdem sie mehrmals dem Delphinat als Regentin vorgestanden, auf der Rückkehr aus dem heiligen Lande, wohin sie ihren Gemahl begleitet hatte, zu Rhodus, 1347. Ihr Bruder, Franz II., der erste Herzog von Andria, und überhaupt der erste Unterthan in dem Königreiche, welcher den Herzogstitel geführt hatte, war mit Margaretha von Anjou, Philipp's I., des Fürsten von Tarent und Achaja, und Catharinens von Valois, der Erbin des griechischen Kaiserthums, Tochter, und Witwe des Eduard Baliot, des (Titular-) Königs von Schottland, verheirathet. Obgleich hiedurch der Schwager der berüchtigten Königin Johanna I., so gehörte er dennoch zu ihren entschiedensten Widersachern, und Johanna, unfähig dem Manne zu schaden, ließ seine Gemahlin einkerkern, und die unglückliche Margarethe starb zu Neapel, im Gefängniß. Fast gleichzeitig hiemit gerieth auch die ältere Linie von Avellino in Verwicklungen, die ihren Untergang herbeiführten. Hugo del Balzo, Graf von Avellino und Groß-Admiral, hatte, während der ungrischen Invasion, sich des Castells del Uovo, und darin der Schwester der Königin Johanna I., der Prinzessin Maria, bemeistert, deren Gemal, den Herzog von Durazzo, der König von Ungarn eben in Aversa enthaupten lassen. Von Ehrgeiz verblendet, zwang er die Prinzessin sich seinem Sohne, Robert del Balzo, antrauen zu lassen, und sofort entführte er die neuen Eheleute auf einer seiner Galeeren. Der König von Ungarn, schlau den Zorn verbergend, den dieses Ereigniß in ihm geweckt, erbat sich eine Zusammenkunft, welche an Bord des Admirals Statt fand; auf ein gegebenes Zeichen wurde Letzterer von des Königs Leuten oder gar von dem Könige selbst niedergestoßen, sein Sohn aber nach dem Castell del Uovo gebracht, und daselbst eine Zeitlang verwahrt, bis die Prinzessin Marie, ungeduldig, daß sie weder Frau noch Witwe seyn sollte, ihn vor ihren Augen ermorden und den Leichnam ins Meer werfen ließ (1353). Des ersten Herzogs von Andria einziger Sohn, Jakob von Baux, der Romanier genant, wurde durch Erbschaft, nach seiner Oheime Tode, Fürst von Tarent, Achaja und Morea, Kaiser von Konstantinopel; seine Vermählung mit Agnes von Sicilien-Durazzo, des Herzogs Karl von Durazzo Erbtochter, welche, gleich ihrer Schwiegermutter, ihr Leben in dem Kerker beschließen mußte (nach 1387), führte die Baux nach Albanien, obgleich es ungewiß war, von welchem der vier Söhne des Romanier und der Agnes von Durazzo, die dasige Linie herkomt. — Pyrrhus, Fürst von Altamura, starb als der letzte Mann

††) Alix war vermählt: 1) mit Eudo von Villars, 2) mit Konrad III., Grafen von Freyburg (aus dem Fürstenbergischen Hause) und Wälsch-Neuenburg, welches letztere er gewissermassen erst durch diese Heirath erwarb, indem Johann IV. von Chalon nun endlich seinem Schwager die lange verweigerte Belehnung ertheilte (Rozerov, 1407). Konrad's III. einziger Sohn, Johann II., starb 1457; daß Alix nicht ihn, sondern den Herzog von Andria zum Erben einsetzte, scheint zu beweisen, daß er nicht ihr Sohn, daß Konrad III. zweimal verheirathet gewesen. Daß im Fürstenbergischen Hause das Gegentheil behauptet wird, beweiset nichts, denn seine Schriftsteller kennen nicht einmal den Geschlechtsnamen der Alix oder Elisabeth, wie sie ihnen heißt.

des Zweiges von Andria. Schon früher war ein großer Theil seiner Besitzungen, namentlich Tarent, an die Orsini übergegangen, und es blieb den verschiedenen Linien, welche noch ferner in dem Neapolitanischen bestanden, wenig mehr, als die Erinnerung an die vergangene Größe. Hieronymus del Balzo, der Gründer des Familien-Monuments in der St. Clarenkirche zu Neapel (1615), scheint das ganze Geschlecht beschlossen zu haben.

Scutari und die untere Zenta, bis an Cattaro, waren die ersten Landschaften Albaniens, welche die Herrschaft der Balsas anerkannten. Sie ergaben sich einem der Söhne des Romaniers (ob dem Pyrrhus?), der noch heut zu Tage den Skipatar vorzugsweise Balsa heißt†††), und dem späterhin, nach dem Tode seines Oheims, des Prinzen von Navarra, auch Durazzo, gegen Bezahlung von 6000 Dukaten, von der Besatzung eingeräumt wurde. Als mit Urosch V. das servische Kaiserthum zu Grabe getragen werden, bezwangen Balsas Söhne, Strascimir, Georg und Balsa, auch die obere Zenta. Bald wurden die Gränzen Albaniens für ihren Ehrgeiz zu enge; sie unterwarfen sich das westliche Macedonien, Thessalien, Epirus, Arta und Acarnanien, oder beinahe die ganze Landschaft, die in unsern Tagen Ali Pascha durch List und Gewalt vereinigt. Die letzten Jahre des Triumvirats der Balsa wurden durch die Osmanen beunruhigt, die jedoch, nach einigen vergeblichen Unternehmungen, für jetzt ihre Absichten auf Albanien aufgaben. Nach Strascimirs Tode erobert Georg noch Trebigno, Canale und Dracewitza, und stirbt, nach einer Reihe glücklicher Feldzüge gegen die Bosniaken, zu Scutari, 1379. Auf dem Balsa ruhet nun allein die Last, die er früher mit zwei, ihm an Geist und Entschlossenheit weit überlegenen, ältern Brüdern, getheilt. Bald erscheint, hievon Vortheil zu ziehen, Amuraths I. größter Feldherr, Vrenes, mit 40,000 Osmanen, in den Ebenen des Musache, und Balsa verliert gegen den weit zahlreichern Feind, Schlacht und Leben, unweit Berat (1383). Sein Neffe und Nachfolger, Georg Strascimir, ist nicht glücklicher; die Türken entreißen ihm Castoria, Berat, Croja und Durazzo, und er erhält letztere Stadt nur zurück, um sie sogleich an die Venetianer zu verpfänden.

Balsa, sein und der servischen Prinzessin Vespa Sohn, entreißt den Venetianern Durazzo, ist aber anderwärts gegen sie desto unglücklicher. Er stirbt 1425, auf der Reise zu seinem Oheim, dem Fürsten Stephan von Servien, nachdem er Czernagora an den Stephan von Maramont verschenkt. Seine übrigen Besitzungen werden zwischen Venetianern und Serviern getheilt, und endlich wieder in dem türkischen Paschalik von Scutari vereinigt.

Außer der Baronie Baux, wozu 79 Ortschaften gehörten, darunter die Städte Aix, Mattigues, la Ciotat, Pertuis, Roquevaire, Malaucenne, Nyons und Aups, auch ein Theil von Arles, dem Fürstenthum Oranien, welches ursprünglich die Diöcesen von Orange und St. Paul-trois-Châteaux umfaßte, und einem Theile der Vicomté Marseille, besaßen die Baux in der Provence: Villeneuve-en-Camargue, la Barbent, Lambesc, Sambuc; in Venaissin: Branteuls, le Thor, Caromb, Auriol, Beaumes, les Montils, Bedouin, Lers, Serignan, Camaret, Solerieu; in Dauphiné: St. Romans, Eclombier, Falaviers, Ancedune, Auberive, Arpavon, Condorcet, Cornillon, Curnier, Monreal, Montbrison, Novésan, Orpierre, Salenches, le Pouet d'Ampercip, Vacheres; in dem Bisthum Nimes: Uchaut; in Neapel: die Fürstenthümer Tarent und Altamura, die Herzogthümer Andria, Nardo und Venosa, die Grafschaften Avellino, Castro, Alessano, Bisceglia, Cupertino, Acerra, Noja, Montescaglioso, Soleto, Tricassi, Squillace und Ugento, Molfetta, Spechia, Giovenazzo, Rutino, Lecita, Moltata, Castellamare, Montelongo, Carpignano, Montepeloso, Minervino. (*v. Stramberg.*)

BAVAY (das alte Bacacum, Bayacum), Stadt im Bez. Cambrai des franz. Dep. Norden. Sie hat 159 Häus. und 1484 Einw., die im August einen 9tägigen Kornmarkt halten, und war wahrscheinlich zu den Zeiten der Römer von mehrem Belange, da man noch verschiedene Alterthümer aus jenen Zeiten, als die Überreste eines Cirkus und eines Aquädukts, der unter der Sambre wegging, findet. (*Hassel.*)

BAVIUS, M., nach den Jahrtafeln des Eusebius im J. R. 720 in Kappadozien, und zwar als curator oder öffentlicher Aufseher, gestorben, ist, nebst Mävius, als elender Dichter, hauptsächlich durch Virgil (Ecl. 3, 90) und Horaz zum Sprichworte geworden: denn nicht genug, daß sie selbst elende Verse machten, waren sie auch die Gegner aller guten Dichter ihrer Zeit, Gottschedische Geschmacksrichter. Einen gemeinschaftlichen Vers von Beiden gegen Virgil hat Servius (Georg. I, 210) aufbewahrt, und auf Bavius haben wir noch ein Epigramm des Domitius Marsus. Alles dies, nebst den sonstigen Nachrichten der Schriftsteller und Scholiasten findet man gesammelt in des Prof. A. Weichert Commentatio de Q. Horatii Flacci obtrectatoribus. Grimma 1821. Vgl. Voß zu Virgil a. a. O. (*Gruber.*)

Bavo, Bavon, s. Bamesse.

Bawens L., s. Taufgesinte.

BAWR (Johann Wilhelm), geb. zu Straßburg ums J. 1600 [1]), lernte bei Friedrich Brentel, einem geschickten Miniaturmaler; da er aber seinen Lehrer bald übertraf, so reiste er nach Italien, um sich in der Malerei mehr zu vervollkomnen, und fand zu Rom an dem Prinzen Giustiniani und dem Herzoge Bracciano Gönner und Beförderer seiner Kunst. Die Umgebungen Roms mit ihren Ruinen, die Villen mit ihren Gärten und üppigen Bäumen, waren eine reichhaltige Quelle zu seinem Studium. Um aber auch das Meer mit seinen Schiffen kennen zu lernen, begab er sich nach Neapel, verkürzte jedoch seinen Aufenthalt daselbst, weil ihn die Liebe einer jungen Römerin zurück rief. — Nachdem er auch zu Tivoli und Frescati seine Mappe bereichert hatte, ging er

†††) Die Völker, welche in Clans leben, bezeichnen ihre Oberhäupter selten mit dem Tauf- sondern gewöhnlich mit dem Familien- oder einem andern unveränderlichen Namen; so heißt z. B. das Oberhaupt der Obrien, in Irland, seinen Landsleuten immer nur Obrien, das der Macdonald, in Schottland, nur Clanronald. Vielleicht soll durch diesen Gebrauch angedeutet werden, daß das Stammoberhaupt nie stirbt: le roi est mort vive le roi.

1) s. Heinecke's Nachr. von Kunstsachen Th. 2. S. 68. d'Argenville setzt sein Geburtsjahr auf 1610.

im J. 1637 nach Venedig, wo seine Arbeiten vielen Beifall fanden. Auch hier beobachtete er alles genau, und seine radirten Blätter zeigen, daß er diesen Aufenthalt gut zu benutzen wußte. Endlich ging er nach Wien und in die Dienste Kaisers Ferdinand III., wo er, nachdem er sich kurz vorher verheirathet hatte, im J. 1640 starb. — Ungeachtet des langen Aufenthalts in Italien behielt jedoch Bawr eine schwerfallige Zeichnung in den Figuren. Zwar verstand er sie zu beleben, und viel Ausdruck hinein zu legen, aber ihnen fehlt die leichte Bewegung, die nur durch eine gründliche Zeichnung erlangt wird. — Alle seine Gemälde sind klein, auf Pergament mit Wasserfarben ausgeführt, doch erinnern seine Compositionen an seinen langen Aufenthalt in Italien. Auch als Kupferätzer erwarb sich B. einen Namen; die zahlreichen Blätter, welche er lieferte, sind mit einer leichten zarten und geistreichen Nadel ausgeführt; diese Darstellungen enthalten Prospekte, Schlachten, Trachten, Verwandlungen und Landschaften [2]). Melchior Kiesel hat viel nach ihm gestochen. — Seine Zeichen sind:

IWB. WB. (*Weise.*)

Bawr, F. W. von, s. Baur.

BAWTRY, Stadt unweit dem Flusse Jalle in dem Westriding der engländ. Grafschaft York, hat 918 Einw., unterhält 2 Jahr- und 1 Wochenmarkt, und hat gute Nahrung von der Durchfuhr nach Scotland, treibt auch mit Mühlsteinen aus Derby, mit Blei- und Eisenwaren von Sheffield einen bedeutenden Verkehr. (*Hassel.*)

BAXTER (William), geboren im J. 1650 zu Llanlugany in der Grafschaft Shrop, aus einer guten, aber wenig begüterten Familie. Sein Oheim, Richard Baxter, ein angesehener Theolog, machte ihn zu seinem Erben, und setzte ihn dadurch in den Stand, sich den Wissenschaften zu widmen. In seinem 18. Jahre konte er noch nicht lesen, und verstand außer dem Walesischen keine Sprache. Den ersten Unterricht erhielt er auf der Schule von Harrow-on-the Hill in Middlesex, und holte durch großen Fleiß das Versäumte in kurzer Zeit nach. Der alten Sprachen, auch der orientalischen, der irischen und einiger andern nordischen, war er sehr kundig; aber der Fleis, mit dem er forschte, und der Umfang seiner Kentnisse, verdient mehr Beifall als seine Beurtheilungskraft, die einer vorherrschenden Neigung zu dem Ungewöhnlichen und Seltsamen nicht das Gleichgewicht hielt. Nach Vollendung seiner Studien hielt er eine Kostschule zu Tottenham in Middlesex, und übernahm dann die Krämer-Schule in London, welcher er bis kurz vor seinem Tode vorstand. Er starb den 31. Mai 1723 in seinem 73. Jahre. Seine erste Schrift war eine lateinische Grammatik, de Analogia s. Arte latinae linguae commentariolus. 1679, die vornehmlich in dem etymologischen Theile neue Ansichten enthalten soll. Bekanter ist seine Ausgabe des Anakreon (Londini 1695 8.) wegen der dreisten Behandlung des Textes und der frühern Herausgeber, vornehmlich Le Fevres, von dem er immer mit großer Geringschätzung spricht. Er selbst aber ertrug den Widerspruch nicht. Da Josua Barnes seine Verbesserungen oft getadelt hatte, setzte er den Kritiken desselben eine zweite Ausgabe (Londini 1710 8.) entgegen, die ihre Absicht schon auf dem Titel verkündigt: Editio altera, aliquanto emaculatior et elucubratior, qua commendatur etiam *Josuae Barnesii*, Cantabrigiensis Professoris, lepidum et bellum ingenium et acumen criticum. Die Zueignungsschrift an denselben ist überschrieben: W. B. *τῷ κυρίῳ Ἰησοῦ Βαρνεσίῳ ὑγιαίνειν*; wie denn der Krieg gleich in den Anmerkungen zu dem ersten Odarion anhebt, und bis zum Ende fast ununterbrochen fortgesetzt wird [1]). Beide Ausgaben sind selten geworden, und haben ihren Werth durch neuere Bearbeitungen gänzlich verloren. — Kurz nach dem Anakreon erschien die Ausgabe des Horaz (Londini 1701. 8.) mit Auszügen aus den alten Scholiasten, und eignen, meist nüchternen Anmerkungen, die noch dazu sehr oft, bei gänzlichem Mangel an poetischem Gefühl, durch einen unfruchtbaren Scharfsinn vom rechten Wege ableiten. Nach der Erscheinung der Ausgabe von Bentlei, für dessen herrliches Verdienst es Baxtern an Sinn fehlte, hielt er eine Wiederholung seiner Arbeit für nöthig [2]), die nun (Londini 1725. 8.) größtentheils gegen den großen Vorgänger gerichtet wurde. Diese Richtung verschaffte ihr die unverdiente Ehre von Gesner mit einigen eignen Zusätzen wiederholt zu werden (Lipsiae 1752. 8. u. 1772.). Von dauerndem Werth ist das Glossarium antiquitatum Britannicarum s. Syllabus etymologicus antiquitatum Britanniae atque Hiberniae temporibus Romanorum. Londin. 1719. 8.; wiederholt 1733 mit dem Anfange einer von ihm selbst geschriebenen Biographie. — Ein Glossarium Antiquitatum Romanarum, von dem aber nur der erste Buchstabe ausgearbeitet ist, erschien erst nach seinem Tode [3]), so wie ein Nachlaß von Anmerkungen zum Juvenal [4]). Ein Commentar über den Persius war durch die Schuld eines Buchhändlers verloren gegangen. (*F. Jacobs.*)

BAXTER (Andreas), der Sohn eines Kaufmanns von Aberdeen, geboren 1686 oder 87, studirte zu Aberdeen, leitete die Erziehung Einiger von Adel, und machte sich durch eine pädagogische Schrift und eine philosophische Abhandlung über das Wesen der Sele bekant, welche vielen Beifall erhielt: Inquiry into the nature of the human soul, wherein the immateriality of the Soul is evinced from the principles of reason and philosophy. Lond. 4. Wegen des Beifalls, den diese Schrift fand, wurde sie zu London 1737, 1745

---

2) Das Verzeichniß seiner Werke s. in Füßli's raisonnirendem Verzeichniß S. 82.

1) Diese zweite Baxterische Ausgabe, mit samt ihren Anmerkungen, ist den Fischerschen Ausgaben zum Grunde gelegt. 2) Praesertim, heißt es in der Vorrede, postquam clarissimus Bentlejus tanto cum molimine et pompa, collatis omnium temporum exemplaribus et auctoritatum exemplis, scriptorem istum videretur magis oppressisse, quam adornasse. 3) Reliquiae Baxterianae, s. Wilh. Baxteri Opera posthuma. Praemittitur eruditi autoris vitae a se ipso conscriptae fragmentum. Edidit Moses Williams. Londin. 1726; wiederholt unter dem Titel: Glossarium antiquitatum Romanarum. 1731. 4) *Gul. Baxteri* quae supersunt enarrationes et notae in D. Junii Juvenalis Satiras. Accurante Mose Gulielmo. 1732. Es scheint dieses nur ein Prospectus des eigentlichen Werkes zu seyn.

in zwei Bänden 8. wieder aufgelegt, und 1750 kam ein Anhang zum ersten Theile heraus. Er suchte darin den Materialismus besonders des Toland und den Idealismus des Berkeley zu widerlegen. Indem er die Trägheit der Materie richtig entwickelt, ziehet er daraus den zu raschen Schluß, daß die Materie keine Bewegkräfte habe, und folglich alle Bewegung derselben von einem Geist, d. i. von Gott, herrühre, der auch durch unmittelbares Einwirken mache, daß bei Veränderungen des Körpers die Selen und nach den Vorstellungen der Sele ihr Körper verändert werde. Das Träumen leitet er von Einwirkungen anderer Geister ab. (*Tennemann.*)

Bay, s. Bai.

Bay (And. u. Fr.), s. Zapolya.

Bayadére, s. Bajadére.

BAYAHONDA, Bucht in dem bisherigen Generalkapitanat Caracas in Südamerika, 9 M. im Osten vom Cap de Vela; mit sehr gutem Ankergrunde für die größten Schiffe. (*Stein.*)

BAYAMO, S. Salvador de Bayamo, Stadt auf der spanischen Insel Cuba unter 20° 46′ nördl. Br. und 94° 29′ östl. L. an einem Flusse, dessen Mündung auf der Südküste einen guten Hafen macht, der von der Stadt etwa 5 Meil. entfernt liegt. Sie hat etwa 12,000 Einw. und treibt einen lebhaften Handel. Ein Kanal, der zwischen der Hauptinsel und der Inselgruppe, die den Namen der Königin-Garten führt, wird nach dieser Stadt benant. (***Hassel.***)

BAYANO, ein ziemlich ansehnlicher Fluß in der Intendantur Panama des spanischen Generalkapitanats Guatimala, welcher sich unter 9° 3′ nördl. Br. und 298° 39′ östl. L. in die Bai von Panama des Australozeans mündet. (*Hassel.*)

BAYARD (Pierre du Terrail de), geboren 1476 auf dem Schlosse Bayard, unfern Grenoble, der „Ritter ohne Furcht und ohne Tadel" (**le Chevalier sans peur et sans reproche**), wie schon seine Zeitgenossen ihn nanten, war eine der edelsten Erscheinungen und glänzendsten Zierden der Chevalerie, aus den Tagen ihres bereits beginnenden Verfalls, und darum desto ausgezeichneter und preiswürdiger. Entsprossen einem altadeligen Haus in der Dauphiné, und eine Reihe von Ahnen zählend, welche den Tod auf dem Schlachtfelde gefunden, widmete Bayard — anfangs Page bei dem Statthalter seines Geburtslandes (nachmaligem Herzog von Savoyen) — sich früh dem Kriegsdienst, und machte, unter den drei an Waffenthaten reichen Regirungen Karls VIII., Ludwigs XII. und Franzens I. seinen Namen groß vor allen Helden seines Volkes durch echt ritterlichen Muth und echt ritterliche Sitte. Schon auf seinem ersten Feldzug 1495 in Karls VIII. Heer, bei der Eroberung Neapels, und mehr noch bei dem gefahrvollen Rückzug nach Frankreich und bei der verzweifelten Schlacht von Fuoronovo glänzte Bayard hervor unter der Menge der Braven, welche auf ihres Königs Ruf in diesen verhängnißreichen Kampf geeilt waren. Es war die Periode des nach befestigter einheimischer Macht plötzlich erwachten Eroberungsgeistes der französischen Könige, welchem der Geist der Nation, des kriegslustigen, ruhmsüchtigen Adels zumal, bereitwilligst entgegen kam. Das schöne Italien, durch einheimische Zerrüttung den Fremden wie preisgegeben, lockte die Tapfern, ein reiches Erntefeld der Kriegsehre und der Beute; Nationalstolz und Anhänglichkeit an die ritterlichen Könige erhöhten den Eifer. Es ist wol klar, daß Außerordentliches dazu gehörte, um in einem solchen Heere und in einer solchen Zeit hervorzuragen, und anerkant der Ersten Einer zu seyn, und daß der „Ritter ohne Furcht" wol nur durch eine glänzende Folge von Heldenthaten zu seinem Ehrennamen gelangen konte. Auch sehen wir ihn — selbst die allgemeinen Geschichtschreiber, nicht blos seine Biographen erzählen es uns*) — bei den verwickelten italischen Kriegen Ludwigs XII. wegen Mailands, Neapels und Venedigs, nicht minder bei jenen seines Nachfolgers, Franzens I., auf vielen großen Schlachtfeldern — zumal bei Ravenna und Marignano — und sonst berühmten Unternehmungen, mitunter auch in den Niederlanden und in Navarra, gegen die Engländer, Teutschen und Spanier, glorreich kämpfen, und Freund und Feind für ihn mit gleicher Achtung erfüllt. Der gran Capitano (Gonsalvo de Cordova) scheute seinen Arm. Sein doppelter Sieg über den stolzen Alonzo de Sottomayor, in der Schlacht und im Zweikampf, mehr noch die wunderähnliche Vertheidigung einer Brücke (über den Garigliano) — Er allein, wie Cocles und Baumkircher gegen zweihundert Feinde — erfüllten das spanische Heer mit Schrecken; der kriegerische Papst Julius II. hielt für einen Sieg, den Waffen Bayards zu entrinnen. Der Herzog von Mailand, Ludwig Sforza, in dessen Gefangenschaft er gerathen, ließ ihn ohne Lösegeld frei. Dasselbe that der König von England (Heinrich VIII.) als der Sieger von Guinegate, gegen den gefangenen Helden, der an jenem für Frankreich sonst schmachvollen Tage wenigstens seine persönliche Ehre glorreich behauptet hatte.

Aber nicht nur durch Heldenkühnheit, auch durch Feldherren-Talent zeichnete Bayard sich aus. Als Kaiser Karl V. in seinem ersten Krieg wider Franz I. (1520) den Grafen von Nassau mit 40,000 Fußgängern, 4000 Reitern und 100 Stück Geschütz gegen Mezieres schickte, und des Königs Rath schon beschlossen hatte, die schlecht befestigte Stadt zu verbrennen, weil ihre Vertheidigung unmöglich schien: so rief Bayard: „Kein Platz ist schwach, wo tapfere Männer sind, die ihn schirmen", und erbot sich zur Vertheidigung. Sechs Wochen währte die Belagerung. An Bayards Kraft scheiterten alle Anstrengun-

*) Die meisten Geschichtschreiber jener Zeit, insbesondere die französischen und italischen preisen Bayards Thaten und Charakter. Aber auch die spätern Historiker haben zum Theil sehr umständlich, und in eigenen Biographien seinen Ruhm verkündet. Insbesondere hat der von der Akademie zu Dijon im J. 1769 für die beste Lobschrift auf Bayard ausgesetzte Preis eine Anzahl sehr interessanter, und zumal auch die Züge von Bayards Privat-Leben darstellender Schriften ins Daseyn gerufen. Man sehe aus diesen verschiedenen Klassen insbesondere: Mémoires de *du Bellay*; *Belcar*; *Guicciardini* u. A. *Pasquier* Recherches de la France. *Daniel*, *Gaillard* (histoire de François I.) *Brantome*, oeuvres t. 6. Die istoire du Chevalier Bayard (Grenoble 1651) enthält zugleich die Regirungsgeschichte Karls VIII., Ludwigs XII. und Franzens I. Unter den eigentlichen Biographen insbesondere *Symphorien Champier*, *Expilli*, *Godefroy*, *Guyard de Berville*, *Hertling* u. A.

gen des kaiserlichen Heeres; endlich entschloß es sich zum schmählichen Abzug.

So große Verdienste blieben nicht unbelohnt. Schon **1514** wurde Bayard zum königl. Generallieutenant in dem Gouvernement von Dauphiné ernant. Darauf erhielt er — damals eine sehr hohe Auszeichnung — eine königl. Ordonnanz-Compagnie von **100** Mann, und wurde auch mit dem Orden des heil. Michael geschmückt. Verschiedene andere Ehrenauszeichnungen folgten. Die glänzendste war, daß Franz 1. nach dem glorreichen Sieg bei Marignano über die Schweizer (**1515**) sich selbst dadurch ehrte, daß er den Ritterschlag von Bayards Hand begehrte und empfing. Gleichwol erlangte der Ritter, dessen stolzes Gemüth verschmähte, um die Hofgunst zu buhlen, die Stelle eines Oberfeldherrn nie; aber in der Stunde der Gefahr war es gewöhnlich er, an den man sich wandte. So geschah es, als **1524** der Admiral Bonnivet, Franzens Günstling, ein wol tapfrer und gewandter Mann, aber nur mittelmäßiger Heerführer, durch die kaiserlichen Truppen aus Mailand vertrieben ward, und auf dem Rückzug, an den Ufern der Sessia im Thal von Aosta, den schweren Kampf mit den nachrückenden Feinden bestand. Er selbst empfing beim Anfange des Gefechtes eine schwere Wunde, und sogleich wurde Bayard gerufen, um mit der Nachhut die Sieger aufzuhalten, damit die Trümmer des Heeres entkämen. Er erfüllte den Austrag mit gewohnter Entschlossenheit und mit Erfolg; aber da zerschmetterte ihm eine feindliche Kugel den Rückgrad, und er sank vom Pferde. Der christliche Ritter, auch durch die edleren Charaktere der Chevalerie — Frömmigkeit, Treue und Ehre — vor seinen Waffengefährten hervorglänzend, ließ sich liegend an einen Baum lehnen; das Gesicht gegen den Feind gerichtet, und, das Heft seines Schwertes als ein Kreuz vor sich hinhaltend, betete er zu Gott mit lauter Stimme. In diesem Augenblick erschien der erlauchte Überläufer, Connetable Carl von Bourbon, an der Spitze der feindlichen Vortruppen, und bezeugte dem Helden seine theilnehmende Betrübniß. Aber Bayard rief: „Nicht ich bin zu bemitleiden; denn ich sterbe in Erfüllung meiner Pflicht. Jene soll man bedauern, welche die Waffen gegen ihr Vaterland führen, und gegen ihren König und gegen ihren Eid". Bourbon, ohne Entrüstung, suchte seine Abtrünnigkeit zu entschuldigen durch die erfahrnen Mishandlungen; aber Bayard mit schon gebrochener Stimme foderte ihn auf zur Rückkehr zu seiner Pflicht. Auch der jetzt herbei kommende Marchese Pescara bezeugte dem Sterbenden seine Verehrung und seine Theilnahme, ließ ein Gezelt über ihm errichten und verordnete eine Zahl Personen zu seiner Pflege, da sein Zustand nicht erlaubte, ihn wegzubringen. Also starb der große Mann und empfing im Tode und nach dem Tode noch die Huldigungen der ihn verehrenden Welt. Mehre Soldaten und Häuptlinge, um ihren geliebten Führer noch einmal zu sehen, ergaben sich dem Feind. Dieser mit entsprechender Großmuth gab ihnen die Freiheit wieder. Bayards Leiche wurde auf Pescara's Anordnung balsamirt und nach Frankreich gebracht. Auf dem Wege durch Savoyen, in allen Städten, wo sie durchzog, erwies man ihr königliche Ehrenbezeugungen, nach des Herzogs Befehl; und in Dauphiné, Bayards Geburtsland, ging ihr alles Volk, ohne Unterschied der Geburt und des Rangs, in feierlichen Reihen entgegen. Sein Heldenleben hatte er nur auf **48** Jahre gebracht.

Auch von seinen Privattugenden, von einzelen Zügen des Edelmuths, Biedersinns und der Menschlichkeit haben seine Geschichtschreiber uns manches Interessante verzeichnet. Er war ein möglichst getreues Abbild jenes idealen Charakters, dessen Darstellung als hohe Aufgabe der Chevalerie erschien und wovon auch ein einzelnes würdiges Beispiel, wie Bertrand du Guesclin, oder wie Bayard als zur Verherrlichung eines Menschenalters hinreichend erachtet ward. Indessen ist nicht zu läugnen, daß Manches auch überschätzt ward, und daß selbst die gepriesensten Tugendäußerungen Bayards — wie daß er das weinende, der Noth der Mutter willen sich in seine Arme werfende Mädchen beschenkt und unberührt entließ, oder daß er in Brescia (worin er nach dessen blutiger Erstürmung, durch Gaston de Foix, verwundet lag) die **2000** Pistolen, die seine Wirthin ihm dafür anbot, daß er ihr Haus vor der Plünderung bewahret, deren Töchtern schenkte, oder endlich daß er das Anerbieten eines Schurken, den Papst zu vergiften, mit Abscheu zurückwies — so ganz ausschweifend nicht können gelobt werden, ohne dadurch das ganze Zeitalter, worin solche Züge für Tugendwunder gelten, als barbarisch und versunken in Schlechtigkeit zu bezeichnen. Auch ist klar, daß Bayards Leben, wie rühmlich es sey, doch jene Erhebung nicht bewirken könne, welche die großen Charaktere des klassischen Alterthums oder die Heroen einer von Ideen durchwehten Zeit dem Beschauer gewähren. Wofür hat Bayard gestritten, geblutet, gelebt? — Für die Entscheidung der Fragen: ob Ludwig oder Ferdinand Neapel, ob Franz oder Karl Mailand beherrschen, ob Venedig, ob der Papst einige Städte mehr oder minder ihnen eigen nennen sollten. Die ganze Kraft dieses freigebornen, tapfern, großherzigen Mannes ward — durch die Macht der damaligen Weltlage und Denkungsart — verschlungen von persönlicher Dienstpflicht und soldatischem Handwerk. Sein einziges Bedauern in der Todesstunde — wie er dem Herrn von Alegre betheuerte — war, daß er dem König nun nicht länger zu dienen vermöge. Auf dem Schlachtfelde zu sterben, war sonst sein Wunsch — „weil im Bette sterben weibisch sey." Auch seine Frömmigkeit war mehr gemeiner Aberglaube, als inniges Gefühl. Vor jedem Duell, das er hielt, ließ er eine heilige Messe lesen, und sterbend beichtete er seinem Haushofmeister, in Ermangelung des Pfaffen.

Bayard — wiewol nach Ritterart den Schönen hold — starb unverheirathet; doch hinterließ er Seitenverwandte. Aber der letzte männliche Sprößling des Hauses Terrail wurde getödtet **1644** bei der Belagerung von Gravelingen; worauf durch desselben Schwester das Stamgut an das Haus Estaing gebracht ward. *(v. Rotteck.)*

Bayas, s. **Issos**.

Bayer, Berg des Rhöngebirgs, s. **Beier**.

BAYER (Gottlieb Siegfried), Professor der griechischen und römischen Alterthümer bei der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg, ein berühmter Sprach-

und Geschichtforscher. Er war der Abkömling einer Familie, die aus Baiern abstamte, von da aber nach Ungarn auswanderte. Der Großvater, Johann Bayer, gegen das Ende des 16. Jahrh. in Augsburg geboren, war als Gelehrter, und besonders als Astronom, sehr berühmt, und erhielt deswegen vom Kaiser Leopold den Adel und andere Belohnungen. Man hat von ihm eine **Uranometria**, die 1603 zu Augsburg in Fol. mit 51 Sternkarten gedruckt, und zu Ulm 1648, 1661 und 1723 in Fol. neu aufgelegt wurde. Er führte zuerst die Bezeichnung der Gestirne mit griechischen Buchstaben ein, war an verschiedenen Orten Prediger, und ein so eifriger Vertheidiger seiner Glaubensbrüder, daß man ihn **Os Protestantium** nante. Sein Sohn, Joh. Friedrich, mußte, um der Religion willen, Vaterland, Güter und Wissenschaften verlassen, und aus Armuth als Maler sein Brod zu verdienen suchen. Diesem dankte Gottlieb (Theophilus) Siegfried, der am 6. Jan. 1694 zu Königsberg in Preußen geboren wurde, sein Daseyn. Den Schul- und akademischen Unterricht erhielt er in seiner Vaterstadt, und die Richtung seiner Talente und eines ungemeinen Fleißes ging frühe schon auf ein umfassendes Studium der morgenländischen Sprachen; selbst die chinesische Sprache und Literatur zog er in den Kreis seiner Forschungen, weil er sich davon eine nicht unerhebliche Ausbeute für alte Geschichte und christliche Alterthümer versprach, und endlich zog er alle Sprachen Asiens in den Kreis seiner Untersuchungen. Da seine Gesundheit unter den ununterbrochenen Anstrengungen zu erliegen drohte, so begab er sich auf einige Zeit nach Danzig, und trieb daselbst Geschichte, Philologie und Kritik. Nach der Rückkehr in seine Vaterstadt disputirte er 1716 über die Worte Christi am Kreuz: Eli, Eli, Lama Asabthani Matth. 27, 46, und erhielt vom Magistrat, wegen dieser Probe seiner Gelehrsamkeit, die Kosten zu einer wissenschaftlichen Reise nach Teutschland. In Berlin hatte er vertrauten Umgang mit la Croze und Jablonski, lernte vom Erstern Koptisch, übte sich in Halle, bei dem Damascener Sal. Negri, im Arabischen, und benutzte auch den Unterricht eines Michaelis, Heineccius u. a. Gelehrten. Bei einem zweiten Aufenthalte in Halle bewog ihn Joh. Herm. Franke zu einem Briefwechsel mit den Missionarien in Indien, der ihm viele neue Kentnisse verschaffte. In Leipzig nahm er den 11. Febr. 1717 die Magisterwürde an, arbeitete an den **Actis Eruditorum**, verfertigte ein Verzeichniß der morgenländischen Manuscripte, die sich auf der dortigen Rathsbibliothek befinden, und erwarb sich ein so allgemeines Zutrauen, daß man ihn da zu behalten suchte. Der königsbergische Magistrat bot ihm die Kosten zu einer neuen Reise nach den Niederlanden und nach Frankreich an, allein seine schwache Gesundheit erlaubte ihm nicht, dieses Anerbieten zu benutzen. Er besuchte noch Jena, Weimar und Gotha, kehrte dann nach Königsberg zurück, hielt Vorlesungen über Homer, Plato und Theocrit, ward 1718 Vorsteher der altstädtischen Stadtbibliothek, dabei 1720 Konrektor, und 1721 Prorektor der Kathedralschule. Als 1726 die Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg gestiftet wurde, erhielt er einen Ruf dahin als Mitglied und Professor der griechischen und römischen Alterthümer, welchem er auch folgte. Da er 1731 als Professor der Beredsamkeit nach Halle kommen sollte, gab man ihm eine ansehnliche Vermehrung seiner Besoldung; er blieb daher in St. Petersburg, und starb daselbst den 10. Febr. 1738, da er eben die Rückreise nach seinem Vaterlande antreten wollte, nachdem er die nachgesuchte Entlassung erhalten hatte. Bayer war ein so scharfsinniger Sprach- und ein so gelehrter Geschichtforscher, daß nur Wenige ihm an die Seite gesetzt werden können. Im Besitz einer reichen Fülle gelehrter Sprachkentnisse, und ausgerüstet mit einem genialischen Kombinationstalente, wandte er beides an, um manche dunkle Regionen der ältern und mittlern Geschichte aufzuklären. Alle seine Schriften, auch durch Geschmack und ein klassisches Latein sich empfehlend, sind voll neuer Entdeckungen, hervorgegangen aus einem seltnen Talente, kleine historische Angaben und Fingerzeige zu einem zusammenhängenden Ganzen zu vereinigen, wobei er nur zuweilen seinem Scharfsinne zu viel Spielraum ließ. Die vielen, zum Theil ganz unbekanten Völker, deren Geschichte er in seinen Schriften aufklärte, und die er gleichsam von den Todten auferweckte, veranlaßten Geßnern, ihm die ruhmvollen Beinamen **Sinicus, Osrhoeus, Bactrius, Achaicus secundus et Mogolicus** beizulegen. Es waren nämlich besonders die Völker des nordöstlichen Asiens, deren Geschichte er aus unbenutzten Quellen, Denkmälern, Münzen u. dgl. aufklärte. Vornehmlich beleuchtete er die Elemente der sinesischen Geschichte und Literatur schärfer als irgend einer seiner Vorgänger. Schon als Bibliothekar in Königsberg schrieb er, außer mehren gelehrten Abhandlungen, **De eclipsi Sinica. Regiom. 1718. 4.** mit einem Anhange: **praeceptiones de lingua et literatura Sinica**; in St. Petersburg aber, wo er erst seine völlige Größe erreichte, ließ er sein reichhaltiges **Museum Sinicum, in quo Sinicae linguae et literaturae ratio explicatur. Petrop. 1730. Vol. II. 8.** drucken. Es enthält eine sinesische Grammatik, aus den Papieren Martin Martini's und des P. Couplet zusammen gesetzt; mancherlei Notizen, die sinesische Literatur betreffend, aus Mentzel's Korrespondenz; eine Grammatik des Volksdialetts Schin-scheu*); zwei kurze sinesische Wörterbücher, und in einzelen Abhandlungen Beispiele und Muster für den, der sich in das Sinesische hinein studiren will. Als Anhang gehören dazu Bayer's Schriften und Abhandlungen: **De horis Sinicis et cyclo horario commentationes: accedit ejusdem auctoris Parergon Sinicum de Calendariis Sinicis: ubi etiam quaedam in doctrina temporum Sinica emendantur. Petrop. 1735. 4. De re numaria Sinorum** in den **Miscell. Berolin. Vol. V. 175 sq.** und das **Commercium epistolare Sinicum ib. 185 sq.** Einen klassischen Werth hat seine, größtentheils auf Münzbenutzung gestützte, Geschichte von Osrhoene und Edessa, welche bis auf ihn kaum in dürftigen Fragmenten vor-

*) Diese Grammatik ist eigentlich nicht Bayers, sondern eines unbekanten Franziskaners Arbeit, der sie in spanischer Sprache entworfen hatte. Bayer nahm von dem Manuscript derselben, das auf der königl. Bibliothek in Berlin verwahrt wird, eine Abschrift mit nach St. Petersburg, und gab ihr mit Hilfe des spanischen Gesandtschaftspredigers, Bernhard Ribera, eine bessere Ordnung.

handen war: Historia Osrhoëna et Edessena ex numis illustrata: in qua Edessae urbis, Osrhoëni regni, Abgarorum regum, praefectorum Graecorum, Arabum, Persarum, Comitum Francorum, successiones, fata, res aliae memorabiles, a prima origine urbis ad extrema fere tempora explicantur. Petrop. 1734. 4. Reichhaltige Beiträge zur Geschichte von Ostindien nach dem Tode Alexanders des Großen enthält seine Historia regni Graecorum, Bactriani, in qua simul Graecorum in India coloniarum vetus memoria explicatur. Petrop. 1738. 4. Von Grund aus neu bearbeitet wurde von Bayer die Geschichte der Scythen, von welchen er die Litthauer, Preußen, Kurländer, Letten, Esthen, Finnen und Lappländer ableitete: Oratio de origine et priscis sedibus Scytharum, in den Commentar. Petropol. 1728. 4. Vol. I. 385. Diss. de Scythiae situ, qualis fuit sub aetatem Herodoti. ib. 400. Chronologia Scythica vetus. ib. Vol. III. 215. Memoriae Scythicae ad Alexandrum M. ib. 351. Conversiones rerum Scythicarum temporibus Mithridatis M. et paullo post Mithridatem ib. Vol. V. 297. Die vermeinte Einheit der Cimbern und Cimmerier widerlegte er in der Abhandlung de Cimmeriis ib. Vol. II. 419, und die Diss. de Hyperboreis ib. Vol. XI. 330. enthält gelehrte Erläuterungen über die Erzählungen der griechischen Schriftsteller. Viele andere historische, antiquarische, numismatische und linguistische Untersuchungen finden sich ebenfalls in den Comment. Petrop., in den Actis Eruditorum, und einige wurden einzeln gedruckt, zum Theil gesammelt in Bayeri Opusc. ad historiam antiquam, chronologiam, geographiam et rem numariam spectantia, ed. *C. A. Klotz.* Halae. 1770. 8. m. 8 Kpf. Als eine Seltenheit betrachtet man seine (auch in der Klotzischen Samlung wieder abgedruckte) Diss. de numo Rhodio, in agro Sambiensi reperto, in qua simul quaedam nuper de numis romanis in agro Prussico repertis cogitata pertractantur. Regiomont. 1723. 4., weil davon nur 48 Exemplare abgedruckt wurden. Eine bloße kurze Übersicht gibt sein Auszug der ältern Statsgeschichte zum Gebrauch Peter II., Kaisers und Souverains von ganz Rußland. St. Petersb. 1728. 8., und eine beißende Satyre gegen die röm. Kirche ist seine Historia congregationis Cardinalium de propaganda fide. 1721. 4. *) (*Baur.*)

BAYER (Don Francisco Perez), königl. Oberbibliothekar zu Madrid, ein gelehrter Alterthumsforscher, geb. zu Valencia **1711**, wo er studirte und den Lehrstuhl der hebräischen Sprache erhielt. In der Folge lehrte er zu Salamanka, und schrieb außer einer hebräischen Grammatik, auch ein Lexikon über diejenigen spanischen Worte, welche aus dem Hebräischen abstammen, die aber beide Manuscript geblieben sind; dagegen ließ er **1753** zu Barcellona, wo er Domherr an der Kathedralkirche wurde, eine Abhandlung über die Könige der Insel Tarsus drukken. Nachdem er auf Befehl König Ferdinand VI. die Handschriften in der Bibliothek der Kathedralkirche zu Toledo untersucht, und darüber einen ausführlichen Bericht erstattet hatte, begab er sich **1754** nach Rom, um daselbst die alten Denkmäler zu studiren, welche auf die Geschichte Spaniens Bezug haben. Die Resultate dieser Reise brachte er in 2 Foliobänden zu Papier, die aber noch Manuscript sind; blos eine Abhandlung unter dem Titel: Damasus et Laurentius Hispanis adserti et vindicati, ließ er 1756 in Rom drucken. Nach seiner Rückkehr wurde er Domherr zu Toledo, und seit **1760** war er drei Jahre lang mit Verfertigung eines Katalogs über die Handschriften im Eskurial in 4 Foliobänden beschäftiget. Karl III. ernannte ihn zum Instructor der Infanten, eine Bestimmung, welcher Bayer zur allgemeinen Zufriedenheit Genüge leistete. Unter seiner thätigen Mitwirkung ließ der Infant Don Gabriel eine gelungene spanische Übersetzung des Sallust drucken (La Conjuracion de Catilina, y la Guerra de Jugurta por Cayo Salustio Crispo. Madr. 1772. fol.), und Bayer fügte derselben eine gelehrte Abhandlung del alfabeto y lengua de los Fenices y de sus Colonias bei, die für Alterthums-, Schrift- und Sprachkunde, vornehmlich über phönicische Sprache, Münzen und Inschriften bedeutende neue Aufschlüsse gibt. Einen klassischen Werth haben seine numismatischen Werke: Dissertatio isagogica de numis Hebraeo-Samaritanis. Valentiae Edetanor. 1781. 4. m. Titelkpf., Porträt und 10 Kupfertaf.; Numorum Hebraeo-Samaritanorum vindicatio. ib. 1790. 4. mit Porträt und 4 Kupfertaf., und Legitimidad de las monedas Hebraeo-Samaritanas, confutacion de la diatriba de Dn. Olao *Gerh. Tychsen.* ib. 1793. 4. Er hat in diesen Schriften die Echtheit der samaritanischen Münzen mit siegenden Gründen, gelehrt und scharfsinnig, gegen die Einwürfe vertheidiget, die O. G. Tychsen in mehren Schriften dagegen erhoben hat *). Noch in seinem hohen Alter machte Bayer eine literarische Reise nach Andalusien und Portugal, schrieb reichhaltige Zusätze zu des Nicol. Antonius **) Bibliotheca Hispana vetus, und starb als königlicher Oberbibliothekar und Kammerherr zu Madrid den 26. Jan. 1794 ***). (*Baur.*)

BAYER (Johann Wolfgang), geb. im obern Mainkreise Baierns zu Scheßlitz am **11.** Febr. **1722**,

*) Hamburgische Berichte v. J. 1738, S. 249 u. f. *Chaufepié* Dict. T. II. b. v. Klotz's Leben desselb. vor den Opusc. und Ejusd. Acta lit. Vol. VI. T. III. u. XI. p. 370 sq. ausgezogen in der allgem. teut. Bibl. 18. Bd. 256 ff. Arnoldt's Hist. der Königsb. Univ. 2. Th. 477. *Saxii* Onomast. Vol. VI. 340 sq. Mehre Briefe von Bayer und Nachrichten von seinen Studien findet man in dem Thesaurus Lacrocianus T. I. p. 3—62 und T. III. p. 5—63. Das vollständigste Verzeichniß seiner Schriften verfertigte Scharve, abgedruckt in dem Appendix zu dem Syntagma Dissertatt. von Th. Hyde Tom. II., und Meusel in der Bibl. hist. (s. das Register zum 11. Bde.) recensirt viele derselben. Vgl. auch Eichhorn's Gesch. d. neuern Sprachk. 1. Abth. 76. 93 und 120, und Wachler's Geschichte der histor. Forsch. 2. Bd. 1. Abth. 304 und 313.

*) Der Streit entstand eigentlich über Tychsen's Schrift unter dem Titel: Die Unechtheit der jüdischen Münzen mit hebräischen und samaritanischen Buchstaben. Rostock und Leipz. 1779. 8. Eine vollständige Geschichte und Literatur dieses Streits enthält Eichhorn's Bibliothek für morgenl. Lit. 6. Th. 534 ff.; summarisch, Meusel's Bibl. hist. Vol. X. P. II. 135 seq. **) S. diesen Art. im IV. Bande dieser Encyklopädie S. 344. ***) Depping in der Biogr. univ. T. III. Eichhorn's Geschichte der Sprachk. 1. Abth. 454 und 592. Wachler's Gesch. der hist. Forsch. 2. Bd. 3. Abth. 1103.

Jesuit und Professor der Dichtkunst in Würzburg, wurde 1749 zur Verbreitung des christlichen Glaubens nach Peru gesendet, wovon er mit 17 andern teutschen Jesuiten erst im Mai 1770 zurückkam. Die 1772 erfolgte Auflösung seines Ordens bewog ihn zur Rückkehr in seinen Geburtsort. Er starb daselbst am Schlusse des vorigen Jahrhunderts. Für seine außerordentlichen Geistesgaben sowol, als für seinen religiösen Eifer, möchte die Bestimmung seiner Obern zu dieser wichtigen Reise bürgen, deren Beschreibung Chr. G. v. Murr 1776 abgekürzt zu Nürnberg herausgab *). (*Jaeck.*)

BAYERSDORF, ein 5 St. von Nürnberg, und 2 St. von Erlangen, auf der Straße von Nürnberg nach Forchheim und Bamberg, an einem Wiesengrunde und an der Rednitz gelegenes Städtchen von 199 Häus. und 1532 Einw., worunter 350 Juden begriffen sind. Im J. 1553 ertheilte Kaiser Karl IV. dem Ort Stadtrechte. Vermöge eines vom Kaiser Rudolph II. 1582 ertheilten Privilegiums hatten die Keßler und Kupferschmiede hier einen Schöppenstuhl und ihre Reichszunftlade, weswegen sie alle 7 Jahre einen Jahrstag hielten. Ehedem wurde zu B. oft das burggräfliche Landgericht, und 1624 ein fränkischer Kreiscongreß gehalten. Außer der protestantischen Pfarrkirche ist hier, neben der großen Juden-Begräbnißstätte, auch eine Synagoge, an welcher der Oberland-Rabbiner des vormaligen Fürstenthums Baireuth seinen Sitz hat. Nicht weit von Bayersdorf sieht man die Ruinen des Schlosses Scharfeneck, welches 1634 von den Forchheimern unter der Anführung des Obersten Schlaetz mit der Stadt Bayersdorf zerstört wurde, nachdem letzte schon früher 1388 im Städte-Krieg durch die Nürnberger, und 1449 durch den berüchtigten sächsischen Prinzenräuber Kunz von Kauffungen, als Söldner der Stadt Nürnberg, so wie im J. 1553 vom Klaus von Egloffstein, Kommandanten von Forchheim abgebrant war. — Die Einwohner treiben neben verschiedenen Handwerken und Getreidebau, starken Tabaks- und vorzüglich Meerrettigbau. Auch ist der Wiesen- und Obstbau einträglich. Der hier schon ziemlich angewachsene und reißende Rednitz-Fluß treibt an seinen beiderseitigen Ufern bis Forchheim eine Menge, zum Theil sehr großer Wasserschöpf-Räder, durch welche der Boden der angränzenden Wiesen gewässert wird. (*Fenkohl.*)

BAYEU Y SUBIAS. 1) Don Francisco, geb. zu Zaragoza 1734, hatte sich als Jüngling durch das Studium der alten Klassiker gebildet. Da ihn aber Malerei vorzüglich anzog, empfing er den Unterricht des Luxan, bei dem er große Fortschritte machte. Als die Akademie einst einen außerordentlichen Preis ausgesetzt, und alle Künstler des Reichs zu einem Wettstreit aufgefodert hatte, verfertigte Don Francisco ein Gemälde, welches er dem Bildhauer Don Juan de Mena übersandte, der es einige Tage öffentlich in seiner Wohnung ausstellte, und durch die Trefflichkeit desselben wurden alle Mitbewerber abgeschreckt, und ihm der Preis allein zuerkant. Um ihn noch mehr zu ermuntern, bewilligte ihm die Akademie eine Geldsumme, welche ihn in den Stand setzte, seine Studien in Madrid, unter der Anleitung des Don Antonio Gonzalez Velazquez fortzusetzen. Nach Vollendung derselben, kehrte er nach Zaragoza zurück, wurde aber, nachdem Mengs einige Arbeiten von ihm gesehen hatte, von diesem mit Bewilligung des Königs nach Madrid zurück berufen, um für den Palast zu arbeiten, wo er viele Meisterwerke verfertigte, die allgemeinen Beifall fanden. Seine Verdienste bestimten die Akademie, ihn im J. 1765 zu ihrem Mitgliede zu ernennen. Im J. 1788 wurde er Kammermaler des Königs, und zuletzt Generaldirektor der Künste, in welchem Posten er im J. 1795 starb. Ohne Spanien je verlassen zu haben, wurde Bayeu ein ausgezeichneter Künstler; die Zeichnung in seinen Werken ist richtig, Gestalten und Formen sind schön, der Ausdruck charakteristisch und wahr; das Colorit harmonisch mit kräftigen klaren Schatten. In Verbindung der Gruppen war er Meister. Zugleich zeichnet er sich auch als Kupferstecher aus. — 2) Don Ramon, sein Bruder, geb. 1746, und gest. zu Aranjuez 1793 als königl. Maler, ebenfalls ein treflicher Künstler, war seines Bruders Schüler und zuweilen sein Gehilfe. Seine Hauptwerke haben Madrid und Zaragoza *). (*Weise.*)

BAYEUX, im Alterth. Bajocasses, auch Biducasses (in der Gallia Lugdunensis), jetzt Hauptstadt eines Bez. des franz. Dep. Calvados, welcher 18 □M. groß ist, und 82,515 Einw. in 6 Kantonen und 159 Gemeinden enthält. — Die Stadt liegt unter 49° 16′ 34″ Br. und 16° 57′ 49″ L. am Aare, nur 1½ Meilen vom Meere, ist alt, schlecht gebaut und ganz offen, hat 2 Vorstädte, 2 öffentliche Plätze du chateau und St. Patrice, 8 Kirchen, worunter die sehenswerthe gothische Kathedrale mit ihrem schönen Portale und 3 Glockenthürmen, 2 Hospitäler, 1 Börse, 1640 Häus. und 10,419 Einw., und ist der Sitz eines Handelsgerichts, aber das vormalige Bisthum nicht wieder hergestellt. Die Einw. sind sehr thätig; die Spitzenklöppelei allein beschäftigte vormals wol 4000 Menschen, hat aber in den neuern Zeiten sehr gelitten. Außerdem macht man feine und grobe Leinwand, auch Cretonnes, Twist, wozu mehre Maschinen vorgerichtet sind, Siamoisen, Serges, Etamin, Droguets, Hüte, Nankins, Tischzeuge und mancherlei andre Fabrikate, womit ein bedeutender Handel getrieben wird. Die Stadt hält 5 Korn- und Viehmärkte. Sie ist der Geburtsort mehrer franz. Gelehrten, als Michel Beziers, †1782, des Kalvinisten Pierre du Bosc, †1692, und des Redners Alain Chartier † 1446. (***Hassel.***)

Bayf, s. Baif.

BAYGORRY, ein reizendes Thal im franz. Dep. Niederpyrenäen, das sonst mit Bergwerken, Hütten und Eisenwerken angefüllt war, die seit der Revolution meistens zerstört und nicht wieder aufgeführt sind. (***Hassel.***)

BAYLA, die Hauptstadt der Provinz Lus, des Landes der alten Oritä, liegt nordöstlich am Ufer des Purali (Arabius), der in den nahen Gebirgen entspringt. Die Stadt enthält 1500 Häus. und 6000 Einwohner, unter ihnen 400 Hindus. Der gegenwärtige Gebieter, Jam Mir Mahommed Chan kann 4000 Mann regelmäßige Soldaten ins Feld stellen, und hat 50,000 Rupien jährliche Einkünfte. Die Entfernung von Bayla

*) Mehres findet sich in Jäck's Pantheon I, 8, 64.

*) s. Fiorillo's Gesch. der Malerei in Spanien S. 431.

bis Kelat ist nach Pottinger 193 engländ. Meilen. (Kinneir p. 210). *(Kanngiesser.)*

BAYLE, Pierre, gehört unter diejenigen Gelehrten, welche durch den Umfang ihrer Gelehrsamkeit, durch Gründlichkeit, durch kritischen Geist sich einen hohen Grad von Achtung unter ihren Zeitgenossen erworben haben, und deren Ruhm weder durch die Größe anderer Gelehrten derselben Zeit verdunkelt worden, noch durch die Zeit verwelkt ist. Wenn auch seine Schriften, da sie meistentheils Vorurtheile seiner Zeit und Irthümer zu bestreiten bestimt waren, in einem andern Verhältniß zu unserm Zeitalter stehen, so gibt ihnen doch die aufgeklärte Denkart, die Wahrheitsliebe, die reiche Fülle von Gelehrsamkeit, verbunden mit einem außerordentlichen Scharfsinn, einen bleibenden Werth.

Bayle war 1647 den 18. Nov. zu Carla in der Grafschaft Foix geboren. Sein Vater, reformirter Prediger daselbst, Johann Bayle, unterrichtete den Sohn, der große Fähigkeiten zeigte, selbst in der lateinischen und griechischen Sprache mit großer Sorgfalt, und schickte ihn, als seine Zeit nicht mehr zu dem Unterrichte zureichte, auf die Akademie zu Puylaurens. Die Studien in den Humanioren wurden mit dem größten Eifer getrieben, und außerdem noch eine Menge Bücher, unter diesen am liebsten Plutarch und Montaigne gelesen, daß der jugendliche Körper mehrmals den Anstrengungen unterlag, und öftere Krankheiten den Studienlauf unterbrachen. Er konte daher nicht eher, als in dem 21sten Jahre den philosophischen Kursus anfangen, den er zu Toulouse in dem Kollegium der Jesuiten fortsetzte. Hier erfolgte durch die Überredungskünste der Jesuiten, nachdem er schon zu Puylaurens durch die Lectüre theologischer Streitschriften über manche Glaubensartikel zweifelhaft worden, zur großen Betrübniß seiner Familie der Übertritt zur katholischen Kirche. Bald aber merkte der Jüngling seine Übereilung, und er schwor nach 18 Monaten wieder die katholische Religion heimlich ab, und begab sich, seiner Sicherheit halber, nach Genf, wo er seine Studien fortsetzte, und mit der Cartesianischen Philosophie bekant wurde. Nachdem er einige Jahre bei Genf, in Rouen und in Paris dem Erziehungsgeschäfte obgelegen hatte, wurde er auf das Betreiben des Jurieu im J. 1677 in Sedan durch die Wahl unter mehren Mitbewerbern, Professor der Philosophie. Mit vielem Eifer entwarf er ein Lehrbuch der Philosophie, und fand durch seine Vorträge großen Beifall, so wie durch seinen Charakter und seine Gelehrsamkeit fast allgemeine Achtung. Nach mehren kleinen anonymen Flugschriften arbeitete er hier 1680 auf Veranlassung der abergläubischen Furcht, welche ein großer Komet verursachte, die erste Schrift aus, welche seinen Ruhm gründete, die aber ohne seinen Namen einige Jahre später erschien. Als durch die Aufhebung der Akademie zu Sedan 1681 Bayle brodlos worden war, so errichtete der Magistrat zu Rotterdam durch die Verwendung des Herrn Paets eine hohe Schule, und Bayle erhielt auf derselben die Lehrstelle der Philosophie, so wie Jurieu durch Bayle's Empfehlung die der Theologie. Hier ließ er die zu Sedan ausgearbeitete Schrift zur Bestreitung der abergläubischen Furcht vor den Kometen ohne seinen Namen unter dem Titel: **Lettre à M. L. A. D. C. Docteur de Sorbonne, où il est prouvé par plusieurs raisons tirées de la philosophie et de la theologie, que les Cometes ne sont point le presage d'aucun malheur. Avec plusieurs reflexions morales et politiques, plusieurs observations historiques et la refutation de quelques erreurs populaires, à Cologne 1682.** Der Beifall machte schon das folgende Jahr eine neue Auflage nöthig, welche mit Verbesserungen, Vermehrungen und dem Titel erschien: **Pensées diverses ecrites à un Docteur de Sorbonne à l'occasion de la comete qui parut au mois de Decembre 1680. à Rotterdam 1683. 8.** Eine andere anonyme Schrift, zur Widerlegung der Verunglimpfungen, welche Maimbourg in seiner **histoire du Calvinisme** gegen die Reformirten hingeworfen hatte, **critique generale de l'histoire du Calvinisme de Mr. Maimbourg à Ville Franche (Amsterdam) 1682. 8.**, wurde so reissend gekauft, daß in einigen Monaten eine neue vermehrte Auflage erschien. Der Verf. war unbekant, man suchte ihn in Frankreich, ein Zufall führte die Entdeckung herbei, und vermehrte den Ruhm des Bayle; man zog seine Schrift der **histoire du Calvinisme et celle du Papisme**, welche von Jurieu **1683** zu demselben Zweck herausgegeben wurde, weit vor, welches die Eitelkeit seines Kollegen sehr kränkte, und die erste Veranlassung zu einer bittern Feindschaft Beider wurde. 1684 erschien die dritte Ausg., und Bayle fügte in dem folgenden Jahre noch eine Fortsetzung: **nouvelles lettres de l'auteur de la critique generale. Ville Franche 1685** hinzu. Im J. 1684 gab Bayle einige Flugschriften über die Cartesianische Philosophie, welche in Frankreich erschienen waren, gesamlet, damit sie nicht das gewöhnliche Loos solcher Blätter träfe unter dem Titel: **Recueil de quelques pièces curieuses concernant la philosophie de Mr. Des Cartes, Amsterdam 1684** heraus. In demselben Jahre fing Bayle an, eine gelehrte Zeitung monatlich herauszugeben. Er hatte sich längst gewundert, daß das **Journal de Savans**, dieses nützliche Unternehmen des Hrn. Salle, keine Nachahmung, zumal in Holland bei der Menge von Gelehrten, und der geschützten Denk- und Preßfreiheit gefunden hatte, und wurde von Jurieu zur Ausführung seines Vorhabens aufgemuntert. Seine **Nouvelles de la republique de lettres**, kamen **1684** vom März an, regelmäßig heraus, und er erwarb durch die gründliche und geistvolle Anzeige und Beurtheilung der neuesten Schriften großen Beifall, und setzte es bis **1687** fort, da eine Krankheit ihn nöthigte, die Fortsetzung dem Hrn. Beauval aufzutragen. Dieser gab vom September 1687 an die **histoire des ouvrages des Savans** heraus, während der Verleger der **nouvelles** diese durch de Larroque und Baril bis zum April 1689 fortsetzen ließ. In dieser Zeit gab Bayle auch mehre kleine Schriften in Beziehung auf die ungerechten Verfolgungen gegen die Reformirten in Frankreich heraus. Die Duldung abweichender Religionsparteien zu befördern, und die dagegen gebrauchten theologischen Gründe zu widerlegen, schrieb er den **Commentaire philosophique sur les paroles de**

Jesus Christ: Contrains les d'entrer. Canterbury (Amsterdam) 1686. Im J. 1690 erschien eine Schrift: **Avis important aux Refugiés sur leur prochain retour en France. Amsterdam 1690**, angeblich von einem Katholiken, in welcher den durch Verfolgungen aus Frankreich vertriebenen Reformirten in Ansehung ihrer Pasquillensucht und ihrer aufrührischen Denkart die bittersten Vorwürfe gemacht wurden. Die Absicht und der Verfasser dieser Schrift ist im Dunkeln. Man hat bald Pelisson, bald Lorrogue, bald Bayle für den Urheber gehalten. Wenn auch wahrscheinliche Gründe die letzte Vermuthung bestätigen, so hat Bayle doch selbst gegen seine vertrautesten Freunde sich von dieser Autorschaft losgesagt. In den Zusätzen zu dem Artikel Bayle in Chaufepié sucht dagegen ein Gelehrter aus Zeugnissen und Gründen zu beweisen, daß kein anderer als Bayle Verfasser ist. Gegen diese Beweise eines dem Bayle abholden Gelehrten, läßt sich aber noch vieles einwenden. Jurieu, der schon längst gegen Bayle eingenommen war, bildete aus dieser Schrift in Verbindung mit einem von einem Genfer herausgegebenen Friedensproject eine förmliche Anklage gegen Bayle, den er als einen Gottesläugner, Feind aller Religion, als einen im Solde von Frankreich stehenden, gegen das Wohl der verbündeten Staten gefährlichen Schriftsteller, ja als einen Statsverbrecher, der nichts geringeres als den Tod verdient habe, verhaßt zu machen suchte. — Zwar konte er keine der aus der Luft gegriffenen Beschuldigungen beweisen, noch Gehör finden; aber er machte doch dem Gelehrten durch die Nothwendigkeit seine Unschuld gegen die Beschuldigungen und eine Menge von Flugschriften zu vertheidigen, großen Verdruß, und hinderte seine gelehrten Arbeiten. Die Sache schlief zuletzt ein, sie hatte aber doch eine nachtheilige Nachwirkung. Bayle wurde 1693 im November von dem Magistrat seiner Lehrstelle entsetzt, und ihm jeder Unterricht verboten. Zum Vorwande dienten die anstößigen Sätze in seiner Schrift über den Kometen, die Jurieu aufgespürt hatte. Der eigentliche Grund aber war ein geheimer Befehl der Regirung, durch das Mistrauen eingeflößt, als stehe Bayle in gefährlichen Verbindungen gegen den Stat, und wahrscheinlich auch der Einfluß des Jurieu und mehrer ihm zugethaner Prediger auf die Magistratspersonen. Bayle ertrug dieses Unglück mit der größten Ruhe und Gelassenheit; er lebte von der Zeit an freier, und konte seine ganze Zeit dem großen Werke, das er im vorhergehenden Jahre angekündiget hatte, dem historisch-kritischen Wörterbuche widmen. Nach der ersten Idee sollte dieses kritische Wörterbuch alle Fehler, welche in historischen Wörterbüchern und andern großen Werken der Art vorkommen, berichtigen, und ihre Mängel und Lücken ausfüllen. Nach reiflicher Überlegung und nach den darüber vernommenen Urtheilen, veränderte er jedoch den Plan, so daß die Berichtigung der von andern begangenen Fehler nur eine Nebensache wurde. Strenge war er in der Auswahl der Artikel, die nur Namen waren, daß er sorgfältig ausließ, was schon von andern gesagt worden. Seine Gelehrsamkeit und sein philosophischer Scharfsinn wußte an die historischen Artikel, mannigfaltige Untersuchungen, Betrachtungen und Erörterungen anzuknüpfen, und in vielen theologischen und philosophischen Gegenständen zeigte sich sein Talent, die Schwierigkeiten in das Licht zu setzen. Das Werk, woran er nur vier Jahre gearbeitet hatte, erschien unter dem Titel: **Dictionnaire historique et critique, Rotterdam 1697. 2** Bde. in Fol. Dieses Werk wurde, troß dem, daß es in Frankreich verboten worden, und von Jurieu bei der geistlichen Behörde in Holland angeschwärzt wurde, mit solchem Beifall aufgenommen, daß schon in dem folgenden Jahre die Exemplare vergriffen waren. Die zweite Ausgabe war um die Hälfte stärker, weil Bayle auf das dringende Bitten des Verlegers, die Artikel, welche er für einen besondern Supplementband bestimt hatte, mit in das Hauptwerk aufnehmen mußte. Sie kam 1702 in 4 Foliobänden heraus *). Zu seiner Erholung gab er den ersten Band seiner **reponse aux questions d'un Provinzial, Rotterdam 1704. 8.** heraus, welche allerlei historische, literärische, philosophische Untersuchungen enthält, wozu sich der Stoff bei seinen übrigen Arbeiten gesammelt hatte. Er setzte diese Samlung bis zum fünften Bande fort. Die letzten Jahre seines Lebens beschäftigten ihn, die Streitigkeiten mit Clerc über die plastischen Naturen, und über die Verlegenheit, in welche die menschliche Vernunft geräth, wenn sie das Böse mit Gottes unendlicher Güte und Weisheit vereinigen will, und mit Jacquelot, über dieselbe Materie. Auch Jurieu mischte sich in diesen Streit, der zuletzt eine gehässige Wendung nahm, indem die Gegner dem Bayle geradezu Schuld gaben, seine Hartnäckigkeit entspringe aus der feindseligen Absicht, die Religion umzustürzen — eine Beschuldigung, welche den sonst so ruhigen Denker, der immer um die Sache nie mit den Personen zu streiten pflegte, ausgenommen die Streitigkeiten mit Jurieu, die gleich anfänglich persönlich waren, in Wallung brachten, daß er mit leidenschaftlicher Heftigkeit schrieb. Mitten unter diesen Streitigkeiten starb Bayle an einer erblichen Brustkrankheit den 28. December 1706, und beschloß sein thätiges, aber unter beständigen Streitigkeiten zugebrachtes Leben. Die Gelehrten betrauerten seinen Tod als einen großen Verlust. Selbst seine Gegner konten ihm nicht die Achtung versagen, auf welche weitumfassende Kentnisse, philosophischer Geist und ein bewunderungswürdiger Scharfsinn gerechten Anspruch machen. Sein Charakter war vortreflich. Er liebte die Wahrheit; die geringste Schmeichelei, die andere sich unbedenklich würden erlaubt haben, hielt er verwerflich, und achtete nicht der Vortheile, die er sich dadurch verschaffen konte. Damit war die strenge Unparteilichkeit und Gerechtigkeit gegen die Gegner, die Strenge und Genauigkeit der Untersuchung verbunden. Der wissenschaftlichen Thätigkeit war sein ganzes Leben geweihet, und sie hatte so viel Reiz für ihn, daß er sie allen Annehmlichkeiten des Lebens vorzog, und lockende Verbindungen mit

*) Die beste Ausgabe ist die von des Maizeaux (Amsterdam 1730, und correcter Amsterdam 1740) besorgte Ausgabe. Denn diejenige, welche sie noch durch Correctheit und Zusätze würde übertreffen haben, ist von Schneiter. (Leipz. 1801. 8.) angefangen, aber nur bis zum Buchstaben II fortgesetzt worden.

großen Herren ausschlug. Die Früchte dieser Talente, dieser ununterbrochenen Thätigkeit, sind in seinen Schriften enthalten. In den oeuvres diverses, welche zu Amsterdam **1725 — 1731. 4** Bde. in Fol. erschienen, sind einige nachgelassene Schriften, auch sein philosophisches Lehrgebäude bekant gemacht worden. Wegen seiner weitläuftigen Verbindungen mit Gelehrten in mehren Ländern, führte er, wie Leibniz, einen starken Briefwechsel. Ein Theil seiner Briefe ist zu Amsterdam **1714** und correcter durch des Maizeaux **1731** erschienen. Bayle verabscheuete jeden Geisteszwang, jede Einschränkung der Denkfreiheit. Aus seiner Wahrheitsliebe, seinem Interesse für die freie aber gründliche Erforschung und Prüfung der Wahrheit, aus seinem vorzüglichen Talente des Scharfsinns, entsprang der Zweifelgeist, welcher seine Denkart und seine Schriften charakterisirt. Denn er drang tiefer ein als gewöhnlich, wog Gründe und Gegengründe strenger gegeneinander ab, entdeckte leichter die schwierigen Seiten eines Gegenstandes, und indem er den Gefühlen und Neigungen keine Stimme in der Beurtheilung der Wahrheit einräumte, wurde ihm die Überzeugung, zumal in solchen Dingen, welche die Religion betreffen, nicht so leicht als vielen andern. Da er sich sein ganzes Leben hindurch mit Bestreitung der Irthümer und Vorurtheile beschäftiget hatte, welche doch gemeiniglich als Wahrheiten galten, und in seinem Wörterbuche auch die Unsicherheit historischer Behauptungen vielfältig in Erfahrung gebracht hatte, so befestigte sich immer mehr die Ansicht, daß die menschliche Vernunft fähiger sey, Irthümer als Wahrheiten zu entdecken. Dieses Unvermögen der Vernunft suchte er hauptsächlich in Beziehung auf Freiheit, Unsterblichkeit der Sele, die Beweise von Gottes Daseyn, und die Vereinigung des Bösen mit den göttlichen Vollkommenheiten in das Licht zu setzen. Dieser Zweifel erstreckte sich aber nur auf die Beweise und Überzeugungsgründe, nicht auf die Wahrheiten selbst. Er glaubte dieselben, so wie auch die Lehren der christlichen Kirche, besonders der Reformirten Konfession, und hielt die Offenbarung darin für eine unentbehrliche Ergänzung der schwachen Vernunft. Sein Leben stimte wenigstens mit dem Geiste des Christenthums und den Vorschriften der Sittenlehre überein. Die Gegner, wie Jurieu, le Clerc, Jaquelot, thaten ihm Unrecht, wenn sie ihm eine feindselige Stimmung des Gemüths oder eine unsittliche Denkart gegen die Religion anschuldigten. Wenn auch sein Prüfungsgeist und sein in Entdeckung der Schwierigkeiten unerschöpflicher Scharfsinn ihn zuletzt so weit führten, daß er keinen festen Grund vor sich sah; so blieb er doch in den Gränzen des bescheidenen Zweifters, und die gewissen Wahrheiten der Sittenlehre und des Rechts hat er nie in Zweifel gezogen. Seine Neigung zum Skepticismus ist daher der Wahrheit und der Wissenschaft nicht nachtheilig, sondern wohlthätig geworden, indem er zu tiefern Erforschungen besonders der Religionswahrheiten nöthigte, und mit dazu beigetragen hat, den eitlen Speculationsgeist unbeschadet der Gründlichkeit aufzugeben, und den vernünftigen Glauben in seine Rechte einzusetzen. Seine Schriften wurden freilich auch von den Freigeistern in England und Frankreich stark gelesen. Das war indessen ein blos zufälliger Schaden, der nicht ihm zur Last fallen kann.

Die beste Beschreibung von Bayle's Leben ist die von des Maizeaux nach handschriftlichen Nachrichten, Amsterdam **1730. 12.** Teutsch übersetzt v. J. P. Kohl. Hamburg **1731. 8.** Sie stehet auch vor der Amsterdamer Ausgabe des Wörterbuchs **1730.** Chaufepié hat auch in der Fortsetzung desselben einen sehr ausführlichen Artikel, über diesen Gelehrten. (*Tennemann.*)

BAYLE (Franz), Profess. zu Toulouse, geb. **1622** † **1709.** Seine vorzüglichste Schrift ist: De corpore animato. Tolos. **1700.** Er vertheidigt hier die Meinung der Alten, daß die innern Intercostal-Muskeln zum Niederziehen der Ribben dienen. Er sucht eben so sehr die Lehre von Fermenten in Schuß zu nehmen. Die übrigen Schriften sind **1701** zu Toulouse in vier Quartbänden herausgekommen. (*Sprengel.*)

BAYLEN, eine alte spanische Villa, auch Hauptort einer Grafschaft der Familie Ponce de Leon, in einer fruchtbaren Gegend des Königreichs Jaen, am nördlichen Ufer des Guadalquivir, (38° 6′ 29″ Br. und 13° 56′ 46″ L.), hat **1** Pfarrkirche, **1** Kloster, **1** Hospital, **4** Armenhäuser und **2532** Einwohner. Hier gibt es eine Glashütte. Die Gegend umher liefert eine der schönsten Pferderacen von Andalusien. Der Ort ist wichtig, als Paß am südl. Abhange der Sierra Morena, welcher die Straße von Castilien nach Andalusien (eine der schönsten und bequemsten Bergstraßen in Spanien) beherrscht, und merkwürdig durch die Schlacht am **20.** Juli **1808**, welche zuerst den Zauber der Unbesiegbarkeit, der bis dahin Napoleons Scharen begleitet hatte, vernichtete, und den Muth des spanischen Volks zur Begeisterung erhob. Der französische General Dûpont hatte, als er mit **18000** Mann über die Sierra Morena bis an den Guadalquivir vorgedrungen war, Cordova den **7.** Junius mit Sturm genommen, und drei Tage lang geplündert, dadurch aber die Erbitterung des Volks bis zur Wuth entflamt. Alles griff zu den Waffen. Die spanischen Feldherren Castannos und Reding bedrohten Dûpont's Verbindungsstraße mit Madrid. Dieser zog sich daher von Cordova nach Andujar (S. d.), in eine unangreifbare Stellung, und schickte den General Vedel nach Baylen. Nach wiederholten Gefechten vom **1.** bis **18.** Julius ward Baylen von Reding genommen; Dûpont verließ hierauf Andujar, um sich mit Vedel in der Sierra Morena zu vereinigen, und eine Verstärkung von **8000** Mann, unter dem General Beliard, von Madrid her, an sich zu ziehen; allein Castannos mit **25000** Mann, meistens ungeübte Truppen und die Hälfte Bauern, versperrte ihm bei Mengibar, auf der Straße von Cordova nach Madrid, den Weg. Also wagte Dûpont eine Schlacht, und siebenmal nach einander versuchte er am **20.** Julius, von früh **3** Uhr an, bis halb **1** Uhr, sich durch die Reihen der Spanier, insbesondere durch die von Reding und Coupigny angeführten Schlachthaufen, eine Bahn zu brechen. Allein mit Verlust zurückgeschlagen, mußte er sich am Abend des **20**sten, mit **8000** Mann zu Gefangenen ergeben; am **24**sten hatte Vedel, der von Carolina her, erst am **20**sten Nachmittags in der Nähe des Schlacht-

feldes eingetroffen war, nach einem kleinen, über den spanischen General Pena erfochtenen Vortheil, mit 6000 Mann dasselbe Schicksal; doch ward ausbedungen, daß er und seine Truppen zur See nach Rochefort zurückgeschickt werden sollten, was man nachher auch dem General Dúpont bewilligte. Die Franzosen hatten in der Schlacht bei Baylen 3000 Todte und Verwundete; die Spanier 1200 *). Eine unmittelbare Folge dieses Sieges war, daß Joseph Bonaparte Madrid, wo er den 20. Julius seinen Einzug gehalten hatte, schon am 1. August verließ, und sich nach Burgos zurückzog. (*Hasse.*)

BAYLEY, (Bailey, Bayly), einige bemerkenswerthe Engländer des 18. Jahrh. Anselm, ein Theolog, gest. 1794, schrieb eine englische und hebräische Sprachlehre (Grammar of the english language. 1772. 8. Grammar of the hebrew tongue. 1774. 8.), und besorgte eine Ausgabe des alten Testaments, englisch und hebräisch, unter dem Titel: The old testament, english and hebrew, with remarks critical and grammatical on the hebrew and corrections of the english. Vol. IV. 1774. 8. Auch über die Singkunst (On singing etc. 1771. 8.), ferner The alliance of music, poetry and oratory 1789. 8. u. a. schrieb er †). — Nathanael, in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. lebend, ist rühmlich bekant als Verfasser eines Universal etymological english Dictionary, wovon 1736 in London die 2te Aufl. in Fol. erschien; revised by Jos. N. Scott. Lond. 1764. Fol.; ein Auszug, ebend. 1802. 8. und öfter. Nicht allein in England, sondern auch in Teutschland, wurde es sehr beliebt, und es hat sich, von mehren teutschen Gelehrten ansehnlich verbessert, bis auf unsere Zeiten im Gebrauch erhalten ††).

Thomas Butterworth Bayley, Mitglied der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu London, gest. zu Buxton den 24. Jun. 1802 im 58sten Jahre, war königl. Friedensrichter in der Grafschaft Lancaster, und zuletzt beständiger Präsident bei den Quartalgerichten. Ein echter Kosmopolit, der sich durch die Sorge für eine bessere Polizei, für möglichste Verhütung der Verbrechen, für zweckmäßigere Einrichtung der Arbeitshäuser, für eine bessere Jugendbildung, durch Einführung der Sontagsschulen, durch eine Petition wegen Abschaffung des Sklavenhandels rc. rühmlich auszeichnete. Aus Liebe zur Landwirthschaft, die er auf seinem Gute eifrig trieb, wie mehre Aufsätze von ihm in Hunter's georg. essays zeigen, wurde er einer der Stifter der ökonomischen Societät zu Manchester, die ihm mehrmals ehrenvolle Prämien zuerkante. Auch zu den Transactions der literal and philosophical society of Manchester, deren Mitglied er war, lieferte er mehre schätzbare Beiträge, und als 1798 die Franzosen mit einer Landung drohten, stellte er sich muthvoll und entschlossen als Befehlshaber an die Spitze der Volontäre †). (*Baur.*)

Baylur, s. Dankala.

BAYON, Marktflecken unweit dem Einflusse des Euron in die Mosel, im Bez. Luneville des französ. Depart. Meurthe. Er hatte vormals eine kleine Festung, wovon man jetzt nichts mehr sieht, und zählt 120 Häuser und 793 Einw. Hier wurde Jean de Bayon, ein berühmter Historiograph des 14. Jahrh. geboren. In der Nähe sieht man Überbleibsel eines Römerlagers. (*Hasse!*)

BAYONA, Bajona, eine Villa an einer Ria, nördlich von dem Ausfluß des Minho, an der Westküste der spanischen Provinz Galicia; (42° 7′ 30″ Br. und 8° 51′ 32″ L.), liegt in einer an Getreide, Wein und Früchten fruchtbaren Gegend, 5 Leguas von Tuy, 3 von Vigo entfernt, hat einen Hafen für kleine Schiffe mit einem Kastell, und 2500 Einw., die meistens von Fischerei leben. Bayona ist der Niederlagsort für die in der Umgegend verfertigten leinenen Strümpfe, wovon jährlich an 100,000 Dutzend Paare ausgeführt werden. Am Eingange des Meerbusens von Bayona liegen einige kleine Inseln, welche bei den Römern Deorum Insulae, auch Insulae Cicae hießen. (*Hasse.*)

BAYONNE, 1) die Hauptstadt eines Bez. im Dep. Niederpyrenäen, welcher 22½ □M. groß ist und 69,498 Einw. in 8 Kantonen und 54 Gemeinden zählt. Sie war vormals die Hauptstadt der Landschaft Labour, einer Zubehörung von Gascogne, und liegt unter 43° 29′ 24″ Br. und 16° 10′ 42″ L. an dem Zusammenflusse der Nive und des Adour, ½ Meile von dem aquitanischen Meere entfernt, das nach ihr wol auf eine Strecke das Meer von Bayonne genant wird. Die Stadt selbst breitet sich am linken Ufer des Adour aus, und wird durch die Nive in die große und kleine Stadt getheilt, die Vorstadt S. Esprit liegt ihr gegenüber am rechten Ufer des Adour. Sie ist stark befestigt, und wird theils durch die auf einer Anhöhe am rechten Ufer des Adour sich erhebende Citadelle, die ein regelmäßiges Viereck bildet, theils durch 2 Schlösser vertheidigt. Über den Adour führt eine breite Brücke, und verbindet die Stadt mit der Vorstadt. Die Stadt ist gut gebauet, die Straßen breit, der öffentlichen Plätze mehre, worunter der Place de la Liberté mit schönen Häusern umgeben ist, und mit

---

*) S. Elliot's Life of Wellington. S. 167 flg. Der Verf. irrt jedoch, wenn er erzählt, daß Napoleon den General Dúpont, welcher in der Schlacht bei Baylen die größte Tapferkeit bewiesen, und sich unter dem Feuer der feindlichen Batterien, an die Spitze der Angreifenden gestellt hatte, nach dem Ausspruche eines Kriegsgerichts habe erschießen lassen. Dúpont wurde, nach seiner Rückkehr, weder verdamt, noch losgesprochen, sondern im Gefängniß vergessen, bis ihn Ludwig XVIII. aus demselben befreite, und im Mai 1814, auf kurze Zeit, zum Statssecretär und Kriegsminister ernante.

†) Reuß gel. Encycl. ††) Die erste teutsche Ausg. erschien unter dem Titel: Engl. teutsches u. teutsches engl. Wörterbch. Leipz. 1736. 8. (von Theodor Arnold, engl. Sprachmeister in Leipz., gest. 1771., verbessert, und öfters gedruckt). Der folgende Herausgeber und Verbesserer war A. E. Klausing, von dessen Bearbeitung seit 1778 in Züllichau mehre Auflagen erschienen. Im J. 1796 unterzog sich J. A. Fahrenkrüger einer Erweiterung und Umarbeitung des Werks. Seitdem fand es in 3 Auflagen (der 9 — 11ten, welche 1810 in 2 Octavbänden erschien), in Teutschland und England, fortwährenden Beifall, und ward in Nordamerika nachgedruckt. Die neueste, zwölfte Auflage, von Adolf Wagner ganz umgearbeitet, ist vom Jahr 1821 f. und zu Jena erschienen.

†) Allg. Literaturz. Intelligenzbl. 1803. Nr. 48.

der angenehmen Promenade am Adour in Verbindung steht, die Häuser, deren man 1520 zählt, sämtlich von Stein, bereits im spanischen Geschmacke, mit Balkens vor den Portalen, und häufig mit Bogengängen. Unter den 7 Kirchen ist die Kathedrale die merkwürdigste; man findet 1 Militärspital, 1 Krankenhaus, 1 Börse, 1 Münze, 1 Schiffahrtsschule, mehre andre Erziehungsanstalten. Die Zahl der Einw. beläuft sich auf 15,646; sie unterhalten 2 Zuckerraffinereien, 1 Fabrik von Weinsteinrahm, mehre Schockoladenfabriken, die jährlich 12,000 Pfund bereiten; mehre Gerbereien, die ein gutes weißes Handschuhleder liefern, 1 Tabaksfabrik und 1 Glashütte, die etwa 400,000 Bouteillen verfertigt. Überhaupt herrscht hier vieles Leben und Thätigkeit; der Handel wird hauptsächlich zur See mit Spanien, England und den Niederlanden unterhalten, auch schickt die Stadt jährlich einige Schiffe auf den Stockfischfang nach dem Lorenz; die Hauptexporten sind die Weine der Nachbarschaft, wol 25,000 Orhofte, worunter der herrliche Jurançon blanc, Brantweine aus dem schlechten Weine von Armagnac, die Harzarten des Landes, föhrene Dielen, Kork, Schiffsmasten, Wachs, auch wol Getreide und Mehl, und viele Schinken, die in der Umgegend, vorzüglich zu Orthez, geräuchert werden, und unter der Firma von Bayonne in den Handel kommen. Den Hafen bilden die Flüsse Adour und Nive; er wird durch eine kostbare Mulie gegen die Fluthen geschützt, auf welchen selbst große Seeschiffe bis an die Kaien gelangen können, doch ist die Einfahrt beschwerlich. Die Mündung des Adour ist ein Werk der Kunst, da das vormalige Bette 3 Meilen höher bei Cap Breton das Meer erreichte; Heinrich III. ließ dem Flusse seinen jetzigen, um 600 Toisen kürzern und tiefern Lauf anweisen. Seit 1784 ist Bayonne ein Freihafen, außerdem aber der Sitz eines Bischofs, der unter dem Erzbischofe von Toulouse steht, einer Handelskammer und eines Handelsgerichts. 1679 sollen daselbst die ersten Bayonnette gemacht seyn. Hier wurde 1563 ein Friede zwischen Frankreich und Spanien geschlossen; Hier kamen 1567 Philipp II. und Karl IX. und 1808 Napoleon mit Karl IV. und Ferdinand VII. zusammen, und nöthigte die bourbonische Dynastie zur Verzichtleistung auf die spanische Krone, worauf die hieher berufne Junta spanischer Großen die ihr vorgelegte neue Constitution für Spanien genehmigte. Die Landschaft um die Stadt ist anmuthig und mit Landhäusern angefüllt. Mylius sah hier die niedlichsten Formen unter Frankreichs Weibern *). — 2) B., ein Fluß in der britischen Provinz Untercanada und zwar in der Grafschaft Warwik; er ergießt sich der Mündung des Richelieu gegenüber in den Lorenz, und ist auf eine kurze Strecke schifbar. Neben demselben ist eine salzige Quelle, die als Mineralwasser benutzt wird. (*Hassel.*)

BAYREUTH, Baireuth, vormal. Fürstenthum, auch Burggrafthum Nürnberg oberhalb Gebirges genant — dessen Geschichte in dem Art. Ansbach zu finden ist — gehörte früher zum fränkischen Kreise Teutschlands, und bildet nun, indem es im J. 1810 an die Krone Baiern gekommen, mit seinem nördlichen Theil, dem sogenanten Oberland, einen Theil des Obermainkreises, und mit seinem südlichen Theil, dem sogenanten Unterland, einen Theil des Rezatkreises vom Königreich Baiern. Es liegt ungefähr zwischen 49° 15′ und 50° 25′ der Breite, und zwischen 27° 50′ und 29° 33′ der Länge, und hatte in seinen frühern Verhältnissen sechs Hauptstädte, Baireuth, Culmbach, Hof, Wunsiedel, Neustadt an der Aisch und Erlangen. — Das sogenante Oberland ist sehr bergig, indem das Fichtelgebirge Zweige von sich in alle Gegenden ausschickt, und daher kälter, auch zum Feldbau weniger ergiebig; hat jedoch eine nicht unbeträchtliche Viehzucht. Das Unterland ist dagegen ebner und fruchtbarer. — Die Größe des vormaligen Fürstenth. ist nach den neuern Ausmessungen nur auf 65 □M. zu bestimmen, wovon 300,000 Morgen, folglich $\frac{2}{7}$ des Areals als Waldboden, — 156,000 Morgen, mithin $\frac{1}{5}$ des Areals als Ackerland, und $\frac{1}{10}$ des Areals als Wiesen anzunehmen ist. Die Volksmenge wird in 11 Städten, 41 Marktflecken, 153 Dörfern, 1964 Weilern und Höfen, und überhaupt in 36,715 Feuerstellen, auf 238,560 Selen incl. 2171 Juden, = 36,715 Familien berechnet. — Wenn in dem angränzenden Fürst. Ansbach sich Produktion und Fabrikation beinahe gleich darstellen, so übersteigt im Fürst. Baireuth die Zahl der Fabrikation die der Produktion um zwei Mal. Unter den Naturprodukten des Fürst. B. verdienen aber die Mineralien eine vorzügliche Aufmerksamkeit, indem solche den Hauptgegenstand der Industrie ausmachen. Auch hat Baireuth Heil- und Gesundbrunnen, von welchen der Sauerbrunnen zu Steben und Sichersreuth, das Wildbad zu Burgbernheim, und der Brunnen zu Langenau nicht unbekant sind. — Das Hauptgebirge des Landes ist das Fichtelgebirge, auch der Fichtelberg genant, welches, wie schon erwähnt, sich in verschiednen Richtungen weit ausbreitet, und 6½ M. Länge und 4½ M. Breite hat. Ausser dem Main entspringen auf demselben die Saale, der Eger, die Nabe, und die Höhe desselben über der Meeresfläche wird auf 3621 paris. Fuß angegeben *). — Auch in dem Fürst. Baireuth führen, wie in dem angränzenden Ansbachschen durch freundliche und massiv erbaute Städte und Dörfer schön angelegte und gut erhaltene Chausseen.

Unter der markgr. Regirung war das Fürstenth. in 2 Landeshauptmannschaften, 4 Amtshauptmannsch. und 12 Oberämter eingetheilt. Unter der darauf folgenden preußischen Regirung aber in 6 Kreise, von welchen jeder, wie in dem Fürstenthum Ansbach, unter gleichen Verhältnissen ein besondres Direktorium hatte. Die Geistlichkeit, da die Mehrzahl der Einwohner protestantisch ist, stand unter 10 Superintendenten und 1 Inspektor **). (*Fenkohl.*)

BAYREUTH, Baireuth (Baruthum), ursprünglich Beyerreuth, vormals die Hauptstadt des Fürstenthums gleiches Namens, ist, nebst Bamberg, die Hauptstadt des Obermainkreises vom Königreich Baiern, liegt in einer ange-

---

*) Größtentheils nach Nemnich und Mylius Reisen; letztere B. II. Abth. 2. S. 82. u. f.

*) Vgl. das Fichtelgebirge, geographisch und naturhistorisch beschrieben von J. Th. B. Helfrecht. 2 Theile. Hof 1799 u. 1800. **) Vgl. Fikenschers Leitfaden beim Vortrage der Topographie des Fürstenthums Baireuth. Nürnberg 1807.

nehmen und fruchtbaren Gegend am rechten Main, mit 2 Brücken über denselben. Sie ist, ungeachtet der alten und noch zum Theil vorhandnen Stadtmauer, eine offne weitläufig auseinander gebaute, und mit Gärten, Alleen, Spaziergängen und öffentlichen Springbrunnen verschönerte Stadt. Die Hauptstraßen sind meistentheils regelmäßig, geräumig und gut gepflastert, von welchen die gerade, lange und breite Friedrichsstraße, welche den Namen von ihrem Erbauer, dem Markgrafen Friedrich, erhielt, unter dessen Regirung Baireuth den höchsten Flor erreichte, die schönste ist. — Mit Inbegriff der Stadt St. Georgen, sonst auch Brandenburger genant, zählt die Stadt an 900 Häuser und über 11,600 Einwohner, außer dem Militär, welches in der schön gebauten Kaserne einquartirt ist. — Die 1446 erbaute gothische Stadtkirche St. Maria Magdalena, so wie die helle, freie und in einem einfachen Styl erbaute Schloßkirche mit der fürstlichen Gruft, welche 1813 der katholischen Gemeinde überwiesen wurde, nehmen die Aufmerksamkeit jedes Reisenden in Anspruch. Außer diesen hat die Stadt noch 6 Kirchen, nämlich die reformirte Kirche, die Hospitalk., die Gottesackerk., die Sophienk. zu St. Georgen, sowie die Zuchthausk. und die Hospitalkirche daselbst. Auch haben die Juden eine Synagoge. — Zu den sehenswürdigen Gebäuden gehören: das alte Schloß oder die Sophienburg, von des Erbauers, Markgrafen Christian Ernst, Gemalin genant, welches 1753 abbrante, aber größtentheils wieder hergestellt wurde, mit der dazu gehörigen und schon oben erwähnten Schloßkirche, and dem achteckigen ganz von Quadersteinen erbauten Schloßthurm, welcher aber nur ein niedriges Schindeldach hat, indem der obere Theil mit seiner zierlichen Kuppel in dem erwähnten Brand verloren ging *). — Das neue Schloß auf der ehemaligen Rennbahn mit dem dazu gehörigen Hofgarten unter der Aufsicht eines Hofgärtners; das Kanzleigebäude, bestehend aus zwei zusammenhängenden, weitläufigen und von Quadersteinen erbauten Gebäuden, mit einem neuerbauten Flügel; das geräumige und mit reichen Vergoldungen gezierte Opernhaus von vier Reihen Logen; das ganz massiv erbaute große Reithaus mit einem darin befindlichen Komödienhause; die Kaserne; das Jagdzeughaus, und die vormalige Münze, jetzt zu Schulen eingerichtet. — Zu den öffentlichen Gebäuden wird gerechnet, das Rathhaus, das 1731 vom Markgrafen Georg Friedrich Karl gegründete, und vom Markgrafen Friedrich Christian erweiterte Waisenhaus, worin sich jetzt das Gymnasium befindet, das Krankenhaus, das Hospital, die Frohnveste und das Schießhaus. — An Fabriken hat die Stadt eine Tabakspfeifenfabrik, welche auf jeden Brand (jährlich 6 — 8), 5000 Pfeifen brent; die eine halbe Stunde von der Stadt angelegte Potaschensiederei, und ansehnliche Ledergerbereien und Pergamentmachereien. Die Einwohner leben fast sämtlich vom Gewerbe, Handel und Gartenbau.

Die Stadt ist der Sitz der königl. Regirung des Obermainkreises mit ihren zwei Kammern des Innern und der Finanzen, so wie des protestantischen Konsistoriums für den Ober- und Untermainkreis, und für den Regenkreis. Ferner ist hier der Sitz eines Kreis- und Stadtgerichts, einer Kreiskasse mit einem Lokalzahlamt zu Bamberg, eines Oberaufschlagamts, Siegelamts, Landgerichts, Rentamts, Postamts, Forstamts, einer Flößholzmagazinverwaltung, einer Zolladministration, eines Hallamts, Salzamts, Lottobureaus, eines Stadtmagistrats mit einem königl. Stadtcommissär, einer Kreis-Landbauinspektion, Wasserbrücken- und Straßenbauinspektion, Distriktsschulen-Inspektion, einer katholischen und einer reformirten Stadtpfarrei, so wie eines protestantischen Dekanats, wozu 21 Pfarreien mit 27 Geistlichen gehören. Auch hat die Stadt eine Freimaurerloge, und die 1736 errichtete Kanzleibibliothek enthält nach dem vorhandenen gedruckten Katalog an 25,000 Bände.

Zu den Unterrichtsanstalten gehören, a) das Gymnasium, vom Markgraf Christian Ernst 1664 gestiftet, und daher von demselben seinen Namen Christian-Ernestinum führend, b) nebst mehren Privatinstituten, die organisirten öffentlichen teutschen Schulen, unter den verschiednen Benennungen, Knaben-, Mädchen- und Elementarschulen. —

Zu Baireuth ist das Städtchen St. Georgen mitzurechnen, welches zu Anfang des vorigen Jahrhunderts vom Markgrafen Georg Wilhelm angelegt, vom Markgrafen Friedrich mit einem eignen Stadtrath und mit mehren Privilegien begnadigt wurde, von der Stadt Baireuth blos durch eine Allee und einen gepflasterten Weg von einer achtelstündigen Länge getrent wird, und aus einer einzigen schnurgeraden Straße bestehet, deren Häuser gleich hoch und massiv erbaut sind. Das in frühern Zeiten vorhanden gewesene markgräfliche Lustschloß ist jetzt in Privateigenthum übergegangen. Die dasige Sophienkirche wurde vom Markgrafen Georg Wilhelm 1711 aufgeführt und erhielt von der Mutter desselben den Namen. Bemerkenswerth sind hier noch: das 1724 errichtete Zuchthaus, welches 1811 in ein Straf- und Arbeitshaus umgewandelt wurde, mit seiner privilegirten Spielkartenfabrik, und der im J. 1753 angelegten Marmorfabrik, in welcher letzten von den Züchtlingen 54 Arten einheimischen Marmors mannigfach bearbeitet werden; das durch geräumige und reinliche Einrichtung sich auszeichnende und 1784 fundirte Irrenhaus, dem ein zum Strafarbeitshaus gehöriger Garten zum Gebrauch dient; die Leersische Steinguтfabrik, welche 50 Arbeiter beschäftiget; die guten Pergamentmachereien, — und das v. Grafenreuthsche Stift mit einer Kirche, durch welches Georg Christoph von Grafenreuth im vormaligen Pfalz-Sulzbachschen, in seinem 1735 niedergelegten Testament sich verewigt hat. —

Eine Stunde weit von B. am Pfarrdorf St. Johannis liegt die sehenswürdige Eremitage, ein Lustschloß, vom Markgrafen Georg Wilhelm 1718 angelegt und vom Markgrafen Friedrich durch die neue Anlage auf das vollkommenste verschönert. Das Ganze mit seinen Mannigfaltigkeiten von Gebäuden, Alleen, Gärten, Hainen und Wasserkünsten rc. ist theils auf ebenem theils auf bergichtem Boden eingerichtet, theils Natur, theils Kunst, und umfaßt einen Flächeninhalt von mehr als 100 Mor-

*) In dem Heinrißschen Adreß- und Handbuch des Obermainkreises vom J. 1819 lieferte die Titel-Vignette des 1. Theils eine Abbildung dieses alten Schlosses.

gen. Die mannigfachen und überraschenden Abwechselungen, welche einem entgegen kommen, haben diesen Ort zum Lieblings-Aufenthalt aller Einheimischen und Fremden gemacht *). (*Fenkohl.*)

Bay- (Boy-) Salz, s. Salz.

BAZA, 15° 42′ L. 37° 28′ B. Ciudade im östl. Landstrich der spanischen Provinz Granada, unweit des linken Ufers des Guadalentin in einer Gebirgsgegend und durch ihre Lage fest, mit 6900 Einw., 1 Stifts- und 2 Pfarrkirchen, 6 Klöstern, Hospital, Bisthum und starkem Handel mit Hanf und Flachs. (*Stein.*)

BAZADOIS, eine französische Landschaft in dem vormaligen Guienne und im jetzigen Dep. Gironde, die in der Vorzeit ihre eignen Grafen hatte und nachher an Aquitanien fiel. Ein sehr unfruchtbarer Landstrich voller Haiden, Moräste und Wälder. (*Hassel.*)

BAZAKATA, eine Insel im Gangetischen (Bengalischen) Meerbusen, ist die jetzige Insel Chedu ba †). (*Kanngiesser.*)

BAZAN, berühmte spanische Familie, soll von den alten, großen Herren von los Cameros abstammen, und ihre Benennung von dem nördlichen Nachbarn des Ronceval, von dem Thale Baztan, in Navarra, entlehnen, welches Fortunat Iñiguez mit Maria Ochoaz erheirathete (um die Mitte des 12. Jahrhunderts). Peter II. Gonsalez, 11ter Herr von Bazan, wendete sich zuerst nach Castilien, wo er wichtige Güter, beinahe das ganze Thal der Duerna (südlich von Astorga), Palacios de Valduerna, S. Pedro de la Taree, la Bañeza Cevnos, Villamajor, Boñal rc. besaß, † 1421. Sein Enkel, Peter IV., wurde von König Heinrich IV. von Castilien zum Vizconde von Valduerna ernant, 1456, und hatte das eigne Schicksal, als er, 1470 die einander befehdenden Grafen von Benavente und Lemos versöhnen wollte, und deshalb mit ihnen in Villalpando handelte, daß er unerwartet vom erstern, seinem nahen Verwandten, angegriffen, überwältigt, und gefangen nach Benavente abgeführt, zugleich seiner Stadt Matilla beraubt wurde, † 1476. Seines ältesten Sohnes, Peter V., Enkelin, Maria, 16te Frau von Baztan, 4te Vicomtesse von Valduerna, brachte diese Staten (nach dem spanischen Sprachgebrauche) an die Zuniga, Grafen von Miranda, von welchen sie in unsern Tagen an die Velasco, Herzoge von Frias, gekommen sind, wogegen Peters V. jüngerer Bruder, Alvaro I., zum Lohne seiner gegen die Mauren bewiesenen Tapferkeit, von den katholischen Königen mit den Ortschaften Finelas und Gorafe, unweit Guadix, in dem Königreich Granada, beschenkt wurde. Alvars I. Sohn Alvaro II., General-Kapitän der Galeeren von Spanien, zeigte sich der großen Zeit würdig, in welcher zu leben, ihm beschieden war, und Karls V. lange und thatenreiche Regirung hat kaum ein Unternehmen zur See aufzuweisen, an welchem er nicht wesentlichen Antheil genommen; namentlich verdankte ihm der Kaiser größtentheils die Resultate seines glorreichsten Feldzugs, die Einnahme von Tunis und Goletta. Späterhin legte Alvar, misvergnügt, sich immer durch das größere Glück, nicht Verdienst, des Genuesers Andreas Doria verdunkelt zu sehen, sein Kommando nieder, obgleich Karl V. lange sich weigerte, seine Entlassung zu bewilligen, und die Kaiserin den Johann d'Acunha an ihn abschickte, um ihn ihrentwegen zu ersuchen, daß er den Kaiser mit solchem Misvergnügen verschonen möge. Als Gefahren ohne Zahl, im J. 1543, Spanien bedroheten, ließ sich Alvar neuerdings, als General en el Oceano anstellen, und richtete vor allem sein Augenmerk auf die Ausrüstung einer neuen Flotte, nachdem die vorige vor Algier beinahe vernichtet worden. Bereits im folgenden Jahre konte er mit 24 Schiffen aus den Häfen von Santander und Laredo auslaufen, um sich dem Beginnen einer französischen Flotte von 30 Schiffen, welche die Küsten von Asturien und Galizien verheerte, zu widersetzen. Den 29. Julius 1544 wurde Alvar die Feinde ansichtig, die eben mit der Plünderung der Stadt Muros beschäftigt waren; er gab sogleich das Zeichen zum Treffen, indem er den feindlichen Admiral angriff und in den Grund bohrte, nachdem ein zweites Schiff, welches dem Admiral zu Hilfe kommen wollte, genommen war. Das Gefecht endigte mit der gänzlichen Niederlage der Franzosen, die 27 Schiffe, 3000 Todte, und eine große Zahl von Gefangnen zurück lassen mußten. Zehn Jahre später hatte Alvar noch die Ehre, den Prinzen Philipp nach England zu seiner Vermälung überzuführen.

Alvaro III. Alvars II. ältester Sohn, Markgraf von Santa-Cruz, vor 1569 Herr von Finelas, Gorafe und el Viso, kommandirte bei dem Entsatze von Oran (1563) fünf, und bei der Einnahme von Pegnon-de-Velez (1564) sieben Galeeren. Im J. 1565 glückte es ihm, troß des heftigen Widerstandes, die Mündung des Flusses von Tetuan zu verstopfen, und hiedurch den Seeräubern einen ihrer wichtigsten Häfen zu vernichten. In dem Treffen von Lepanto führte der Markgraf von Santa-Cruz das Reservegeschwader, und in dem entscheidenden Momente, als Don Juan bereits dem Ungestüme des Ali zu unterliegen schien, eilte er dem Prinzen zu Hilfe, und setzte ihn in den Stand, den ersten Vortheil zu erkämpfen, welcher die völlige Niederlage der Türken zur Folge hatte. Außerdem eroberte Alvar die Capitana des Beys von Alexandrien, und die meisten von Ulucciali's Galeeren. Im J. 1573 nahm er, unter Don Juans Oberbefehl, die Stadt Tunis. In dem Unternehmen auf Portugal hat er, im Verein mit Alba, den, wie es scheint, einzigen, Weg zur Eroberung dieses Landes vorgezeichnet. Während Alba, an der Spitze des Landheers, über Elvas, Estremoz, Evoramonte, Montemor-o-Novo, Alcacer-do-Sal, nach Setubal vordrang, ging Alvar am 8. Julius 1580, mit 71 Galeeren, von Puerto de St. Maria unter Segel. Die Seestädte Algarbiens unterwarfen sich ihm fast ohne Widerstand, und nachdem er das Vorgebirge St. Vincent umschift, erschien er im Angesicht von Setubal 20. Jul.). Sofort wurde das Landheer auf die Flotte vertheilt, und nach einer kurzen Küstenfahrt zwischen Belen und Oeiras wieder an das Land gesetzt (30. Julius). Von dieser Seite her hatte Niemand den Feind erwartet, Cascaes,

*) Eine umfassendere Beschreibung siehe in Füssels Tagebuch rc. Th. 2. Einen ältern Grundriß hat J. G. Riedel geliefert, und ein neuerer in Steindruck ist dem Heinritzschen Adreß- und Handbuch für den Obermainkreis vom J. 1819. Th. 1. S. 94. beigefügt.

†) *Ptolem.* VII, 2.

Cintra, Colares, Oeiras, Belen, die Außenwerke von Lissabon, waren daher nur schwach besetzt, und ergaben sich nach kurzem Widerstande, und nachdem Don Alvar den Durchgang durch die Barren des Tajo erzwungen, auch die portugisische Flotte in der nämlichen Stunde geschlagen hatte, in der Alba den Prior von Crato, Don Antonio, an der Brücke von Alcantara besiegte, blieb der Hauptstadt und dem Königreiche nichts übrig, als Unterwerfung.

Don Antonio hatte in Frankreich mächtige Unterstützungen gefunden, und war durch sie in den Stand gesetzt, sich in den Azoren festzusetzen. Dahin mußte ihm der Markgraf von Santa-Cruz folgen (1582); eben waren die Franzosen im Begriffe, die Eroberung von S. Miguel, der einzigen der Azoren, welche die spanische Herrschaft anerkant, zu vollenden, als das spanische Geschwader sich auf der Rhede von Villafranca zeigte. Die feindliche Flotte stellte sich ihm entgegen, wurde aber nach fünfstündigem, hartem Gefechte, in dem sie nur an Todten 3300 Mann und darunter den berühmten Philipp Strozzi, eingebüßt, dergestalt besiegt, daß nur 18 ihrer Schiffe nach Frankreich entkamen. Zum warnenden Beispiele ließ Alvar die Gefangnen, als Seeräuber, und zwar die Edelleute, 50 an der Zahl, durch das Schwert, die andern durch den Strang hinrichten. Den Wunsch, diesen Sieg durch die Eroberung der übrigen Azoren zu krönen, mußte er der Sicherheit der eben aus Ostindien angelangten Handelsflotte wegen, die er in Person nach Lissabon führte, opfern.

Den Winter benutzte Don Alvar zu den gewaltigsten Zurüstungen, und erst am 23. Junius 1583 konte er mit einer Flotte von 78 Schiffen, die 10,000 Mann Landungstruppen führte, von Lissabon nach den Azoren unter Segel gehen. Vor Allem mußte Terceira, Don Antonios Waffenplatz, und von ungefähr 6000 Franzosen und Portugisen vertheidigt, genommen werden. Am 26. Julius landeten etwa 4000 Spanier, nachdem der Feind durch die Artillerie der Flotte vertrieben worden, bei dem Hafen las Muelas. Sie suchten sich in der Ebne auszubreiten, sahen sich aber bald durch eine Reihe von Verschanzungen aufgehalten; es entspann sich ein hartnäckiges Gefecht, welches damit endigte, daß die Franzosen sich in das Gebirge warfen und die Stadt Angra ihrem Schicksal überließen. Sie wurde von den Siegern besetzt, welchen zugleich Don Antonios Flotte, 31 Schiffe, in die Hände fiel. Die Franzosen, eben so sehr der Mittel zum Siegen, als zum Entkommen beraubt, eingeschüchtert durch die Hinrichtungen des vorigen Jahrs, wünschten zu kapituliren, und die Spanier, den Krieg schnell zu endigen. Unterhandlungen wurden angeknüpft, in deren Gefolge die Franzosen, 2200 Mann stark, ihre Stellung verließen, Waffen und Fahnen überlieferten, auf spanischen Fahrzeugen eingeschifft, und nach Frankreich abgeführt wurden. Dem Beispiele von Terceira folgten die andern Inseln, und bereits am 19. August konte Alvar die Azoren, mit denen er die Eroberung des Königreichs Portugal vollendet hatte, verlassen. Es war dieses jedoch der letzte Dienst von Wichtigkeit, den er seinem König leisten sollte. Philipp II. hatte ihm den Oberbefehl der sogenanten unüberwindlichen Flotte übertragen, schon rüstete er sich, gemeinschaftlich mit Alexander Farnese, die Engländer in ihrer Heimath zu überziehen, Rache zu nehmen für alle die Übel, welche Elisabeth über Spanien gebracht, und es handelte sich nur noch um die letzten, ihm zu ertheilenden Instruktionen. Da fügte es sich, nachdem eines Tags in dem königlichen geheimen Rathe alle die Vorschläge verworfen worden, die Don Alvar zum Besten des Dienstes gewagt, und er hierüber endlich einige Ungeduld äußerte, daß Philipp II., der Hartnäckige, zu ihm sagte: Markgraf, ihr bezeigt euch nicht so gegen mich, wie es meine Gewogenheit gegen euch verdienet. Diese, gar nicht harten Worte ergriffen den eisernen Mann dergestalt *), daß Alvar, den Tod im Herzen, den Palast verließ, und nach kurzer Frist, in den ersten Tagen des Maimonats 1588, als eben die Flotte unter Segel gehen sollte, ein heftiger Fieberanfall seinem Leben ein Ende machte. — Er ist der größte Seeheld, den Spanien jemals hervorgebracht, und sein Tod ein welthistorisches Ereigniß; wir wenigstens theilen mit Philipp II die Überzeugung, daß die unüberwindliche Armada ganz anders geendet haben würde, wenn der Markgraf von Santa-Cruz sie führte. Das mit sich uneinige England würde in ihm einen zweiten Eroberer gefunden haben, und alsdann die Empörung der Niederländer in sich erloschen seyn.

Des großen Admirals ältester Sohn, Alvaro IV. war Markgraf von el Viso, und erbte mit den väterlichen Gütern die Vorliebe für das Seewesen. Nachdem er in verschiedenen Streifzügen gegen Türken und Mauren, durch die Eroberung von Durazzo, Mahometa, Lampedusa, nicht geringen Ruhm erlangt, wurde er von Philipp III. dem General-Kapitän der Flotte, dem Prinzen Philibert von Savoyen, als General-Lieutenant beigegeben (1621). Als General-Kapitän der Galeeren von Spanien, vertrieb er 1625 die Franzosen und Piementeser aus allen Plätzen an der genuesischen Küste, deren sie sich in ihrem Raubzuge gegen Genua bemeistert hatten. Nach Spinolas Tode übernahm er das Commando der Armee in Montferat, ohne doch, da der Frieden beinahe abgeschlossen war, Erhebliches leisten zu können, oder vielmehr um sich von Mazarin überlisten zu lassen. Im folgenden Jahre 1631 beschützte er Nordflandern gegen die Angriffe des Prinzen Friedrich Heinrich, wogegen aber sein Unternehmen auf Seeland scheiterte. Mit eben so schlechtem Glücke versuchte er 1632 zuerst allein, mit nur 16,000 Mann, indem die erschöpften Provinzen mehr nicht aufbringen konten, dann im Verein mit Pappenheim, Mastricht zu entsetzen, und auch Limburg ging verloren. Im J. 1635 bemeisterte er sich der Inseln St. Marguerite und St. Honorat, an der Küste der Provence. Er starb den 17. August 1646, sein Sohn, Alvaro V., 3ter Markgraf von Santa-Cruz, den 21. October 1660. Weil des letztern einzige Tochter, Anna Gujomara, verm. 2. Julius 1660 mit Diego de Silva,

*) Ein Beweis für viele, daß Philipp II. kein Tyrann war, wie seine grimmigen Feinde, und gedankenlose Abschreiber versichern. Der Zorn eines Tyrannen kann vernichten, aber nur eines gerechten und gütigen Königs Verwurf betrüben.

7ten Grafen von Galve, bereits am 23. Jul. 21 Tage nach der Trauung verschieden war, so folgte ihm in dem Majorat seine älteste Schwester, Maria Eugenia, 4te Markgräfin von Santa-Cruz, des 1sten Markgrafen von Bayona, aus dem Hause Pimentel, Witwe, und Mutter zweier Töchter, deren älteste, Mencia, an Heinrich von Benavides verheirathet wurde, und ihm zwei Kinder gebar. Die Tochter Maria Nicoletta, wurde die Gemalin Artels von Alagon, des 5ten Markgrafen von Villasor und Montesanto. Der Sohn, Franz Diaz de Benavides y Bazan, 3ter Markgraf von Bayona, auch, nach der Großmutter Tode, 5ter Markgraf von Santa-Cruz, ingleichen General-Kapitän der spanischen Galeeren, hinterließ mehre Kinder, darunter Alvar de Bazan y Benavides, Admiral von Spanien und in dem Successionskriege als Anhänger des östreichischen Hauses bekant, die jedoch sämtlich unbeerbt verstarben. Bayona, Santa Cruz, Valdepeñas, el Viso *) ꝛc., fielen daher an die Gemalin des Don Joseph de Silva y Meneses, Emanuela von Alagon, 6te Markgräfin von Villasor und Montesanto, eine Urenkelin der 4ten Markgräfin von Santa Cruz, aus dem Hause Bazan, und sind seitdem in dem Hause Silva (oder vielmehr Padilla) geblieben. — Wir gedenken übrigens dieser Successionsfälle, dieser tollen Sprünge von einer Familie zur andern nur, um bemerkbar zu machen, wie sehr diejenigen irren, welche glauben, daß das spanische Majorat die Erhaltung des Familienglanzes bezweckt. Majorate sind in Spanien nur Denkmäler der Eitelkeit ihrer Stifter, und vorzüglich aus ihrer abgeschmackten Einrichtung wird die politische Ohnmacht der Großen dieses Landes, die doch an Ausdehnung und Reichthum der Besitzungen kaum irgendwo ihres Gleichen finden, erklärbar **). (*v. Stramberg.*)

Bazar, s. Basar.

Bazarab, Bazarad, s. Walachei.

BAZAS, die Hauptstadt eines Bez. im franz. Dep. Gironde, welcher 31½ □Meilen groß ist und 47,579 Einw. in 7 Kantonen und 68 Gemeinden enthält. Sie liegt auf einem Felsen an der Beuve, war vormals der Sitz eines Bisthums, welches jedoch nicht wiederhergestellt ist, und hat außer der Kathedrale 3 andre Kirchen und mit dem Kirchspiele 800 Häus. und 4215 Einw., wovon etwa ⅓ in den Mauern wohnt. Sie unterhält Droguetweberei und Gerbereien, außerdem 1 Wachsbleiche, 1 Wachslichterfabrik und 2 Glashütten. (***Hassel.***)

*) Bayona liegt links der Landstraße von Madrid nach Aranjuez, Santa Cruz de Mudela aber in dem schönsten Theile der Mancha, und bildet mit el Viso und Valdepenas ein geschlossenes Ganzes. Zu dem Majorat gehörte namentlich der Weinzehnte in Valdepenas, der jährlich 9000 — 11000 Arreben (900 — 1100 Ohmen) Wein bringt. Die vorzügliche Güte dieses Weins ist bekant. Die von dem Hause Alagon herrührenden Staten von Villasor und Montesanto liegen in Sardinien, nordwestlich von Cagliari, und enthielten im J. 1780 in 16 Ortschaften 13,352 Menschen, außer 3 mit dem Grafen von Villanuova gemeinschaftlichen, von 1701 Menschen bewohnten Orten.

**) Vgl. Executoria de la nobleza, antiguedad y blasones del Valle de Baztan, p. J. de Goyeneche. En Madrid, 1685. 4. Elogios en loor de los tres famosos Varones, Don Jaime, Rey de Aragon, Don Alvaro Bazan, Marques de Santa Cruz, y Don Fernando Cortes, Marques del Valle. En Zaragoza, 1600. 8.

Bazend, s. Zendavesta.

BAZIHGURS, ein indisches Volk in Bengalen, besonders um Kalkutta, das auch wol Nats genant wird. Es besteht aus 7 Kasten, die aber blos den Namen nach verschieden sind, sich unter einander verheirathen und zusammen leben. Vom Islam, zu dem sie sich bekennen, haben sie blos die Beschneidung angenommen, sonst haben sie sich ihre eigne Religion gebildet. Sie scheinen ein besondres Volk zu seyn, doch ist die Grundlage ihrer Sprache, wovon sie zwei Dialekte haben, die hinduische. Ihre Frauen und Töchter sind außerordentlich schön, und werden daher gewöhnlich zu öffentlichen Tänzerinnen genommen, während die Männer als Gaukler auftreten. Sie haben keine festen Wohnungen, sondern leben unter Hütten von Stroh- oder Palmmatten. Jeder Stamm steht unter einem Häuptling, den sie Nardar Bontah nennen, bei Streitigkeiten appelliren sie nie außer ihrer Kaste, sondern rufen eine Generalversamlung ihres Stammes zusammen, von welcher der Streit entschieden wird *). (*Hassel.*)

Bazin, s. Taffet.

Bazin, Pösing, s. Pösing.

BAZIN (Guido Augustin), Arzt zu Straßburg † 1754, ist einer der ersten, die die Ökonomie der Gewächse in neuern Zeiten untersucht haben. Seine Schrift hat den Titel: Observations sur les plantes et leur analogie avec les insectes. Strasb. 1741. 8. und ist im Hamburger Magaz. B. 4. und 9. übersetzt. B. vergleicht die Schraubengänge der Pflanzen mit den Luftröhren der Insekten und erklärt das Aufsteigen der Säfte aus dem Übergange derselben aus der Tropfen- in die Dampfform. (*Sprengel.*)

BAZIRA (τὰ Βάζιρα), von Curtius VIII. 9. Bezira genant, war eine hochgelegene und stark befestigte Stadt im Paropamisus, dem heutigen Königreiche Kabul, auf der östlichen Seite des Flusses Guräus, jetzt Kama, unstreitig die noch vorhandene Stadt Bischore, die eine Namensähnlichkeit behauptet. Alexander nahm sie vor seinem Übergange über den Indus ein, befestigte sie aufs neue und ließ Besatzung darin zurück †). (*Kanngiesser.*)

BAZNE, BAASSEN, Oberbaaßen, ungrisch Felsö Bajom, walachisches Dorf im Großfürst. Siebenbürgen mediascher Stuhl, hat Schwefelbäder, welche ihrer Heilkräfte wegen stark besucht werden. Das Wasser der beiden Badequellen, welche die Namen Kirchenbad, und Bettlerbad führen, ist kalt, sprudelt stark, und stößt entzündbare Dämpfe aus; außer diesen Heilbädern gibt es in der umliegenden Gegend noch mehre Kochsalzbrunnen. (*Benigni.*)

BAZOCHE-GOUET, Marktfl. im Bez. Nogent le Retrou des franz. Dep. Eure-Loir, der 226 Häus. und mit dem Kirchspiele 2400 Einw. zählt, die gute Etamine verfertigen. Hier wurde Jean l'Enfant († 1728) geboren. (***Hassel.***)

BAZOCHES, 1) B. les Galleras. Marktfl. im Bez. Pithiviers des franz. Dep. Loiret, mit 211 Häus. und

*) Asiatic Researches 1803. Vol. VII.

†) *Arrian.* IV. 27. 28.

1006 Einw., die einen bedeutenden Safranbau treiben.— 2) B. sur Hoësne, Marktfl. an der Hoësne im Bez. Mortagne des franz. Departements Orne, mit 1249 Einwohnern. (*Hassel.*)

Bb als Buchstaben, s. B.

BB. bb. in der Musik, verdoppeltes Erniederungszeichen, s. Versetzungszeichen. (*Weber.*)

B cancellatum (♯), s. die Artikel: B., Chromatische Zeichen, Versetzungszeichen, Kreuz, Erhöhungszeichen. (*Weber.*)

BDELLA, eine Gattung der Milben (Acarina. Encycl. I. Th. S. 246.), die sich durch lange Beine, einen vorstehenden Saugrüssel, lange, an der Spitze mit Borsten besetzte, Fühlerähnliche Taster und vier deutliche Punktaugen auszeichnet, die wenigen hieher gehörigen Arten trift man meistens unter Steinen, oder unter Baumrinden. Die gewöhnlichste Art ist: Bdella longicornis Latr. Fabr. Acarus longicornis Linn. Scirus vulgaris Hermann Mem. apterol. tab. 3. fig. 9. Von scharlachrother Farbe, mit blassen Beinen, kaum eine halbe Linie lang. Der Saugrüssel bildet einen langen, spitzigen Schnabel. Das letzte, verlängerte Tasterglied endigt sich in zwei Borsten. (*Germar.*)

BDELLIUM (Gummi Resina Bdellium), soll nach C. Sprengel aus den Früchten einer an dem persischen Meerbusen wachsenden Palmenart, Lontar. domest. Jussieu, durchs Kochen gewonnen werden, aber das Bdellium siculum aus dem Daucus gummifer, ausschwitzen. Wir erhalten es in kleinen, rundlichen rothbraunen und gelben, durchscheinenden, klebrigen biegsamen, im Bruche glänzenden Stücken von bitterm Geschmack, und, zumal verbrennend, von nicht unangenehmen Myrrhegeruche. Sein spec. Gewicht ist 1371; es erweicht sich zwischen den Zähnen, und im Feuer, fließt und entflamt sich, wie Harz, und enthält nach Pelletier 99 Harz, 9,2 lösliches Gummi, 30,6 Bassorin, 1,2 flücht. Öl und Verlust. Bei der trocknen Destill. liefert es Wasser, worin essigs. Ammonium aufgelöst ist, ein stinkendes röthlichbraunes Öl, und 0,09 schwer einzuäschernde Kohle, welche 0,04 aus kohlens. Kalk, nebst Spuren von Eisenoxyd und Kochsalz bestehende Asche gibt. Nach Jänike soll es 400 Harz, 209 wäßr. Extrakt, und 400 gummigschleimige Substanz enthalten. — Arzneilich gebrauchte man es sonst mehr, wie jetzt, als harn- und schweißtreibendes Mittel, und, gleich der Myrrhe, bei Wunden und Geschwüren, und bei blinden Hämorrhoiden, als Räucherungsmittel.

Bdelliumharz ist durchsichtig, wird durch Reiben elektrisch, mit Wasser gekocht, durch Aufnahme desselben weiß und undurchsichtig nach Pelletier, schmilzt bei 55 — 60° C., und verbrent mit würzigem Geruche. (*Th. Schreger.*)

B-dur, s. Tonart.

BE. Alle mit Be zusammengesetzte Worte, die sich hier nicht finden, wie Beamter, Bedeichen, Bedienen, Beeidigen &c. sind unter ihren Stammwörtern Amt, u. s. w. zu suchen. — Die mit dieser Sylbe anfangenden Benennungen heraldischer Figuren u. s. w., sind alle in dem Art. dieser Figuren zu suchen. (*H.*)

BEACHY HEAD, ein bekantes Vorgebirge und einer der höchsten Punkte der Küste von Sussex in England zwischen Hastings und Shoreham unter 17° 49′ L. und 50° 44′ Br. Bei demselben erfochten 1690 die Franzosen einen Sieg über die vereinigte britisch-holländische Flotte. — Ein Vorgebirge gleiches Namens springt auch auf der Küste der Penguineninsel im südlichen Australozean unter 50° 56′ südlicher Br. und an der östlichen Küste von Südamerika unter 50° 16′ südl. Br. hervor. (*Hassel.*)

BEACON, ein kleines Eiland im Pimlico-Sund nahe an der Küste des nordamerikanischen Stats Nordcarolina. Auch springt ein Kap Beacon unter 54° 53′ Br. und 33° 14′ L. aus der Ostküste der Grafsch. Durham in England hervor. (*Hassel.*)

BEACONSFIELD, Marktfl. in der britischen Shire Buckingham, aus 4 Straßen bestehend, die ein Kreuz bilden. Er ist berühmt wegen seiner gesunden Luft, zählt 1461 Einw. und hält außer dem Wochenmarkte zwei Jahrmärkte, worauf besonders Vieh abgesetzt wird. (*Hassel.*)

BEACUL, Stadt und Fort in der Prov. Malabar in Decan. Sie liegt (L. 12° 23′ Br. 92° 39′) auf einer Anhöhe, die eine Bai an der Küste beherrscht, gehört einem Häuptlinge der Moplays und Mucuas, die die Umgegend bewohnen, unter britischem Schutze, und hat nur 100 Häus., aber das Fort gehört zu den besten dieser Küste. (*Hassel.*)

BEALE, zwei kleine Flüsse in Ireland, wovon einer Limerick bewässert und unweit Askeaton in den Shannon geht, der andre aber in der Nähe von Twyford Bridge dem Medway zuströmt. (*Hassel.*)

BEAMINSTER (Beminster), eine gut gebaute Stadt in der britischen Shire Dorset, auf den Gränzen von Somersett. Ihr Kirchthurm hält 100 Fuß Höhe. Die Einwohner, 2290 an der Zahl, unterhalten eine bedeutende Segeltuchweberei, die nahe an 2000 Arbeiter beschäftigt, und liefern gute Eisen- und Kupferwaren. (*Hassel.*)

BEAMSTER, ein reizender Polder im Distr. Hoorn der niederländischen Provinz Nordholland. Er faßt 7794 Morgen, die allenthalben durch schnurgerade Alleen und Kanäle durchschnitten sind, und taugt blos zu Wiesen; daher hier eine starke Viehzucht getrieben, und viele Käse gemacht werden. Seine 2308 Bewohner leben in einzeln stehenden Häusern. (*Hassel.*)

Beane, s. Lea.

BEANTIA Commers., der Name einer Pflanzen-Gattung, der aber nicht angenommen ist, weil Loureiro dieselbe Gattung Thilachium, besser Thylacium, genant hat. Sie wurde sonst zu Capparis gezogen, von der sie sich aber durch Mangel an Corollen und durch den haubenförmigen Kelch unterscheidet, der, wie bei Calyptranthes und Marcgravia, von oben die Geschlechtstheile bedeckt und in die Quere reißt. Capparis panduriformis *L.* gehört dahin. Unter Thylacium muß umständlicher davon die Rede seyn. (*Sprengel.*)

BEANUS, ist die Benennung eines jüngst gewordenen Studenten, eines Neulings in der Studentenwelt, darauf auch eines einfältigen dabei aber vorlauten und

dummdreisten Menschen überhaupt, im Latein des Mittelalters. In Frankreich und zwar auf der Universität zu Paris scheint dieses Wort zuerst aufgekommen und darauf nach Teutschland verpflanzt worden zu seyn, wie denn überhaupt manche auch in der teutschen Studentenwelt gebräuchliche Worte französischen Ursprungs sind *). In den Statuten der Wiener Universität wird namentlich das Wort Beanus angeführt **), und die Leser der Epistolarum obscurorum virorum werden sich erinnern, daß auch in diesen Briefen das Wort zu verschiedenen Malen vorkomt. Du Fresne in seinem Glossario med. et infim. Latinit. v. Beanus leitet es von Bejaune, Bejane (Picardisch) für Bec-jaune (ganz unser Gelbschnabel) her; J. L. Frisch, in dem Teutsch-Lateinischen Wörterbuche unter d. W. Bachant, läßt es aus dem Zeitworte béer, gähnen, das Maul aufsperren ***) gebildet werden; dann wäre es unser Maulaffe †). Doch auch béer mag mit dem Hauptworte bec gleiches Ursprungs seyn, und nimt man die Herleitung des Du Fresne an, so würde es sich noch leichter erklären, wie das teutsche Wort Bachant, od. Bechant für den Begrif gebildet werden konte (Vgl. Bachanten). Lambecius hat auf das Wort Beanus folgendes Akrostichon gemacht: Beanus est Animal Nesciens Vitam Studiosorum, welches schon Du Fresne und Frisch anführen. (*Mohnike.*)

BEAR, ein Eiland in der Bantrybai auf der südw. Küste von Ireland unter 7° 49′ L. und 51° 35′ Br. Es ist 1⅓ Meilen lang, 1/10 breit, und mit Batterien bedeckt, um die Bai zu vertheidigen, sonst aber blos von Fischern bewohnt. — Ein gleichn. geringes Eiland liegt im atlantischen Ocean unweit der Küste des nordamerikanischen Stats Maine unter 291° 40′ L. und 44° 6′ Br. — Den Namen Bear führen auch folgende Flüsse oder Creeks in Nordamerika: 1) ein Fluß in Georgia, welcher dem Tennessee zuströmt; 2) ein Fluß in Kentucky, welcher sich mit dem grünen Flusse vereinigt; 3) ein Fluß in Nordcarolina, der in den Ocean geht; 4) ein Fluß in Maryland, welcher dem Chesapeak sein Wasser zollt, und 5) ein Fluß in Kentucky, welcher zum Unterschiede des andern Bear Groß Bear heißt, und den Ohio vergrößert. — Die Bearbai breitet sich auf der Südküste von Newfoundland, 14 Meilen von Kap Ray aus. — Bear Haven ist der bekante britische Hafen in der Bantrybai an der südw. Küste der irischen Shire Cork, der von hohen Felsen eingeschlossen einer ganzen Flotte Sicherheit gewährt. — Bear Lake heißen 3 Seen im britischen Nordamerika, die sich durch die Beinamen der große, der schwarze und der weiße unterscheiden; der große Bear liegt im hohen Norden, ist gegen 50 Faden tief und hat einen Ausfluß, der zum Mackenzieflusse führt; der schwarze Bear liegt unter 53° 30′ Br., der weiße unter 48° 15′ Br. und letztrer strömt sein Wasser in den Missisippi aus. — Der Bear Sund liegt auf der Westküste von Westgrönland. (*Hassel.*)

BEARN, Benearnia, kleine Landschaft des alten Frankreichs, die heute die östliche Hälfte des Departements der untern Pyrenäen, die Bezirke von Pau, Oleron und Orthez bildet, und in ihrem Namen das Andenken der alten, von dem einzigen Plinius genanten Venarni, und ihrer im J. 845 zerstörten Hauptstadt Benearnum bewahret. Sie enthält auf 165 □Lieues eine Bevölkerung von mehr denn 250,000 Selen (198,000 nach der Zählung vom J. 1695), und gehört, wie solches ihre Lage an und in den Pyrenäen bedingt, zu den anmuthigsten Gauen des schönen Frankreichs. Das Klima der Niederungen ist gemäßigt, in den höhern Regionen kühl, überall aber gesund, der Boden trocken, obgleich von unzähligen Bächen und Strömen, wie der Gave [1]) von Aspe, von Ossau, von Oleron, von Pau, wie der Ourson, der Gabas, die Arsie, bewässert, nicht sonderlich fruchtbar, aber mit Fleis und Einsicht benutzt. Die eigentliche Brodfrucht ist der Mais, Roggen wird weniger, Weizen, der von seltener Güte, am wenigsten erbauet. Die Hügel sind mit Weinbergen bedeckt, die um Gan, Jurançon, Saintpaux, Gelos, Noutignon, Viebilh, vortrefliche Weine liefern [2]); auch Flachs, Tabak und Obst sind gesuchte Artikel, wiewol erster, meist im Lande selbst, zu dem schönen Linnen von Béarn, verwendet wird. In den sehr bedeutenden Waldungen ist die Tanne die vorherrschende Holzart. Den treflichen Weiden verdankt das Land eine nicht unbedeutende Viehzucht; Bayonne und Pampelona beziehen von hier aus ihr Schlachtvieh. Die Pferde sind klein, aber schnell, muthig, und wenn ihre Jugend geschont worden, unverwüstlich. Die Pyrenäen sollen bedeutende Schätze aus dem Mineralreiche, in Blei, Kupfer u. s. w. enthalten; bearbeitet wird nur die einzige Grube von Loubié, in dem Thale von Ossau. Drei Hüttenwerke, die nach Katalonischer Art arbeiten, und jährlich 5 — 6000 Cntr. geschmiedetes Eisen produciren, beziehen von dort ihre Erze. Mineralquellen finden sich bei Aigueseaudes, Escot, Ogeu; von den Salzquellen wird nur die zu Aineille, das Eigenthum einer Gesellschaft von 29 Pfännern, benutzt.

Das schöne, kräftige Volk ist fröhlich, arbeitsam, nüchtern, gewandt, schlau, kriegerisch, reich an Eigenthümlichkeiten und poetischen Erinnerungen an eine schönere

*) M. s. Frisch und vergl. was in Göthe's über Kunst und Alterth. B. 2. H. 3. S. 192. von der aus dem französischen Verjus gebildeten Verrufs-Erklärung in der teutschen Studentensprache gesagt wird. **) Item quod nullus praesumat, supervenientes novos, quos *Beanos* vocant, indebitis quibuscunque exactionibus gravare aut aliis injuriis aut contumeliis molestare, citirt von Du Fresne und Frisch. ***) M. v. über dieses Wort *Menage* Diction. etymol. de la Langue Françoise p. 89. †) Muulap Plattd. einer, der das Maul aufhält, aufsperrt, gleich als sollte ihm etwas hinein fliegen. Die hochteutsche Form Maulaffe läßt die richtige Herleitung des Wortes von auf, offen, Plattd. up apen, nicht verkennen. M. v. Adelung unter Maulaffe. Die Franzosen haben die sprüchwörtliche Redensart: Béer aux corneilles. Cf. *Menage* l. c.

1) Gave, aqua, Wasser. Die Wurzel der baskischen, lateinischen, teutschen, und so vieler andern Benennungen ist das Germanische A. 2) Auch Pontac erzeugt ein vorzügliches Gewächs, aber freilich sind die Fluthen von Pontac, die im vorigen Jahrhundert das mittlere und nördliche Teutschland überschwemten, nicht in Bearn gewachsen, so wenig, als der Malvasier, an dem sich das 16. und 17. Jahrhundert labte, zu Napoli di Malvasia gewachsen war.

Vergangenheit. Die Landessprache ist die Baskische, doch wird die Französische, früher nur das Eigenthum der Gebildeten, seit der Revolution allgemeiner. Vor 1789 war Bearn nicht durch die Sprache allein, auch durch seine bürgerliche und politische Einrichtungen, von dem übrigen Frankreich geschieden. Es war eine der wenigen Provinzen, in welchen die Landstände sich hatten behaupten können; sie bildeten zwei Kammern, Adel und Geistlichkeit, und die Gemeinen. Von der Geistlichkeit erschienen allein die Bischöfe von Lescar, als Präsident, und Oleron, dann die Äbte von Sauvelade, la Reole und Luc; für den Adel die zwölf alten und die vier neuern Barone, dann alle Kirchspiels- oder Zehentherren; überhaupt waren der adeligen Stimmrechte 540. Den Bürgerstand vertraten die Vorsteher von 42 königlichen Städten oder Gemeinden. Jährlich wurden diese Stände durch ein königliches, an den Gouverneur gerichtetes Kommissorium einberufen. Das erste Geschäft der Versamlung war, einen Baron an den königlichen Kommissarius, den Gouverneur abzuordnen, um ihn nach alter Sitte zu begrüßen. Hierauf wurden zehn Kommissarien ernant, die drei Tage lang, und nicht länger, die eingehenden Bittschriften zu empfangen und zu prüfen hatten; sodann wurden diese Bittschriften, der Reihe nach, den Ständen vorgelegt und discutirt. War dieses geschehen, so wurden zwölf Edelleute und zwölf Glieder der zweiten Kammer erwählet, um, als ein ständischer Ausschuß (l'abrégé des états), unter dem Vorsitze des Bischofs von Lescar, die Angelegenheiten, die in der Zwischenzeit, bis zum nächsten Landtage vorfallen könten, abzumachen. Dann erst wurde das Donativ für den König und den Gouverneur, samt den übrigen Lasten der Provinz, zusammen, in gewöhnlichen Jahren 1,000,000 Livres (im J. 1803 als in Frankreich noch keine indirekte Steuer eingeführt war, bezahlten die Bezirke von Pau, Oleron nnd Orthes der Regirung 1,065,793 Franken) bewilligt, und sogleich durch fünf Glieder der ersten, neun der zweiten Kammer repartirt. Alle zwei Jahre mußte der Schatzmeister dem Landtage die Rechnungen über Einnahme und Ausgabe vorlegen. In Ansehung der Berathschlagungen war es hergebracht, daß wenn die Gemeinen nicht mit der ersten Kammer übereinstimten, der Antrag ihnen zum zweiten, und dritten Male vorgelegt werden mußte; blieben sie bei ihrer ersten Meinung, so war die Sache für immer aufgegeben.

Die oberste Justizbehörde war, in frühern Zeiten, die Cour Majour, von den beiden Bischöfen und den zwölf alten Baronen, ursprünglich Jurats[3]) genant, gebildet, und von dem Landesherrn[4]) präsidirt; an ihre Stelle trat, um 1527, ein souverainer Rath. Ludwig XIII., nachdem er im J. 1620 Bearn und Navarra förmlich der Krone Frankreich einverleibt, vereinigte diesen souveränen Rath und die Kanzlei von Navarra unter der Benennung des Parlaments von Navarra, welches bis zur Auflösung aller Parlamente, seinen Sitz in Pau nahm, und außer Bearn und Navarra, auch das Ländchen Soule regirte. Es bestand, seit der letzten Reduction, aus dem ersten Präsidenten, fünf Präsidenten à mortier, 30 Räthen, zwei Generaladvokaten und einem Generalprokurator. Neben dem römischen Rechte waren die sogenanten fors und coutumes von Bearn verbindlich; sie wurden, als ein statutarisches Recht, zuerst von der Vicomtesse Margaretha, um 1306, in eine Samlung gebracht, und im J. 1551 revidirt, geordnet und verbessert. In kirchlicher Hinsicht bildete das Ländchen zwei Diöcesen, unter den Bischof von Lescar gehörten 178, unter den von Oleron 209 Kirchspiele; die Reformation hatte hier tief gewurzelt, erst unter Ludwig XIII. wurde die Ausübung des katholischen Gottesdienstes wieder hergestellt. Bis zur Aufhebung des Ediktes von Nantes blieb die Zahl der Reformirten immer bedeutend, sie hat sich seitdem ungemein vermindert, obgleich keine Auswanderungen Statt fanden, weil der Gebirgsbewohner seine Berge kaum verlassen kann. Der General-Gouverneur (Jahrhunderte hindurch der jedesmalige Herzog von Grammont), die oberste Militärbehörde für Navarra und Bearn, kostete mit seinen Kommandanten u. s. w. den beiden Provinzen jährlich 141,340 Liv.; Bearn hatte außerdem ein eigenes Infanterieregiment zu unterhalten.

Centullus, aus dem Stamme der Herzoge von Gasconien, ein Zeitgenosse Ludwigs des Frommen, scheint zuerst einen bedeutenden Theil der Besitzungen vereinigt zu haben, aus welchen in spätern Zeiten, als die Karolinger nur mehr dem Namen nach Könige waren, die Vicomté Bearn erwuchs. Mit seinem Urenkel Centullus I., dem beständigen Helfer des Königs von Navarra, Sanches Abarca, der zum Lohne, ihm das Thal von Thene und die den Mauren entrißne Stadt Jacca verlieh, begint die Reihenfolge der eigentlichen Regenten des Landes. Centullus III. befreite sich von der Lehensherrlichkeit der Navarreser. Gaston III., einer der Helden des ersten Kreuzzuges, kehrte nur aus dem Morgenlande zurück, um die Ungläubigen des Abendlandes zu bekämpfen. Eine Reihe von Großthaten erwarb ihm den eigenthümlichen Besitz von Saragossa, dessen berühmte Kirche, Nuestra Señora del Pilar, ihn als einen ihrer ausgezeichnetesten Wohlthäter verehret. Namentlich stiftete er für ihren Dienst die noch heut zu Tage bestehenden Chorherren, worunter immer vier Bearner seyn sollten, und welchen er die Verbindlichkeit auferlegte, alle Bearner, die in dem Umkreise von 5 Stunden um Saragossa mit Tode abgehen würden, auf ihrem Kirchhofe zu beerdigen. Gaston, der gefürchtete und gefeierte Held, fiel bald nach der Einnahme von Molina, in einem unbedeutenden Gefechte (1130); er wurde zu N. S. del Pilar, wo man noch seine Spornen und sein Hüfthorn aufbewahret, beigesetzt. Mit seinem Sohne Centull V., der ebenfalls im Kampfe mit den Ungläubigen, vor Fraga umkam (1134), erlosch der Mannsstamm der alten Vicomtes von Bearn; Guiscarde, Gastons III. Tochter, und des Vicomte von Gavardan Gemalin, folgte dem Bruder in seinen Besitzungen. Ihr Sohn, Peter, den sie jedoch überlebte, wurde genöthigt, Saragossa gegen Huesca und Bespen zu vertauschen, und auch ihr Enkel,

3) Diese Benennung liefert den Beweis, daß in diesem Theile der Pyrenäen der Adel nicht, wie in den Flachländern, von dem Schwerte ausging. 4) Sogar mußte der neue Landesherr vormals beschwören, daß er in diesem Gerichtshofe präsidiren, und seinen Beschlüssen beipflichten wolle.

Gaston IV., Vicomte von Gavardan und Bearn, starb in der Blüthe seiner Jahre, nachdem er Huesca an den König von Aragonien abgetreten, und dafür Fraga empfangen hatte. Seine Schwester und Erbin, Maria, Wilhelms von Moncada, des ersten Barons von Catalonien Gemalin, ließ sich verleiten, zu Jacca, im Jahr **1170**, ihre sämtlichen Besitzungen von König Alphons II. von Aragonien zu Lehen zu empfangen. Die Bearner, erzürnt über diese Kränkung ihrer Ehre und Freiheiten, griffen zu den Waffen, Marie und ihr Eheherr mußten fliehen, und die empörten Unterhanen ergeben sich an einen berühmten Rittersmann aus Bigorre. Weil der neue Fürst sich jedoch an dem Herkommen versündigt, wurde er bereits im zweiten Jahre seiner unrechtmäßigen Herrschaft ermordet; das nämliche Schicksal traf, zwey Jahre später, seinen Nachfolger, einen irrenden Ritter aus Auvergne.

Die Bearner, nachdem sie in den Fremden so wenig Glück gefunden, erinnerten sich der angestamten Herrscher; Gesandte wurden nach Catalonien abgeordnet, um ihnen einen der Söhne der Prinzessin Maria zum Regenten zu erbitten. Marie war von Zwillingen entbunden worden, einen davon sollten die Gesandten sich erwählen. Sie fanden die Kinder schlafend, das eine mit offener, das andere mit geschlossener Hand, die offne Hand erschien ihnen als ein Glückszeichen, und Gaston V. von Moncada wurde von ihnen zum Vicomte von Bearn erwählet. Gaston V., der von seinen dankbaren Unterthanen den Beinamen, der Gute empfing, regirte mit Weisheit und Milde; seine letzten Tage wurden durch den Religionskrieg in Languedoc getrübt. Da er kinderlos starb (1215), so sollte sein Zwillingsbruder, Wilhelm Raimund, ihm in der Regirung folgen. Die Bearner, die das Wahlrecht erworben zu haben vermeinten, weigerten sich jedoch, diesen anzuerkennen, zumal Wilhelm behauptete, daß er ihr Fürst sey, durch die Geburt, und weder ihrer Wahl noch Anerkennung bedürfe. Fünf Jahre lang wurde gestritten, bis beide Theile ermüdeten; da endlich wurde Wilhelm Raimund bedingnißweise von den Ständen anerkant. Die Magna Charta, die er ihnen verlieh (1220), und wodurch, unter andern, die Cour Majour angeordnet wurde, blieb bis zum J. 1789 die Grundlage der Landesverfassung; zugleich mußte Wilhelm Raimund die Fors von Morlaas, aus denen späterhin die von Bearn erwuchsen, bestätigen, und mit den Thälern von Ossau, Aspe und Baretous, besondere Kapitulationen abschließen. Er starb 1223, sein Sohn und Nachfolger Wilhelm, der hauptsächlich durch Fehden ohne Ende und ohne Anfang bekant geworden, fiel, 6 Jahre später, in der Eroberung von Majorca. Garsende, Wilhelms Witwe, führte mit männlichem Geiste, die Vormundschaft über ihren minderjährigen Sohn Gaston VI.; sie erwarb für ihn bedeutende Güter auf Majorca, als diese Insel unter die Eroberer vertheilt wurde [5]). Gaston VI. Wilhelm, regirte überhaupt 60 Jahre, unter beständigen Unruhen und Fehden, aus denen er sich jederzeit mit Ehre, oft mit Vortheil herauswand. Er starb den 29. April 1290 mit Hinterlassung von vier Töchtern: Margaretha, die zweite, erbte in Gemäßheit des väterlichen, von den Ständen bestätigten Testaments, die Vicomté Bearn. Sie war mit Roger VII. Bernhard Grafen von Foix, verheirathet; die weitere Folge der Regenten, s. demnach unter Foix. — Übrigens war Bearn, nachdem die Lehensrechte von Navarra und Aragonien sich verloren hatten, ein souveränes Land, über welches den Königen von Frankreich höchstens nur die Suzeraineté zustand, Centull IV. (+ 1088) hatte bereits Goldmünzen prägen lassen, ein Hoheitsrecht, dessen sich damals die größten Vasallen von Frankreich nicht anmaßen durften. — Heinrich IV. von Frankreich, der Bearner spottweise von seinen Feinden, vorzugsweise von der Nachwelt genant, und Karl Johann von Schweden sind beide in Pau, der Hauptstadt von Bearn geboren.

Das Wapen der Provinz sind zwei schwarze Kühe im goldnen Felde. (*v. Stramberg.*)

BEAT (Saint), eine Stadt am Zusammenflusse der Pigue und Garonne, im Bez. St. Gaudens des franz. Dep. Obergaronne. Sie ist alt, schlecht gebaut und zählt 200 Häuser, aus dem Marmor der in der Nähe befindlichen Brüche aufgeführt, und 1265 Einwohner. (*Hassel.*)

BEAT (St.). St. Beda, welcher 600 Jahre später lebte, spricht zuerst von ihm. Er soll, aus Britannien gebürtig, entweder von Petrus oder Barnabas getauft, sich dem Lehramte gewidmet haben, ein Apostel der Helvetier gewesen, und zum ersten Bischofe daselbst ernant worden seyn. Die abweichenden Legenden setzen ihn bald nach Vindonissa, bald nach Aventicum, bald nach Augst. Zuletzt soll er sich mit seinem Begleiter Achates (fidus Achates?) in die sogenante Beatenhöhle am Thuner-See begeben, einen ungeheuern Drachen durch sein Gebet ausgetrieben haben, und entweder n. Chr. 99 oder 112 nach einer asketischen Lebensweise im 90. Jahre seines Alters gestorben seyn. Er wird als Heiliger verehrt, und sein Fest im Costnizer Bisthum am 9. Mai gefeiert. — Nach der Glaubensverbesserung wurde ein Todtenkopf, welcher als das Haupt des Heiligen war gezeigt worden, 1528 zu Interlaken begraben, und späterhin auch die Höhle, erneuerter Wundergeschichten wegen, mit Steinen ausgefüllt und zugemauert; dennoch sollen 1558 seine Reliquien nach Luzern gebracht worden seyn, wo sie in der Hofkirche gezeigt wurden. — Hottinger's helvet. Kirchengesch. I. 82 — 89. III. 413. und Supplem. 164. acta sancta 9. Mai, Tillemont's hist. eccl. IV. 497. 735. sprechen von einem anderen St. Beat, dessen Gedächtniß zu Vendome gefeiert wird. (*Meyer von Knonau.*)

BEATEBERG, ein guter Mineralbrunnen im Kirchspiel Odenswi, in der schwedischen Provinz Småland, mit schönem Brunnenhause (Tuneld). (*v. Schubert.*)

5) Ein merkwürdiges Beispiel von Feudalität, oder von übertriebener Anhänglichkeit an das Repräsentationsrecht dürfen wir nicht übergehen. Wilhelm hatte hauptsächlich den Fall von Majorca herbeigeführt, und war, in billiger Anerkentniß hievon, zu einem der Richter erwählt worden, welche die Beute und die Ländereien der Mauren unter die Sieger vertheilen sollten. Die dem Vater zugedachte Ehre, ging nach dessen Tode, auf den Sohn über, und da Gaston VI. noch ein Knabe war, so wurden ihm zwei Kuratoren beigegeben, welche statt seiner, die Theilung bewerkstelligten.

BEATEN, Frömlerinnen, die die Andachtsübungen und Regeln des Klosterlebens beobachten, meist auch Nonnenkleidung tragen, ohne Ordensgelübde abgelegt zu haben. Sie halten sich zu irgend einem geistlichen Orden oder überlassen sich der Leitung eines Ordensgeistlichen, leben aber bei ihren Verwandten oder in freiwilliger Gemeinschaft mit einander, sind auch an diese Lebensart nicht gebunden, und können dieselbe aufgeben, sobald sie wollen. In Spanien, wo die weiblichen Zweige der Trinitarier und Hieronymiten aus Vereinigungen solcher halben, weltlichen Nonnen entstanden sind, führen sie diesen Namen; in Frankreich heißen sie Devotes, die Kirchensprache nent sie Oblatae (s. d. Art. Oblaten). Man darf sie nicht mit den Tertiarierinnen, oder Schwestern von den dritten Orden verwechseln, obgleich sie oft viel strenger leben, als die Tertiarierinnen von blos weltlichen dritten Orden, die zum Theil Ehefrauen sind. Das Anwerben solcher andächtigen Frauenzimmer gehörte unter die wirksamsten Mittel, durch welche die geistlichen Orden sich zu vermehren und Vermächtnisse zu verschaffen wußten. Vorzügliche Geschicklichkeit in Eroberungen dieser Art besaßen die Jesuiten, auch verstehen sich die Herrnhuter sehr gut darauf. Die Satyre pflegt Betschwestern überhaupt Beaten zu nennen. (*G. E. Petri.*)

BEATENINSELN, kleine unbewohnte Inseln an den Küsten der westindischen Insel St. Domingo, die zu den spanischen Besitzungen gerechnet werden. (*Stein.*)

Beatification, s. Heilig- und Seligsprechung.

Beatification, Elektr. **Bosische**, s. **Bose.**

Beaton, s. **Beton.**

BEATTIE, James, geb. den 5. Novbr. 1735 zu Laurencekirk in Schottland, wo sein Vater Pachter war. Seine frühen dichterischen Versuche und die Fortschritte, welche er in der Schule machte, bestimten seinen ältern Bruder nach dem Tode des Vaters ihn in Aberdeen studiren zu lassen. Er erhielt bald nach seinem Universitätsleben eine Schullehrerstelle zu Fordoun, dann zu Aberdeen, und nachher durch die Bemühungen seiner Freunde den Lehrstuhl der Moralphilosophie 1746 zu Edinburg, wo Hume sein Mitbewerber war, und dann 1760 dieselbe Lehrstelle zu Aberdeen. Die Moral war für ihn ein neues Feld, worin er sich durch fleißiges Nachdenken und den Gebrauch der hinterlassenen Papiere seines Vorgängers nach und nach festsetzte. Denn vorher hatte er sich mit den Klassikern und der Dichtkunst fast ausschließlich beschäftiget. Eine Samlung von seinen Gedichten, worunter noch eine metrische Übersetzung der Hirtengedichte Virgils war, erschien 1761 zu London, und erhielt Beifall, ungeachtet sich dieselbe mehr durch correcten Geschmack als durch Geist und Leben auszeichnete. Er selbst war mit denselben sehr unzufrieden, und gab nur noch 1771 ein Gedicht the Minstrel or the Progress of Genius heraus, welches großes Glück machte. Fast ausschließlich beschäftigte er sich mit Gegenständen der Philosophie, vorzüglich der Moral, Ästhetik und Psychologie. So erschien seit 1763 sein Versuch über die Poesie und Musik, über das Lachen, über das Gedächtniß und über die Einbildungskraft, die Träume, eine Theorie der Sprache. In allen diesen Werken kamen gute Beobachtungen und freie Bemerkungen vor, die für die Psychologie und Kritik des Geschmacks nicht ohne Werth sind, aber nicht tief eindringen. Sein Essay on the nature and immutability of truth. Edinburgh 1770 8., teutsch, Kopenhagen 1772 8. (durch v. Gerstenberg) setzte dem Skepticismus Hume's einen Instinkt der Wahrheit, angeborne untrügliche und unveränderliche Wahrheiten, welche ohne Beweis unmittelbar durch jenen Instinkt oder den Wahrheitssinn (common sense) dictiret wurden, entgegen. Ungeachtet dadurch Hume nicht widerlegt war und auch hier der tief forschende Geist mangelte, erhielt er doch durch die Stürme seiner lebhaften Bestreitung und die das Herz ansprechenden Deklamationen für die Religionswahrheiten, auch durch seine Belesenheit in Beibringung übereinstimmender Behauptungen und Ansichten, mehr Beifall, als die Bestreitung des ruhigern und scharfsinnigern Reid*). Sein letztes Werk ist Elements of the science of Moral. Vol. I. Edinburgh 1790, Vol. II. 1793, teutsch (von Moritz), Berlin 1790. Mehre von seinen Abhandlungen sind in seinen Werken, Leipzig 1779. 8. 2 Bde. gesammelt (vom Hofrath Meinhards)**). Der Verlust seiner beiden Söhne 1790 und 1796, wovon der älteste, Johann, sein Stellvertreter schon war, griff sein Gemüth so sehr an, daß er sich von der Welt und selbst seinen Freunden in sein Zimmer zurückzog, und vor Gram den 8. August 1803 starb. Sein Leben hat Alexander Bower, London 1804, beschrieben. (*Tennemann.*)

Beatus Rhenanus, s. **Rhenanus.**

BEAU (Charles le), ein gelehrter Geschichtforscher, zu Paris den 15. Oktober 1701 geboren, und in den Collegien St. Barbe und du Plessis daselbst gebildet. In dem letztern erhielt er in seinem 26sten Jahre eine Lehrerstelle, und im 36sten wurde ihm der rhetorische Lehrstuhl am Collegium des Grassins übertragen. Er liebte seine Zöglinge, hielt Achtung und Verachtung, die er nach Verdienst zeigte, für die wirksamsten Triebfedern bei der Erziehung des Jünglings, der seinen Lehrer liebt und schätzt, und stiftete so viel Gutes. Die Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften nahm ihn 1748 unter ihre Mitglieder auf, und die Geschäfte eines beständigen Secretärs der Akademie, die er seit dem folgenden Jahre versah, wurden ihm 1755 förmlich übertragen. Im J. 1752 erhielt er den Lehrstuhl der Beredsamkeit am College de France. Er starb am 13ten März 1778. „Er war, nach Björnståhls [1]) Zeugniß, ein sehr gelehrter Mann, und besaß in Geschichte, alten

---

*) Mit vieler Heftigkeit schrieb der bekante Dr. Priestley 1775 eine Untersuchung darüber, worin er sowol Beattie als Reid und Oswald ohne alle Schonung behandelte. **) Mehre Gedichte von ihm erschienen 1780 unter dem Titel: Poëms on several occasions. Auch ist das Gedicht the Minstrel mit einigen andern Gedichten zu London 1784 gr. 8. herausgekommen. Im J. 1783 erschienen seine Dissertations moral and critical in 4., welche zu Göttingen von L. Grosse übersetzt wurden. Aus diesen gab er hernach 1788 in 8. seine Theorie der Sprache einzeln und verbessert heraus. Seine letzte Arbeit war eine neue Ausgabe seiner Gedichte in 2 Octavbänden 1799, die er mit einigen Arbeiten seines Sohnes und mit einer Nachricht von dessen Leben und Charakter begleitete. Man findet von ihm auch einige Nachrichten in den Public Characters of 1801 — 1802 Pag. 449. und im Gentleman's Magazine vom J. 1803, Septbr., S. 885. (*Eschenburg.*)

1) In seinen Reisen. Rostock 1777. 1 Th. S. 10 — 12.

Sprachen, Philosophie, Chemie und Physik viele Kentnisse; dabei war sein Geschmack sehr gebildet, und seine Vorlesungen im College royal über den Cicero wurden von Officieren, Rittern, Professoren, Advokaten und Abbéen, nebst Ausländern aus allen Nationen, besucht". Ohne von dem Lobe, das seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit allzu freigebig dargebracht wurde, sich bethören zu lassen, sagte er öfters: „Ich weiß genug, um mit demuthsvoller Beschämung dessen eingedenk zu bleiben, was ich nicht weiß." Sein schriftstellerisches Verdienst beruht vornehmlich auf seiner **Histoire du bas-empire en commençant par Constantin le Grand. Paris 1757 — 1811. Vol. XXVII.** (das letzte Vol. in 2 Theilen) 12. Von Seite 391. des 22sten Bandes fortgesetzt von H. P. Ameilhon, wozu noch gehört eine von Caille herausgegebene Table alphabétique. 1817. 2 Vol. 12. Eine teutsche Übersetzung (der 12 ersten Bände von J. A. Hiller und der folgenden von G. W. Panzer) Leipzig 1765 — 1783 22. Bd. reicht blos bis zum 22. Bande des Originals. Auch ins Italische (von dem Abbé Fassadani), in's Englische und Spanische wurde das Werk zu übersetzen angefangen, und ein brauchbarer, nicht ohne eigenthümliches Verdienst verfertigter Auszug aus demselben, erschien unter dem Titel: **Histoire du bas-empire depuis Constantin jusqu'à la prise de Constantinople, par Jac. Corentin Royou. Par. 1804; nouv. ed. ib. 1814. Vol. IV. 8.** Le Beau's Arbeit schließt sich eigentlich an Rollin's und Crevier's Werke, über die römische Geschichte, an, und ist als eine Fortsetzung derselben zu betrachten. Er ist unter den dreien der zierlichste und beredteste; vollständig und zuverlässig in seinen Erzählungen, die er durch genau angeführte Schriftsteller unterstützt; richtig in den meisten Urtheilen und Reflexionen, glücklich in die Wahl und Verbindung der Begebenheiten, auch im Zeichnen der Karaktere oft sehr treffend. Aber die Begierde zu schimmern, entfernte ihn oft gänzlich von der historischen Schreibart, von kirchlicher Parteilichkeit ist er auch nicht ganz frei, und eine eigentlich geistreiche Verarbeitung der allzu vielen kleinlichen Materialien ging über seine Kräfte. Gibbon steht in diesen Beziehungen weit über ihm [2]). — Seine Lobreden auf Falconet, L. Racine, Lebeuf, Passionei, d'Argenson, Caylus u. a., an der Zahl 34, wurden theils einzeln in 4. gedruckt, theils findet man sie in den Mém. de l'acad. des inscr. et belles-lettres. Eben daselbst sind von ihm auch viele antiquarische Abhandlungen (z. B. sechs sur les médailles restituées und 26 sur la légion romaine) abgedruckt [3]). Seine carmina et orationes 1782 Vol. III. 8. Ed. II. sehr vermehrt unter dem Titel: Opera latina 1816 Vol. II. 8. enthalten manches Lesenswerthe in einem reinen und fliessenden lateinischen Styl, der übrigens das größte Verdienst seiner lateinischen Poesie ist, unter denen die Fabeln am geringhaltigsten sind [4]). Mit J. B. de Mascrier, Adam, Desfontaines, le Duc und Prevost, übersetzte er die Hist. univ. de Jac. A. de Thou ins Französische, Londres (Paris) 1734 sq. Vol. XVI. 4. [5]). Sein jüngerer Bruder Jean Louis le Beau, geb. zu Paris den 8. März 1721 und gest. das. den 12. März 1766, war Professor der Rhetorik am Collegium des Grassins und Mitglied der Akademie der Inschriften, in deren Memoiren sich viele, das griechische Alterthum erläuternde Abhandlungen von ihm befinden [6]). Er besorgte auch eine Ausgabe des Homer, griechisch und lateinisch, 1746 in 2 Bden., und von Cicero's Reden, 1750 in 3 Bden. mit Anmerkungen [7]). *(Baur.)*

Beaubassin, s. Magalhaens-Strasse.

BEAUBOIS (Pierre Hyacinthe Morice de), französischer Ordensgeistlicher, Geschichtforscher und Geschichtschreiber, sowol in bürgerlich- als kirchen-historischer Hinsicht, geb. im Oktobr. 1693 zu Quimperlé in Bretagne und gest. im Oktobr. 1750 in dem Convente der Blancs-manteaux zu Paris †). Er gehörte seiner Ordensregel nach zu der Congregation des heiligen Maurus, Benedittiner-Ordens. Seine für die französische, wie auch engländische Civil- und Kirchengeschichte sehr wichtigen Forschungen und Samlungen beziehen sich vorzüglich auf die Provinz Bretagne und sind in zweien von ihm herausgegebenen Werken enthalten, von denen das eine nach seinem Tode von einem andern Genossen seines Ordens fortgesetzt worden ist ††). M. s. über ihn Tassin's Gelehrtengesch. der Congregation von St. Maur. Eine von Beaubois ausgearbeitete genealogische Geschichte des Hauses Rohan ist, so viel man weiß, noch ungedruckt, vielleicht gar nicht mehr vorhanden †††). *(Mohnike.)*

BEAUBOURG (Pierre Trochon, sieur de), ein französischer Schauspieler, berühmt als Nachfolger des großen Baron. Als dieser 1691 die Bühne verlassen hat-

2) Vgl. die Urtheile über dieses Werk in den Gött. gel. Anz. (von Haller), in der allgem. teutschen Bibl. und in Meusel's litter. Annalen der Geschichtskunde, welche der Letztere in seiner Bibl. hist. Vol. V. P. I. 175. anführt. 3) Vollständig verzeichnet die Tit. ders. Saxe in seinem Onomast. lit. Vol. VII. 123. 4) Vgl. damit die Parallèle curieux des fables en vers latins de Mr. *le Beau* avec *la Fontaine*, et tous les poetes latins, qui ont traité les mêmes fables; 4e et dernier Vol. des Oeuv. lat. de Mr. *le Beau*. 1784. 8. 5) Eloge par du Puy, in Hist. de l'Acad. des Inscript. Vol. XLII. p. 190. Biogr. univ. Vol. XXIII. s. v. *Lebeau* (von Beuchot) und Nouv. Dict. hist. s. v. *Beau*. Wachler's Gesch. d. histor. Forsch. 2 B. 2 Abth. 510. Ersch's gel. Frankr. s. v. Beau. 6) Verz. von Saxe in seinem Onomast. lit. Vol. VII. 100. 7) Eloge par l'Abbé Garnier in Hist. de l'Acad. des Inscr. Vol. XXXIV. p. 235. Biogr. univ. und Nouv. Dict. hist. l. c.

†) Sogenant von den Serviten, welche weiße Mäntel trugen, und denen das Kloster zuerst gehörte. Im J. 1618 kam es, doch nicht unmittelbar aus den Händen der Serviten, in die der Benedictiner von Clugny. M. s. Tassin B. 1. S. 7. ††) Die erste dieser Schriften ist: Mémoires pour servir de preuves à l'Histoire ecclesiastique et civile de Bretagne, tirés des archives de cette province, de celle de France et d'Angleterre, des Recueils de plusieurs savans Antiquaires, et mis en ordre par D. (Dom) Hyacinthe Morice etc. A Paris 1742, 1744 u. 1746. 3 Vol. Fol. Die zweite Schrift ist folgende: Histoire ecclesiastique et civile de Bretagne, composée sur les auteurs et les titres originaux etc. Par Dom *P. H. Morice* etc. Tom. I. Paris 1750. Der zweite Theil dieses Werks ist von dem Benedictiner Charles Taillandier im J. 1756 besorgt worden. Vor Beaubois war schon ein ähnliches Werk von dem Benedictiner Lobineau herausgegeben worden. †††) Beaubois verfertigte sie auf den Wunsch des Cardinals Rohan. Zu Tassin's Zeiten war das Original noch in den Händen der Rohanschen Familie.

te, befand man sich in der größten Verlegenheit darüber, welchen Schauspieler man wählen sollte, um das Fach des Unersetzlichen wenigstens einigermaßen zur Genüge des Publikums wieder zu besetzen. Die Direction machte daher mehre Versuche mit einigen Schauspielern, welche bereits auf Provinzialtheatern Frankreichs einen vorzüglichen Ruf erlangt hatten. Nach Saint-Georges, Durochier und Rosidor, ward Beaubourg nach Paris berufen, und trat am 17. Decbr. 1691 zum ersten Mal in der Rolle des Nikomedes auf, die er mit allgemeinem Beifall durchführte. Nachdem man mit Biet einen nicht glücklichen Versuch gemacht, wurde Beaubourg am 17ten Oktober 1692, begünstigt durch das Ansehn der Madame Beauval, deren Tochter er geheirathet hatte, engagirt. Inzwischen hatte er doch anfänglich mit großen Unannehmlichkeiten von Seiten seiner Gegner im Publikum zu kämpfen, deren Besiegung ihm jedoch in der Folge gelang, indem er das Publikum allmälig an sein Spiel, wie weit es auch von dem seines großen Vorgängers abstand, zu gewöhnen wußte. Ohne eben eine schöne Gesichtsbildung und Gestalt zu besitzen, hatte Beaubourg doch eine edle Haltung und ein sehr lebhaftes Mienenspiel, worüber man selbst wirkliche Fehler seiner Körperbildung, z. B. seine eingebognen Kniee, bald vergaß; und da er zudem das Glück hatte, keinen einzigen bedeutenden Rival in seiner Kunst neben sich zu sehen, so wußte er sich in der That einen großen Ruf zu verschaffen, obschon seine Deklamation nichts weniger als natürlich, seine Mimik gleichfalls gezwungen, und überhaupt sein ganzes Spiel sehr übertrieben war. Überdies verstand er so wenig in den Sinn des Dichters einzugehen, daß er die erhabensten wie die unbedeutensten Stellen seiner Rollen, auf ein und dieselbe Weise recitirte. Le Sage hat in dem ersten Bande seines Gilblas diese Fehler Beauburg's treffend bezeichnet, die gerade sein Spiel, dem einfach Edeln, und durch seine hohe Wahrheit so imposanten Baron's völlig entgegengesetzt machten. Es würde daher unbegreiflich scheinen, wie er, als Nachfolger eines solchen Meisters, für einen großen Schauspieler gelten konte, wenn nicht eben sein stetes Streben nach gewaltsamen Effekten, auf ein Publikum, wie das Pariser, öfter zu seinem Vortheil gewirkt hätte. Ausserdem besaß er in dem Ton seiner Stimme so etwas Rührendes, daß er ungeachtet seiner erzwungenen Anstrengungen, doch oft seinen Zuhörern unmittelbar zum Herzen sprach, und wenn der Zufall mit seinen Gewohnheiten sich so begegnete, daß er dadurch den wahren Ausdruck für seine Rolle traf, war er in der That bewundernswerth, indem dann alle seine Fehler, weil sie hier gerade zum Charakter seiner Rolle gehörten, völlig zu verschwinden schienen. Die bedeutendsten seiner Darstellungen, die er während der 27 Jahre, welche er beim Theater blieb, gegeben hat, waren der Valére im Spieler, Leander im Zerstreuten, Rhadamist, Absalon, Joath und der Achänor in der Semiramis des Crebillon. Am 3. April 1718 trat er zum letzten Male in der Rolle des Severus im Polyeukt auf, und erhielt seitdem die gewöhnliche Pension der Königlichen Schauspieler von 1000 Livres jährlich. Er starb am 17. Decbr. 1725 in einem Alter von 63 Jahren.

Seine Frau, gleichfalls Schauspielerin, war eine geborne Louise Pitél de Beauval, die Tochter des geschätzten Schauspielers Beauval, und der noch berühmtern Schauspielerin Beauval. Obgleich die Tochter einer so ausgezeichneten Künstlerin, blieb Madame Beaubourg doch ihr ganzes Leben lang, kaum eine nur erträgliche Schauspielerin. Sie debütirte 1684 und verließ das Theater 1718. Die Natur hatte ihr alles Talent, und bei ihrer ausgezeichneten Häßlichkeit, selbst auch die körperliche Bildung zu dieser Kunst versagt; demungeachtet hatte sie bei den Männern ein besonderes Glück, denn als sie Beaubourg heirathete, war sie bereits Witwe aus zwei frühern Ehen, mit Jakob Bertram und François Deshayes. Sie starb am 11. Juni 1740, 75 Jahre alt. Der Chevalier Mouhy sagt zwar in seiner Geschichte des französischen Theaters, daß sie ein ausgezeichnetes Talent für naive und komische Rollen gehabt habe, allein diese Behauptung gehört offenbar zu den vielen Irthümern und Unrichtigkeiten, an denen dieses Werk bekantlich so reich ist. (*Schütz.*)

BEAUBRUN, oder Bobrun (Heinrich), geb. zu Amboise 1603, gest. 1677, Garderobediener des Königs Ludwigs XIII., war eins der zwölf ersten Mitglieder der französischen Malerakademie. Durch sein außerordentliches Talent im Bildnißmalen, machte er sich bei Hofe sehr beliebt. Mit seinem Verwandten Carl Beaubrun, ebenfalls Maler, lebte er in der vertrautesten Freundschaft; diese Harmonie offenbarte sich auch bei ihrer Arbeit, indem sie oft an einem Bildniß malten, sich derselben Palette und Pinsel bedienten, und so in ihrer Arbeit abwechselten. Ihre Liebenswürdigkeit veranlaßte viel Damen und Herren vom Hofe, die Talente dieser geschickten Künstler in Anspruch zu nehmen, die sich überdies in Erfindung zu Anstalten von Festlichkeiten aller Art sehr sinnreich zeigten. Beide waren Neffen und Schüler von Ludwig Beaubrun, Maler von Amboise, der um 1640 blühte, und von welchem man treffliche Gemälde auf dem Rathhaus zu Paris findet*). (*Weise.*)

BEAUCAIRE, Stadt im Distr. Nismes des franz. Dep. Gard. Sie liegt (Br. 43° 48′ 35″ L. 22° 18′ 57″) am rechten Ufer des Rhone, Tarascon gegenüber, mit welcher Stadt sie durch eine Schiffbrücke in Verbindung steht. Über ihr erhob sich auf einem Felsen ein Schloß, worauf jetzt nur noch Trümmer vorhanden sind. Sie ist schlecht gebaut, hat 3 Kirchen, 2 Hospitäler, 800 Häuser und 8671 Einw., welche sich mit der Weberei von Tricots, Kadis und mit Gerberei beschäftigen. Aber was die Stadt in Frankreich vorzüglich berühmt macht, ist die berühmte Messe, welche vom 6. Juli an 6 Tage lang steht, und von Kaufleuten aus allen Gegenden Frankreichs und selbst von Schweizern und Italiänern besucht wird; der Haupthandel geschieht in Seide, dann sind Öl, Rosinen und Leder Stapelwaren. Der Umsatz beläuft sich auf 8 bis 10 Mill. Gulden, und hat in neuern Zeiten wieder zugenommen. Der Platz, wo sie gehalten wird, ist außerhalb der Stadt längs dem Rhone, die dann mit einer Menge Handelsbuden, wie der Strom mit Barken bedeckt ist. Von hier führt ein

*) *Felibien* IV, 333. Fiorillo's Gesch. d. Kunst 3, 241.

unterirdischer Gang unter dem Strom durch nach Tarascon. (*Hassel.*)

BEAUCAIRE (lat. Belcarius) de Péguillon (François), aus einer alten Familie in Bourbonnois entsprossen, und 1514 auf dem Schlosse Crešte oder Chrete in dieser Provinz geboren. Er widmete sich dem geistlichen Stande, und soll der Instructor des Kardinals Karl von Lothringen gewesen seyn, den er nach Rom begleitet, und der ihm das Bisthum Metz abtrat. Auf dem Concilium zu Trient, wohin er den Kardinal ebenfalls begleitete, sprach er freimüthig und eifrig gegen ultramontanische Anmaßungen, und für die Nothwendigkeit einer Reformation, in der Oratio ad patres concilii Tridentini, de victoria Druidensi adversus rebelles, anno 1562 habita. Brixiae 1567. 4. auch in den Actis concil. Trident. (Lovanii 1567. Fol.) und in dem weiter unten vorkommenden Werke. Die Unruhen, welche die Calvinisten zu Metz erregten, bewogen ihn 1568 sein Bisthum niederzulegen, und sich nach dem Familiengute Crešte zu begeben, wo er, nach der gemeinen Meinung den 14. Febr. 1591, nach le Long und de Fontette aber, 1593 starb. In der Einsamkeit schrieb er die Geschichte seiner Zeiten, mit kritischer Benutzung der bewährtesten Hilfsmittel und aus eigener sorgfältigen Beobachtung, wahr und treu, freimüthig und gerecht, mit unparteiischer Würdigung des Auslandes und ausländischer Begebenheiten, nur selten von kirchlicher Einseitigkeit befangen, in echt römischer, dem Livius glücklich nachgebildeten Sprache und in einfacher chronologischer Ordnung. Das wegen der fremden Sprache selbst von Franzosen nicht genug beachtete und benutzte Werk, das der Verf. wegen seiner Freimüthigkeit in Erzählung gleichzeitiger Begebenheiten, bei seinem Leben nicht öffentlich bekant zu machen wagte, erschien erst nach seinem Tode, nachdem Philipp Dinot, Herr von St. Romain das Manuscript in dem Schlosse Crešte entdeckt hatte, unter dem Titel: Rerum Gallicarum commentarii ab anno Christi 1461 ad annum 1580. Accessit ex occasione variis locis Italicae, Germanicae, Hispanicae, Hungaricae et Turcicae historiae tractatio. Lugduni 1625. Fol. Die Geschichte geht aber nur (dem Titel widersprechend) bis 1567. Er schrieb auch De infantium in matrum uteris sanctificatione. Paris 1565; 1567. 8. und in den Deliciis poëtarum Gallorum illustrium findet man lateinische Gedichte von ihm *). (*Baur.*)

BEAUCHAMP (Joseph), ein verdienstvoller Astronom, geb. zu Vesoul den 29. Juni 1752. Er sollte Geistlicher werden, und trat, nach dem Willen seiner Eltern, 1767 in den Bernhardiner Orden. Um diese Zeit kam er nach Paris, wohnte la Lande's astronomischen Vorlesungen im College de France bei, und ging 1781 als Großvikar seines Onkels Miroudot, französischen Bischofs und Konsuls zu Bagdad, nach Aleppo, und von da nach Bagdad. Sein zehnjähriger Aufenthalt in der Levante, und seine wiederholten Reisen in verschiedene Gegenden des Morgenlandes, waren für Astronomie und Völkerkunde sehr gewinreich. Unter andern verdankt man ihm eine neue richtigere Karte vom Laufe des Tigris und Euphrats, von Diarbekir bis an den persischen Meerbusen, desgleichen eine Karte von Babylon und der umliegenden Gegend, eine genaue Untersuchung der Lage des kaspischen Meers und der Länge dieses Theils von Persien. In Hinsicht auf die, in Frankreich seltenen Beobachtungen des Merkurs, leistete er; nach la Lande's Zeugniß mehr, als alle Astronomen vor ihm, und er sah den Merkur näher an der Sonne, als man ihn jemals beobachtet hatte. Auch berichtigte er die Angabe von der Stellung mehrer tausend Sterne, indem er eine allgemeine Himmelsmusterung anstellte. Daneben sammelte er arabische Manuscripte, Zeichnungen von Monumenten, Inschriften und Medaillen, die in dem ehemaligen Babylon gefunden wurden, und sandte sie an Barthelemy. Als das Departement des Seewesens 1789 seinen bisher genossenen jährlichen Gehalt von 2000 Franken einzog, sah er sich in die Nothwendigkeit versetzt, die Morgenländer zu verlassen. Er kam 1790 nach Frankreich zurück, und lebte, während der heftigsten Stürme der Revolution, in stiller Eingezogenheit, bis ihn die Regirung 1795, auf la Lande's Betrieb, als Konsul nach Arabien sandte. Es wurden ihm aber so viele Schwierigkeiten in Weg gelegt, daß er erst 1797 in Konstantinopel ankam. Von da aus besuchte er die Küsten des kaspischen Meeres, und wollte nun zu seiner eigentlichen Bestimmung weiter reisen, als ihn der General Bonaparte nach Ägypten berief. Dieser sandte ihn mit Friedensvorschlägen nach Konstantinopel zurück; allein als das Schiff, auf welchem sich Beauchamp befand, den Engländern in die Hände fiel, lieferten sie ihn als einen Kundschafter an die Türken aus. Der spanische und russische Gesandte verwandten sich zwar bei der Pforte für den unglücklichen Gelehrten, aber seine Befreiung konten sie nicht bewirken. Drei Jahre lang schmachtete er in harter Gefangenschaft in einem Schlosse an der Küste des schwarzen Meers, denn erst 1801 erhielt er seine Freiheit wieder. Er wollte nun in sein Vaterland zurückkehren, allein seine Gesundheit hatte unter den Misbandlungen der Türken, und durch frühere Strapazen, so sehr gelitten, daß er den 19. Nov. 1801 zu Nizza auf der Rückreise starb. Kurz zuvor hatte ihn der nunmehrige Konsul Bonaparte zum General-Kommissär nach Lissabon bestimt; eine Auszeichnung, die ihm noch vor seinem Tode bekant wurde. Er war Korrespondent der Akademie der Wissenschaften zu Paris, und eines der ersten Mitglieder des National-Instituts; voll Eifer für die Wissenschaften, denen er Gesundheit und Leben opferte, dabei reich an Kentnissen aller Art, und so gewissenhaft in Erfüllung seiner religiösen Obliegenheiten, daß selbst die Propaganda in Rom über seinen Eifer in den apostolischen Funktionen ihre Zufriedenheit bezeugte. Das vollständigste Verzeichniß seiner, in Journalen und akademischen Schriften, zerstreuten Abhandlungen und Aufsätze gibt la Lande, der sie zum Druck beförderte, in der Bibliographie astronomique *). (*Baur.*)

*) *Bayle* Dict. *Freytag* Analect. liter. p. 79. sq. Deni's Merkwürd. der Garellischen Bibl. 351 ff. *Meusel* Bibl. hist. Vol. VII. P. II. 160 sq. Biogr. univ. T. III. Wachler's Gesch. d. hist. Forsch. 1 Bd. 351.

*) Die wichtigsten sind: Voyage de Bagdad à Bassora, le long de l'Euphrate, im Journal des Savans 1785. V; teutsch im

BEAUFREMONT, Baufremont, berühmte französische Familie, die vom Kaiser Franz I. im J. 1757 in des H. R. R. Fürstenstand erhoben worden, und den Namen von Beaufremont, einem Dorfe in Lothringen, 2 Stunden südöstlich von Neufchâteau, mit einer alten Burg, entlehnte. Liebold I., Baron von B., lebte 1203; sein Enkel, Liebold II., erheirathete mit Margarethe von Choiseul-Traves die Baronie Seey-sur-Saône, in Hochburgund. Durch Liebolds II. Enkel theilte das Haus sich in zwei Linien. Johann, der letzte Mann von der ältern, blieb bei Azincourt; Johanna, seine älteste Schwester, brachte die Baronie Beaufremont an die Aarberg-Vallangin, von denen sie auf gleiche Weise an die Chalant, Savoyarden, Madruzzi, Tyroler, Torniel, Mailänder, Lambertie, aus Perigord, überging, endlich verkauft und dismembrirt wurde. Huart, der jüngere von Liebolds II. Enkeln, dem in der Theilung Seey-sur-Saône zufiel, wurde der Ahnherr der noch blühenden jüngern Linie. Heinrich, Huarts Sohn, erheirathete mit Johanna von Vergy die Baronie Charni, Mirebeau, und andere Güter in Niederburgund; sein zweiter Sohn, Peter, wurde weltberühmt durch das Tournier, welches er im J. 1443 bei dem Baume Karls des Großen, unweit Dijon, anstellte, bei welcher Gelegenheit er, ganzer 40 Tage lang, den Hof und eine Unzahl von burgundischen und fremden Kämpfern, mit königlicher Pracht bewirthete. Peter war auch einer der ersten Ritter des goldnen Vließes, überhaupt der Liebling Philipps des Gütigen, der ihm seine natürliche Tochter, Marien, zum Weibe gab, auch Charni, unweit Viteaux und des Armançon, in eine Grafschaft verwandelte (Januar 1461), welche der Herzog, durch Zugabe der bedeutenden Stadt Arnay-le-Duc, und der Baronie Pouilly, noch ansehnlich vergrößerte. Peter hinterließ nur Töchter, durch welche Charni und Mirebeau, zwischen Dijon und Gray, an die Chabot u. s. w. gediehen. Heinrichs von B. älterer Sohn, Wilhelm I., dem das Stamgut Seey-sur-Saône zugefallen war, erheirathete mit Johanna von Villersexel die reiche Baronie Sombernon, an der Straße von Viteaux nach Dijon, samt der anstoßenden, nicht minder bedeutenden Baronie Malain; sein Enkel, Claudius, mit Anna von Vienne-Listenois das ganze Besitzthum ihrer Linie, Listenois, Montaigut und Billom, in Auvergne, Châteldon, in Bourbonais, Arc-en-Barois, in Niederburgund, an der Gränze von Champagne, Vilausons ꝛc. Des Letztern Enkel, Wilhelm II., beerbte das Haus Villelume durch seine Vermählung (1588) mit Claudia von Villelume, Frau auf Merimieux, in Bresse; spätern Jahrhunderten war die Geltendmachung des ungleich wichtigern Anspruchs, den sie ihm ebenfalls zugebracht, vorbehalten. Claudius II., der Claudia Sohn, war Statthalter in Hochburgund; dieses Urenkel, Ludwig Benignus, Marquis von Beaufremont, Fürst von Listenois, erlebte den Anfall des wichtigen Fideicommisses des Hauses Gorrevod, nachdem Philipp Eugen, der letzte Gorrevod, am 26. Jul. 1681, kinderlos verstorben war. Zwar wurde die reiche Erbschaft von mehren Seiten in Anspruch genommen, und es entspann sich ein hartnäckiger und verwickelter Rechtsstreit, das Parlement von Paris entschied aber im J. 1712 auf den Grund der fideicommissarischen Disposition vom 26. Mai 1527 zu Gunsten des Marquis von Beaufremont, als eines Abkömlings von Johanna von Gorrevod, durch seines Urgroßvaters Mutter, Claudia von Villelume. Er erwarb hiedurch das Herzogthum Pont-de-Vaux, in der anmuthigsten und reichsten Gegend von Bresse, die Kastellaneien Chalamont und Montmerle, in Dombes, das einträgliche Marquisat Marnay-la-Ville, zwischen Besançon und Gray, die Vicomté und Grafschaft Salins, und 14 andere Güter in Hochburgund. Im nämlichen Jahre 1712 vermählte sich Ludwig Benignus mit Helena, des letzten Fürsten von Courtenay einziger Tochter; bekantlich waren die Courtenay direkte männliche Nachkommen von König Ludwig dem Dicken. Helena wurde die Mutter von drei Söhnen, den ältesten, Ludwig, erhob Kaiser Franz I., in Betrachtung, daß die Gorrevod bereits solcher Ehre theilhaftig gewesen, im October 1757, in des H. R. R. Fürstenstand. Seine Gemalin, Susanne Simonette Ferdinandine von Tenarre-Montmain, die letzte ihres alten, vornehmen Geschlechtes und, mütterlicher Seits, durch die Anglure, von den Aquaviva, Herzogen von Atri, abstammend, brachte ihm, unter andern, das erbliche Patronat einer Maltheser-Comthurei in Toscana zu; die einzige Tochter, die sie geboren, Ludovica Benigna, wurde bereits in ihrem 13. Jahre mit ihrem Oheim, Joseph von B., dem jüngsten der drei Söhne von Ludwig Benignus, vermählt. Der heutige Fürst von B., der von Napoleon ein Grafen- oder gar Baronsdiplom angenommen, war mehre Jahre Maire zu Seey-sur-Saône, dessen prachtvolles Schloß, durchaus dem von Versailles nachgebildet, in den ersten Stürmen der Revolution von den Bauern eingeäschert wurde.

Fast gleichzeitig mit jenem Peter von B., der an dem Hofe Philipps des Gütigen glänzte, erhob sich eine andere Linie des Hauses, die von Soye (in Hochburgund, im Amte Baume), die, außer diesem Gute, auch Chassei und Esprets, im Amte Vesoul, zwischen Monboson und Villersexel, besaß. Johann erheirathete mit Claudia von Toulonjeon die reiche Baronie Senecey, zwischen Chalon und Tournus. Sein Urenkel, Nikolaus, Baron von Senecey, selbst ein Gelehrter, stand mit den gelehrtesten Männern seines Zeitalters in Verkehr. Die Übersetzung von des Salviani Massiliensis tractatu de providentia, die er ausgearbeitet, erschien zu Lyon bei Rouville 1575; auch die Rede, welche er auf dem Reichstage zu Blois 1576 gehalten, ist gedruckt. Nikolaus starb den 10. Februar 1582. Claudius, sein Sohn

2n Theile von Fabri's Samlung von Stadt-, Land- und Reisebeschr. Relations d'un voyage en Perse, fait en 1787, im Journ. des Sav. 1790. XI. und in dem Esprit. des Journaux. 1795. Vol. I.; teutsch in Archenholz's Minerva 1795 St. 8 u. 9. Mémoire sur les antiquités babyloniennes qui se trouvent aux environs de Bagdad, im Journ. des Sav. 1790. XII. und im Esp. d. Journ. 1795. VIII.; teutsch in Archenh. Min. a. a. O. Reflexions sur les moeurs des Arabes, im Journ. encyclop. 1793. V. Aufsätze in den Memoiren der Pariser Akad. d. Wiss., in v. Zach's monatl. Korrespondenz 1800 St. 1, 2; in den geogr. Ephemeriden 1798, St. 3 u. a. Den Märzheft der monatl. Korresp. 1798 ziert Beauchamps Porträt. Vgl. *La Lande* Eloge in den Mém. de l'Instit. nat. Sc. M. et P. T. IV. H. p. 5 sq. Notice par *la Lande* in dem Mag. encylop. Niv. an 10. Intell.-Bl. d. allg. Lit.-Zeit. 1802. Nr. 13. Ersch's gel. Frankr. Biogr univ. T. III.

wurde ebenfalls durch gelehrte Arbeiten bekant, noch bekanter durch die Rede, welche er, in Gegenwart Heinrichs III., auf dem Reichstage zu Blois 1588 vorgetragen. Sie ist vielfältig, auch in den neuesten Zeiten, gedruckt worden; der Redner verbindet mit der Freimüthigkeit des Sequaners, die Würde des Magnaten, er starb 1596. Heinrich I., des vorigen Sohn, erbte die Besitzungen, wie die Tugenden und den Geist des Vaters; die Worte, die er auf dem Reichstage von 1614 gesprochen, sind um so merkwürdiger, weil mit ihnen die gesetzliche Redefreiheit in Frankreich zu Grabe getragen worden. Bei einer andern, ungleich schwierigern Gelegenheit, bestand Heinrich eben so glänzend. Das Edikt vom J. 1605 erhöhete den Preis des Salzes, für Burgund, um das Doppelte; die Stände, denen die neue Last unerschwinglich schien, ordneten, ihr zu entgehen, den Abt von Citeaux und den Baron von Senecey an den König ab. Die Redekünste des Abtes blieben ohne Wirkung, die Deputirten wurden entlassen; unerwartet rief Heinrich IV. den Baron zurück. Wie es um seinen Liebeshandel mit dem Fräulein von Randan stehe, fragte der Monarch. „Ich hoffe das Beste, nachdem Ihre Maj. geruhet haben, sich meiner anzunehmen.“ „Aber“, fuhr der König fort, „ist Ihnen nicht mehr an dieser Heirath, denn an der Beschwerde der Provinz gelegen?“ „Ich hoffe,“ erwiederte Senecey, „daß Ihre Maj. überzeugt sind, daß ich zwischen dem Wohle des Vaterlandes und meinem Privatinteresse niemals zweifelhaft seyn kann und, um den vielen Gründen meines Collegen noch einen hinzuzufügen, ich muß Eurer Maj. versichern, daß das Edikt die Mehrzahl der Gränzbewohner zum Auswandern zwingen wird, da sie in dem spanischen Hochburgund das Salz beinahe um nichts haben können. Bereits wird in unsern Salzspeichern eine bedeutende Abnahme der Consumenten bemerkt.“ Diese Worte erweichten den König bis zu Thränen. „Es soll nicht heißen,“ sagte er, „daß meine Unterthanen auswandern müssen, um sich einen bessern Herrn zu suchen.“ Sofort wurde Sully gerufen, und das Edikt zurückgenommen. — Heinrich von B. wurde vor Royan 1622 getödtet, seine Witwe, Maria Katharina von La Rochefoucaud, Gräfin, nachher Herzogin von Randan, die Erzieherin Ludwigs XIV., folgte ihm im Tode, nach 55jährigem Witwenstande, im J. 1677, nachdem sie noch ihre beiden Söhne überlebt; die Güter fielen an die Tochter, Maria Klara von Beaufremont, des Grafen v. Fleix, Joh. Gaston von Foix, Gemalin. — In dem alten Spruche, welcher die fünf großen burgundischen Häuser charakterisirt, heißt es: Riche de Chalon, Noble de Vienne, Fier de Neuchâtel, Preux de Vergy, *bons Barons de Beaufremont.* (*v. Stramberg.*)

BEAUFORT. 1) Stadt im Distr. Baugé des franz. Dep. Mayenne-Loire. Sie liegt (Br. 47° 26′ 10″, L. 17° 26′ 13″) am Couanon, und wird in Beaufort en Valle dießseit und Beaufort en Franchise jenseit des Flusses abgetheilt. Beide Theile enthalten 2 Kirchen, 1066 Häus. und 5958 Einw., die Segeltuchweberei auf 200 Stühlen, und Zwillig-, Hanfleinewand-, Serges-, Droguet- und Hutfabriken unterhalten und mit Korn handeln. 4 Jahrmärkte. 2) Ein Marktfl. im Distr. Die des franz. Dep. Drôme an der Chantemerle mit 348 Einw., worunter einige Ratin- und Tuchweber. 3) Eine County im nordamerik. State Nordcarolina an der Mündung des Pamliko, von Hyde, Washington, Martin, Pitt, Craven und dem Pamlikosunde umgeben; sie zählte 1810 erst 7203 Einw. 4) Ein Distr. in dem nordamerik. State Südcarolina und zwar der südlichste desselben, im N. W. an Orangeburgh, im N. O. an Charlestown, im S. O. an den Ozean, im S. W. an Georgia gränzend; 1810 mit 25,887 Einw.; die Hauptstadt gl. Namens liegt sehr angenehm auf der Insel Port Royal da, wo sich der Coosawatchi in den St. Helenasund mündet, ist gut gebauet, hatte 1810 aber erst, außer 1 Kirche der Episkopalen, 1 der Baptisten, 1 der Independenten, 1 Kollegium mit 200 Scholaren und eine Bibliothek von 700 Bänden, 120 Häus. und 1200 Einw., die sich vom Handel nährten; der Ort besitzt einen der besten Hafen an der ganzen Küste. 5) Ein Dorf an dem gleichn. Flusse in der britischen Prov. Untercanada, sehr nett und freundlich mit 60 bis 70 steinernen Häusern. (*Hassel.*)

Beaufort (Eust.), Stifter der Cisterz. Congr. zu Septfons, s. Septfons.

BEAUFORT (Louis de), Mitglied der königlichen Societät in London, ein gelehrter französischer Edelmann, war einige Zeit Gouverneur eines Prinzen von Hessen-Homburg, und starb 1795 zu Mastricht. Als geistreicher und scharfsinniger Bearbeiter der alten röm. Geschichte hat er sich durch folgende Schriften bekant gemacht: Dissertation sur l'incertitude des cinq premiers siécles de l'histoire romaine. Utrecht 1738. 8. Edit. corrigée et augm. (avec des medailles); à la Haye 1750. Vol. II. 12., worin er besonders die Glaubwürdigkeit des Livius und Dionys von Halicarnaß bestreitet, und zugleich die Einwürfe zu widerlegen sucht, die ihm Christoph Saxe machte, in den Miscellan. Lips. nov. Vol. I. P. I. p. 40. Vol. II. P. III. 400. P. IV. 620. Vol. III. 235 u. 743. Histoire de César Germanicus. Leiden 1741. 12. La république romaine ou plan général de l'ancien gouvernement de Rome; à la Haye 1766. Vol. II. 4. Paris 1767. Vol. VI. 12.; teutsch (von F. Klose). Danzig 1775—77. 4 Th. 8. Dieses letzte Werk steht noch jetzt bei den Franzosen in großem Ansehn, und ist auch wirklich, mit Behutsamkeit gebraucht, eines der nützlichsten in seiner Art. Bei einem unverkenbaren Mangel an umfassendem Quellenstudium und einer ungründlichen philologischen Erudition, bei einer einseitigen Vorliebe für gewisse Lieblingssysteme und manchen witzigen Übertreibungen, hat Beaufort mehre herrschende irrige Meinungen und Ansichten glücklich bestritten, und aus der römischen Geschichte verbant. Viele seiner Behauptungen und Zweifel sind später durch gelehrtere Forscher beglaubiget worden. Die Darstellung empfiehlt sich durch Leichtigkeit, Anmuth und manche gelungene malerische Schilderung *). (*Baur.*)

BEAUFORTIA *R. Br.*, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Myrteen und der 18. Linné'schen Klasse. Sie gränzt an Melaleuca, ist aber dadurch unterschieden, daß die Antheren nicht auf den

*) Biogr. univ. T. III., Nouv. Dict. hist. Wachler's Gesch. d. hist. Forsch. 2. Bd. 2. Abth. 506.

Staubfäden liegen, sondern mit der Basis aufsitzen, und an der Spitze gespalten sind. Die Kapseln sind dreifächerig und einsamig, statt daß sie bei Melaleuca vielsamig sind. Die Gattung ist auf der Südwestküste von Neu-Holland zu Hause, und enthält vier bisher bekante Arten, von denen zwei in unsern Gärten gezogen werden, nämlich: 1) B. *decussata* R. Br., mit kreuzweis stehenden, eiförmigen Blättern. Es wird ein Bäumchen von 4—5 Fuß Höhe, mit dicht stehenden, wechselsweise gegenüber stehenden Blättern, und wenigen Zweigen, die über der Blüthe hervor treiben. Wegen der schön rothen, häufigen, handförmig gespaltenen Staubfäden wird sie als Zierpflanze angesehen. Botan. reg. 1. n. 18. 2) B. *sparsa* R. Br., mit zerstreut stehenden ähnlichen Blättern. (*Sprengel.*)

BEAUGENCY, Stadt im Distr. Orleans des franz. Dep. Loiret, am rechten Ufer der Loire, worüber eine Brücke von 22 Bogen führt, ist ummauert, hat 4 Thore, 1 altes Schloß, 3 Kirchen, 2 Hospitäler, 1500 Häus., die aber schlecht gebauet sind und in finstern Straßen stehen, und 4520 Einw., die Fabriken in Sergen und Wollenzeugen, Gerbereien, 1 Loh- und 10 Mahlmühlen unterhalten, auch Marktverkehr haben. Doch besteht ihr erster Nahrungszweig im Weinbau und Weinhandel, wie denn der weiße Beaugency zu der vorzüglichsten Sorte der Provinz gehört. Überall ist indeß Armuth. Hier sind verschiedene Kirchenversamlungen gehalten. (*Hassel.*)

BEAUGENDRE (Anton), geb. zu Paris 1624 (nach Andern zu Caudebec in der Normandie 1628), 1646 Benediktiner der Congregation von St. Maur, 1659 Prior von St. Peter an der Dive, wo er viel zum Aufkommen dieser verfallenen Abtei that, später auch nach einander Prior der Klöster Coulombs, St Peter zu Chartres und St. Tourin zu Evreux, endlich 1693 Dechant und Bibliothekar der berühmten Abtei St. Germain des Prés, ist dadurch merkwürdig, daß er erst im hohen Alter Schriftsteller wurde und, nachdem er das Leben B. Joh'n's, Stifters der Hospitaliterinnen zu Dijon (Paris 1700 8.) geschrieben hatte, die Herausgabe der Schriften des Erzbischofs Hildebert von Tours und des Bischofs Marbod von Rennes besorgte, welche mit den von ihm abgefaßten Lebensbeschreibungen beider Männer 1708 zusammen in einem Foliobande erschienen (vgl. d. Art. Hildebert). Diese Ausgabe gehört jedoch zu den schwächeren Arbeiten der Benediktiner. Beaugendre starb an den Folgen eines unglücklichen Falles d.16.Aug. 1708*). (*G.E.Petri.*)

BEAUHARNAIS †) (Alexander, Vicomte de), französischer General, auf der Insel Martinique 1760 geb. und von angesehener Familie abstammend. Herangewachsen kam er nach Paris, und öfnete sich durch seine einnehmende Gestalt, seine Liebenswürdigkeit und gesellschaftlichen Talente die glänzendsten Zirkel. Einige Jahre vor der Revolution heirathete er, als zweiter Major eines Infanterie-Regiments, die Demoiselle Josephine Tascher de la Pagerie, nachmalige Gemahlin Bonaparte's und Kaiserin der Franzosen, aus einer der geachtetsten Familien auf Martinique entsprossen. Der Adel des Balley von Blois ernante ihn 1789 zu seinem Deputirten bei der Generalständeversamlung, und im Nationalkonvent zeichnete er sich durch seinen Eifer für die neue Konstitution, durch reelle, bedeutende Talente und wahre Beredsamkeit aus. Die Partei des Hofes verlassend, und den ehemaligen Hofmann gänzlich vergessend, war er einer der ersten unter den Mitgliedern des Adels, die zum dritten Stande übertraten. Fern von selbsüchtigem Ehrgeiz und Intriguensucht, brachte er die Gleichheit der Strafen für alle Bürger, und deren Wählbarkeit zu jedem Statsamte in Vorschlag, und verlangte, daß nur Fähigkeiten und Talente den Ausschlag geben sollten. Zweimal war er Präsident der konstituirenden Versamlung; er war es am 21. Jun. 1791, als die Flucht des Königs eine allgemeine Gährung verursachte; zeigte aber bei dieser Gelegenheit eine Festigkeit und Ruhe, der selbst seine Feinde ihre Bewunderung nicht versagen konten. Nicht lange hernach ging er als Generaladjutant zur Nordarmee, focht unter Luckner und Custine mit Auszeichnung, wurde im Mai 1793 Obergeneral der Rheinarmee, und gab Beweise nicht allein von Tapferkeit und Klugheit, sondern auch von humaner Behandlung der Besiegten. Die Stelle eines Kriegsministers, die ihm angetragen wurde, schlug er aus, und als ein Decret der Regirung die Adeligen von der Armee entfernte, verließ er den Kriegsschauplatz, und begab sich nach dem Schlosse Forté-Beauharnais im Departement der Loire und Cher, das zu Gunsten seines Vaters zu einem Marquisat erhoben worden war. Das Revolutionstribunal entriß ihn den Armen seiner Familie; er wurde wegen einer Unthätigkeit von 15 Tagen an der Spitze der Armee, die zum Verlust von Mainz beigetragen haben sollte, und die man ihm zur Last legte, und als angeblicher Mitschuldiger an der vorgeblichen Verschwörung der Eingekerkerten, den 23. Jul. 1794, fünf Tage vor Robespierres Sturze, zu Paris guillotinirt, in einem Alter von 34 Jahren. Er hinterließ zwei Kinder: Eugen, nachmals Vicekönig von Italien, nunmehr Herzog von Leuchtenberg, und Hortensia, Exkönigin von Holland. Sein älterer Bruder, François, Marquis de Beauharnais, ist der Vater der (von Napoleon adoptirten) Großherzogin Stephanie von Baden. Die Gräfin Beauharnais, Verfasserin der auch ins Teutsche übersetzten Lettres de Stephanie, und mehrer Schriften aus allen Fächern der schönen Wissenschaften, war die Tante der beiden Brüder †). (*Baur.*)

BEAUHARNOISIA. So nanten Ruiz und Pavon eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Guttiferen, aus Schmeichelei gegen Bonaparte's Geschlecht, ohne zu bedenken, daß Vandelli's Mariaalva und Aublet's Pavomita zu derselben Gattung gehören. Sie beschrieben sie in den Ann. du mus. II. f. 71, und ließen die eine bekante Art B. *fructipendula* t. 9.

*) S. Bibliotheque hist. et crit des aut. de la Congregat. de S. Maur. p. *le Cerf.* à la Haye 1726. 12. p. 13. R. P. Taffin's Gelehrtengesch. der Congr. v. St. Maur; a. d. Franz. Frankfurt u. Leipzig 1773. 8. I. 416 fgg.

†) So, seltner Beauharnois, wird dieser Name von Franzosen geschrieben. (*H.*)

†) Biogr. univ. T. III. Nouv. Dict. hist. Reichard's moderne Biographien I. Th. 113.

abbilden. Unter dem Artikel Marialva muß hievon die Rede seyn. (*Sprengel*)

BEAUJEU, Stadt im Distrikt Villefranche des franz. Dep. Rhone (Br. 46° 9′, L. 22° 16′), am Fuße eines Bergs, wird von der Ardière umflossen, ist ummauert, hat 1 Schloß, welches aber ganz verfallen ist und auf dem Gipfel des Bergs sich erhob, 3 Kirchen, worunter die Kollegiatkirche mit schönen Gemälden und einem taurobolischen Altare, 350 Häus. und 1665 Einw., die sich mit der Leinweberei, der Gerberei, und dem Weinbau beschäftigen und schöne Bleichen besitzen. (***Hassel.***)

BEAUJOLOIS, eine ehemalige Baronie Frankreichs, die zwischen der Saone und Loire lag, und zum Gouvernement Lyon gehört. Sie macht jetzt einen Theil des Dep. Rhone aus †). (***Hassel.***)

BEAULEY, Dorf in der scotischen Shire Inverneß auf der Nordseite des gleichn. Flusses, mit einem Hafen, worin Schiffe von 90 Tonnen liegen können, und woraus ein unbedeutender Handel getrieben wird. Hier stand vor Alters eine 1230 gegründete Cisterzienser-Abtei, deren Trümmer noch zu sehen sind. Der Fluß Beauley, welcher von den Gebirgen herabströmt, geht in den Murrai Frith, nachdem er den schönen Wasserfall von Kilmorak, wobei ein bedeutender Lachsfang, gebildet hat. (***Hassel.***)

BEAULIEU, 1) Stadt im Distr. Loches des franz. Dep. Indre-Loire am Indre, und zwar Loches gegenüber, mit welcher Stadt sie durch eine Brücke verbunden ist. Ihre 2030 Einw., die in 324 schlechtgebauten Häusern wohnen, nähren sich von der Tuch- und Leinweberei, von Gerbereien und vom Marktverkehre. 2) Marktflecken im Distr. Gien des franz. Dep. Loirets. Er hängt an einem Hügel unweit der Loire, und zählt 364 Häus. und 1355 Einw. 3) Stadt im Distr. Brive des franz. Dep. Corrèze am rechten Ufer der Dordogne mit 1 Kirche, 1 Hospitale, 140 Häus. und 1940 Einw. Hier wächst einer der bessern Dordogne-Weine. 4) Marktfl. mit dem Beinamen sous la Roche im Distr. Sables d'Olonnes mit 230 Häus. und 1367 Einw., die Jahr- und besonders besuchte Viehmärkte halten. (***Hassel.***)

BEAULIEU (Louis le Blanc. Herr von), reformirter Prediger und Professor der Theologie zu Sedan, geb. 1614 — nach der gemeinen Meinung zu Plessis-Marli, wahrscheinlich aber zu Beaulieu, einem Städtchen in Nieder-Limousin, woher er auch vielleicht den Zunamen Beaulieu erhielt, denn eigentlich nante er sich le Blanc *). Von seinen Lebensumständen ist beinahe gar nichts bekant, aber als gelehrter Theolog hat er sich in seinem Wirkungskreise ausgezeichnetes Verdienst und einen wohlgegründeten Ruhm erworben. Er war ein äußerst feiner, geistreicher, tiefeindringender Kopf, und dabei ein sehr bescheidener, billiger, rechtlicher Mann, welcher der zu seiner Zeit herrschenden leidenschaftlichen Polemik zwischen den verschiedenen Glaubensparteien nicht nur abhold, sondern auch eifrig bemüht war, die streitenden Parteien mit einander zu vereinigen. Über manche von seinen Glaubensbrüdern für hochwichtig gehaltene Streitfragen äußerte er sich mit großer Mäßigung, und suchte zu zeigen, daß Manches, was die Protestanten von den Katholiken trent, auf einem bloßen Wortstreite beruhe, Anderes aber nicht so wichtig sey, als man gemeiniglich glaubt. So milde und billig er indessen über manche unterscheidende Lehrmeinungen der Katholiken urtheilte, so hielt er doch eine kirchliche Vereinigung der Protestanten mit ihnen für unmöglich. Dagegen that er Vorschläge zur Vereinigung der evangelischen und reformirten Kirche, und hielt sie für sehr ausführbar, weil die Streitpunkte das Fundament des christlichen Glaubens und der Frömmigkeit nicht berühren, und wünschte, daß in öffentlichen Religionsvorträgen nichts vorkommen möchte, was zwischen den Parteien streitig ist, sondern nur das, worin sie einig sind, und was zum Glauben und zur Frömmigkeit hinreicht. Seine Bemühungen hatten zwar den gewünschten Erfolg nicht, vielmehr wurde ihm von den Theologen seiner Kirche der Vorwurf der Lauigkeit, und eines der Wahrheit nachtheiligen Syncretismus gemacht, und nicht Wenige hielten ihn für einen falschen Bruder, der an dem Unionswerke arbeiten wollte, welches der Kardinal Richelieu im Sinne hatte. Mehr Gerechtigkeit ließ man ihm dagegen wiederfahren, als er den 23. Febr. 1675 gestorben war, denn alle Parteien vereinigten sich in dem Lobe seiner reinen Tugend, seines Scharfsinns und der ungemeinen Geschicklichkeit, womit er die schwierigsten Streitpunkte aufklärte, und seines redlichen Bemühens, den Kirchenfrieden zu befördern. Außer Predigten ohne auszeichnenden Werth, und einer Abhandlung: De l'origine de la sainte-écriture, Lond. 1660, schrieb er: Theses theologicae variis temporibus in academia Sedanensi editae et ad disputandum propositae. Authore Lud. le Blanc. V. D. M. et Theol. Prof Sedan, 1675. 4.; Edit. IV. emend. Londini 1708. Fol. Diese sogenanten Theses Sedanenses oder theologischen Disputationen, wovon die erste in's Jahr 1645 fällt, machen eine ziemlich vollständige Dogmatik aus, und sind das rühmlichste Denkmal des Geistes und der humanen Gesinnung ihres Verfassers **). (*Baur.*)

BEAUMANOIR (Philippe de), ein französischer Rechtsgelehrter des Mittelalters, in der Grafschaft Clermont, welcher das Landrecht von Beauvoisis unter dem Titel: Livres des Coustumes et Usages de Beauvoisins, selonc ce qu'il courait au temps que cist livres fu fez: c'est assavoir en l'an de l'incarnation nostre Seigneur 1283, schriftlich redigirte. Seine Lebensumstände liegen im Dunkeln, aber sein Werk ist stets von den größten Juristen Frankreichs, und ganz vorzüglich von Montesquieu (de l'Esprit. L. XXVI.

†) Beaujeu war auch der Name einer durch Militärdienste seit dem 13. Jahrh. ausgezeichneten Familie, welche die Baronie Beaujolois und andere Ländereien besaß, die nachher an die Bourbons kamen. (*H.*)

*) Tabaraud, in der Biogr. univ. beruft sich bei dieser Behauptung auf die handschriftliche Bibliotheque des auteurs du Limousin, von dem Abbé Vitrac.

**) *Bayle* Dict. Histoire de l'Edit de Nantes par Benoit. T. III. 522 sq. *Weismann* Introd. in memorabilia eccl. Hist. sac. N. T. P. II. 720 sq. Schröckh's Kirchengesch. seit der Reform. 5. Th. 363 ff. Stäudlin's Gesch. der theol. Wiss. 1. Th. 273. Biogr. univ. T. III.

chap. 15.) geschätzt worden. — B. hat auch auf das römische Recht Rücksicht genommen, und hiedurch ist dasselbe in manche andere, später redigirte französische Landrechte gekommen. Namentlich hat Dumoulin (Molinaeus) das Buch stark benutzt. Carondas le Caron versprach eine Ausgabe desselben; indessen ist es erst durch La-Thaumassière, und zwar hinter den Assises de Jérusalem zu Paris 1690, Fol. im Druck erschienen. (*Spangenberg.*)

BEAUMARCHAIS (Pierre Augustin Caron de), geb. zu Paris zu Ende des Jahres 1729 [1]), und gest. das. 1799, gehört auf jeden Fall, wie Laharpe von ihm sagt, zu den merkwürdigsten Sonderbarkeiten seines an Sonderbarem doch so reichen Jahrhunderts, und nicht leicht kann die Geschichte eines Lebens reicher an Interesse für den Menschenbeobachter seyn, als die seinige. Wie Rousseau, war er eines Uhrmachers Sohn, hatte selbst die Kunst seines Vaters erlernt, und zeigte hier frühzeitig sein Genie. Er hatte eine neue Art von Hemmung in den Uhren erfunden, die nicht unbedeutend gewesen seyn kann, da sie von einem berühmten Uhrmacher ihm streitig gemacht wurde. Die Akademie der Wissenschaften als Schiedsrichterin entschied für ihn. Seinem lebhaften Geist aber genügte diese Kunst nicht, er wendete sich bald andern Studien zu und mit großer Neigung auch der Musik, lernte mehre Instrumente spielen, und vorzüglich die Harfe, die eben Mode wurde. Musik allein schon dient zur Empfehlung in der großen Welt und den feineren Zirkeln; den jungen B. empfahl zugleich seine schöne Gestalt, sein lebhaftes Auge, seine geistreiche und heitere Physiognomie, und sein Witz, von dem man schon zu erzählen anfing. Die Prinzessinnen wünschten ihn zu hören, und es gab nun Concerte bei ihnen, denen Ludwig XV. zuweilen selbst beiwohnte. B., der sich durchaus als feiner Weltmann benahm, stieg unvermerkt in der Prinzessinnen Gunst immer höher, reizte aber auch in gleichem Grade den Neid der Höflinge auf. Leicht würde er wol durch ein gewisses bescheidenes Wesen auch diese für sich gewonnen haben: allein er wollte hier nicht des Uhrmachers Sohn seyn, und zeigte gar bald durch seine Gewandtheit, die Leichtigkeit seines Tons, die Blitze seines Witzes, auch wol durch offenbare Indiskretion, daß man einen offenen Kampf mit einem so Gerüsteten nicht leicht wagen dürfe. Deshalb aber haßte man ihn nur um so mehr, weil man ihn fürchtete, und lauerte auf ihn aus dem Hinterhalte. Das ihm während dieser Zeit zugefallene Glück suchte man so bald als möglich zu seinem Unglück zu benutzen. Er hatte nämlich um diese Zeit zwei reiche Witwen nach einander geheirathet, von denen jedoch nur die zweite ihm eine ziemlich beträchtliche Erbschaft hinterließ, und Pâris Duverney, der reiche Finanzier, Stifter der königlichen und der Militär-Schule, dem er dadurch, daß er den königlichen Besuch dieser Anstalten bewirkte, ganz gewonnen hatte, weihte ihn nicht nur in die Handelswissenschaft ein, sondern verschaffte ihm auch Gelegenheit, diese praktisch im Großen zu lernen, indem er ihm die Führung seiner ganzen großen Angelegenheiten übertrug, und ihm selbst die bedeutendsten Vorschüsse machte. Er gewann durch diese Verbindung ein Vermögen von 160,000 Franken. Hatte man früher ihm die Gnade beneidet, in welcher er bei den Prinzessinnen stand, so sah man jetzt mit Verdruß die Grundlage zu seinem künftigen Reichthum, den er jedoch nicht blos durch seine Thätigkeit erworben, sondern dessen er auch als Mann von Verdiensten würdig geachtet seyn wollte. Während dieser Zeit seiner ersten kaufmännischen Spekulationen trachtete er daher auch, sich einen Namen als Dichter zu erwerben. Im J. 1767 erschien sein erstes Schauspiel Eugénie (1768 zu Leipzig und gleichzeitig zu Frankfurt übersetzt), und im J. 1770 folgte das zweite: les deux Amis ou le Negociant de Lyon (übers. Ffkt. 1771), beide in der neuen Art, welche Diderot zuerst versucht hatte. Durch das Interesse rührender Situationen hält sich Eugénie noch bis jetzt auf der Bühne; B. selbst aber hatte die Sphäre, worin er vorzüglich glänzen sollte, noch nicht gefunden, und das Unglück, welches seine Feinde und Neider ihm bereiteten, brachte ihn erst in diese hinein. Sein Gönner Duverney war gestorben und der Graf von Blacas sein Erbe. B. foderte einen Rechnungsrest von 15,000 Franken; aber der Graf, der, nach seinem eignen Ausdruck, ihn haßte wie ein Liebhaber seine Maitresse liebt, verweigerte die Zahlung, erklärend, daß er zum Verderben des B. lieber 100,000 Franken aufopfern wolle. Im J. 1770 brach mit dem Prozesse gegen ihn die ganze bisher geheim genährte Glut des Hasses seiner Feinde aus. Zum Unglück wurde er, während der Führung des Prozesses, ins Gefängniß gesetzt, weil er — einem Großen seine Maitresse streitig zu machen die Unverschämtheit gehabt hatte. Zwar durfte er in Begleitung eines Polizei-Officiers seine Richter besuchen; nur hielt dies sehr schwer bei Herrn Goësman, bis B., dem Rathe zweier Freunde folgend, der Madam Goësman ein Geschenk von 100 Louisd'or, einer Uhr von gleichem Werthe, und von 15 Louisd'or für den Sekretär gemacht hatte. Diese Geschenke foderte nachher B. zurück, als er vor dem übel berüchtigten Parlement Maupeou seinen Prozeß verlor, und erhielt sie auch zurück, bis auf die 15 Louisd'or für den Sekretär, welche dieser empfangen zu haben läugnete. Da diese Sache viel Aufsehn machte, so wurde sogleich ein neuer Prozeß gegen ihn anhängig, indem Goësman ihn der Bestechung des Richters und der Verläumdung anklagte. Während dieses Prozesses ließ man nichts unversucht, B. gänzlich zu verderben, und scheute zu diesem Zwecke selbst die schändlichsten Verläumdungen nicht, indem man z. B. das Gerücht verbreitete, er habe seine beiden Gattinnen umgebracht. Der Spruch des Parlements ließ seinen Feinden nichts zu wünschen übrig, denn B. wurde für bürgerlich ehrlos erklärt, und es stand auf dem Punkte, daß er von dem Henker gebrandmarkt werden sollte. Daß Alles dies aber nur dienen würde, dem gehaßten Manne einen Triumph zu bereiten, wie man noch keinen gesehen hatte, dieses ahneten seine Feinde nicht. Gewiß war es eine große Genugthuung für B., daß an demselben Tage,

1) So sagt sein Biograph in der Vie privée, politique et litteraire de Beaumarchais, suivie d'anecdotes, bons mots, reparties, satires, epigrammes et autres pièces propres à faire connaitre le caractère et l'esprit de cet homme celèbre et singulier. Par. 1802. Anderwärts wird 1732 als sein Geburtsjahr angegeben.

wo der Spruch gegen ihn ergangen war, der Prinz Conti öffentlich mit ihm durch die Straßen von Paris fuhr, und daß ein anderer Gerichtshof jene Sprüche nachher kassirte: sein wahrer Triumph aber war, daß das ganze gebildete Europa an seinem Prozesse Antheil nahm, und daß in Paris plötzlich Alles wetteiferte, den nur [illegible] so sehr verläumdeten und gehaßten Mann öffentlich ehren und zu preisen.

Und diesen großen Triumph verdankte B. ganz allein seinem Geiste und seinen schriftstellerischen Talenten, die sich mitten in der ihn bedrohenden Gefahr so glänzend entwickelten, daß sie selbst einen Voltaire nicht ohne Anwandlungen von Eifersucht ließen. B. beschloß, den Gang seiner Rechtssache dem Publikum vorzulegen, und dies geschah in den Mémoires pour le Sieur Beaumarchais par lui-même 1774. 4. u. 12., und Suite des Mémoires 1778. 12. Leicht werden Schriften dieser Art sonst übersehen; diese erregten allgemeine Bewunderung. Sie sind Meisterstücke der Darstellungskunst, und Laharpe urtheilt, ihr Verfasser zeige in seinem Styl etwas von Montaigne, von Rabelais und Swift, von dem ersten den starken Ausdruck und die naive Wendung, von dem zweiten die drolligen, unerwarteten und originellen Einfälle, von dem dritten die Erfindung satyrischer Formen und Abbiegungen, die den Schlag lange Zeit erwarten lassen, damit er desto stärker treffe. Diese Schriften voll Geist, Witz, Satyre, abwechselnd mit dem feinsten dialektischen Scharfsinn und den naivsten komischen Zügen, voll des regsten Lebens und Feuers hatten alles Anziehende eines Drama, und spanten die Erwartung auf den Ausgang stets um so höher, da Ehre und Glück eines so interessant gewordenen Schriftstellers auf dem Spiele stand. Aber nicht blos für den Schriftsteller hatte B. zu interessiren gewußt, sondern auch die zartesten Gefühle des Herzens für sich als Menschen gewonnen, hauptsächlich durch die Episode von der Erzählung seiner Reise nach Spanien, zu der ihn brüderliche Liebe bewogen, und wobei er ritterlich die beleidigte Ehre seiner Familie gerächt hatte. Jeder Teutsche kent, was B. hier gethan, aus Göthe's Trauerspiel Clavigo, dessen Stof aus diesem Memoire genommen, die Hauptscene und die eigentlich theatralische Darstellung aber wörtlich übersetzt sind; nur der Schluß weicht ab, den der Dichter aus einer engländischen Ballade entlehnt hat [2]).

Ein großer Vortheil erwuchs aus diesem allem dem Dichter Beaumarchais, denn dieser fand hiedurch die Sphäre, in welcher sein Genie vorzüglich glänzte, die Dichtung komischer Intriguenstücke, worin er, während er durch die lebenvollste Handlung hinriß, zugleich seinem satyrischen Witz die vollste Freiheit lassen konte. Das erste dieser Art, womit er seltenen Beifall einerntete, war sein Lustspiel le Barbier de Seville ou la précaution inutile, wovon seit 1775 mehre Auflagen und Übersetzungen erschienen sind. Fast beispiellos aber war der Beifall, welchen die im J. 1784 erschienene Fortsetzung dieses Stücks fand La folle journée ou le Mariage de Figaro. Der Enthusiasmus in Paris dafür war so groß, daß es hundertmal nach einander aufgeführt wurde, der Bühne 500,000, dem Verfasser 80,000 Franken eintrug, und in Frankreich und dem Auslande trugen die Damen Kopfzeuge à la Figaro und à la Susanne. Wiederholte Auflagen des Originals wurden nöthig, und in unsere Sprache, anderer nicht zu gedenken, ward es von Vielen übersetzt, von Jünger, Huber, Mad. Unger u. A. Noch jetzt steht es auf den Theater-Repertorien, und macht als Lustspiel und als Oper, mit Mozart's Composition, allzeit Glück, ja hat wunderlicher Weise vor Kurzem wieder in Frankreich neues Aufsehn erregt durch ein Verbot gewisser satyrischer Stellen, besonders in dem berühmten Monolog Figaro's (Akt 3, Sc. 3), welche Stellen aber unglücklicher Weise das Publikum auswendig wußte, und also vermißte und darüber lärmte. Monologe, wie dieser, können freilich für Vorläufer der Revolution gelten: dieser Monolog ist aber eigentlich nur der Schlüssel zu dem ganzen Stücke, worin B. sich selbst als Figaro maskirt und seine Gegner, bis auf den Richter Don Gusman Gänsehirn, blos gestellt hat. Die Grundlage des Ganzen konte dabei keine andere werden als: Opposition des Geistes gegen Geburts-Rang und Macht, und endliches Übergewicht von jenem über diese. Ein dunkles Gefühl hievon, so wie die Erinnerung an des Dichters eigne Schicksale mögen zu dem glänzenden Glücke, welches das Stück in Paris fand, wol mit beigetragen haben: außerhalb Paris aber mußte es so künstlich in der Erfindung, so lebenvoll in der Handlung, so reich an Verwicklungen und glücklich angelegten Situationen, so treffend in der Charakterzeichnung, immer so von neuem überraschend, geistreich und witzig seyn, als es ist, um den dauernden Beifall zu erhalten, den es erhalten hat.

Eine andere Gelegenheit, die große Gewandtheit seines Geistes zu beweisen und ein glänzendes Glück zu machen, erhielt B. durch den amerikanischen Freiheitskrieg. Zwar hatte sich B. das Ohr des Ministers, Grafen von Maurepas, zu verschaffen gewußt [3]), gegen den Plan aber, den er jetzt entwarf, die Amerikaner mit den nöthigen Bedürfnissen zu versorgen, war der Minister doch zu bedenklich, theils weil er zum Nachtheil seiner Person nichts wagen wollte, theils weil er die Politik und überwiegende Seemacht Englands fürchtete. B. wußte es dennoch dahin zu bringen, daß der Minister von seinem Privatunternehmen keine Notiz nahm, und nun trieb er seine Spekulation sehr ins Große, brachte eine Gesellschaft dazu zusammen, rüstete viele Schiffe zugleich aus, und brachte so in der That viele Waffen und Munition aller Art den Amerikanern zu. Wenn er dabei Millionen gewann, so ist doch auch nicht zu läugnen, daß die Sache der Amerikaner ebenfalls durch ihn nicht wenig gewann [4]).

2) Vgl. Göthe, aus meinem Leben Bd. 3, S. 530 fgg. Auch ein Franzos, Marsollier de Vivetières, hat diesen Stof zu einem Drama benutzt, welches unter dem Titel Norac et Javolci (Anagramm von Caron und Clavijo) zu Lyon 1785 erschienen ist.

3) Das Ministerium bediente sich B's. öfters zu geheimen Sendungen. Bei einer derselben an Fräulein d'Eon, von der Herr v. Vergenne ihn den Briefwechsel Ludwigs XV. mit ihr zurück zu erhalten beauftragt hatte, war er nicht sehr glücklich (s. Eon). 4) Wie wenig der brit. Regirung dies entgangen sey,

Jetzt befand sich aber auch B. in aller Hinsicht auf dem Gipfel des Glückes, und alle nachfolgenden Unternehmungen haben seinen Ruf nicht erhöht, und seinen Reichthum nur vermindert. Sein nächstes Projekt war eine Ausgabe von **Voltaire's** Werken, zu welchem Behuf er eine große Druckerei in der damals verlassenen Festung Kehl anlegte, und keine Kosten scheute, um etwas Ausgezeichnetes zu liefern. Da aber der Marquis von Condorcet wenig zu dieser Herausgabe, die ihm übertragen worden, geeignet, der Text nicht einmal korrekt war, und der Kommentar unter aller Erwartung blieb; so verlor B. bei diesem Unternehmen wenigstens die Hälfte dessen, was er bei dem amerikanischen gewonnen hatte. Mit nicht viel glücklicherem Erfolge mischte er sich in einen neuen Prozeß, welchen der Banquier **Kornmann** gegen seine Frau führte, die des Ehebruchs schuldig und zufolge einer königlichen lettre de cachet verhaftet worden war. Für diese Dame trat B. als Ritter auf. Theils aber schrieb das Publikum seine Einmischung auf Rechnung seiner Eitelkeit oder eines sonst nicht eben reinen Beweggrundes, theils hatte er in **Kornmanns** Vertheidiger, **Bergasse**, einen würdigeren Gegner als seine vorigen zu bekämpfen, und so machten weder seine Reden vor Gericht, noch seine Mémoires dans la cause du Sieur Kornmann (1787—88) einen günstigen Eindruck: und wenn B. den Prozeß gewann, so gewann **Bergasse** desto mehr in der öffentlichen Meinung, die ihn auch nachher in die erste National-Versamlung berief. Eben so wenig fand B. als dramatischer Dichter den vorigen Beifall wieder, weder mit seiner Oper Tarare (1787), die nur bei den ersten Vorstellungen das Theater füllte, noch mit seinem Drama in der Art der Eugénie: la mère coupable (1792 übers. von **Huber** 1795), deren geringster Fehler der ganz unpassende Titel ist. Auch hier konte er nicht unterlassen, Rache an einem Gegner zu nehmen, denn er brachte **Bergasse** unter dem anagrammatischen Namen Begearss als Karikatur auf die Bühne. Die Revolution brachte für ihn keine glücklicheren Tage. Er war Mitglied der ersten provisorischen Versamlung des **Julius** im J. 1789, wurde aber schon nach wenigen Tagen ausgeschlossen unter dem Vorwand, er sey ein Intriguant und könne als ehemaliger Höfling kein Patriot seyn. Zu verwundern ist es, daß er nicht als ein Opfer dieser Revolution fiel, da er seines Reichthums, seines Ruhms, seiner Talente, seines Einflusses wegen in der That zu einem der ersten Opfer ausersehen war. Im J. 1792 erbot er sich, der Republik 60,000 Flinten zu verschaffen, woran es mangelte. Er hatte gehofft, sich dadurch sicher zu stellen, allein vergebens, denn unglücklicher Weise kamen die Flinten nicht an. Er ward in die Abtei gefangen gesetzt, rettete sich jedoch glücklich, und lebte eine Zeitlang verborgen auf dem Lande. Bald darauf ward er wechselsweise angeklagt, frei gesprochen, verbannt. Man sprengte aus, daß er die Republik habe betrügen wollen, da er doch zum Unterpfande für die Erfüllung seines Versprechens 500,000 Franken beim Ministerium niedergelegt hatte, von denen er nie einen einzigen wieder sah. Um diese Zeit schrieb er die **Mémoires de Beaumarchais à Lecointre de Versailles, son denonciateur; ou mes six Epoques** (1793), eine Schrift, die seiner vorzüglichsten an die Seite zu stellen ist; als Greis zeigte er noch einmal alle Geistesgewandtheit seiner glücklichsten Zeit. In minder stürmischen Tagen kehrte er zurück, heiter, ungeachtet aller seiner Verluste. Seine Gesundheit war noch kräftig, als im J. 1799 ein Blutsturz, der ihn in einer Nacht überfiel, seinem höchstthätigen Leben plötzlich ein Ende machte.

Über seine Talente und die seltne Gewandtheit seines Geistes konte überall nur Eine Stimme seyn, desto verschiedener aber waren stets die Urtheile über die Moralität seines Charakters, der allerdings nicht selten in einem sehr zweideutigen Licht erscheint. Gewiß war er ein Intriguant, denn sonst wäre er weder dieser Dichter, noch dieser große Geschäfts- und Handelsmann geworden: die Frage ist nur, ob er es mehr in bösem als gutem Sinne war. Moralische Schriftsteller haben ihn zuweilen förmlich an den Pranger gestellt: um so lieber schließe ich daher mit dem von **Laharpe** über ihn gefällten Urtheil. „Im Privatstand geboren und nie denselben verlassend, sagt er, erwarb B. große Reichthümer ohne irgend eine Anstellung zu haben; machte große Handelsunternehmungen, ohne in Paris etwas mehr als ein Weltmann zu seyn; erhielt einen glänzenden Ruhm und machte Europa von sich sprechen wegen seiner Prozesse, die bei keinem Andern bemerkt worden wären; erwarb sich dauernden Ruf als Mann von großem Talent durch eine Gattung von Schriften, die man sonst schnell vergißt; war lange Zeit beschimpft als grausamer und boshafter Mensch, ohne etwas Böses gethan zu haben. Ohne Zweifel war ein solches Leben sehr außerordentlich, nicht minder aber waren es die Eigenschaften, die sich in ihm vereinten, und besonders diese vollkomne Gleichstimmung seines Charakters und Geistes mit der Zeit, worin er lebte, und den Umständen, in denen er sich befand."

Seine sämtlichen Schriften hat **Gudin** in sieben Bänden 8. 1809 herausgegeben. *(Gruber.)*

BEAUMARIS, die Hauptstadt der britischen Shire Anglesea in Wales. Sie liegt (Br. 53° 14′ L. 13° 9′), an der Menaistraße, enthält 1 schöne Kirche mit viereckten Thurm, 1 zierliches Stadthaus, 1 Zollhaus, 1 Freischule, und in 2 Straßen, 295 Häus. und 1510

---

beweist die königl. großbrit. Hauptdeduktion vom 15. Oct. 1779 unter dem Titel: Mémoire Justificatif pour servir de Reponse à l'Exposé . . de la Cour de France, worin auch B's. Unternehmung namentlich aufgeführt wird. Das ganze Aktenstück ist in Beziehung auf B. sehr wichtig, um so mehr, da dieser eine Gegenerklärung lieferte, auf welche einzig **Ersch** in seinem gelehrten Frankreich hingedeutet hat. Die **Observations sur le Mém. Just. de la Cour de Londres par P. A. C. de Beaumarchais, Armateur et Citoyen Français; dédiées à la Patrie. 1779**, womit sich B. in den Streit der ersten Mächte von Europa mischte, und welche sehr interessante Aufklärungen enthalten, sind den wenigsten Literatoren bekant. Man mußte diese Schrift für eine halbofficielle halten. Da nun darin gesagt war: „Frankreich habe im Pariser Frieden sich verbindlich machen müssen, nicht über eine gewisse Zahl seine Seemacht zu vermehren", so erhielt das, was man bisher nur vermuthet hatte, Beglaubigung. Die bei dem Friedensschlusse thätigen Minister, die Herzoge von Choiseul und Praslin, brachten es deshalb dahin, daß die Schrift in Frankreich unterdrückt und an den Höfen für nicht officiell erklärt wurde. Man findet sie daher fast nur noch in **Dohm's** Materialien für Statistik und neuere Statengeschichte, dritte Lief. 1781 S. 118 fgg.

Einw. Die Rhede, welche einen guten und sichern Ankerplatz darbietet, wird gegenwärtig wenig besucht, und der Kupferhandel hat sich weggezogen. Die Stadt sendet 1 Deputirten zum Parliamente. *(Hassel.)*

BEAUMELLE (Laurent ANGLIVIEL de la), bekant durch seine Pensées, seine Streitigkeiten mit Voltaire, und zweimaligen Verhaft in der Bastille, wurde zu Vallerangue in Nieder-Languedoc 1727 geboren, und als Katholik im College zu Alais erzogen. Späterhin lebte er einige Jahre zu Genf, und scheint dort zur protestantischen Religion übergegangen zu seyn. Im Jahr **1751** ging er nach Kopenhagen als Professor der französischen Literatur, blieb aber nicht lange dort, entweder, weil ihm das Klima nicht behagte, oder weil er lieber in Berlin unter dem die französische Literatur so vorzüglich begünstigenden Könige leben wollte. In dieser Absicht hatte la B., der schon in Kopenhagen (zuerst **1751**) seine satyrischen Pensées herausgegeben, sich mit Voltaire in Briefwechsel eingelassen; fand aber an V. nicht seinen Mann. Durch eine Stelle über die Person von Friedrich II. in den Pensées, die er erst von B. sich geborgt hatte, und la B. Freundschaft für Maupertuis beleidigt, erregte er ihm in Berlin, statt ihm beim Könige nützlich zu werden, so viel Verdruß, daß er bald wieder die Stadt verließ (Mai 1752). Er begab sich nach Paris zurück, blieb aber auch hier nicht lange in Ruhe. Nach der Herausgabe seiner Noten zu Voltaires Jahrhundert Ludwigs **XIV.** wurde er am **23.** April **1753** in die Bastille gesperrt, und nach sechs Monaten kaum entlassen, wegen des Drucks der Memoiren und Briefe der Maintenon, in welchen man vieles entstellt fand, schon wieder dahin zurückgebracht. Von neuen in den Besitz seiner Freiheit gesetzt, ging er nach Toulouse, wo er sich mit der Schwester des jungen Lavaisse verheirathete, der in dem Prozesse von Calas als Angeklagter erschien. Auch schrieb la B. in dieser Sache die erste darüber erschienene Denkschrift. Im Jahr **1772** erhielt er eine Stelle bei der königl. Bibliothek zu Paris, starb aber schon im folgenden Jahre **(1773)** am **17.** Novemb. — Leider hatten seine Streitigkeiten mit Voltaire, die ihn zu Kritiken nicht nur seiner historischen Schriften, sondern auch seiner Henriade hinrissen, wiewol es ihm an allem Talent zur Kritik poetischer Werke fehlt, seine Schritte auf der Laufbahn des Ruhmes gehemt, den er sich durch seine defense de l'Esprit des lois (1751), und seine gleichzeitigen oft aufgelegten Pensées (worin große politische Ideen und treffende Characterzüge mit moralischen Gedanken abwechseln), schon in früher Jugend erworben hatte *). *(H.)*

BEAUMONT, 1) Stadt im Bez. Pontoise des französ. Dep. Seine-Oise (Br. 49° 8′ L. 19° 56′), auf einem Hügel und am linken Ufer der Oise, worüber eine Brücke führt, mit 370 Häus. und 1905 Einw. 2) Marktflecken im Bez. Fontainebleau des franz. Dep. der Seine Marne am Susain, mit 220 Häus. und **1150** Einw. 3) Marktflecken im Distrikt Sedan des französ. Dep. Ardennen auf der Westseite der Maas, mit 281 Häus. und **1183** Einw. 4) Stadt mit dem Beinamen le Roger (Br. 49° 2′ L. 18° 26′), in dem Bez. Bernay des französ. Dep. Eure. Sie liegt an der Rille, und nahe bei dem Walde, der von ihr den Namen führt, hat 2 Kirchen, 140 Häus. und 1665 Einw., die Gerbereien und Bleichen unterhalten, und mit Holz, Glase und Zwirn verkehren. An dem Walde steht eine Glashütte. Die Stadt hält 4 Jahrmärkte. 5) Marktflecken im Distr. Pont l'Eveque des französ. Dep. Calvados, etwa **1** Meile vom Meere, hat 124 Häus. und 991 Einw., und treibt Ochsenhandel. 6) Stadt mit dem Beinamen le Vicomte, im Distr. Mamers des französ. Dep. Sarte. Sie liegt (Br. 48° 12′ L. 17° 40′), an der Sarte, hat 2 Kirchen, 375 Häus. und 2402 E., die Serges, Droguets und Londrins bereiten, auch werden gute Prunellen eingemacht, da die Umgegend ein Fruchtgarten ist, und hier vorzüglich jene edle Pflaume gedeihet. 7) Stadt im Distr. Bergerac des franz. Dep. Dordogne, mit 260 Häus., 1392 Einw. und dem Hochofen Pont Roudieur, mit **1** Hammer. 8) Stadt mit dem Beinamen de Lomagne im Distr. Castel Sarrasin des Dep. Tarn-Garonne. Sie liegt an der Gimone, hat 3 Kirchen, **1** Hospital, über 500 schlechtgebauete Häus. und 3652 Einw., deren Nahrung hauptsächlich in Landwirthschaft und Weinbau besteht, doch wird auch etwas in groben Tüchern, Leder und Hüten gethan. 9) ein Marktflecken im Bez. Clermont des franz. Dep. Puy de Dôme, auf einer Anhöhe mit 218 Häus. und **1468** Einw. 10) Stadt in dem Distr. Charleroy der niederländ. Prov. Hennegau auf einem Berge; ummauert, mit 3 Thoren, **1** Kirche, **300** Häus. und 1499 Einw., die Öl- und Marmormühlen haben, in welchen letztern der in der Umgegend gebrochene Marmor verarbeitet wird. *(Hassel.)*

BEAUMONT (Francis), wurde um das Jahr 1585 zu Graces Dieu in Leicestershire geboren, und zu Cambridge erzogen. Als Student in the Inner Temple beschäftigte er sich nur wenig mit den Rechten, und desto mehr mit der Poesie, worin er eine große Fertigkeit besaß; der Schauspiele, komischen und tragischen Inhalts, welche er gemeinschaftlich mit John Fletcher schrieb, sind nicht weniger als sieben und funfzig. An diesen läßt sich der Antheil eines jeden Dichters schwerlich bestimmen, und man weiß nur, daß The Masque of Grays-Inn Gentlemen von ihm allein ist. Gemeiniglich glaubt man indeß, Fletcher's Talent sey vornehmlich der Witz und Beaumont's, ob er gleich weit jünger war, das reifere Urtheil gewesen. Aus dieser Ursache soll selbst Ben-Jonson über seine dramatischen Schriften vor ihrer öffentlichen Bekantmachung, und selbst in Ansehung der ersten Entwürfe zu seinen Schauspielen, ihn zu Rath gezogen haben. Wahrscheinlich ist es also, daß der Plan und dessen ganze Ausführung vornehmlich von Beaumont entworfen sey, und daß Fletcher, der mit der wirklichen Welt durch vielfachen Umgang vertraut war, hauptsächlich den Dialog, den Ausdruck und die Lebhaftigkeit der Stücke gegeben habe. Daß aber dieser auch oft die Ausführung der Anlagen besorgt habe, läßt sich aus der bekanten Anekdote vermuthen, daß sich dieser mit Beaumont in

*) Vgl. Biogr. univ. T. III. u. *Ersch* Fr. lit. 1.

einem öffentlichen Hause über den Entwurf eines Trauerspiels besprochen und gesagt haben soll, er wolle es auf sich nehmen, den König umzubringen. Von dem Aufwärter ward diese Äußerung misverstanden, und beide wurden des Hochverraths angeklagt; bei angestellter gerichtlicher Untersuchung ergab es sich bald, daß nur von einem Theaterkönig die Rede gewesen war. Unstreitig sind diese Schauspiele nicht ohne Verdienst, und einige derselben werden jetzt noch auf die Bühne gebracht, welches ehedem noch öfter der Fall war. Die Entwürfe sind meistens sinnreich, nicht ohne Interesse und glücklich ausgeführt, die Charaktere der Personen mit starken Zügen bemerkt, und ihre Reden großentheils lebhaft und natürlich. Bei dem allen sind manche Fehler, wenn man sie auch zum Theil durch Rücksicht auf ihr Zeitalter entschuldigt, auffallend genug; auch ist die Unsittlichkeit in mehren Stellen anstößig; und hieraus läßt sich der große Beifall erklären, welchen sie während der ausgelassenen Regirungszeit Karls II. erhielten. Mit Recht sind in neuern Zeiten Shakspear's Schauspiele ihnen vorgezogen; obgleich einige glauben, daß dieser große Dichter an Beaumont's und Fletcher's Schriften vielen Antheil habe. Er starb sehr jung zu Anfange des März 1615, und ward in dem Eingange der St. Benedict-Kapelle in der Westminsterabtei begraben. Die einzige Tochter, welche er hinterließ, soll noch einige handschriftliche Gedichte von ihm besessen haben, die aber auf ihrer Rückreise zur See von Irland verloren gingen. — Die Schauspiele beider Dichter wurden zum Theil bei ihren Lebzeiten einzeln in 4, aber sehr nachlässig herausgegeben. Lange nach ihrem Tode 1645 veranstaltete Shirley die erste Samlung derselben, in Fol., welche 34 Schauspiele enthielt. Eine zweite Ausgabe, gleichfalls in Fol., wurde 1679 veranstaltet, und lieferte zuerst eine vollständige Samlung dieser Werke. Im J. 1711 erschien ein bloßer Abdruck dieser letzten Ausgabe in 10 Octavbänden, die jedoch noch für fehlerhafter gehalten wird. Seward und Sympson führten 1750 Theobald's Vorsatz aus, eine neue Ausgabe beider Dichter zu liefern, und wandten darauf größere Sorgfalt. Der neueste Abdruck mit allen vorigen verglichen, und mit Anmerkungen verschiedener Ausleger begleitet, erschien 1780 in 10 Bden. 8. — Von der Maid's Tragedy gab Herr von Gerstenberg unter dem Titel: die Braut zu Kopenhagen und Leipzig 1765. 8., eine prosaische Übersetzung nebst kritischen und biographischen Abhandlungen englischer Kunstrichter über die 4 größten Dichter des ältern britischen Theaters, Shakspeare, Ben Jonson, Beaumont und Fletcher. Eine neuere metrische Übersetzung der dramatischen Werke von den beiden letztern von K. L. Kannegießer, enthält bis jetzt 2 Bde. Berlin 1808. 8.; und es finden sich darin: die Seereise, die Braut, die Geschwister und der beste Mann. (*Eschenburg.*)

BEAUMONT (Christophe de), Erzbischof von Paris, aus einem alten angesehenen Geschlechte in Dauphiné abstammend, und auf dem Schlosse de la Roque in Perigord den 26. Jul. 1703 geboren. Nachdem er seine theologischen Studien vollendet hatte, wurde er Kanonikus zu Lyon, 1741 Bischof zu Bayonne, 1745 Erzbischof zu Vienne, und im folgenden Jahre erhielt er das Erzbisthum zu Paris. Seine Kentnisse, besonders im kanonischen Recht und in der Geschichte, seine Frömmigkeit und reinen Sitten, und ein unbegränzter Hang zum Wohlthun, dem er einen großen Theil seiner Einkünfte zum Opfer brachte, machte ihn dieser Auszeichnung würdig. Aber sein Eifer für Aufrechthaltung alter Formen des Glaubens, seine Intoleranz und Strenge gegen Andersdenkende, besonders gegen freimüthige Schriftsteller und philosophische Selbstdenker, verwickelten ihn in viele und langwierige Streitigkeiten, und zogen ihm mannigfachen Tadel und Schmähungen in einer Menge Flugschriften zu. Als Freund und Begünstiger der Jesuiten, denen er seine Würde vornehmlich zu verdanken hatte, erneuerte er 1752 die Gewissensbedrückungen derer, die der Bulle Unigenitus abgeneigt waren. Er wollte ihnen die Sakramente verweigert wissen, und viele französische Bischöfe folgten seinem Vorgange. Darüber kam es zu unangenehmen Verhandlungen zwischen dem Hofe und dem Parlemente. Der König bat den Erzbischof, er möchte doch aufhören, den Stat durch seinen unzeitigen Eifer zu beunruhigen. Als er aber dem Könige erklärte, daß er sich in seinem Gewissen für verpflichtet hälte, Gott mehr als den Menschen zu gehorchen; so ward er auf sein Landhaus nach Conflans, und als er auch da noch auf seinem Widerspruch beharrte, an die äußerste Gränze seines Kirchsprengels, nach Champeaux, und von da nach Lagny verwiesen. Allein auch an seinem Verbannungsorte blieb der Erzbischof der Mittelpunkt der französischen Kirche. Nach wie vor unterhielt er einen geheimen Briefwechsel mit den Bischöfen seiner Partei, die eine überwiegende Majorität ausmachten. Überall nahm man mehr oder weniger Antheil an seiner Verweisung, und es gab wenige Prälaten in Frankreich, die nicht halbe Narren oder wenigstens Schwärmer gewesen wären [1]). Benedict XIV. suchte mit kluger Schonung dem Ausbruch einer Kirchentrennung zu wehren. Er setzte in dieser Absicht eine Congregation von Kardinälen und Theologen nieder, und legte ihr Gutachten zum Grunde eines Umlaufschreibens, das er im October 1756 an die Kardinäle und Prälaten Frankreichs erließ. Er nante zwar darin die Bulle Unigenitus eine apostolische Constitution, der man nicht ohne Verlust der Seligkeit ungehorsam seyn könne; wollte aber doch nur den öffentlichen und allgemein bekanten, selbst gerichtlich verworfenen Gegnern derselben die Sakramente versagt wissen, und schrieb auch sonst mancherlei Mäßigung dabei vor. Mit diesem Schreiben versehen schärfte der König von neuem die Unterwerfung gegen die Bulle, wenn gleich nicht als eine Glaubensregel betrachtet, ein. Zugleich wiederholte er den Befehl, über dieselbe ein gänzliches Stillschweigen zu beobachten, und verwies die Klage über die Ertheilung und Verweigerung der Sakramente zwar an die geistlichen Richter, doch mit Vorbehalte der Appellation an die weltlichen, welche deshalb Strafen anordnen konten. Nach kurzem Stillstande brachen aber die Streitigkeiten von neuem aus, und ein

1) Memoiren des Herzogs von Richelieu, Th. 8. S. 173 ff. vgl. Voltaire précis du siècle du Louis XV. chap. 36.

dauerhafter Friede kam nicht eher zu Stande, bis die Störer desselben, die Jesuiten, aus dem Reiche verwiesen waren [2]). — Inzwischen gaben die Schriften von Helvetius (de l'esprit), Rousseau (Emile), Marmontel (Belisaire), de Prades (Thése soutenue en Sorbonne), und andrer philosophischen und theologischen Neuerer, dem Eifer des Erzbischofs neue Veranlassung zu ernsten Rügen und Warnungen, die aber freilich dem vermeinten oder wirklichen Schaden, den diese Schriftsteller anrichteten, keinen wirksamen Widerstand zu leisten vermochten. Das größte Aufsehn machte eine zeitlang das Strafurtheil, das Beaumont gegen Rousseau's Emil ergehen ließ [3]). Er warnte seinen Sprengel vor dem Gifte der Lehre, daß der Mensch sich selbst wieder gegeben, und der Natur gemäß gebildet werden solle, weil man ja wohl wisse, wie eine traurige Entartung in dieser Natur durch den Sündenfall vorgegangen sey; vor jeder neuen Erziehungsweise, die nicht nach den Vorschriften und von den Dienern der Kirche beobachtet werde; insbesondere vor dem Rathe, die Unterweisung der Jugend zur Religion bis in das reifere Lebensalter auszusetzen, und vor den unzählbaren träumerischen, gotteslästerlichen, ketzerischen, auch für Ehre und Festigkeit des Throns gefährlichen Meinungen dieses Schriftstellers. Bekanter und gelesener als diese Warnung ist Rousseau's muthvolle Schutzschrift [4]), die er an den Erzbischof richtete, und in der er einige ärgerliche Stellen seines Emils eher schärfte, als daß er ein Wort zurücknahm. Eben so wenig Beifall bei dem aufgeklärten Theile der Nation fand das gegen Marmontels Belisaire ausgesprochene erzbischöfliche Strafurtheil [5]). Die sämtlichen Hirtenbriefe und geistlichen Ausschreiben Beaumonts sind gesammelt in dem Récueil des mandemens, lettres et instructions pastorales de feu Msgr. de Beaum. depuis 1747. jusqu'à 1779. 4. So viel Tadel das intolerante Verfahren des Erzbischofs bei den genanten und mehren andern Veranlassungen im In= und Auslande fand, so allgemein war dagegen die Verehrung, die sein Privatcharakter einflößte. Es war ihm mit der Religion und ihren Pflichten ein wahrer Ernst, und die liebenswürdigsten Tugenden schmückten sein Leben. Seine Wohlthätigkeit erstreckte sich selbst auf seine offenbarsten Gegner, und eben so rührend als zahlreich sind die Beispiele von außerordentlicher Unterstützung, die er der leidenden Menschheit und den Bedürfnissen des Stats zum Opfer brachte. Dem Polizeilieutenant Sartines gab er eines Tages zu diesem Zwecke 50,000 Thaler; als 1772 das Hôtel=Dieu abbrante, verpflegte er die Kranken in seinem eigenen Palaste, und als ihn ein alter Officier um eine Unterstützung bat, schenkte er ihm, weil er gerade kein Geld hatte, seine Uhr. Bis in's höchste Alter verrichtete er die Obliegenheiten seines Amtes mit ungemeiner Thätigkeit und Anstrengung, und starb den 12. Dec. 1781, beweint von einer zahllosen Menge Armen, deren Vater und Versorger er war. Mehr als tausend arme Priester, und 500 hilflose Familien empfingen von ihm regelmäßige jährliche Unterstützungen [6]). — Sein Neffe, Antoine François, Vicomte de Beaumont, geb. auf dem Schlosse de la Roque den 3. Mai 1733, gest. zu Toulouse den 15. Septemb. 1805, hat sich in französischen Seediensten, und durch echt patriotische Tugenden rühmlich ausgezeichnet [7]). *(Baur.)*

BEAUMONT (Marie, le Prince de), aus Rouen, geb. d. 26. April 1711, und zu Luneville mit einem Herrn von Beaumont so unglücklich verheirathet, daß die Ehe 1745 gerichtlich getrent werden mußte. Schriftstellerei und Kindererziehung wurden seitdem die Erwerbsquelle der geschiedenen Gattin, und in beiden Beziehungen erwarb sie sich Achtung, Beifall und Verdienst. Einige Jahre nach der Auflösung ihres unglücklichen Ehebündnisses begab sie sich nach London, und lebte daselbst 17 Jahre geachtet und vorgezogen, als praktische Erzieherin, und Verfasserin mehrer lehrreicher und unterhaltender Schriften für Kindheit und Jugend, namentlich einer Geschichte, Geographie und mehrer Magazine für das frühere Alter, unter dem das Magasin des enfants, das 1757 erschien, und bald in die meisten europäischen Sprachen übersetzt wurde, das vorzüglichste ist. Als das Klima von England ihrer Gesundheit nicht mehr zuträglich schien, kehrte sie mit einem Landsmann, Thomas Pichon, den sie in London geheirathet hatte, und mit dem sie sechs Kinder erzeugte, nach Frankreich zurück. Hier erhielt sie mehre, sehr ehrenvolle Anträge, selbst von fürstlichen Personen, als Erzieherin in ihre Dienste zu treten, aber ihrem Vorsatz getreu, für ihre eigene Familie und für literarische Arbeiten im Stillen zu leben, kaufte sie 1768 das Gütchen Chavanad unfern Annecі in Savoyen, wohin sie sich schon 1764 begeben hatte, und hier starb sie 1780, nicht nur wegen ihrer Talente, und deren gemeinnützigen Anwendung, sondern auch wegen ihrer reinen Sitten und aufrichtigen Frömmigkeit eines ehrenvollen Andenkens werth. Ihre schriftstellerische Thätigkeit war ungemein groß, denn schon, da sie aus England zurückkehrte, betrug die Zahl ihrer Schriften 40 Bände, und sie vermehrte dieselben noch durch viele später erschienene, da

2) Man vergl. über diese folgenreichen Streitigkeiten in der neuesten Religionsgeschichte die Geschichte der neuern Streitigkeiten mit dem römischen Hofe, Th. 1. S. 57—144, u. la constitution Unigenitus deferée à l'eglise universelle. Köln oder vielmehr Utrecht 1757. in 4 Fol., worin alle gegen die Bulle herausgekommenen Appellationen, nebst vielen obrigkeitlichen Verordnungen gesammelt sind. Auch der Mercure histor. et polit. An. 1752, die neuen genealog. hist. Nachrichten, Bd. 3—6. Baumgartens Nachrichten von merkw. Büchern, 4. Bd. 466. 5. Bd. 87. Schlegel's Kirchengesch. des 18. Jahrh. 1. Bd. 996. und Schröckhs Kirchengesch. seit der Reformat. 7. Bd. 440, handeln ausführlich von diesen Streitigkeiten. 3) Mandement de Msgr. l'Archêveque de Paris, portant condemnation d'un livre qui a pour titre: Emile etc. 1762. Abgedruckt in den Nov. Act. hist. eccles. Bd. 5. S. 745. 4) *J. J. Rousseau*, citoyen de Geneve, à *Christ. de Beaumont*, Archevêque de Paris. à Amst., mehrmals nachgedruckt u. in seinen Werken. 5) Mandement de Msgr. l'Archevêque de Paris, portant condemnation d'un livre qui a pour titre: Belisaire etc. 1768. Vgl. Henke's Kirchengesch. des 18. Jahrh. 2 Th. 300 ff.

6) Oraison fun. de Mr. de Beaumont, Arch. de Par. par Mr. Ferlet. Biogr. univ. Tom. III. (von Tерcuil). Nouv. Dict. hist. (alle einseitig, unvollständig und unbefriedigend). 7) Biogr. univ. T. III.

sie in den 70 Jahren, die sie lebte, eben so viele Bände drucken ließ. Meisterwerke hat sie nicht hervorgebracht, und ihre ohne Phantasie, mit hervorstechender moralischer Tendenz geschriebenen Romane sind nicht mit Unrecht in Vergessenheit gerathen. Aber durch ihre zur Belehrung und Unterhaltung der Kindheit und Jugend geschriebenen Schriften hat sie, auch außer ihrem Vaterlande, sehr viel Nutzen gestiftet, obgleich der Styl in allen ihren Schriften unkorrect, der Vortrag weitschweifig, und der gewählte wissenschaftliche Stof manchmal ziemlich dürftig bearbeitet ist. Am wenigsten Beifall aber verdienen manche theologische Ansichten der Verfasserin. Die bessern unter ihren Kinderschriften empfehlen sich durch eine leichte Darstellung, einen einfachen Erzählungston, eine gefällige Moral, durch Einmischung wohlgewählter historischer Züge und Erzählungen, und andere das kindische und jugendliche Alter ansprechende Eigenschaften. Bei weitem die meisten ihrer Schriften wurden ins Teutsche, Englische, Russische, Schwedische, Italiänische und Spanische übersetzt, und öfters auch im Original nachgedruckt, vornehmlich folgende: **Education complète, ou abrégé de l'histoire ancienne mêlée de geographie et de chronologie, à l'usage de la famille royale de la princesse de Galles.** Londres 1753. Vol. III. 12.; 1803. Vol. IV. 12., teutsch in 5 Theilen, die 2 ersten Theile mit Zusätzen und Verbess. von J. J. A. Schlegel, und die 3 letzten von G. H. Martini. Leipz. 1766—1780. 8. **Magasin des enfants, ou dialogues entre une sage gouvernante et ses élèves.** Londres 1757. Vol. IV. 12.; Nismes 1791. Vol. II. 12., teutsch von J. J. Schwabe. Leipz. 1758; 1795. 8. **Magasin des adolescentes.** Londres 1760.; Par. 1787. Vol. IV. 12., teutsch, 3te Aufl. Leipz. 1766. 8. **Instructions pour les jeunes Dames qui entrent dans le monde et qui se marient.** Londres (Lyon) 1764. Vol. IV. 12., teutsch, Leipz. 1768. 4 Th. 8. **Magasin des pauvres, des artisans, des domestiques et des gens de la campagne.** Lyon 1768; 1775. Vol. II. 12., teutsch von J. J. Schwabe. Leipz. 1768. 8. **Le mentor moderne, ou instruction pour les garçons et pour ceux qui les élèvent.** Par. 1772. Vol. XII. 12. teutsch von J. J. Schwabe. Leipz. 1773—75. 12 Th. 8. **Oeuvres mêlées extraites des journaux etc.** Mastricht. 1775. Vol. VI. 12., teutsch, Leipz. 1776. 2 Th. 8. *). (*Baur.*)

BEAUMONT (Jean Baptiste Jacques Elie de), Advokat beim Parlement zu Paris, geb. zu Carentan in der Normandie im October 1732. In seinem zwanzigsten Jahre wurde er unter die Advokaten aufgenommen, allein, da ihn ein organischer Fehler zum mündlichen Vortrage weniger geschickt machte, so beschränkte er sich auf den schriftlichen, und ward einer der berühmtesten Anwälte beim Parlement zu Paris. Seines Stoffes, wie seines Ausdruckes ganz mächtig, schrieb er mit Wärme, Leichtigkeit und Klarheit, imponirte nicht nur durch das Gewicht, sondern auch durch die Stellung der Gründe, womit er jeden streitigen Punkt unterstützte, und zeigte im Verfolge eines Rechtsstreits eine Thätigkeit, die mit den Schwierigkeiten wuchs, und durch keine Bedenklichkeit oder Gefahr zu entmuthigen war. Am bekantesten wurde er durch die gerichtliche Vertheidigung des zu Toulouse unschuldig geräderten Calas: **Mémoire à consulter et Consultation pour la dame Anne Rose Cabibel, veuve Calas, et pour ses enfans.** Paris 1762. 4., im Auszuge in den Nov. act. hist. eccles. Bd. 4. S. 751 ff. Die Talente, die er in dieser, die allgemeinste Aufmerksamkeit erregenden, gerichtlichen Verhandlung entwickelte, legten den Grund zu einem Ruhme, der ganz Europa durchdrang, und in allen Prozessen, die er seitdem übernahm, behauptete er sich in dem Rufe eines der geschicktesten französischen Advokaten. Von seinen gerichtlichen Memoiren sind viele einzeln gedruckt worden, aber die spätern waren, da man ihn mit Aufträgen überhäufte, weniger vollkommen als die frühern. Er war Eigenthumsherr des Gutes Canon in der Normandie, und stiftete daselbst mit seiner Gattin ein ländliches Fest, das unter dem Namen: das Fest der guten Leute (**Fête des bonnes gens**) bekant wurde, bei welchem von beiden Geschlechtern eine tugendhafte Person einen Preis erhielt. Diese Stiftung gab dem Abbe Lemonnier den Stof zu der Schrift: **Fêtes des bonnes gens de Canon et des rosières de Briquebec et de St. Sauveur-le Vicomte.** Avignon 1778. 8. Beaumont starb zu Paris den 10. Jan. 1786, auch wegen seines rechtschaffenen Charakters und seiner gesellschaftlichen Talente von seinen Bekanten betrauert. Seine Gattin Anne Louise Marie-Duménil (geb. zu Caen 1729, gest. zu Paris den 12. Januar 1783), ist Verfasserin eines, wegen gelungener Charakterschilderungen und Sittengemälde viel gelesenen und oft gedruckten Romans: **Lettres du marquis de Roselle.** 1764. Vol. II. 12., teutsch, Leipzig 1765. 8., und zum 2ten Mal von Mariane Deurer. Hamb. 1784. 2 Th. 8.; auch ins Englische und Holländische übersetzt. Zu dem Roman der Frau von Tencin (**les anecdotes de la cour et du règne d'Edouard II, roi d'Angleterre.** Vol. II. 1776. 12.), schrieb sie einen dritten Theil, der aber den beiden ersten, ohne verunglückt zu seyn, nicht gleich komt *). (*Baur.*)

BEAUNE, 1) die Hauptstadt eines Distrikts von 42 □Meilen und 110,555 Einw. im französ. Dep. Côte d'or. (Br. 47° 2′ L. 22° 30′) an der Bouzeoise in einer weinreichen Gegend, ist mit Wällen umgeben, die jetzt ihre Promenade bilden, hat 1 Handelsgericht, fünf Vorstädte, 4 Kirchen, worunter St. Pierre sich auszeichnet, 2 Hospitäler, worunter das Eine 1443 von dem Kanzler Philipps, Herzogs von Burgund, aufgeführt ist, 869 ziemlich gut gebauete Häuser in breiten Straßen und 9375 Einw. Die Manufakturen bestehen in Tuch-, Droguet- und Sergeweberei, in Fäberei und Messerschmiedewaren, aber wichtiger als diese ist der starke Weinbau und Weinhandel: Beaune ist der vorzüglich-

*) Nouv. Dict. hist. s. v. Beaumont. Biogr. univ. Tom. XXIV. s. v. Le Prince de Beaumont. Ersch's gel. Frankr. s. v. Beaumont.

*) Nouv. Dict. hist. s. v. Beaumont. Biogr. univ. T. XIII. s. v. Elie de Beaumont. Ersch's gel. Frankr. s. v. Beaumont.

ste Stapelplatz der Burgunderweine, und es gibt hier sehr reiche Handlungen, die die ausgebreitetsten Geschäfte, besonders mit Teutschland machen, und jährlich 30,000 bis 40,000 Piepen versenden. Für das Vergnügen der Einwohner ist 1 Theater, ein Vauxhall und mehre Promenaden, auch 1 Bibliothek vorhanden, und in der Nähe quillt die schöne Fontaine d'Aigue hervor. Der große Jahrmarkt fängt am 12. Novbr. an, und dauert 8 Tage. 2) Stadt mit dem Zunamen: la Rolande im Distr. Pithiviers des franzôs. Dep. Loiret mit 448 Häus. und 2057 Einw., die sich vom Wein- und Obstbau und von der Landwirthschaft nähren, auch Jahrmärkte halten. (*Hassel.*)

BEAUPRÉ, eine Gruppe von 3 waldigen Inseln im Australmeere an der N. W. Küste von Calidonien, wovon die nördlichste unter 20° 15′ Br. und 179° 4′ L. belegen ist. (*Hassel.*)

BEAUPREAU, Hauptstadt eines Distr. von fast 26 □ Meil. und 77,705 Einw. im franz. Dep. Mayenne-Loire. Sie liegt am Eure, ist alt und schlecht gebauet mit 2 Kirchen, 385 Häus. und 1881 Einw., die Toiles de Cholet weben. (*Hassel.*)

BEAURAIN (Jean de), Geograph des Königs v. Frankreich, geb. d. 17. Januar 1696 zu Aix en Issart in der Grafschaft Artois, nach seiner Behauptung ein Abkömling der alten Kastellane von Beaurain. In einem Alter von 19 Jahren kam er nach Paris, wurde ein Schüler des königlichen Geographen Pierre Moulart Sanson, und in seinem 25sten Jahre selbst königlicher Geograph. Ein Calendrier perpétuel, ecclésiastique et civil, den er 1724 drucken ließ, machte ihn Ludwig XV. bekant, für den er viele Karten und Plane zeichnete. Seinen bleibenden Ruhm aber begründete er durch das in seiner Art klassische Werk: Histoire militaire de Flandres, depuis l'année 1690 jusqu'en 1694 inclusivement, qui comprend le détail des marches, campemens, batailles, siéges et mouvemens des armées du roi et de celles des Alliés, pendant les cinq campagnes. Ouvrage fait sur les mémoires manuscrits des camps, marches et batailles de Mr. le Maréchal de Luxembourg et sur le journal imprimé de Mr. Vaultier par le Chev. de Beaurain. Par. 1754. Vol. III. Fol. mit treflichen Karten und Planen. Ed. II. augmentée de la campagne de Hollande en 1672. à la Haye et à Paris 1776. Vol. IV. Fol. (wohlfeiler, aber weniger schön als die erste Ausgabe). Nouv. edit. plus correcte et augm. de notes tactiques, par un officier prussien. Potsdam 1783—87. Vol. V. 4., teutsch (v. K. F. Trost) ebend. 5 Thle 1783—87. 4., beide mit denselben Plans. Die Veranlassung zu der neuesten, mit gehaltreichen Anmerkungen versehenen, Ausgabe des Originals und der teutschen Übersetzung *), gab König Friedrich der Zweite von Preußen, der das Werk seinen jungen Offizieren vom Generalstab, die er in der höhern Kriegskunst selbst unterrichtete, zum fleißigen Studium empfahl. Es enthält eine vollkomne militärische Beschreibung höchst interessanter Feldzüge eines sehr großen Generals. — Man hat von Beaurain auch einen Atlas de géographie ancienne et moderne. Vol. XIV. Fol., und für seinen Antheil an dem Unterricht des Dauphins bekam er 1756 eine Pension. Da er unter andern auch in Handelssachen tiefe Einsichten besaß, so gebrauchte ihn der Kardinal Fleury und Amelot mehrmals mit Vortheil bei schwierigen Unterhandlungen. Er starb den 12. Febr. 1771, und hinterließ einen Sohn, der rühmlich in die väterlichen Fußstapfen trat. Von ihm sind die Karten zu der Histoire de la campagne du Grand-Condé en Flandre, en 1674 (von dem Marquis d'Aguesseau). Par. 1774. Fol., und zu der Hist. des quatre dernières campagnes du maréchal de Turenne, de 1672. à 1675. ib. 1782. Vol. II. Fol. Der Verfasser des letztern Werks ist Grimoald, der aber über die Verstümlung, welche sich die Censur erlaubte, so entrüstet war, daß er seinen Namen blos auf 10 an Freunde vertheilten Exemplaren stehen ließ. Die übrigen erschienen unter Beaurains Namen, von dem aber blos Kupfer und Karten herrühren **). (*Baur.*)

BEAUREGARD, 1) Marktflecken im Distr. Clermont des franzôs. Dep. Puy de Dôme; nett und freundlich mit 1 Schlosse, worauf sich zuweilen der berühmte Kanzelredner Massillon aufhielt, 267 Häus. und 1492 Einw. 2) Marktfl. im Distr. Trevoux des franz. Dep. Ain an der Saone, mit 53 Häus. und 278 Einw., einst der Hauptort des Fürstenthums Dombes. (*Hassel.*)

BEAUREPAIRE, ein Marktfl. im Distr. Vienne des franzôs. Dep. Isere. Er liegt am Lauron, dessen periodischer Lauf merkwürdig ist, und zählt 1954 Einw., worunter 15 Tuch- und Flanellenweber, auch werden Gerbereien und 1 Tabaksfabrik betrieben. 3 Jahrmärkte. (*Hassel.*)

BEAUSOBRE (lat. Bellesobrius), ist der Name einer altadeligen, in frühern Zeiten durch kriegerischen Muth ausgezeichneten Familie, die aus Limousin abstamte, und ursprünglich Beaurpuis de Beaussart hieß. Einer aus dieser Familie floh nach der Pariser Bluthochzeit nach Genf, und verwandelte seinen bisherigen Familiennamen, um weniger erkant zu werden, in Beausobre. Von diesem stamt Isaac de Beausobre her, der berühmteste aus diesem Geschlechte, geboren zu Niort in Poitou den 8. März 1659. Gegen den Willen seiner Ältern, die ihm durch das Wohlwollen der Maintenon, Erzieherin zweier natürlichen Kinder Ludwigs XIV., und nachmals dessen Gemahlin, den Weg zu hohen Statswürden zu bahnen hofften, entschied er sich für das Studium der Theologie, und trieb dasselbe auf der reformirten Hochschule zu Saumur. Sogleich nach Vollendung des akademischen Kursus, erhielt er 1683 den Ruf zu einer Predigerstelle nach Chatillon, einer kleinen Stadt in Touraine. Kaum aber war er zwei Jahre bei dieser Gemeinde gewesen, als die Aufhebung des Edicts von Nantes ihn zwang, heimlich nach Holland

*) Der zu Potsdam besorgte Abdruck hat (außer den sehr schätzbaren Anmerkungen), auch den Vorzug, daß er nur 20 Rthl. kostet, da man das Original gewöhnlich mit 70 bezahlen mußte. Die Übersetzung ist sehr gut gerathen.

**) Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. III. Allgem. d. Bibl. 66. Bd. 271. 67. Bd. 573 ff. *Meusel* Bibl. hist. Vol. VIII. P. II. 270. Vol. IX. P. I. 378.

zu entfliehen. In Rotterdam empfahl ihn Jurieu der verwitweten Prinzessin von Oranien, deren Tochter an den Fürsten Johann Georg von Anhalt-Dessau vermählt war, und so erhielt er im März 1686 den Ruf als Kabinetsprediger dieser Fürstin nach Dessau. Eine Reise nach Berlin, und der vortheilhafte Eindruck, den er auf Personen von Einfluß daselbst machte, gab die nächste Veranlassung, daß er 1694 als französischer Prediger dahin berufen wurde. Er verwaltete dieses neue Amt mit so vielem Ruhme, daß er die Aufmerksamkeit des Hofes und der ganzen Stadt auf sich zog, und sich den Weg zu weitern Beförderungen bahnte. Er wurde Mitglied des königl. Oberkonsistoriums, Director des franz. Hauses, Aufseher der französ. Schulen, Inspector der französ. Kirchen zu Berlin, und in allen diesen Verhältnissen erwarb er sich ausgezeichnete Verdienste. Sein Verstand war fähig, die verworrensten Sachen zu entwickeln; er gab allen, die seinen Rath oder Beistand suchten, gern Gehör, und seine Kentniß der Welt, Erfahrung, Einsicht und Redlichkeit gaben ihm Gelegenheit, vielen zu nützen. Als Kanzelredner fesselte er Sinne, Verstand und Herz. Seine äußere Gestalt war ansehnlich, seine Gesichtsbildung glücklich, seine Miene edel und erhaben, sein Betragen voll Anmuth und Würde. Mit diesen äußern Gaben verband er eine große Kentniß des menschlichen Herzens, und eine gründliche, theologische Gelehrsamkeit. Die Lebhaftigkeit seiner Einbildungskraft, und eine bewundernswürdige Geschicklichkeit in Ausführung der verwickeltsten Materien, machte es ihm nicht schwer, seine Zuhörer zu überzeugen. Mit seiner Stimme und apostolischen Miene, in welcher Einfalt, Ernst und Redlichkeit abgedruckt waren, noch mehr aber durch die ganze Behandlung seines Stoffes, drang er immer ans Herz, und gewann es auch. Dieser vereinten Vorzüge wegen erhielt er sehr vortheilhafte Anträge zu Predigerstellen nach Utrecht, Hamburg und an die Savoy in London, aber die ganze französ. Kolonie zu Berlin bat ihn, sie nicht zu verlassen, und der König von Preußen konte sich nicht entschließen, einem so ausgezeichneten Manne die Entfernung aus seinen Staten zu erlauben. Er stand überhaupt am Hofe in einem vielgeltenden Ansehen; Personen vom höchsten Range sahen ihn gern in ihrer Gesellschaft, aber auch die leidende Menschheit wandte sich um so lieber an ihn, da sein menschenfreundliches Herz ihn immer bereit machte, zu rathen und zu dienen. Noch in einem Alter von 80 Jahren predigte er mit dem Feuer der Jugend, und er starb den 6. Junius 1738, ohne die Schwächen des Alters empfunden zu haben. Beausobre war mit allen Theilen der theologischen Gelehrsamkeit vertraut, und hat Schriften von anerkant bleibendem Werthe hinterlassen. Auf Veranlassung des Berliner Hofes verfertigte er mit seinem Freunde Lenfant, (Konsistorialrath und französ. Prediger in Berlin, gest. 1728) die erste wohlgerathene französ. Übersetzung des neuen Testaments, die zwar von Hebraismen nicht ganz frei blieb, auch nicht durchaus richtig und dem Geiste der Urschrift entsprechend ist, aber in Hinsicht auf Sprachkentniß der Übersetzer, exegetische Fertigkeit, und einen guten geschmackvollen Ausdruck anerkante Vorzüge hat. Die Anmerkungen zu den historischen Büchern sind von Lenfant, die übrigen, welche sehr viel Gutes und Selbstgedachtes enthalten, von Beausobre. Diese Übersetzung kam zuerst 1718 zu Amsterdam heraus, zum zweiten Male 1735 u. 36 zu Lausanne in 2 Quartbänden, und 1741 zu Amsterdam, mit des verstorbenen Verfassers Zusätzen und Verbesserungen bereichert *). Die aus seinem Nachlasse (von de la Chapelle) herausgegebenen Remarques historiques, critiques et philologiques sur le Nouv. Test. à la Haye. 1742. Vol. II. 4.), (ins Holländische übers. v. P. A. Verwer. Amsterd. 1745. 2 Bde. 4.), sind ein noch jetzt schätzbares, nicht genug benutztes Hilfsmittel zur Erklärung des neuen Testam. Es liegt dabei die Übersetzung von Jean le Clerc zum Grunde, und man findet in dem Werke manches, wovon bei gemeinen Auslegern nichts angetroffen wird. Größern Ruhm noch und bleibendes Verdienst erwarb sich Beausobre durch seine gelehrten und scharfsinnigen Untersuchungen über die älteste Kirchen- und Ketzergeschichte, in der Histoire critique de Manichée et du Manichéisme. Amsterd. 1734—39. Vol. II. 4. **), einem klassischen Werke im Fach der Kirchengeschichte, nicht nur in seinen Hauptgegenstand tief eindringend, sondern auch reich an einer Menge angränzender, zum Theil auch hier kaum erwarteter, Untersuchungen, unter andern über Gnosticismus und die diesem angehörigen Philosophumena des mystischen Rationalismus, welche dadurch an verständlicher Bestimtheit gewannen, und auf ihre oft verkante Wurzel zurückgeführt wurden. Und bei aller Mühsamkeit der Forschung und manchen schwer zu umgehenden polemischen Abschweifungen, ist doch die Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Darstellung nicht gefährdet worden, und die Sprache hat eine kräftige Frischheit. Manche allzukühne Conjectur und Combination, die der Verf. in diesem Werke aufstellte, verwickelte ihn in einen sehr lebhaften gelehrten Streit mit den Journalisten de Trévour, denen er in der Bibliothèque germanique ausführlich antwortete, welche überhaupt viele Auszüge und gelehrte Abhandlungen von ihm enthält. Einen vieljährigen Fleiß verwendete Beausobre auf das Studium der Reformationsgeschichte, die ihn eigentlich auf den Manichäismus, als einen frühern Versuch zur Reinigung des Kirchenwesens von menschlichen Zusätzen und Anmaßungen, leitete. Allein die erst 47 Jahre nach seinem Tod, (unter Pajon de Moncets Besorgung) erschienene Histoire de la Reformation, ou origine et progrès du Lutheranisme dans l'empire et les états de la confession d'Augsbourg, depuis 1517 jusqu'en 1530. Berl. 1785. Vol. IV. 8., kam auf alle Fälle zu spät. Eine Reformationsgeschichte, die im ersten Viertheil des 18. Jahrh. geschrieben wurde, konte gegen das Ende desselben ihr Glück nicht mehr machen. Das Werk selbst empfiehlt auch seinen Verfasser weniger, als irgend ein

*) Genauer beschrieben ist diese Übersetzung in Schröckhs christl. Kirchengesch. seit der Reformation. Bd. 8. S. 527 f.

**) Den zweiten Band gab Formey aus den hinterlassenen Papieren des verstorbenen Verfassers, der das Werk in einem 3ten Bde. zu beendigen gesonnen war, heraus. Über Entstehung und Plan erklärte sich Beausobre in der Bibliotheque raisonnée des ouvr. des savans. T. VII. 143 sq.

anderes seiner Werke, denn es ist im Grunde nichts als ein Auszug aus Seckendorf in französische Form gebracht. Auch die aus seinem Nachlasse erschienenen Sermons. Lausanne 1744—1755. Vol. IV. 8., die sich über Röm. 12. u. Joh. 11. verbreiten, und von E. A. Wichmann, (Lübeck 1760—62. 4 Th. 8.) verteutscht wurden, entsprechen dem Urtheile der Zeitgenossen über des Verfassers ausgezeichnete Kanzelgaben nur zum Theil. Sie sind kurz, haben beinahe die Gestalt der Homilien der Kirchenväter, enthalten hie und da einen Aufwand von Gelehrsamkeit, im Ausdrucke ist oft viel Unbestimmtes, und die Anwendung der vorgetragenen Wahrheiten sehr mager. Mehre seiner Werke sind ungedruckt ***).

Er hinterließ drei Söhne, von denen der älteste als General in russisch-kaiserlichen Diensten stand. Der zweite, Charles Louis, geb. zu Dessau d. 24. März 1690, wählte das theologische Studium, gegen seine Neigung, aus Gefälligkeit gegen seine Mutter. Er studirte unter der Leitung seines Vaters zu Berlin, wurde 1713 Prediger der französ. Gemeinde zu Buchholz, eine Meile von Berlin, kam 1715 in derselben Eigenschaft nach Hamburg, und 1718 nach Berlin, wo ihn die königl. Akademie der Wissenschaften im Oktob. 1751 unter ihre Mitglieder aufnahm; aber schon am 10. März 1753 starb er. Er hat Einiges aus dem Englischen übersetzt, zu Saurins Discours sur la Bible. das neue Testament in 2 Folio- und 3 Octavbänden bearbeitet, und zu den Memoiren der Berliner Akademie einige Abhandlungen geliefert ****). Der jüngste Sohn, Louis de Beausobre, dem Vater in seinem 70sten Jahre von seiner zweiten Gattin, am 19. Aug. 1730 zu Berlin geboren, erhielt seine wissenschaftliche Bildung zu Frankfurt an der Oder. Friedrich II. ernante ihn zum geheimen Rath; er wurde 1755 ordentliches Mitglied der Berliner Akademie in der philologischen Klasse, in der Folge Revisions- und Oberkonsistorialrath, und den 3ten Decemb. 1783 starb er. Der König nante ihn, in Vergleichung mit seinem Vater, le petit Beausobre, und bespöttelte manchmal seine ökonomischen Plane. Er besaß viele, aber wenig gründliche Kentnisse, und schrieb nur Mittelmäßiges, meistens über allerlei philosophische Materien. Sein bestes schriftstellerisches Produkt, das neben manchem Unverdauten, doch auch manche beherzigenswerthe Ideen enthält, ist die Introduction générale à l'étude de la politique des finances et du commerce. Berlin 1764. Ed. II. 1771. Vol. III. 8., teutsch mit Zugaben von F. A. Albaum. Riga 1773; neue Aufl. 1792. 3 Th. 8. †). (*Baur.*)

Auch gehört zu dieser Familie Joh. Jac. Beausobre, geboren 1704 zu Morges am Genfer-See. Er trat in französische Schweizer-Dienste, machte mit königlicher Bewilligung die Feldzüge im letzten Kriege Karls VI. gegen die Türken mit, wurde von Ludwig XV. zum Marquis ernant, mußte im baierschen Erbfolgekrieg ein Husaren-Regiment übernehmen, zeigte auch in den Niederlanden Tapferkeit und Gewandtheit. 1756 wurde sein Regiment aufgehoben; er selbst aber erhielt während des siebenjährigen Krieges verschiedene Befehlshaber-Stellen. Durch eine Kriegslist von besonderer Art, indem er die Unzufriedenheit einer schlecht zusammengesetzten Besatzung gegen den Festungs-Commandanten vermittelst eines Sprachrohres beförderte, beschleunigte er die Übergabe der Preußischen Festung Geldern, 22. August 1757. Er erhielt 1759 den Bayreuthischen rothen Adler-Orden, und wurde 1765 Comthur desselben. 1759 ernante ihn der König zum General-Lieutenant. Er starb zu Bisseuil 1783. Er gab eine franz. Übersetzung des Aeneas Tacticus de solvenda obsidione. Par. 1757. 4. mit Anmerk. heraus, welche Beifall erhielten. (*Meyer v. Knonau.*)

BEAUSSET (le), Marktflecken im Distr. Toulon des französ. Dep. Var, mit 3270 Einw., die Oliven und Wein bauen, und Tuch- und Leinweberei, Brantweinbrennereien, Seifensiedereien und eine Glashütte unterhalten. (*Hassel.*)

BEAUVAIS, die Hauptstadt des französ. Dep. Oise, und eines gleichnam. Distrikts von 36,72 □ Meilen und 130,263 Einw. Sie liegt (Br. 49° 26′ 2″ L. 19° 44′ 42″) am Therain, und in einem reizenden Thale, das von waldigen Hügeln begränzt wird. Sie ist mit Mauern und Wällen umgeben, welche letztre zur Promenade eingerichtet und mit Alleen bepflanzt sind, hat mehre Vorstädte, breite Straßen, aber Häuser, die noch an das Mittelalter erinnern, welchen die meisten ursprünglich angehören, 1 schöne Kathedrale mit einem sehenswürdigen Chore, 16 andere Kirchen, wovon die zu St. Stephan sich durch gute Glasmalereien und 1 römisches Grabmal auszeichnet, 2 Hospitäler, 1 stattliches Rathhaus, 2900 Häuf. und 12,791 Einw. Außer den Departemental- und Distriktualautoritäten ist sie seit dem letzten Konkordate von neuem der Sitz eines Bischofs, eines Handelsgerichts, einer literarischen Societät und einer Ackerbaugesellschaft, auch besitzt sie eine Bibliothek von 15,000 Bänden, ein naturhistorisches und 1 physikalisches Kabinet. Unter ihren Manufakturen zeichnet sich die auf Kosten des Stats unterhaltene Teppichmanufaktur aus, die zwar schöne, aber auch sehr theure Arbeiten liefert, neben welcher auch eine Fabrik von rauhen Fußteppichen besteht. Wichtiger aber sind noch die Fabriken, die gemeine wollne Zeuge, als Ratins, Espagnolettes, Molletons, Sommiéres oder Futterserges, Vestipolines, Anvoiles, Tordois, Bayettes, Flanell, Biecourts, Aumales, S. Lo, Muy, und Tiretaines als Caty, oder Friséés und Ratinéés: alle diese Zeuge werden größtentheils in der Nachbarschaft fabrizirt, und von den Fa-

***) Mém. abregé sur la vie et les ouvr. de Mr. Beaus. in der Bibl. German. T. XLIII. p. 68—81. *De la Chapelle* vie de Mr. Beaus. Bei dem 2ten Bde. der oben angef. Remarq. sur le n. Test. p. 253—320. Journ. litt. d'Allemagne T. II. 173—181. Formey's Leben Beauf. vor dem 2ten Bde. der Hist. de Manichée fehlt bei mehren Exemplaren. (*Formey*) Souvenirs d'un citoyen T. I. *Chaufepié* Dict. Niceron 17 Th. 1—130. Biogr. univ. T. III. Wachler's Gesch. der hist. Forsch. 2 Bd. 1 Abth. 96.

****) Nouv. Bibl. Germ. T. XVII. 20—32. *Formey* Eloge in den Mém. de l'acad. de Berlin 1753. p. 525, und in dessen Eloges des Academiciens. T. I. p. 83—97. Neues gel. Europa, 9. Th. 79—81. Dunkel's Nachr. v. Gel. 3. Bd. 654. Meusel's Lex. d. verst. Schriftst. 1. Bd. Biogr. univ. T. III,

†) Neues gel. Europa, II, Th. 667—672. Meusel's Lex. der verst. Schriftst. 1. Bd. Biogr. univ. T. III. — Vor dem 17ten Bde. von Krünitz Encyklop. befindet sich sein Bildniß.

brikherren zu Beauvais roh aufgekauft, die sie dann färben und appretiren lassen. In der Stadt selbst bestehen Fabriken in Kalmuck, in Kasimir, in Tricots, in wollnen Pferdedecken, in Hüten und in Leder, worin 12 große und kleine Gerbereien arbeiten. Aber die wollnen und baumwollnen Strümpfe, das Hanftuch, die vortrefliche Leinwand, die Demi Hollandes heißt, der Vitriol, das Porzellain, das Fajance und besonders das Steingut, wovon allein 20 Fuhren wöchentlich nach Paris gehen, komt alles aus der Nachbarschaft. Kattundruckereien sind in der Stadt 8 vorhanden, worin auch die hier fabrizirten Moussilinets gedruckt werden: diese 8 Druckereien beschäftigen 860 Arbeiter, und liefern für 1,600,000 Fr. Ware. Auch sind hier schöne Bleichen. Der Handel mit diesen Fabrikaten ist lebhaft, und geht theils nach Paris, theils nach den Niederlanden und Teutschland. Die Stadt ist alt, wahrscheinlich das alte Bellovaeum, und war vor der Revolution schon die Hauptstadt des Landes Beauvaisis: als Festung hat sie nie gegolten, da sie von den nahen Bergen beherrscht wird, indeß hat sie doch 1472 eine hartnäckige Belagerung glücklich ausgehalten, zu deren Andenken das Fest vom 14. Oktober noch jetzt gefeiert wird. (*Hassel.*)

BEAUVAIS (Nicolas Dauphin), geschickter Kupferstecher, geb. zu Paris 1687, gest. das. 1763., ein Schüler von Johann Audran. Wenn auch nicht alle seine Stiche gleiches Verdienst haben, so zeigte er doch viel Geschmack in der Wahl seiner Gegenstände, indem er nur nach großen Meistern arbeitete. Seine vorzüglichsten Werke findet man im Handbuche von Huber und Rost aufgezeichnet. Der Sohn Charles Nicolas Dauphin de Beauvais, geb. zu Paris um 1730, arbeitete in Gesellschaft seines Vaters, doch außer zwei Bildnissen, und einem Blatt nach Boucher, ist nichts von ihm bekant. (*Weise.*)

BEAUVAIS (Wilhelm), wurde zu Dünkirchen im J. 1698 geboren, und starb zu Orleans d. 29. Sept. 1773. Von seinen Lebensumständen ist so wenig bekant, daß das Andenken seines ziemlich verbreiteten Namens kaum noch übrig seyn würde, sicherten ihm nicht numismatische Schriften eine ehrenvolle Erwähnung. Zuerst trat er auf mit einer Lettre sur les medailles romaines (im Mercure vom J. 1734). Dann erschien La Manière de discerner les medailles antiques de celles qui sont contrefaites. Paris 1739. 4. Diese Untersuchung, die auch den beiden folgenden Werken beigegeben ist, war wahrhaft verdienstlich, besonders wegen der Angaben zur mechanischen Unterscheidung. Der verstorbne Insp. Lipsius zu Dresden verbreitete sie durch eine Übersetzung (Dresden 1791. 4.), und erhöhte den Dienst, den er Münzfreunden dadurch erzeigte, durch eine beigegebne Tafel der Seltenheit, und der Werthe römischer Kaisermünzen, nach italiänischen und französischen Preisen berechnet. Diese Zugabe, die sehr zweckmäßig in der neuen Ausgabe des französ. Originals von 1794. 4. wiederholt ward, würde noch dankenswerther gewesen seyn, wäre sie weniger allgemein gewesen. Durch Mionnet's bekantes Werk ist sie jetzt überflüssig geworden; doch war sie lange Zeit der einzige Anhalt beim Münzhandel. Gewöhnlich wird Beauvais auch ein Traité des finances et de la fausse monnaie des Romains, auquel on a joint une Diss. sur la manière de discerner les medailles d'avec les contrefaites. Paris 1740. 8. zugeschrieben, weil er seine Herausgabe besorgt hat und außerdem die Abhandlung aufs neue beigab, auf die er so großen Werth legte. Nach der Vorrede war ihm aber der Verf. unbekant und Barbier's Zeugniß legt es Chassipol, einem franz. Finanzier aus Colbert's Zeit, bei. Weder Hegewisch noch Bosse scheinen in ihren neuern Untersuchungen auf dies fleißig gearbeitete Büchelchen geachtet zu haben. Wenigstens haben es beide nicht erwähnt. Die Histoire abrégée des empereurs romains et grecs par les medailles, Paris 1767. III. 12. führt einen glücklichen Gedanken durch, ist aber zu kurz in ihrem geschichtlichen Theile. Das Einzelne bei einzelen Münzen verdient aber Beachtung. Jene unausweichliche Abhandlung über die Unterscheidung der Münzen ist auch hier dem dritten Theile beigefügt. Beauvais schien selbst zu fühlen, daß sie sein giltigster Anspruch auf einen bleibendern Namen sey; doch nur zu häufig machte er es bemerklich. Die Abhandlung sur la marque et contremarque des medailles des empereurs romains in 4. hat der gerechte Eckhel keiner besondern Aufmerksamkeit gewürdigt. Dieses beredte Schweigen kann als Urtheil gelten. Beauvais ausgewählte Münzsamlung kaufte ein Privatmann in Orleans. Unvorsichtig warf er sie in Säcke, als er sie nach Paris bringen wollte, und wie voraus zu sehen war, kamen sie ohne Gepräge nach der Hauptstadt. (*Hase.*)

BEAUVAL (Jean Pitel, sieur de), 1) französischer Schauspieler, welcher nebst seinem Bruder seine theatralische Laufbahn, wie es in Frankreich gewöhnlich ist, auf einem Provinzialtheater begann, und zwar zuerst als Lampenputzer, bei einer Schauspielergesellschaft eines Direktors Monsigné zu Lyon. Nichts desto minder verliebte sich in ihn, als einen artigen jungen Burschen, eine schöne, junge und höchst talentvolle Schauspielerin derselben Gesellschaft, die er auch wirklich heirathete, worauf er selbst als Mitglied bei dieser Bühne angestellt wurde. Als sich der außerordentliche Ruf seiner Frau bis nach Paris verbreitete, erlangte Molière vom König den Auftrag, sie für sein Theater im Palais Royal zu engagiren, wo beide 1670 angestellt wurden. Beauval war damals noch ein völlig unbedeutender Schauspieler; zu seinem Glück aber bemühte sich Molière, der ein entschiedenes Talent für eine gewisse Gattung des Komischen in ihm erkante, durch Lehre und Beispiel so unablässig um seine künstlerische Bildung, daß er den Ruf eines der vorzüglichsten Schauspieler im Fache der Dümmlinge erlangte. Nach Molières Tod ging er mit seiner Frau 1673 zum Theater des Hotel de Bourgogne über, 1704 trat er von der Bühne ab, und erhielt die gewöhnliche Pension. Er starb am 29. Dec. 1709, mit dem Ruf eines sehr rechtlichen Mannes, wakkern Gatten, guten Vaters, und sehr friedlichen Kollegen. Seine Hauptrolle, die er mit besonderer Eigenthümlichkeit ausführte, und worin er sich den meisten Beifall erwarb, war die des Robinet in Molières Comtesse d'Escarbagnas.

2) Seine, durch ihr ausgezeichnetes Kunsttalent, ungleich berühmtere Gattin Jeanne Olivie geborne Bourguignon, zeichnete sich nicht minder durch die fast abenteuerliche Merkwürdigkeit ihrer frühesten Lebensverhältnisse aus. Um das Jahr 1643 in Holland geboren, wurde sie als ein Findelkind an der Thür einer Kirche in einem holländischen Städtchen ausgesetzt, und von einer Wäscherin aufgenommen, die sie bis in ihr 10. Jahr erzog, dann aber an den Direktor einer reisenden Schauspielergesellschaft in Holland abgetreten hatte, den die Lebhaftigkeit und Schönheit des Kindes an sich zog, und der es, da er selbst Kinderlos war, förmlich adoptirte. Dieser Mann, Namens Filandre, nahm sich der Erziehung des Mädchens mit um so mehr Sorgfalt an, als er zugleich ein vorherrschendes Talent für die Bühne an ihr entdeckte, und ließ sie bald in einigen Kinderrollen auftreten, in denen sie ungemeinen Beifall erhielt. Nachdem er Holland und einen Theil von Flandern mit seiner Gesellschaft durchreiset hatte, begab er sich nach Lyon, wo der Direktor des dortigen Theaters Monsigné die kleine Bourguinon spielen sah, und von ihren Anlagen entzückt, sie durch seine Versprechungen, ihr einen ungleich bessern Gehalt zu geben, und gleichfalls bei ihr Vaterstelle zu vertreten, bewog, sich von ihrem bisherigen Beschützer zu trennen, und zu seiner Bühne überzugehen, auf welcher sie in wenigen Jahren die erste Zierde dieser Gesellschaft war. Hier lernte sie auch Beauval kennen. Der Direktor widersetzte sich, so viel er konte, ihrem Vorhaben, diesen zu heirathen, allein ihrem männlichen und herrschsüchtigen Charakter sagte gerade diese Wahl ganz besonders zu, denn sie wünschte sich eben einen Mann, der vermöge seines untergeordneten Ranges sie zur völligen Herrin in ihrem Ehestand erklärte. Einen solchen glaubte sie in Beauval gefunden zu haben, und sie betrog sich nicht. Der durch die Verheirathung mit einer so allgemein geschätzten Künstlerin sich überglücklich fühlende Lampenputzer schwur ihr die unbedingteste Unterwerfung, und hielt redlich Wort. Diese seltsame Heirath kam indeß, da sie wider den Willen ihres Pflegvaters geschah, nicht ohne Schwierigkeit zu Stande, indem sich Monsigné von dem Erzbischof zu Lyon ein Verbot an alle Priester seines Bisthums, diese beiden Personen zu trauen, zu verschaffen wußte. Der entschloßne Charakter der Mlle. Bourguignon wußte indeß auch dieses Hinderniß bald zu beseitigen. Eines Sonntags Morgens begab sie sich mit Beauval in die Kirche, wo sie ihren Geliebten während der Predigt unter der Kanzel versteckte. Sobald der Prediger geendigt hatte, stand sie auf, und erklärte laut in Gegenwart aller Geistlichen und der ganzen Gemeinde, daß sie Herrn Beauval als ihren legitimen Gemal anerkenne, und in demselben Augenblick trat auch Beauval hervor, und erklärte Mdslle. Bourguignon für seine rechtmäßige Ehegattin. Nach dem Aufsehn, das dieser öffentliche Schritt machte, ließ sich ihre eheliche Verbindung nicht weiter hindern, und der arme Prinzipal sah sich nun auch noch genöthigt, seinen Lampenputzer mit einer namhaften Gage, als den Gemal seiner ersten Heldin und als wirkliches Mitglied der Gesellschaft anzustellen. Nach Verlauf eines Jahrs wirkte Molière vom Könige sich die Erlaubniß aus, sie bei seinem Theater zu engagiren, und sie debütirte im Sept. 1670 als Nicole in Molières Bourgeois Gentilhomme. Indeß gefiel sie anfänglich Ludwig XIV. keinesweges, sie imponirte zwar durch ihre große und schöne Gestalt, aber besaß als eine echte Holländerin weder in ihrem Spiel, noch in ihrer Declamation das Graziöse, Leichte und Reizende, was der Franzos so vorzüglich an einer Schauspielerin liebt. Überdies waren ihre Gesichtszüge wie ihre Stimme, die in ihren spätern Jahren wirklich rauh wurde, der Männlichkeit ihres ganzen Wesens vollkommen gleich. Ihren hauptsächlichsten Ruhm erlangte sie daher auch nur in den Rollen der Königinnen und Heldinnen der höhern Tragödie, obschon sie bei der Vielseitigkeit ihres Talents, auch die Soubretten im Lustspiel mit steigendem Beifall zu spielen fortfuhr. Eine augenblickliche Beleidigung ihres Künstlerstolzes veranlaßte sie 1704 der Bühne zu entsagen. Die junge Schauspielerin Desmarés hatte nämlich auf dem Hoftheater zu Versailles mit so viel Beifall debütirt, daß der Dauphin Befehl gab, ihr auch die Rollen der Mdme. Beauval zur Abwechselung mit ihr zu übertragen. Als Mdslle Desmarés nach Paris zurück kam, theilte sie diesen Befehl sogleich den übrigen Mitgliedern der Bühne in Gegenwart der Beauval mit. Bitter gekränkt, erklärte diese augenblicklich, daß sie hierin die Absicht sie zu verdrängen, nur zu wol erkenne, und sie daher auch nicht Anstand nehmen werde, ihrer glücklichern Rivalin Platz zu machen. Wirklich foderte sie auch auf der Stelle für sich und ihren folgsamen Gemal den Abschied, den beide auch sofort erhielten. Ihre bedeutendsten Rollen im Lustspiel waren, außer der angeführten Nicole, die Julie in der Gräfin d'Escarbagnas, Marton in der Coquette, Catau im Grondeur, Marine im Stummen, Gustine im Schmeichler, Nerine im Spieler, und Lisette im Zerstreuten von Regnard. Das herrische Wesen ihres Charakters, das sie auch in diese, von ihr zuerst auf die Bühne gebrachten Soubrettenrollen übertrug, hat selbst Einfluß auf die damaligen Dichter der französischen Bühne, namentlich Molière und Regnard hinsichtlich ihrer Zeichnung solcher Rollen gehabt, weil sie diese Gattung am treffendsten darzustellen verstand; daher findet man in den Soubrettenrollen dieser Dichter fast durchgängig den Zug von Herrschsucht hervortretend, den die französische Sprache so charakteristisch mit dem Ausdruck servantes-maitresses bezeichnet. Diesen unweiblichen Charakter der Beauval hat Regnard in seinem Prolog zu seinen Folies amoureuses, worin er sie unter ihrem eignen Namen als eine zänkische, immer das letzte Wort führende Frau auftreten ließ, auf das treffendste geschildert. Seit ihrem Zurücktrit von der Bühne spielte sie noch auf dem Privattheater der Herzogin Du Maine auf ihrem Lustschlosse zu Sceaux, bei verschiedenen festlichen Gelegenheiten, einige ihrer berühmtesten Rollen. Sie starb am 20. März 1720 in einem Alter von 73 Jahren. (*Schütz.*)

BEAUVARLET (Jacques Firmin), einer der ausgezeichnetesten Kupferstecher, geb. zu Abbeville 1731, wurde wegen seiner Verdienste 1765 zum Mitgliede der königl. Malerakademie aufgenommen. Wenn gleich zwei vorzügliche Kupferstecher, Charles Dupuis, und Laurent Cars, seine Lehrer waren, so gab er diesen in der Folge doch

nichts nach, ja übertraf sie in der Gewandtheit seines Stichels. Dieser Meister hatte zwei Manieren; in der ersten ist der Stichel frei, die Striche breit, die Tinten abwechselnd, und überall zeigt sich die malerische Wirkung; in diesem Styl sind alle Blätter ausgeführt, welche er für die Dresdner Gallerie arbeitete. In der zweiten Manier ist der Stichel fein bis zur höchsten Vollendung; nichts bleibt hier für den Liebhaber zu wünschen übrig, der diese Blätter auch mit hohen Preisen zu erlangen sucht; doch der Kunstkenner ist nicht immer zufrieden mit der Wahl der Muster, nach welchen er arbeitete, vorzüglich der Conversationsstücke nach französischen Meistern. C. Riolet die dritte Frau von Beauvarlet, welche im J. 1798 starb, hat mit vielem Geiste Landschaften nach verschiednen Meistern gestochen. *Huber* notices générales des Graveurs p. 264. (*Weise.*)

BEAUVAU, ein berühmtes adeliges Geschlecht Frankreichs, von dem gleichnamigen Schlosse in Anjou abstammend. Vielleicht ein jüngerer Zweig des ersten Hauses von Anjou, späterhin in der ältern Linie nach Lothringen versetzt. René, Baron v. B. einer der tapfersten Ritter des 13. Jahrh., begleitete Karl von Anjou auf dem Feldzuge nach Neapel 1265. und trug zu dessen glücklichem Erfolg so viel bei, besonders in der Schlacht von Benevent, daß er zum Connetable beider Sicilien ernant wurde; doch starb er bald nachher an den Folgen seiner Wunden. — Einer seiner Nachkommen Louis, Herr v. B. (dessen Vater zugleich Gouverneur von Anjou und Maine, Senechal der Provence und Anjou's, auch Testamentsvollstrecker Ludwig II. und Gesandter Ludwig III. Königs von Sicilien war), zeigte sich als Krieger und Geschäftsmann. Er war Gouverneur der Festung von Marseille, Großsenechal der Provence, und Oberkammerherr des Königs Renatus. Als dieser Lothringen verließ, blieb Beauvau für dessen Sohn Johann als Rathgeber, so daß jetzt der ältere Zweig des Hauses nach Lothringen verpflanzt wurde. Späterhin war er Gesandter in Rom bei Pius II. in schwierigen Angelegenheiten. Dort starb er 1472*). — Der im 5. Grade von ihm abstammende Henri Bar. v. B., diente zuerst unter Rudolf II. in Ungern, dann unter dem Kurfürsten von Baiern, führte dann dem Grafen von Mansfeld ein Corps von 1000 Reitern und 2000 Mann Fußvolk gegen die Türken zu und trug zu dem Siege und zu der Wiedereroberung von Gran 1590 bei. Nach Lothringen zurückgekehrt, wurde er 1599 an den römischen Hof gesendet mit Aufträgen wegen der Ehe Katharinens von Bourbon, Schwester Heinrichs IV., dessen Cousin er war. Im J. 1601 begleitete er den Herzog von Mercoeur auf seinem Feldzuge gegen die Türken und durchreisete dann Europa, Asien und Afrika. Nach seiner Rückkehr wurde er Großforstmeister von Lothringen, Statsrath und erster Kammerherr des Herzogs, beschrieb seine Feldzüge und Reisen (die vollständigste Ausgabe ist die von Nancy 1619. 4. m. K.) und beschäftigte sich mit der Erziehung seines einzigen Sohns, Henri, Mq. v. B., bekant als Verf. von Memoiren (Köln 1690) und als Gouverneur des durch seine Kriegsthaten berühmten Prinzen Karl von Lothringen. — Sein Enkel, Marc de B., geb. 1679. genoß mit dem in gleichem Jahre gebornen Leopold von Lothringen, fast eine gleiche Erziehung, und begleitete diesen im J. 1695 in die berühmte Schlacht von Temeswar, worin beide jungen Helden sich auszeichneten, und wurde dann Großstallmeister von Lothringen, wie auch Erzieher des nachmaligen Kaisers Franz I. Auf alle damaligen wichtigen Verhandlungen bei der Regirungsveränderung von Lothringen hatte er so viel Einfluß, daß Karl VI. ihn zum Prinzen von Craon und Philipp V. ihn zum Grand von Spanien erster Klasse ernante; auch erhielt er später vom Kaiser das goldne Vließ und wurde von ihm als Gouverneur nach Toscana gesendet. Er starb 1754 mit Hinterlassung von 20 Kindern. — Einer seiner Söhne, Charles Juste, Marschall v. B. zu Luneville am 10. Sept. 1720 geboren, zeichnete sich schon im J. 1742. bei der Vertheidigung Prags gegen den Prinzen Karl v. Lothringen, später bei dem Übergange über die Bormida, bei dem Sturme auf Mahon und bei der Schlacht von Corbach durch persönliche Tapferkeit und Klugheit aus, so daß er sehr schnell befördert wurde, und eben als Oberbefehlshaber an der Spitze von 26,000 Mann in Spanien eindringen wollte, als der Friede von 1763 ihn daran hinderte. Aber auch Wohlthätigkeit und Gerechtigkeitsliebe zeichneten ihn so aus, daß er, wie Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel genant wurde. Als Commandant von Languedoc entließ er aus einem dortigen Gefängnisse 14, blos wegen der protestantischen Religionsübung seit langen Jahren verhaftete Weiber, ungeachtet ihm nur die Auswahl von vier derselben verstattet worden war. Die Vorwürfe des Ministeriums darüber beantwortete er mit den Worten: „der König kann mir mein Kommando nehmen, mich aber nicht hindern, dessen Pflichten nach meinem Gewissen und der Ehre gemäß zu erfüllen.“ So blieben denn seine Freigelaßnen in Ruhe. Auch war er, so oft er auch den Parlementen entgegen sich erklärt hatte, doch in dem lit de justice 1771 gegen den Minister Maupeou. Unter der neuen Regirung 1777, zuerst Befehlshaber einer Militärdivision und 1782 Gouverneur der Provence (auch 1783 Marschall) bewirkte er für seine Provinz die Wiederherstellung ihrer Stände und die Erhaltung ihrer Akademie, und verbesserte die Schiffahrt und das Schicksal der Matrosen, auch hatte er die Idee, Marseille zu einem auch in religiöser Hinsicht freien Handelsort umschaffen zu lassen. Aber der Ausbruch der Revolution hinderte dies. Auf dem Zuge des Königs von Versailles nach Paris, war Beauvau sein Begleiter, um ihn zu schützen; auch nahm er, auf des Königs Bitte, 5 Monate seinen Sitz im königl. Rathe, ohne hier viel ausrichten zu können. Er starb noch vor den Greueln das J. 1793. am 21. Mai. — Neben seinen Geschäften erfreuten ihn die Studien; er wurde 1748 Mitglied der Acad. della Cru-

*) Seine einzige Tochter aus der ersten Ehe, Isabelle, wurde 1454 mit Johann von Bourbon, Grafen von Vendome, Urgroßvater Königs Heinrich IV. vermählt; so daß durch diese Ehe das Haus Beauvau zahlreiche Nachkommenschaft gekrönter Häupter erhielt.

sca und 1731 der Acad. française, in welcher ihm späterhin (1805) sein Neffe Boufflers eine gefühlvolle Denkrede hielt *).

Aus einem jüngern Zweige des Hauses B. in Poitou war einer der würdigsten Prälaten der gallicanischen Kirche René Franç. de B. der, 1664 geboren, nach andern kirchlichen Würden 1700 das Bisthum Bayonne erhielt, und sich dort so beliebt machte, daß die Gemeinde, als er zum Bischof von Tournay (Doornich) ernant wurde, alles aufbot, ihn zu erhalten. In Tournay zeigte er sich gegen die Belagerer unter dem Prinzen Eugen sehr thätig, verkaufte nicht nur alle seine Kostbarkeiten, sondern borgte auch auf eignen Namen 800,000 Fr., um die Garnison und die Einwohner zu unterstützen. Nach der Eroberung verließ er die Stadt ohne sich zu einem Tedeum für den Feind zwingen zu lassen und ging nach Paris; die gedachte Summe wurde ihm vom Könige, seine Kostbarkeiten von den Einwohnern von Tournay zurückerstattet. Er wurde späterhin (1713) Erzbischof von Toulouse und (1719) von Narbonne und 1724 Commandeur der königl. Orden. Während seines 20jährigen Präsidiums in den Ständen von Languedoc zeigte er sich eben so würdig als in seinen geistlichen Posten. Seiner Unterstützung verdankt das Publikum die von den Benediktinern von St. Maur bearbeitete Geschichte Languedoc's in 5. Fol. Bdn. und eine geogr. und naturhist. Beschreibung dies. Provinz von der gelehrten Gesellschaft zu Montpellier, deren Sitzungen er immer beiwohnte, wenn ihn die Ständeversamlung dahin zog **). (*Ersch.*)

BEAUVILLIERS, ein angesehenes französisches Geschlecht, das von der Herrschaft Beauvillier, zwischen Chartres und Orleans, seinen Namen hat, und seit dem 11. Jahrh. bekant ist. François de Beauvilliers, geb. 1607, zeichnete sich in mehren Schlachten aus, und beförderte besonders unter der Minderjährigkeit Ludwigs XIV. die Interessen der Regirung, indem er nicht allein Bourges eroberte, sondern auch die ganze Provinz Berry unter königl. Gehorsam brachte. Im Jahr 1653 half er die Belagerung von St. Menehould, und 1657 die von Montmedy zu Ende bringen. Der König übergab ihm 1661 das Gouvernement über Touraine, und erhob 1663 die ihm gehörige Grafschaft St. Aignan zu einem Herzogthum und Pairie, worauf er im Parlemente seinen Sitz nahm. Seit 1664 war er Gouverneur von Havre de Grace, und den 16. Jun. 1687 starb er zu Paris. Auch unter den Gelehrten machte er sich einen Namen, war Mitglied der französischen, und der Akademie zu Padua, Protektor der königl. Akademie zu Arles, erhielt den zu Caen für die unbefleckte Empfängniß der Maria gestifteten Preis, und schrieb Gedichte, die in den Journalen jener Zeit und in den Werken der Madame Deshoulieres und Scarron's zerstreut sind, und es verdient hätten, in eine Samlung gebracht zu werden †).

*) Man hat von dem Marschall v. B. eine Lettre à l'Abbé Desfontaines sur une phrase de cent quatre vingt mots d'un discours de l'Abbé Hardion à la reception de Mr. de Mairan à l'Acad. fr. 1745. 12. **) Nach der Biogr. univ. u. a.

†) *Anselme* hist. genealog. T. IV. 119. T. IX. 192. Mémoires de la Fare p. 55. Nouv. Dict. hist.

Sein Sohn Paul de Beauvilliers, Herzog von St. Aignan, geb. das. 1648, war Oberhofmeister bei dem Herzoge von Anjou und nachmaligen Könige von Spanien Philipp V., und dessen Brüdern, daher er auch 1707 zum Grand von Spanien erhoben wurde. Er war zugleich Pair von Frankreich, Ritter des heil. Geistordens, erster Kammerherr des Königs, Statsminister und Haupt des königl. Finanzrathes, Generallieutenant und Gouverneur von Havre de Grace. Sein Absterben erfolgte den 31. Aug. 1714 auf seinem Schlosse Vaucresson unfern Versailles, aber das Andenken an seine Rechtschaffenheit, Wohlthätigkeit und seine Verdienste um den Stat überlebte ihn noch lange. Die französische Akademie machte eine Lobrede auf ihn zum Gegenstand einer Preisaufgabe*). — Sein Bruder François Honoré Antoine, geb. 1682, wurde 1713 Bischof von Beauvais, und st. den 19. Aug. 1751 in der Abtei Premontré, nachdem er sein Bisthum niedergelegt hatte. Er schrieb einige Erbauungsbücher, und einen Kommentar über die Bibel in französischer Sprache, den er aber nicht zu Ende brachte. — Paul Hippolyte de Beauvilliers, Herzog von St. Aignan, dritter Sohn des obigen Paul, und durch den Tod seines ältern Bruders das Haupt der Familie, war d. 15. Nov. 1684 geb. und starb d. 22. Jan. 1676, als königl. Generallieutenant und Mitglied der französischen Akademie, nachdem er auf Gesandtschaften und bei verschiedenen Statshändeln dem Vaterlande nützliche Dienste geleistet hatte. Er ließ Amusemens litéraires, und im 17. Bde. der Memoiren der Akademie der Inschriften eine Abhandlung sur la cession d'André Paléologue à Charles VIII., de ses droits sur l'empire de Constantinople et de Trebisonde drucken **). — Marie de Beauvilliers, eine Tochter des Claude de Beauvilliers, Grafen von St. Aignan, der 1583 bei Antwerpen getödtet wurde, war den 27. April 1574 geb., und Maitresse Königs Heinrich IV., bis er sie, von der schönen Gabrielle d'Estrées bezaubert, verließ. Er ernante sie 1597 zur Äbtissin von Montmartre, und hier starb sie den 21. April 1656. Die Antiquités de Montmartre von dem Pater Leon erstatten Bericht von ihrer Administration ***). (*Baur.*)

BEAUVOIR, 1) Dorf im Distrikt Poitiers des französischen Depart. Vienne, zählt nur 244 Einw., wird aber in den Annalen der franz. Geschichte ewig merkwürdig bleiben, weil bis zu diesem Orte sich das berühmte Schlachtfeld von Maupertuis erstreckt, wo der schwarze Prinz 1356 die Armee vernichtete und König Johann zum Gefangnen machte. — 2) Marktfl. mit dem Beinamen sur Niort im Distr. Niort des franz. Dep. beide Sèvres mit 301 Einw., die guten Wein bauen. (*Hassel.*)

BEAUZÉE (Nicolas), ein philosophischer Sprachforscher, geb. zu Verdun den 9. Mai 1717, lebte zu Paris als Professor an der königl. Kriegsschule, war zugl. Secretär und Dolmetscher des Grafen von Artois, Mitglied der französischen Akademie, und der Akademien zu

*) *Anselme* l. c. T. IV. 121. T. IX. 221. Mém. de Torres T. II. Nouv. Dict. hist. **) Nouv. Dict. hist. ***) Biogr. univ. III.

Metz, Arras, Auxerre und della Crusca zu Florenz, und starb den 29. Januar 1789. Mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit entwickelte er die Grundsätze der allgemeinen Sprachlehre in seiner Grammaire générale, ou exposition raisonnée des elemens nécessaires du langage pour servir de fondement à l'étude de toutes les langues. Paris 1767. Vol. II. 8. neu aufgelegt eb. 1819. 8., welche Barthélemy „die Beschreibung der metaphysischen Region der Sprachlehre" nante, und für die der Verfasser von der Kaiserin Maria Theresia eine goldene Medaille erhielt. Eben so schätzbar ist seine Bearbeitung der Synonymes françois de l'Abbé Girard, die seit 1769 sehr oft neu gedruckt wurde (z. B. Hambourg, 1795. Vol. II. 12. Par. 1798. Vol. II. 12.), und wovon der zweite Theil ganz von Beauzée herrührt. Auch von dem Dictionnaire des synonymes françois par feu Mr. de Livoy besorgte er 1778 eine sehr vermehrte Ausgabe. Für die französische Encyklopädie bearbeitete er, nach Dumarsais Tode (vom 7ten Bande an gemeinschaftlich mit Douchet, in den 10 letzten Bänden aber allein) die grammatikalischen Artikel, die, mit Marmontels Antheil an dieser Encyklopädie, in eine schätzbare Samlung gebracht wurden, unter dem Titel: Dictionnaire de grammaire et de litérature extrait de l'Encycl. et redigé par Marmontel et Beauzée. 1789. Vol. VI. 8. Seine Übersetzung des Sallustius (les histoires de Salluste, trad. en franç. avec le latin, revue et corrigée, des notes critiques et une table géographique. IV. Edit. Paris 1788. 12. die erste Ausgabe erschien 1769) hat das seltene Verdienst der größten Treue und Genauigkeit, ist aber etwas weitschweifiger, als das Original; die Anmerkungen sind schätzbar. Dieselben Vorzüge hat auch seine Übersetzung des Curtius (Hist. d'Alexandre le Grand par Q. Curce. Paris 1782.; N. ed. retouchée. 1789. Vol II. 12.), an beiden aber tadelt man des Übersetzers orthographische Neuerungen, welche das Lesen unangenehm machen. Des Thomas a Kempis Buch de imitatione Christi gab er im Original und in einer französischen Übersetzung heraus, und die Übersetzung von Newtons Optik, welche der berüchtigte Marat verfertigte, beförderte er 1787 zum Druck. König Friedrich der Zweite von Preußen wollte ihn an seinem Hofe haben, aber er zog Ruhe und Unabhängigkeit der blendenden Einladung vor. Sein Charakter wurde sehr gerühmt *). (*Baur.*)

BEAVER, 1) eine County des nordamerik. Stats Pensylvania, im Norden an Mercer, im O. an Buttler, im Südost. an Alleghani, im Südw. an Washington, im W. an Virginien und Ohio gränzend und vom Ohio durchströmt, 1810 mit 12 Ortschaften mit 12,168 Einw., worunter Beaverton am Ohio die Hauptstadt ist. — 2) Ein Fluß in Nordamerika, der aus der britischen Prov. Obercanada in den See Erie fällt. — 3) Ein Fluß in dem nordamerik. State Pensylvania, der in den Alleghani fällt. — 4) Ein Fluß in dem nordam. State Kentucky dem Cumberland zueilend. — 5) Ein Fluß in dem nordamerk. State Georgia, welcher sich in den Tennessee mündet. — 6) Ein Fluß in Nordamerika, welcher im O. der Rocky Mountains fließt und seinen Namen von den vielen Bibern hat, die seine Ufer bewohnen; seine Mündung ist ungewiß. — 7) Ein Fluß in Nordamerika, welcher auf den Gebirgen entspringt, die die Gewässer zwischen der Hudsonsbai und dem Nordmeere theilen; er geht unter 56° Br. und 252° L. in den See Crosse. — 8) Eine Gruppe von Eilanden im See Michigan in Nordamerika, die sich in Nordost auf 6 Meilen weit in den See erstreckt; sie liegt unter 45° 20′ Br., und besteht meistens aus kleinen felsigen Inseln, die aber durch ihre Gestalt und schöne Bewaldung einen freundlichen Anblick gewähren. (*Hassel.*)

BEAZEE, ein Marktfl. in dem Distr. Bar le Duc des franz. Dep. Maas an der Aire, mit 160 Häus., 770 Einw., 1 Papiermühle und 4 Gerbereien. (***Hassel.***)

BEBE (bei Sonnini Bébé, bei Pococke Bibeh), ein großes Dorf in Mittelägypten, an der Westseite des Nils, wird von dem zuletzt genanten Reisenden als eine kleine Stadt aufgeführt. Der Ort hat eine Moschee und ein dem H. Georg gewidmetes koptisches Kloster. In der dazu gehörigen Kirche soll, der Tradition zufolge, ein Theil des Körpers dieses heiligen Märtyrers aufbewahrt werden. (*Hartmann.*)

Bebe, der Zwerg, s. Zwerge.

BEBEK (ببك), der Name eines Ortes auf dem europäischen Ufer des Bosphorus unmittelbar unter der größten Enge desselben an einer Bucht, mit einem kaiserlichen Lustschloß Humaijun Abad d. i. Kaiserbau genant. Die gedachte Bucht hieß vormals Chela, welches Wort später in Scala und Echelle übergegangen ist, und in der Mitte der Bucht stand der Tempel der Diana dictynna. (*Hammer.*)

BEBEK *), ein altes, nun ausgestorbenes Geschlecht in Ungern, aus welchem sich folgende Personen vor allen auszeichnen: 1) Stephan B. ward unter Ludwig dem Großen oberster Reichsrichter (Iudex Curiae), und pflegte nebst dem Palatin Nicolaus Konth im Namen seines Königs mit Kaiser Karl IV. Friedensunterhandlungen 1326. 2) Emerich B. (Bubek), ward nach dem Tode Ludwigs des Großen von seiner Witwe Elisabeth zum Kapitán von Rothrußland ernant 1383. Von da abgerufen erhob ihn König Siegmund zu seinem Iudex Curiae 1389. 3) Franz B. und sein Bruder Emerich, Propst von Stuhlweißenburg, der unter Johann Zapolya zur evangelischen Religion übertrat und heirathete, erlangten von ihrem König die erbliche Obergespanschaftswürde in Gömör 1533. Derselbe Franz und Georg Bebek von Pelsög wurden auf dem Reichstage von 1556 wegen ihres Ungehorsams vorgefodert, und da sie sich nicht gestellt, sondern eine Reise zur Witwe Zapolya's, Isabelle, nach Polen unternommen und sie zur Rückkehr nach Siebenbürgen aufgemuntert hatten, geächtet, als jener mit den beiden Kendi's eine Art von

*) Barthélemy Discours pron. à la recept. dans l'acad. franç. 1789. 4., teutsch v. F. L. Brunn im 5. Bde. des Journals für Aufklärung. (Barthelemy war Beauzée's Nachfolger in der Akademie). Nouv. Dict. hist., Biogr. univ. T. III. Ersch's gel. Frankr.

*) Auch Bubek, der Stammvater dieser berühmten Familie soll ein Schäfer am Flusse Sojó gewesen seyn.

Triumvirat gegen Isabelle bildete, ward er auf ihren Befehl nebst seinen Mitschuldigen durch Melchior Balassa ermordet, 1. Sept. 1558 *) (*Genersich.*). 4) Dietrich B. von Pelsöcz, Bruder des Emerich Bebek, war Stellvertreter des Emerich in der Banswürde, bis er Gouverneur von Galizien und Lodomerien wurde. Unter König Siegmund stieg er von einer Würde zur andern. Er war im Jahr 1390 Ban von Slavonien und Heerführer jenes Heers, welches für die Ruhe von Dalmatien Sorge trug. Dann war er zwei Jahre Severiner Ban. Im J. 1397 wurde er Palatin und blieb es so lange, bis er sich zur Partei der Rebellen schlug, bei welcher er bis zum J. 1401 blieb. Dann lebte er in ruhiger Einsamkeit. Seine Söhne waren Nicolaus und Peter. Nicolaus war zuerst Erlauer Propst, wurde im J. 1391 Kalotschaer Erzbischof und starb im J. 1399. Peter war im J. 1424 Obergespan der Szekler, 1430 aber Obergespan der Borschoder Gespanf. und Erz-Schatzmeister **) (*Rumy.*)

BEBEL (Heinrich), verdient unter den Wiedererweckern klassischer Literatur, die im 15. Jahrh. durch Lehre und That den barbarischen Mönchsgeschmack zu verdrängen und dem Geiste der Jugend und ihrer Mitwelt überhaupt eine bessere Richtung zu geben sich anstrengten, einen ehrenvollen Platz. Wer ihn blos aus seinen vielgenanten, oft aufgelegten, nachgeahmten und in der Nachahmung nicht selten überbotenen Schnurren, den facetiis und einigen satyrischen Gedichten kennen sollte, kent ihn viel zu wenig, als daß er des Mannes wahre Verdienste um sein Zeitalter richtig zu schätzen im Stande seyn dürfte, wiewol auch jene nicht ohne Werth sind. Wenig gelesen werden aber jetzt seine theoretischen Schriften, in welchen er eine bessere Methode des Schulunterrichts, richtigere Grundsätze der Grammatik und des lateinischen Styls, so wie bessere Bildung des Geschmacks überhaupt durch das Studium der Römer, dem er sich vorzüglich widmete — denn die Kentniß der griechischen Sprache war ihm noch anfänglich, wie er selbst gesteht, fremd und nie scheint er große Stärke darin erreicht zu haben, — mit Eifer beabsichtete.

Er ward zu Justingen in Schwaben geboren, der Vaterstadt der berühmten Vergenhanse (Nauclerus) Johannes des Historiographen und Ludwigs, seines Bruders, des Rechtsgelehrten, und des ebenfalls sehr verdienten Mathematikers Joh. Stöffler's, auch des verdienstvollen Philologen Lochers. Das Jahr seiner Geburt ist nicht hinlänglich bekant; aber nach einem Epigramme zu schließen, das sich in einem seiner ersten Werke, einer Samlung lateinischer Gedichte, findet, die zu Reutlingen im J. 1496 erschien, muß er ungefähr um das Jahr 1472 geboren seyn [1]).

Seine Ältern, wie er selber in einem seiner Gedichte [2]) uns zu verstehen gibt, waren nicht gerade arme, doch wie es scheint nicht sehr bemittelte Bauersleute, die für seine Erziehung und Bildung nichts oder wenig thun konten; aber sein aufstrebendes, glückliches Talent, wie wir davon aus denselben Zeiten unter den nämlichen drückenden äußeren Umständen so viel erfreuliche Beispiele haben, machte sich bald selber Bahn. Nachdem er in

*) Engel Geschichte des ungrischen Reiches Th. 2. S. 75. 103. 156. 159. 183. Th 4. S. 39. 149. 161. Gebhardi, Geschichte des Reiches Ungern und der damit verbundenen Länder Th. 3. S. 70. ff. erzählt von ihm, er habe, vom Kaiser Ferdinand wegen eines Verbrechens verwiesen, sich nach Konstantinopel begeben, und die Königin Isabella zu stürzen gesucht, weil sie ihm die Obergespanschaftswürde von Gjula verweigerte, und schreibt ihm die Unverschämtheit zu, sich für einen von den siebenbürgischen Ständen erwählten Woiwoden ausgegeben, und die Pforte im Namen der Stände um Schutz gegen die Königin aufgerufen zu haben, wofür der Sultan ihn gebunden zur Bestrafung an die Königin ausgeliefert habe. Doch habe ihn die Königin nicht nur begnadigt, sondern ihm auch einen Theil ihres Heeres anvertraut, mit welchem Bebek der Königin Huszt und Großwardein eroberte. Noch einmal von den Ständen nach Konstantinopel abgeschickt, die Königin zu stürzen und dem jungen Prinzen Johann Siegmund die Regirung zu verschaffen, soll er von der Königin hinterlistig ermordet worden seyn. (*J. Genersich.*)

**) Von den übrigen Bebek s. *Franz Budai's* Magyar Országy polgári históriájára való Lexicon. 1. Band (Großwardein 1804.) S. 315 — 337.

1) Nicht 1475 oder 1476, wie Zapf in seiner sonst fleißig gearbeiteten Schrift: „Heinrich Bebel nach seinem Leben und Schriften. Augsburg 1802" (S. 7.) annimt; denn das Epigramm, das in dem vor uns liegenden Werke steht, — ein Buch ohne Titel, wie die Bücher damals gedruckt worden, nur mit einem Eingangsblatte statt des Titels versehen, worauf der Inhalt der verschiedenen Gedichte angegeben ist, — lautet folgender Gestalt:

Bis duo lustra videns nondum messesque quaternas
Carmina condidimus, quae tenet iste liber.

Also wenn wir die Umschreibung in ihre eigene Bedeutung begränzen, zu teutsch: „kaum 24 Jahre alt," habe er die Gedichte, die er jetzt ins Publikum sende, gesammelt, wie das condere hier wol zu verstehen ist. —

Die Poesien sind auch noch sehr jugendlich und unreif; meist Elogien solcher Personen, durch die der jugendlich anstrebende Mann Vorschub und Beförderung zu erhalten hofte. Nach einigen Lobgedichten auf den ersten Herzog von Wirtemberg, Eberhard im Bart, dem auch eines: „de obitu et morte ejusdem ducis" († 1496) beigefügt ist, komt eine ganze Reihe solcher, die an die meisten der damaligen Lehrer der neuen tübingischen Universität gerichtet sind; an die beiden Vergenhanse; Martin Brenninger; Reuchlin; an Hieronymus de Croaria, damaligen Rektor der Universität. In einer spätern Arbeit „castigatio commentariorum" einem Dialog, der seiner Apologia Henrici Bebelii pro suis commentariis de abusione linguae latinae angehängt ist: s. Commentar. Bebel. Bl. CXXV. ed. Tub. 1511. (in aedibus Thomae Anshelmi Badensis) führt Bebel dies Epigramm ebenfalls wieder an, indem er die allzufrühzeitige Ausgabe jener Gedichte bereut. „Sum enim maxima penitudine ductus, unquam emisisse hunc libellum f. CXXV; at juvenilis impetus famae cupidus haec scribere adegit, ubi fateor me saepe errasse, aetatisque vitio interdum gravitatem et modestiam non omnino observasse. — Dies ist besonders der Fall in einigen kleinern Gedichten, z. B. Epigrammen, und dann wieder in einem größeren, einer Trost-Ode an Grasum Bawindanum (consolatio super morte 7 filiorum), worin der Dichter am Ende ganz herzlos den unglücklichen Vater auf gut afterepikureische Weise damit tröstet: man müsse über alle solche Zufälle des Lebens heroisch sich hinwegsetzen, den Augenblick genießen, dem Bacchus, der Venus u. s. w. huldigen, wie er es sich als Lebensnorm fest vorgenommen habe u. s. w. 2) Apolog. contra Zoilum de stirpe sua S. Carm. Bebel. ed. Arg. 1512. (ex ed. Schurerii), wo er aber doch zugleich rühmt:

Si referam proavos (fateor), charosque parentes
Rusticus et duri ruris alumnus ero.
Sedula turba fuit campum exercere feracem,
Et dives pecorum et simplicitatis amans.
Est tamen et genitor turbae praelatus agrestis,
Civibus atque suis consilio, eloquio.

dem Städtchen Schelklingen, zwei Meilen von Ulm, den ersten Schulunterricht genossen hatte, wie er selbst bezeugt in der Schrift de abusione linguae latinae [3]), wanderte er, man weiß nicht, in welchem Jahre? nach Krakau in Polen, vermuthlich noch sehr jung, nach Weise der damaligen Scholastiker oder fahrenden Schüler, denen bei leichtem Muth, auch bei noch so weniger Münze in der Tasche, in der Gastfreiheit der damaligen Klöster, so wie der Mildthätigkeit andrer Menschen gegen solche Reisende, der Weg, fast durch die ganze Welt, ein — Spaziergang war. Daß der junge Bebel das dortige Gymnasium besuchte, erfahren wir wieder von ihm selbst. Von seinen Lehrern aber, deren Unterricht er dort genossen, nent er uns nur den berühmten **Laurentius Corvinus**, dessen Kosmographie er in der Folge herausgegeben [4]).

Daß Bebel der Rechtswissenschaft anfänglich sich zuwendete, sagt eine Stelle in seinen Gedichten, die in „*Adami* vit. philos." p. 12. angezeichnet ist. Die humanistischen Wissenschaften hingegen und die Poesie schienen ihn früh ganz den Armen der Themis entzogen zu haben. Daß er, von Krakau aus, Basel unmittelbar zu seinem Aufenthaltsorte gewählt, ist wahrscheinlich. Nach mehren seiner Gedichte finden wir ihn 1494 und 95 daselbst. In welchem Jahre er aber dahin gewandert, ist ungewiß, und noch ungewisser, ob er wirklich, wie Burkard zu glauben scheint, eine eigentliche Anstellung dort gehabt. Aus der nicht genau citirten Stelle der sämtlichen Werke **Bebels** (Argent. 1516.) — eine Ausgabe, deren Einsicht uns nicht zu Gebote stand — geht nur soviel hervor, daß **Bebel** dort Privatunterricht in der Philologie gegeben [5]). Der durch sein ganzes Leben hin etwas unstete, lebhafte junge Mann scheint seinen Aufenthalt um diese Zeit österş gewechselt zu haben, von Basel wieder nach Krakau, von Krakau nach Basel zurück und wol auch zuweilen nach Tübingen gezogen zu seyn. Daß er aber an letztem Orte früher, wie Brucker meint (s. **Ehrentempel** S. 169.), eigentlich studirt habe, ist ganz unerwiesen [6]). Im J. 1496, wo die oben erwähnte Kosmographie in Basel erschien, hielt er sich bereits wieder aufs Neue dort auf. Die damalige Sitte, die leichte, bequeme Art zu reisen und zu leben, begünstigte diesen jugendlichen Hang zur Veränderung. Auch suchte der aufstrebende, talentvolle junge Mann jetzt erst einen Haltpunkt seiner schon frühe regen schriftstellerischen und lebhaften Wirksamkeit. Die unter glücklichen Zeichen von dem ewig unvergeßlichen, an Herz und Geist und jeder Regententugend großen Eberhard I. 1477 gestiftete Hochschule Tübingen sollte dieser Haltpunkt werden. Es ist ohne Widerspruch entschieden, daß **Bebel** bereits 1497 als Lehrer der Beredsamkeit und Poesie in Tübingen angestellt ward. Daß er aber schon 1496 sich dort aufgehalten, vielleicht auch Privatunterricht gegeben, geht aus der oben schon erwähnten in Reutlingen gedruckten Samlung von Gedichten hervor. Ein großer Theil derselben hatte nicht undeutlich die Absicht, den angesehenen, damaligen Lehrern der Hochschule, den **Summenharden**, **Vergenhansen**, **Lamparter's** u. a., so wie dem Fürsten selbst den Verfasser derselben zu empfehlen und ihm zu einer Versorgung förderlich zu seyn.

Eigentlich war **Bebel** an dem Pädagogium [7]) zunächst angestellt, ein trefliches Institut, das manche wakkere Männer damaliger Zeit bildete, dem auch **Melanchthon**, selbst Zögling desselben, und zwar unter **Bebel** noch, einige Zeit vorstand. Indeß hing diese Anstalt mit der Universität selbst genau zusammen, bei welcher **Bebel** als Lehrer der Beredsamkeit, nicht blos, wie das im Pädagogium der Fall gewesen seyn mag, Schriftsteller durch seine Zuhörer erklären ließ, sondern selbst in besondern Akroasen mehre römische Schriftsteller, Dichter, Redner, Historiker, erklärte. Der Beifall, den er als Lehrer genoß, war ausgezeichnet. Seine Gewandtheit, sein lebhafter Geist, dem man, wenn ihm auch eine so vorzügliche Schärfe des Urtheils, wie sie **Zapf** [8]) bei ihm finden will, nicht einwohnte, doch eine leicht auffassende Phantasie und rege Empfänglichkeit für das Schöne, so wie behenden Witz und leichte Gefügigkeit des Geistes nicht absprechen kann, empfahlen ihn der wißbegierigen Jugend. Daß er als Neuerer und muthiger Kämpfer gegen die damals noch herrschende, meist barbarische Schreib- und Lehrweise der Mönche, ein Überbleibsel der Scholastik und Erzeugniß des dumpfen Klosterlebens, eiferte, und in Lehre und That als Reiniger des alten Wustes sich erwies, förderte sein Ansehen unter seinen Schülern im Inlande, wie auch außer Wirtemberg und Schwaben noch mehr.

Man erinnert sich, wie wenig auch sonst wackere Gelehrte um einen richtigen, klaren, schönen Vortrag ihrer Gedanken in derjenigen Sprache, die nun einmal Sprache der Gelehrten war, in jenen Zeiten sich bekümmerten; ja wie dieses durch die Cicerone, Liviusse, Quinctiliane u. a. so treflich gehandhabte und aufs Feinste ausgebildete Werkzeug zu Bezeichnung der Empfindungen und Vorstellungen unter den Händen der Mönche aufs scheuslichste entstellt worden war. Die unvergleichliche Satyre der epistolarum virorum obscurorum, so wie **Frischlins** mit dem herrlichsten Komus ausgestatteter Priscianus vapulans ist stellenweise oft nur eine getreue Kopie desjenigen Styls, in welchem mönchischer Stumpfsinn und träge Gewohnheit und der scholastische, wortselige Dünkel der **Thomisten** und **Scotisten**, der **Javelle**, **Liliusse** u. a. sich damals gefielen. Kein Wunder! Man lehrte auf Schulen nicht anders. Das Schlechte war

3) S. Commentar. epist. confic. p. LXXI. „municipes Schelklingenses, apud quos ego educatus sum, et primas litteras didici. 4) S. castigatio commentariorum f. CXXV. 5) In Basileensi et Tubingensi academia admodum adolescentem professorem egisse se, qui jam circiter 1495. humaniores litteras profiteri coeperit. 6) Vgl. auch **Zapf** S. 13.

7) Die meisten Ausgaben der Commentaria des Dichters haben die Aufschrift: Bebelii Iustingensis, poëtae laureati poeticam et oratoriam publice profitentis in studio Tubingensi (nach damaliger Sprache: Universität oder Akademie). So die Ausgabe von 1503 — 1506. 1508, 1509, 1511, 1512. Die von 1516 indeß (s. **Zapf** S. 122.) — in Gymnasio Tubingensi. 8) S. 17. spricht dieser Gelehrte von einer **tiefen Beurtheilungskraft** des jungen Lehrers, die aber doch keineswegs weder in seinen früheren Gedichten, noch in seinen spätern, zu finden ist, besonders nicht in dem Superlativ, den das Prädicat einschließt.

durch Zeit und Verjährungsrecht und die heillosesten Schulbücher, wie die Schriften eines Carolus, Pontius, Alexander Gallus und ein vielfach beim Unterricht eingeführtes Lehrbuch, eine Art Grammatik mit dem sonderbaren Titel: Mammetractus und Mammotreptus, zu einem Ansehn und zu einem Einflusse gekommen, dessen Wirkungen unvertilgbar schienen. Sie auszurotten, war Bebel mit aller Kraft bedacht. Seine nach und nach einzeln erschienenen und dann zusammen gedruckten[9]) kleinen grammatischen Werke waren dafür bestimt. Mit redlichem Fleiße sucht er in diesen unten genanten Schriftchen durch Wegräumung des alten Schutts Besserem, Tüchtigerem Raum zu machen. Niemand ärgere sich über diese Arbeiten und ihre Gegenstände als theilweise wenigstens, wie es scheinen konte, zu geringfügig. Es mußte bei dem Anfange angefangen werden. Von einem tieferen Eindringen in das Studium und die Behandlung der Alten, von höheren, philologischen Ansichten, in Beziehung auf Interpretation und Kritik konte jetzt noch nicht die Rede seyn: wiewol der Verf. auch bei andrer Gelegenheit in Abhandlungen und Reden, die dem unten erwähnten Werke nicht beigedruckt sind, z. B. in dem Werkchen: „qui autores legendi sint ad eloquentiam comparandam" und in der Rede: „de latinitatis utilitate et quae res pueros faciat eloquentes ac doctos, hab. 1503" wie anderwärts zeigte, daß er mit nichten einzig an der Schale der Schriftsteller, deren Studium er empfahl, dazu Anleitung gebend, oder am Buchstaben, sondern am Kern und Geiste hing, und auch hiedurch ein wackerer Antesignan und Vorfechter des Gründlichen, wie Geschmackvollen, andern aufstrebenden jungen Männern ward. Es bildete sich bald eine wackere Schule um ihn. Die besten Zöglinge derselben waren: Jakob Heinrichsmann von Sindelfingen, Verf. einer lateinischen Sprachlehre, die unter dem Titel: Institutiones grammaticae mit einer Zueignungsschrift an Bebel im J. 1506 herauskam[10]); weiter: Joh. Brassicanus, von Melanchthon sehr hoch geschätzt. Auch dieser gab im J. 1506 zu Pforzheim eine, mit epigrammatischen Empfehlungen von Bebel ausgestattete verdienstvolle Grammatik heraus, die, wie die oben genante, nach dem Vorbilde des Lehrers gleichen Zweck hatte, nämlich, den mönchischen Unrath zu verdrängen, die falsche (anmaßliche) Rechtschreibung, falsche Etymologie mit den übrigen grammatischen Unrichtigkeiten, so wie den ganzen verdorbenen Regelwust des Landes zu verweisen. Endlich ist in dem Triumvirate seiner Schüler (von andern jetzt hier nicht zu reden) Michaël Köchlin (Coccinius), ein Tübinger, nicht zu vergessen, ein Mann, der durch sein Talent und vorzüglich durch seinen gerundeten klassischen Styl von der Stelle eines Pädagogiums-Rektors in Tübingen, die er in den Jahren 1505—6 bekleidete, zu dem bedeutenden Posten eines Kanzlers bei Vit von Fürst, Statthalter von Modena, sich emporschwang — ein Glück, das selten einem Philologen jetzt um der Philologie willen zu Theil wird! — der aber auch als historischer Schriftsteller sich nicht geringe Verdienste erworben hat[11]). Diese drei Männer waren es vorzüglich, die den Ruhm Bebels, wie er ihn selbst durch seine Schriften immer weiter verbreitete, auch durch ihr Ansehn gegen Neider und Verunglimpfer, an denen es ihm in einem Zeitalter, wo aufgehendes Licht mit alter Dunkelheit noch vorzüglich rang, am wenigsten fehlen konte, zu schützen und zu vertheidigen sich bemühten[12]). Sie

9) Sie sind größtentheils zusammen gedruckt unter der Aufschrift: Commentaria epistol. conficiendarum Henrici Bebelii Justingensis poëtae laureati, poëticam et oratoriam publice profitentis in Studio Tubingensi contra epistolandi modos Pontii et aliorum. Contra epistolas Caroli. Commentaria de abusione linguae latinae apud Germanos et de proprietate ejusdem. Vocabularium optimarum dictionum. Annotationes et lima in Mammetractum, cum novis additionibus. Annotationes novae pro lingua latina. De magistratibus Romanorum cum expositione terminorum. Nomina latina artificum. Nomina morborum corporis humani latine et graece. Nomina propria sanctorum et eorum interpretatio. Expositio quarundam quaestionum. Qui sint pagi Suevorum et de aspiratione Necchari fluminis. Apologia Bebelii pro commentariis. Retractio ejusdem in quibusdam locis. Instructio bene scribendi pro patre Guolfgango Bebelio. Appendix commentariorum. Haec denuo sunt addita. De nominibus officiorum apud principes nostros. Differentia inter Caesarem et Augustum. De accentu ebraicarum dictionum. — Das Werkchen (nach meiner Ausgabe, einer der vollständigsten v. J. 1511) ist in 4. und besteht aus CLVII Blättern. Die kleinen, aber auch jetzt noch nicht uninteressanten Aufsätze haben zum Theil, wie z. B. die Annotationes in Mammetractum; die Apologia Bebelii u. s. w., dialogische Form. Auf dem letzten Blatt findet man die Jahreszahl: Tubingae in aedibus Anshelmi Badensis A. MDXI. Mense Julio sub illustri principe Udalrico Vuirtembergensi — Es muß sehr viel Aufsehn erregt haben; denn man zählt vom Jahre 1500 an bis 1516 noch zehn verschiedene, zum Theil erweiterte und veränderte, zum Theil blos wiederholte Ausgaben. Sie sind alle selten; an der wirklichen Existenz einiger jedoch zweifelt Zapf, der sie in dem öfters angeführten Werkchen am vollständigsten aufzählt, S. 96 — 130. Außer der Ausg. von 1511 (Tub. in aed. Th. Anshelm.), die ich selbst besitze, die mit der von 1508 u. 1510 ganz übereinstimt, bot mir die hiesige Univ.-Bibl. noch zur Einsicht an die vom J. 1509 u. 1510 beide zu Pforzheim bei demselben Anshelm, der das Jahr darauf nach Tübingen zog, um seine Officin dort, wo zehn Jahre lang keine gewesen war, zu errichten, gedruckt.

10) Eine neue wohl vermehrte Auflage, die ich vor mir habe, erschien zu Tübingen 1513 bei Thomas Anshelm. Angehängt sind derselben Bebel's ars versificandi et carminum condendorum, und von eben demselben Racemationes et exquisitae observationes in carmine observandae mit einer Zueignungsschrift ad Simonem Cellarium, illustris principis Udalrici secretarium, die zu verstehen gibt, daß auch der Sekretär, wie ein Freund unsers Dichters, so ein Freund und Kenner der Musenkunst war, und daß auch Ulrich Bebeln schätzte. 11) Z. B. durch seine Schrift: de bellis in Italia a Maximiliano gestis et de translatione Imperii ad Graecos. Das erste Werk ist auch in die Samlung aufgenommen: rerum Germ. script. curante B. G. Struvio II. p. 539—566 und zwei Elegien von Bebel ad universos Germaniae principes in Beziehung auf diesen Krieg, sind dort beigedruckt; so wie in dem nämlichen Bande S. 511—521 mehre andere Gedichte von Bebel, z. B. s. ecloga triumphalis de vict. Maxim. nebst einem zweiten Elogium auf den nämlichen Sieg in Hexametern und laus Germanorum in Distichen eingerückt sind. 12) Ein schönes Wort über Bebel's Verdienste findet sich von Michael Coccinius (Köchlin) bei Crusius schwäb. Ann. II. 155 (Moser'sche Übersetzung): „Er habe seit 8 Jahren nun unter großem Beifalle gelesen (poëtas, oratores, historicos) und die teutsche Nation durch die Zierde seiner lateinischen Schriften in Flor und Aufnahme gebracht, ein Verdränger der Barbarei und Unwissenheit" 5. Mai 1505. Auch verdient als einer seiner vielen Schüler hier aufgeführt zu werden der aus seinen nachmaligen Streitigkeiten mit Luther so berühmte und berüchtigte D. Jo-

waren es auch, die in seinem Streite mit dem berühmten Konrad Celtes ihres Meisters sich treufleißig annahmen, ja den Streit, weiter als es wol gut war, fortzuführen kein Bedenken trugen.

Mit wenigen Worten erwähnen wir dieses gelehrten Kampfes. Bebel hatte in seiner Schrift: „qui autores sint legendi ad comparandam eloquentiam“ sich vernehmen lassen, er habe keinen Teutschen noch kennen lernen, von dem man mit Recht behaupten könne, er hätte den Geist römischer Wohlredenheit richtig aufgefaßt, oder denselben in seinen Schriften sich richtig angeeignet. Darüber entrüsteten sich nun Celtes und seine zahlreichen Freunde und Anhänger, und es fehlte nicht an unglimpflichen, zum Theil auch in Epigrammen vorgetragenen Äußerungen, als ob der Schwabe aus Neid blos die großen Verdienste des Franken um Wiederbelebung klassischer Literatur und Herstellung reinerer Schreibart, die er sich durch lateinische Reden sowol, als Gedichte, Komödien u. a. Werke erworben, bösartig verkennen oder herabsetzen wollte. Und doch hatte Bebel des Celtes mit keiner Sylbe gedacht in jenem Werkchen, und weiterhin noch ausdrücklich in eben demselben, wie Coccinius sich darauf mit Recht beruft, die Bemerkung gemacht:

„At hodie sunt apud nos multi, qui non modo multijuga „eruditione, verum etiam tersissima eruditione et carmine „etiam cum Italis contendere possint quam gloriosissime.“

Auch Bebel selbst, in der epist. an Jakob v. Arlun, entschuldigt sich eben so [13]). Bebel selbst machte seiner gereizten Empfindlichkeit durch ungefähr sieben Epigramme Luft. Eben so waren in Prosa und Poesie die Freunde nicht säumig; das unbedeutendste Epigramm contra calumniatores fratris schrieb der Bruder Jakob Bebel, der ebenfalls in Tübingen studirte, und der Medizin sich widmete [14]) Als Celtes bald darauf, zu früh seiner ruhmvollen Laufbahn in Wien, wo er lange öffentlich lehrte, im J. 1508, noch nicht 50 Jahre alt, starb, wurde der kleine Krieg wenige Zeit noch von den Freunden beider Männer fortgesetzt, erlosch aber bald in sich. Vorübergehend waren die Fehden, und unbedeutend der Natur ihrer Gegner nach, die ihm einige Mönche oder Dunkelmänner, die sich durch seine Angriffe der barbarischen Lehrmethode eines Carolus, Joannes de Galendria, Alexander Gallus u. A., so wie durch sonstige muthwillige Ausfälle in seinen satyrischen Schriften entweder selbst angegriffen, oder die Ehre ihrer Zunft rächen zu müssen glaubten, wenn nicht in der That zuzogen, doch zuzuziehen droheten. Darunter gehört wol auch der übrigens unbekante Franzose Corunnus, der in seinem Kommentar über Baptists von Mantua Buch von der christlichen Oberherrschaft, ihn einen unwissenden Teutschen, der eher den Namen Balbus tragen sollte, als Bebel, roh zu schelten sich nicht entblödete. Darunter auch die Streitigkeiten, in die er mit den kölnischen Theologastern, als sie seinen Freund Reuchlin verfolgten, aus Theilnahme für diesen verwickelt worden zu seyn scheint. Etwas verschiedenen Anlaß hat der Streit mit Leonhard Justinian, einem Venedigschen Rathsherrn. Offenbar waren es aber mehr noch die allzu geschäftigen Freunde, Heinrichsmann, Köchlin, (Coccinius) und der Bruder Wolfgang Bebel mit G. Hörmann, welche ihn zu solchem literarischen Kriege reizten, und ihre eigenen ritterlichen Waffen dabei ihm nicht unfreigebig liehen, als daß ihn, den sinnlich behaglichen, sanguinischen Freund der Musen, und des Lebensgenusses vorwiegende eigene Neigung zu solchen Streitigkeiten angetrieben hätte. Wenigstens ist dieses offenbar der Fall bei der ziemlich heftigen Apologie, die er gegen L. Justinianus schrieb, der die Krönung der teutschen Kaiser und Könige in einer eignen Schrift anfocht und lächerlich machte, wogegen Bebel seine „Apologia H. Bebelii contra Leonh. Iustin. Venetum, Imper. nomen extenuantem, coronationem reg. nostr. incessentem atque German. barbariae ob id insimulantem“ schrieb [15]), so wie auch bei der Recriminatio contra Joannem Corunnum Carnutensem Gallum ad Henrichmannum, juris consultum, die in einer der spätern Ausgaben der Commentariorum von 1516, in welchem Jahre auch die Widerlegung selbst verfertigt ward, sich befindet [16]). Denn schwerlich würde Bebel, wenn Heinrichsmann, damals Rath beim Bischof Heinrich von Lichtenau in Augsburg, in einem Briefe vom 30. Oct. 1514 jenen nicht mit einem beinahe wilden Eifer dazu aufgefodert, und die Auffoderung wahrscheinlich durch andere noch wiederholt hätte, dem unbedeutenden Menschen geantwortet haben, da er erst so spät, ein ganzes Jahr nachher, sich zu der Antwort entschloß. Wie weit Bebel an den Streitigkeiten der Kölner gegen J. Reuchlin Theil hatte, läßt sich nicht genau bestimmen, aber ehrenvoll erwähnen die bekanten, durch diese veranlaßten litterae obscur. virorum seiner, als eines muthigen Bekämpfers der Barbarei und des dummglaubigen Pfaffenthums [17]). So lebte der wackere Mann in nur wenig unterbrochener literarischer Thätigkeit, seinem Berufe getreu, als Lehrer geliebt und geschätzt, von vielen Freunden im Vaterland und Auslande lieb und werth gehalten, seine Gegner mit Ernst oder Scherz von sich abwehrend,

---

hannes Eck; dieser erhielt von seinem Lehrer zum Andenken in seinem Chrysopassus praedestin. Aug. Vind. 1514 ein ehrenvolles Epigramm, nach alter Sitte, worin der Lehrer sich keineswegs selber vergißt.

13) S. Comment. von 1511, Bl. CXXII. Es ist ein Versehn von Zapf, wenn er S. 22—23 meldet: in dem Briefe an Jakob von Arlun hätte Bebel dieses zuerst geschrieben. In diesem Briefe entschuldigt er nur (s. Comment. CXXI.), was er früher in einer andern Schrift geschrieben, und führt die Worte daraus an. 14) S. Apol. de Stirpe und auch Crusius Annal.

15) s. Bebel's Tr. Veneris. Phorcae 1509 cum aliis opusc. 16) s. Zapf S. 127. 17) In dem angehängten Carm. rhytmicale, z. B. Magistri *Philipp. Schlauraff*:

Fuit et Bebelius et Joannes Brassicanus
Et Paulus Vevander, die schwuren alle mit einander,
Quod vellent me percutere, si non vellem reddere;

und so in dem Briefe des Joann. de Suinfordia ad Ortuinum Gratium S. 352:

Jam erit confusus Jacobus et omnino detrusus
Wimphelingius, Bebelius atque ille Gubelius —
— — — — —
— — — — — —
Omnes hi victi jacent, non audent dicere Guckuck,
Sic in sacco conclusi Wimphelingeani erunt.

ohne zu heftige, leidenschaftliche Bitterkeit, da eine natürliche Gutmüthigkeit bei jovialem, frohen Sinn, wie aus seinen Schriften hervorgeht, ein Hauptzug in seinem Charakter gewesen zu seyn scheint. Auch wo er als satyrischer Verfechter des gesunden Menschenverstandes und der Rechte der Vernunft und Freiheit gegen die Anmaßungen der Hierarchie auftrat, that er dieses nicht sowol mit Galle, als vielmehr mit leichtem Humor in gefälliger Einkleidung. Dies geht aus seinem besten poetischen Werke, dem **triumphus Veneris** hervor, einem Gedicht, in dem er sich nicht als behender Versifikator allein, sondern auch als Mann von poetischer Anlage, ausgestattet mit nicht unglücklicher Erfindungs = und Darstellungsgabe, rechtfertiget. Besonders sind im 3ten, 4ten und 5ten Gesange dieses kleinen allegorischen Epos die freien Sitten der Klerisei und anderer Stände bis zu den vornehmsten hinauf mit lebhaften Farben und kühnem Freimuth geschildert. Mönche und Nonnen, Eremiten, Lollharden, Beguinen, die verschiedenen Orden der Franziskaner, Karmeliter, Dominikaner u. s. w., ferner: Juristen, Mediziner, Dichter, Studenten und Vaganten, Bürger, Edle, Grafen, Könige und Kaiser, so wie Frauenzimmer aus allen Ständen treten auf, unter dem Panier der Venus für sie gegen die Tugend zu streiten. Nur die Katastrophe des Gedichts ist etwas zu gewaltsam und genügt nicht; denn der Venus wird doch im 6ten Gesange der Sieg über die Tugend und ihr Triumph gar zu leicht gemacht, da die wenigen Anhänger jener sogleich bei dem Erscheinen des großen Hundes davon laufen, und die **justitia executiva** Gottes, da er jetzt Landplagen auf die Klage der Tugend unter die Menschen schickt, so wie die Kreuze, welche den Kleidern der Menschen eingeprägt werden, nachdem Gott sich auf das Gebet der Jungfrau Maria wieder hat erweichen lassen, von den größeren Strafen nachzulassen, lassen am Ende keinen befriedigenden Eindruck von der Komposition des Ganzen, als eines wahren Kunstganzen zurück [18]). — Aber auch sonst, wie er sich um die Ehre der Schwaben und Teutschen überhaupt durch Reinigung des alten barbarischen Afterlateins, in die ruhmvollen Fußtapfen eines Pontanus, Hermolaus Barbarus, Mirandola u. A. tretend, die nicht selten die Teutschen als geschworne Anhänger des alten Wustes höhnisch verlachten, höchlich verdient machte, indem er die Anlässe zu ähnlichen Vorwürfen beim Auslande abzuschneiden suchte, verfocht er die Ehre seiner Landsleute in prosaischen und poetischen Werken anderer Art. Nicht nur schrieb er zum Lobe seiner wirtembergischen Fürsten, des edlen Eberhards, und auch, mit zweideutigerem Rechte, zu dessen Nachfolgers Ulrichs Lob elegische und heroische Gedichte und Eklogen, auch eben so Reden und Gedichte zum Preise des Kaisers Maximilian I. (dem er den Dichterkranz und ein Wapen = Insigne dankte [19])), sondern auch mehre prosaische Werke historischen Inhalts zum Preise des teutschen Namens verfertigte der fleißige, patriotische Mann [20]).

Gern wünschten wir auch von Bebels äußeren Verhältnissen Mehres mittheilen zu können. Aber wer sich erinnert, wie wenig damals über solcherlei Gegenstände aufgeschrieben wurde, wird es nicht befremdend finden, daß außer den wenigen Notizen hiezu, die man in seinen eignen und seiner Freunde Schriften findet, anderwärts noch viel kärgere Ausbeute sich anbietet. Daß er nicht verheirathet gewesen, kann man wol als gewiß annehmen, wenn ihn schon, da er dem geistlichen Stande nie angehörte, kein Gelübde hinderte, und er selbst dem schönen Geschlechte, wie seine Gedichte beweisen, keineswegs abhold war. „Sey es nun Wahl, oder Liebe zu einem ungestörteren Umgange mit den Musen, oder gar, wie man fast zu glauben versucht seyn könte, Neigung zu freierer Lebensweise im Verhältnisse gegen dies Geschlecht gewesen, was ihn an einer Heirath hinderte, wir wissen es nicht." Unverhohlen spricht er wenigstens oft, nicht nur in ganz jugendlichen, sondern auch viel spätern Gedichten seinen Hang zu einem gewissen Libertinism in diesem Punkte aus, der bei der freieren Sitte damaliger Zeit weniger zu bedeuten hatte, und bei einem Manne von so vielem Fleiße, wie er war, in bescheidnen Gränzen mag geblieben seyn. Von poetischen Spielereien dieser Art, die im Grunde nach dem alten „**musa lasciva, vita casta**" weniger bedeuten dürften, jetzt nicht zu reden, erstattet er anderwärts in offenen, heiteren poetischen Berichten an Freunde Nachrichten von Liebschaften auf dem Schwarzwalde mit mehren Bürgers= oder Bauermädchen, die doch nach ihrem ganzen Ton etwas ernsthafter, denn als bloßer Scherz zu nehmen sind. Man sehe z. B. die poetische, launige Epistel, worin er

18) Dieser **triumphus Veneris** hat viele Auflagen erlebt. Die älteste ist die von **1501 4.**; die neueste die von **1609 4.**, wobei aber Altensteig's Commentar nicht ist. — Die im Gedicht erwähnten Kreuze beziehen sich auf ein damals geglaubtes Factum, das im 16. Jahrh. mehrmals vorkomt, und worüber *Libertus* **Episc. Geruensis** ein ganzes Buch geschrieben, und in alten Chroniken auch bei Crusius fast viel Meldung gethan wird. 19) Dieses Wapeninsigne findet sich in einem unbehilflichen Holzschnitt, eine gekrönte Figur vorstellend über Guirlanden, wo unten ein Schild ebenfalls mit einem Blumenkranze ist, auf der einen Seite des Blattes, das die oben erwähnte **Apologia stirpis** enthält, steht: **Desine livor! laus et victoria Maximil. Aug. Romulidum Caesar dedit haec insignia nobis, Mecaenas fuerat Langius auxilio. MDII. Sibi et Suis.** 20) Unter diesen zählt seine Epistel an **Benedictus Farner juris consult. et Canon. Stutgardian. de operibus a se editis** (s. **Comment. CXXVI. ed. 1511**) unterzeichnet: **Tub. Sept. Id. 1505** neben andern auf: **Apologia in majestatem, gloriam et amplitudinem atque magnificentiam imperatorum Frederici primi Barbarossae cognominati et nepotis ejus Frederici secundi Suevorum, quos plurimi sinistris scriptis falso et mendaciter incusant, ibique alia de Suevis, de laude Suevorum, de proditione ducis Mediolani, item de antiquitate, fortitudine et majestate Germanorum, de miserabili atque nefanda decollatione Conradini ultimi Suevorum ducis, regis Hierosol. et Siciliae, ibique de novitatibus Apuliae, de mendaciis quorundam historicorum.** Allein diese Anführungen scheinen nicht sowol Titel einzeler Werke zu seyn, da man sie nirgend besonders gedruckt findet, als der gesamte hier in dieser Epistel so angegebene Inhalt der freilich etwas magern, aber für die damalige Zeit, unter Bebels übrigen Beschäftigungen zumal, gutgemeinten und wegen der schönen Absicht schon lieblichen **Epitoma laudum Suevorum ad Conradum Thum de Neuburg, principis Udalrici Wirtembergensis Marscalcum**, die sich auch in *Goldasti* **rer. Suev. Script. aliquot vet. Ulmae 1727** gleich im Anfange S. 6—12 findet. Wenigstens sind alle jene Materien dort flüchtig, wie es Bebels Art ist, berührt; und an eben so flüchtigen Abfertigungen einiger gegnerischen Schriftsteller von der Guelphischen Partie, aber nur unbedeutenden, eines Blondus z. B. so wie auch an einem Abschnitte **contra mendacia historicorum** fehlt es gleichfalls nicht (s. p. 10).

erzählt, wie er sich 1502 während der Pest, als die Universität sich zerstreut hatte, in der Gegend seiner Vaterstadt die Zeit vertrieb. Wir finden darin zwar nicht einen geistreich-muthwilligen Boccaz, der bei ähnlicher Veranlassung sein berühmtes Dekameron fertigte, aber einen treuherzig unbefangenen Schwaben, der in Zeiten der Angst und Sorge sinnlich-behaglich sich zu rathen weiß [21]). Überhaupt war der Aufenthalt in den frischen, gesunden, auch an rauheren, mannigfaltigen Naturreizen keineswegs kargen Gegenden der Alp und des Schwarzwaldes, so wie in den verschiedenen reichen und gastfreundlichen Klöstern dieser Bezirke auch sonst in den Ferien dem thätigen und dabei lebensfrohen Manne immer eine erwünschte Erholung, und die Erscheinung des munteren, so berühmten Professors den genußseligen Äbten und lustigen Mönchen an ihren wohlbesetzten Tafeln jederzeit willkommen. Vorzüglich preist Bebel oft den Abt von Zwiefalten, seinen Gönner und Freund in seinen Schriften, der, den Musen keineswegs fremd oder abhold, zugleich Freund eines ungezwungenen fröhlichen Lebens nach alter Sitte, und heiterer Tafelscherze war, auch seinen eignen Hof- oder Klosternarren hielt, dessen unser Dichter einige Male in seinen Schriften erwähnt, z. B. facet. III. am Schlusse: de Joanne Morione Zwifaldensi Domino meo Georgio Abbati ad recreationem inprimis grato — wo es unter anderm auch heißt: Est autem jam septuagenarius vel ultra, sed quotidie in stultitia crescit, ut crederes, cum aetate simul in eo stultitiam suam invalescere, und er am Ende, naiv genug, nach Erwähnung einiger albernen Streiche von diesem Johannes, sich selbst als Morio unterzeichnet: — Plaudite et valete: Joannes Morio Zwifaldensis facetias concludit [22]). Wirklich danken diese faceliae, die man billig nach dem Geiste der Zeit würdigen wird, eingedenk, daß auch Männer, wie Poggius u. A., den Ernst ihrer übrigen Arbeiten gern milderten und entrunzelten an solchen Erheiterungen, einen großen Theil ihres Inhalts solchen klösterlichen Tafelunterhaltungen, womit man entweder die Lust des Genusses würzte, oder die Augenblicke der Verdauung erheiterte. Der Verf. selbst hat in einer Ausg. derselben (Straßb. 1512) vor der Epistel an Joh. Sträler das passende Motto vorangesetzt:

> Has igitur nugas sumentes nubila frontis
> Ponite, nunc mensae, non cano philosophis.

Charakteristisch ist es, daß Bebel bei der Bekantmachung des dritten Theils der facet. [23]) sagt, er habe sich beflissen, in der neuen Samlung, die er jetzt liefere, Alles wegzulassen, was zarte und keusche Ohren möchte beleidigen, und nur solches jetzt aufgenommen, was auch an vornehmer Äbte Tischen, in Gegenwart angesehener und ehrwürdiger Personen, auch des andern Geschlechts ohne Anstoß sey erzählt worden [24]); und doch hat man kaum ein paar Seiten gelesen, so begegnet man Histörchen, wie z. B. de confessione monialis et trium monialium, die jetzt nicht ohne Verletzung des Wohlstandes auch in Gesellschaft nur gemeiner Bürgersfrauen dürften zum Besten gegeben werden. Indessen, so platt auch manche Schwänke und Schnurren in den ehemals so viel gelesenen und so oft aufgelegten Bebelschen Facetiis seyn mögen, so ist doch nicht zu läugnen, daß viele nicht ohne Witz und heiteren auch anständigen Komus sind, mehre auch dann als Anekdoten der Zeit und wirkliche Begebenheiten, zur Sittengeschichte Schwabens und anderer Gegenden, vorzüglich auch des Mönchswesens nicht ohne Interesse können gelesen werden. Manche davon finden sich auch im Pfaff von Kalenberg und im Lallenbuch, wie z. B. L. II. p. 63 und L. III. p. 131 de rustico confit. ed. Argentor. 1615. Viele andere ähnliche Samlungen späterer Zeit haben daraus geschöpft, und verschiedene Schriftsteller für sonstige literarische Zwecke, wie z. E. Flögel in seiner Geschichte der Hofnarren (Leipz. 1789) ihre gelehrte Kompilationen daraus berei-

---

21) Die Elegia hecatosticha (s. Carm. Bebel. 1512 Argentor.) ist von Jugstetten aus an seinen Schüler und Freund Brassicanus von Kostanz gerichtet und hat die Aufschrift: pro institutione vitae suae peste grassante. Tubingae 1502. Der Verf. gibt darin in zierlichen, leichthinrollenden Distichen Rechenschaft von seinem Leben und Treiben, wie er bald mit der Lektüre des Plinius de natura und mit landwirthschaftlichen Studien, bald mit Jagen und Fischen sich die Zeit vertreibe, auch als Mittel gegen die Pestgedanken mit allerlei Buhlschaften unter den Weibern und Mädchen seines Dorfes und der Umgegend sich beschäftige, welche Stelle zugleich auf frühere Stadtliebschaften anspielt, die jetzt wieder aufzuhellen weder thunlich, noch nöthig ist. — Auch dichte er, schreibt er dort, jetzt nicht sowol lateinische Verse als teutsche, und mache Weisen darauf, die er den Mädchen des Städtchens vorsinge. — Schade, daß von diesen teutschen Volksliedern keines sich erhalten hat, um unsern Bebel auch von dieser Seite her kennen zu lernen. Daß er zu anderer Zeit solcherlei Volkslieder, die damals gerade im Umlaufe waren, mit Liebe mag Lateinisch bearbeitet haben, ohne freilich gerade den rechten Ton zu treffen — denn wollte man ja so etwas im Grunde Überflüssiges thun, so würde besser die mönchische, lateinisch-poetische Reimform gewählt —, das beweist eine Übersetzung von ihm, die sich erhalten hat, ein Dialog in Distichen, unter dem Titel: vulgaris cantio: „Ich fand an einem Morgen" (gar heimlich an einem Ort rc.) per Henr. Bebelium, poetam in carmin. lat. redacta, das also anfängt:

> Tempus, quo conjunx Tithonum mane reliquit
> Occulto steteram conditus ipse loco.
> Hic illam audivi miseranda voce querelam
> Qua flet amatoris pulcra puella abitum etc.

Eine Probe teutscher Verse, die Bebel etwa könte gemacht haben, liefert Zapf aus einer mir nicht bekanten Ausgabe Bebelscher Gedichte S. 135—137, wo mehre in lateinischen Distichen ausgedrückte Sentenzen jederzeit auch begleitet sind von teutschen Reimen. Ich halte aber dafür: die teutschen Reime sind aus andern teutschen Büchern oder aus dem Munde des Volks genommen, wie seine in einer der frühesten Samlungen (1512) vorkommende prosaischen adagia germanica. Wenigstens ist dies bei mehren offenbar der Fall, wie z. B. 137:

> „Herrengunst und Aprellen Wetter,
> Frauenlieb und Rosenbletter,
> Roß, Würfel und Federspiel
> Betrügen manchen der es glauben will."

Ein aus Renner u. a. alten Gnomologen bekanter Spruch!

22) S. auch die Ausgabe von MDCXV. u. a. 23) S. Ed. Argent. 1512 in der Vorrede. — Die Ausgabe der zwei ersten Theile erschien MDVI mit einer Vorrede an Kanzler Lamparter und Dedikation an Petr. Jac. von Arlun, Propst von Bocknang und Kanonikus von Stuttgart als Badegeschenke. 24) Nihil etiam nun acceptavi, quod non a gravibus viris in conviviis recitari audivi, et majori ex parte apud Matronas, quae res me movit, ut et nostris confabulationibus adjungerem.

chert [25]). Da solcherlei Narren damals nicht nur an lustigen Hofhaltungen angestellt waren, sondern auch wie wir an Paul Wüst und einem gewissen Wolfgang (S. 132 facet.) sehen, auf ihre eigene Hand im Lande umherstrichen, und mit ihren Schnurren und Possen ihr Brod verdienten, so mag der heitere Bebel oft auch mit ihnen sich die Zeit verkürzt haben. Ein Beweis sind seine verschiednen Distichen und sein scherzhaftes Klaglied auf den Tod eines andern Abenteurers dieser Art, Heinrich Ritters von Thalen, mit dem Zunamen Starrenwadel, der sich für einen Astrologen ausgab und als phantastischer Possenreißer und eine Art Bänkelsängers, viel geneckt und neckend, auf Märkten und Kirchweihen sich umtrieb, und ein wunderlich Gemisch von Verrücktheit und Schlauheit, den Leuten nicht nur Zukünftiges, sondern auch Vergangenes wahrsagte, im Geschmacke, wie Bebel und sein Freund Heinrichsmann selbst scherzhafte Prognostica schrieben [26]). — Die Elegie findet sich in Carm. Bebel. 1512 mit der Aufschrift: Elegia Henrici Bebelii Iustingens. in vitam et obitum nobilissimi Astrol. Doctoris praeteritorumque vaticinatoris H. Ritter Starrenvuadel cognominati. Der Eingang derselben charakterisirt den sonderbaren Menschen schon hinlänglich. — Nach einem Briefe seines Freundes und Schülers Coccinius von Modena aus v. J. 1515 und nach mehren Stellen seiner Schriften, scheint es, Bebel habe bei zunehmenden Jahren, wachsendem Ruf und dadurch gesteigerten Ansprüchen sich in Tübingen unter seinen Umgebungen nicht so ganz mehr gefallen, und seinen Aufenthalt zu verändern getrachtet. Möglich, daß der Neid mehrer Kollegen ihn drückte, daß Gegner, die er sich durch seine Schriften zugezogen, ihn in seiner gewohnten Behaglichkeit störten. Auch war es ehemals das Loos der Tübingischen Universität, daß die Lehrer von der philosophischen Fakultät, nur als Nebenmänner und Aushelfer betrachtet, daher auch in der altuniversitätischen Sprache nur Artisten genant, hinter den Wissenschaftlern beträchtlich zurückstehen mußten, so wie denn wieder die Philosophen die Philologen geringer achteten. Indeß die glückliche Laune des Dichters und der Beifall und die Liebe seiner vielen auswärtigen Freunde und Gönner schienen doch bald wieder bei ihm über solcherlei momentane Anwandlungen von Unzufriedenheit den Sieg davon getragen zu haben. Aber auch im Vaterlande und in Tübingen selbst genoß er nicht nur von seinen Schülern, sondern auch von seinen Kollegen und mehren angesehenen Doktoren nicht geringe Achtung, wie wieder seine Schriften bezeugen [27]). Das Todesjahr Bebels ist nicht ganz genau bekant. Man streitet noch darüber [28]). Die wahrscheinlichste Meinung ist, daß er 1516 starb, also vor der Zeit, wie so manche talentvolle Männer, mitten im schönen Laufe seiner ruhmvollen Thätigkeit, kaum vierzig Jahre alt. Philipp Melanchthon, sein Schüler, beweinte seinen Tod in griechischen Eklogen.

Ein vollständiges Verzeichniß seiner größtentheils seltenen Schriften hier anzuführen, thut nicht Noth. Die meisten sind im Verlaufe dieses Aufsatzes berührt worden. Wer sie umständlicher, auch in bibliographischer Hinsicht, will kennen lernen, halte sich an das öfters angeführte, fast zu wenig bekante Werkchen: „Heinrich Bebel nach seinem Leben und Schriften von Zapf. Augsb. 1802." Unabhängig von diesem fleißigen Samler gingen wir unsern Weg; aber jenen nicht zu vergleichen, und nicht zu nutzen wäre Undank und lächerlicher Stolz gewesen. Das längere Verweilen bei einem Gelehrten wie Bebel wird der Umstand entschuldigen, daß er in Teutschland und in Schwaben besonders einer der ersten war, die um Reinigung des Geschmacks und Wiederherstellung besserer Schreibart mit rüstigem Eifer sich alles Dankes würdige Verdienste erworben, und daß er dies in einer Zeit that, wo er noch mit so vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Was hätte er nicht noch leisten können, hätte er länger gelebt! — Sein rühmliches Streben ist zu schätzen, wenn auch die Erfolge nicht immer demselben gleich waren. Obschon nicht der geniale Kopf, wie Frischlin, muß er und wird er doch als Mann von glücklichem Talent und mannigfachen Kentnissen, auch als gewandter Redner und Versifikator unsre Achtung und unsern Dank immer ansprechen, und mit Recht konte er in der Apologia de Stirpe von sich singen:

Cui (Tubingae) tersas primus musas Latiumque nitorem
Invexi et Teuton grammata nostra legit.
Posteritati ego qui nostrae non sordidus auctor
Nobilitatis ero famigerumque decus [29]). *(Conz.)*

---

25) S. z. B. S. 269, S. 303 von den Narren Conrad Pocher und Paul Wüst. 26) S. Prognostic. Bebelii ad finem mundi, viro venerab. atque sibi amicissimo Georg. Hermanno ex Zwifalda 1512 hinter einer Ausgabe der Facet., an die auch Gedichte sich anreihen. Argentor. 1512 und hinter denselben: Prognostica a Jac. Henrichmanno latinit. donata v. 1508 ex Schwarzlochio datirt. Ein Theil davon ist aus einem teutschen Volksbuche genommen, wie der Titel sagt; anderes hinzu gethan (annexis quibusdam, quae in vernacula lingua non reperiebantur). Weiter mit seiner eigenthümlichen reichen Laune hat dieses Thema ausgeführt Fischart in seinem Werkchen: „aller Praktik Großmutter" 1589, der übrigens einem ähnlichen, launigen Werke von Rabelais folgte. Ob Rabelais indeß seine Pantagruelin Prognostication certaine, veritable et infallible pour l'an perpetuel — par Maistre Alcofribes etc. dem teutschen Original, das J. Heinrichsmann vor sich gehabt, wirklich, wie Flögel meint (s. Gesch. der komischen Literatur III. Bd. S. 369) nachgeahmt habe, ist ungewiß, ja, wie ich glaube, eher zu bezweifeln. — Der ganze, sonderbare Titel selbst ist bei Flögel etwas anders angegeben, als in der Ausgabe, die ich selbst kenne, obschon die Jahreszahl gleich ist.

27) So schätzte Summenhard und die beiden Vergenhanse (Naucler) u. A. Bebeln aufrichtig. — In dem Anhange zu J. Naucler's Chronographia vom Frater Nicolaus Baselius findet sich am Schlusse Fol. CCCXVII (Tub. op. Thom. Anshelm. 1516) folgende, ehrenvolle Erwähnung unsers Gelehrten: „Henr. Bebel. poëta laureatus Tubingae bonas literas multo tempore professus in censendis autoribus praecipua cura, barbariem germanicis scholis expulit, patriam Sueviam quasi Thesea fide laudibus avitis ingenii beneficio restituit. Sectatores grammaticos homines habet plurimos, quorum opera non nihil incrementi studiis germanicis accessit. Et sunt plerique cum in omni Germania, tum praesertim Suevia suas artes docti homines aliorum scriptis celebres, nobis ideo tenuibus esse satis puto, fecisse mentionem illorum obiter. 28) S. darüber Zapf S. 27—30. 29) Man vgl. hinsichtlich der bibliogr. Notizen Ebert's allgem. bibliogr. Lexikon Th. I. S. 151. In den biogr. literar. Erläuterungen zu der Ausgabe und Übersetzung von Ulr. Hutten's Klagen gegen Wedag und Henning Loetz (Greifsw. 1816 8.) hat S. 534 bis 538 über Heinrich Bebel auch Mohnike ausführlicher gehandelt. *(H.)*

BEBENBURG (Lupold oder Leopold von), aus einer adeligen Familie dieses Namens in Franken [1]), lebte zu Anfange und in der Mitte des 14. Jahrh., und war besonders unter den Kaisern Ludwig von Baiern und Karl IV. berühmt. Er studirte zu Bologna (weil damals noch keine Universität in Teutschland errichtet war), legte sich vornehmlich auf das geistliche Recht, und nahm auch in demselben die Doktorwürde an. Nach seiner Zurückkunft nach Teutschland wurde er Domherr zu Mainz, Bamberg und Würzburg, auch Propst des Stiftes St. Severi zu Erfurt, und Rath des Kaisers Ludwig. Um das J. 1338 war er nebst Konrad von Spiegelberg, des Erzbischofs Heinrich III. von Mainz, Commissarius für die geistlichen Angelegenheiten in Thüringen und Hessen, und machte in diesen Eigenschaften unter andern eine Verordnung bekant, worin dem Minoriten-Orden seine Privilegien von Neuem bestätigt, und alle andere Geistlichen von jeder Beeinträchtigung derselben abgemahnt wurden [2]). In demselben Jahre soll er auch dem vom Kaiser Ludwig zu Frankfurt gehaltenen Reichstage beigewohnt haben. Sonst war Lupold von Bebenburg einer der berühmtesten Rechtsgelehrten seiner Zeit, und die Vorliebe für das römische geistliche und weltliche Recht, welches er in Italien studirt hatte, war Ursache, daß er sich auch um die Einführung desselben in Teutschland sehr angelegentlich und mit Erfolg bemühte. Endlich wurde er 1352 nach dem Tode Friedrichs von Hohenlohe zum Bischof von Bamberg gewählt, und reiste bald nach seiner Wahl und Huldigung nach Avignon, wo ihn der Papst Innocenz VI. selbst mit großer Feierlichkeit consecrirte. Seine bischöfliche Regirung ist unter andern dadurch merkwürdig geworden, daß er 1353 die alte Martinskirche zu Forchheim wieder herstellte, und zu einer Collegiatkirche der regulirten Chorherren Augustiner-Ordens, so wie zu einem Dekanat erhob; in demselben Jahre vom Kaiser Karl IV. ein neues Münz-Privilegium für Bamberg erhielt; 1354 nebst andern fränkischen Großen sich vorzüglich bemühete, den Frieden zwischen Bischof Albert von Würzburg und der Stadt Würzburg durch gütliche Vermittelung, und da diese nicht fruchten wolte, durch Verwendung bei dem Kaiser, wieder herzustellen. Da sein Vorgänger, Friedrich, aus der Erbschaft des letzten Grafen von Schlüsselburg, Nideck, Waschenfeld, Ebermannstadt, Senftenberg und einige andere Schlösser und Güter gekauft hatte, aber das Geld zur Bezahlung derselben nicht aufbringen konte, so verkaufte Lupold, um diese Schuld zu tilgen, 1360 einen Landstrich an der Pegnitz, gegen Sulzbach zu, und 1361 den Flecken Erlangen, an Karl IV. als König von Böhmen, doch mit der Bedingung, daß dieser außer den Gränzen der abgetretenen Orte und der unmittelbar dazu gehörigen Güter, sich keine weitere Jurisdiktion oder sonstige Rechte zueignen sollte. Im folgenden Jahre brach eine Hungersnoth, und als Folge derselben eine epidemische Krankheit aus, von welcher auch der Bischof ergriffen, und gegen das Ende des Jahres 1363 hinweggerafft wurde [3]).

Er hat einige Schriften hinterlassen, die für die teutsche Kirchengeschichte nicht unwichtig sind, nämlich 1) Germanorum veterum principum zelus et fervor in christianam religionem Deique ministros. Basil. per *Jo. Bergmann* de Olpe. 1497. fol. Bebenburg soll dieses Werk den Herzog Rudolf von Sachsen zugeschrieben haben. Seine nachherige Bekantmachung verdankt man vorzüglich dem berühmten Bischof Johann von Dalberg. Außer dieser ersten Auflage sind nachher noch mehre erschienen, als Paris. 1540. 8. Colon. Agr. 1564. 8. 2) Tractatus de juribus et translatione imperii. Argent. 1508. 4. — cur. *Matth. Berneggero,* Heidelb. 1664. 4. und bei *Petri de Andlo* de Imperio Romano, regis et Augusti creatione etc. lib. II. cur. *Marq. Frehero.* Argent. 1603. 4. — Beide Schriften finden sich auch in einigen Samlungen, z. B. *Sim. Schardii* de jurisdictione, autoritate et praeeminentia imperiali ac potestate ecclesiastica var. aut. script. Basil. 1566. fol. und Syntagma tractatuum de imperiali jurisdictione, auctoritate et praeeminentia ac potestate ecclesiastica. Argent. 1609. fol. In der letzten Schrift, welche Bebenburg bei Gelegenheit des Reichstags von 1338 verfertigt, und dem Erzbischof Balduin von Trier zugeeignet hat, vertheidigt er besonders die Rechte des Kaisers gegen den Papst, und erklärt, der Kaiser erhalte seine Macht sogleich durch die Wahl, die päpstliche Krönung ertheile ihm keine neue oder höhere Würde, und der Kaiser sey kein Lehensmann oder Vasall des Papstes; zugleich widerspricht er der vorgeblichen Schenkung Konstantins des Großen. Wegen dieser Sätze hat ihm auch Flacius eine Stelle unter den testibus veritatis eingeräumt. Trithemius führt auch Briefe von Bebenburg an, doch ist es ungewiß, ob oder wo diese gedruckt worden sind [4]). (*H. A. Erhard.*)

BEBENHAUSEN, vor der Reformation ein reiches Kloster, nachher Seminarium (Kloster-Schule) für evangelische Geistliche und neuerlich königl. Jagdschloß im Schwarzwaldkreis des Königreichs Wirtemberg, Oberamts Tübingen. Die Lage des Orts, 1 St. von Tübingen, in einem stillen, romantischen Thal, war ganz zu einem Kloster geeignet. Pfalzgraf Rudolf von Tübingen stiftete es im J. 1183. Anfänglich ward es dem

1) Schloß und Dorf dieses Namens wurden im J. 1243 dem Bisthume Bamberg einverleibt (s. *Ludewig* Scriptt. Bamb. I, 161.) (*Jaeck.*) — 2) Schunk's Beiträge zur Mainzer Geschichte, 3. B. S. 351 u. f.

3) Wenn Jöcher (im Gel. Lex.) behauptet, er habe eigentlich den Familiennamen von Egloffstein geführt, und sey erst nach seiner Gelangung zur bischöflichen Würde von Babenburg (gleichsam Bamberg) genant worden, so ist dieses ein Irthum, der auf einer Verwechselung dieses Bischofs mit dem früheren Lupold von Egloffstein (reg. 1335 bis 1344) beruht; denn der unsrige komt unter dem Namen Bebenburg (nicht Babenburg) in Urkunden vor, die lange vor seiner Bischofswahl erschienen sind, wie die oben erwähnte. Noch mehr irrt indessen Vossius (de histor. lat. L. B. 1651 p. 459), wenn er angibt, Bebenburg habe 1225 gelebt, und ihn also um ein volles Jahrhundert zurücksetzt. 4) Nachrichten von Bebenburgs Lebensumständen findet man vorzüglich bei *Trithemius* de script. eccles. und de lumin. German. cap. 106. *Mart. Hoffmanni* annal. Bamberg. in *J. P. de Ludewig* Script. rer. Bamberg. Vol. I. pag. 203. *Fabricii* Biblioth. lat. med. et inf. aet. Vol. IV. p. 796. J. P. Schunk's Beiträge zur Mainzer Gesch. 2. B. S. 140. u. a. m.

Prämonstratenser, im J. 1191 dem Cistersienser Orden zugethan. Die Pfalzgrafen von Tübingen begabten es so lange, bis sie selbst nichts mehr hatten. Als sie im J. 1342 ihre Pfalz und Stadt Tübingen an Wirtemberg verkauften, kam damit auch Bebenhausen unter wirtembergischen Schutz. Die Klostergebäude sind sehr ansehnlich, und besonders zeichnet sich der in gothischem Style erbaute Thurm der Kirche aus. In dem Kreuzgang der Kirche liegen mehre Pfalzgrafen begraben. — Im Sommer 1821 wurden in der Nähe von Bebenhausen, im Schönbuch mehre alte Grabhügel aufgedeckt, in welchen man Urnen und andere Alterthümer fand, von denen es aber zweifelhaft ist, ob sie römischer oder teutscher Abkunft sind? (*Memminger.*)

BEBII MONTES, nach Ptol. II, 15., die Fortsetzung des Gebirges Albanos (Albius), zwischen Dalmatien und Bosnien. (*Ricklefs.*)

BEBRYKE, (*Βεβρύκη*), eine der Danaiden, die nach Appollod. III, 1, 5. ihren Verlobten Chthonios oder Hippolytos, wie die andern Schwestern, umbrachte. Nach Eustath. ad Dionys. Per 805. erhielt sie ihn, und von ihr erhielten die Bebryker, zu denen sie sich wandte, und die sie als Lehrerin ägyptischer Weisheit hochhielten, den Namen. (*Ricklefs.*)

BEBRYKES, 1) ein von den Sängern der Argonautenfahrt erwähntes Volk im westlichen Bithynien, an der Bucht des Propontis, beim Vorgebirge Posidion*). (*Ricklefs.*) — 2) Bebrykes. Völkerschaft in der Gallia Narbonensis **). (*Sickler.*)

BEBUNG, nent man in der Musik ein gewisses, gleichsam pulsirend oder wellenförmig wiederkehrendes, sanftes Ab= und Zunehmen der Stärke eines anhaltenden Tones, womit zuweilen auch zugleich ein Abwechseln der Art des Klanges oder der Tonfarbe, und auch wol ein unmerkliches Steigen und Sinken der Tonhöhe verbunden ist. Es ist gewiß, daß dies An= und Abschwellen, dies Wiegen und Schweben, dies abwechselnde Steigen und Sinken des Tones, demselben einen eigenen Reiz verleiht, wodurch er sich, wie sich Sulzer treffend ausdrückt, von einem ganz gleichförmig ausgehaltnen Ton ungefähr eben so unterscheidet, wie in der bildenden Kunst sogenante weiche Contoure und Wellenlinien sich von einem, mit Zirkel und Lineal gezogenen steifen oder harten Umriß unterscheiden. Es ist gewiß, daß solche sanfte, bald längere, bald kürzere Tonwellen dem Vortrag oft eine eigene Anmuth und Grazie geben: allein eben so gewiß ist es, daß das Beben weder an sich selbst übertrieben, noch gemisbraucht werden, daß der Wechsel der Tonstärke nicht in wirkliches Schluchzen oder Wackeln des Klanges ausarten, der Wechsel der Tonhöhe die Gränze kaum merkbarer Schwebung nicht überschreiten, und das Ganze immer nur sparsam, und nicht an allen Orten und Enden, angebracht werden darf. — Zu Erzeugung gefälliger Bebungen sind vorzüglich die menschlichen Stimmwerkzeuge, schon durch ihre natürliche Organisation, sehr geeignet. Auch auf Blas=Instrumenten werden Bebungen leicht, sowol durch wechselnde Stärke des Athems, als auch durch Modifikation des Lippenansatzes, nicht selten auch durch abwechselndes Öffnen und Schließen eines sonst gleichgiltigen Tonlochs (Vgl. Blasinstrumente.) erzeugt, auf der Orgel durch eine, mittelst des sogenanten Tremulant=Registers bewirkte abwechselnde Hemmung des Windes, zum Theil auch durch das Zusammenklingen zweier einklängigen, doch um eine Schwebung verschieden gestimten Pfeifen (S. den Art. Tremulant.) Auf der Harmonika, dem Euphon, Clavicylinder und andern Instrumenten dieser Art, so wie auch selbst auf dem Clavichord, erscheint die Bebung theils von selbst, theils durch abwechselnden Druck des Fingers auf die Glocken, Tasten und dgl.; auf Saiten= und Bogen=Instrumenten theils durch ein gewisses Hin= und Herwiegen oder Wälzen des auf die Saiten gedrückten Fingers, theils auch durch den Bogenstrich selbst, zum Theil auch wol durch abwechselndes Berühren einer andern, leise mitklingenden Saite. Auf dem Pianoforte und andern ähnlichen Instrumenten ist eine willkürliche Bebung nicht wol hervorzubringen.

Ein Zeichen für die Bebung ist in unserer Tonschrift bis jetzt noch nicht allgemein angenommen. Manche bedienen sich dafür einer Reihe von Punkten über der Note, z. B.

welche Bezeichnung wol allgemeine Aufnahme verdient, sofern anders das Anbringen einer Bebung dem vortragenden Künstler vorgeschrieben werden kann. Völlig kindisch aber ist es, zu verlangen, daß er gerade so viele Tonwellen erzeuge, als Punkte über der Note stehen! —

Der italiänische Kunstname für Bebung, Beben, bebend, ist: Tremolo, Tremolare, Tremolando; doch werden diese Namen nicht selten auch gleichbedeutend mit vibrato oder vibrando, gebraucht, welches etwas ganz anderes anzeigt. (S. d. Art.) (*Gottfr. Weber.*)

BEC (le), 1) Marktflecken im Distr. Bernay des französ. Dep. Eure an der Rille mit 710 Einw. Er war sonst wegen seiner reichen Benedictinerabtei bekant. 2) Bec d'Ambes, eine Landzunge bei der Stadt Bourg im Distr. Blaye des französ. Dep. Gironde. Hier ergießt sich die bedeutende Dordogne in die Garonne, und der vereinigte Strom heißt nun bis zu seiner Mündung Gironde. (*Hassel.*)

BECANCOUR, beträchtlicher Fluß in Unter=Canada, welcher von O. nach N. W. in den Lorenz streicht, und denselben $1\frac{3}{4}$ Meilen von Trois Rivieres erreicht. Sein Lauf beträgt etwa $13\frac{1}{2}$ Meilen, und er verstärkt sich durch mehre geringere Flüsse so, daß er große Boote trägt. (*Hassel.*)

BECANUS, eigentlich Johann van Gorp, (Goropius), aus Hilvaren=Beek in Brabant gebürtig, hatte in Löwen studirt, ward darauf als Leibarzt bei den Schwestern Karls V. in Madrid angestellt, lebte darauf in Antwerpen, und endlich in Lüttich, wo er 1572 starb. Er machte sich durch die Aufstellung sonderbarer Meinungen bekant, die er mit großem Aufwand von Gelehrsamkeit vertheidigte: z. B., daß das Paradies in Teutschland gewesen, daß Adam germanisch gesprochen. (Die

*) Vgl. *Schönemann* de Geographia Argonautarum p. 8. *Strabo* XII, 3, 3. erklärt sie für ein ursprünglich Thrakisches Volk. Vgl. Bebryke. **) *Plin.* III, 4. *Sil. Ital.* III, 420 u. 442.

Niederlande waren nämlich damals unter dem Namen des burgundischen Kreises ein Theil des teutschen Reiches). Seine sämtlichen Werke sind zu Antwerpen 1580. Fol. herausgekommen. (*Sprengel*)

BECANUS, Becan, (Wilhelm), vorzüglich geistlicher Redner, Dichter und Moralist in der Mitte des 17. Jahrhund., geb. 1608 zu Ypern in Flandern. Er gehörte zu dem Orden der Jesuiten, und hat einige Werke herausgegeben, deren Titel Jöcher aus Alegambe Biblioth. scriptor. Societ. Jesu (vgl. Art. Alegambe) anführt. Hier mögen nur die Idyllia et Elegiae Antw. 1667. 12. genant werden. Sie sind geistlichen Inhalts, und beziehen sich auf einzele biblische Stellen, besonders aus der Geschichte Jesu; es herrscht in ihnen eine große Innigkeit des Gefühls und echte religiöse Begeisterung, so daß man gern manches Spielende übersieht. Fast scheint es, als wenn Becan seinen Zeitgenossen und Ordensbruder, den berühmten Jacob Balde, sich zum Muster genommen hat. Zehn der Elegien sind von J. P. Silbert (Dom heiliger Sänger, oder fromme Gesänge der Vorzeit. Wien u. Prag 1820. gr. 8. S. 5 bis 42.) recht wacker übersetzt worden. (*Mohnike.*)

BECANUS (Martin), geb. zu Hilvarenbeek, einem Städtchen in Brabant, 1562, studirte in Köln auf dem Gymnasium der Jesuiten, und wurde dort 1583 Mag. Phil., trat darauf, in dem nämlichen Jahre in den eben genanten Orden, und lehrte eine Zeitlang (von 1590—93) in derselben Anstalt, die ihn gebildet hatte; in der Folge aber 22 Jahre hindurch als Prof. d. Theol. zu Würzburg, Mainz und Wien; wurde endlich Beichtvater des Kaisers Ferdinand II., und starb zu Wien 1624 den 24. Januar im 63. Jahre seines Alters. — Wegen seiner eifrigen Widerlegung der Reformirten wurde er Calvinomastyx und malleus Calvinistarum genant. Von seinen Schriften, deren die meisten unter dem Titel: Opera omnia, zu Mainz 1649. Fol. herausgekommen, sind die Summa theologiae scholasticae und das Manuale Controversiarum die berühmtesten. Joh. Crocius, Prof. zu Marburg, schrieb den Antibecanus, Cassel 1643., desgl. Antibecani Vindicatio. Marb. 1654. 4. *). (*Beckhaus.*)

Becassine, s. Scolopax Gallinago u. S. Gallinula.

BECCADELLI (Luigi), geb. den 27. Jan. 1502 zu Bologna, gest. den 17. Oktb. 1572 zu Prato, gleich hochgeachtet als Mensch, Geschäftsmann und Literator. Er hatte sich der Rechtswissenschaft gewidmet, und wurde auch 1535 Doctor derselben; seine Freundschaft mit dem berühmten della Casa zog ihn aber auch zugleich in den Kreis der schönen Literatur. Seine Verdienste erwarben ihm bald bedeutende Freunde, wie die Kardinäle Bembo, Polus und Contarini, welche beiden letzten er auf mehren Reisen begleitete. Papst Paul III. vertraute ihm die Erziehung seines Neffen, und ernante ihn, als dieser noch sehr jung Kardinal und Legat in der Mark Ancona geworden, zu dessen Führer, General-Administrator und Präsidenten der Provinz. Julius III. sendete ihn als Nuncius nach Venedig, und ernante ihn nachmals zum Generalvikar und Oberrichter aller Kirchen, Klöster und milden Stiftungen zu Rom. Im Jahr 1555 ging er als Legat nach Augsburg, und wurde in demselben Jahre Erzbischof von Ragusa. Pius IV. sendete ihn 1561 zum Trienter Concilium, und nachmals erwählte ihn Kosmus I. zum Gouverneur seines Sohnes Ferdinand, und er erhielt durch den Großherzog die reiche Prälatur von Prato, da sich seiner Ernennung zum Erbischof von Pisa Hindernisse entgegen stellten. Als Literator hat er sich Ruf erworben durch vier Biographien: 1) des Petrarcha, zuerst in dem Petrarcha redivivus von Tomasini, dann in mehren Ausgaben des Dichters, 2) des Kardinals Bembo, im Bd. 2. der Venedigschen Geschichtschreiber des Apostolo Zeno, Vened. 1718. 4., 3) des Kard. Polus, zuerst in der lateinischen Übersetzung Dudizio's, mit dessen Zusätzen, erschienen, Ven. 1563. 4., das Original aber in Bd. 5 der Briefe dieses Kardinals, Brescia 1757. 4., 4) des Kard. Contarini, zuerst herausgegeb. von dem Kard. Quirini mit Vorrede und Zusätzen, Bresc. 1746. 4. Von diesen vier Biographien wird die des Petrarcha am meisten geschätzt. (*H.*)

Beccafumi, s. Mecherino.

BECCARI, (Agostino), geb. zu Ferrara um 1510, gest. das. den 2. Aug. 1590 (nicht 1560), ein Mann von vieler Gelehrsamkeit, Doctor beider Rechte, kann als der eigentliche Urheber der Favola pastorale betrachtet werden, denn sein im J. 1554 vor dem fürstlichen Hause Este mit allem theatralischen Pomp aufgeführtes Schäferspiel: il Sacrifizio (Ferr. 1555. kl. 4. verb. A. 1587. 12., nachgedruckt Brescia 1720 unter der vorigen Jahrszahl, aber kl. 8.), welches also um zehn Jahre älter ist als Aminta von Tasso, machte diese neue Gattung beliebt. Vgl. Pastorale (*H.*)

BECCARI (Jac. Bartolomeo), Arzt und Naturforscher, geb. zu Bologna 1682, gest. das. 1766, erwarb sich besondere Verdienste um das aus der Academia d'Inquieti hervorgegangene, von dem Grafen Marsigli 1711 gestiftete Institut für Wissenschaften u. Künste zu Bologna, s. Marsigli. (*H.*)

BECCARIA. Diese Familie stand zu Pavia an der Spitze der Gibellinen, während die Grafen von Langusco die Häupter der Guelfen waren. Als Kaiser Heinrich VII. in die Lombardei eingerückt war, erhielten die Beccaria die Oberhand, und waren seit 1313, wenn gleich unter dem Schutz der Visconti, 43 Jahre lang die Souverains von Pavia. Im J. 1356 verließen sie die Partei der Visconti; die Folge davon war, daß sie im Jahre darauf vertrieben wurden. Im J. 1359 kehrten sie jedoch, in Folge einer Kapitulation, welche Pavia dem Herzog von Mailand unterwarf, in ihr Vaterland zurück, wo sie bis zum Tode Johann Galeasso's im J. 1402 im Privatstand lebten. Während der Minderjährigkeit der beiden Söhne des Herzogs von Mailand glaubten sie sich der obersten Gewalt wieder bemächtigen zu können; dem jüngsten jener Prinzen aber gelang es, sich zum Herzog von Mailand ausrufen zu lassen, und er verfolgte nun die Beccaria mit unversöhnlichem Hasse. Castellino Beccaria, 1418 gefangen,

*) Vgl. *Alegambe. Harzheim* Biblioth. Coloniens.

wurde von ihm selbst im Gefängniß getödtet, und Lanzelot Beccaria, den man im Schloß Serravalle gefangen nahm, auf dem Markte gehangen. Hiemit verschwand auch der letzte Rest der Macht dieses Hauses. (*H.*)

BECCARIA (Giambattista), geb. 3. Octob. 1716 zu Mondovi, gest. zu Turin d. 27. Mai 1781. Dieser rühmlich bekante Naturforscher und Mathematiker empfing seit 1732 seine gelehrte Bildung in dem Orden der frommen Schulen zu Rom, lehrte hierauf selbst die Grammatik und Rhetorik, machte aber dabei in seinen Lieblingswissenschaften sehr bedeutende Fortschritte. Nachmals lehrte er mit Beifall zu Palermo und Rom die Philosophie, und wurde 1748 als Professor der Physik an die Universität zu Turin berufen. Sein Ruhm gründet sich auf seine Untersuchungen über die Elektricität, und seine auf königl. Befehl im J. 1759 in Piemont begonnene Gradmessung. Da hierüber unter den Art. Electricität und Erdmessung das Nöthige wird mitgetheilt werden; so begnügen wir uns hier an der Angabe seiner Schriften darüber: 1) Dell' elettricismo naturale ed artificiale, Tur. 1753. 4. 2) Abhandl. in den Philosophical Transactions v. J. 1766. 1767. 1769. 3) Experimenta atque observationes quibus electricitas vindex late constituitur atque explicatur 1769. 4. 4) Dell' elettricismo artificiale 1772. 4.. (Franklin veranstaltete davon zu London eine engl. Übers.) 5) Dell' elettricità terrestre atmosferica a cielo sereno 1775. — 6) Gradus Taurinensis. 1774. 4. enthält die Resultate seiner Gradmessung. In Beziehung auf dieselbe gab er anonym zu Florenz heraus: Lettere d'un Italiano ad un Parigino, gegen Cassini, welcher Zweifel über die Genauigkeit dieser Messung geäußert hatte. — Das Verzeichniß aller einzelen Abhandlungen und Aufsätze B's findet man in den Memorie storiche intorno agli studi del P. Beccaria von dem Abbé Landi. Zu B's Erfindungen gehört der Explorator, ein Werkzeug zur Beobachtung der täglichen Luftelektricität (s. Halle Magie IV, 20.) seine letzte Arbeit war ein vergleichbarer Hygrometer. (*H.*)

BECCARIA (Cesare, Bonesano de), geb. 1735 (nach andern 1738) in Mailand, gest. das. am 29. Nov. 1793 (nach andern 1794) am Schlagflusse. Seinen Vater, den Marchese Beccaria, schildert er selbst in einem Briefe an den Abbé Morelet, als einen von den damals im Schwange gehenden Vorurtheilen eingenommenen Mann, seine junge Frau lobt er dagegen, als diejenige, die ganz vorzüglich auf seine Bildung eingewirkt habe. Schon von früher Jugend an, faßte Beccaria eine große Neigung für die Philosophie, und verband sich mit mehren Gleichgesinnten, um die Werke der französischen Philosophen, z. B. des Condillac, Helvetius und der Encyklopädisten zu studiren. Aber den größten Eindruck machte auf ihn, seiner eigenen Angabe nach, Montesquieu, und dessen berühmte Lettres Persannes. Durch seine merkwürdige Schrift: *dei delitti e delle pene*, welche er zuerst, und zwar anonym zu Monaco 1764 herausgab, und die nachmals unzählige Mal nachgedruckt, übersetzt, und commentirt worden ist, ward er der Schöpfer der humanen Behandlung der Strafrechtspflege, und der Begründer einer menschenfreundlichen Verbesserung der Kriminalgesetzgebung selbst. In allen neuern Strafgesetzen und Strafanstalten findet man die Spuren seines Werks. — Die Veranlassung zu demselben wird verschieden erzählt; die wahrscheinlichste möchte jedoch wol folgende seyn: In dem Hause des würdigen Grafen Veri zu Mailand (durch eine Abhandlung über das Glück bekant), versammelte sich eine Gesellschaft der besten Köpfe in Mailand, welche ein periodisches Blatt, unter dem Titel: Il Caffé, herausgaben. Zu dieser Zeit veranlaßte in Frankreich der schauderhafte Justizmord des ehrlichen Calas zu Toulouse die Encyclopädisten, welche gegen den Despotismus auftraten, zu einem Briefe an einen ihrer Freunde in Mailand, worin sie äußerten, daß jetzt der Zeitpunct sey, gegen die Härte der Strafen und die Unduldsamkeit religiöser Meinungen zu Felde zu ziehen. Der Mailänder begab sich mit diesem Briefe in die Gesellschaft bei dem Grafen Veri, und alle daselbst versammelten Gelehrten zeigten großen Eifer, diesen Auftrag in Ausführung bringen zu helfen. Vor Allen zeichnete sich der Marchese Beccaria aus, und erbot sich sogleich, eine Abhandlung für diesen Zweck zu schreiben. Dieses ist die wahrscheinlichste Entstehungsgeschichte eines Werks, dessen viele Auflagen und mehrfältige Übersetzungen in fremde Sprachen hinlänglich beweisen, welches große Aufsehn es zu seiner Zeit gemacht hat.

Was nun das Werk selbst anbetrift, so war es nicht die Absicht Beccaria's, ein vollständiges System der Kriminalpolitik zu liefern; vielmehr ist dasselbe nur gegen die gröbsten Misbräuche der damals bestehenden Kriminalgesetzgebung gerichtet. Es dringt vorzüglich nur auf die Abschaffung der Todesstrafe und der Tortur, und rügt überdies die Verhältnißlosigkeit eines großen Theils der gewöhnlichen Strafübel zu den Verbrechen selbst. Alle diese Gegenstände sind von dem Verfasser mit einem so menschenfreundlichen Eifer, und mit einer solchen glühenden Beredsamkeit abgehandelt, daß seine Grundsätze sich nicht allein einen Weg in die Herzen der Regenten bahnten, sondern auch, die Aufmerksamkeit der bessern Köpfe fesselnd, einen Wetteifer von Talenten hervorbrachten, der eine neue, und gewiß nicht die glanzloseste Periode des Kriminalrechts und seiner Bearbeitung begründete. Daß Beccaria damals Widersacher fand, läßt sich aus den Ansichten jener Zeit leicht begreifen; aber auch jetzt fängt man wiederum an, seine Absicht zu verkennen, indem man ihm affectirte Empfindelei vorwirft, und, statt seine Bahn zu verfolgen, sich in den Ideen einer auf bloße Furchterregung begründeten Abschreckungstheorie gefält. Liebe für die Wissenschaften, Liebe für Freiheit und Mitleid gegen das Elend der Menschen, als Sclaven so vieler Irthümer und Vorurtheile, waren die einzigen Triebfedern, die ihn zur Herausgabe seines Werks bewogen; er war ein treuer Freund, ein guter Sohn, und zärtlicher Gatte, und also auch als Mensch höchst schätzungswerth. Übrigens ist er auch noch durch eine philosophische Sprachlehre und Theorie des Styls, unter dem Titel: Ricerche intorno alla natura dello stilo (Mailand 1770. 8.), und als Verfasser mehrer Abhandlungen in der obengedachten Zeitschrift: Il Caffé, in seinem Vaterlande bekant geworden.—

Beccaria's Werke erschienen zusammengedruckt zu Neapel 1770 (Opere diverse del Marchese Cesare Beccaria Bonesano Patrizio Milanese); die beste Ausgabe seiner Schrift: dei delitti e delle pene, zu Venedig 1781 in zwei Octavbänden. Diese ist von ihm verbessert, auch sind mehre Materien in derselben umgestellt. Von teutschen Übersetzungen zeichnen sich diejenige, welche (von Flathe) mit Hommel's Anmerkungen, zu Breslau 1788 u. 1789, erschien, und die von J. A. Bergk. Leipz. 1798 *) aus; von französischen, die von dem Abbé André Morellet, zuerst 1766, und am besten von dem Senator Röderer, zu Paris 1798 herausgegeben. Eine spanische, von Campomanes, ward durch die Inquisition verboten. Unter den Commentatoren verdient Voltaire (Commentaire sur le livre des delits et des peines. 1766.), und Diderot (in der Rödererschen Ausgabe der Morelletschen Übersetzung), endlich Schall (von Verbrechen und Strafen; eine Nachlese zu Beccaria. Leipz. 1778.) genant zu werden. Als Gegner sind: ein Mönch, den Beccaria selbst widerlegt hat, Vouglans (Refutation des principes hazardés dans le traité des delits et des peines), und Pescatore (Saggi intorno diversi opinioni u. s. w.) bekant geworden **). Während sein Werk im Auslande die günstigste Aufnahme fand, zog sich in der Nähe und in Mailand ein Ungewitter über seinem Haupte zusammen, das zwar von dem kaiserl. Statthalter Grafen Firmian zerstreut wurde, aber doch die Folge hatte, daß er seine Feder ruhen ließ, und sein großes Werk über die Gesetzgebung unterdrückte. Seit 1768 wurde zu Mailand eine Lehrstelle über die Statswirthschaft errichtet, und dieselbe mit Beccaria besetzt. Nach seinem Tode kamen im J. 1804, die Vorlesungen, die er in dieser Eigenschaft gehalten hatte, heraus. (*Spangenberg.*)

BECCLES, Marktfl. am Wareney in der britischen Shire Suffolk; gut gebauet, hat 1 schöne gothische Kirche mit Thurm, 1 Stadthaus, worin die Quartersessions gehalten werden, 1 Gefängniß, 1 Grammatikal=Schule, welche mit dem Emanuelkollegium zu Cambridge in Verbindung steht, 441 Häus. und 2979 Einwohner. (*Hassel.*)

Beccus, Patr. von Konstantinopel, s. Veccus.

BECCUTI (Francesco), gemeiniglich il Coppetta genant, geb. 1509 zu Perugia, gest. 1553 zu Foligno, Doctor und eine Zeitlang Professor der Rechte, mehrmals mit wichtigen Gesandtschaften von seinem Vaterlande beauftragt, und nach einander Statthalter von Casa Castalda, Sasso=Ferrato und Norcia, auch, wie es heißt, von Foligno, hat sich als Dichter, besonders der scherzhaften Gattung von Gedichten, nicht unrühmlich bekant gemacht. In allen poetischen Samlungen des 16. Jahrh. finden sich Gedichte von ihm. Eine Samlung derselben erschien zuerst Vened. 1580. 8. Da diese eben so unvollkommen und unkorrekt als selten ist, so veranstaltete der Abbé Vincenzio Cavallucci eine vollständigere und bessere: Rime di Francesco Beccuti Perugino detto il Coppetta, Ven. 1751. 4., mit Anmerkungen, der Biographie und dem Bildniß des Dichters. Sein Styl ist lebhaft und natürlich, und seine Sprache so rein, daß die Academia della Crusca sie als Autorität anführt. (H.)

BECELLI (Giulio Cesare), geb. zu Verona 1683, gest. 1750, war anfangs Jesuit, trat aber 1710 mit Erlaubniß aus diesem Orden heraus, verheirathete sich, beschäftigte sich mit Unterricht der Jugend, und war daneben ein sehr fruchtbarer Schriftsteller. Außer einer Menge kleinerer Gedichte, schrieb er eine Tragödie, 5 Komödien, drei scherzhafte größere Gedichte (il Gonnella in 12 Gesängen), übersetzte die 5 ersten Bücher des Herodot (Verona 1733. 34. 2 Bde. 4., die letzten Bücher übersetzte der Pater Ferrari), und verfertigte prosaische Schriften sehr verschiedenen Inhalts. Von diesen legen die Literatoren Italiens der Schrift: della novella Poesia, cioè del vero genere e particolari bellezze della Poesia italiana, 3 Bücher, Verona 1732. 4. den meisten Werth bei. Alle seine Schriften ließ er auf eigene Kosten drucken. Er war Mitglied mehrer Akademien, und nach seinem Tod erschienen zu seinem Lobe: Rime e versi in morte di *G. C.* Becelli, gentilnomo Veronese, Verona 1750. 8. (*H.*)

BECERRA (Gaspar), geb. zu Baeza 1520, widmete sich von Jugend an der Malerei, und vervollkomnete sich zu Rom, wo er die Werke Rafaels und Michelangelos studirte. Wie sehr er hier an Geschicklichkeit gewann, sieht man an einem Gemälde, die Geburt der heil. Jungfrau darstellend, das so treflich gelang, daß man es einem Werke des Daniel da Volterra, der denselben Gegenstand behandelte, an die Seite setzte. Mit gleichem Erfolg studirte er die Baukunst, Bildhauerei und Anatomie, in welcher er eine solche Gründlichkeit erlangte, daß er zwei anatomische Statuen verfertigte, und außer diesen noch die Zeichnungen zu dem anatomischen Werke des Doctor Juan de Valverde lieferte, welche für Wundärzte und Künstler gleich nützlich sind. — Nach seiner Verheirathung zu Rom im J. 1556, ging er in sein Vaterland zurück, und ließ sich zu Saragossa nieder. Da sich hier sein Ruf immer mehr verbreitete, so verlangte ihn Philipp II. in seine Dienste. Nachdem er den Palast del Prado und den Alcázar zu Madrid verschönert, ernante der König ihn im J. 1562 zu seinem Bildhauer, und das Jahr darauf zu seinem Maler. — Gleich groß in Fresko und Ölmalerei, zierte er Decken und Altäre zu Madrid; doch viele Werke, die er für den Palast Alcázar ausführte, gingen durch eine große Feuersbrunst zu Grunde. Übrigens lieferte er noch Werke für Burgos, Salamanka, Zamora, Valladolid, Granada, Astorga und andere Orte. — Als Bildhauer erlangte er einen unsterblichen Ruhm, durch die berühmte Statue der Madonna della Soledad, welche er für die Königin Donna Isabel de la Paz ausführte, und von Velasco als das größte Meisterstück beschrieben wird. Er starb im J. 1570. (Vergl. Valesco Übers. S. 15. und Fiorillo Gesch. d. M. Th. 4. S. 106. (*Weise.*)

*) Diese Übersetzung gab Anlaß, ihn im Namen der Pariser Philosophen nach Paris einzuladen; er kam, aber eben von seiner jungen Frau getrent, düster und verschlossen, und verließ P. schon nach einigen Wochen. Vgl. Morellet's kürzlich erschienene Memoiren, und daraus in Bran's Misc. a. d. neuesten ausl. Lit. 1822. 1. H. S. 67 ff. (*H.*) — **) Über dieselben s. Böhmer's Literatur des Kriminalrechts. §. 42.

Bechai, s. Rabbinen.

Bechant, s. Bachant.

BECHER, der, 1) als Trinkgeschirr (s. dies.) 2) ein kleines Sternbild des südlichen Himmels, zwischen dem 162ten und 179ten Gr. der ger. Aufst. und dem 5ten u. 20ten der südlichen Abweichung. 6 Sterne 4ter Gr. bilden einen Halbkreis, der gleich unter dem großen Löwen sich sehr kentlich macht. Bode's große Sternkat. gibt 121 Sterne des Bechers an, worunter 8 von der 4ten Größe sind. Dieser Becher soll die Fabel verewigen, nach welcher Apollo den Raben absandte, um mit einem Becher Wasser zu schöpfen, der aber ausblieb, und hernach vom Apoll zur Strafe aus einem weißen in einen schwarzen verwandelt wurde. (*Fritsch.*)

BECHER (Joh. Jac.), ein berühmter Chemiker des 17. Jahrh., zu Speier 1625 geboren, zeichnete er sich sehr früh durch ungewöhnliche Kentniß der Natur, seltene Geschicklichkeit im Experimentiren und ungemeine Einsichten in das Fabrikwesen aus. Am Wiener und andern Höfen machte er sich durch seine Vorschläge zu einer ostindischen Handelsgesellschaft, und in Harlem durch Erfindung eines Seiden-Haspels bekant. Er war kurze Zeit Prof. der Medicin in Mainz, dann österreichischer Commercienrath, hatte sich hierauf nach England begeben, wo er im schottischen und cornwallischen Berg- und Hüttenwesen Verbesserungen vorschlug, und starb endlich ohne Amt 1682. Ein treflicher Kopf, der zur Gründung der Chemie als Wissenschaft bestimt schien, doch war er zu unruhig und pralerisch, als daß seine an sich geistvollen Ideen viel Eingang hätten bei seinen Zeitgenossen finden können. Man muß bedenken, daß Helmont, Glauber, Aug. Sala und Libavius ihm schon vorgearbeitet hatten, und daß Rob. Boyle sein Zeitgenoß war, um seine chemische Theorie gehörig zu würdigen. Becher folgte dem Helmont in der Annahme des Wassers als Urstoffes, woraus alles hervorgegangen; aber, statt daß dieser noch ein thätiges Princip im Ferment anerkante, welches er Archäus und Blas nante, begnügte sich Becher mit der Annahme der beiden materiellen Gegensätze, des Wassers und der Erde. Die Elementar-Erde theilte er in drei Arten; die verglasbare, mercuriale und entzündliche. Er machte zuerst auf die allgemeine Verbreitung des Eisens in der Natur aufmerksam, und nahm eine Ursäure, (den Sauerstof) als Grundlage aller Säuren an. Die Boraxsäure lehrte er zuerst ausscheiden. Die Fossilien unterschied er zuerst nicht allein nach ihren äußern Merkmalen, sondern auch nach ihren Bestandtheilen. Zu seinen Schwindeleien gehört, daß er ein künstliches Eisen aus Leinöl und Thon, und einen künstlichen Thon aus Schwefelsäure und Kohlenpulver gemacht haben wollte. Auch arbeitete er an dem Project, eine allgemeine Sprache zu erfinden. (Character pro notitia linguarum universali. Frcf. 1661. 8.). Vorzüglich wichtig ist seine Physica subterranea, von Stahl herausgegeben zu Leipz. 1735. in Quart. Auch sein Alphabetum minerale, Frcf. 1689. 4. ist interessant, weil es seine Grundsätze über die chemische Theorie der Fossilien enthält. (*Sprengel.*)

BECHEREL, Stadt im Distr. Montfort des franz. Dep. Ille-Vilaine. Sie steht auf einer Anhöhe, ist ummauert, aber schlecht gebauet, und zählt in 120 Häuser nur 655 Einw., deren Industrie im Zwirnen besteht. Hier ist eine Mineralquelle, deren Sauerwasser nach Rennes geht, und die Umgegend ist reich an Flachse. (*Hassel.*)

Becherflechten, s. Capitularia.

Becherlehn, s. Lehen.

Bechernatter, s. Coluber Nympha.

BECHHOFEN, 1) Marktfl. an der Wiset im Landgerichts-Bezirk Herrieden des königl. baierischen Rezat-Kreises von 110 Häusern und 160 Familien = 600 Selen. Ehedem mußte der Ort ansehnlicher gewesen seyn, da das gewöhnliche Gemeinde-Sigel die Umschrift führt: Sigillum zu Statt Bechhofen. Nahe bei dem Orte ist eine große Juden-Grabstätte. (*Fenkohl.*) — 2) Bechofen, im obern Mainkr., Ldgr. Höchstadt, Ldkp. Hallerndorf, eine kathol. Pfarrei von 648 Selen, einst der Sitz eines der ältesten und wichtigsten Ämter des Hochst. Bamberg, ein ehrwürdiger Überrest der alten Rüg-, Gau- und Zentgerichte, welche sonst jährlich 4mal gehalten wurden; daher auch der Ort gewöhnlich Zentbechhofen genant wird. Im J. 1804 wurde das Amt aufgelöst, und mit dem Ldgr. Höchstadt vereinigt. Die Einw. ernähren sich sehr gut vom Getreidebau, von der Fisch- und Viehzucht und vom Holzhandel.*) (*Jäck.*)

BECHIN (Bechynie). Fürstlich-Paarische Herrsch. und Municipal-Stadt in Böhmen, Taborer Kreises, an der Luschnitz, 1 Meile von Moldautheim und 12 Meil. von Prag, mit etwas über 250 Haus., einem neuen Herrschaftsschloß, einer Dechantei, einem Franziskanerkloster, und einem Gesundbade. In der Nähe befindet sich ein großer Thiergarten, wie auch ein altes verfallenes Bergschloß. Der Ort selbst hat viele Tuchwebereien. (*André.*)

Bechiner-Kreis, ehemals ein Kreis Böhmens, bis derselbe 1751 in zwei getheilt ward, den itzigen Taborer und Budweiser. (*André.*)

BECHIRI, auch Bechires, ein Volk an der südöstlichen Küste des Pontos Euxinos, zwischen dem Apsaros und Trapezus, neben den Makronen *). (*Ricklefs.*)

BECHIS, bedeutet in der koptischen Sprache, eine Stadt, s. Metelis. (*Hartmann.*)

Bechium, s. Bacchium.

Bechofen, s. Bechhofen.

BECHTHEIM, 1) Kanton in der großherzogl. Prov. Rheinhessen, unmittelbar an den Kant. Oppenheim stoßend, und außerdem vom Rhein, und den Kant. Pfeddersheim, Alzei und Wörrstadt begränzt, ist ein vorzüglich fruchtbarer, und durch vorzüglichen Wein sich auszeichnender Bezirk mit 15 Gemeinden (4 Marktfl. und 40 andern Ortschaften, Höfen und Mühlen und 17000 Einw. 2) Der gleichnamige Hauptort ist ein Marktfl. am Wedelgraben, 2½ St. v. Worms, mit 200 Häus. und 1250 Einw. mit 2767 Morgen Ackerland, und schönen Weinbergen. (*Dahl.*)

*) Roppelt's Beschreib. von Bamberg. — Vicar. Acten Ms., *Bundschuhs* Lex. von Franken.

*) *Apoll. Rh.* II, 22. Vergl. *Dion. Per.* 765.

BECK, 1) bedeutet besonders im Nordteutschland, kleine fließende Gewässer, und findet sich oft als Anhängsel in Fluß- und Ortsnamen, z. B. Brabeck, Hilligbeck, Lübeck, u. dgl. 2) Beck, ist ein Flüßchen in Holstein, das im Amte Rendsburg entspringt, und etwas oberhalb Itzehoe im Dorfe Beckmünde durch eine Schleuse in die Stoer fällt. Auch ist 3) Beck, ein adeliges Gut und Schloß in der preußischen Provinz Westphalen, im Kr. Hervorden des Bezirks der Regirung zu Minden, im Kirchspiele Menninghüfen. Davon hat eine noch blühende Nebenlinie des fürstl. Holsteinischen Hauses, den Namen Holstein-Beck. Aug. Friedrich, ein Sohn Herzogs Alexander zu Sonderburg, wurde gegen 1630 Stifter dieser Linie. (*Dörfer.*)

BECK (Matthias Friedr.), Prediger in Augsburg, geb. d. 23. Mai 1649 in der ehemaligen schwäbischen Reichsstadt Kaufbeuern, wo sein Vater beinahe 50 Jahre Prediger war. Auf den Lehranstalten zu Memmingen und Augsburg zum akademischen Studium vorbereitet, begab er sich 1668 nach Jena, wo er besonders orientalische Sprachen mit eben so viel Fleis als lohnendem Erfolge studirte. Seit 1673 war er in Jena Adjunkt der philosophischen Fakultät, kehrte 1677 in sein Vaterland zurück, wurde im folgenden Jahre Diakonus bei den Barfüßern in Augsburg, 1696 Prediger an der Kirche zum heil. Geist, und blieb es bis an seinem den 2. Febr. 1701 erfolgten Tod, ohne die mehrmals dargebotenen Gelegenheiten zur Erlangung eines akademischen Lehramts im Fache der orientalischen Literatur benutzen zu wollen. Denn als Orientalist stand er in einem weit verbreiteten Ansehn, indem er sich, hauptsächlich durch Privatstudium, eine so ausgebreitete Kentniß des Hebräischen, Chaldäischen, Samaritanischen, Syrischen, Äthiopischen, Arabischen, Persischen und Türkischen erworben hatte, daß die berühmtesten Orientalisten des In- und Auslandes seinen Briefwechsel suchten. Vornehmlich galt er zu seiner Zeit für einen der größten Kenner der arabischen Sprache und Literatur. Geschrieben hat er viel, aber aus Mangel an Unterstützung blieb das Meiste ungedruckt, und wurde nach seinem Tode zerstreut. Außer verschiedenen kleinen Schriften ist unter dem Gedruckten das Wichtigste: Paraphrasis chaldaica I. libri Chronicorum hactenus inedita et multum desiderata, nunc vero e codice mss. antiquo membranaceo Bibliothecae ministerii Erfordiensis A. C. exscripta. Cum versione et notis. Aug. Vindel. 1680. Paraphr. chald. II. libri chron. etc. ib 1683. 4. Monumenta antiqua judaica, Augustae Vindel. reperta et enarrata. Ib. 1686. 8. c. fig. wieder abgedruckt in Ugolini Thesaur. antiqq. sacr. T. XXXIII. p. 1000. Martyrologium ecclesiae germanicae pervetustum, illustr. Ib. 1687. 4. Suratae Corani. Ib. 1688. 4. (eine arabische Chrestomathie). Ephemerides Persarum per totum annum, Arabice, Turcice et Persice, cum lat. versione et commentar. Ib. 1695. Fol. Von dem nachmaligen König Friedrich I. von Preußen, dem er das Werk dedicirte, erhielt er eine Pension. Seine Anmerkungen zu des Benjamin von Tudela Reisebeschreibung hat der Professſ. J. A. M. Nagel zu Altdorf von 1774—1783 in 10 akademischen Prolusionen bekant gemacht *). (*Baur.*)

BECK (Johann Jobst od. Jodocus), Professor der Rechte in Altdorf, geb. d. 29. Dec. 1684. zu Nürnberg, wo sein Vater kaiserl. Notar war. Er studirte zu Altdorf, Jena, Leipz. u. Halle, advocirte seit 1706 in seiner Vaterstadt, wurde 1720 außerordentlicher, und 1729 ordentlicher Professor der Rechte zu Altdorf, und Konsulent der Republik Nürnberg, war seit 1739 erster Assessor seiner Fakultät, und starb den 2. April 1744. Durch Bearbeitung vieler Materien aus dem Civilrechte, hat er besonders praktischen Rechtsgelehrten wichtige Dienste geleistet, indem er in seinen, mehrmals neu aufgelegten und noch öfter nachgedruckten Schriften, meist solche Gegenstände abhandelte, die zu häufigen Streitigkeiten vor Gericht Anlaß geben, und alles in einem, zwar nicht korrecten, aber doch körnichten und deutlichen Styl vortrug: Diss. inaug. de conjugalis debiti praestatione. Altd. 1706. 4., öfters und teutsch erweitert, Nürnberg 1733., Jena 1760. 4. Animadversiones ad Hoppium. Norimb. 1708; auct. 1737. 8. Tract. de jure limitum. Ib. 1722; ed. II. auct. 1739. 4. Tract. de juribus Judaeorum, vom Recht der Juden. Ib. 1731; 1741. 4. Tr. de jure detractionis, emigrationis et laudemii, vom Abschoß, Nachsteuer und Handlehn. Ib. 1725; 1749. 4., wieder abgedruckt in H. A. Lange's Anmerkungen und Berichtigungen zu Becks rechtl. Abhandlung von Nachsteuer rc. Baireuth 1781. 8. Tr. de jure emphyteutico, vom Erbzinsrecht. Nor. 1727; auct. 1739. 4. Tr. de jurisdictione forestali, oder von der förstlichen Obrigkeit, Forstgerechtigkeit und Wildbahn. Ib. 1737; verm. von J. G. Klingner. 1748; 4te Aufl. 1767. 4. Responsa juris crimin. et civ. ib. 1736. 4. Vollständiges Recht der Gränzen und Marksteine. Eb. 1722; 4te Aufl. 1754. 4. Annotationes ad S. *Strykii* introd. ad praxin forensem. (ed. *C. S. Zeidler*). Ib. 1749. 8. Von den Rechten der nürnbergischen Weibspersonen, nach der verm. und verb. Ausg. von 1740 verteutscht v. J. C. L. (Lahner). Eb. 1771. 4. u. a. m. †) (*Baur.*)

BECK (Kaspar Achatius), geboren am 22. Dec. 1685 zu Beroldsheim im Anspachischen, wo sein Vater Prediger war, studirte die Rechte zu Jena, unter Slevogt, Beier, Schröter, Wildvogel und Kraß, hierauf zu Halle unter Stryck, Thomasius, Ludewig und Böhmer, endlich zu Wittenberg unter Berger, Horn, Wernher und Griebner, begab sich hierauf 1709 nach Jena zurück, wo er 1718 außerordentlicher, 1726 ordentlicher Professor, und 1731 Ordinarius wurde. Er starb am 28. Nov. 1733. Er hat nur Dissertationen geschrieben, von denen sich diejenigen auszeichnen, die er über die Novel-

*) *J. B. Luhn* Diss. continens memor. Beckii. Wittemb. 1703. 4., wieder abgedruckt in *Pippingii* Memor. Theol. Dec. VII. p. 911. Am Ende's Nachrichten von ihm in den Beiträgen zur Kirchen- und Gel. Gesch. Frankf. und Leipzig 1765. St. 2. S. 113., und im Literar. Museum, 2. Th. S. 410 — und 515. *Veith* Bibliotheca Augustana. Alphab. IX. p. 3—19.

†) Acta Franconica. St. 18. S. 464 ff. *Zeidleri* vitae Profess. juris. Altd. T. III. No. XXXII. Wills Gesch. der Univ. Altdorf. 2te Ausg. 87. 347 f. Ebend. nürnb. Gel. Lex. und Nopitsch's Suppl. Dunkel's Nachr. 1. Bd. 167.

len des Kaisers Leo verfaßt hat, und die durch die Besorgung Karl Friedr. Zepernick's, unter dem Titel: *Casp. Achat. Beck*, de Novellis Leonis, Augusti et Philosophi, earumque usu et auctoritate, zu Halle 1779, mit mehren Bereicherungen und treflichen Anmerkungen, von neuem herausgegeben sind. Beck suchte in diesen Abhandlungen zu beweisen, daß die gedachten Novellen gesetzliche Kraft in Teutschland hätten; er ist aber nicht allein von *J. Friedr. Seger* de Leonis philosophi constitutionum Novellarum auctoritate. Lips. 1767, sondern auch ganz vorzüglich von dem neuesten Herausgeber Zepernick in der vorausgeschickten Abhandlung: Quibus ex caussis Novellae Leonis in Germania receptae dici nequeunt? gründlich widerlegt *). (*Spangenberg*.)

BECK (Dominikus), Professor der Mathematik und Experimentalphysik zu Salzburg, geb. den 27. Sept. 1732 in dem Dorfe Öpfingen an der Donau in Schwaben, einige Stunden von Ulm. Er studirte auf dem Gymnasium zu Salmansweil, und trat in dem ehemaligen Reichskloster Ochsenhausen in den Benedictinerorden. Vortheilhaft bekant durch seine Kentnisse, wurde er 1762 nach Salzburg zur Universität als Professor der theoretischen Philosophie berufen, bekleidete dieses Lehramt aber nur bis zum Schlusse des Schuljahres 1764, weil er in sein Kloster zurückberufen wurde, um daselbst Philosophie und Mathematik zu lehren. Zum zweitenmale ging er 1766 nach Salzburg, und lehrte von der Zeit an, bis auf den lezten Tag seines Lebens, die mathematischen und physikalischen Wissenschaften mit eben so viel Eifer, als Nutzen und Beifall, nicht blos theoretisch auf dem Katheder, sondern auch praktisch im Museum und auf dem Felde, nicht blos für Akademiker, sondern auch für Künstler, Handwerker und für die Kandidaten des Bergbaues. Bei dem Erzbischofe Hieronymus stand er in großem Ansehn, erhielt von ihm, als eine besondere Auszeichnung, den Karakter eines hochfürstl. wirklichen Raths, und wurde von der Hofkammer öfter gebraucht, Wassergebäude und Maschinen zu errichten oder zu verbessern, und 1778 das salzburgische Land- u. Pfleggericht Staufeneck auszumessen und geometrisch aufzunehmen, auch errichtete er die ersten Blitzarbeiter in Salzburg. Das Museum versah er mit den besten neuen Instrumenten, Maschinen und anderm zum Experimentiren nothwendigen Apparate, und richtete es zum nützlichsten Gebrauche vortreflich ein. Ein Schlagfluß endete am 22. Febr. 1791 eben so schnell als unvermuthet sein Leben. Er war ein Mitglied der Akademien der Wissenschaften zu München und Roveredo, des gelehrten Instituts zu Bononien und der ökonomischen Gesellschaften zu Burghausen und Halle. Seine Schriften beziehen sich auf die Wissenschaften, die er lehrte, und bestätigen das rühmliche Urtheil von seinen Einsichten: Praelectiones mathematicae. Memming. 1768; ed. II. Salisb. 1780. Vol. II. 8. Geometria sublimior Caillii tironum captui accommodata. ib. 1771; 1782. 8. Institutt. mathematicae. ib. 1777; ed. III. 1782. Vol. II. 8. Institutt. physicae. ib. 1777; ed. III. 1790. Vol. II. 8. Beschreibung einer elektrischen Flinte. eb. 1780. 4. Lehrbücher der Logik und Metaphysik, Schriften zur Belehrung des Volks über Blitzableiter, Kalender seit 1766 alljährlich, Aufsätze in Hübner's physikalischem Tagebuch, Recensionen in der oberteutschen Lit. Zeitung u. a. m. Sein Bildniß steht vor den Briefen eines Reisenden über verschiedne Gegenstände der Naturlehre und Mathematik, die er 1781. anonym drucken ließ *). (*Baur.*)

BECK (Heinrich), ein ausgezeichneter teutscher Schauspieler und Schauspieldichter, geb. 1759 zu Gotha, als der Sohn eines dasigen herzogl. Raths. Das damalige, unter der Direktion Eckhof's so berühmt und die eigentliche Wiege der teutschen Schauspielkunst gewordene gothaische Hoftheater zog seine Neigung zur Bühne schon in seiner frühesten Jugend so mächtig an, daß er endlich wirklich zum Theater überging, und von Eckhof bei dieser Bühne seiner Vaterstadt, wo er zum ersten Mal (in dem Lustspiele die Sitten der Zeit) am 2. April 1777 das Theater betrat, jedoch als Anfänger mit einer nur sehr kleinen Gage angestellt wurde. Bald gewann er durch die immer erfreulichere Entwickelung seines Talents, den Beifall des Hofes und Publikums, und zwar nicht blos im Lust- und Trauerspiel, sondern bei seiner angenehmen Stimme und der den Opernsängern so seltnen Gabe, einen anmuthigen Gesang zugleich mit einem gefälligen Spiel zu verbinden, auch in der Oper, wo er besonders als Deserteur in dem guten alten Singspiel gleiches Namens außerordentliches Glück machte. Mit ihm zu gleicher Zeit begann hier auch Iffland seine theatralische Laufbahn, und kurz vorher war der geniale Schauspieler Beil engagirt worden. In gemeinschaftlichem Wetteifer und durch gleiches Alter wie gleiche Kunstliebe und innigste Freundschaft verbunden, bildeten diese drei treflichen Künstler hier ihre Talente zur immer höhern Vollendung ihrer Kunstbildung aus (vgl. Ifflands eigne Schrift über seine theatralische Laufbahn im ersten Bde. der Göschen'schen Ausgabe seiner dramatischen Werke). Leider aber gab der Herzog diese so treflich damals zusammengestellte Bühne zu Ostern 1779, nachdem Eckhof am 16. Juni 1778 gestorben war, und nach ihm der trefliche Schauspieler Böhk noch einige Zeit die Direktion geführt hatte, wieder auf. Allein schon 14 Tage darauf erschien ein Commissarius aus Mannheim, welcher den größten Theil der Mitglieder derselben, und unter ihnen auch Beck, Iffland und Beil, für das neu zu errichtende kurfürstliche Theater in Mannheim engagirte. Bekantlich hob sich dieser Bühne unter der Intendantur des Freiherrn von Dalberg und der Mitwirkung so vieler treflichen Künstler wie die genanten u. m. andrer, besonders aber auch durch den thätigen Antheil, den das jugendlich aufstrebende dramatische Genie Schillers, als damaliger Theaterdichter dieser Bühne daran nahm, in kurzem zu dem ersten Nationaltheater Teutschlands jener Zeit, und wie Beck hier seine Künstlerbildung vollendete; so begründete er hier auch als Gatte und Familienvater

*) Jugler, Beiträge zur juristischen Biographie. Bd. VI. St. 2. No. XVIII.

*) Oberteutsche Lit. Ztg. 1791. Febr. S. 397. Baader's gel. Baiern. 1. Bd. 82. Meusel's Lex. d. verst. Schriftst. 1. B. Verzeichniß aller Prof. zu Salzb. S. 60.

sein häusliches Glück. Er verheirathete sich zum ersten Mal mit einer überaus talentvollen jungen Schauspielerin, welche auch ein Gegenstand schwärmerischer Anbetung Schillers war, der für sie seine Louise in Kabale und Liebe schrieb, Karoline Ziegler aus Mannheim, welche er aber schon im siebenten Monat seiner Ehe durch einen frühen Tod im 19. Jahre ihres Alters am 24. Juli 1784 wieder verlor. Hierauf heirathete er abermals eine Mannheimerin, Josephe Scheefer, welche die Zierde der damaligen mannheimer Oper, als eine der größten teutschen Sängerinnen ihrer Zeit, einen außerordentlichen Ruf erlangte. Indeß blieben Beide, einige Kunstreisen nach Weimar, (wo Beck's jüngerer Bruder, dessen Witwe als eine vorzügliche Künstlerin im Fache der komischen Mütter noch dort lebt, angestellt war), nach Frankfurt a. M. und München ausgenommen, immer zu Mannheim, wo sich Beck nunmehr auch als dramatischer Dichter mit Erfolg beschäftigte. Die beliebtesten seiner Stücke sind: 1) das Herz behält seine Rechte, Schauspiel in 5 A., Berl. 1788; 2) Alles aus Eigennutz, Lustsp. in 5 A., Prag 1793; 3) Verirrung ohne Laster, Schausp. in 5 A., ebend. 1793 und 4.) die Schachmaschine, Lustsp. in 4 A. nach dem Engl., Berl. 1798, welches noch gegenwärtig häufig auf unsern Bühnen mit immer fortdauerndem Beifall gegeben wird. Eine Samlung seiner Schauspiele erschien kurz nach seinem Tode unter dem Titel: Theater, von Heinrich Beck, Frkf. a. M. 2 Bde. 8. Sein Hauptfach war das der Liebhaber im Lust- und Trauerspiel, wozu er eben so viel Talent als ein sehr glückliches Äußere besaß. In spätern Jahren ging er mit Erfolg auch in ältere Helden- und Charakterrollen über. Leider war er der Leidenschaft des Spiels nicht selten bis zur gänzlichen Zerrüttung seiner ökonomischen Verhältnisse ergeben. Er starb zu Mannheim am 6. Mai 1803 mit Hinterlassung seiner noch dort lebenden Witwe, und zweier Töchter, welche sich gleichfalls dem Theater widmeten. Die ältere, Luise Beck, begleitete bekantlich eine Zeit lang Hrn. und Mdme. Schütz auf ihren Kunstreisen, und wurde dann von einem vieljährigen Freund ihres verstorbenen Vaters, Iffland, für die berliner Bühne engagirt; von wo sie jedoch nach seinem Tode zum mannheimer Theater zurückgekehrt ist; eine Schauspielerin, die in höhern tragischen Rollen sich besonders durch eine trefliche rhythmische Deklamation auszeichnet. Die jüngere, Auguste Beck ist eine in der Schule ihrer Mutter gebildete, recht angenehme Sängerin, und hat sich seit ein paar Jahren mit einem jungen Tenoristen Adam verheirathet, mit dem sie gegenwärtig auf Kunstreisen lebt *). (*Schütz.*)

BECKASKOG, in Schonen, ein großes Krongut, gegenwärtig militärisches Boställe (Amtsgut), dem Generalgouverneur von Schonen angeschlagen. Es liegt zwischen den Seen Isö und Koabn, die mitten unter den Gebäuden durch einen unterirdischen Kanal verbunden sind. Hier ist eine der einträglichsten Aalfischereien in ganz Schweden. Ehemals war es ein großes und reiches Prämonstratenser-Kloster. Zur Zeit der Reformation ward es von der Krone eingezogen und 1584 verkauft; kam aber 1677 wieder an die Krone und ward nun 1680 zum militärischen Boställe angewiesen. (*v. Schubert.*)

Beckem, s. Beckum.

BECKEN (Pelvis), so nent man zusammengenommen die Knochen, welche den untersten Theil des menschlichen Rumpfes bilden, von einer entfernten Ähnlichkeit mit einem Barbierbecken. Die dazu gehörigen Knochen sind das Kreuz- und Steißbein, os sacrum und os coccygis, und die beiden Hüftbeine, ossa coxarum s. innominata, deren jedes wieder aus drei Stücken besteht, welche in früher Jugend auch wirklich durch Knorpelmasse getrent sind, und zum Theil erst mit siebenzehn Jahren, auch wol noch später gänzlich mit einander verwachsen. Die drei Stücke werden gewöhnlich als so viel besondere Knochen beschrieben, nämlich das Darm-, Scham- oder Schoß- und Sitzbein (os ilium, pubis et ischii). Gerade wo diese drei Stücke einander berühren, ist die sogenante Pfanne (acetabulum) des Hüftgelenks, welche den Kopf des Oberschenkelbeins aufnimt und mit ihm ein sogenantes Nußgelenk bildet. In den Pfannen liegen also die Stützpunkte des ganzen Rumpfes. Das Becken ist bei den Weibern etwas anders gebildet als bei den Männern; seine Knochen sind bei jenen im Ganzen feiner und lassen daher zwischen sich mehr Raum, die Darmbeine liegen etwas flacher, das Kreuzbein ist breiter und minder gekrümt, unter den beiden nach vorn zusammenstoßenden Schambeinen ist ein weiter bogenförmiger Raum, der bei den Männern spitzwinklig ist; die Pfannen liegen, obgleich mehr nach vorn, doch von einander noch weiter entfernt als bei den Männern; daher die breiteren Hüften der Weiber und das Convergiren ihrer Oberschenkel nach unten, welches den unverständigen männlichen Pöbel zu dem Ausspruche veranlaßt: die Weiber haben schiefe Beine. Alle diese Unterschiede zwischen dem weiblichen und männlichen Becken zwecken ab auf die Erleichterung der Geburt, bei welcher das Kind durch den innern Raum des Beckens durchgehen muß. Die Knochen des Beckens sind nach ihrer völligen Ausbildung und nach der Verwachsung jener drei Stücke der Hüftbeine an drei Stellen durch Knorpel und Bänder vereinigt; nämlich das Kreuzbein an jeder Seite durch eine einigermaßen halbmond- oder nierenförmige nach unten schmaler ausgehende Fläche mit dem hinteren Theile des Darmbeins, und die beiden Schambeine vorn mit einander in der Mitte, jene Vereinigungen nent man die Kreuzdarmbeinfugen (symphyses sacro-iliacae), diese die Schamfuge (symphysis oder synchondrosis ossium pubis). In diesen Fugen berühren sich die Knochen nicht unmittelbar, sondern es liegt Knorpelmasse und bandartiges flechsiges Wesen (substantia ligamentosa) dazwischen und darüber her, wodurch die Knochen in unbeweglicher Verbindung mit einander erhalten werden. Das Steißbein aber, welches aus vier nach unten an Größe abnehmenden Stücken zusammen gesetzt ist, hat insofern Beweglichkeit als es sowol mit dem untern Ende des Kreuzbeins als auch unter sich durch wahre Gelenke mit Kapselbändern

*) Beck's Bildniß so wie das seiner beiden Gattinnen, Karoline und Josephe Beck, befindet sich vor dem mannheimer Theaterkalender. Ein kleiner biographischer Aufsatz über Karoline Beck, v. Prof. Rahbeck enthält der Reichardische Theaterkalender auf das Jahr 1785, womit das zu vergleichen ist, was Frau von la Roche in ihren Briefen über Mannheim von ihr sagt.

vereiniget ist. Es bildet eine vorwärts gekrümte Spitze, die bei der Geburt durch den Druck des Kopfs vom Kinde rückwärts weichen kann. Dieser Druck muß um das Zurückweichen zu bewirken nicht ganz unbedeutend seyn; denn außer der eigenen Elasticität der Kapselbänder des Steißbeins wird dasselbe auch noch von den Bändern festgehalten, die vom Sitzbeine zu demselben gehen. Es ist viel darüber gestritten worden, ob bei der Geburt nicht auch die Kreuzdarmbein- und Schamfuge nachgeben, welches mehre Physiologen behauptet, ja sogar geglaubt haben, daß während der Schwangerschaft durch eine Art von Infiltration die Knorpel zwischen den Fugen aufschwellen, die Knochen von einander entfernt und dadurch die Durchmesser des Beckens vergrößert würden. Es findet aber im gesunden Zustande der Frau, während einer regelmäßigen Schwangerschaft dergleichen keineswegs Statt, welches die Leichenöfnungen schwangerer, oder im Wochenbett, oder während der Geburt verstorbener Frauen zur Genüge bewiesen haben; auch würde wenig damit gewonnen werden können, denn nach der Lage dieser Fugen, würde der Querdurchmesser des Beckens am meisten, der gerade Durchmesser von der Schamfuge zum Kreuzbeine aber äußerst wenig dadurch vergrößert werden und gerade dieser letztere ist es doch, der überhaupt von allen Durchmessern den wenigsten Raum bietet, also am öftersten Hinderniß bei der Geburt verursachen würde. Das Becken hängt am Rückgrate, der letzte Lendenwirbel ist nämlich mit dem obersten Theil des Kreuzbeins in der Mitte so verbunden, daß zwischen beiden eine Knorpelscheibe und ringsumher ein Kapselband liegt. Die Verbindung beider Knochen ragt in einem stumpfen Winkel (Ecke) vor und diese Vorragung, welche vorzüglich dadurch entsteht, daß die vordere Fläche des Kreuzbeins dicht unter der Verbindung stark zurückweicht, wird das Vorgebirge (promontorium pelvis) genant; ungeachtet dieses stärkeren Zurückweichens der vordern Kreuzbeinfläche, welches die Höhle des Beckens im Vergleich gegen die männliche vergrößert, ist doch das weibliche Kreuzbein deshalb im Ganzen flacher, weil die Spitze desselben nicht so weit vortrit. Man theilt das Becken ein in das große und kleine (pelvis maior s. superior et minor s. inferior); das große oder obere schließt den Raum ein zwischen den obern flachern Theilen (pars iliaca) der Darmbeine, wird nach hinten vom letzten Lendenwirbel des Rückgrats begränzt, nach vorn aber nur von den weichen Theilen der Bauchwand geschlossen; seine vorderste Gränze sind die obern vordern Darmbeinhöcker (spina anterior superior ossis ilium), welche bei wohlgebildeten Frauen etwa 9 Zoll (altes pariser Maß) von einander abstehen. Das kleine Becken hat ringsum Knochenwände, die aber hinten an jeder Seite durch den großen Sitzbeinausschnit (incisura ischiadica maior) zwischen dem Darm- und Sitzbeine, vorn an jeder Seite durch das eirunde Loch (foramen ovale) zwischen dem Sitz- und Schambeine durchbrochen sind. Man unterscheidet am kleinen Becken die obere Öfnung (apertura pelvis superior) oder den Beckeneingang (introitus pelvis) und die untere Öfnung (apertura inferior) den Beckenausgang (exitus pelvis). Der Eingang wird begränzt hinten vom Vorgebirge, daneben von den etwas zurückweichenden Seitentheilen des Kreuzbeins, welche sich dem Darmbeine anfügen, zur Seite von der innern gebogenen Leiste (linea arcuata s. semicircularis interna), die den größern obern Theil des Darmbeins (pars iliaca) von dem untern kleinern (pars hypogastrica) scheidet, vorn von dem obern Rande der Schambeine. Der Beckenausgang hat hinten in der Mitte die Spitze des Steißbeins, daneben die Bänder, welche vom Sitzbeine an das Kreuz- und Steißbein gehen und den Sitzbeinausschnit nach unten begränzen oder schließen, an den Seiten die Sitzbeinknorren (tuber ossis ischii) und nach vorn den Schambogen. Von vorn (en face) gesehen, hat sowol der Ein- als der Ausgang die Gestalt eines an der Spitze gestumpften Kartenherzens, dessen Einschnit am Eingange vom Vorgebirge, am Ausgange vom Steißbeine gebildet wird. Der Raum zwischen dem Ein- und Ausgange heißt die Beckenhöhle (cavitas pelvis), welche nicht gerade, sondern gekrümt ist, wie die vordere Fläche des Kreuz- und Steißbeins. Das Maß des Beckenein- und Ausgangs und der Beckenhöhle ist nach verschiedenen Richtungen verschieden. Der Querdurchmesser des Beckeneingangs mitten von der einen innern gebogenen Leiste bis zur andern hält etwa fünf pariser Zoll; der gerade Durchmesser (diameter coniugata) vom Vorgebirge bis zum obern Rande der Schamfuge vier par. Zoll; der schräge Durchmesser (d. obliqua) von einer Kreuzdarmbeinfuge zum Queraste des Schambeins der andern Seite, gerade über dem eirunden Loche $4\frac{1}{2}$ Zoll. Am Ausgange sind sich die Durchmesser (bei mäßig zurückgebogener Steißbeinspitze) gleich, der gerade von der Mitte des Schambogens bis zur Steißbeinspitze; der quere von einem Sitzbeinhöcker zum andern und der schräge vom Anfange des aufsteigenden Sitzbeinastes oder vom vordern Ende des Sitzbeinknorrens der einen Seite bis zum Anfange des Stachelkreuzbandes (ligamentum spinoso-sacrum) der andern Seite *), alle halten etwa vier par. Zoll. Die Beckenhöhle selbst, die auch wol sehr uneigentlich apertura pelv. media genant wird, hält von der Vereinigung des zweiten Kreuzbeinwirbels mit dem dritten bis zur Mitte des Schambogens vier und kaum einen halben Zoll, von dem Pfannenboden der einen Seite zum andern vier und ein viertel Zoll, vom untern Rande der Kreuzdarmbeinfuge der einen Seite bis zur Mitte des eirunden Loches der andern voll vier und einen halben Zoll. Aus der Betrachtung dieser Ungleichheit der Beckendurchmesser und der Krümmung der Beckenhöhle ergibt sich leicht der Zweck dieser Einrichtung, das Weib und seine Leibesfrucht bei der dem Menschen eignen aufrechten Haltung des Körpers, vor Unfällen während der Schwangerschaft zu sichern und der Geburt selbst einen möglichst vortheilhaften Gang zu bereiten. Bei den übrigen auf allen Vieren, also in mehr oder weniger wagrechter Haltung des Rumpfes, gehenden Säugthieren ist das Kreuzbein nicht ausgehöhlt, sind die Darmbeine sehr

*) Die von Siebold (Lehrb. der Entbindungskunde) angenommenen schrägen Durchmesser vom äußern Rande der Sitzbeinknorren bis zur Steißbeinspitze haben gar keinen Werth, da sie gleichsam nur halbe Durchmesser des Ausgangs sind.

verlängert und schmal, ist die Schamfuge meistens viel länger, liegt das bewegliche Steißbein schon dem vordern Rande der Schamfuge gegenüber, so daß hier die Beckenform ganz wegfällt und die Knochen einen viel weitern Raum zwischen sich lassen. Bei dem Menschen aber muß der Kopf der Leibesfrucht, der in seinen Durchmessern nach verschiednen Richtungen auch große Verschiedenheit zeigt, sich viel mühsamer entwickeln, in den verschiedenen Geburtsstadien seine Lage verändern, einen gekrümten Raum durchlaufen und Hindernisse überwinden, welche der Schwangerschaft ihre gehörige Dauer sichern sollten. Deshalb besteht der Beckenausgang zum Theil aus mehr oder weniger beweglichen und nachgiebigen Theilen, die auch durch ihre Elasticität dem Kopfe der Leibesfrucht einen erfoderlichen Widerstand leisten, der endlich durch, zu rechter Zeit erweckte austreibende Kräfte überwunden wird. Deshalb hängt aber auch das Becken so am Rückgrate, daß die Fläche seines Eingangs nicht horizontal liegt, sondern mit dem Horizonte einen Winkel von etwa 30 Grad bildet, wobei der Kopf der Leibesfrucht mehr gegen die innere Fläche der Schamfuge als gegen den Beckenausgang gravitiren muß.

Beckenaxe (Axis pelvis), unter dieser Benennung darf man nichts weiter verstehen, als die Mittellinie, welche so durch die Beckenhöhle gezogen ist, daß sie von den Wänden dieser Höhle überall gleich weit absteht. Man hat sie deshalb in neuern Zeiten lieber Mittellinie oder Führungslinie, Direktionslinie (Siebold Lehrbuch der Entbindungskunde) nennen wollen; um so mehr, da unter Axe eigentlich nur eine gerade Linie zu verstehen ist. Die ältern Geburtshelfer nahmen auch wirklich gerade Axen der Beckenhöhle an, welche sie nach verschiedenen Ansichten geometrisch bestimten. Zuerst gab Levret in seinem Handbuche (L'art des accouchements Paris 1761) die Beckenaxe so an, daß er bei der aufrechtstehenden Person eine Linie vom obern Rande der Schamfuge bis zur Vereinigung des vierten und fünften Kreuzbeinwirbels dem Horizonte gleich wähnte, mit welcher die eingebildete schiefe Fläche des Beckeneingangs einen Winkel von 35° bilde, auf diese schiefe Fläche setzte er dann mitten eine ihr senkrechte Linie und diese war ihm die Beckenaxe. Abgesehen davon, daß eine solche Linie höchstens der oberen Hälfte der Beckenhöhle einigermaßen gleichlaufend angenommen werden konte, war auch die eingebildete Beckenneigung hiebei viel zu bedeutend, nämlich etwa um 5° zu groß. Röderer (de axi pelvis programma, wieder abgedruckt in seinen Opusculis medicis. Gotting. 1763. 4.) nahm gleichfalls nur eine und zwar gerade Linie als Beckenaxe an und verfuhr dabei so, daß er bei der aufrechtstehenden Person eine senkrechte Linie von der Steißbeinspitze, eine andre von der Mitte des Schambogens auf den Boden fallen ließ, wobei er fand, daß die erstre um $1\frac{1}{2}''$ länger als die letztre und der Abstand des Steißbeines vom Schambogen 5″ war; auf die schräge Linie dieses Abstands setzte er eine ihr senkrechte Linie und nahm diese als Beckenaxe an; so konte er aber höchstens eine der untern Hälfte der Beckenhöhle einigermaßen gleich gerichtete Axe erlangen. Baudelocque (L'art des accouchemens Paris 1781) vereinigte die Ansichten beider Vorgänger und nahm eine doppelte Beckenaxe an; ihm folgten manche andre, namentlich auch Froriep (Handb. der Geburtshilfe, Weimar 1802), welcher Tab. 1. fig. 9. diese beiden sich mitten im Becken unter einem stumpfen Winkel berührenden Axen vorgestellt und durch die drei Berührungspunkte der obern Axe mit der Linie der eingebildeten schrägen Fläche des Beckeneingangs, der untern Axe mit der gleichen Fläche des Ausgangs und der beiden Axen unter sich eine gekrümte Linie — die sogenante Direktions- oder Führungslinie gezogen hat. Die genauern geometrischen Bestimmungen dieser Linien sind für die Praxis von keinem großen Werthe; aber im Allgemeinen darf der Geburtshelfer, bei der mechanischen Hilfe, die er dann und wann zu leisten hat, nie vergessen, daß der Raum, welchen das Kind bei der Geburt durchlaufen soll, eine der Länge nach gekrümte Richtung habe.

Beckenmesser (Pelvimeter), so nent man gewisse künstliche Vorrichtungen, vermittelst deren man bei lebenden Weibern den Raum des Beckenein- und Ausganges und der Beckenhöhle ausmessen soll. Da das Becken auf mancherlei Weise verengert seyn kann, durch Verbiegung bei der sogenanten englischen Krankheit (Rhachitis), durch Auswüchse aller Art, harte (Exostosen, Callus) und weiche (Steatoma u. s. w.) durch Druck in früher Jugend von zu fest anliegenden Kleidungsstücken, Schnürbrüsten u. dgl. durch entzündliches Anschwellen der Knochen u. s. w. Da diese Verengerung des Beckens so weit gehen kann, daß es zweifelhaft wird, ob die Geburtsthätigkeit (Wehen) ohne Beihilfe der Kunst die Leibesfrucht austreiben könne, oder ob die Kunst und auf welche Art diese, mit relativ unschädlichen Hilfsmitteln und Instrumenten, oder mit verletzenden auf Verkleinerung der Leibesfrucht durch Enthirnung, Zerstückung abzweckenden Instrumenten, oder gar auf andre Art ungewöhnliche Geburtswege öfnend, eingreifen müsse, so hat es seit der Vervollkommung durch mildere Ausübung der Geburtshilfe immer sehr wünschenswerth geschienen, bei den lebenden Weibern das Becken genau ausmessen zu können, um zu wissen, auf wie viel Raum in dieser oder jener Richtung man zu rechnen habe. Es sind in dieser Absicht viele Instrumente erfunden worden, deren Anzahl allein schon beweisen könte, daß sie sämtlich noch viel zu wünschen übrig lassen. Man kann aber allen diesen Erfindungen noch immer zweierlei vorwerfen, 1) daß sie nicht ohne Schmerz und große Unbequemlichkeit angewandt werden können, 2) daß sie durchaus keine sichere Resultate geben. Stein der ältre gegebrauchte zuerst einen Beckenmesser, den er auch in seinem allbekanten Handbuche abgebildet hat, welcher blos aus einem geraden Metallstäbchen mit knopfförmig verdicktem Ende bestand, auf dem ein Ring sich auf- und abschieben und mit einem Schräubchen befestigen ließ. Dieses Stäbchen wurde in die Mutterscheide eingebracht und dessen Knopf gegen das Vorgebirge oder gegen die hintere Wand des Beckens, an die hohle Fläche des Kreuzbeins gesetzt, den Ring schiebt man dann bis unter die Schamfuge, kann ihn allenfalls mit einem Schräubchen feststellen und hat dann entweder das unmittelbare Maß — wenn die Verengerung des Beckens sich bis tiefer hinab erstreckt, oder wenn, wie es bei weitem am häufigsten sich findet, der Beckeneingang durch zu weites Hineinragen

des Vorgebirges verengert ist, das Maß einer schrägen Linie vom Schambogen zum Vorgebirge, von dem man dann noch, nach einer ungefähren Schätzung, einen halben Zoll, mehr oder weniger, abziehen muß, um das gerade Maß vom Vorgebirge zum obern Rande der Schamfuge zu erhalten. Diesen einfachen Beckenmesser machte Stein bekant in der 2. Aufl. seiner praktischen Anleit. zur Geburtshilfe 1777. Früher (1. Aufl. von 1772) bediente er sich blos eines Stäbchens ohne Ring od. Schieber, auf der mit dem Nagel des Zeigefingers die Stelle des Schambogens bezeichnet wurde; später (kurze Beschreib. einiger Beckenmesser, Kassel 1782) verbesserte er das Instrument noch mehr. Nach Stein setzt man den Knopf nur gegen die Höhlung des Kreuzbeins, etwa wo sich der zweite mit dem dritten Kreuzwirbel verbindet und zieht von dem gefundnen Maße ½ Zoll ab, denn um so viel ragt — wenigstens bei wohlgebildeten Becken — das Vorgebirge mehr vor. Da aber bei misgestalteten Becken diese Annahme selten oder nie zutreffen wird, so ist es einleuchtend, wie unsicher die Messung auf jeden Fall dadurch werden müsse. Deshalb hatte Stein auch schon früher einen zusammengesetzten Beckenmesser (Beschr. eines Pelvimeters, Kassel 1775) bekant gemacht, mit dem die conjugata des Beckeneingangs unmittelbar gemessen werden sollte. Dieser hat ein einigermaßen scheeren- oder zangenförmiges Ansehen mit einem langen und einem kürzern Arme; jener komt an den Vorberg, dieser an den obern Rand der Schamfuge zu liegen; nach Verschiedenheit der Becken muß der vordere Arm länger oder kürzer seyn, er wird an dem Instrumente durch eine Feder gehalten, die, wenn das Becken gemessen ist, niedergedrückt wird, worauf man den vordern Arm abnehmen kann; zwischen den Griffen des Instruments ist eine bewegliche Scale, deren Zeiger bei dem Herausnehmen des Instruments aus den Geburtstheilen unverrückt stehen bleibt. Die Anlegungspunkte des Instruments werden durch die Daumen und Zeigefinger der einen ganz durch die äußern Geburtstheile eingeführten Hand bezeichnet und neben diesen Fingern dann das Instrument mit der andern Hand angehalten. Dieses Instrument ist noch viel schwieriger in seiner Anlegung wie das erste.

Mehre andre Beckenmesser übergehen wir, da sie entweder schlechtere Nachahmungen der Steinschen, oder wie der Jumelinsche gänzlich unbrauchbar sind. Abgebildet und erklärt findet man die meisten in Schreger: die Werkzeuge der ältern und neuern Entbindungskunst Th. 1. Erlangen 1799. Fol. Nur zweier erwähnen wir noch. Der Baudelocquesche Dickenmesser (compas d'Epaisseur) ein Tasterzirkel, an den beiden Enden mit einem platten Knöpfchen versehen, deren einer mitten an die Vertiefung in der Gegend der Grundfläche des Kreuzbeins, ein wenig unterhalb des Dornfortsatzes vom letzten Lendenwirbel, der andre vorn an das obere Ende der Schambeinfuge angesetzt wird, indem man das Instrument zwischen den Schenkeln der Person hält. Von dem erhaltnen Maße, welches durch einen zwischen dem obern Ende der Arme des Instruments angebrachten verjüngten Maßstab bezeichnet wird, zieht man drei pariser Zoll ab und erhält so das ungefähre Maß des geraden Durchmessers (conjugata) vom Beckeneingange; da aber bei misgebildeten Becken auch die Dicke der Knochen nicht immer dieselbe ist, ja da sogar das dem Schamhügel (mons Veneris) unterliegende Fettpolster in seiner Dicke verschieden seyn kann, so gibt auch diese von außen angebrachte und deshalb von allen am wenigsten schmerzhafte Messung kein ganz genaues und sicheres Resultat.

In einer Dissertation (*Koeppe* de pelvi feminea metienda Lips. 1781.) hat ihr Verfasser eine Vorrichtung beschrieben und abgebildet, womit man nicht allein den Raum des Beckens, sondern sogar den Kopf der Leibesfrucht soll ausmessen können. Damit wäre allerdings viel gewonnen; schade nur, daß die Vorrichtung in der Praxis so unpraktisch sich zeigt. Sie besteht übrigens in einer Schnur aus vier bis sechs einfachen zur Hälfte seidenen und Zwirnfäden zusammengedreht, deren Ende an einem mit feinem Leder überzogenen Ringe befestigt ist, welcher auf das erste Daumenglied paßt; von da geht die Schnur durch einen gleichen auf das erste Zeigefingerglied gesteckten Ring und wird nach durch die Geburtstheile eingeführter Hand mit dem andern Ende an ein Stäbchen befestigt, welches in ein viereckiges Stück Metall festgeschraubt ist, das sich in dem Falze einer größeren mit Zoll u. Linien bezeichneten Metallplatte vor- u. rückwärtsschieben läßt. Indem nun der Nagel des Zeigefingers der ins Becken eingebrachten Hand gegen das Vorgebirg angelegt und der Daumen langsam vom Zeigefinger entfernt wird, bis sein Nagel den obern Theil der Schamfuge berührt, soll die Schnur, das Metallstückchen in dem Falze der Platte vorwärts ziehen und durch einen an dem eingeschraubten Stäbchen angebrachten Zeiger das Maß genau angeben. Die Platte ist an einem Ledergurt befestigt der dicht unterhalb dem Ellenbogengelenke an den Vorderarm festgeknüpft oder geschnürt wird. Die Schwierigkeiten beim Gebrauche dieser Vorrichtung sind einleuchtend genug; denn abgesehen von der erfoderlichen Geschicklichkeit des Verfertigers, ohne welche das Metallstückchen sich in dem Falze der Platte entweder nicht sanft genug, oder zu locker bewegt, macht auch die Anfeuchtung der Schnur das elastische Nachgeben derselben, die verschiedene Biegung des Handgelenks das Resultat schon unsicher, oder den Gebrauch schwierig.

Der berühmte Geburtshelfer Stark in Jena, wurde wahrscheinlich durch die Köppesche Erfindung zu einer viel einfacheren Vorrichtung veranlaßt, wo nämlich eine seidne Schnur doppelt durch ein rundes Korkplättchen gezogen ist, Mittelfinger und Daumen werden so zwischen die doppelte Schnur gebracht, daß der Nagel des Daumens an das Korkplättchen zu liegen komt und der Nagel des Mittelfingers an der von der doppelten Schnur gebildeten Schlinge. Nun führt man die Hand kunstgemäß in das Becken ein und legt die beiden Finger eben so an wie bei dem Köppeschen Beckenmesser, wobei der Daumen das Korkblättchen hinter sich bis an die Schambeinfuge fortschiebt. Nachher wird die Länge der Schnur bis an das Korkplättchen gemessen und so das Maß der conjugata des Beckeneingangs gefunden. Dem Einwurfe des leichten Verschiebens der Schnur an den Fingern wäre wenigstens am Mittelfinger leicht dadurch zu begegnen, daß man die Schlinge vorn durch einen einfachen Knoten so abtheilte, daß der Finger gera-

de hineinpaßte, wo denn zu der Entfernung von diesem Knoten an bis hinter das Korkplättchen noch die Dicke des Mittelfingers hinzugerechnet werden müßte. Es versteht sich, daß die Länge der Schnur selbst nicht das richtige Maß angibt, weil der dazwischen steckende Daumen und bei Starks ursprünglicher Angabe auch der Mittelfinger die doppelte Schnur auseinander halten, wodurch die von der Schnur beschriebene Linie größer wird, als wenn beide Hälften der Schnur parallel an einander liegen. Auch sieht man leicht ein, daß das Zurückziehen der Hand aus den Geburtstheilen sehr behutsam geschehen müsse, damit sich nicht noch hiebei das Korkplättchen verschiebe.

Wir sind der Meinung, daß Hand und Finger des Geburtshelfers auf jeden Fall eben so sichre Resultate der Beckenmessung geben werden als irgend eins der zu diesem Zweck erfundenen Instrumente. Wenn man nach Osianders Rath (Handb. der Entbindungskunst, Tübingen 1808. I. 125. §. 226. und §. 230.) das Maß seiner eignen Hand und ihrer Finger genau kent, so wird man durch in verschiedener Richtung gehaltene Hand, oder eingeführten Zeigefinger, nicht allein das gerade, sondern sogar Quer- und Schrägmaße des Beckens ziemlich sicher erkennen können. (*Wiedemann.*)

Beckenneigungsmesser, s. Kliseometer.

BECKEN, türkische Becken auch Cinellen, ital. Piatti, heißt das bekante, vorzüglich bei der sogenanten Janitscharenmusik gebräuchliche, krustische Klangwerkzeug, welches aus zwei Metallscheiben oder Tellern besteht, durch deren streifendes Aneinanderschlagen ein schwirrender Klang von unbestimter Tonhöhe, aber von hellem, kräftigem und, zum Theil wildem Charakter, entsteht. Es ist wol nicht zu läugnen, daß dies Klangwerkzeug, um seines eigenthümlichen Charakters willen, allerdings nicht unwerth war, auch in Musikwerken höheren Styls, und vorzüglich in die, ihrer Natur nach vielseitige, ja allseitige sceenische Musik eingeführt zu werden. Der Misbrauch, welchen geistesarme Tonsetzer damit getrieben und treiben, darf dem Werthe der Sache an sich selber nicht zur Last gerechnet werden.

Wir beziehen diese Instrumente bis jetzt einzig aus der Türkei oder China, indem die metallische Komposition, aus welcher sie gebildet sind, bei uns noch unerforscht ist, und alle Versuche, sie nachzubilden, bis jetzt so völlig unbefriedigend ausgefallen sind, daß auch der Unerfahrenste den Unterschied unmöglich verkennen kann. Es ist auffallend, daß man an den echten Becken häufig sehr sichtbare Eindrücke von Hammerschlägen entdeckt, indeß der Stoff doch höchst undehnbar, spröde, und fast glasartig ist. Dieser Umstand läßt mich übrigens vermuthen, der Stof möge wol, so wie der des sogenanten Tamtam, oder der chinesischen Glocke, ein aus 0,20 Zinn, und 0,78 Kupfer bestehendes Gemische seyn, welches, nach *Biot's* Traité de Physique T. 2. p. 185. und Darcet's Entdeckung, die Eigenschaft besitzt, durch schnelles Abkühlen leicht dehnbar zu werden, und, nachdem es in diesem Zustande gehämmert und geformt worden, durch langsames Abkühlen spröde, elastisch und klingend wird. Ob übrigens die Cinellen, wie behauptet wird, in gerader Linie von den Paukencymbeln der Hebräer und Griechen abstammen, mag hier dahin gestellt bleiben.

Die Noten für dieses Schallinstrument können, der Natur der Sache nach nur rhythmische, aber keine tonische Bedeutung haben. Doch pflegt man sie auf eine gewöhnliche Notenzeile von fünf Linien auf irgend eine beliebige Linie zu schreiben, und auch wol einen Violin- oder Baßschlüssel voranzuzeichnen. Sehr häufig aber schreibt man für dies Instrument auch gar keine eigene Stimme, sondern läßt es durchgängig mit der türkischen Trommel Hand in Hand gehen, wodurch die dumpfe Klangmasse dieser Letztern ein eigenes relief erhält. (*Gottfr. Weber.*)

BECKER (Peter), bekanter unter dem Namen Petrus Artopoeus (nicht Artopaeus), ein pommerscher Theologe in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. Er war 1491 zu Cöslin in Hinterpommern geboren und studirte zu Wittenberg, wo er Luther's, Melanchthon's und vielleicht auch Bugenhagen's [1]) Schüler war. Nach seiner Rückkehr hatte er in seiner Vaterstadt heftige Kämpfe mit den Papisten, mußte auch von da flüchtig werden und begab sich anfänglich nach Rügenwalde, wo es ihm vielleicht nicht besser erging, darauf nach Stettin, wo er als Rektor der dortigen Stadtschule, höchstwahrscheinlich im J. 1524, angestellt wurde [2]). Sein Rektorat vertauschte er nach 1536 mit dem Predigtamte, und etwa um 1540, erhielt er das Pastorat an der St. Marienstiftskirche zu Stettin [3]) und wohnte den nach diesem Jahre daselbst gehaltenen Synoden, als einer der angesehensten und gelehrtesten Geistlichen seines Vaterlandes bei, kämpfte auch eifrig gegen das Interim [4]). Wie aber um 1550 Andr. Osiander zu Königsberg mit seiner Lehre von der Rechtfertigung zuerst auftrat, aus welcher die bekanten Osiandrischen Händel hervorgingen, und Becker, ein Freund Osiander's und im Briefwechsel mit ihm, sich für dessen Meinung erklärte, ward hiedurch ein

1) Wenn er nämlich vor 1521, als in welchem Jahre Bugenhagen nach Wittenberg ging, von dort noch nicht heimgekehrt war, was mir nicht wahrscheinlich ist. 2) Wenn Cramers Angabe, daß Peter Becker zwei und dreißig Jahre zu Stettin gelehrt hat, richtig ist und sich auf das Jahr seiner Entlassung bezieht, so muß er 1524 das Rektorat erhalten haben. Die Richtigkeit der Jahreszahlen 1528 bei Adelung und 1531 bei Koch möcht' ich bezweifeln. 3) Zweiter Prediger an dieser Kirche, scheint es mir, ist Becker nie gewesen; denn in den Synodalverhandlungen vom Jahr 1545 (J. H. Balthasar's Erste Saml. zur Pomm. Kirchenhist. S. 30. u. s. w.) steht er unmittelbar nach Paul de Rhoda und vor Georg Cracow, seinem Kollegen an der St. Marienkirche, welcher von Friedeborn (Histor. Beschr. der Stadt Alten-Stettin; am Schlusse) auch Kapellan genant wird, und 1549 (bei Friedeborn steht der Druckfehler 1540) am 13. Dec. starb. Bei der Schule war aber Becker im Jahr 1540 sicher nicht mehr, sondern ein gewisser Michael Ungarus war in diesem Jahr schon Rektor an derselben. M. s. Koch S. 42. Mir ist es wahrscheinlich, daß Becker während der dreijährigen Abwesenheit des Paulus a Rhoda in Lüneburg (m. v. Bertram's Evangel. Lüneburg S. 152.) Pastor an der St. Jacobikirche zu Stettin war und an der Spitze der dortigen geistlichen Angelegenheiten stand. Cramer's Äußerung bestärkt diese Vermuthung. Paul a Rhoda trat aber, nach Bertram S. 151., im Jahr 1537 sein lüneburgisches Amt an, und muß um 1540 wieder nach Stettin zurückgekehrt seyn; da dann Becker als Pastor zu St. Marien angestellt wurde. Auf diese Weise lassen sich alle vorhandenen Nachrichten vereinigen. 4) Cramer und Micrälius.

großer Zwiespalt unter den pommerschen, besonders den stettinschen Theologen erzeugt, welcher für Becker die Folge hatte, daß er nach manchen Verhandlungen und Kämpfen im J. 1556 seines Amtes entsetzt wurde. Eine, jedoch auf fürstliche Kosten unternommene Reise nach Wittenberg, welche ihm zur Pflicht gemacht worden war, um sich mit den dortigen Theologen zu besprechen, war ohne Wirkung für ihn, und nach seiner Rückkehr von Wittenberg, ging er, da in Stettin seines Bleibens nicht mehr war, nach Cöslin seiner Vaterstadt, wo er dort als Privatmann, jedoch auch nicht ohne allen Verdruß [5]), lebte und 1563 am 23. März starb. Becker wird einstimmig ein gelehrter und frommer Mann genant; selbst seine Gegner sprechen mit Achtung von ihm; Melanchthon empfahl ihn noch nach seiner Entlassung dem Paulus a Rhoda, erstem Generalsuperintendenten zu Stettin, zu einer fernern Anstellung; seine vorzügliche Kentniß der alten Sprachen wird besonders gerühmt, und Paulus a Rhoda gesteht selbst, daß er von ihm die Elemente der hebräischen Sprache gelernt habe [6]). Micrälius nent ihn Doktor [7]). — Becker's Schriften sind theils grammatischen und rhetorischen, theils exegetischen und homiletischen, theils apologetischen und dogmatischen Inhalts. Zu der zweiten Art gehören, um nur einige der theologischen hier zu nennen, seine Erklärungen der Psalme, des Propheten Jonas, der beiden Paulinischen Briefe an den Timotheus und andre; zu der dritten seine Conciones evangelicae dominicarum totius anni (Wittenb. 1537. 8. Basel 1539. 8. und Basel 1545. 8.) und seine Postilla, s. Evangelior. et Epistolar. tot. anni — — Annotationes (Basel 1550. 12.), und zu der vierten das Protomartyrium Abelis und die Confessio de Justificatione. Seiner theol. Schriften wegen ward er in den päpstl. Indic. libr. damnat. et prohib., als ein Ketzer der ersten Klasse aufgeführt; außer den theol. Schriften lieferte er auch die kurze Beschreibung Pommerns in Seb. Münster's Cosmographie [8]). (*Mohnike.*)

BECKER (Dan.), 1594 zu Danzig geboren, ward Prof. in Königsberg und starb 1655. Er ist besonders wegen einer Operation berühmt, die weder vor noch nach ihm Jemand gemacht hat. Ein junger Landmann nämlich, Namens Grünheide, verschluckte ein Messer, Becker schnitt ihm den Magen auf, nahm das Messer heraus und heilte den Menschen glücklich. Er beschrieb diese Operation in seiner mehrmals aufgelegten Schrift: de cultrivoro prussiaco observatio et curatio singularis. LB. 1640. 8. Auch sein Mundus microcosmicus. Lond. 1660. 12. hat mehre Aufl. erlebt, obgleich das Buch Paracelsische Ideen enthält. (*Sprengel.*)

BECKER (Joh. Rudolph), Kämmerei-Sekretär in Lübeck, geb. den 28. März 1736 zu Rostock. Sein Vater, Johann Hermann, durch einige dogmatische und ascetische Schriften bekant, war eben daselbst d. 10. Dec. 1700 geb., und seit 1734 Archidiakonus an der Marienkirche, kam 1747 als Prediger und Professor der Theologie nach Greifswald, wurde 1752 Pastor an der Marienkirche zu Lübeck, und starb daselbst d. 7. April 1759 *). Der Sohn erhielt daher seinen ersten Unterricht in den Schulanstalten zu Rostock, Greifswald und Lübeck, und ging 1754 auf die Hochschule zu Jena, um die Rechte zu studiren. Von da reiste er 1757 nach Lübeck zurück, übernahm daselbst den Privatunterricht einiger jungen Edelleute, ward zugleich Privatsecretär, wurde 1768 zu Greifswald Doktor der Rechte und im Februar 1769 zu Lübeck Secretär an der Kämmerei. Dieses Amt bekleidete er bis an seinen Tod, welcher d. 18. Dec. 1815 erfolgte. Von frühen Jahren an äußerte sich bei ihm eine vorherrschende Neigung zur Geschichte und zu historischen Untersuchungen; denn schon als Knabe studirte er die Scriptores medii aevi, ohne sich irre machen zu lassen, wenn er darüber belacht wurde, daß er sich mit Folianten schleppe, die halb so groß waren, wie er selbst. Diese Neigung begleitete ihn durch's Leben, und seine öffentlich bekant gewordenen historischen Arbeiten sind gründlich, mit Prüfung aus den besten Quellen geschöpft, und in eine bequeme Zusammenstellung gebracht. Seine Dissertation sur l'époque de la puissance des Papes. Berlin 1764. 4.; zweite verm. Ausgabe unter dem Titel: Historisch-kritische Untersuchung betreffend den Zeitpunkt der Veränderungen in der Oberherrschaft über die Stadt Rom. Lübeck, 1769. 4. erhielt bei der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin das Accessit, und die folgenden zwei Abhandlungen wurden von der fürstl. Jablonowskischen Societät der Wissenschaften in Leipzig gekrönt: Quibus ex rationibus imperatores et reges Carolingicae stirpis recentiores in Germania dignitatem ducalem restituerint, quemque postea Duces potentiae gradum sint consecuti? abgedruckt in den Actis Societatis Jablonovianae T. V. 1780. Quid ansam seu occasionem dederit Polonis jam Saec. XIII. jure saxonico utendi, et Sigismundo III., speculum saxonicum cum jure Weichbildico magdeburgensi tanquam eorum jus ordinarium publice confirmandi? in den Act. Soc. Jabl. novis T. I. 1802. Als eine Bereicherung der geschichtlichen Literatur ist zu betrachten seine umständliche Geschichte der kais. und des heil. röm. Reichs freien Stadt

5) Micrälius, der überhaupt ziemlich umständlich sich über die Geschichte des Streits mit Becker ausgelassen hat, berichtet auch einen unangenehmen Handel, den dieser ganz unschuldig zu Cöslin erhielt. Haken's Gesch. der Stadt Cöslin habe ich nicht zur Hand. 6) In der Sentenz von der Confession Artopoei, citirt von Micrälius. 7) Sonst finde ich ihn stets Magister genant. 8) Über Peter Becker vgl.: Dan. Cramer's großes pommersches Kirchen-Chronicon Buch 3. S. 122. u. s. w. — Joh. Micrälius vom alten Pommerlande (Ausg. v. 1640. Th. 2. B. 3. S. 530 u. s. w. Ausg. von 1723. Th. 2. B. 3. S. 347. u. s. w.) — A. C. Vanselow's Gelehrt. Pomm. S. 1. und 2. — Gotth. Traug. Zachariä's hist. Nachrichten von der Raths- und Stadtschule zu Alten-Stettin, S. 36. u. s. w., cit. von Adelung und Koch. — C. W. Haken's Gesch. der Stadt Cöslin S. 239. u. s. w., cit. von Adelung. — Fr. Koch's Gesch. des Lyceums zu Stettin, erste Periode von 1404 bis 1578. S. 42. u. s. w. Das genaueste Verzeichniß der Schriften Beckers steht in der Fortsetzung und den Ergänzungen zu Jöcher's gel. Lex. Art. Petrus Artopöus. Auch ist Dähnert's pomm. Bibl. B. II. S. 136. zu vergleichen.

*) S. von ihm das neue gel. Europa Th. 12 S. 818 — 826. und Meusel's Lex. der verst. Schriftst. 1. Bd.

Lübeck. 2 Bde. Lübeck 1782 — 1784. 4. (auf Kosten des Verf.). Der erste Band reicht bis auf die Reformation, der 2. bis auf den 1669 errichteten kaiserl. Kommissionsrezeß; ein dritter, der die Geschichte bis auf unsere Zeiten fortführen sollte, ist nicht erschienen. Becker ließ auch einige teutsche und lateinische Gedichte und ein Trauerspiel (Polybia. Berlin 1767. 8.) drucken *). (*Baur.*)

BECKER (Ferdinand), wurde 1740 zu Grevenstein im Herzogth. Westfalen von nicht unbemittelten Ältern geboren, welche ihn dem geistlichen Stande widmeten. Troß der damaligen Unvollkommenheit der Unterrichtsanstalten in seinem Vaterlande, entwickelte sich das herrliche Talent des Jünglings von Tag zu Tag schöner, zumal für Erziehung und Unterricht, deren Mängel er durch eigene Erfahrung schmerzlich fühlen gelernt hatte. Noch während seiner Studien machte er damit, nach seinen eigenen Ansichten, die er damals weder durch Basedow's noch durch Pestalozzi's Grundsätze, sondern blos durch Erfahrungen ausbilden konte, neue Versuche, die gleich so belohnend ausfielen, daß er sie nachher unter allen Verhältnissen seines Lebens fortsetzte. — Nachdem er Priester geworden, wurde ihm die große, sehr beschwerliche Pfarrei Hörste im Fürstenthum Paderborn übertragen, deren durchaus verwilderter Zustand, ihm überreiche Gelegenheit zur Übung seiner Lieblingsbeschäftigungen gab. Durch beharrliche Liebe brachte er es allmälig so weit, daß seine Pfarrkinder nicht blos zu einer gewissen äußeren Ordnung gelangten, sondern auch für innere Bildung empfänglich wurden.

Nach sieben Jahren nöthigte ihn jedoch seine, durch die rastlosen Anstrengungen sehr zerrüttete Gesundheit, die Pfarrei niederzulegen. Er vertauschte sie 1770 mit einer Domvikarie in Paderborn, welche ihm reichlichen Unterhalt und, wenn er wollte, ein fast ganz geschäftloses Leben gab. Allein bei seinem an Thätigkeit gewohnten Geist verwendete er alle Muße dazu, nicht nur seine Bildung durch das unausgesetzte Studium wissenschaftlicher Werke zu fördern, sondern fuhr auch fort, die Resultate derselben durch praktische Versuche im Leben darzustellen. — So verlebte er zehn Jahre für stille Pflege der Wissenschaften und für den Unterricht der Jugend, dem er auf die uneigennützigste Weise, den größten Theil seiner Einkünfte und seiner Zeit widmete, bis ihm im J. 1780 das Amt eines Archidiaconalkommissars übertragen wurde in welchem er, auf einem höhern, durchgreifendern Standpunkte als bisher, wirken konte. Er that dieses auch, besonders mit Rücksicht auf die Landschulen, deren Lehrer er theils durch eignen Unterricht, theils durch Verbreitung zweckmäßiger, mitunter von ihm selbst verfaßten und auf eigene Kosten herausgegebenen Schulbücher, zu bilden suchte. Dadurch aber kam er in unzählige Berührungen mit dem Unverstande und den niedrigen Kabalen, welche ihn schon seit dem Augenblicke, wo er in Hörste seine reformatorischen Bestrebungen anfing, wiewol bisher mit geringem Erfolge verfolgt hatten. So tadelte man zuerst den neuen teutschen Kirchengesang, den er statt des ganz unpassend gewordenen alten, in seinem Archidiaconaldistritt einführte, obgleich er in einzelen Kirchen der Hauptstadt freiwillig und mit lautem Beifall aufgenommen wurde; dann versagte man, durch Einfluß des Franziskanerordens, einer von ihm entworfenen Geschichttafel die Approbation, obgleich sie diese von andern theologischen Fakultäten erhalten hatte, und als nach dem Tode des Fürsten Wilhelm Anton, dessen Beifall er sich erworben hatte, auf den Vorschlag der Landstände, eine Landesnormalschule unter Beckers Direktion errichtet werden sollte, wußte man nicht blos diese neue Beförderung zu hintertreiben, sondern es auch dahin zu bringen, daß er sein ganzes Archidiaconalkommissariat im J. 1788 verlor. — Durch solche Erfahrungen scheu und bitter gemacht, zog sich Becker in seine frühere Abgeschiedenheit zurück und äußerte sich hier oft desto herber über die Unbilden, die man um seinetwillen der gute Sache zufügte, je sicherer er sich in seiner Unabhängigkeit und Geradheit vor aller Verfolgung wähnte. Aber er betrog sich. Man bewachte alle seine Äußerungen, verdrehte sie, stellte sie unrichtig zusammen, und machte ihn so allmälig zum Ketzer. — Im J. 1796 wurde er dem Fürstbischof zuerst als ein Mann denunzirt, der den Landschullehrern verderbliche Bücher leihe, und als diese Denunziation nicht den erwarteten Erfolg hatte, wurde er zwei Jahre später, in einem langen Libell, förmlich der Ketzerei angeklagt, worauf man ihn denn auch in der Nacht vom 8ten auf den 9. Juni 1798, unter der Leitung einer über ihn niedergesetzten Special-Kommission, in seinem Hause, durch Soldaten verhaften und in ein verschlossenes Gefängniß des Paderborner Franziskanerklosters setzen ließ. — Dieses Verfahren, am Schlusse des 18. Jahrh. erregte nicht blos in Westfalen, sondern in ganz Teutschland viel Aufsehn und veranlaßte damals eine Menge Streitschriften *), welche sich der Sache für und wider annahmen. Da die ganze Prozedur sehr überraschend war und hauptsächlich deswegen viele Bekümmerniß erregte, weil die entschiedensten Feinde und frühern Ankläger Beckers, unter seinen Richtern saßen, so suchten ihn seine Freunde diesen um jeden Preis zu entziehen. Sie versuchten erst bittliche und rechtliche Vorstellungen; als diese aber vergeblich blieben und es verlautete, daß er weiter weg in ein abgelegenes Kloster gebracht werden sollte, hielten sie fürs Beste, ihn heimlich zu befreien. — In der Nacht auf den 26. Juli wurde er entführt und vorerst nach Brilon in Sicherheit gebracht. Von hier aus zeigte er den Autoritäten in Paderborn seinen Aufenthaltsort, wie auch die Gründe seiner Entfernung an und bat um Mittheilung der allenfalls gegen ihn erhobenen Klage. Als er aber hierauf ganz ohne Antwort blieb, hielt er es für sicherer, sich weiter nach Arolsen, unter den Schutz der Fürsten von Waldeck zu begeben, wo er dann endlich, nachdem er abgelehnt hatte, sich auf Discretion wieder in seinem Gefängniß zu stellen, am 1. Juni 1799 mit dem großen Kirchenbanne belegt wurde. — Er wendete sich hierauf an die höchsten Reichsgerichte; da es ihm jedoch an Mit-

*) Koppe's gel. Mecklenb. S. 3., 8—18. Weidlichs biogr. Nachr. 1, Th. 54. Fortges. Nachr. 20—31. (aus Koppe).

*) Die wichtigste, welche zugleich die anderen sämtlich anzeigt, führt den Titel: Aktenmäßige Darstellung des wider den fürstl. Schulkommissar Ferdinand Becker in Paderborn geführten Inquisitionsprozesses u. s. w. Mengeringhausen, Weigel. 2 Thle. 1802 u. 3. in 8.

teln fehlte, dort seine Angelegenheiten durchzusetzen, so mußte er auf die guten Aussichten, welche sich ihm bei denselben anfangs eröfneten, wieder verzichten, bis die im J. 1802 erfolgte Säcularisation des Fürstbisthums Paderborn, andere öffentliche Verhältnisse herbeiführte. Er wendete sich nun an die neuen preußischen Behörden, bei denen endlich, im October 1806, die Sachen dahin für ihn entschieden wurden, daß man das bisher gegen ihn beobachtete nichtige Verfahren aufhob und ihn, unter Verurtheilung des fisci ecclesiastici in sämtliche Schaden und Kosten, in alle frühere Ämter, so wie in sein Vermögen wieder einsetzte. — Mit dieser Genugthuung kehrte Becker nach Paderborn zurück und wohnte abwechselnd bald hier, bald zu Hörter, wo er 1810, ausgezeichnet sowol durch seine Schicksale, als durch seine Verdienste um die Volksbildung und Literatur seines Vaterlandes, starb. Seine Schriften sind mannigfaltig, wiewol sehr zerstreut und wenig bekant*). Die wichtigsten sind: 1) Synchronistische Geschichttabellen von der Urwelt bis auf Christum. Paderborn, 1792. 4. — 2) Erste Leseübungen für Kinder in Landschulen; nach Villaume. — 3 Geschichte meiner Gefangenschaft im Franziskanerkloster zu Paderborn. Ein Beitrag zur Sitten- und Aufklärungsgeschichte des Hochstifts Paderb. am Ende des 18. Jahrhunderts. Rudolstadt, 1799. 8. — 4) Samlung merkwürdiger Meinungen und Handlungen aus der Religionsgeschichte u. s. w. (*J. S. Seibertz.*)

BECKER (Wilhelm Gottlieb, geb. am. 3. Nov. 1753 zu Ober-Callenberg in der Grafschaft Waldenburg, im sächsischen Erzgebirge, gest. am 3. Jun. 1813 zu Dresden), gehörte zu den Männern, deren Leben und Wirken bei fast allen, die an seinem literarischen Thun theilnahmen, ein heitere Erinnerung zurück ließ. Denn viele verdanken ihm genußreiche Stunden; selbst die Belehrung, die seine Schriften geben, war nicht der strengen Art; und so fühlten sich selbst die, welche über einzele Gegenstände der Untersuchung abweichender Ansicht waren, in ihrem Urtheile gemäßigt, wenigstens niemals ihm entfremdet. Früh verwaist und dann kümmerlich verpflegt durch ein Fräulein von Ingersleben, die die kümmerlichsten Gaben ihm als Wohlthat zumaß, verbrachte er seine ersten Jugendjahre in Gera, und ging dann von keinem äußern Hilfsmittel als von seinem Talent und seinem jugendlichen Muth unterstützt, 1773 nach Leipzig die Rechte zu studiren. Aller andre Zuschuß fehlte. Schon zu dieser Entscheidung gehörte der Muth eines zum Bessern berufnen Gemüthes, da der mehr lockende Gewinn des Handelstandes ihm näher vor Augen lag. Bald fing B. an sich ganz der Literatur zu widmen, der allgemeinen Anregung zur Dichtkunst folgend, die damals selbst auf die ernstern Wissenschaften einwirkte. In schriftstellerischen Arbeiten †) fand er den Ersatz der fehlenden Stipendien. Sie waren der Nachklang der Ideen, die sein Gönner und Freund Oeser, Bürgermeister Müller, Weisse, Blankenburg damals aussprachen, und denen Becker ein größres Publikum verschafte. Gerade die entgegengesetzten Ansichten sind unter uns jetzt geltend, doch kann dies dem damals ausgesprochnen Worte keinen Eintrag thun. Nach Vollendung seiner akademischen Jahre arbeitete B. nur kurze Zeit am Philanthropin zu Dessau; schon fing diese Anstalt an zu sinken. Liebe zur Ungebundenheit und zu schriftstellerischen Beschäftigungen bestimte ihn nach Strasburg, dann nach Basel und Zürich zu gehen, wo er blos literarischen Arbeiten lebte *). — Gebildeter durch solche Beschäftigungen, durch den Aufenthalt in der Fremde, mit dem kleine Reisen nach Oberitalien, und Frankreich zusammenhingen, vorzüglich durch den Umgang achtungswerther Schweizer, die ihn als einen der Ihren unter sich aufgenommen hatten, kehrte B. nach Leipzig zurück aufs neue durch Unterhaltungsschriften für den Bedarf der Leser und des Lebens sorgend. Sie wurden gut aufgenommen und B. dachte daran sich dem Universitätsleben dort zu widmen, troß der wenigen Aussicht, die es darbot, als ihm 1782 eine Professur der Moral und Geschichte an der Ritterakademie zu Dresden, wo er gut empfohlen war, angetragen wurde. Seine Wirksamkeit an dieser Anstalt war zwar sehr beschränkt, und bald fühlte er hier sich nicht an seinem Platze, doch schlug er, aus Liebe für Dresden, die Stelle als Erzieher des jetzt regirenden Königs von Preußen aus, zu der er bestimt war. Von seinen Vorgesetzten ward B. 1784 einer vornehmen polnischen Dame zum Reisegefährten durch Italien empfohlen und mit entgegenkommender Gunst ihm ein längerer Urlaub verwilligt. Doch schon in Wien trente sich dieses Verhältniß; B. benutzte aber die ihm zugestandene Muße zu einem Durchfluge durch jene klassische Länder auf eigne Hand, und ihre wenn gleich flüchtige Ansicht war ihm bei seinen spätern Beschäftigungen von dem wesentlichsten Nutzen. Am längsten verweilte B. in Toscana, wo das Wohlwollen des GH. Leopold ihm schmeichelhafte Auszeichnungen gewährte; kürzere Zeit in Rom und Neapel. Doch reichte diese kurze Frist ihm hin, manches zu sammeln, besonders Kupferstiche und Handzeichnungen, woven er ziemlich reiche Mappen zurückbrachte. Für eine namentliche Summe verkaufte er später seine Handzeichnungen an den H. Albert von Sachsen-Teschen. Auf der Rückreise wurde ihm bei München der Koffer abgeschnitten, und manche Nachrichten, die seine Reisebücher enthielten, gingen ihm so für spätere Mittheilung verloren. Da sein Beruf B. Zeit zu schriftstellerischen Arbeiten ließ, so wandte er sich in den folgenden Jahren wieder zu seinen

*) Man findet sie mit nähern Nachrichten über das Leben Beckers vollständig zusammengestellt in Seibertz (Joh. Suibert) westfälischen Beiträgen zur teutschen Geschichte. Bd. 1. S. 23. und fg.

†) Dandré Bardon's Kostüme der ältesten Völker, a. d. Franz. m. Anm. Lpz. 1776. 4. V Hefte, von den 31. des Originals, dann in einer Schrift: vom Kostüme an Denkmälern. Lpz. 1776. 8. veranlaßt durch das vom Fürsten Jablonowsky dem damaligen Kurfürsten von Sachsen errichtete Standbild vor dem Petersthore zu Leipzig. *) Zu ihnen gehörte eine neue Ausgabe des Encomium moriae lat. und teutsch, Basel 1780. 8., mit 83 Holzschnitten nach Holbeins Zeichnungen (wiederholt zu Berlin 1781. 8.). Becker benutzte dazu die Ausgabe auf der baseler Bibliothek mit Holbeins Originalzeichnungen; nur wäre zu wünschen gewesen, daß Becker die Noten Listers zu den Anspielungen im Texte unverkürzt gegeben hätte: Erasmus scherzhafte Glossen zu Holbeins Zeichnungen, die man auch vermißt, hat Beckmann in der Lit. d. ältern Reisebeschreibungen I. 648. nachgeliefert.

gern gelesenen Unterhaltungsschriften, die noch in ihres Publikums frischem Andenken fortleben. Außerdem gefiel sich B. in jenen durch Hirschfeld in Teutschland angeregten Ideen über Gartenkunst, und die Menge der jungen Künstler, die in Dresden vereinigt war, und die er glücklich in seinem Sinne anzuregen wußte, die Begünstigungen der Natur in der reizenden Umgegend, wurden ihm Anlaß zu mancherlei Kupfer- und selbst Prachtwerken, die nicht ohne Einfluß auf das Publikum blieben, das in solchen Anlagen eine erheiternde Beschäftigung findet. Misverhältnisse mit seinen Vorgesetzten bei der Ritterakademie veranlaßten ihn 1795, seine Professur niederzulegen und die Anstellung als Inspektor bei der Antiken-Samlung und dem Münz-Kabinet im japanischen Palaste nachzusuchen. Nur auf wiederholtes Verlangen erhielt er sie, und sein neuer Beruf blieb nicht ohne Einfluß auf die fernere Richtung seiner wissenschaftlichen Beschäftigungen. Er fühlte sich berufen, die Dresdner antiken Denkmäler genauer als von Leplat geschehen war, bekant zu machen, und so entstand sein **Augusteum**, das stets ein rühmliches Zeugniß für seinen beharrlichen Muth seyn wird. Denn unter ungünstigen Verhältnissen für den Buchhandel fing B. dies mit Göschenscher Eleganz gedruckte Prachtwerk an und führte es troz aller Störungen der Zeit glücklich zu Ende. Er hatte die Genugthuung es selbst noch geschlossen zu sehen. Die vortreflichen und musterhaft genau ausgeführten Kupfer weisen diesem Prachtwerke einen ausgezeichneten Plaz unter allen ähnlichen Werken über gleiche Samlungen an; in Teutschland ist es bisher das Einzige seiner Art. Nicht gleiche Anerkennung hat der erklärende Text gefunden (denn manche lange Deduktionen beruhen auf völlig irrigen Annahmen, zu deren Begründung B. meist die gelehrte Rechtfertigung schuldig blieb; mehre Denkmäler müssen offenbar anders gedeutet werden); doch gehört das **Augusteum** zu den Werken, die durch die Faßlichkeit ihrer Auseinandersetzungen sich reicheren Samlern noch immer vorzüglich empfehlen. Seit 1805 vereinigte B. mit den genanten Stellen die Aufsicht über den königl. Schaz im grünen Gewölbe; dieses Amt gab ihm den Titel eines Hofraths. Seine Beschäftigungen nahmen dadurch zu fast gleichen Schrittes mit den Leiden seines Körpers, den gichtische Übel jährlich, zulezt jahrelang täglich quälten. Durch seine Stelle war B. auf das Münzstudium geleitet worden; aber wol beurtheilend, daß bei der dresdner Samlung im Fache der antiken Numismatik keine Palmen zu erlangen seyen, wandte er sich zu dem reichern Theile des Kabinets, zu den sächsischen Münzen; namentlich waren es die Bracteaten, auf die er seinen Eifer richtete. Bei der Beschäftigung mit ihrer Erklärung, die er in seinem Werke: zweihundert seltne Münzen des Mittelalters in genauen Abbildungen mit historischen Erläuterungen. Dresden 1813. 4. (7 Kupfer) bekant gemacht hatte, war er so glücklich, die Lükken, die ihm in der Reihe bemerklich wurden, durch Ankäufe auszufüllen und der musterhafte Fleis, den er in der Erklärung bewährt hat, ist um so mehr zu bewundern, da sein Sinn für das Gefällige und durch seine Form Anziehende ihn zu diesen unförmlichen Resten nicht hinführen konte. Doch um auch hier diesem Sinne für das Schöne zu genügen, gab er seinem einfachen aber ausreichenden Texte vortrefliche Abbildungen bei, die als Muster für ähnliche Unternehmen gelten können. Das Werk, das sehr elegant gedruckt ist, und darum wol weniger verbreitet wurde, trit eben so ohne gelehrten Apparat auf, gibt aber den Stoff zu mancherlei fruchtbaren Forschungen, die B. vielleicht spätern gesundern Tagen vorbehalten hatte. Denn mitten unter Pillenschachteln und Medizingläsern entstand es, die ihn bis in die Zimmer der Samlung begleiten mußten. Einer sächsischen Münzgeschichte mit tiefer gehenden Beziehungen auf die Geschichte der Bildung des ganzen Landes scheint es zur Grundlage bestimt gewesen zu seyn, für die sich mancherlei Gesammeltes in den Papieren vorfand. Von vielfältigen Leiden des Körpers und den Lasten einer doppelt schweren Zeit niedergebeugt, indem zu den Krankheiten der Seinen auch die durch den Krieg herbeigeführten Beschränkungen kamen, verbrachte B. die lezte Zeit seines Lebens, doch selbst unter diesen Umständen einen heitern Sinn in jeder bessern Stunde und überall eine rein menschliche Bildung bewährend. Sein Herz war ohne Arg, und Mensch und Gelehrter bei ihm aus einem gediegnen Stücke. Das Verzeichniß seiner vielen Schriften gibt das Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, das unter Becker's Namen von Fr. Kind herausgegeben ward, Jahrgang 1815, worin Prof. Hasse zu Dresden dem achtungswerthen Manne aus Mittheilungen der Familie ein Denkmal gestiftet hat. Es war dies der erste Jahrgang dieses seit 25 Jahren beliebten Taschenbuchs, zu dem der Fleißige, die Bedürfnisse der unterhaltungssüchtigen Lesewelt sehr richtig beurtheilende Mann nicht beigetragen hatte. Wenigstens anordnend hatte er früher ihn jedesmal ausgestattet *) (*Hase.*)

BECKER (Karl Friedr.); zu Berlin 1777 geboren, besuchte er daselbst das Friedrich-Wilhelms Gymnasium, und dann die Universität Halle. Einige Zeit war er Hauslehrer in Kottbus, dann (von 1798 bis 1800) Mitglied des Seminars für gelehrte Schulen in Berlin, verließ dasselbe wegen Kränklichkeit, wurde im Anfange des Jahrs 1803 zu Halle Doktor der Philosophie, und starb zu Berlin den 15. März 1806. Ein edler Charakter erwarb ihm die ausgezeichnete Achtung aller, die ihn kanten, einem sehr ansehnlichen Publikum aber wurde er werth durch seine Erzählungen aus der alten Welt für die Jugend. Halle, 3 Th. 1802. 8. †), noch weit mehr aber durch seine (unvollendet gebliebne) Weltgeschichte für die Jugend. Berlin. 1801. ff. 9 Theile, 8., und in einem 10ten bis zur französischen Revolution fortges. (aber nicht im Geiste und noch weniger mit der Darstellungsgabe des ersten Verf.) von J. G. Woltmann, der auch die frühern Theile nach Beckers

*) Geistreich findet man Becker's literarisches Wirken charakterisirt vom HR. Böttiger im Morgenblatte 1813. No. 150. 153., so wie schon früher in Gruber's Wörterbuche der Ästhetik I, 546.

†) Der erste Theil enthält die Schicksale und Thaten des Ulysses; der zweite die Schicksale und Thaten des Achilles; der dritte die Zerstörung Troja's, den Argonautenzug, Prometheus, Ariadne, Medeens Rache an Pelias, Kastor und Pollux, Orpheus, Atalante, Io, Herkules, Orestes, Iphigenia, Oedipus, Sieben vor Theben und Theseus.

Tode verbesserte, und 1818 vom 1. u. 2. Theile die vierte, und von den folgenden Theilen die dritte Auflage herausgab. Dieses Werk, das besonders für jugendliche Gemüther ungemein viel Anziehendes hat, ist unter allen neuern Versuchen, die Geschichte zur Veredlung des Geistes und Herzens wirksam zu machen, einer der gelungensten. Bei einer dem talentvollen Verfasser ganz eigenen Gabe einer zur Erweckung und Erhaltung der Aufmerksamkeit eingerichteten Darstellung, und bei einer richtigen Auswahl der Hauptmomente des zu beschreibenden Zeitraums, und in Charakterisirung der vornehmsten handelnden Personen, läßt man sich gern, was man schon weiß, und doch zuweilen mit einigem Gewinn, von ihm noch einmal erzählen. Becker schrieb nicht blos bekante Thatsachen nach, sondern schöpfte aus der Fülle eigener historischen Kentniß, und macht seine Leser mit dem Geist der Zeiten und den Ursachen der Begebenheiten bekant, die er gleichsam vor ihren Augen sich entwickeln läßt. Während der Bearbeitung dieses Werks, das einen an Geist und Leib vollkommen gesunden und kraftvollen Mann ankündigt, litt Becker an einer von ihm selbst für unheilbar erkanten Krankheit, fand aber im Studium der Geschichte diejenige Gemüthsruhe, welche ihm den körperlichen Verfall erträglicher machte. Lesenswerth ist in dieser Beziehung sein Aufsatz in der Eunomia (die Freiheit des Willens überschrieben), Jahrg. 3, Aug. S. 99—117; Sept. 225—227. Im 2. Bande des Biographen (Halle 1803) S. 189—249 steht von ihm die Biographie Sebastian Schärtlins. Nicht unverdient ist sein Buch: die Dichtkunst, aus dem Gesichtspunkte des Historikers betrachtet. Berl. 1803. 8. in Vergessenheit gerathen*). (*Baur.*)

BECKER (Christiane Amalie Luise), eine der talentvollsten und liebenswürdigsten teutschen Schauspielerinnen, welche aber leider in ihrer schönsten Jugendblüthe, schon im 20. Lebensjahre, als Weib, Gattin und Künstlerin, von allen, die sie kanten, innig geliebt und geschätzt, viel zu früh für ihre Kunst, der Bühne entrissen wurde. Sie war geboren zu Krossen am 15. December 1778, die Tochter des verdienstvollen Schauspielers Johann Christian Neumann, welcher auch als Theaterschriftsteller durch seine Ritterschauspiele, Gottfried von Bouillon und Kunz von Kauffungen, sich zu seiner Zeit auf der teutschen Bühne viel Beifall erwarb.

Schon in einem Alter von 5 Jahren zeigte sie so viel Talent für die Bühne, daß sie in Venlo, wo ihr Vater eine eigne Direction hatte, die Freude und das Vergnügen der Stadt, ihren Ältern aber ein wahrer Schatz war; so anziehend war sie durch ihre außerordentliche Schönheit und reizende Naivetät schon als Kind. Im J. 1784 engagirte sich ihr Vater bei der Bellomo'schen Schauspielergesellschaft in Weimar. Hier spielte sie zuerst die Julie im Räuschchen, und gewann dadurch die Herzen aller Zuschauer, wie sich und den Ihrigen den Zutritt in allen gebildeten Zirkeln. Vorzüglich nahm sich die Herzogin Mutter Amalia, die große Beschützerin der Künste und Wissenschaften, ihrer Bildung und Pflege an, und auch die von Göthe in seinen Gedichten gefeierte Corona Schröder, bekant durch ihre ausgezeichneten Talente und Geistesvorzüge, widmete ihr eine wahrhaft mütterliche Sorgfalt. Bis in ihr 11. Jahr wohnte sie selbst bei ihr. So wuchs sie zur Freude aller Menschen, an Geist und Herz auf das Trefflichste gebildet, hoffnungsvoll heran, als sie ihren innigst von ihr geliebten Vater an den Folgen einer zu heftigen Anstrengung auf der Bühne, deren Regiegeschäften er zugleich vorstand, verlor. Sie trug für ihren Vater eine so schwärmerische Liebe in ihrer jungen Brust, daß sie als ein, damals erst 12jähriges Kind auch im Tode sich nicht von ihm trennen wollte. In der Nacht, an deren Morgen er begraben werden sollte, hatte sie sich heimlich von ihrer Mutter und ihren Geschwistern weggeschlichen, den Sarg geöfnet, und sich über den Leichnam geworfen, wo sie am Morgen die Träger fanden, welche den Sarg nach der Gruft tragen wollten, und nur mit Gewalt konte sie von dem geliebten Todten getrent werden.

Seitdem war sie allein die Stütze ihrer Mutter, die zwar an dem, in jenem Jahre neu errichteten Hoftheater wieder engagirt ward, aber mit einer nur sehr mäßigen Gage sich und ihre drei Kinder kümmerlich erhalten mußte. So hatte sie schon im 12. Jahre Kummer und Sorgen zu tragen; doch unterlag sie diesen nicht und ihre Liebe zur Kunst bestand siegreich jeden Kampf mit ihrem widrigen Schicksal, obgleich oft ihren selenvollen kindlichen Augen heiße Thränen entflossen, wenn sie sah, daß sich ihre Mutter so manche, sonst im Leben gekante Freude versagen mußte. Schon in ihrem 13. Jahre war ihr Körper so ausgebildet und ihr Geist und Talent so früh zur Reife entwickelt, daß sie meistens das Fach der Liebhaberinnen besetzte. Sie spielte den Prinzen Arthur im König Johann ohne Land, von Shakspeare, mit einer Wahrheit, mit einem Gefühle, von welchem Göthe im Schillerschen Musenalmanach auf das Jahr 1799 in der Elegie Euphrosyne, welche er nach ihrem Tode ihr bekantlich zum Andenken weihte, sagt:

> „Nein, mein liebliches Kind — Alles und Jedes —
> „Wie Du es heute gezeigt, zeig es auch morgen der Stadt,
> „Rühre sie Alle, wie Du mich rührtest, und es fließen zum Beifall
> „Dir von dem trockensten Aug' herrliche Thränen herab;
> „Aber am tiefsten trafst Du doch mich!"

In ihrem 14. Jahre spielte sie die Nichte in Göthe's Groß Kophta und entzückte alle Zuschauer durch ihr naives und ausdrucksvolles Spiel. Sie erwarb sich auch bald eine vielseitige Gewandtheit in den ersten Rollen des Trauerspiels und Lustspiels zugleich. Im Februar 1793 wurde ihre Mutter krank, und nach einigen Tagen so gefährlich, daß die Ärzte alle Hoffnung zur Besserung aufgaben; ihr gutes kindlich liebendes Herz wurde durch dieses Unglück so hart angegriffen, daß sie selbst bald darauf von einer Nervenkrankheit befallen wurde, welche mit einer fürchterlichen Raserei begleitet war und welche sie mehrmals dem Grabe nahe führte. Doch durch die außerordentliche Aufmerksamkeit und kunstvolle Mühe des berühmten, damals noch zu Weimar lebenden Arztes Hufeland, wurde sie nach einem 8 Wochen langen Krankenlager, zur größten Freude aller ihrer Bekanten und Freunde, völlig wieder

*) Vgl. Neue allg. teut. Bibl. 85 Bd. 85—88. — Intell. Bl. der Hall. Lit. Ztg. 1806. No. 51. Oberteutsche all. Lit. Ztg. 1806. No. 44. Meusel's gel. Teutschl.

hergestellt. In dieser furchtbaren Krankheit lernte sie ihr nachheriger Mann, der noch lebende Hofschauspieler Bekker kennen und lieben, mit dem sie sich im J. 1793 zu Halle (weil die Gesellschaft damals den Sommer in Lauchstädt zu spielen pflegte) verheirathete. Nunmehr sorgenfreier lebte sie mit wirklicher Leidenschaft für die Kunst, in der sie eine solche Meisterschaft errang, daß Gotter, ihr Freund, sie einer Charlotte Ackermann gleich stellte. Ja, Wieland sagte damals von ihr: „daß, wenn sie nur noch einige Jahre so fortschritte, Teutschland dann nur eine Schauspielerin haben würde.“ — Im J. 1794 wurde sie von einer Tochter entbunden, und fühlte sich jetzt im höchsten Sinne glücklich. Ungeachtet ihrer Liebe und ihres Fleißes für die Kunst erfüllte sie ihre mütterlichen Pflichten auf das Genaueste und Gewissenhafteste. — Im J. 1795 starb ihre Mutter. Im Jahre darauf gebar sie selbst eine zweite Tochter, doch leider nicht so glücklich als das erste Mal, denn seit diesem Wochenbette ward sie fortdauernd kränklich und durch ihre, demungeachtet unermüdlich fortgesetzten Anstrengungen in den heftigsten Rollen, sowol im Lust- als Trauerspiel, ihre Lebenskraft so aufgerieben, daß sie plötzlich, den 18. Decbr. 1796, nach der Darstellung der Blanka im Julius von Tarent, von einem hitzigen Brustfieber ergriffen wurde. Ihre Jugend half ihr zwar nach 6 Wochen wieder zur Hofnung der Genesung. Diese schwand aber bald wieder, weil sie unglücklicher Weise nicht Zeit gewinnen konte, sich ganz frei von allen Anstrengungen für die Bühne zu machen. Sie war die einzige, die am Weimarischen Theater das Fach der ersten Liebhaberinnen und jungen Heldinnen besetzte, und die Direction konte gerade damals keine gute zweite Schauspielerin für dieses Fach bekommen. So ward sie im März 1797 abermals krank, indem sich noch ein gefährliches Husten dazu gesellte. Im Mai war sie indeß so weit wieder hergestellt, daß sie einige leichte Rollen spielen konte. Noch einmal reiste sie mit nach Lauchstädt, weil sie glaubte, durch die Veränderung der Luft und des Aufenthalts einen Vortheil für ihre Gesundheit zu gewinnen, auch sich nicht gern von ihrem Manne trennen wollte. Hier aber ward sie plötzlich, am 4. August, von einem Blutsturz überfallen, welcher fünf Tage anhielt und von einem heftigen Fieber begleitet war, so, daß sie, obgleich ihr der Herzog von Weimar seinen bequemsten Reisewagen schickte, nur mit Lebensgefahr den 18. August nach Weimar zurückgebracht werden konte. Der Hof sandte ihr sogleich die treflichsten Ärzte, doch wollte ihr Ausspruch keine Beruhigung geben. Alle nur ersinnliche Mittel wurden angewendet, um ihr junges schönes Leben noch zu fristen, viel Unglückliches aber, der Tod ihrer jüngsten Tochter, eine Gefahr drohende Feuersbrunst, und eine Ohnmacht, die ihren Gatten befiel, vereinigte sich, ihren Tod zu beschleunigen. — Ihr Mann war gerade mit der Gesellschaft in Rudolstadt abwesend, und wurde wegen der immer zunehmenden Krankheit seiner Gattin von der Direktion durch einen Eilboten abgerufen. Er hatte sie in zwölf Tagen nicht gesehen — trat an ihr Bett — und sein eigner Schreck, sie so furchtbar verändert zu finden, machte einen solchen Eindruck auf ihn, daß er bewußtlos im Zimmer niederstürzte. Dieser unglückliche Zufall wirkte so heftig auf sie, daß sie noch weit früher endete, als die Ärzte gefürchtet hatten. Sie starb am 22. Septbr. 1797 im zwanzigsten Jahre ihres Alters mit einer Ruhe der Sele, daß selbst die kältesten Menschen heiße Thränen an ihrem Sterbelager weinten. — Nachdem sie am 26. Sept. aufs Feierlichste war bestattet worden, wurde am 29. Sept. ihr zu Ehren eine von Göthe angeordnete Todtenfeier auf dem Theater gegeben. Die Einnahme bei dieser Feier war zur Grundlage für einen Fonds bestimt, von welchem, nebst dem Ertrag einer Subscription von einem zahlreichen Verein, an dessen Spitze Göthe, Böttiger und Kirms, nebst dem Schauspieler Schall als Kassirer standen, der Verstorbenen ein bleibendes Denkmal errichtet werden sollte. Nach einer Zeichnung von Meyer, mit Inschriften Göthe's, ward es von dem Hof-Bildhauer Klauer nachher verfertigt und im Parke auf dem sogenanten Rosenberge errichtet. — Göthe setzte ihr durch die unvergleichliche Elegie: Euphrosyne, welche den Schillerschen Musenalmanach von 1799 eröfnete, ein noch bleibenderes Denkmal. — So jung sie starb, gehörte sie doch schon zu den vortreflichsten Schauspielerinnen unsrer vaterländischen Bühne. Ihre Emilia Galotti, Ophelia, Blanka im Julius von Tarent, Afanasia, Kathinka, Amalia in den Räubern, Lottchen im teutschen Hausvater, Sophie in der Aussteuer, Lottchen in der Versöhnung, Minna von Barnhelm, Rosamunde im Abällino, Sophie in den Advokaten, Luise in Kabale und Liebe, die Nichte im Großkophta sind allen Zeugen dieser ihrer Kunsttriumphe unvergeßlich geblieben. Überhaupt aber war jede Rolle, worin Unschuld, zarte Sitte, Anstand und edles Selbstgefühl die Hauptzüge bildeten, wie für sie allein geschrieben; denn alle diese liebenswürdigen Eigenschaften besaß sie in dem seltensten Grade. Ihre Stimme hatte einen großen Umfang von wohlklingenden Tönen und war vorzüglich geeignet, besonders in früherer Zeit, bis in ihr 17. Jahr, in komischen Rollen außerordentlich viel zu leisten, daher sie auch die Knabenrollen, als den Schlorum in der Schauspielerschule, Heinrich im Scheinverdienste, Jakob in der Reise nach der Stadt, so ausgezeichnet treflich spielte, daß sie selbst ihre nächsten Bekanten bis zu dem Grade darin täuschen konte, daß diese sie wirklich für einen Knaben hielten. Als Jakob in Ifflands alter und neuer Zeit, hielt sie einen Prolog, welchen Göthe gedichtet hatte, in dessen Werken er sich auch befindet, und worin besonders die Verse so sprechend sind:

„Jakob soll ich heißen? — Ein Knabe seyn?
„Das glaubt kein Mensch. — Wie Viele werden mich nicht sehn und kennen!
„Besonders die, die mich als kleine Kristel mit ihrer Freundschaft und Gunst beglückt.“

und:

„Erst ist man klein, wird größer, man gefällt, man liebt —
„und endlich ist die Frau, die Mutter da, die selbst nicht
„weiß, was sie zu ihren Kindern sagen soll.“ —

Es war die erste Rolle, die sie nach der Entbindung von ihrer ersten Tochter, wo sie in das 15. Jahr ging, in Weimar wieder spielte. —

Iffland, welcher 1796 in Weimar Gastrollen spielte, sagte von ihr: „Sie könne Alles; denn nie

„werde sie in den künstlichen Rausch von Empfindsamkeit, „das verderbliche Übel unsrer jungen Schauspielerinnen, „versinken." — Ihre letzte Rolle in Weimar war die Ophelia, und ihre letzte in Lauchstädt, die Maria in Liebhaber und Nebenbuhler von Ziegler. Als Göttin der Gerechtigkeit, als welche sie einen Prolog von Schiller in Weimar gesprochen, ist sie in ihrem zehnten Jahre von ihrer edlen Fürstin, der Herzogin Mutter Amalia, selbst in Öl gemalt und von dieser das Bild dem damals in Weimar anwesenden Prinzen Georg von Dessau geschenkt worden, welcher sie wegen ihrer auffallenden Schönheit und ihres muntern und naiven Wesens besonders liebte und das Bildniß in seinem Schlosse: Georgium, zu Dessau in der Bildergallerie aufbewahrte. — Sie hielt die meisten Prologe und Epiloge auf der Weimarischen Bühne, denn sie hatte ein so unaussprechlich sanftes und liebevolles Wesen, womit sich die anmuthvollste Sprache verband, daß man nur von ihr solche Reden gern sprechen hörte. — Mit diesen Vorzügen verband sie einen zierlichen schlanken Wuchs, und ein äußerst reizvolles Gesicht, das öfters Freunden der Kunst als Muster diente; denn man zeichnete sie selbst im Parterre häufig ab. Sie besaß einen reich gebildeten Geist, und überhaupt mangelte es ihr fast an keiner schönen Gabe der Natur, die sie sowol geistig als körperlich wirklich verschwenderisch ausgestattet hatte. Ihre sie überlebende Tochter ist die rühmlich bekante Sängerin des Leipziger Theaters, Madame Werner. — Ihr Gatte verheirathete sich ein paar Jahre nach ihrem Tode mit der Tochter des Berliner Operisten Ambrosch, der nachher auch so berühmt gewordnen, jetzt bei der Oper zu Prag angestellten Sängerin Minna Becker, von welcher er aber seit einigen Jahren geschieden, jetzt wieder, gemüthskrank, zu Weimar als pensionirter Schauspieler lebt. (*Schütz.*)

BECKET (Thomas), Erzbischof von Canterbury, Sohn eines Kaufmanns Gilbert Becket und dessen bekehrter syrischer Frau Mathilde zu London, wo er den 21. Decbr. 1117 geboren war, studirte zu Oxford und Paris bis 1139, nährte sich dann als Privatschreiber zu London und in den Häusern einiger Großen, durch die er als ein 25jähriger Jüngling an den Hof des Erzbischofs Theobald zu Canterbury kam. Dieser fand ihn bald brauchbar zu öffentlichen Geschäften, sendete ihn nach Rom, ließ ihn zu Bologna das canonische Recht studiren, und ernante ihn 1154 zum Archidiakonus von Canterbury, zu welchem Amte er noch die Propstei Beverlei und einige andere Pfründen erhielt. Klug, geschickt und auch durch körperliche Wohlgestalt ausgezeichnet, schien er dem Erzbischof ganz geeignet, der Kirche am königl. Hofe wichtige Dienste zu leisten, und wurde daher dem Könige Heinrich II. von England empfohlen, der ihn 1157 zum Kanzler des Reichs erhob. Becket bekleidete diese hohe Würde mit Gewandtheit in Geschäften und Geschmeidigkeit im Umgange des Königs, theilte dessen Vergnügungen, und wußte durch einen mit der Pracht der königl. Hofhaltung wetteifernden verschwenderischen Aufwand seine Abkunft vergessen zu machen, da Heinrichs Gunst und die Benutzung seiner Amtsgewalt es ihm nie an Geldmitteln fehlen ließ. So rüstete er auf eigene Kosten in einem Kriege 300 Reiter und 1200 Mann Fußvolk aus. Der König vertraute ihm auch die Erziehung seines ältesten Prinzen an, und als er durch Unterhandlungen mit dem französischen Hofe ein Verlöbniß dieses Prinzen mit einer Tochter des Königs von Frankreich und zugleich die Übergabe von Gisors nebst vier andern Plätzen an England bewirkt hatte, beschenkte ihn der König nicht nur mit einigen Baronien, sondern überließ sich auch noch zuversichtlicher dem Einflusse, den Becket schon durch Nachgibigkeit gegen seine Laune über ihn behauptete. Nach Theobalds Tode bestimte ihn der König zum Nachfolger desselben, um einen der Krone ganz ergebenenen Primas an ihm zu haben. Das Mönchskapitel zu Canterbury und die Bischöfe sahen zwar einen Hofmann, der bisher mehr Prachtliebe und Ehrgeiz als kirchlichen Sinn verrathen hatte, nicht gern an ihrer Spitze, mußten aber, dem königlichen Willen gemäß, bei einer Synode zu London im Mai 1162 den Kanzler zum Erzbischof wählen. Becket war der erste Engländer, der unter der normännischen Herrschaft diese Würde erlangte. Mit schlauer Vorsicht ließ er sich noch vor seiner Weihe zum Priester und Erzbischof durch seinen unmündigen Zögling von allen Ansprüchen entbinden, die man wegen seiner Verwaltung als Kanzler an ihn machen möchte; denn die im Namen des Königs bezogenen Einkünfte erledigter Bisthümer, Prälaturen und Baronien hatte er größtentheils zu seinem eigenen Nutzen verwendet, und die Erwartung seines Wohlthäters Theobald, daß er an der Seite des Königs den Vortheil der Kirche wahrnehmen werde, nicht erfüllt. Noch viel mehr täuschte er nun als Erzbischof die Hofnungen des Königs, der durch ihn zur Befestigung des königlichen Ansehns den Übermuth der Geistlichkeit zu beugen dachte. Kaum eingesetzt, gab er seine bisherige üppige Lebensart auf, trug unter seiner Amtskleidung Mönchskutte und Cilicium, und befleißigte sich der strengsten mönchischen Frömmigkeit, um sich des Vertrauens der Geistlichkeit zu versichern. Bei seiner Ankunft auf der Kirchenversamlung zu Tours 1163 wurde er noch als Günstling des Königs mit der größten Auszeichnung aufgenommen. Doch misfiel er diesem schon durch die Niederlegung seines Kanzleramtes, das er mit seiner Würde als Primas nicht verträglich fand, und noch mehr durch Reclamation und Besitznahme einiger sonst seinem Erzbisthum eigen gewesenen Güter, deren der Adel sich bemächtiget hatte, und durch pflichtmäßiges Dringen auf baldige Wiederbesetzung erledigter Bisthümer und anderer Kirchenämter, deren Einkünfte der König nach eingerissenem Misbrauch zu genießen und durch ungebührliche Verlängerung der Vacanzen den kirchlichen Zwecken vorzuenthalten pflegte; aber zum offenen Bruche zwischen Beiden kam es in einem Streite über die Gränzen der königlichen und geistlichen Gewalt. Die nächste Veranlassung dazu gaben Verbrechen einiger Kleriker, die Becket zu gelind, z. B. Unzucht und Mord nur mit Degradation und Verurtheilung zu lebenslänglicher Buße, bestrafte, der König aber nach erfolgter Entsetzung an die weltlichen Gerichtshöfe ausgeliefert wissen wollte. Da dieser deshalb 1163 eine Versamlung der Bischöfe zu London veranstaltete, um ihnen die Beobachtung der alten königl. Gerechtsame in Kirchensachen einzuschärfen, wollte Becket diese Verpflichtung für den Klerus nur unbeschadet der Vorrechte seines Standes

(Salvo ordine suo) gelten lassen. Weil die Rechte der Kirche in England bisher immer weiter ausgedehnt worden, und in ihrem damals angemaßten Umfange jenen noch von Heinrich I. gehandhabten königl. Rechten schnurstracks entgegen waren, erkante der König ganz richtig in diesem Vorbehalte nur Widerstand gegen seine Absicht, löste im Zorn die Versamlung auf, und foderte dem Erzbischof Becket die ihm als Kanzler verliehenen Baronien wieder ab. Bald nachher beauemten sich die meisten Bischöfe aus Furcht vor dem Könige oder durch Unterhändler gewonnen zur unbedingten Verpflichtung auf jene königlichen Kirchengesetze, selbst Becket wich der Überredung eines Vermittlers und versprach dem Könige zu Oxford Weglassung seines Vorbehalts. Auf der Reichsversamlung zu Clarendon im Januar 1164 weigerte er sich, dieses Versprechen zu halten, und ließ sich endlich nur durch wiederholte Bitten und Drohungen bewegen, die unter dem Namen der Konstitutionen von Clarendon bekanten, Papst und Klerus zweckmäßig beschränkenden und in altem Herkommen gegründeten Landesgesetze (s. d. Art. Clarendon) mittelst Unterschrift und Eides, wie die übrigen Bischöfe, anzunehmen. Wie wenig er aber geneigt war, darüber zu halten, gab er sogleich nach seiner Rückkehr nach Canterbury dadurch zu erkennen, daß er zum Zeichen der Reue über seine Nachgibigkeit sich selbst Suspension vom Altardienste und andere Pönitenzen auflegte, auch dem Papste den ganzen Vorgang mit großem Jammer über seine Verschuldung meldete. Alexander III., über solchen Eifer für die Sache der Kirche sehr erfreut, eilte, ihn seines Eides zu entbinden und zu absolviren, und flößte ihm noch überdies durch die Versicherung, daß er jene Konstitutionen nicht bestätigen werde, Muth zu fernerer Widersetzlichkeit gegen den König ein. Einen Versuch Beckets, sich der königl. Gewalt durch die Flucht zu entziehen, vereitelte das stürmische Meer, das ihm die Überfahrt unmöglich machte. So blieb er nun der Rache des durch seinen Rücktritt erbitterten Königs blosgestellt. Die Konstitutionen wurden ungesäumt allenthalben in Kraft gesetzt, bürgerliche Verbrechen der Geistlichen ohne Rücksicht auf Beckets Protestationen vor königl. Gerichtshöfen bestraft, Schuldsfoderungen gegen ihn selbst für giltig erklärt, und die Großen des Reichs nebst den Bischöfen im Oktober 1164 zu Northampton versammelt, um über ihn Gericht zu halten. Becket verwarf zwar diese Richter, da nur der Papst über ihm sey, wurde aber doch von denselben wegen Ungehorsam gegen eine Vorladung des Königs zur Konfiscation seines beweglichen Eigenthums und zur Wiedererstattung von 500 Pfd. Silbers, die ihm der König nur geliehen, er aber von diesem geschenkt erhalten haben wollte, verurtheilt; ja er sollte sogar über die Einkünfte der von ihm als Kanzler verwalteten Pfründen und Lehne Rechnung ablegen und dem Könige deshalb die unerschwingliche Summe von 44,000 Mark Silber bezahlen. Vergebens schützte er die bei seiner Wahl erhaltene Lossprechung von allen Anfoderungen aus der Zeit seines Kanzleramtes vor. Der König hatte es einmal darauf abgesehen, ihn durch die harte Foderung entweder zum Gehorsam gegen seine Konstitutionen zu nöthigen, oder in der Form Rechtens zu stürzen. Bestürmt von Warnungen seiner Freunde und Feinde, unter erschütternden Anstalten zu seinem Untergange, kämpfte Becket vier Tage mit sich selbst, nicht ob, sondern wie er Widerstand leisten solle, am fünften (d. 13. Okt.) trat er, das Kreuz als Waffe seines Standes in der Hand, in den königl. Palast und erklärte, daß er von diesem unbefugten Gerichte an den Papst appellire. Allein eben solche Appellationen waren durch die Konstitutionen verboten und in bürgerlichen Klagsachen unerhört. Wegen dieses Trotzes und der Empörung gegen die von ihm selbst beschwornen Landesgesetze wurde er von der Reichsversamlung des Meineids und Hochverraths für schuldig erkant, auch kündigten alle Bischöfe bis auf zwei ihm den Gehorsam auf. Doch er blieb unerschütterlich in der Behauptung seiner und der kirchlichen Rechte und das Befremden über die leidenschaftliche Härte des Königs gegen ihn sowol, als seine bei diesen peinlichen Auftritten bewiesene Selengröße, erwarb ihm Mitleid und Bewunderung unter dem Volke, dessen laute Theilnahme seine Rückkehr aus dem Palaste in das Kloster, wo er wohnte, zu einem Triumphzuge machte. Neue Friedensvorschläge wies er mit gleicher Unbiegsamkeit zurück und verlangte nur sicheres Geleit, um das Reich zu verlassen. Auf die Nachricht, daß man ihm nach dem Leben trachte, entwich er noch in derselben Nacht heimlich als Mönch verkleidet, und erreichte auf beschwerlichen Umwegen, zu Fuß, den 2. Nov. die Küste. Nach glücklicher Überfahrt eilte er unter dem Namen Christianus durch Flandern nach Frankreich, wo er an dem Könige Ludwig VII. einen schon aus Eifersucht gegen Heinrich II. willfährigen Beschützer fand. Auch der Papst begünstigte ihn unter dem Scheine der Unparteilichkeit und fertigte die von Heinrich an seinen Hof gesandten Bischöfe und Großen mit der Weisung, daß in Abwesenheit des Angeklagten nichts wider ihn vorgenommen werden könne und seine Sache allein vor den päpstlichen Stuhl gehöre, ohne Segen ab, nahm dagegen zu Sens, wo er eben residirte, den verfolgten Erzbischof wohlwollend auf, gab ihm die Zeichen seiner Würde, die Becket, wohl bewußt, daß hier nichts zu wagen sey, vor den Füßen Alexanders als ein nur von seinem Könige, also nicht kanonisch Investirter niederlegte, mit vollkomner Absolution zurück, und wies ihm das Cisterzienser Kloster Pontigni im Sprengel von Auxerre zum Aufenthalt an. In Pontigni nahm Becket das Kleid des Ordens und lebte auf Kosten König Ludwigs, anscheinend als büßender Mönch, doch stets durch Briefe und Sendungen für den Sieg seiner Sache geschäftig. In England schien sie damals verloren. Der ergrimte König ließ seine Güter konfisciren, seine Einkünfte in Beschlag nehmen, und alle seine Verwandten und Anhänger aus dem Reiche jagen; ja er verbot, um den Papst zu kränken, bei harter Strafe jede Appellation an denselben und die Bezahlung des Petergroschens, gab auf dringende Vorstellungen desselben durch den Bischof Gilbert von London eine schnöde, ablehnende Antwort, drohte sogar zum Gegenpapste überzugehen und knüpfte deshalb mit Alexanders bitterstem Feinde, dem Kaiser Friedrich, Verhandlungen an. Diese Maßregeln setzten Alexandern und Becket in große Verlegenheit; jener brauchte Geld und fürchtete den Abfall Englands, dieser, von den Vertriebenen überlaufen, hatte Mühe, sie

bei Gönnern und Freunden in Frankreich unterzubringen, auch wurde er von Raoul, Bischof von Lisieux in den französischen Staten Heinrichs II., dringend zur Nachgibigkeit ermahnt. Nichts desto weniger blieb er auf seinem Sinne, in keinem Punkte nachzugeben, und sein vermeintliches Recht bis aufs Äußerste durchzusetzen. Er hintertrieb eine Unterredung Alexanders mit dem Könige Heinrich, die vielleicht, wenn auch nicht zu seinem Vortheile, zur Verständigung Beider mit einander hinreichend gewesen wäre, brauchte die 1166 vom Papste erlangte Bevollmächtigung zum Legaten in England, um einige Minister des Königs und überhaupt Alle, die sich an den Gütern seines Erzbisthums vergreifen würden, ohne Untersuchung zu excommuniciren, und warnte in hochfahrenden, heftigen Briefen den König und die engländischen Bischöfe, sich nicht durch längere Beeinträchtigung seiner erzbischöflichen Rechte ein ähnliches Schicksal zuziehen, mußte aber noch in demselben Jahre Pontigni verlassen, weil Heinrich den ihm daselbst gewährten Schutz an dem Cisterzienserorden zu rächen drohte, und sich nach Sens wenden, wo er seitdem im Kloster der heil. Columba auf Kosten des Königs von Frankreich unterhalten wurde. Heinrich und die engländischen Bischöfe appellirten inzwischen an den Papst, der daher 1167 zwei für den König gewonnene Legaten zur Beilegung der Sache abordnete. Ihre Anfangs richterliche Vollmacht wurde auf Beckets Betrieb in eine sehr beschränkte Instruktion zu gütlichen Unterhandlungen verwandelt, welche an seiner Weigerung, die Konstitutionen von Clarendon zu dulden oder zu ignoriren, und vor der Wiedereinsetzung in sein Bisthum einen Frieden einzugehen und an dem Bestehen Heinrichs auf diesen Konstitutionen scheiterten. Der König würde sie dennoch aufgegeben haben, wenn Becket ihm durch freiwillige Resignation seiner Würde und seiner persönlichen Ansprüche Ruhe verschaft hätte, doch zu einem solchen Opfer für den Frieden und die so heftig von ihm verfochtene Freiheit der Kirche fehlte dem stolzen Manne der Edelmuth, und der gute Wille, seinen persönlichen Vortheil von dem Besten der Kirche zu unterscheiden. Im Januar 1169 wurde er zu einer Unterredung der Könige von Frankreich und England zu Montmirail in Maine gezogen, lehnte aber das Erbieten Heinrichs, von ihm nicht mehr zu verlangen, als die größten und heiligsten Erzbischöfe von Canterbury sonst ihren Königen eingeräumt hätten, eben so fein als unerschrocken ab, weil er hinter diesem Erbieten die Absicht bemerkte, ihn zur Beobachtung der alten königlichen Gerechtsame in Kirchensachen zu verpflichten, so daß der Anfangs über seinen Stolz erzürnte König von Frankreich am Ende selbst seine Klugheit bewundern mußte. Übermüthiger als je schleuderte er nun neue Bannstrahlen gegen die ihm als Rathgeber Heinrichs verhaßten Bischöfe von London und Salisbury und alle Nutznießer der Güter und Einkünfte seines Erzbisthums. Kaum blieben einige Priester frei vom Banne, um den Dienst in der Kapelle des Königs zu verrichten. Die engländischen Bischöfe wiederholten nun ihre Appellation an den Papst, und dieser sendete auf dringendes, durch reichliche Geldspenden unterstütztes Bitten des Königs abermals Nuntien mit Vollmacht zur Absolution der Excommunicirten, die aber wegen Hartnäckigkeit auf beiden Seiten eben so wenig Frieden zu stiften vermochten, als die Legaten. Auch blieb eine zweite Zusammenkunft Beckets mit Heinrich bei Montmartre im November 1169 ohne Erfolg, weil dieser jenem den Friedenskuß verweigerte und überhaupt nicht aufrichtig verfuhr. Um ihm noch empfindlicher beizukommen und namentlich das Volk gegen ihn aufzuwiegeln, befahl Becket nun dem Klerus seines Sprengels, wenn seine Wiedereinsetzung und die Erfüllung seiner Friedensbedingungen nicht bis zur Lichtmeß 1170 erfolgte, das Land mit dem Interdikt zu belegen, und der Papst drohte dem Könige selbst, falls er nicht nachgäbe, das Interdikt über ganz England zu verhängen. Heinrich kehrte sich aber so wenig an diese Drohungen, daß er, um sein Volk fester an sich zu binden, seinen ältesten Sohn Heinrich im Juni 1170 durch den Erzbischof Roger von York zum König krönen ließ, obgleich diese Zeremonie gesetzlich dem Erzbischof von Canterbury gebührte und der Papst dem von York ausdrücklich verboten hatte, sie zu verrichten. Eben war Becket im Begrif, diese neue Beleidigung durch wiederholte Excommunikationen zu rächen, als der König durch eine Krankheit, die sein Leben in Gefahr setzte, und wol auch durch Unruhen seines dem verbannten Erzbischof sehr ergebenen Volks bewogen ward, sich um jeden Preis Ruhe zu verschaffen, Becket im October 1170 zu einer Unterredung vor sich ließ und den Frieden ohne Vorbehalt mit ihm abschloß. Dies geschah auf allgemeine, dem Erzbischofe günstige Bedingungen, die zwar die Wiedererstattung seiner Güter nicht in sich faßten und den Streitpunkt über die kirchliche Gerichtsbarkeit nicht berührten, aber doch im Ganzen den Sieg auf Beckets Seite brachten. Dieser hatte auf Zureden der französischen Bischöfe und in der Hofnung, daß der Papst selbst der Kirche gegen den König Recht verschaffen würde, eingewilliget und sich überredet, wenn er nur erst wieder in Canterbury eingesetzt sey, seine Ansprüche desto wirksamer geltend machen zu können. Ungeachtet er also durch vorausgeschickte Agenten erfuhr, daß in England noch nichts für seine Entschädigung geschehen und die Erbitterung seiner Feinde durch seine Versöhnung mit dem Könige keinesweges gedämpft worden sey, kehrte er auf Heinrichs Wort und noch mehr auf seine Amtsgewalt vertrauend im Advent 1170 nach Canterbury zurück. Noch an der Küste machte er päpstliche Schreiben bekant, wodurch der Erzbischof von York und die übrigen Bischöfe, die an der Krönung des Prinzen Heinrich Theil genommen hatten, wegen dieser gesetzwidrigen Handlung von ihren Ämtern suspendirt wurden. Vom Volk und niedern Klerus, besonders von den Armen, deren Wohlthäter er gewesen war, mit Jubel und Verehrung, wie er verlangt hatte, empfangen, sah er sich bald von den suspendirten Bischöfen und ihrem Anhange im Adel mit Bitten um Aufhebung seiner Bannsprüche bestürmt und neuen Beleidigungen blosgestellt. Der junge König, dem er, wie allen übrigen, die Lossprechung der Excommunicirten verweigerte, ließ ihn nicht vor sich, und die Excommunication von zwei Edelleuten, die er wegen Beeinträchtigung und Muthwillen gegen ihn am Weihnachtstage verkündigte, erhöhte nur die Erbitterung seiner Feinde. Der alte König, der noch in der Normandie geblieben war, that

nichts, ihn zu schützen oder ihm Schadenersatz zu gewähren, ja, als die suspendirten Prälaten sich bei ihm über Becket beklagten, schalt er im heftigsten Jähzorn auf die Feigen, die er mit Wohlthaten überhäuft habe, unter denen aber Keiner dankbar genug sey, ihn an einem Priester zu rächen, welcher ihm Trotz biete und seine Krone rauben wolle. Vier Edelleute aus seinem Gefolge, Raynald Fizurse, Hugo von Moreville, Wilhelm von Tracy und Richard von Brito, fanden in diesen Vorwürfen eine Auffoderung zu Gewaltthätigkeiten gegen Becket, eilten zusammen nach Canterbury, foderten von ihm mit Ungestüm die Zurücknahme der Excommunicationen und folgten ihm, da er sich dessen weigerte, in seine Kathedralkirche, an deren Altar er sich flüchtete und auf der Stelle von ihnen erschlagen ward. Dieser Mord geschah den 29. Decbr. 1170. Er war ihm und einigen Freunden, nach den Berichten seiner Vertrauten, lange vorher im Traume angekündiget worden. Ein Schrei des Entsetzens erhob sich darüber durch alle katholische Länder, Geistlichkeit und Volk warf die Blutschuld auf König Heinrichs II. Haupt, der wol neue Demüthigungen, namentlich die Verhaftung, doch nicht den Tod Beckets beabsichtiget und noch den Verschworenen Boten, die sie freilich nicht erreichten, nachgesendet hatte, um den Frevel zu verhüten. In der ersten Bestürzung brachte Heinrich drei Tage jammernd und fastend zu und schickte dann eilig Gesandte an den Papst, um sich zu rechtfertigen. Aber zornig aufgenommen und vom Papste gar nicht vorgelassen, wendeten sie nur mit Mühe durch Geld und Angelobung, daß der König sich jedem Urtheil des Papstes unterwerfen wolle, noch von ihm selbst den Kirchenbann und von England das Interdikt ab, das seine französischen Staten schon getroffen hatte. Die Thäter, Theilnehmer und Beförderer der Ermordung Beckets wurden ohne Ausnahme excommunicirt, doch erhielten die vier Mörder selbst nach Jahresfrist vom Papste Erlaubniß, durch einen Kreuzzug in das gelobte Land zu büßen, wo sie sämtlich bald umkamen. Als die zur Untersuchung der Schuld des Königs und seiner Anhänger abgeordneten päpstlichen Legaten 1172 nach der Normandie kamen, konte Heinrich ihren übertriebenen Foderungen schon die nun berichtigte öffentliche Meinung über seine Theilnahme an Beckets Tode und sein Verdienst um die römische Kirche bei der Eroberung Irlands entgegenstellen, mußte aber doch den Reinigungseid schwören, die Unterhaltungskosten von 200 Rittern gegen die Sarazenen in Palästina auf ein Jahr übernehmen, einen Kreuzzug versprechen, die Appellationen an den Papst gestatten, die zum Nachtheil der Kirche eingeführten Verordnungen und Gewohnheiten abstellen und dem Erzbisthum Canterbury alles Entrissene wiedergeben, um Absolution zu erhalten. So verlor der kluge und mächtige Monarch durch den Ausgang seiner Händel mit Becket ungleich mehr, als dieser ihm angesonnen hatte, und erkante zu spät, daß in jenem Zeitalter und unter einem Papste, wie Alexander III., die königliche Macht im Kampfe mit der geistlichen nur unterliegen könne. Dennoch meinten Beckets Bewunderer, alles dieses sey noch nicht genug, seinen erzürnten Schatten zu versöhnen, und machten der römischen Kurie ganz laut den Vorwurf, sie habe engländisches Geld und Königsgunst höher geachtet, als Ehre und Leben eines Prälaten, der so beharrlich für die Kirchengewalt gestritten hatte, und als Märtyrer seines Eifers für ihre Vorrechte gefallen war. Allerdings verdienten mehre Kardinäle diesen Vorwurf, aber Alexander III., selbst von Gegenpäpsten und vom Kaiser Friedrich bedrängt, hatte, um seinen Einfluß auf England zu behalten, Becket nicht kräftiger schützen können, und dieser verwegene Mann war eigentlich selbst seinem Verderben entgegen geeilt. Man erzählte sich bald eine Menge Wunder, die an seinem Grabe geschehen seyn sollten. Alexander III. sprach ihn daher 1173 heilig, Heinrich II. ging 1174 als Büßender barfuß zu seinem Grabe, das er für die Ruthenstreiche, mit dem die Mönche ihn bei demselben züchtigten, mit reichlichen Spenden und Stiftung einer ewigen Lampe beschenkte. Bald wurde es ein berühmter Wallfahrtsort, an dem Andächtige und Leidende aus allen katholischen Völkern zusammen strömten, um sich den Segen der Wunder zuzueignen, die der Aberglaube den Gebeinen Beckets zuschrieb. Die Engländer widmeten ihm als ihrem vornehmsten Schutzheiligen ausschweifende Verehrung, und feierten mit großem Pomp den 7. Juli 1220 die Versetzung seiner Gebeine aus ihrem steinernen Grabe in einen goldenen mit Edelsteinen geschmückten Sarg. Neben seinem, für die ganze katholische Kirche zum Heiligenfeste erhobenen Todestage *) begingen sie nun auch das Fest seiner Translation, und nach je 50 Jahren jedes Mal ein 15tägiges Jubiläum dieser Begebenheit, wozu noch 1420 über 50,000 Fremde nach Canterbury kamen und das Grab des Heiligen beschenkten. Der Altar, in dem es stand, erlangte durch die Gaben seiner Verehrer, die das an den Altären Christi und der Jungfrau Maria Geopferte mehr als hundertfach übertrafen, unermeßliche Reichthümer, welche für König Heinrich VIII. von England so großen Reiz hatten, daß er dem Heiligen 1538 den Prozeß als Majestätsverbrecher machen und seine Gebeine den 19. Aug. d. J. verbrennen ließ, worauf 26 große Wagen mit Gold und Silber von seinem Altar in den königl. Schatz kamen und durch Abschaffung seines Festes für das Reformationswerk in England der Vortheil erwuchs, daß die Verehrung der Heiligen und Reliquien überhaupt abnahm. Ganz allgemein war der Glaube an Beckets Heiligkeit selbst in der katholischen Kirche nicht gewesen. Bald nach seinem Tode disputirten die Theologen zu Paris darüber, ob er dieses Schicksal nicht durch seinen Trotz verdient habe **). Dagegen erkante die römische Kirche immer mehr, daß diesem Märtyrer ihrer Privilegien vor andern Heiligen Dank und Ehre gebühre. Welchen Antheil an seiner anmaßlichen Unbiegsamkeit man auch den Begriffen seiner Zeit und seines Standes von kirchlichen Vorrechten einräumen mag, so läßt sich doch in seiner ganzen Handlungsweise neben großer Kraft des Geistes und Charakters Ehrgeiz, Härte und Rachsucht nicht verkennen. Davon zeugen auch seine mehr kühn und beredt, als salbungsvoll geschriebenen, für seine Geschichte und die Kirchengeschichte seiner Zeit wichtigen Briefe, die der Benediktinerabt Alanus von Droche

*) Cf. Breviarium rom. 29. Decbr. **) *Bulaei* Hist. Univ. Paris. Par. 1665 sqq. f. II. 388.

noch vor 1184 gesammelt, und der Augustinermönch Christ. Lupe mit den Beckets Sache betreffenden Briefen Alexanders III., Heinrichs II., Ludwigs VII. u. A. m. vollständig in 5 Büchern, nebst den von vier Vertrauten und Schülern Beckets Herbert von Boscham, Johann von Salisbury, Wilhelm von Canterbury und dem erwähnten Alanus abgefaßten Lebensbeschreibungen des Heiligen (Quadrilogus oder Hist. quadripartitae vitae S. Thomae Cant.) 1682 zu Brüssel in zwei Bänden 4. herausgegeben hat †). (*G. E. Petri.*)

Beckholmen, Hafen von Abo, s. Åbo.

Beckiers, s. Abukir.

BECKMANN (Nicolaus), geb. zu Haida im Ditmarsischen, unterrichtet in der Rechtswissenschaft zu Königsberg, Stockholm, Helmstädt und Marburg, wurde 1666 zu Orleans Doctor, und nach der Erscheinung seiner Medulla Justinianea zu Paris 1667 auch Professor derselben an der neuen Akademie zu Lund in Schonen. Daselbst gerieth er aus Eifersucht mit dem berühmten Pufendorf, welchem die meisten Akademiker zuströmten, in einen heftigen Schriftenwechsel und dadurch in mehre andere Verdrüßlichkeiten. Er flüchtete sich 1673 aus Schweden nach Hamburg, wo er seinen Gegner zum Zweikampfe foderte. Nach der hartnäckigsten Verweigerung der Nachgibigkeit fällte endlich der akademische Senat von Lund 1675 das Urtheil seiner lebenslänglichen Verbannung, und ließ seine Schrift: Index novitatum in *S. Pufendorfii* libris de jure nat. et gent., durch den Henker verbrennen. Beckmann durchzog hierauf Teutschland, erlangte den Titel eines Badischen Hofraths, ging dann zum Katholizismus über und wurde durch den kaiserl. Hof zu Wien dem Fürstbischof Peter Philipp von Dernbach in Bamberg empfohlen, welcher ihn 1675 zum Konsulenten der Abtei Michelsberg beförderte. Die Zeit seines Todes ist unbekant. (*Jäck.*)

BECKMANN (Johann), Hofrath und Professor der Ökonomie zu Göttingen, geb. den 4. Jun. 1739 in dem hannöverischen Städtchen Hoya, wo sein Vater Postmeister und Steuereinnehmer war. Dieser starb, als sein Sohn erst 7 Jahre alt war, der in seinem 15. Jahre auf die Schule zu Stade, und in seinem 20sten auf die Hochschule zu Göttingen kam, um sich zum Predigtamte vorzubereiten. Diese Bestimmung bald verlassend, studirte er vornehmlich Mathematik, Natur- und ökonomische Wissenschaften, und trieb daneben das Studium alter und neuer Sprachen mit so viel Eifer und Talent, daß er in der Folge in zehn Sprachen Schriften lesen konte. Um sich mehr Kentnisse in der Naturgeschichte, dem Manufakturwesen und der Handlung zu verschaffen, machte er 1762 eine Reise nach den Niederlanden, und ging im folgenden Jahre, auf Büschings Veranlassung, nach St. Petersburg, wo er als Lehrer der Mathematik, Physik und Naturgeschichte bei dem dortigen lutherischen St. Peters-Gymnasium, welchem Büsching als Director vorstand, angestellt wurde. Im Sommer 1765, da inzwischen Büsching Petersburg verlassen, und die Lehranstalt keinen glücklichen Fortgang hatte, legte auch Beckmann seine Stelle nieder, und begab sich nach Schweden, bereiste die dortigen Bergwerke, und hielt sich am längsten in Upsala auf, wo er Linné's Bekantschaft machte, und dessen Unterricht genoß. Dann nahm er seinen Weg nach Dänemark, besuchte in Kopenhagen und andern Städten Naturaliensamlungen, Bibliotheken und Manufakturen, und kam um Michaelis 1766 nach Göttingen zurück, wohin er, auf Büschings Empfehlung, als außerordentlicher Professor der Philosophie berufen worden war. Seine Vorlesungen, besonders über Ökonomie, fanden so vielen Beifall, daß er 1770 zum ordentlichen Professor derselben, und zum Mitgliede der Societät der Wissenschaften ernant wurde. Er wirkte nun durch mündlichen Unterricht und durch Schriften unablässig und nach allen Richtungen für seine Wissenschaft, und schuf sich einen eigenen Kreis, in welchem nach der richtigsten Aufeinanderfolge, auf die Landwirthschaft die Technologie, auf diese die Handlungswissenschaft, auf diese die Polizeiwissenschaft, und auf diese die Kameralwissenschaft folgte. (Gedanken von der Einrichtung ökonomischer Vorlesungen. Götting. 1767. 4.) Seine Vorlesungen überhaupt erstreckten sich auf Mineralogie, vornehmlich in Anwendung auf Landwirthschaft und Technologie, mit Vorzeigung der Mineralien und der metallurgischen Modelle; Landwirthschaft, Technologie, Warenkunde, Handlungswissenschaft, Polizei- und Kameralwissenschaft. Jede Woche einmal hielt er ein Practicum camerale, worin Ausarbeitungen, die in die Ökonomie, oder in das Polizei- und Kameralwesen einschlugen, gemacht wurden, auch las er zuweilen eine Encyclopädie und Literatur der sämtlichen ökonomischen Wissenschaften, eine Vorbereitung zur nützlichen Bereisung des Harzes, und gab eine Anleitung zur Kentniß der Versteinerungen. Seine Vorlesungen gewannen auch dadurch an Nutzbarkeit, daß er fast alle zur Landwirthschaft, Technologie und Naturgeschichte gehörigen Körper durch herumgewiesene Kupferstiche und Modelle erläuterte, und den Zuhörern vor's Auge brachte. Mit seinen technologischen Vorlesungen verband er überdies Besuche der Handwerke, Manufakturen, Fabriken, Salzwerke rc., in Göttingen nicht nur, sondern auch wol in Minden, Kassel und auf dem

†) Vgl. *Christ. Lupi* Opp. T. X. Venet. 1720. f. In *Thom. Stapletoni* Tres Thomae. Col. 1612 8. wird Becket nur ausschweifend gelobt. Er soll auch einen Lobgesang auf die Mutter Gottes hinterlassen haben. Ein weitläufiges, aber nicht erschienenes Werk über seine Wunder von seinem Zeitgenossen Odo von Canterbury erwähnt Oudin (Comment. de Scriptt. eccl. II. 1478). — Übrigens sind über Becket zu vergleichen: *Matth. Paris* Hist. maj. ad a. 1162 sqq.; *Guil. Stephanidae* Hist. Thomae Cant.; in *Thom. Spark* Scriptt. rer. anglic. Lond. 1723 f. p. 4; *Wilkins* Concilia Magn. Brit. Lond. 1737 sqq. f. I. 434—475. III. 835. 836; *Burnet* Hist. Reform. eccl. angl. lat. Dassier. Genev. 1689. f. I. 137; Hist. eccles. p. *Fleury* L. LXX. §. 22. 58. 59. 64; LXXI. 1. 3. 5. 6. 8—33. 43—48; LXXII. 1—34. 39. 41; LXXVIII. 56; Hist. d'Angleterre p. *Rapin Thoyras.* à la Haye 1733. 4. II. 185—207; *Oudin* l. c. 1474 seqq. Schröckh's christl. Kirchengesch. XXVI. 209 fgg.; Stäudlin's allgem. Kirchengesch. v. Großbritannien. Götting. 1819. I. 194-207.

*) Das Verzeichniß seiner Schriften und mehre Lebensumstände sind in Jäck's Bamb. Pantheon I. S. 70 u. VII. 1179 — allein die daselbst aufgestellte Vermuthung, daß er der Verfasser des Libellus consuetudinum Bambergensium compos. a Justo Veracio 1671. 12. sey, ist gegen alle Wahrscheinlichkeit. Vgl. Jöcher's Gel. Lex. Bd. I. 902.

Harze. Auf seinen Betrieb wurde schon 1768 ein ökonomischer Garten angelegt, worin, zum Behuf der ökonomischen Vorlesungen, viele in- und ausländische ökonomische Pflanzen und Gewächse gezogen wurden. Rastlos thätig wirkte Beckmann mit ungeschwächter Kraft, bis wenige Wochen vor seinem Tode, welcher in der Nacht zum 4. Febr. 1811 erfolgte, nachdem er 72 Jahre gelebt, und 45 in Göttingen gelehrt hatte. Im Jahr 1784 hatte er den Charakter eines königl. Großbritannischen Hofraths erhalten, auch war er Mitglied der kaiserl. Akademie der Naturforscher, der schwed. Societät der Wissensch., der norweg. und kurmainz. Akadem. der Wissensch., auch der physiographischen in Lund, so wie der meisten teutschen und ausländischen ökonomischen Gesellschaften. — Beckmann verband mit einer weitläuftigen Kentniß seiner Hauptwissenschaften eine große Belesenheit in den Schriften der Alten und Neuen, nicht blos in nächster Beziehung auf sein Hauptfach, sondern auch auf andere Fächer. Überzeugt, daß ein Professor einer Wissenschaft, wo möglich Alles, was darin erscheint, gelesen und erforscht haben müßte, sparte er keinen Aufwand, seine Bibliothek, die zu den zahlreichsten und ausgesuchtesten gehörte, damit zu bereichern, ob er gleich die Hilfe der großen Universitätsbibliothek gar nicht verschmähte. Das Praktische in den menschlichen Kentnissen scharf in's Auge fassend, bemühte er sich, dasselbe auf Grundsätze zurückzuführen und systematisch zu ordnen. Insbesondre gebürt ihm das Verdienst, die Landwirthschaft zuerst in eine wissenschaftliche Form gebracht, und von den Polizei- und Kameralwissenschaften sorgfältiger geschieden zu haben, als es zuvor der Fall gewesen war. Die Zahl der Schüler, die ihm ihre Bildung verdankten, und die in der Folge in den wichtigsten Statsämtern seine Grundsätze in Anwendung brachten, oder als Lehrer in seine Fußstapfen traten, ist ungemein groß, und indem er den Umfang der akademischen Lehrgegenstände erweiterte, trug er nicht wenig zur Frequenz der göttingischen Hochschule bei. Seine schriftstellerische Thätigkeit war daneben eben so anhaltend als verdienstlich. Die erste Stelle unter seinen Schriften gebürt den Lehrbüchern, durch die er in einem weiten Kreise nutzbar wurde: Grundsätze der teutschen Landwirthschaft. Götting. 1769; 6te Ausg. 1806. 8. In das Holländ. übersetzt. 1782. Anleitung zur Technologie, oder zur Kentniß der Handwerke, Fabriken und Manufakturen, vornehmlich die mit der Landwirthschaft, Polizei- und Kameralwissenschaft in nächster Verbindung stehen. Eb. 1777; 6te Ausg. 1809. 8. Grundriß zu Vorlesungen über die Naturlehre. Eb. 1779; 2. Ausg. 1785. 8. Anleitung zur Handlungswissenschaft; nebst Entwurf zu einer Handlungsbibliothek. Eb. 1789. 8. Anweisung, die Rechnungen kleiner Haushaltungen zu führen. Eb. 1797; 2. Ausg. 1799. 8. In das Dänische übers. 1799. Entwurf der allgemeinen Technologie. Eb. 1806. 8. Seine Beiträge zur Ökonomie, Technologie, Polizei- und Kameralwissenschaft. Eb. 12 Th. 1779—1791. 8., enthalten sehr gründliche Abhandlungen, theils Originale, theils Übersetzungen, Beschreibungen musterhafter Landwirthschaften, Nachrichten von neuen Maschinen, Verfertigung seltener Kunstprodukte, Preisverzeichnisse, Verordnungen, Auszüge aus Briefen u. dgl. m.; und einen fortlaufenden Kodex gehaltreicher und instruktiver Verordnungen bildet die von ihm herausgegebene Samlung auserlesener Landesgesetze, welche das Polizei- und Kameralwesen zum Gegenstande haben. 10 Th. Frankf. am Main 1783—1793. 4.; eigentlich eine Fortsetzung der von J. H. L. Bergius angefangenen Samlung. Zum Behuf seiner literarischen Forschungen gab er eine Physikalisch-ökonomische Bibliothek, worin von den neuesten Büchern, welche die Naturgeschichte, Naturlehre und die Land- und Statswirthschaft betreffen, Nachrichten ertheilt werden, (Göttingen 1770—1807. 23 Bde., jeder von 4 Stücken, 8.) heraus, und entschädigte durch gedrungene Auszüge des Nützlichsten und Wissenswürdigsten für eine scharfe Kritik, die er nicht liebte. Der historischen Richtung, welche er seinen Studien gab, und der ausgebreitetsten Literaturkentniß, welche er besaß, verdankt man mehre Schriften, durch die sich dieser vielwissende Forscher vielfältige Verdienste um die Geschichte der Gewerbe, Künste und Erfindungen, überhaupt um die Aufklärung vieler dunkeln Gegenstände aus dem Alterthum erwarb. Dahin gehören vornehmlich seine, (von W. Johnston) auch ins Englische übersetzten, und überall mit entschiedenem Beifalle aufgenommenen Beiträge zur Geschichte der Erfindungen. 5 Bde. (jeder zu 4 Stücken). Leipz. 1780—1805. 8. Vorbereitung zur Warenkunde, oder zur Kentniß der vornehmsten ausländischen Waren. Gött. 1—3s Stück 1793 u. 94., und 2ten Bds 1 u. 2s St. 1796 und 1800. 8. Vorrath kleiner Anmerkungen über mancherlei gelehrte Gegenstände von B. v. H. (Beckmann von Hoya, einer literarischen Chifre, deren er sich öfter bediente). 3 Stücke. Leipz. 1795—1806. 8. Literatur der ältern Reisebeschreibungen; Nachrichten von ihren Verfassern, von ihrem Inhalte, von ihren Ausgaben und Übersetzungen. Nebst eingestreueten Anmerkungen über mancherlei Gegenstände. 2 Bde. (jeder zu 4 St.). Götting. 1807—1809. 8. Jedem Gegenstande, den er untersuchte, fügte er zur Beglaubigung und zum weitern Nachforschen die vollständigste Bibliographie bei; überhaupt sind alle seine Schriften in Hinsicht auf literarische Nachweisungen ungemein reichhaltig, wobei er den auch von Andern seitdem befolgten Gebrauch annahm, die Bücher, die er aus eigener Ansicht anführte, durch ein besonderes Zeichen kentlich zu machen. Seiner frühe genährten Neigung, die Nachrichten der alten Klassiker über naturhistorische Gegenstände mit den Beobachtungen und Entdeckungen der Neuern zu vergleichen, verdanken wir die Schrift: de historia naturali veterum libellus primus. Petrop. et Gotting. 1766. und folgende reich ausgestattete Ausgaben, die kein Philolog entbehren kann, der ein weiteres Gebiet kent, als das der Wortkritik: *Aristotelis* liber de mirabilibus auscultationibus explicatus, additis annotatt. H. Stephani, Fr. Sylburgii, Is. Casauboni, J. N. Niclas, subjectis sub finem notulis C. G. Heynii; interpretationibus anonymi, Natalis de Comitibus et Dominici Montesauri, atque lect. var. e cod. caes. bibl. Vindob. Goett. 1786. 4. *Antigoni Carystii* historiarum mirabilium collectanea explicata; additis adnotat. G. Xylandri, J. Meursii, R. Bent-

leji, J. G. Schneideri, J. N. Niclas aliorumque: cum interpret. G. Xylandri. Subjectis ad finem annotat. ad Aristotelis auscultationes mirabiles. Lips. 1791. 4. *Marbodi* liber lapidum, seu de gemmis, varietate lect. et perpetua annotat. illustr. Additis observat. Pictorii, Alardi, Cornarii, subjectis sub finem annotatt. ad Aristotelis auscultationes mirabiles et ad Antigoni Carystii historias mirabiles. Gött. 1799. 8. Bis zum Jahr 1783 bereicherte er die Schriften der Göttingischen Sozietät mit mehren gehaltvollen Abhandlungen, unter denen die vorzüglichsten sind: De reductione rerum fossilium ad genera naturalia prototyporum. P. I. et II. De historia aluminis. De succis rubiae tinctoriae. De spuma maris, e qua capitula ad fistulas Nicotianas finguntur. De historia sacchari. Vid. Novi commentarii soc. scient. Gött. Vol. II — VIII. et Comment. Vol. I — V. In der neuen Samlung der ökonom. Gesellsch. in Krain ist von ihm die Preisschrift über die besten Nebenarbeiten der Landleute. Ferner befinden sich von ihm viele Aufsätze im hannöver. Magazin seit dem Jahr 1761, in Büschings gelehrten Abhandlungen von und aus Rußland, in den Schriften der kurpfälz. ökonom. Gesellsch., im Naturforscher, in den Schriften der berlin. naturf. Gesellsch., in Crells chemischen Journalen, dem Journal für Fabrik ꝛc., dem allgem. lit. Anzeiger u. a. m. Recensionen ließ er abdrucken in den Götting. gel. Anzeigen, in der Lemgoer, Gatterers historischen, und der allgem. d. Bibl. u. a. O. — In hohem Grade verehrungswürdig durch seine Kentnisse und deren gemeinnützige Anwendung, war es Beckmann nicht weniger durch seinen Charakter. Redlich, bescheiden, friedliebend, still und freundlich, dienstfertig gegen Kollegen und Schüler, lebte er sehr eingezogen der gewissenhaftesten Erfüllung seiner Pflichten. Unter seinen Kollegen war es vornehmlich Schlözer, den er schon in Rußland kennen gelernt hatte, mit dem er einen vertrauten Umgang unterhielt. In seiner Wirthschaft stellte er ein Beispiel der regelmäßigsten Ökonomie auf, und wurde zu den reichsten Professoren in Göttingen gerechnet, wobei er in den letzten drangvollen Zeiten dem gemeinen Wohl bereitwillige Opfer brachte. — B. war mit der Nichte des Prof. Hollmanns, einer Tochter des Kasselschen Predigers Schlosser, verheirathet, die ihm zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter gebar, und nur wenige Wochen überlebte *). — Ein Bruder von ihm: Nikolaus Beckmann (geboren 14. Apr. 1743.), studirte in Göttingen unter seiner Leitung Mathematik und Wasserbaukunst, bereiste 1770 und 71, Holland, England und Teutschland, und starb am 25. Jul. 1786 als Oberdeichgräfe in Harburg. Er übersetzte aus dem Holländischen einen Grundriß zur Kentniß und Verbesserung der Flüsse und Ströme. Götting. 1775. 8., und ließ mehre, den Wasserbau betreffende, Abhandlungen im teutschen Museum, dem hannov. Magazin, und in seines Bruders Beiträgen zur Ökonomie ꝛc. abdrucken **). (*Baur.*)

*) Pütters Gel. Gesch. von Göttingen, 2. Th. 171. 3. Th. von Saalfeld 102. *Heyne* Mem. *Jo. Beckmanni* in den Commentat. rec. Soc. Gött. Vol. I. (1811). Beckers Nationalzeit. 1811. (März). S. 257. Allgem. Zeitung 1811. Nro. 82 u. 83. Meusels gel. Teutschl. Biogr. univ. T. IV. Neues Hannov. Magaz. 1811, St. 17. 18.

**) Meusels Lex. der verstorb. Schriftst. 1. Bd.

BECKMANNIA, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Gräser und der dritten Linné'schen Klasse. Host stellte diese Gattung, nach dem eben aufgeführten ökonomischen Schriftsteller Beckmann in Göttingen genant, zuerst auf, da sie sonst mit zu der Gattung Phalaris gezogen war. Doch ist sie wesentlich unterschieden durch zwei gleichförmige Blütchen, von denen jede eine etwas gegrannte Spelze hat, in jedem Kelche, dessen Spelzen kahnförmig und ungegrannt sind, und in zusammengesetzten einseitigen Ähren stehen. Die einzige bekante Art B. *erucaeformis* wächst im Österreichischen, in Italien, Taurien, Sibirien und selbst in Nordamerika. *Host* gram. austr. 3. t. 6. (*Joachimia* phalaroides (!) Tenor. neap. t. 5. (*Sprengel.*)

BECKSTEIN, Dorf im salzburgischen Landgericht und Thale Gastein mit 18 Häusern und einer niedlichen, im J. 1768 erbauten Rotunda, die sich auf einem freien Felsenhügel mitten im Thale erhebt. Hier werden die Erze vom nahen Goldbergwerke am Rathhausberge verarbeitet. (*Winkelhofer.*)

BECKUM, Beckem, Stadt des preuß. Regir. Bez. von Münster, zwischen dieser Stadt und Lippstadt an der Werse, mit 382 Häus. und 1460 Einw. (unter ihnen an 50 Juden), mit 1 kathol. Kirche und 4 Kapellen, (ehemals auch mit 2 Nonnenklöstern). (*H.*)

BECMANN, auch Beckmann †), (Johann Christoph), reform. Professor der Theologie zu Frankfurt an der Oder, geb. zu Zerbst den 13. Sept. 1641, wo sein Vater Christian, Verf. der Origines latinae linguae, und einiger theologischen und philosophischen Schriften, Prediger an der Nicolaikirche und Konsistorialassessor war. Der Sohn erlangte seine wissenschaftliche Bildung auf der Johannisschule und dem Gymnasium zu Zerbst, und seit 1659 auf der Hochschule zu Frankfurt an der Oder, wo sein Bruder Friedrich Beckmann (st. 1667) Professor der Theologie war. Durch philosoph. und theol. Schriften bekant, wurde er daselbst 1661 Magister, und erwarb sich durch eine poetische Spielerei (ein Gedicht, das man rückwärts lesen konte), die Gnade des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Dieser gab ihm ein Reisestipendium, mit dem Befehle, sich auf ein historisches Lehramt vorzubereiten. Becmann hielt sich in den J. 1662 bis 1666, die Zeit für seine wissenschaftlichen Zwecke weislich benutzend, in Holland und England, vorzüglich in Gröningen, Franecker, Leiden und Amsterdam, und in England in London und Oxford auf, wo er überall die berühmtesten Lehrer hörte. Nach seiner Rückkehr ward er im Februar 1667 Professor der griechischen Sprache zu Frankfurt an der Oder, 1670 aber außerordentlicher, und 1676 ordentlicher Professor der Geschichte, 1672 Doktor der Theologie und Rektor der Universität; auch war er seit 1673 Universitäts-Bibliothekar. 1678 legte er den botanischen Garten an,

†) In der Dedikaz. der Anh. Gesch. unterz. er sich Beckman; im VII. Th. des Buchs S. 325 ꝛc. abwechselnd Beckmann und Becmanus.

denn Naturkunde hatte ihn immer beschäftigt. Das Lehramt der Politik erhielt er 1682, und mit Beibehaltung desselben und des historischen Faches rückte er 1690 in die theologische Fakultät ein. Funfzig Jahre lang nützte er mit seinen vielseitigen gelehrten Kentnissen der hohen Schule zu Frankfurt, besonders zeigte er viel Geschicklichkeit und Gewandtheit in Geschäften, und war immer der Abgeordnete der Universität an den Kurfürsten; achtmal war er Rektor, und 1706 leitete er die Jubelfeier der Hochschule, die er auch beschrieb. 1713 feierte er das Jubelfest der Einführung der reform. Lehre in der Mark, feierte den 10. Februar 1716 ††) sein Professor-Jubiläum, und starb den 6. März 1717 in seinem 75ten Jahre.

Becmann war ein kentnißreicher, und in vielen Wissenschaften und Sprachen wohl erfahrner Mann, ein beredter Lehrer, gewandter Geschäftsmann, unterhaltender Gesellschafter, und berühmter Schriftsteller seiner Zeit, dessen Werke auch jetzt noch zum Theil vielen Werth haben. Außer einigen theologischen Streitschriften für die Reformirten, besonders gegen Masius und Löschen, (unter dem Namen Hubertus Mosanus Frkf. 1695 zusammen herausgegeben), und mehren Abhandlungen über naturwissenschaftliche Gegenstände, sind seine meisten und wichtigsten Schriften geschichtlichen Inhalts, die, wie fast alle dieser Zeit, freilich mehr Werke eines fleißigen und gründlichen Geschichtsforschers, als eines klassischen Geschichtschreibers sind: 1) Historia orbis terrarum geogr. et civil. Francof. 1673, verm. 1680. Ed. VI. 1704. 4. 2) Memoranda Francofurtana. Frcf. 1676. Ed. II. auct. 1706. 4., darin ist enthalt. Wolfg. Jodocus v. Jobst, Prof. der Medizin das. um 1575. Beschreibung der Stadt Frankf. m. einer Fortsetzung. 3) Notitia universitatis Francofurtanae. Frcf. 1676. Ed. II. auct. 1707. fol., mit 35 Kupfert., darin Publ. Vigilantii Axungiae, (erster Prof. d. Beredf. zu Frankf., gest. 1512.) Historia inaugur. univers. und Cyriac. Herdesiani, (Prof. d. Rechte daselbst st. 1631.) Hist. recept. urbis Frcf. Diese Notit., so wie auch der Catalogus Bibl. Univ. Frcf. 1676. 4. 1706. fol. u. Saecul. Sacr. Univ. Reg. Viadr. 1706. fol., finden sich auch in der Neuen Ausg. d. Memor. vgl. Act. Erud. v. 1709. p. 154. — 4) Miscellanea historica s. Dissertatt. Academic. Frcf. 1676. 4. 1684 — 99. II. Vol. 4. 5) Notitia dignitatum illustr. civil. sacrar., equestr. Jenae 1647. 8. verm. Syntagm. dignitatt. Col. 1697. (6) II Vol. 4. — 6) Meditatt. politicae et parallela politica. Fr. 1679.— 7) Analecta Historica de variis rebus ab O. C. usque ad Constant. M. Fr. 1679. 1709. 1722. 4. — 8) Conspectus doctrinae politicae et moralis. F. 1689.— 9) Anmerkungen von dem ritterlichen Johanniterorden. Fr. 1693. Fol. 1716. 4. mit Kupf.; ein zweiter Theil von J. C. Dithmar. Zerbst 1728. 4. — 10) Historie des Fürstenthums Anhalt. Zerbst 1710. VII Theile in 2 Bänden, Fol. Sein Hauptwerk, im Auftrag der 5 damals regirenden Fürsten von Anhalt geschrieben, von ihnen auf alle Art unterstützt, und ihnen auch geweihet. Es enthält nicht blos Geschichte, sondern eine vollständige Beschreibung Anhalts in allen Rücksichten, Erdbeschreibung, Naturgeschichte, Nachrichten von alten Denkmälern, Münzen, von adeligen und mehren bürgerlichen Geschlechtern, und merkwürdigen Anhaltinern aller Art. Für die Anhaltische Geschichte ist es freilich ein unschätzbares Werk, auch für teutsche Geschichte überhaupt, und für die Geschichte der teutschen Literatur insbesondere nicht unwichtig und noch nicht gehörig benutzt: aber mit solchen Hilfsmitteln und solcher Freigebigkeit und Freisinnigkeit unterstützt, würde jetzt ein dem Unternehmen gewachsener Gelehrter allerdings ein ganz andres Buch liefern können. Insbesondere fehlt ihm Kritik und Darstellung; in den ältern Zeiten folgt er den neuen Anhaltischen Chronikenschreibern zu leicht. Von den sehr vielen Kupfern sind die Bildnisse, die numismatischen und heraldischen die besten; die geographischen sind jetzt ohne Werth. Dazu kamen noch als 3ter Band Accessiones historiae Anhaltinae. Zerbst 1716. Fol., eine Samlung verschiedener kleinen auf Anhalt Bezug habender Schriften, mit einer Fortsetzung der Gesch. bis 1716. Er besorgte auch den XIII und XIV. Band des Theatr. Europ. und neue Ausgaben einiger fremden Werke, wie *Grotius* de Jure B. et P. 1681. In der Handschr. hinterließ er ein unvollendetes Werk über die Brandenburg. Geschichte, welches ergänzt, fortgesetzt und herausgegeben von Bernhard Ludwig Beckmann, Berlin 1751 — 1754. II. Bd. Fol. unter dem Titel erschien: Historische Beschreibung der Chur- und Mark Brandenburg. Dieser war ein Sohn Joh. Phil. B., gest. 1704 als Pfarrer zu Pötnitz, einem Dorfe bei Dessau, und ein Enkel des obenerwähnten Friedr. Beckmann. Bernh. Ludwig B. war geb. zu Pötnitz den 19. Jan. 1694, starb als Konrektor am Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin den 3. Dec. 1760. In dem Mem. de l'acad. roy. de Berlin stehen einige Abhandl. von ihm, auch schrieb er: Noctium Joachimicarum seu elucubr. var. arg. Vol. I. Berol. 1757. 8. *). (*Baur* und *de Marées.*)

Becmann (Gustav Bernhard und Otto David Heinrich), Brüder, zwei Rechtsgelehrte aus Dewitz im Mecklenburg-Strelitzischen; der erstere geb. den 25. Dec. 1720., der andere den 29. Jun. 1722. Beide studirten seit dem Februar 1742 zu Halle, erhielten zu gleicher Zeit (den 3. Mai 1747) den juristischen Doktorhut, und am 13. dieses Monats die Magisterwürde, und hielten nun beide juristische und philosophische Vorle-

††) 1716 steht zwar in den Act. Erud. l. c., allein, 1667 wurde er Prof., also muß es 1717 seyn, wie auch *Fabric.* Hist. Bibl. T. II. p. 524 sagt; nur wurde er nach den Act. Erud. schon im Januar 1717 krank.

*) Über Joh. Chr. B. vgl. Monumentum Becmannianum s. vita, fama, scripta funebria (Leichenrede und Lebensbeschr. von Joh. Coppenius). *J. Ch. Becmanni.* Frcf. 1719. fol. — *Melch. Adami* Vitae philosoph. Germ. p. 234. — Acta Erudit. Suppl. T. VII. Sect. III. p. 139. Leipz. gel. Zeit. 1717. S. 341. — *Fabric.* Histor. Bibl. T. II. p. 520 — 524. — Gelehrte Fama Th. 58. S. 711. — Hagers geograph. Büchersaal. Bd. II. S. 590. — Herings biogr. Nachr. v. gel. und ber. Männern St. VII. und VIII. Breslau 1796 und 97. — Über Christian und Friedrich B. Histor. d. Fürstth. Anhalt. Th. VII. Kap. III. S. 325 — 328. — Über Bernh. Ludw. B. Neues Gel. Europa Th. 17. S. 1 — 19. Herings Beiträge zur Gesch. der evang. reform. Kirche in den Preuß. Brandenburg. Landen Th. II. S. 179. 181 und 82.

fungen. Im Anfange des J. 1749 wurden beide Brüder, anfangs ohne den Professorstitel, doch mit einigem Gehalte, und der Zusicherung einer Beförderung, nach Göttingen berufen; im Frühjahr 1753 erhielten beide ein außerordentliches, und 1759 ein ordentliches Lehramt. Fünfmal hatten beide Brüder Gelegenheit, Göttingen zu verlassen, nämlich 1760 wurden sie nach Bützow, 1764 nach Halle, 1766 nach Kiel, und 1770 und 1780 wieder nach Kiel und Bützow unter sehr vortheilhaften Bedingungen berufen, lehnten aber alle diese Vokationen ab. Beide erhielten 1770 in Göttingen den Hofrathscharakter, und nachdem der ältere den 4. April 1783 gestorben war, folgte ihm der jüngere den 19. März 1784 im Tode nach. Nicht nur in den äußern Schicksalen, sondern auch in Denkungsart und Handlungsweise fand zwischen beiden Brüdern eine äußerst auffallende Ähnlichkeit Statt, die sich bis auf Kleinigkeiten erstreckte. Beide hinterließen auch, nach öffentlichen Nachrichten, ein Vermögen zwischen 50 bis 60,000 Thalern. Mehre Schriften arbeiteten sie ebenfalls gemeinschaftlich aus, als: Gedanken vom Reformiren des Rechts. Halle 1747. 4. Gedanken vom Gebrauch und Misbrauch der Exceptivsätze, sowol überhaupt, als besonders in der Rechtsgelahrtheit. Eb. 1749. 4. De adquisitione hered. dementi delatae. Gött. 1772 u. a. m.; und nach dem Tode des ältern Bruders, erschien unter Besorgung des jüngern: Fratrum Becmannorum tractatio mathematico-juridica de interusurio. Götting. 1784. 4., und Becmannorum fratrum consultationum et decisionum juris Tomi I et II. juncto brevi b. fratris vitae curriculo. Ib. 1783—84. 4. Diese Rechtssprüche und Gutachten sind zwar, nach dem Urtheile kompetenter Richter **), ganz in dem gewöhnlichen weitschichtigen, oft mit zu vielen Anführungen von Gesetzen und Schriftstellen, überladenen Urthelsstyle, und nur in einer etwas reinern teutschen Sprache, als ähnliche ältere Samlungen, abgefaßt, verdienen aber von Seiten der Gründlichkeit allen Beifall. In beiden Bänden sind 93 enthalten, die größtentheils Materien aus dem Privatrecht zum Gegenstande haben. Jedem Rechtsspruche sind die darin vorkommenden Rechtssätze in lateinischer Sprache vorgesetzt ***). (*Baur.*)

BECS oder Béts (lies Bétsch), der magyarische, serbische und türkische Name von Wien. (*Rumy.*)

BECSE (lies Betsche), oder Betse. 1) O Becse, Alt-Becse, großer Marktfl. in der Bátscher Gespanschaft in N. Ungern, im Kreise diesseit der Donau, im Theißer Comitats-Bezirk, zum Theißer Coronal-Distrikt gehörig, mit einer katholischen und griechischen Pfarre und einem Postwechsel, an der Theiß und an der Gränze des Torontaler Comitats, von Magyaren, Serben und Walachen bewohnt, hatte im J. 1817 (nach dem Kalotschaer erzbischöfl. Schematismus) 3954 katholische, 2011 nicht unirte griechische, 3 reformirte und 21 jüdische Einwohner. 2) Uj Becse, (Neu-Becse) oder Török Becse (Türkisch-Becse), Marktfl. in der Torontaler Gespanschaft in O.Ungern, jenseits der Theiß, Nagy-Becskereker Comitats-Bezirk, von Magyaren und Serben bewohnt, mit einer griechischen, nicht unirten Kirche, einer Cambiatur und Briefsamlung, liegt an der Theiß, hat starken Getreidehandel, wird von Magyaren und Serben bewohnt *). (*Rumy*).

BECSKA oder Betska (l. Betschka) oder Besska (Beschka), großes Pfarrdorf im militärischen Slavonien, Peterwardeiner Bezirk, zum Peterwardeiner Gränz-Regiments-Canton Nr. 9 gehörig, mit 2 griechischen, nicht unirten Pfarren, einem Hauptmannsposten und einem Postwechsel. Die Einwohner sind größtentheils Serben. Zahl der Einwohner nach dem bischöfl. Diakovarer Schematismus: 1260 nicht unirte Griechen, 7 Katholiken, 6 Evang. A. C. (*Rumy*).

BECSKEREK oder Betskerek (l. Beschkerek). 1) Nagy Becskerek, Groß-Betschkerek, ein großer, der königl. ungrischen Kammer gehöriger privil. Marktfl. in der Torontaler Gespanschaft in O.Ungern, im Kreise jenseit der Theiß, Nagy-Becskereker Comitats-Bezirk, der davon den Namen hat, und wo die Comitats-Sitzungen gehalten werden, am Flusse Bega, mit einer römisch-katholischen Pfarre, einer griechischen nicht unirten Kirche, einem Postwechsel und Cambiatur, und einem eigenen Magistrate, mit kathol. und griechischen, nicht unirten Einwohnern, von der magyarischen, serbischen und walachischen Nation. Die Serben oder Raitzen machen die Mehrzahl aus. Der Marktfl. liegt an einem schönen erhabenen Orte am Bega-Kanal, der zum Theil die Ortschaft umfließt, zum Theil durchfließt. Über denselben ist hier eine so hohe schöne Brücke gebaut, daß auch mit Segeln versehene Donauschiffe darunter weggehen können. Der Ort ist ein privilegirter Cameral-Marktfl., d. h. er zahlt statt der herrschaftl. Dienste und für die Benutzung herrschaftl. Gerechtsame der königl. Kammer, jährlich eine bestimte Summe, und hat einen eigenen Magistrat. Zahl der Einwohner 2170. 2) Kis Becskerek, klein Betschkerek, großes Cameral-Dorf in der Temescher Gespanschaft in O.Ungern, jenseit der Theiß, im Szent-Andrascher Bezirk, dem Rentamte Szent-András zugetheilt, mit einem Postwechsel, römisch-katholischen Teutschen, dann walachischen und serbischen, nicht unirten Einwohnern, die ihre eigenen Kirchen und Pfarren haben, und sich von der Schafzucht, vom Feldbau, von der Bienenzucht, vom Vieh- und Wolle-Handel ernähren. — In Becskerek ließ sich unter Karl VI. eine Kolonie Spanier aus Biscaja nieder, und der Ort wurde deswegen eine Zeitlang Neu-Barcellona genant †). (*Rumy.*)

Bed, Beda, Bedam, Bedang, s. Vedam.

BEDA, der Ehrwürdige, (Beda venerabilis), ein Angelsachse, geb. 672 auf dem Gebiet der 674 gestifte-

**) Allgem. d. Bibl. 70. Bd. 77. Jurist. Lit. auf d. Jahr 1783. S. 207—244. Schotts Bibl. d. n. jur. Lit. a. d. J. 1784. S. 25—29. Allgem. jur. Bibl. 4r. Bd. 68 u. 358 ff.

***) Pütters Gel. Geschichte v. Gött. 1. Th. 151 und 176. 2. Th. 38 und 54. Koppe's gel. Mecklenb. 3. St. 18—29. Weidlichs biogr. Nachr. 1. Th. 55. Nachträge 19. Fortges. Nachr. 31.

*) Mehr von dieser Ortschaft s. in Teleky's Reisen durch Ungern S. 133.

†) S. Griselini Beschreibung des Temeschwarer Banats, I. Theil. S. IV.

ten, vereinigten Klöster St. Peter zu Weremouth und St. Paul zu Jarrow, im Sprengel von Durham in Northumberland, von 679—691 in St. Peter gebildet, 691 Diaconus und Mönch in St. Paul zu Jarrow, 702 zum Presbyter geweiht, brachte seine ganze Lebenszeit mit Lernen, Lehren, Predigen und Ausarbeiten seiner zahlreichen Schriften zu, und beobachtete bei einem unbescholtenen Wandel mit Singen im Chor und andern Mönchsübungen, selbst Handarbeit nicht ausgenommen, genau die Regel seines Klosters, das er nie verließ. Soviel berichtet er selbst von seinen Lebensumständen im Epilog seiner Kirchengeschichte der Angelsachsen [1]). Daß Sergius I. durch den Ruf seiner Gelehrsamkeit bewogen, ihn 701 nach Rom berief, um seinen Rath in kirchlichen Angelegenheiten zu benutzen, ist zwar gewiß, aber, weil dieser Papst noch in demselben Jahre starb, wahrscheinlich, Beda habe, seiner eigenen Versicherung gemäß, diese oder eine andere Reise ins Ausland nie unternommen [2]). Eben beschäftiget, noch auf dem Krankenlager das Evangelium Johannis in die Landessprache zu übersetzen, starb er in seinem Kloster d. 26. Mai 735. Der fabelhaften Wunder, mit denen die Legende seine Geschichte ausschmückte, bedurfte es nicht, um ihm den sonst nur Äbten gebürenden Beinamen des Ehrwürdigen (Venerabilis), und die Ehre der Versetzung unter die Kirchenheiligen zu verschaffen; er verdiente diese Auszeichnung vor vielen Andern durch Frömmigkeit, Demuth, gemeinnützigen Fleis und weitwirkenden Einfluß auf die Bildung seines Jahrhunderts. Fern vom Glanz der Metropolen und Höfe wurde er in seiner bescheidenen Zelle der Lehrer einer Menge aus allen Gegenden Englands zu ihm strömenden Schüler, die seinen Unterricht und seine Schriften in diesem Lande, in Frankreich und Teutschland verbreiteten [3]). In allen damals bekanten Wissenschaften besaß er umfassende und für seine Zeit gründliche Kentnisse, und zugleich die Gabe, sie faßlich und lehrreich mitzutheilen, freilich mehr zum Schulgebrauch, als zur Bereicherung der Wissenschaften und selten mit eigenem Urtheil über die Meinungen seiner Zeit hinausgehend. Bewundern muß man seine große, für die literärische Ausstattung der damals noch nicht lange bestehenden englischen Klöster rühmlich zeugende Belesenheit, die Leichtigkeit seines Geistes im Auffassen und Darstellen der verschiedenartigsten Kentnisse und den gesunden praktischen Sinn, mit dem er neben den zu seiner Zeit einmal beliebten Unterhaltungen des Aberglaubens und einer spielenden Mystik doch auch viel Brauchbares aus seinen Quellen wiederzugeben wußte. Dazu gehörten nur Bruchstücke aus der römischen Literatur, die griechische war ihm, wie überhaupt das klassische Alterthum den Mönchen seines Jahrhunderts, unzugänglich. Hauptsächlich schöpfte er aus den lateinischen Kirchenvätern und spätern abendländischen Schriftstellern, und schrieb das aus ihnen erlernte Latein reiner, als die meisten seiner Zeitgenossen. Von seinen Schriften, welche Grammatik, Rhetorik, Mathematik, Physik, Chronologie, Geschichte, Kirchengeschichte und Bibelerklärung umfassen, gibt er selbst ein bis 731 reichendes Verzeichniß [4]), das die Ächtheit der darin erwähnten verbürgen kann, aber, da er vielleicht manchen kleinern Aufsatz nicht mit anführt, und noch bis 735 fortarbeitete, immer ungewiß läßt, welche von den unter seinem Namen vorhandenen und nach innern kritischen Gründen ihm nicht abzusprechenden, aber in seinem Verzeichnisse fehlenden Schriften ihm wirklich beizumessen sind. Hier sollen nur die darin genanten oder doch nach Mabillons [5]) und Oudins [6]) genauen Untersuchungen wahrscheinlich echten Schriften Beda's angeführt, und jene durch gesperrte Schrift ausgezeichnet werden: **Cunabula Grammaticae artis Donati restituta; De octo partibus orationis;** *De Orthographia*, ein sehr unvollständiges etymologisch-orthographisches Vocabularium der lateinischen Sprache in alphabetischer Ordnung [7]); *De arte metrica;* lateinische Hymnen über die Zeitrechnung und das Kirchenjahr, ohne poetischen Werth und nicht einmal metrisch richtig; *De Schematibus S. S.; De Tropis S. S.* [8]); *De arithmeticis numeris;* **De diversis speciebus numerorum; Mensa Pythagorica s. abacus numerandi;** *De computo dialogus*, ganz kurze Fragstücke über Zahl, Zählen und römische Zahlzeichen; Propositiones arithmeticae, leichte Rechnungsexempel; De ratione calculi, Multiplicationstabellen; **De divisionibus numerorum**, vom Dividiren u. Längenmaß. **De loquela per digitorum gestus s. de indigitatione**, von der Kunst, große Zahlen, wozu die römischen Zahlzeichen nicht hinreichten, und die arabischen noch unbekant waren, durch Biegungen der Finger auszudrücken [9]); De ratione unciarum, vom Gewicht; *De ratione temporum; De temporibus*; *De ratione computi*, auch chronologisch; De argumentis lunae; Decemnovennales circuli, nach Dionys dem Kleinen; *De Cyclo Paschali*; *De Paschae celebratione* s. *de aequinoctio vernali juxta Anatolium*, worin nur eine Beziehung auf das Jahr 776 von spätrer Hand interpo=

1) ed. Cantabr. 1644. Fol. 492. 2) *Wilkins* Concilia M. Brit. Lond. 1737. Fol. I, 63. 64. 3) Alcuin, erst 732 geboren, war nicht unter ihnen, wol aber von einem Schüler Beda's, dem Erzbischof Egbert von York, gebildet. Vgl. *Alcuin*. Der Teutschenapostel Bonifaz, Beda's Zeitgenosse, ließ seine Homilien und Erklärungen biblischer Bücher nach Mainz bringen. S. Vita Bedae in T. I. Opp. Bedae ed. Colon. 1688 f., wo noch andere Zeugnisse alter Schriftsteller über seine Gelehrsamkeit gesammelt sind. Mehr von seinen Lebensumständen, als die oben mitgetheilten Nachrichten, erzählen auch seine nur lobpreisenden Biographen nicht. Ältere sind Cuthbert, sein Schüler und Zeuge seines Todes, Turgot von Durham, unter dem Namen Simeon Dunelmensis bekant, neuere Mabillon u. Henschen. Alle findet man in *Mabillon* Acta SS. ord. Bened. Saec. III. Paris. 1672 f. P. I. 534 sqq. Acta SS. Antwerp. Mens. Maji. T. VI. 718 sqq.

4) *Bedae* Hist. eccl. gentis Anglorum ed. Cantabr. 1644 f. p. 492—494. 5) l. c. p. 539. 6) Comment. de scriptt. eccl. Lips. 1722. f. I. 1682 sqq. 7) In *Eliae Putschii* Grammatici vett. Hanov. 1605. 4. p. 2327—2350, nach einem Mscrpt. aus der Biblioth. Jac. Bongars, anders und wie die Vergleichung ergibt, Beda's würdiger, als in den Ausgaben seiner sämtlichen Werke. 8) Liber *Bedae* de schemate et tropo, de figuris et metris. Mediol. Ant. Zarot. 1473. 4. sehr selten. 9) Salmasius hält diese durch manches Eigenthümliche von ältern und gleichzeitigen Behandlungen desselben Gegenstandes abweichende Schrift für eine Übersetzung aus dem griechischen Werke des Nicolaus von Smyrna über die Indigitation. *Fabricii* Bibl. lat. Hamb. 1721. 8. I. 777., wo auch die ältern Ausgaben derselben angeführt sind.

sirt ist; De mensura horologii; De astrolabio; De circulis sphaerae et polo; De planetarum et signorum ratione; De constitutione mundi coelestis terrestrisque; De signis coeli; *De natura rerum*; De tonitrubus, aus dem Griechischen übersetzt, das ihn bei unwissenden Klerikern in den Verdacht der Zauberei brachte. Alle diese meist sehr kurzen und magern Lehrbücher und Anweisungen sind nicht viel mehr als Auszüge und Compilationen aus Donat, Priscian, Boethius, Marianus Capella, Cassiodor, Isidor von Sevilla und ähnlichen Schriftstellern, und beweisen, in welchem mangelhaften, durch allerlei abergläubische Träumereien gehemmten Zustande, die von ihnen bearbeiteten philologischen, mathematischen und physikalischen Wissenschaften sich zu Beda's Zeiten befanden. Nur in der Chronologie, der er den größten Fleis und die ausführlichsten dieser Schriften widmete, gebürt ihm das besondere Verdienst, den Dionysianischen Cyclus aufbewahrt, beschrieben [10]), und dessen Berechnung fortgesetzt, auch die Einführung der von Dionys dem Kleinen begründeten Zeitrechnung nach Jahren seit der Geburt Christi befördert zu haben. Er war der Erste, der sie in der Geschichte anwendete. Überhaupt zeichnen sich unter seinen Schriften die historischen durch sorgfältigern, bisweilen selbst eleganten Styl, bündigen Zusammenhang und zweckmäßige Darstellung aus. Dies gilt vorzüglich von seiner als Hauptquelle der alten Kirchen- und Statsgeschichte von England höchst schätzbaren *Hist. eccles. gentis Anglorum*, die er mit Benutzung einheimischer Chroniken und Nachrichten von dem Einfalle Julius Cäsars in Britannien bis auf das Jahr 731 in fünf Büchern genau und eigenthümlich fortführte, und dem damaligen Könige Ceolulf von Northumberland widmete. Den Mangel an historischer Kunst und Methode, das Verweilen bei minderwichtigen Einzelheiten, und die häufige Einmischung von Wundergeschichten verzeiht man einem im Mönchsgeiste seiner Zeit befangenen, und durch seine Lage auf kleinliche Gesichtspunkte beschränkten Schriftsteller gern, dem doch sonst kein Historiker jener Jahrhunderte an Unparteilichkeit, Treue und Lesbarkeit gleichkomt. Er bittet selbst, ihm nicht zuzurechnen, was etwa in seinem Werke falsch befunden werden möchte, da er, was nach seiner Meinung die Regel des Historikers ist, nur einfach berichtet habe, was die Sage mit sich brachte [11]). Angefügt ist dieser Kirchengeschichte der Angelsachsen eine Zeittabelle (Epitome hist. eccles. Angl.) über die wichtigsten Begebenheiten, die in dem von Mabillon benutzten Codex auch nur bis 731 reicht, aber von späterer Hand bis 776 fortgesetzt wurde. Beda's *Chronicon de sex mundi aetatibus*, zu dessen Rechtfertigung er auch einen Brief an den Mönch Plegwina schrieb, erhebt sich wenig über den gewöhnlichen Chronikenton. Dagegen findet man Geist und Vortrag seiner Kirchengeschichte in seinen Lebensbeschreibungen des h. Cutbert, Bischofs von Lindisfarne, den er auch in einem heroischen Gedicht besungen hat, und des h. Felix, Bischofs v. Nola in Campanien, nach Paulinus, und in seiner Geschichte der Äbte der Klöster zu Weremouth und Jarrow (Benedict, Ceolfrid und Werthbert) [12]) wieder, und manche historisch brauchbare Nachricht in seinem *Martyrologium* [13]). Minder bedeutend, obgleich voluminöser, sind seine theologischen Schriften. Die exegetischen enthalten fast blos Auszüge aus den Kirchenvätern, besonders dem Hieronymus und Augustinus. Seine Erklärungen der Bücher des A. T. *Hexaëmeron s. de sex dierum creatione; Expositio in Genesin, Exodum, Leviticum, Numeros, Deuteronomium, in LL. Regum, in Esdram et Nehemiam, in Cant. Habacuci, in l. Tobiae, in Parabolas Salomonis, in Cant. Canticorum, in LL. Samuelis* [14]) verrathen, daß er das hebräische Original und die Septuaginta nicht kante. Allegorisch mystische Deuteleien und Bemühungen, überall nur die Geschichte Christi und seiner Kirche zu finden, nehmen den größten Theil derselben ein, und begegnen dem Leser sehr unwillkommen,

---

10) De ratione temporum cp. 45 sqq. Dieses und einige andere mathematische und physikalische Werke Beda's sind von Noviomagus und Bridfertus ziemlich mager commentirt. 11) In der Vorrede seiner Kirchengeschichte ed. Cantabr. 1644. p. 3. Der ältesten Ausgabe dieser Kirchengeschichte der Angelsachsen (Argent. f. um 1473) folgten die von Gravius (Antverp. 1550. f.) und, nächst vielen Abdrücken dieser beiden (Argent. 1500. 1514. Hagen. 1506. Lovan. 1566. Col. 1601), die hier benutzte von Abr. Wheloc. Cantabr. 1644 f., worin die dem König Alfred zugeschriebene Übersetzung oder Paraphrase derselben ins Angelsächsische mit abgedruckt ist, die mit Peter Franz Chifflets Noten und Dissertationen, Paris 1671. 4., und die vortreflich ausgestattete mit berichtigtem Texte von J. Smith unter dem Titel: *Bedae* Hist. eccl. gentis Anglor. (lat. et anglosax.) una c. reliquis opp. hist. (Vita *Cuthberti* prosaica et carmine heroico, Chronico, Hist. Abbatum Wiremuth. et Girwens.; Vita *Felicis*, Martyrologio (dem echten), Epist. ad Egbertum, und de locis sanctis ed. *G. Smith* fil. Cantabr. 1722. f. Smith hat dieser Ausgabe Beda's Leben von seinem Schüler Cuthbert, von einem Ungenanten und von Mabillon vorgesetzt. Die Zeittabelle findet man in allen Ausgaben bei dem Hauptwerke. 12) *Bedae* Opusc. cum notis ed. Jac. Waraei. Dublin. 1664. 8., nachgedr. Paris 1666. 8., enthalten Hist. Abbatum Wiremuthens. et Girwens. Epist. de sex mundi aetat. ad Plegwinam und Epist. ad Egbertum Archiep. Eborac. de Christiani Praesulis officio. Diese in der Samlung seiner Werke fehlenden Schriften erschienen abermals nebst zwei andern noch ungedruckten Arbeiten Beda's aus der Biblioth. zu Lambeth Expositio in Genes. c. 1—22. und Comment. in Cant. Habacuci in Bedae opp. quaedam theologica ed. Henr. Wharton. Lond. 1693. 4., worin auch *Egbert* de eccl. institutione und *Aldhelm* de virginitate abgedruckt sind. 13) Das echte, doch auch noch interpolirte mit Supplementen des Florus gaben zuerst die Bollandisten in Prolegg. T. II. mens. Martii Act. SS., und nach ihnen Smith in seiner Samlung der histor. Schriften Beda's (vergl. not. 11.), ein metrisches Martyrologium, das gar keinen nach seiner Zeit gestorbenen Heiligen erwähnt, D'Achery in Spicileg. vett. script. X. Par. 1671. f. 126 sqq. heraus. Das in Beda's Werke aufgenommene hat alle Spuren spätern Ursprungs. 14) In den sämtlichen Werken findet man außer diesen noch einen Comment. in Job., erweislich von dem Presbyter Philippus aus dem 5. Jahrh., unter dessen Namen er viel correcter, Bas. 1527. 4. erschien, und Interpretatio nominum hebraicorum, die, wie die sich darauf beziehenden Schriften: De sex dierum creatiooe, Quaestiones super Genesin, Exodum, Leviticum, Deuteronomium, LL. Josua, Judicum, Ruth, Regum, var. quaestion. in Opp. T. VIII., von Remigius von Auxerre, einem Mönche aus dem 10. Jahrh. herrühren. Auch die Commentare und Sermonen über die Psalmen in demselben Bande, sind um 300 Jahre später als Beda. Dagegen fehlt die Erklärung des Habakuk in seinen Werken. Vergl. not. 12.

auch in zwei Schriften über jüdische Alterthümer: *De Tabernaculo et vasis ejus ac vestibus sacerdotum expositio; De Templo Salomonis*, und in *l. de muliere forti*, einer allegorischen Auslegung von *Proverb. Sal.* 31, 10—31. Auch das N. T. erklärt er fast nur als Compilator aus den exegetischen Werken der lateinischen Kirchenväter, zwar sehr erbaulich und mit eigener Kentniß des griechischen Originals, aber so abhängig von seinen Quellen, daß er dem h. Augustinus mehr zu glauben bittet, als seinen eigenen richtigern Erläuterungen aus dem griechischen Texte. Echt sind von den unter seinem Namen vorhandenen Erklärungen der Bücher des N. T. nur: Expositio in Ev. *Marci*, *Lucae*, (wahrscheinlich auch in Ev. Matthaei und in Ev. Joannis, deren sein Verzeichniß nicht gedenkt), *in Acta Apostol. in septem epp. canonicas*, *in Apocalypsin*, und *Liber retractationis in Act. Apost.*, Zusätze und Verbesserungen zu seiner Erklärung dieses Buchs, worin er, obwol mit großer Schüchternheit, die lateinische Übersetzung in einigen Stellen aus dem griechischen Texte berichtiget [15]). De locis sanctis [16]), topographische Nachrichten über Palästina aus Reiseberichten, hat Beda in Beziehung auf diese Commentare abgefaßt; Übersetzungen biblischer Bücher ins Angelsächsische sind von ihm nicht vorhanden. Seiner Übersetzung des apostolischen Glaubensbekentnisses und des Vater Unser in diese Sprache, gedenkt er in seiner Pastoralanweisung an Egbert, Erzbischof von York [17]), wo er überhaupt die Landessprache zur Unterweisung des Volks empfiehlt. Von demselben Egbert oder einem Epitomator der Bußbücher desselben rührt wahrscheinlich die Schrift: De remediis peccatorum in Beda's Werken [18]) her. Diese enthalten auch 140 nach den Zeiten des Kirchenjahrs eingetheilte Predigten, zum Theil auf später entstandene Feste, zum Theil so abgeschmackten Inhalts, daß die meisten derselben ihm abgesprochen werden müssen. Nur 49, sämtlich über evang. Texte, fand Mabillon in zwei Mscrpten der Colbertinischen Bibliothek aus dem 9. und 11. Jahrh., die er für echte Predigten Beda's erkante und genau verzeichnete [19]). Sie sind lateinisch, wahrscheinlich nur von Klerikern gehalten, und im erbaulichen Tone, wie in der Form des Vortrags, seinen Exegesen ähnlich, doch ohne Schwung und Feuer der Beredsamkeit [20]). Seine dogmatischen Ansichten bezeichnen weniger Fortschritte der religiösen Erkentniß, als des Aberglaubens. Nach dem Vorgange Gregor's des Großen arbeitet er für die Bestätigung und Fortpflanzung des Glaubens an das Fegfeuer durch Erzählung eben so gräßlicher als widersinniger Visionen [21]), ohne sich den mindesten Zweifel daran zu erlauben. Über das Abendmahl sagt er in einer (echten) Homilie [22]): Panis et vini creatura *in sacramentum* carnis et sanguinis ejus ineffabili spiritus sanctificatione *transfertur*, und in seiner Erklärung des Evangeliums Lucä [23]): „Ut pro carne agni vel sanguine suae carnis sanguinisque sacramentum panis et vini *figura* substituens, ipsum se esse monstraret". Die erste Stelle, welche die Transsubstantiationslehre scheinbar, aber keinesweges wirklich begünstiget, braucht Ant. Arnauld als Beweis für die beständige Gültigkeit dieser Lehre in der christlichen Kirche [24]), die andre Claude [25]) zu dessen Widerlegung und zur Rechtfertigung der Ansicht Calvins. Der Context beider Stellen und andere Äußerungen Beda's lassen schließen, seine eigentliche Meinung sey auf die Annahme einer mystischen Vereinigung des Leibes und Blutes Christi mit dem Brode und Weine hinausgegangen, und habe den Zweck des Abendmahls in eine Erinnerung an die durch Christum vollbrachte Erlösung gesetzt [26]). Dennoch bleiben die katholischen Dogmatiker bei der Gewohnheit, ihn unter den Instanzen für das Alter des Glaubens an die Transsubstantiation aufzuzählen.

Die große Verehrung der Vorzeit gegen ihn hat seit hundert Jahren einer Geringschätzung weichen müssen, deren Urtheile immer lauter aus einem Literär- und kirchenhistorischen Werke in das andere übergegangen sind, und ihm das Schicksal zugezogen haben, nicht gelesen zu werden. Nur seine Kirchengeschichte konte kein Geschichtsforscher unbenutzt lassen, und sie wird stets geachtet bleiben. Aber noch fehlt es an einer allgemeinen, tiefer eingehenden Würdigung seines schriftstellerischen Characters und seiner Verdienste, um die von ihm bearbeiteten Wissenschaften [27]). Diese Vernachlässigung eines so vielseitigen und für die Bildung des Mittelalters wichtigen Gelehrten, erklärt sich vielleicht aus dem Umstande, daß, die Kirchengeschichte von England ausgenommen, aus seinen übrigen Schriften wenig zu lernen ist, das man jetzt nicht anderswo besser fände. Darum sind aber auch die vorhandenen alten Ausgaben seiner sämtlichen Werke [28]) in denen ohne Prüfung der Echtheit, und

15) Darauf folgt in seinen Werken ein weitläufiger, aus Augustinus geschöpfter Kommentar über die Briefe Pauli, den Mabillon dem Florus, Diak. zu Lyon, zuschreibt. Beda's echte Collectaneen aus Augustinus über die Briefe Pauli sah Mabillon (Vet. Analecta Par. 1675. 8. I. p. 12. In einem Mscrpt. aus dem 9. Jahrh., das aber noch nicht gedruckt ist. 16) Opp. T. IV. vgl. not. 11. 17) Epistola ad Egbertum s. not. 11. 12. 18) T. VIII. 19) Acta SS. ord. Bened. sec. III. P. I. p. 556 sqq. *Oudin* l. c. 1699 sqq. Die Homilien auf Fasten- und Trinitatis-Sontage, auf die Feste des h. Stephanus, der Scholastika, des Bartholomäus, Lucas, Johannes, der Maria Magdalena, der Verklärung Christi, Geburt, Empfängniß und Himmelfahrt Mariä, Michaelis, Allerheiligen, Kreuzerfindung, Petri Kettenf., auf den h. Wigbert, der erst 747 starb, und die verschiedenen Reden an das Volk, sind nicht unter ihnen und der Kritik verdächtig. 20) Nach seiner Zeit wurden sie häufig zum Vorlesen in den Kirchen gebraucht.

21) Hist. eccl. gent. Anglorum L. III. c. 19. L. V. c. 13. 22) In Epiph. Dom. Opp. T. VII. p. 320. 23) Opp. T. V. p. 424., fast gleichlautend ibid. p. 192. in Expos. Ev. Marci. 24) La Perpetuité de la foi de l'Eglise cathol. touchant l'Eucharistie Par. 1669. 4. p. 756. 25) Reponse au livre de M. Arnauld, intitulé Perpetuité de la foi etc. Quevilly 1670. 4. p. 650. 26) Vergl. Bossuet's Gesch. d. Welt u. Religion, fortges. v. Cramer V. I. Leipz. 1762. 221 fgg. 27) Schröckh, der (Christl. Kirchengesch. XIX. 71—77.) selbst von Beda handelt, bedauert, sie auch nicht in der Biographia Britannica gefunden zu haben, in welcher verschiedene Urtheile über Beda gesammelt sind. 28) Paris 1521 und 1544. fol. III. Vol. Basil. 1563. f. VIII. Vol. wenig veränderte, äußerlich schlechter ausgestattete Nachdrücke dieser besten Ausg. Colon. 1612. und 1688 f. VIII. Diese neueste Kölner Ausgabe ist hier gebraucht. In dieselbe sind viele andere philosophische z. B. Auszüge aus Aristoteles und Cicero, philologische, dogmatische,

ohne Kritik des Textes zusammen geworfen ist, was man irgendwo mit seinem Namen bezeichnet fand, auch nach Mabillons und Oudins Untersuchungen und Vorschlägen noch von keiner bessern verdrängt, und nur seine historischen Schriften von Smith mit der Sorgfalt behandelt worden, die sie verdienen. (*G. E. Petri.*)

BEDACHTSAM. Bedachtsam heißt, wer Alles, und besonders, was er thun will, zu bedenken pflegt (s. Bedenken). Das ableitende Sam ist hier das nämliche Wort, welches in unserm Zusammen, und, nur in einem höhern Tone ausgesprochen, in dem lateinischen Simul, zugleich, zusammen, zum Grunde liegt. Bedachtsam heißt daher eigentlich derjenige, mit dem das Bedenken zusammen, — fest verbunden ist, dem dasselbe gleichsam anhängt, d. i. dem es Gewohnheit ist, Alles zu bedenken. Eben so ist arbeitsam, folgsam, u. s. f., wer zu arbeiten, zu folgen gewohnt ist. Auch in gegenständlicher Beziehung wird Sam eben so gebraucht. Ein mühsames Geschäft ist mit Mühe, eine heilsame Arznei mit Heil verbunden, sie hat Heil zur Folge. (*Maass.*)

BEDAHS, auch Battas oder Waddas, ein Volk auf der britischen Insel Seilan, wahrscheinlich die Urbewohner dieser Insel, die in den tiefsten Wäldern leben und mit den übrigen Einw. gar keine Gemeinschaft haben. Besonders zahlreich sind sie im Distrikte Bintam. Ihre Hautfarbe fällt in das Kupferfarbne; sie sind gut gebauet, tragen lange Bärte und das Haar oben auf dem Scheitel zusammen gebunden. Außer einer Pagne, welche die Schamtheile bedeckt, haben sie keine andre Kleidung. Sie sind stark, behende, muthig, entschlossen, aber auch unbiegsam, und scheuen den Anblick andrer Menschen. In Familien eingeschlossen, führen sie ein ganz patriarchalisches Leben; jede Familie oder kleiner Stam hat sein Oberhaupt, wozu gewöhnlich der kühnste Jäger gewählt wird, da Jagd ihre Hauptbeschäftigung und deren Ertrag, wie die Früchte des Waldes, ihre Hauptnahrung ausmacht. Ihre Wohnung sind Bäume; zuweilen wohnen sie unter denselben in dickem Gesträuche vergraben. Diejenigen, die an den Gränzen des Waldes wohnen, treiben wol mit den Eingalesen einen Tauschhandel, indem sie Elfenbein, Wachs, Honig und Wildpret bringen und Zeuge, Eisen, Messer und andre Eisenwaren dafür eintauschen. Ihre Waffen sind Bogen und Pfeile; auf der Jagd werden sie von höchst gelehrigen Hunden begleitet. Von ihrer Religion ist wenig bekant. Sie erkennen ein höchstes Wesen, dem sie bei ihren Festen Opfer bringen; sie haben wenige Tempel von Bambusholz, gewöhnlich verrichten sie ihre Andacht im Freien bei einem Bambusaltare. Ihre Todtenfeierlichkeiten haben vieles Eigne; ihre Sprache ist nach Adelung ein Dialekt des Candyschen oder der Mahhadusprache, und von dem Eingalesischen verschieden. Wahrscheinlich sind sie mit den Batties auf Sumatra und mit den Dagaks auf Borneo ein und dasselbe Volk, und mit den Malaien verwandt (Nach Percival, Hamilton u. a.). (*Hassel.*)

BEDAIUM, nach der Tab. Peut. ein Ort in Noricum, nach dem Itin. Ant. 33 Mill. von Juvavia an der Nordseite des Chiemsee bei Seebruck in Bayern. Mannert B. 3. S. 686. Wenn Ptolomäos Badaium II, 14. derselbe Ort ist; so scheint er in Bestimmung der Lage mit 34,15:45,15 zu irren. (*Ricklefs.*)

BEDALE, Marktfl. an einem Nebenflusse des Swale in der britischen Shire York mit 1 großen Kirche, die verschiedne alte Denkmäler aufzuweisen hat, und 1078 Einw. Hier sieht man noch ein altes Thor, Leeming Lane genant, ein Überbleibsel der Römerstraße, die von Richmond nach Barnard Castle führte. Die Umgegend ist wegen der guten Pferdezucht bekant. (*Hassel.*)

BEDARRIEUX, Stadt im Distrikt Beziers des franz. Dep. Herault. Sie liegt an der Orbe (Br. 43° 39′ L. 20° 54′), und zählt 471 Häus. und 3737 Einw., die von jeher wegen ihrer Industrie im Rufe standen; man findet hier 14 Tuchmanufakturen, theils für die Levante, theils für den innern Bedarf arbeitend, 40 Strumpfwebereien, 46 Webereien in Halb-Seide, Halb-Baumwolle, 12 Gerbereien, 2 Papiermühlen, 1 Kupferhütte, 1 Glashütte, mehre große Brantweinbrennereien und Ölpressen. Die Umgegend ist reich an Wein, aber die Olive ist in neuern Zeiten fast ganz verschwunden. (*Hassel.*)

BEDBUR (Bebber), und Bedburg, zwei Städtchen an der Erft, unweit Köln, jenes mit 500 Einw., ehemals dem Grafen v. Salm-Reiferscheid, dieses mit 890 Einw. ehemals dem Grafen von Bentheim-Tecklenburg gehörig, theilten in den letzten Jahren gleiches Schicksal, da sie, nach der Besetzung des linken Rheinufers durch die Franzosen dem Bezirke Köln im Roerdepart., nach dem Beschlusse des Wiener Kongresses aber den Rhein-Preußischen Besitzungen (erstes zunächst dem Rg.-Bz. Koblenz, letztes dem Rg.-Bz. Köln), zugetheilt wurden. (*H.*)

BEDDOES (Thomas), zuletzt Arzt zu Brüssel, ein umfassender Kopf, für die Natur- und Arzneiwissenschaft nicht nur, sondern auch für die Politik. Er wurde zu Shifnal in Shropshire 1734 geboren und studirte zuerst in Oxford, dann aber zu Edinburg, wo er Freund des berühmten Brown wurde, neben der Arzneiwissenschaft vorzüglich auch Chemie, für welche Wissenschaften er 1786 als Professor zu Oxford angestellt wurde. Im J. 1787 kam er nach Frankreich, und hielt sich zuerst in Dijon, dann aber in Paris auf, wo er Bekantschaft mit Lavoisier machte, mit dem er noch später von England aus Briefe wechselte. Im J. 1792 ließ er sich zu Bristol als Arzt nieder, und schriftstellerte fleißig auch im politischen Fache. Als Chemiker übersetzte er Scheele's Schriften

---

z. B. ein Kommentar zu Boethius de Trinitate, liturgische, moralische, chronologische, z. B. ein Calendarium und de Embolismorum ratione computus, astrologische Aufsätze, Collectaneen aus Kirchenvätern, allegorische Auslegungen, z. B. der Sibyllinischen Bücher, Heiligengeschichten, auch ein theoretisch-praktisches Buch über die Musik aufgenommen, deren Inhalt andere Verfasser und spätern Ursprung verräth. Das Leben der Äbte von Luxeuil ist jedoch aus dem 7. Jahrh. Dagegen fehlen in den Samlungen der sämtlichen Werke Beda's außer den Not. 12. 13. angeführten Schriften, noch zwei unbedeutende Epistola ad Albinum, abgedr. in Mabillon Analect. l. c. p. 9., und Carmen de divino judicio ad Accam episc. abgedr. in Sim. Dunelmens. De Gestis Anglorum. Auch hat Marténe in Thesaur. Anecdot. V. p. 317 sqq. 11 Homilien und p. 483., ein Lib. Precum Beda's bekant gemacht, die nichts Ausgezeichnetes haben. Vergl. *Fabricii* Bibl. lat. med. et inf. aetat. Hamb. 1734. 8. I. 494—521.

(1785) und gab Mayow's Schriften (1790) heraus. Seine vorzüglichsten medizinischen Werke sind ins Teutsche übersetzt. Seine frühesten, (1793) vermischten Inhalts, (über Steinkrankheiten, Scorbut, Schwindsucht, Katarrh und Fieber), Lpz. 1794—96. (die 2. Ausg. der Abh. über Schwindsucht (799) von L. F. Kramer, Halberst. 822.); die mit Jac. Watt herausg. Betrachtungen über den medic. Gebrauch künstl. Luftarten (1794 — 96.) v. Kp. v. Hollikofer, Halle, 1796. 8., seine Biographie des obgedachten Brown und Prüfung seines Systems (793) findet sich in P. Scheel's Übersetzung des Brownschen Systems, Kopenh. 1797. 8., seine Samlung der neuesten Erfahrungen der brit. Ärzte über die Wirksamkeit der Salpetersäure in der Lustseuche (797) wurde von Dr. F. Gtf. Friese zu Breslau 1799, eine spätere Schrift über die Methode, die Schwindsucht zu heilen (800), von K. G. Kühn zu Leipzig 1810 verteutscht. Seine Diätetik (802) hat keinen Übersetzer gefunden; dagegen finden sich manche seiner in engl. Journalen abgedruckten Aufsätze, so viel wir uns erinnern, ins Teutsche übersetzt. Zu diesen Journalaufsätzen gehört auch einer über die Kantische Philosophie in Monthly Magazine 1793. Mai. — Er starb im J. 1808 an der Wassersucht *). (*H.*)

Bede, s. Bedemund und Steuern.

BEDECKT. Dies musikal. Kunstwort bezieht sich auf das Spiel der Geigen und anderer ähnlichen Instrumente, und bedeutet, daß ein Ton nicht, wie er wol könte, auf der freien, blosen oder leeren, d. h. ungegriffnen Saite angegeben, sondern auf einer tiefern gegriffen werde. Wenn z. B. ein Violinist den Ton $\bar{a}$ nicht auf der $\bar{a}$ — Saite, wie man es nent, leer oder blos angibt, sondern auf der $\bar{d}$ — Saite greift, so sagt man, er gebe das $\bar{a}$ bedeckt an. — Da der Klang der freien Saiten allemal ausgezeichnet schärfer ist, als die bedeckten Töne, so wird der Gebrauch dieser, statt jener, nicht selten nothwendig, um Ungleichheiten zu vermeiden, so wie im Gegentheil da, wo ein Ton möglichst scharf angegeben werden soll, die Benutzung der reinen Saite vorzuziehen ist. Zuweilen werden sogar beide Arten vereint gebraucht, indem man, um möglichste Tonstärke zu erzielen, z. B. den Ton $\bar{d}$ auf zwei Saiten zugleich, auf der einen blos und auf der andern bedeckt, anstreicht, Fig. 1; — oder auch abwechselnd, wie bei Fig. 2.



Auch wegen der Temperatur (s. den Artikel) kann es in manchen Fällen nöthig werden, die leeren Saiten zu vermeiden, so wie jedenfalls sobald eine Saite etwa während des Spielens in der Stimmung nachgelassen hat. (*Gottfr. Weber.*)

Bedeckter Weg, s. Festung.

BEDECKUNG (militärische). Bed. des Geschützes gegen einzele feindliche Kavalleristen und Schützen ist unter allen Umständen nöthig, wenn man nicht seine Batterien im entscheidendsten Augenblick hinweggenommen sehen will. Stehen daher Bataillone für sich allein, müssen sie ihre Kanonen auf dem Marsch, wie zum Gefecht, durch ein oder mehre Pelotons decken, die nicht eher feuern, bis der Feind wirklich auf das Geschütz selbst losgeht. Sie detaschiren einzele Schützen oder leichte Infanteristen seitwärts, so daß sie dem Stückfeuer nicht hinderlich sind, aber doch die feindlichen leichten Truppen abhalten, einzeln gegen die Kanonen heran zu prellen, und auf die Artilleristen zu schießen. Ein Fall, der sich in dem letzten Kriege häufig ereignete.

Bei Vertheidigung eines Defilé's oder irgend einer andern Stellung müssen die dazu bestimten Geschütze eine hinreichende Bedeckung von Infanterie erhalten, damit nicht feindliche Kavallerie das Geschütz übereile. Hat der Feind keine Kanonen bei sich, so stehet die Bedeckung hinter der Batterie, um sie leichter vertheidigen zu können. Ist man hingegen einer feindlichen Kanonade ausgesetzt, so dürfen nur in besondern Fällen Truppen hinter das Geschütz gestellt werden, weil dann die über oder durch dasselbe gehenden Kugeln unfehlbar die Truppen treffen würden. Diese kommen in einer Linie mit dem Geschütz, 30 bis 40 Schritt von demselben zu stehen, damit die Fehlschüsse durch die Intervallen gehen.

Ein Belagerungs-Train u. dgl. erfodert gleichfalls eine hinreichende Bedeckung von Infanterie und Kavallerie, die sich dem Feinde mit Nachdruck zu widersezzen im Stande ist. Die Stärke der Bedeckung sowol, als die Beschaffenheit der Truppen, aus denen sie zusammengesetzt ist, richtet sich nach der Größe der Konvoi, nach dem Terrain, und nach den Umständen, je nachdem der Feind mehr oder weniger nahe ist; oder mit größerer oder geringerer Macht den Angriff unternehmen kann.

Sehr starke Transporte werden am besten durch ein besondres Korps gedeckt, das auf der feindlichen Seite marschiret, und daselbst feste Stellungen zu nehmen sucht. Die eigentliche Bedeckung wird in 4 Theile getheilt, wovon der stärkste in der Mitte der Kolonne, der zweite an der Spitze, und der dritte an der Queue, der vierte aber in kleinen Pelotons neben der Wagenkolonne marschiret. Die Avantgarde muß immer einige Stunden vor dem Aufbruch der Konvoi vorausgehen, um durch kleine Parteien alles sorgfältig absuchen zu lassen, damit man versichert ist, daß sich nichts vom Feinde in der Nähe aufhält. Das Recognoszíren des vorliegenden Terrains ist am Eingange von Defileen und bei Passirung eines Flusses vorzüglich nothwendig; es muß an diesen Orten bei der Ankunft des Transportes wiederholt werden, während die Wagen neben einander auffahren, um sich im Fall eines Angriffes besser vertheidigen zu können.

Bei dem Marsche durch lange Defileen werden die anliegenden Höhen mit Infanterie und Geschütz besetzt.

Bei einem feindlichen Angriffe ziehet sich die Bedeckung nach der bedroheten Seite, um dem Feinde nachdrücklichern Widerstand zu thun; das Geschütz wird dabei wo möglich dergestalt placirt, daß es den Feind enfilirt; die Konvoi aber fähret 150

*) Vgl. Biogr. univ. T. IV. und Reuß gel. Engl., wo die Titel seiner Schriften und Journalaufsäße bis 1802 verzeichnet sind.

bis 200 Schritt hinter den Truppen in mehren Linien auf, und wird durch leichte Infanterie vertheidigt. Eine Wagenburg zu formiren, und mit der Infanterie-Bedekkung zu besetzen, wie es von den meisten ältern Taktikern angerathen wird, kann nur gegen irreguläre Kavallerie, die kein Geschütz bei sich führt, nützlich seyn. In jedem andern Falle wird höchst wahrscheinlich dadurch der Verlust des Transports verursacht. Es ist allezeit vortheilhafter, sich mit dem größten Theil der Bedeckung dem Feinde entgegen zu setzen, während der kleinere Theil derselben mit der Konvoi seinen Weg fortsetzet, bis sie entweder einen sichern Ort erreichen, oder Succurs von der Hauptarmee erhalten.

Bei Belagerungen sind zwar die in den Parallelen liegenden Rikoschet- und Demontir-Batterien durch die Transcheewacht gewöhnlich hinreichend gedeckt; bei solchen Festungen hingegen, die an großen Flüssen oder Morästen u. dgl. liegen, wo folglich die Belagerungs-Arbeiten keinen so unmittelbaren Zusammenhang haben, muß jede isolirte Batterie auch ihre hinreichende Bedeckung bekommen, wenn sie nicht von der Besatzung zerstört werden soll.

Diese Bedeckung nimt des Nacht ihren Posten unmittelbar hinter der Batterie, um den in dieselbe eindringenden Feind sogleich mit dem Bajonette anzugreifen, während eine zweite Abtheilung seitwärts heraus und dem Feinde in den Rücken geht. Ein oder zwei Züge Kavallerie, die man durch eine Schulterwehr gegen das feindliche Feuer sichert, werden hier von wesentlichem Nutzen seyn. (*v. Hoyer.*)

Bedekaspel, s. Wolden.

BEDEL بدل, ein arabisches Wort, das eigentlich Ersatz heißt, und in der türkischen Kanzleisprache in verschiedenen Bedeutungen gebraucht wird, so heißt Bedel-aschr die Zehent-Reluition, wodurch dem Lehensherrn erlaubt ist von jeder Hufe Lands unter diesem Titel eine bestimte Menge Korns zu nehmen; Bedel-nusul das Ersatzgeld statt Proviantlieferungen; Bedel Kurekdschan das Reluitionsgeld von den Pionierarbeiten; Bedel siasset das Strafgeld für schwere Verbrechen statt der verwirkten Strafe, endlich die gewöhnlichste dieser Abgaben Bedel Timar d. i. das Ersatzgeld der Leben, welches am öftersten und allgemeinsten vorkomt. Diese letzte Steuer wurde erst im J. d. H. 1060 (1649) unter der Regirung S. Mohammed's IV. eingeführt, wo der durch den Krieg entstandene Geldmangel außerordentliche Finanzmaßregeln nöthig machte. Es wurden nämlich von jedem Tausend Aspern der Einkünfte 500 genommen, also eine 50 procentige Lehenssteuer auf alle Lehenträger (Naima II. S. 242.). Im J. d. H. 1108 (1696) wurde das Bedel Surßat als Geld-Reluition der Kriegssteuer in Naturalien eigetrieben (Raschid I. Bl. 221.); endlich im J. d. H. 1159 (1746) komt in den Reichsgeschichten sogar ein Bedel-afw d. i. Sühnungsgeld für Truppenlieferungen vor, indem sich der Stattbalter von Ägypten Raghib-Pascha statt der während drei Jahren zu liefernden 3000 Mann, deren jährlicher Unterhalt auf 720 Beutel berechnet war, mit ein paar hundert Beutel abfand (Isi S. 71.). (*v. Hammer.*)

BEDELL (William), Bischof von Kilmore in Irland, geb. 1570 zu Black Notley in Essex, gebildet zu Cambridge, 1599 Baccalaureus der Theologie und bald darauf Pfarrer zu St. Edmondsbury in Suffolk, begleitete den englischen Gesandten Henr. Wotton als Kapellan nach Venedig, wo er vertrauter Freund des berühmten Paul Sarpi wurde und das Interdikt Paul's V. über diese Republik erlebte [1]). Da dieser Bruch mit dem Papste den Protestanten einige Hofnung zu geben schien, die Venezianer zu gewinnen, übersetzte Bedell die engl. Liturgie ins Italiänische, das er von Sarpi gelernt hatte, dagegen dieser gestand, ihm in der Theologie viel zu verdanken. Im Hebräischen war sein Lehrer Rabbi Leo, von dem er den schönen hebräischen Codex kaufte, welchen das Kollegium Emanuel zu Cambridge als sein Geschenk aufbewahrt. Nach achtjährigem Aufenthalte in Venedig kehrte er auf seine Pfarre zu St. Edmondsbury zurück. Der bekante Erzbischof von Spalatro M. A. de Dominis, dessen Mscrpte er corrigirte, war mit ihm nach England gekommen, auch hatte er Schriften Sarpi's, die dieser ihm schenkte, im Mscrpt. mitgebracht und übersetzte sie nun ins Lateinische, nämlich die beiden letzten Bücher der Geschichte des tridentinischen Conciliums [2]), die Geschichte der venez. Inquisition und die Geschichte des päpstlichen Interdikts zu Venedig [3]). Auch gab er seinen Briefwechsel mit einem in Spanien zur katholischen Kirche übergetretenen Jugendfreunde Wadsworth heraus [4]), worin dieser und seine Kirche scharf zurechtgewiesen und zugleich die damals am englischen Hofe sehr beliebte Lehre vom blinden Gehorsam freimüthig widerlegt wird. Schon 1615 hatte er eine bessere Pfarre zu Hornigsheat im Sprengel von Norwich erhalten, bei deren Annahme er durch Verweigerung der Sporteln an die bischöfliche Kanzlei sich schon als einen entschiedenen Feind kirchlicher Misbräuche zeigte. Seine Weiterbeförderung wurde aber durch jene freisinnigen Äußerungen und vielleicht auch durch Misfallen an seinem strengen Calvinismus in der Prädestinationslehre aufgehalten. Erst 1627 berief man ihn zum Direktor des Kollegiums S. Trinitatis zu Dublin. Bei der Leitung dieses Seminars für die englische Kirche in Irland zeichnete ihn sein religiöser Ernst und Pastoraleifer so vortheilhaft aus, daß Usher, damals Primas von Irland, 1629 seine Erhebung zum Bisthum von Kilmore und Ardagh bewirkte. Bedell behielt jedoch nur das zu Kilmore, um dem Misbrauche der Verleihung mehrer Pfründen an Eine Person durch sein eignes Beispiel zu steuern. Die wenigen anglikanischen Pfarrer seines Bisthums, von dem die Katholiken zwei Drittheile inne hatten, mußten sich nach ihm bequemen, mit einer Pfarre begnügen und ununterbrochen bei ihren Gemeinen residiren. Die dadurch erledigten Stellen versorgte er mit Pfarrwohnungen und neuen Selsorgern. Er hielt auch

1) Viel Bewunderung erregte daselbst seine Entdeckung der apokalyptischen Zahl 666 in einer Dedication des Jesuiten Caraffa an den Papst: PaVLo V. VICe Deo. 2) Man findet sie in der lat. Ausg. dieses Werks Genev. 1622. 4. Lugd. B. 1622. 4. u. s. w. 3) Interdicti Veneti historia. Cantabr. 1626. 4. 4) The copies of certain letters, which have passed between Spain and England in matter of religion, between *James Wadsworth* and *W. Bedell*. Lond. 1624. 4.

eine Synode mit seinem Klerus, auf der die verfallene Kirchenzucht verbessert wurde. Um das bedrückende Sportuliren und die Plackereien der Juristen abzustellen, trat er mit den Geistlichen seiner Kathedrale in die bisherigen Rechte der bischöflichen Kanzlei ein, hielt selbst Gericht und fertigte die Bestellungen zu geistlichen Ämtern unentgeldlich aus. Dadurch schmälerte er das Einkommen des bischöflichen Kanzlers und seiner Officianten, die alle ihre Stellen gekauft hatten, so sehr, daß alle Juristen und Schreiber Irlands sich wider ihn erhoben und ihn in einen mislichen Kampf mit dem Großkanzler von Irland verwickelten. Die übrigen Bischöfe ließen es beim Alten, selbst der vielgeltende Erzbischof Usher konte ihn nicht schützen und der Großkanzler verurtheilte ihn zur Entschädigung seines Kanzlers, dem er den Richterstuhl wieder einräumen sollte. Bedell kehrte sich nicht an dieses Urtheil und behauptete die von ihm getroffene Einrichtung, was ihm wegen der allgemeinen Achtung, die sein Amtseifer und seine persönlichen Tugenden ihm verschaft hatten, ungeahndet hinging. Zur Beschämung seiner Kollegen verwaltete er sein Amt ganz im Geiste der Bischöfe der ersten christlichen Kirche, hielt sich genau an die Uniformitätsacte der Königin Elisabeth, wußte aber auch die ehrfurchtgebietende Strenge seiner Sitten und seines amtlichen Verfahrens durch Freundlichkeit und Theilnahme gegen die ihm untergebenen Geistlichen zu mildern. Zwei Unternehmungen schlugen ihm fehl: die Veranstaltung einer Übersetzung des alten Test. ins Irische durch einen dazu wenig geeigneten Geistlichen, dessen Arbeit verworfen ward, und seine Bemühungen zur Union der protestantischen Confessionen, deren Unterhändler Dury (Duräus, einen Schotten) er mit einer Pension unterstützte. Seine Toleranz gegen die Katholiken schützte ihn anfangs während des Aufruhrs derselben in Irland, doch wurde er 1641 von ihnen verhaftet und starb kurz nach seiner Freilassung d. 7. Febr. 1642. Er hinterließ drei Söhne und eine Tochter von seiner schon zu St. Edmondsbury geheiratheten Frau. Sein literarischer Nachlaß, besonders exegetischen Inhalts ging in diesen Unruhen verloren [5]. (*G. E. Petri.*)

BEDEMUND, **Beddemund**, **Bettemund**, **maritagium**, eine Abgabe, welche Leibeigene oder Hörige für die Erlaubniß zur Heirath zu entrichten hatten; auch wol eine Vergütung, welche der Schwängerer einer Leibeigenen ihrem Herrn geben mußte. Doch komt das Wort in der ersten Bedeutung am häufigsten vor. — Die Abstammung und Zusammensetzung desselben ist sehr zweifelhaft. Daß in der ersten Hälfte des Worts das d bald einfach, bald doppelt, bald statt dessen ein tt gebraucht ist, darf nicht irren. Dergleichen Varianten auch bei andern Buchstaben, sind sehr gewöhnlich. Und eben so könte in der zweiten Hälfte Mund statt Munt, wie Adelung will, gesetzt seyn, obwol sich schwerlich Beispiele finden möchten, daß das niederteutsche Munt, Münze, auch Mund geschrieben worden. Nach ihm soll nämlich Bedemund aus dem bekanten Bede, womit gewisse Abgaben bezeichnet wurden, und aus Munte oder Münze, gebildet seyn, also eine in Geld zu entrichtende Abgabe bezeichnen. Dann würde aber Bedemund nicht von jener eignen Art einer Abgabe, sondern von jeder in Geld zu bezahlenden gebraucht worden seyn, was doch nicht ist. Dabei ward Bedemund nicht immer und allenthalben in barem Geld entrichtet, sondern es wurden auch wol, und vielleicht ursprünglich Naturalien gegeben, ein Bock- oder Schaffell, Wachs u. s. w. So wird in einer Urk. des Klosters Liesborn vom J. 1166 gesagt: „de nuptiis nummus aureus vel *pellis hircina* — nostris utilitatibus proveniat," welche Abgabe dann in der nämlichen Urk. noch deutlicher durch „*nuptialia commoda* quod dicitur *Bedemunt*" ausgedruckt wird. Eben so heißt es in einem Hofrecht des Stiftes Essen aus dem 15. Jahrh. „Item eyn horich Mensch der Kerken sal geven 5 Schillingh oft ein Zeghenvel (Ziegenfell), dat he sich moghe befaden." Endlich war Bede, von Bitten, wie Adelung selbst thut, abgeleitet, ursprünglich wenigstens eine freiwillige Abgabe, wie sie auch A. unter dem Wort Bethe erklärt. — Eben so wenig möchte Schottels Erklärung, die Abgabe werde Bedemund genant, weil um die Erlaubniß zur Heirath mündlich habe gebeten werden müssen, Beifall verdienen, oder Kindlingers Ableitung von Bellmund, welches so viel als unmündig bedeuten soll. Durch die Heirath sey aber eine Weibsperson aus der väterlichen Vormundschaft getreten. Dem stehet aber entgegen, daß die Verpflichtung zum Bedemund nicht auf dem weiblichen Geschlecht allein ruhte, und wol eher der Bräutigam für die Zahlung zu sorgen hatte.— Richtiger ists also wol, bei Bede, Bedde, Bette, nicht an eine freiwillige oder erbetene Abgabe, sondern an ein Bett, hier insbesondere Ehebett, zu denken, Mund aber durch Befugniß, Ermächtigung, in welcher Bedeutung es auch vorkomt (s. *Scherz* Gloss.), zu erklären, wonach dann Bedemund eigentlich die Erlaubniß zur Besteigung des Ehebetts, zugleich aber die dafür an den Herrn zu entrichtende Abgabe bezeichnete, so wie Bann das Strafrecht, und zugleich die von dem Verurtheilten zu erlegende Strafe bedeutete.

Diese Herleitung dürfte noch einige Bestätigung erhalten, wenn auf den Ursprung und den Grund, warum die Herren Bedemund von ihren Eigenhörigen und Dienstleuten zu fodern sich berechtigt halten mochten, zurückgegangen wird. Ganz unwahrscheinlich ist es nicht, daß das in den alten Zeiten, doch nur in einigen Ländern und Gegenden, angeblich ausgeübte, meistens aber doch wol abgelöste Recht der ersten Nacht (ius deflorationis, cunnagii) der Anlaß zur Einführung der Bedemund gegeben habe, worauf besonders die auch vorkommende Benennung Handschilling führt. — Will man aber auch einen solchen mit der Sittlichkeit in starkem Widerspruch stehenden Ursprung bezweifeln; so läßt sich schon aus den in manchen Gegenden sehr ausgedehnten Eigenthumsrechten der Leibsherrn erklären, warum sie auch das Verheirathen der Leibeignen von ihrem Willen abhängig machten, und davon einigen Nutzen zu ziehen suchten.

5) S. The life of *W. Bedell* (von dem Geschichtschreiber der Reformation in England Gilbert Burnet) Lond. 1685. 8. frz. Amsterdam 1687. 12. Bayle und Chaufepié im Art. Bedell.

Ohnehin war ihnen daran gelegen, durch Heirathen ihrer Leibeignen mit fremden nicht etwa die leibeigne Person selbst, oder doch die aus der Ehe zu erwartenden Kinder zu verlieren. Wenn sie daher auch der Heirath ihrer Leibeignen in eine fremde Familie nicht ganz entgegen waren und die Erlaubniß nicht verweigerten, so suchten sie doch, vor deren Ertheilung, durch eine Übereinkunft mit dem andern Herrn über einen Tausch, oder durch Verabredung eines Kindgedings mit demselben, gegen Schaden und Verlust sich sicher zu stellen. — Der Betrag der Bedemund war übrigens sehr verschieden und hing meistens von der Billigkeit des Herrn und den Umständen der Verlobten ab, ward aber auch wol urkundlich oder gesetzlich bestimt. Oben sind dergleichen Bestimmungen schon aus dem **11.** und **15.** Jahrh. angeführt worden. Ein Vergleich über den Hof Eickel im ehemaligen Stift Essen von **1569** setzt die Abgabe auf **3** Gulden für den Bräutigam und anderthalb Gulden für die Braut.

Daß Bauermiethe, Burmede und Buttheil, als gleichbedeutend mit Bedemund auch hierhin gehören sollen, davon möchten sich wol keine überzeugende Beweise finden.

Bedemund wird aber auch, wie oben schon bemerkt worden, die Abfindung genant, welche in dem Falle gefodert werden konte, wenn eine Leibeigene oder Hörige geschwängert worden. Das Osnabrückische Landrecht bestimte dafür eine Tonne Butter, welche der Schwängerer dem Herrn zu liefern, oder sich auf andre Art mit ihm abzufinden hatte. Ein Weisthum des Oberhofs Eickel in der Grafschaft Mark aus dem 16. Jahrh. setzt die Bedemund auf zwei Gulden. — Diese Abgabe war aber keine Buße oder Strafe. Sie sollte nur den Schaden vergüten, den der Herr der Geschwächten dadurch leiden konte, und ward daher an manchen Orten auch dem Dienstherrn einer freien Magd zuerkant, wie das eben angeführte Weisthum zeiget und aus andern alten Gesetzen hervorgeht*). (*v. Arnoldi.*)

BEDENBOSTEL, eine Amtsvogtei in der hanöv. Prov. Lüneburg, ein Haideland, das sich an der Lachte herunterzieht, und 1812 auf 143,518 kalenb. Morgen in 29 Dörfern und 502 Häus. 4232 Einw. zählte. Der Amtssitz Bedenbostel ist ein Pfarrdorf an der Lutter mit **50** Häusern und **347** Einw., die Bienenzucht unterhalten und Holzhandel treiben. (*Hassel.*)

BEDENKEN. Das einem Zeitworte vorgesetzte ableitende Be hat, wie bekant, zwar nicht immer, aber doch gewöhnlich den Sinn, daß es die Handlung des Zeitwortes auf den in Rede stehenden Gegenstand beziehet. Einen Acker bepflanzen z. B. heißt: auf diesen Acker pflanzen, die Handlung des Pflanzens auf ihn anwenden. So denn auch in Bedenken. Eine Sache bedenken heißt überhaupt: die Handlung des Denkens auf dieselbe anwenden, über dieselbe denken. Dies kann aber geschehen **1)** blos zum Behufe der Erkentniß. Wer eine gegebne Erscheinung erklären will, der muß alle Umstände dabei wol bedenken, und wenn er eine solche Erklärung gibt, weil er einen Umstand übersehen hat, so hat er diesen Umstand nicht bedacht. **2)** Zum Behufe des Handelns. Man denkt über die Gründe für und wider eine Handlung, um einen Entschluß zu fassen, ob man sie thue oder unterlasse. Dies wird vorzüglich Bedenken genant, und in diesem Sinne sollen wir Nichts, was zweifelhaft seyn kann, thun, ohne es vorher zu bedenken. Das fodert sowol die Klugheit; denn „vorgethan und nach bedacht, hat Manchen in groß Leid gebracht;" als auch die Sittlichkeit. Denn erst durch das Bedenken gelangen wir dabei zu dem Bewußtseyn, dem Sittengesetze nicht zuwider zu handeln, und auf die Gefahr, das Sittengesetz zu verletzen, soll Niemand Etwas thun. — Der Begrif des auf das Handeln gehenden Bedenkens sticht daher auch in dem abgeleiteten Ausdrucke Bedachtsam besonders hervor, indem vorzüglich derjenige so genant wird, der seine Handlungen vorher zu bedenken gewohnt ist (s. Bedachtsam). — Nach einer sehr gewöhnlichen, Ursache und Wirkung vertauschenden Figur, Bedenken wir Jemanden, sofern wir dadurch, daß wir ihm Gutes erweisen, ihm zeigen, daß wir an ihn denken. So hat ein Verstorbner, in seiner letztwilligen Verfügung, seine Dienerschaft reichlich bedacht, wenn er ihr viel vermacht hat. (*Maass*).

BEDER, Bedor, eine feste Stadt in der gleichnamigen Prov. im State des Nizam (von Golkonda) in Ostindien, an der Stelle, wo ehedem Baituna in Ariaka lag *). (***H.***)

BEDERKESA, ein Amt in der handverisch. Prov. Bremen, an der Geeste in der Haide. Es enthielt **1812** auf 128,163 kalenb. Morgen, 1 Marktflecken, 22 Dörfer, 20 Höfe, 1248 Häus. und 5718 Einw. Der Amtssitz Bederkesa liegt an einem Teiche, ist zugleich der Sitz einer Superintendentur, und hat in **201** Häus. **1031** Einwohner, die sich von der Brauerei und Brennerei nähren (Vgl. Bremen). (***Hassel.***)

BEDEUTUNG. Das Zeitwort Bedeuten wird auf doppelte Art gebraucht: **1)** als ein sogenantes activum. Dann heißt es: durch Zeichen zu erkennen geben. — Er fing das Unternehmen verkehrt an; ich suchte ihn zu bedeuten, daß er es anders machen müsse; aber er wollte sich nicht bedeuten lassen. **2)** Als ein sogenantes neutrum. Dann heißt es: ein Zeichen wovon seyn. — Zwei wagerecht über einander liegende Striche (=) bedeuten in der Größenlehre Gleichheit, indem sie ein Zeichen der Gleichheit sind. Hienach erscheint nun auch das Nennwort Bedeutung in doppelter Gestalt, je nachdem es von Bedeuten in dem thätigen oder in dem nichtthätigen Sinne abgeleitet ist. Denn in dem ersten Falle ist Bedeutung die Handlung des Bedeuters. — Die Regirung sendet einen Befehl, mit der Bedeutung (mit dem Bedeuten), ihn unverzüglich zur Ausführung zu bringen. In dem andern Falle ist die Bedeutung eines Dinges eigentlich: dasjenige Verhältniß desselben zu einem andern (mag dieses andre nun Vorstellung oder Gegenstand seyn), daß es ein Zeichen von demselben ist; und davon figürlich: dieses andre Ding selbst, wovon es ein Zeichen ist. Jedes Wort hat Bedeutung, läßt sich sagen, anstatt: jedes Wort bedeutet Etwas, — ist ein Zeichen von

*) S. *Boehmer* El. Jur. Civ. T. III. p. 358. sqq.

*) *Ptolem.* VII. 1. Mannert's *alte* Geogr. V. S. 191.

Etwas. Hier wird der Ausdruck Bedeutung in dem gedachten eigentlichen Sinne genommen. Wenn hingegen ein Wörterbuch die Bedeutungen der Wörter angibt, so sind dies die Begriffe oder Gegenstände, welche durch dieselben bezeichnet werden. Hier hat Bedeutung den erwähnten figürlichen Sinn. Indessen ist dieser so gewöhnlich, daß er fast zum eigentlichen geworden ist; und es ist derselbe, wo nicht der Zusammenhang das Gegentheil lehrt, alle Mal vorauszusetzen. Wer schlechtweg nach der Bedeutung eines Wortes, oder eines andern Zeichens fragt, der will den Begriff oder Gegenstand wissen, der durch dasselbe bezeichnet wird.

Bekant ist, daß man viele Wörter oft schlechtweg gebraucht, wo man einen besondern Grad, oder eine besondre Menge, kurz, eine besondre Größe dessen, was sie ausdrucken, anzeigen will. Er hat Verstand! Er hat Geld! will sagen: er hat großen Verstand, viel Geld! Auf diese Art nun werden Bedeuten und Bedeutung oft schlechtweg gebraucht, wo man von einer Sache anzeigen will, daß sie viel, etwas Großes, Wichtiges bedeute. Oft ist es ein bedeutender Umstand, ein Umstand von Bedeutung, wenn ein Kranker in Schweiß verfällt, d. h. dieser Umstand bedeutet oft etwas Wichtiges, ist ein Zeichen von einer wichtigen Veränderung. — Weil aber das, was ein Zeichen von etwas Wichtigem ist, eben darum selber Wichtigkeit hat; so gebraucht man Bedeuten und Bedeutung auch, um von einer Sache auszudrucken, daß sie selber wichtig, oder überhaupt, von besondrer Größe sey. Ein bedeutendes Vermögen ist ein großes, und wer ein Amt von Bedeutung im State bekleidet, der hat ein wichtiges Amt.

Genau genommen führen Bedeuten und Bedeutung, und zwar sowol in dem thätigen als in dem nichtthätigen Sinn, noch den Nebenbegrif des Absichtlichen mit sich. Wer einen Andern bedeutet, der hat die Absicht, demselben Etwas zu erkennen zu geben, und ein Ding bedeutet Etwas, streng genommen, nur insofern, als es in der Absicht, daß es ein Zeichen davon seyn solle, hervorgebracht, oder dargestellt ist. Das welkende Laub der Bäume ist ein Zeichen von dem Herannahen des Herbstes. Aber man kann nicht sagen, daß es das Herannahen des Herbstes bedeute. Denn es welkt nicht, damit dieses daraus erkant werde. — Diesen Nebenbegrif, auf den freilich nicht immer geachtet wird, hat das Wort noch von seinem Ursprunge her. Denn ursprünglich hieß deuten: mit dem Finger auf Etwas hin weisen; und das geschah natürlich in der Absicht, dasselbe bemerklich zu machen. (*Maass.*)

BEDEUTSAMKEIT. Bedeutsamkeit hat ein Ding, sofern es bedeutsam ist; sie bestehet, wenn sich so sagen läßt, in dem Bedeutsamseyn. Bedeutsam aber ist, was — nicht etwa blos in dem gegebnen einzelnen Falle, sondern — gewöhnlicher Weise viel, oder etwas Wichtiges, bedeutet. Dies gründet sich theils auf den Begrif des ableitenden Sam (s. Bedachtsam), theils auf den Gebrauch von Bedeuten, nach welchem es anstatt: viel oder Wichtiges bedeuten, gesagt wird (s. Bedeutung). Es ist daher möglich, daß Etwas in einem einzelnen Falle sehr bedeutend ist, ohne darum Bedeutsam zu seyn. Ein Zufall, der gewöhnlicher Weise Nichts zu bedeuten hat, kann bei einem Kranken eine sehr wichtige Veränderung anzeigen. Dann ist er für diesen Kranken sehr bedeutend, aber ein bedeutsamer Zufall ist er nicht. — Adelung wollte den Ausdruck Bedeutsam nicht ganz billigen, indessen ist er der Sprachähnlichkeit gemäß. Auch hat er sich behauptet und wird, wie auch Bedeutsamkeit, von den besten Schriftstellern gebraucht (*Maass.*)

BEDFORD, 1) eine der britischen Shiren in England, die mitten auf der Insel liegt, und sich von 16° 50′ bis 17° 30′ östl. L. und 51° 50′ bis 52° 20′ nördl. Br. hinzieht. Im N. W. gränzt sie mit Northampton, in N. O. mit Huntingdon, in O. mit Cambridge, in S. O. mit Hertford, in S. W. u. W. mit Buckingham. Der Flächeninhalt beträgt nach Arrowsmiths Karte 22, nach der Edinb. Gazetteer 20½ geogr. □Meilen. Die Oberfläche ist gewellet; im S. zieht eine Kette von Kalkhügeln hin, die aber kaum 500 bis 600 Fuß Höhe haben, das Innere ist flach, die östl. und westl. Striche sandig, und fast ¼ des Ganzen aufgeschwemtes Erdreich. Die südliche Hügelkette heißt Chiltern Hills, und zeigt sich meistens nackend; Waldung findet man blos in den Parks, und strichweise einiges Gebüsche. Flüsse sind die Ouse, die bei Bedford schiffbar wird, die Joel, Ouzel und Lea. Mineralwasser gibt es in Menge, aber keins hat einen besondern Ruf, ob sie gleich bald warm, bald kalt hervorquellen; die wenigsten hat man noch analysirt. Das Klima ist es etwas feucht, doch im Ganzen gesund. Bis auf die neuesten Zeiten lag der größere Theil der Provinz wüste, oder doch als schlechtes Weideland, aber seitdem hat man besonders unter den Auspizien der großen Grundeigenthümer, worunter der Herzog von Bedford der begüterste ist, die Ländereien zu befriedigen, und die wüsten Gegenden unter Kultur zu nehmen gesucht, welches auch so gut gelungen ist, daß Bedford jetzt zu den am besten angebaueten Provinzen von Altengland gehört. Sowol der Ackerbau, als die Viehzucht stehen in hoher Blüte, und unter dem Hornvieh gilt die Bedfordrasse für eine der besten. Auch die Schäfereien sind überall veredelt, und die Hauptprodukte, die die Shire jetzt zur Ausfuhr liefert, bestehen in Korn, Wolle und Butter. Die Lerchen, die auf ihren Feldern gefangen werden, gelten für die fettesten auf der Insel. Ein andres Produkt, was in Bedford reiner und feiner, als in irgend einem State von Europa, und in größter Menge gefunden wird, ist die Walkererde; man gräbt sie vorzüglich bei Woburne, wo sie sich schichtenweise 10 bis 12 Fuß unter der Oberfläche findet, theils als Crop, die eine rothe Farbe hat und zum Walken nicht so tauglich ist, theils als eigentliche Walkererde, die ganz seifenartig ist, und deren Ausfuhr streng verboten ist; an sonstigen Mineralien besitzt die Shire Kreide, Töpferthon, Marmor und Braunkohlen. Die Zahl der Einw. belief sich 1811 auf 70,213 in 14,927 Familien, von welchen letztre, 9431 sich mit dem Ackerbau, 4155 mit bürgerlichen Gewerben und Fabriken und 1341 auf andre Art beschäftigten; die Zahl der Wohnplätze auf 9 Städte und Marktflecken, auf 123 Kirchspiele und 12,190 Häus. Das weibliche Geschlecht legt sich meistens auf die Spitzenklöppelei, womit ¼ aller Weiber beschäftigt seyn sollen; man hat Schulen angelegt, um

die Kinder früh zu beiden Gewerben anzuführen. Eine Quantität von Strohdecken werden an den Ufern der Ouse verfertigt; aber die Hanf- und Baumwollenspinnerei, die sonst stark getrieben wurden, hat man fast ganz aufgegeben. Bedford, welches im Cirkel von Norfolk belegen ist, 400 Mann zur Nationalmiliz stellt und zur Diöcese von Lincoln gehört, wird in 9 Hundreds eingetheilt. Es besitzt wenige Überreste des Alterthums, obgleich drei römische Straßen durch das Land führten; auf einem Hügel Toternho-Castle, $\frac{2}{5}$ Meilen von Dunstable sieht man noch die Stelle, wo einst ein altes britisches Lager oder Festung stand. In den ältesten Zeiten waren in der Shire die Stämme der Cassii und Catieuchlani einheimisch; unter der sächsischen Dynastie machte sie ein Theil des Königreichs Mercia aus. Die Hauptstadt Bedford (Br. 52° 8′ L. 17° 7′) steht auf beiden Seiten der Ouse, die bei der Stadt schifbar zu werden beginnt und eine steinerne Brücke trägt; sie ist offen, aber nach dem Brande 1802 ziemlich gut gebaut, hat 5 Kirchen, wovon 3 auf der Nord-, 2 auf der Südseite des Flusses sich erheben und die Hauptkirche zu St. Paul ein ehrwürdiges gothisches Gebäude, 3 Bethäuser der Independenten, an deren einem der bekante John Bungar von 1671 bis 1688 als Prediger stand, 1 Methodisten-Kapelle und 1 Bethaus der Herrnhuter, dann 1 Grammatikalfreischule, 1 Armenhaus, 1 Arbeitshaus, worin eine Flanellmanufaktur blühet, 1 Krankenhaus mit 18 Betten, 1 Irrenhaus, 1 Provinzialhaus, worin die Assisen und Quartersessionen gehalten werden, 1 Gefängnißhaus, 690 meistens steinerne oder doch von Backsteinen erbaute Häus. und 4605 Einw., deren vorzüglichste Nahrung in der Spitzenklöppelei, im Marktverkehre und im Handel mit Korn, so wie mit Steinkohlen, Bauholz und Eisen besteht, welche von Lynn und Yarmouth hieher geschift werden; außer den beiden Wochenmärkten werden jährlich 6 Jahrmärkte gehalten, worauf ein großer Umsatz mit Wolle Statt findet. Bedford, ein Borough, welcher seit 1295 zwei Deput. zum Parl. sendet, ist ein alter Ort; man hält es für das alte Bedicauford, wo 572 die Schlacht zwischen den Briten und Sachsen vorfiel, und Offa, König von Mercia, geboren ist. Es hatte sonst ein Kastell, wovon die Trümmern noch zu sehen sind, und welches unter K. Heinrich III. verwüstet ist. Die Ebene von Bedford ist ein weitläufiger Landstrich, welcher sich nicht blos über Bedford, sondern mehre benachbarte Shires verbreitet und gegen 300,000 Acres umfaßt; es besteht zum Theil aus Marschen, welche bei starkem Regenwetter ganz unter Wasser stehen, zum Theil aus dem schönsten Ackerlande, und nur ein geringer Theil aus unkultivirter Länderei. Der Herzog von Bedford ist hier der vornehmste Grundeigenthümer, und sein prächtiger Landsitz Woburne Castle darin gelegen. — 2) Eine County im nordamerikanischen State Pennsylvania zwischen Somersett, Huntingdon, Franklin und Virginia und im O. der Alleghanikette, deren Kamm ihre Gränzen macht. Übrigens ist sie von mehren Vorbergen dieser Kette, die sie in große und fruchtbare Thäler theilen, durchzogen, und von der Juniata und andern kleinen Flüssen, die dem Potowmak zugehen, bewässert, und enthält 85 □Meilen, 1810 mit 15,746 Einw. meistens Iren, die unter 14 Gemeinden vertheilt waren. Die Hauptstadt Bedford (Br. 40° 2′ L. 358° 39′ 22″) hat etwa 100 Häus. mit 547 Einw. — 3) Eine County des nordamerikanischen Stats Virginia, liegt auf der S. O. Seite der blauen Berge, ist von Botetourt, Rockbridge, Amherst, Campbell, Pitsylvania und Franklin umgeben, zählte 1810. 16,148 Einw. und hatte New-London zum Hauptorte. — 4) Eine County im nordamerikanischen State Tennessee, hatte 1810 erst 8242 Einw. und war im Werden. — Noch führen den Namen Bedford 5) ein Fabrikort in der britischen Shire Lancaster, $1\frac{1}{2}$ Meile von Newton gelegen, und von 2372 Menschen bewohnt, die sich meistens von der Baumwollenweberei und Twistspinnerei nähren. — 6) Eine Stadt in der County Westchester des nordamerik. Stats Newyork. — 7) Ein Ort am Concord mit 592 Einw. in der County Middlesex des nordam. Stats Massachusetts. — 8) Ein Ort an einer Bucht der Buzzardsbai in der County Bristol des nordamerik. Stats Massachusetts mit 5651 Einw., einem guten Hafen, bedeutenden Handel und Gewerbe. Zum Unterschiede des Bedford in Middlesex heißt er gewöhnlich New-Bedford. — 9) Eine Stadt etwa eine Meile von der Jamaikabai am Westende von Longisland in der County Brookland des nordamerik. Stats Newyork. — 10) Ein Kap auf der Küste von Labrador unter 67° Br. und 292° 10′ L. — 11) Ein Kap auf der N. O. Spitze des Australkontinents unter 15° 16′ südl. Br. und 145° 15′ L. — 12) Eine County in der britischen Prov. Untercanada. (*Hassel.*)

Bedford, Herzoge v., s. Heinrich IV. V. von England und Russel.

BEDINGUNG, 1) im Allgemeinen. Das Wort Bedingung ist abgeleitet von Ding, in dessen jetzt nicht mehr gebräuchlicher Bedeutung als Rede, Gespräch, Unterhandlung, Vertrag, streitiges Gespräch, Prozeß, Gericht, wonach denn auch das Zeitwort Dingen in entsprechenden Bedeutungen vorkomt. Solche Bedeutung ist noch üblich in dem Worte Dingen selbst, in Abdingen, Aufdingen, Eindingen, Verdingen; eben so in Bedingen, sich Ausbedingen, Einbedingen u. a. Wenn bei einigen dieser Ausdrücke der Sprachgebrauch die Bedeutung vorherrschend gemacht hat: um eine gewisse Summe, um Lohn u. dgl. die Erreichung eines Zweckes bewirken; so sticht auch hiebei die alte Grundbedeutung hervor, denn die Erreichung eines solchen Zweckes ist allezeit von einer Übereinkunft, also Unterhandlung und Vertrag, abhängig. Dieselbe Bedeutung zeigt sich in der Etymologie des lateinischen Wortes conditio, d. i. gemeinschaftliches Zugeben, ebensowol als in unserm teutschen Bedingung, dessen Vorschlagsylbe und Endung zugleich hinweisen auf eine Handlung, welche nur durch verabredeten Vertrag zu Stande kommen, auf einen Zweck, der nur durch gemeinschaftliche Einwilligung erreicht werden kann. — Hierin liegt stillschweigend eingeschlossen, daß die Verabredung, der Vertrag der bestimmende Grund zu einer Handlung wird, und daß also dieser Grund nicht an sich und nothwendig bestimmend ist, sondern erst unter Voraussetzung der Verabredung es wird. Wo Zwang herrscht, da findet keine Bedingung Statt, nur bei Freiheit kann etwas Bedingungsweise geschehen.

Aus diesem, was stillschweigend in dem Ersten eingeschlossen lag, haben sich nachmals alle metaphorischen Bedeutungen der Worte Bedingung und Bedingt, auch die im philosophischen Sprachgebrauch, entwickelt. Es war hier überhaupt nur eine doppelte Metapher möglich, eine Übertragung nämlich aus dem Kreise des Geschäftslebens entweder in den Kreis der Natur oder des geistigen Menschenlebens, in die sinnliche oder übersinnliche Welt. In jedem Falle versteht man hier unter Bedingung den bestimmenden Grund zu irgend einer Folge; die Folge selbst nent man das Bedingte. Man denkt sich hier also zweierlei zusammen, was zu einander in dem Verhältniß von Grund und Folge, oder, in einer nur andern Sphäre, zu Ursach und Wirkung steht. Grund (ratio) und Folge (consequentia) unterscheiden sich nämlich von Ursache (causa) und Wirkung (effectus) insofern, als jene blos der Sphäre des Denkens, diese der Sphäre des Seyns (und Erkennens) angehören, weswegen auch Ursache und Wirkung als realer Grund und reale Folge dem blos logischen Grund und der logischen Folge entgegengesetzt werden. Sind nun aber jenes Verhältnisses wegen Grund und Ursache, Folge und Wirkung als gleichbedeutend anzunehmen mit der Bedingung und dem Bedingten? Krug (Denklehre S. 79.) sagt: „Unsre Sprache ist so glücklich, zwei Ausdrücke zu besitzen, womit man Grund und Ursache eines, und Folge und Wirkung andern Theils bezeichnen kann. Dies sind die Ausdrücke: Bedingung und Bedingtes. Bedingung ist nämlich ein Ding, das ein andres bestimt, Bedingtes ein Ding, das durch ein andres bestimt wird. Versteht man nun unter Ding ein logisches, so zeigt Bedingung und Bedingtes den bloßen Grund mit seiner Folge, versteht man ein reales, so zeigt Bedingung und Bedingtes die Ursache mit ihrer Wirkung an." Es könte wol seyn, daß zuweilen alle diese Ausdrücke als gleichbedeutende gebraucht worden wären, indeß scheint mir doch der Unterschied unter ihnen wenigstens eben so groß als ihre Ähnlichkeit, und dieser Unterschied aus der Urbedeutung in die metaphorischen mit übergegangen zu seyn. Der Grund zu irgend einer Folge, die Ursache zu irgend einer Wirkung müssen nicht an sich und nothwendig bestimmend seyn, sondern durch besondere Umstände, mithin allezeit unter einer Voraussetzung es erst werden, und die Folge oder Wirkung scheint allezeit etwas Ungewisses, Zweifelhaftes haben zu müssen, das sich nur dann verliert, wenn es wirklich geworden. In der Bedingung wird mithin allezeit etwas Hypothetisches liegen, und es verdient wol Bemerkung, daß Hypothesis, das griechische Wort für Bedingung, welches wir häufig auch durch Voraussetzung übertragen müssen, ebenfalls alle diese Begrifs-Nuancen hat, denn es ist in seiner ersten Bedeutung Unterlage, Grund, und hat dann doch auch die Bedeutung des Ungewissen einer Meinung. So stehen also zwar Bedingung und Bedingtes zu einander in dem Verhältniß von Grund und Folge, allein der Grund ist nur unter Voraussetzung besonderer Umstände bestimmend, und die Folge nicht eine an sich nothwendige. Darum setzt man auch dem an sich Nothwendigen das Bedingt-Nothwendige (necessitas hypothetica, conditionalis, ex suppositione) entgegen; es folgt etwas nothwendig unter Voraussetzung eines Andern, so wie eine Handlung freier Menschen nothwendig wird nach abgeschlossenem Vertrage.

Diese Begrifsbestimmungen greifen tiefer in alle Philosophie ein, als mancher auf den ersten Blick wol glauben dürfte. Die Untersuchung über Bedingung und Bedingtes komt in der Logik, der Metaphysik und der Rechtslehre vor. In der Logik wird gehandelt von den bedingten (hypothetischen) Urtheilen u. Schlüssen. Da in ihnen Vordersatz und Nachsatz mittelst der Begriffe Wenn und So im Zusammenhange gedacht werden, so leuchtet von selbst ein, daß der Nachsatz im Urtheil und die Folge im Schlusse nur unter Voraussetzung der Wahrheit des Vordersatzes wahr sind (s. Urtheil, Schluss). In der Metaphysik wird gehandelt von den Bedingungen des Seyns und Werdens und des Wechsels in demselben. Hier stehen wir in dem unendlichen Gebiet des Bedingten, dessen Bedingung selbst wieder bedingt ist, so daß die Untersuchung von Bedingung zu Bedingung fortwährend zurückschreiten muß bis zu einer Bedingung, die nicht selbst wieder bedingt ist, also bis zu dem Unbedingten. Da wir unmöglich dieses große Thema hier abhandeln können, so verweisen wir deshalb außer den Artikeln Unbedingtes, Grund und Ursache auch auf die Artikel Kategorie, Idee, und Metaphysik selbst. (*Gruber.*)

Bedingung. 2) Im juristischen Sinn nent man jeden Thatumstand, von dessen Daseyn Rechte und Verbindlichkeiten abhängig gemacht werden. Dieser Thatumstand läßt sich aus verschiedenen Gesichtspunkten betrachten: 1) liegt derselbe in der Natur der Sache selbst, so nent man die aus demselben hervorgehende Bedingung, eine stillschweigende; ist er dagegen ein äußerer, dem Geschäfte an und für sich fremder Thatumstand, so heißt die Bedingung, die es herbeiführt, eine ausdrückliche. Nur die ausdrücklichen Bedingungen sind wahre Bedingungen im rechtlichen Sinne, nicht die stillschweigenden. 2) Wird das Geschäft von einem bereits eingetreten gewesenen Thatumstande abhängig gemacht, so nent man die Bedingung conditio in praeteritum collata [1]); wird es von einem gegenwärtig eingetretenen Thatumstande abhängig gemacht, so heißt sie conditio in praesens collata [2]), und wird es an einen zukünftigen Thatumstand geknüpft, so ist die Bedingung eine conditio in futurum collata [3]). 3) Wenn von dem Eintritt der Bedingung das jemand zugestandene Recht insofern, als er dasselbe erhalten soll, abhängig gemacht wird, so heißt die Bedingung eine aufschiebende (suspensiva) [4]), indem sie die Erlangung des Rechts bis zum Eintritte des genanten Thatumstandes, aufschiebt. Soll jedoch von der Bedingung die Frage abhängig seyn, ob jemand das ihm zugestandene Recht behalten, oder ob er es wieder verlieren soll, so heißt die Bedingung eine auflösende (resolutiva) [5]). 4) Beruht

1) Z. B. A. soll mein Erbe seyn, wenn er vor der Verfertigung dieses meines Testaments Bürgermeister gewesen ist. 2) A. soll mein Erbe seyn, wenn er heute am 30. April 1821, verheirathet ist. 3) Wenn er heirathen wird. 4) A. soll 1000 Thaler haben, wenn er geheirathet haben wird. 5) A. soll 1000 Thlr. zurückzahlen, wenn seine Frau stirbt, ohne daß er Kinder mit ihr erzeugt hat.

die Bedingung auf einer positiven Thathandlung, so nent man sie die **bejahende** (affirmativa) [6]), beruht sie dagegen auf einer negativen, so heißt sie die **verneinende** (negativa) [7]). 5) Die Bedingung kann theils **möglich**, theils **unmöglich** seyn; letztere theils **physisch** [8]), theils **moralisch unmöglich** [9]), d. h. den Sitten und Gesetzen zuwider. Den unmöglichen Bedingungen werden auch die **in sich widersprechenden** (conditiones perplexae) gleichgestellt. Die mögliche Bedingung ist eine **zufällige** (casualis) [10]), wenn sie lediglich von der Wirksamkeit äußerer Umstände abhängt, ohne daß der Wille desjenigen, für den das Recht zugestanden ist, etwas dazu beitragen kann, oder eine **willkürliche** (potestativa) [11]), wenn sie von diesem Willen lediglich abhängt, oder endlich eine **gemischte** (mixta) [12]), wenn beides, Zufall und Willen zusammentreffen müssen.

Jede Bedingung schiebt im Allgemeinen die Verwirklichung des zugestandenen Rechts auf, so lange sie nicht existirt, und zwar den Erwerb des Rechts, wenn sie **aufschiebend**, und den Rückfall des bereits erworbenen Rechts, wenn sie **auflösend** ist. Existirt dagegen die Bedingung, welches bei den **bejahenden**, der Augenblick der positiven Thathandlung, bei den **verneinenden**, der Augenblick der Unmöglichkeit der Thathandlung, oder der Augenblick, da die zur Erfüllung der Bedingung gesetzte Zeit ablief, ist, so wird das Recht wirklich, und zwar muß dann, bei auflösenden Bedingungen die Sache so zurückgegeben werden, wie sie dann ist, insofern sie durch eine letzte Willensäußerung an den Erwerber gekommen war, und mit allen bis dahin von der Sache gezogenen Nutzungen, und frei von allen Lasten, insofern sie durch einen Vertrag an den Erwerber gelangt war. War dagegen die Bedingung aufschiebend, so wird von dem Augenblick ihres Eintrits der Erwerb verwirklicht, wenn der Gegenstand durch eine letzte Willensäußerung versprochen war. War er durch einen Vertrag versprochen, so soll der Erwerber auch, falls die Bedingung eine **zufällige** oder **vermischte** war, die seit Abfluß des Vertrags bis zum Eintrit der Bedingung erhobenen Nutzungen erhalten. Komt endlich die Bedingung nicht zur Wirklichkeit (si deficit conditio), so wird das Geschäft (nämlich bei der auflösenden das Neben- und bei der aufschiebenden, das Hauptgeschäft) eben so betrachtet, als wenn es gar nicht abgeschlossen wäre.

Ganz eigne Rücksichten treten außerdem ein, wenn eine unmögliche Bedingung hinzugefügt würde. Was physisch nicht existiren kann, wird eben so angesehen, als ob es gar nicht existirte, und was moralisch oder rechtlich nicht existiren soll, soll nicht als existirend, sondern nur, als **nicht existirend** gewisse rechtliche Wirkungen haben. Bejahende physisch oder moralisch unmögliche Bedingungen hindern daher sofort den Erwerb des Rechts, wenn sie aufschiebende, und den Rückfall desselben, wenn sie auflösende Bedingungen sind. Verneinende physisch unmögliche Bedingungen werden sofort als erfüllt angesehen, mithin das Recht, wenn sie aufschiebend sind, sofort erworben, oder wenn sie auflösend sind, der Rückfall des Rechts sofort erwirkt. Die verneinende moralisch unmögliche Bedingung schiebt ihrem Begriffe nach den Erwerb des Rechts auf, bis sie ihrer verneinenden Natur nach, existirt; und dann folgt der Erwerb. Und zwar alles dieses, wenn das Recht selbst durch eine letzte Willensäußerung zugestanden ist; ist dagegen von Verträgen die Rede, so muß man unterscheiden: a) der, welcher sich etwas (gleichviel, ob aufschiebend oder auflösend) versprechen läßt, und zwar dafür, daß er etwas moralisch Unmögliches nicht thue, vernichtet dadurch den ganzen Haupt- oder Nebenvertrag; b) bedingt sich hingegen jemand etwas auf den Fall, daß der **Andere** eine unerlaubte That verübe, so entsteht durch die That die unbedingte Verpflichtung, das Versprochene zu geben, oder zurückzuliefern.

Was endlich die Erfüllung der Bedingungen anbetrift, so müssen sie zur bestimten Zeit, durch die Person, welcher sie aufgelegt sind, und durch die durch ihre Natur oder den ausdrücklichen Willen des Bedingenden vorgeschriebene Handlung erfüllt werden, und nur dann ist die nichterfüllte Bedingung einer erfüllten gleich zu achten, wenn der, zu dessen Vortheil sie beigefügt ist, ihre Erfüllung selbst verhindert hat [13]). (*Spangenberg.*)

Bedlam, s. Irren-Anstalten.

BEDLIS (oder auch **BETLIS**) بدليس, in dem Umfange der Statthalterschaft von Wan nach der Angabe des **Dschihannüma** im 61½° ö. L. und 37½° n. Br., eine sehr feste Stadt in einem Thale zwischen 2 nur einen Stückschuß entfernten Bergen, und dem kleinen mitten durch die Stadt gehenden Flusse Kusur, der sich weiter unten mit dem Dschui rubat vermischt. Der Sage nach, welche auch der Geschichtschreiber von Bedlis **Scherefchan** in seinem Werke aufführt, wurde die Stadt von **Alexander** dem Großen erbaut, welcher durch den Geschmack des Wassers von Bedlis (Centrites) entzückt demselben nachging, dann nach der Vereinigung der beiden obbenanten Flüßchen den Kusur bis zu seiner Quelle verfolgte, und dann zwischen beiden diese nach einem seiner Sklaven genante Stadt erbaute *). Die Stadt hat

---

6) A. soll mein Erbe seyn, wenn er die Doktorwürde annehmen wird. 7) A. soll mein Erbe seyn, wenn er nicht Soldat werden wird. 8) Wenn er einen Triangel zeichnet, dessen drei Winkel keine 180 Grade haben. 9) Wenn er Jude wird, wenn er den B. derb abprügelt. 10) Wenn in diesem Jahre Frieden geschlossen wird. 11) Wenn er meinen Namen annehmen wird. 12) Wenn er **einen Sohn** zeugen wird.

13) *Balduin.* Comment. de conditionibus, hinter dessen Comment. de pignorib. *P. Brusselii* tr. deionditt. verbunden mit *P. Durani* tr. de conditt. Francof. et Lips. 1700. *Ziegler* D. de conditt. in s. Disceptt. sel. Lips. 1721. *J. F. Ravensberg* de conditt. conv. et ultim. volunt. Jen. 1752. 8. **Thibaut** civilist. Abhandl. No. 17.

*) Nach einer alten orientalischen Erzählung (*Otter* l. p. 124. u. s. w.) schlug Alexander der Große in dieser Gegend sein Lager auf, weil das Wasser hier vor seiner Vereinigung mit dem Tigris nicht tief, und weil hier eine militärische Position ist. Es zeigte sich bald, daß Alexander richtig gewählt hatte. Als Alexander bei der Rückkehr durchziehen wollte, verschloß sich **Bedlis**, nach welchem Alex. die Stadt benant, und die er ihm als Kommandanten übergeben hatte. Vergebens belagerte Alexander; erst als er abstand, öfnete der Kommandant die Stadt, und erklärte, daß er seinem Herrn habe beweisen wollen, wie fest dieser Ort sey. Später war auch Bedlis den türkischen Kaisern unbezwinglich. (*Rommel.*)

viele große und alte Gebäude, unter denen sich 4 große Moscheen mit kufischen Inschriften auszeichnen, nämlich: die alte Moschee, die rothe Moschee (vor der Eroberung die armenische Kathedralkirche), die Moschee von Gökmeidan, d. i. Himmelsplatz und die Moschee von Scherefchan einem Vorfahren des Geschichtschreibers erbaut, welcher auch ein Kloster, und eine nach ihm genante Akademie stiftete. Außer derselben sind noch andre 5 namhafte Akademien, welche für den Flor der Wissenschaften unter der immer unabhängigen Regirung der Chane von Bedlis zeugen. Ein andrer Beweis dafür sind die große Zahl gelehrter Männer, welche diese Stadt aufzuweisen hat, und deren Geburtsort man schwerlich in den rauhesten Gebirgsgegenden Kurdistans vermuthet hätte *). Die Stadt hat ungefähr 5000 Häuser mit Terrassen bedeckt. Das Schloß ist dreieckig; eines der schönsten Gebäude ist das Bad Chosrew Paschas mit zwei Warenniederlagen, 100 Läden, 2 Schmalzmagazinen und mehren andern dazu gehörigen Gebäuden. Da dieser Ort einer der festesten Pässe zwischen Diarbeker, Mesopotamien und Armenien ist, so haben sich die Besitzer davon fast immer unabhängig von fremder Herrschaft erhalten.

Die Straße ist nicht nur durch den Felsenpaß, worin die Stadt liegt, sondern auch eine Stunde südlich von derselben dadurch leicht gesperrt, weil sie durch einen durchgeschlagenen Felsen führt; dieser Durchbruch war das Werk einer großen Frau, die auch in der Stadt eine Moschee und Brücke erbaute, welche die Frauenmoschee und Frauenbrücke heißen. Das Schloß hat, den Palast des Chans mit einbegriffen, nur 4000 Schritte im Umfange, und die Mauern sind 80 Ellen hoch und 10 E. breit, es enthält nicht mehr als 300 Häuser und einen einzigen Brunnen ungeachtet des Überflusses an Quellen, deren nach einer runden Zahl nicht weniger als 360 seyn sollen **). Bedlis wurde zugleich mit Achlat im J. d. H. 27. (647) unter dem Chalifate Omars seinem General Ajas Ben Ghanem vom Befehlshaber Justinus übergeben. Die Chane, welche in der spätern Zeit in Bedlis herrschten, leiten ihr Geschlecht von der Familie Abbas ab, aus der auch Scheref Chan der Geschichtschreiber und die obbenante Erbauerin der Moschee und Brücke die Tochter Ewhadollah's stamte. Sultan Ussun Hassan ließ die Festung drei Jahre lang belagern, ohne sie mit Gewalt einnehmen zu können. Nachdem Sultan Murad der 4. Eriwan erobert hatte, unterwarf sich ihm der Chan von Bedlis, dem er die Einkünfte der Ebene von Musch anwies, und die Chanschaft erblich in seiner Familie bestätigte, doch so, daß der Sultan sich das Recht denselben abzusetzen und einen seiner Verwandten zu ernennen, vorbehielt, so wurde im J. d. H. 1065 (1654) durch den Statthalter von Wan Melek Ahmed Pascha (den der große Reisende Ewlia begleitete) der damalige Chan Abdal geschlagen, hingerichtet, und die Stelle seinem Neffen verliehen. Die damaligen Gränzen des Gebietes von Wan waren östlich der kurdische Stamm Hakkari, gegen Süden die Gebiete der kurdischen Begen, Schirwan, Isan und Serki, gegen Norden die Tschabaktschur und Mamerwan. Der Stam der Kurden, welche die Gegend von Bedlis bewohnen, und eine eigne Mundart sprechen, heißt Rusegi, ihre Zahl betrug unter Murad IV. 40,000 Köpfe, und die Zahl der Armenier eben so viel. Die Lehens-Truppen von 13 großen Lehen (Siamet) und 214 kleinen (Dimar) betragen 3000 Mann, die mit dem Pascha von Wan zu Felde ziehen. Von Seite des Sultans befinden sich hier blos die Befehlshaber der Janitscharen und Sibahis samt dem Kopfsteuer-Einnehmer; die andern Beamten nämlich der Richter, der Mufti von der Sekte der Schafiten, das Haupt der Emire, Festungs-Kommandant (Disdar), der Zolleinnehmer (Badsschdar), der Magazinsaufseher (Kapandar) und der Marktvogt (Muhtesib) sind vom Chan aus bestellt (Dschihannûma. Ewlia). (*v. Hammer.*)

*) Darunter sind außer dem schon oben erwähnten Geschichtschreiber der Osmanen Edriß, der unter Sultan Selim I. die Geschichte des osmanischen Reiches unter dem Titel: Heschi Beheschi, d. i. die acht Paradiese schrieb, fortgesetzt von seinem Sohne Abulfasl dem Defterdar; der Dichter Schükri der Verfasser der gereimten Geschichte Selims Selimname; die Gesetzgelehrten Mewlana Abdor-rahim und Mewlana Mohammed Berkalai, beide Verfasser berühmter Kommentare und mehre andre. **) Die berühmtesten derselben sind: der Quell Alexanders auf der Ostseite des Schlosses, mit demselben vereinigen sich die Quellen Ainol, Burut und Ainol hussul. Der Bach Karadere, dessen Wasser bitter, und der Mühlbach Sindila genant, werden als Arznei getrunken.

Bedmar (Alfons de la Cueva Mq. de), s. Venedig.

BEDNORE (Bednur), ein Distrikt in der Prov. Mysore, welcher gegenwärtig unter britischer Oberhoheit dem Raja von Mysore gehört. Er ist stark gebirgig, und die Gats erreichen hier eine Höhe von 4000 bis 5000 Fuß, wie denn der Siwa gunga 4600 Fuß über dem Horizonte von Madras sich erhebt. Die Hauptprodukte bestehen in Pfeffer, Betelnüssen, Sandelholze und Kardamomen. Die Hauptstadt Bednore (Br. 13° 50′ L. 92° 40′), einst ein großer blühender Ort, der mehr als 20,000 Häus. zählte, und dessen Namen Tipoo Saheb in Hydernuggur verwandelte, ist jetzt in tiefem Verfall und hat nur noch 1500 Bambushütten. Unter den Einwohn. befinden sich etwa 100 Familien Concanchristen, die sich von der Brennerei von Arak und andern geistigen Getränken nähren. (*Hassel.*)

Bedonis burgum, s. Bidburg.

BEDOS DE CELLES (Dom François), Benediktiner der Kongregation von St. Maur, geb. 1706 zu Caux im Kirchsprengel von Béziers, legte in seinem 20. Jahre, in dem Kloster Daurade zu Toulouse, seine Gelübde ab, kam in der Folge in die Abtei St. Denys, war ein Mitglied der Akademie zu Bordeaux und seit 1758 Korrespondent der königl. Akademie der Wissenschaften zu Paris, und starb d. 25. Nov. 1779. Die Achtung, die ihm sein sanfter und bescheidener Charakter erwarb, wurde erhöhet durch das Verdienst folgender Werke, die er bearbeitete: La Gnomonique pratique, ou l'art de tracer des cadrans solaires avec la plus grande précision, par les meilleures methodes. Paris 1760. 8.; Ed. II. augm. 1774. 8. mit 34 Kpf. und einer Karte von Frankreich. L'Art du relieur et du doreur de livres. — L'Art du facteur d'Orgues. Paris 1766 — 1778, Vol. IV. fol. zusammen

676 Seiten und 137 Kupfertafeln stark; wegen der sauber gestochenen Kupfertafeln das Kostbarste, und wegen der Reichhaltigkeit, Gründlichkeit und Vollständigkeit des Inhalts das vortreflichste Werk über die Orgelbaukunst. Der erste Band enthält eine genaue Beschreibung der Orgel, der zweite lehrt sie verfertigen, der dritte unterrichtet die Orgelspieler in der Erhaltung u. Unterhaltung des Werks, und im vierten findet man eine Geschichte der Orgel, Nachrichten von allerlei kleinen Orgeln ꝛc. Teutsche kurze Auszüge aus diesem Werke haben J. S. Halle (Brandenb. 1779. 4. mit Kpf.) und J. C. Vollbeding (Berl. 1793. 4.) geliefert. Das französische Original gehört (nebst der **Art du relieur**) zu der großen **Collection des arts et metiers**, und ob es gleich unter Bedos de Celles Namen erschien, so wird es doch von Einigen *) dem Jean Franç. Monniot, Benediktiner zu St. Germain des Prés, der 1797 im 74. Jahre starb, zugeschrieben **). (*Baur.*)

BEDR بَدر, 1) ein Flecken zwischen Mekka und Medina, bekant durch den Sieg, welchen Mohammed im 2. Jahre der H. hier über die Koreischiten erfocht (bei den Arabern bekant unter dem Namen يوم بدر). — 2) Bezirk in Jemen. — 3) Gewässer und Berg östlich von dem Karavanen-Weg, von Ägypten nach Ramla †). (*Möller.*)

BEDR EL DSCHEMALI, بدر الجمالي, war Oberfeldherr, oder Emir el dschojûsch, des fünften Fatemidischen Chalifen Ägyptens El mostansser billah abu temîm maad ben abil hossein, im 5. Jahrh. der Hedschra. Er war ein geborner Armenier, und ward als Sklave verkauft an den Dschemâl eddaula ben ammâr, von dem er den Beinamen Dschemâli erhielt. Durch seinen Muth und seine Fähigkeiten erwarb er sich bleibendes Ansehn, und bald auf lange Zeit den wichtigsten Einfluß auf die Regirung des ägyptischen Reiches. Anfangs war er, in den Jahren d. H. 455 und 458 Befehlshaber zu Damask, welches mit dem größten Theile Syriens zu den Besitzungen des Fatemidischen Chalifen gehörte. Durch die Nebenbuhlerschaft andrer Befehlshaber aber ward er von hier verdrängt, und zuletzt auf die Städte Seid und Akka beschränkt. Sein Herr, der ägyptische Chalife, befand sich um diese Zeit in der bedrängtesten Lage, wegen des zwischen den türkischen Truppen und den schwarzen Sklaven in Ägypten ausgebrochenen Krieges. Er rief daher den Bedr aus Syrien zu Hülfe, und dieser erschien im J. d. H. 467 (J. Chr. 1075) mit einem Heere zu Damiette. Er drang nach Kahira vor, rottete durch List und Gewalt die Häupter der Empörer aus, und zog ihre Güter ein; dann unterwarf er auch Damiette und Alexandrien, und im nächsten Jahre Oberägypten, so daß durch ihn das Ansehn des Chalifen im ganzen Lande wieder hergestellt wurde. Hierauf befliß er sich auch durch Milde und weise Verwaltung das Glück der durch den Krieg erschöpften Landesbewohner zu befördern. Die Abgaben wurden auf drei Jahre erlassen, und Ägypten erhob sich zu größerer Blüthe, als es vorher besessen. Im J. d. H. 483 beliefen sich die Einkünfte Ägyptens, mit Einschluß der syrischen Provinzen, auf 3,100,000 Dinar. Kahira verschönerte Bedr durch Erbauung dreier Thore, einer Moschee, und einer neuen Mauer. Gelehrte und Dichter versammelte er in großer Anzahl um sich, und belohnte sie freigebig. Damask, welches damals von dem Seldschuken Tadsch eddan la tanasch beherrscht ward, wieder zum ägyptischen Reiche zu bringen, machte er im J. 478 einen vergeblichen Versuch. Nachdem er also zwanzig Jahre lang, im Namen des Chalifen, Ägypten regirt hatte, starb er über 80 Jahre alt, J. d. H. 487 (J. Chr. 1094) und seinem Sohne Afdal wurden seine Würden übertragen *). (*H. G. L. Kosegarten.*)

BEDR SCHIRWANI, بدر شروانى, ein neupersischer Dichter der spätern Zeit. Er lebte in der ersten Hälfte des 9. Jahrh. d. H. in der Landschaft Schirwan, von der er auch den Beinamen Schirwani führt. Als der berühmte Dichter Katebi nach Schirwan kam, wetteiferte er mit diesem, und einige gaben ihm selbst den Vorzug vor demselben; welches jedoch, nach Dewletschah's Bemerkung, nur mit Unrecht geschehen kann. Dewletschah hat in seiner Geschichte der persischen Dichter einige Verse des Bedr aufgeführt, so wie auch einige, welche Katebi auf Bedr dichtete †). (*H. G. L. Kosegarten.*)

BEDROTUS (Jacob) — nicht Bedrottus, wie man den Namen oft gedruckt findet —, namhafter Humanist und Herausgeber einiger Alten in der ersten Hälfte des 16. Jahrh., auch Freund mehrer berühmter Männer aus dem Zeitalter der Reformation, wie des Phil. Melanchthon, Joachim Camerarius, Jac. Sturm, Mart. Bucer, Nic. Gerbelius, Sim. Grynäus u. A. Sein Vaterland war die Grafschaft Pludenz in der Herrschaft Vorarlberg (daher das Beiwort Pludentinus bei seinem Namen); vielleicht war er gar in der Stadt Pludenz selbst geboren; das Jahr seiner Geburt kann ich aber nicht angeben. In Strasburg, wo er indeß schon früher gewesen seyn muß, finden wir ihn als Professor der alten Literatur zur Zeit der Stiftung der dortigen Hochschule in dem dritten Jahrzehend des 16. Jahrh., und zwar in innigen Verhältnissen mit den übrigen dortigen Gelehrten, namentlich mit Jac. Sturm, dem eigentlichen Gründer der Strasburger Universität, mit Nic. Gerbelius und Martin Bucer, lebend. Im Januar 1539 war er gewiß noch am Leben [1]). Von

*) Guyot im Magaz. encyclop. A. III. N. II. **) Tassin's Gel. Gesch. d. Kongreg. v. St. Maur, 2. Bd. 624. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. Forkel's Lit. d. Musik 258.

†) *Bakoui* a. a. O. p. 409. *Abulf.* Ann. I. p. 79. *Moschtarek.* — *Herbel.* u. d. W.

*) *Abulfed.* tom. 3. p. 231. 235. 259. 295. und Makrisi Beschreibung von Ägypten.

†) *Deuletschah* Tedskoret esschuara; sechste Tabaka. Hammer's Geschichte der schönen Redekünste Persiens, S. 284.

1) Ich habe einen am 13. Januar d. J. von ihm geschriebenen Brief an Joachim Camerarius vor mir, und Jöcher (Gelehrten-Lexicon Art. Bedrotus) irrt also, wenn er, vielleicht dem Pantaleon in der Prosopographie folgend, sagt: Bedrotus sey 1536 oder 1541 gestorben, wenigstens hinsichtlich des erstern Jahrs; das Buddeische allgem. histor. Lexicon (Th. I. Art.

Bedrotus philologischen Arbeiten ist seine Ausgabe des Athenäus, die er in Verbindung mit Christian Herlin besorgte, die ausgezeichnetste. Sie erschien 1535 zu Basel, und ist eigentlich als eine neue Edition der bekanten Aldinischen Editio princeps des Athenäus (Venet. 1514. fol. edit. *Marco Musuro*) zu betrachten [2]). Casaubonus in der, seinen Anmerkungen zum Athenäus vorgesetzten Vorrede schlägt das Verdienst dieser Ausgabe eben nicht sehr hoch an, und meint, beide Herausgeber seyen der Arbeit wol nicht gewachsen gewesen [3]); Schweighäuser aber, wiewol auch er eingesteht, daß viele Unrichtigkeiten der Aldinischen Edition in der Bedrotischen wiederholt, und manche Verbesserungen den beiden Herausgebern mißlungen seyen, findet des Casaubonus Urtheil zu hart [4]). Noch früher als er den Athenäus herausgab, hatte B. seinen Fleis dem römischen Geschichtschreiber Lucius Annäus Florus gewidmet, von dem er schon 1528, nach der durch Johann Ricutius Vellinus von seiner Vaterstadt Camerino gewöhnlich blos Johannes Camers genant, besorgten Ausgabe (Basil. ap. *Joa. Singrenium* 1518. fol.) eine neue Edition veranstaltete (cum notis *Joa. Camertis*. Argent. ap. *Joa. Hervagium*. 8. Neuerer Abdruck Colon. 1540. 8.) [5]); Ausgaben anderer alten Schriftsteller von B. aber sind mir nicht bekant geworden. Ein und zwanzig lesenswerthe Briefe von ihm an Joachim Camerarius, welche beweisen, daß er auch an den religiösen und politischen Begebenheiten und Bewegungen seiner Zeit innigen Antheil nahm, stehen in dem dritten Buche der von Camerarius gesammelten Epistolar. Eobani Hessi et aliorum quorundam virorum etc. Lips. 1561. 8. H. 7. bis K. 8 [6]). Bemerkt mag hier noch werden, daß Veesenmeyer in der Literargeschichte der Briefsamlungen u. s. w. von Dr. Martin Luther Berl. 1821. 8. S. 130 die Vermuthung äußert, Bedrotus möge vielleicht der Verf. der 1533 zu Strasburg erschienenen italischen Übersetzung der Lutherischen Schrift: „An den christlichen Adel teutscher Nation" u. s. w. seyn [7]). Was Jöcher und das Buddeische Lexicon über Jacob Bedrotus, beide, wie schon oben bemerkt worden, mit Berufung auf Pantaleon sagen, ist äußerst dürftig; in mehren andern lexikalischen und literarhistorischen Werken habe ich ihn völlig vergeblich gesucht. Vielleicht geben die Hamburgischen historischen Anmerkungen, welche nach J. G. Hagelgans (Orb. literat. Germanico-Europ. in Synopsi repraesent. 1737. fol. p. 2) das Verzeichniß der frühern Professoren auf der Universität zu Strasburg enthalten, auch das Geburts- und Sterbejahr des Jacob Bedrotus an. (*Mohnike.*)

Bedru, s. Budron.

BEDSCHAH, ein Volksstam in Afrika und zwar in den Wüsten von Aidab und Aluab, längs dem rothen Meere bis an die Gränzen von Tigré. Sie haben eine schwärzere Farbe als die Bewohner von Habesch, ob sie gleich keine Neger sind, und von den Habeschern, nach Quatremère von den Berbern abstammen sollen; ihre Sprache ist die Geezsprache, die auch in Habesch üblich ist. Sie theilen sich in verschiedne Stämme, unter welchen die Al Khaasa die kriegerischsten sind; auf Dromedaren reitend, fallen sie theils in kleinen Haufen, theils in ordentlichen Heerden in die benachbarten Länder, und schleppen alles mit fort. Die in der Wüste wohnenden Stämme verehren den Teufel, und folgen in allen ihren Wahrsagern, deren jede Familie ihren eignen besitzt; sie haben in ihrem Gebiete eine Smaragdengrube. Die Al Khaasa und einige andere Stämme haben den Islam angenommen. Übrigens sind alle Bedschah Nomaden, und wohnen unter Zelten von Leder, die sie überall mitnehmen, wo sie Weide finden. Ihre Abstammung rechnen sie nicht von den Vätern, sondern von den Müttern, und die Erbschaften fallen auf die Schwester — oder Tochter — nicht auf den eignen Sohn des Erblassers, weil diese gewiß aus der Familie abstammen. (*Hassel.*)

Bedschember, s. Bagember.

Bedrotus), welches sich indeß auch auf Pantaleon beruft, mag wol Recht haben, wenn es das J. 1541 für das Todesjahr des Bedrotus ausgibt; bestimt habe ich ihn nur bis 1539 verfolgen können. — Sind die auf den Brief vom 13. Januar 1539 folgenden Briefe des Bedrotus an Joachim Camerarius (man s. die Anmerk. 6) nach der Zeitfolge geordnet, was aber wol nicht der Fall ist, so kann man ihn noch weiter, vielleicht gar bis zum J. 1541 begleiten. 2) Der Titel dieser Ausgabe, welche sich fast eben so selten gemacht hat, als die Aldinische selbst ist, lautet: *ΑΘΗΝΑΙΟΥ ΔΕΙΠΝΟΣΟΦΙΣΤΩΝ ΒΙΒΛΙΑ ΠΕΝΤΕΚΑΙΔΕΚΑ.* Athenaei Deipnosophistarum, hoc est, argute aciteque in convivio disserentium, Libri XV. Bas. ap. Joa. Walderum. MDXXXV. fol. 3) Casaubonus sagt: „Basileensem editionem concinnarunt *Jac. Bedrotus* et *Christ. Herlinus*, ambo, *opinor*, juvenes Germani, qui etsi a librorum praesidio imparati, neque multo fortasse minus ab idonea eruditione, oneri subierunt viribus suis impari, vel solo tamen de literis merendi studio, qui posteritati ostendantur, non sunt indigni." Das unterstrichene Wort *opinor* verräth, daß dem Casaubonus die beiden Herausgeber ganz unbekant waren, beide aber juvenes zu nennen, wurde er wahrscheinlich durch Jacob Bedrotus selbst verleitet, welcher in der von ihm geschriebenen Vorrede den Christian Herlin nent: „Juvenem rara eruditione insignem." 4) Man s. die Vorrede Schweighäuser's zu dem ersten Bande seiner Ausgabe des Athenäus (Argentor. Anno IX. [1801]), in der er von S. xxix — xxxii von der Bedrotischen Ausgabe spricht, auch einige Stellen aus des Bedrotus Vorrede mittheilt. 5) Die erste Ausgabe habe ich nie gesehen. Bedrotus hat sie einem Rechtsgelehrten, Werner Wolflin (*Guernero Volflino* ICto) zugeschrieben, und setzt seinem eigenen Namen das Wort *Pludentinus* hinzu. Man vgl. die Notitia literaria vor der Zweibrückner Ausg. des Florus (1783) S. xiii. Die Kölner Ausgabe findet sich öfter; ist auch zu Greifswald in der dortigen Bibliothek.

6) Diese überaus schätzbare Samlung von Briefen aus jener Zeit besteht bekantlich aus drei Theilen. Der erste (Norimb. 1553) hat den Titel: Narratio de H. Eobano Hesso, comprehendens mentionem de compluribus illius aetatis doctis et eruditis viris etc.; der zweite (Lips. 1557) ist überschrieben: *Libellus* alter, epistolas complectens Eobani et aliorum quorundam virorum etc. Der Titel des dritten Theils ist eben genant. 7) Auf Waldau's Nachricht über diese Übersetzung in Meusel's historisch-literarisch-bibliogr. Magazin St. 7 u. 8, S. 351 u. s. w. verweist auch Veesenmeyer, welcher den Druckort herausgebracht hat, über den Waldau ungewiß war. Übrigens ist mir die von Veesenmeyer selbst sehr zweifelhaft vorgetragene Vermuthung, daß Bedrotus der Verfasser dieser Übersetzung sey, höchst unwahrscheinlich. Der gebornen Italiäner, welche sich für die neue Lehre erklärten, gab es sehr viele, und sicher kamen mehre derselben auch nach Strasburg. Es lassen sich aber, außer dieser Übersetzung, und der von Waldau angeführten, von Melanchthons locis theologicis, noch mehre italische Übersetzungen aus dieser Zeit von Schriften der Reformatoren nennen.

BEDÜRFNISS. Dieses Wort stamt ab von Dürfen, in der Bedeutung von Nöthig haben, womit Darben, an dem Nothwendigen Mangel leiden, in Verbindung steht. Der Sprachgebrauch ist aber auch hier, wie sehr oft, der philosophischen Begrifsbestimmung sehr zu Hilfe gekommen, indem er zwischen Bedürfniß und dem Nöthig haben einen wesentlichen Unterschied festgesetzt hat. Mit beiden wird zwar ein Mangel an Mitteln zu gewissen Zwecken bezeichnet, jedoch so, daß Bedürfniß einen gefühlten oder gedachten Mangel, das Nöthig haben aber einen Mangel ausdrückt, der nicht gefühlt oder gedacht wird. So hat der Acker Regen nöthig, aber nicht das Bedürfniß danach, welches man aber der Pflanze schon zuschreiben kann, insofern wir sie nicht ohne Empfindung denken. Mit diesen beiden Ausdrücken wird daher ganz eigentlich der Mangel in zwei verschiednen Naturreichen unterschieden, in dem organischen und dem unorganischen; das Bedürfniß tritt hervor mit der Empfindung und dem Gefühl.

Sprachgebrauch ist es weit weniger als Sprachmisbrauch, was zu der Unterscheidung von Bedürfniß in subjektiver und objektiver Hinsicht, d. h. dazu veranlaßt hat, daß man den gefühlten Mangel und den Gegenstand, der ihm abhilft, mit demselben Worte bezeichnet, da doch unserer Sprache für den Gegenstand des Bedürfnisses ein eignes Wort nicht fehlt, nämlich Bedarf, welchem jedoch auch Adelung sein gebürendes Recht nicht hat widerfahren lassen. Beide sind unterschieden wie necessitas und necessarium, und wie nöthig diese Unterscheidung sey, wird sich aus der Betrachtung der Sache von selbst ergeben.

Gefühlten Mangel kann nur ein Wesen haben, welches des Gefühls fähig ist, und also, da Leben die Bedingung des Gefühls ist, nur ein lebendes Wesen. Insofern nun alles Leben, das wir kennen, in einer individuellen organischen Selbstthätigkeit, in einer eigenthümlichen Kraftäußerung, besteht, die nur zum Theil unabhängig ist von der allgemeinen Wirksamkeit der Natur, zum Theil aber auch derselben unterworfen und in unabtrennlichem Zusammenhange mit ihr; so sind auch mit dem Leben selbst die Bedürfnisse gegeben. Sie sind begründet in der Erregbarkeit des lebenden Organismus, und zeigen sich als nothwendige Bedingungen zur Erhaltung desselben in seinem Normalzustande bei aller Abhängigkeit von einer Außenwelt. So wie der erste Mangel sich dem Gefühl ankündigt, wird im Innern die entgegenwirkende Kraft geweckt, durch welche allmälig alle Vermögen des lebenden Wesens, eins nach dem andern, instinktmäßig, zur Thätigkeit erregt werden. Der Mangel fodert Abhilfe durch Selbstthätigkeit, und diese zeigt sich auch sofort im Begehren nach dem Gegenstande des Bedürfnisses, d. i. nach einem Bedarf. Dieses Begehren ist ein unwillkürliches, blos blind wirkendes Streben — ein Trieb — nach einem anfangs völlig unerkanten Gegenstande, der aber doch nothwendig zur Abhilfe des Mangels herbeigeschafft werden muß, damit das unbefriedigte Gefühl, dieser treue Wächter für Erhaltung und Wohlseyn, wieder ruhig werde.

Mit Bedürfnissen hebt die Entwickelung aller Vermögen eines lebenden organischen Wesens an, denn eben diese Vermögen hat die Natur ihnen als Mittel gegeben, zur Abhilfe der Bedürfnisse den Bedarf erlangen zu können. Bei der großen Mannigfaltigkeit solcher Wesenarten muß hierin nothwendig auch eine große Verschiedenheit Statt finden: das allgemeine Naturgesetz läßt sich aber doch nirgend verkennen. So viele Bedürfnisse, so viele Triebe; so viele Triebe, so viele Naturzwecke, aus deren Gesamtheit in einem Wesen wir auf dessen Bestimmung schließen. Bedürfnisse und Triebe sind gegeben in den Organsystemen, deren wir drei unterscheiden, das vegetative, das irritable und das sensible. Es gibt daher Triebe und Bedürfnisse der Vegetation — Erhaltungs- und Fortpflanzungstrieb —, Triebe und Bedürfnisse der Irritabilität — Bewegungs-Spiel- und Ruhe-Trieb —, und Triebe und Bedürfnisse der Sensibilität, — Trieb nach dem Angenehmen in der Empfindung, nach Wohlseyn. Da nun in der Reihe der organischen Wesen eine solche Stufenfolge bemerkbar ist, daß das niedere System stets in das höhere, aber nur als ein Theil, übergeht; so folgt hieraus, daß von den Pflanzen und unteren Thierarten an bis zu den immer vollkomneren Thieren eine steigende Zunahme von Trieben und Bedürfnissen Statt finden muß, so daß die Natur den oft ausgesprochenen Satz, daß man um so vollkomner sey, je weniger Bedürfnisse man habe, keineswegs bestätigt. Mit den Bedürfnissen hat sie aber freilich auch die Mittel zu deren Befriedigung vermehrt, denn es treten auch immer mehr und immer höhere Vermögen, Anlagen und Fähigkeiten hervor; mit der Entfesselung vom Boden, mit der Fähigkeit der Ortsbewegung, der Organisation der Sinnlichkeit treten die sogenanten Natur- und Kunsttriebe hervor.

Der Mensch steht auf der Spitze dieser Stufenleiter, und muß, schon animalisch betrachtet, die meisten Bedürfnisse haben, denn er ist das einzige Wesen in seiner Klasse, in der der Säugthiere, worin das System der Sensibilität vorherrschend ist, und die übrigen Systeme diesem untergeordnet sind. Dies ist die physische Anlage zu seinem psychischen Organismus, den auch das vollkomenste Thier nur bis zu einem gewissen Grade mit ihm gemein hat. Es ist hier der Ort nicht, dies weiter zu entwickeln; genug also, wenn bis zu ihm hinauf sich nur physische und sinnliche, animalische Bedürfnisse zeigten, die nur eben solche Triebe erregten, so kündigen sich nun auch geistige Bedürfnisse an, und um so dringender, je mehr der Mensch fühlt, daß er sich selbst zu dem machen müsse, was er seyn soll und werden kann. Die erregten Thätigkeiten seines Geistes finden wir nun eben so organisch wirksam wie die Thätigkeiten seines Körpers. Aus jeder natürlichen Geistes-Anlage entspringen Bedürfnisse; diese erwecken Triebe; diese Triebe wirken nach eigenthümlichen Gesetzen; einer erregt den andern, und alle wirken gemeinsam auf Einen Hauptzweck hin, — den der Humanität. Die höheren menschlichen Bedürfnisse sind intellektuelle, moralische, ästhetische und religiöse, und in ihnen liegt der Grund zur Erfindung aller Wissenschaften und Künste.

Alle solche Bedürfnisse, welche in der Anlage eines Wesens begründet und zur Entwickelung desselben nothwendig sind, nent man wesentliche, natürliche, nothwendige, und stellt diesen gegenüber die künst-

lichen, gemachten, zufälligen. Auch diese hat nur der Mensch, weil er allein Freiheit hat und allein der Ideale fähig ist. Darum kann er allein von allem Misbrauch machen, ist aber auch allein der Weisheit fähig (s. Mensch).

Mancherlei Kollektiv-Einheiten schreibt man, aus leicht sich ergebenden Gründen, ebenfalls Bedürfnisse und Bedarf zu. So gibt es z. B. Kriegsbedürfnisse, Statsbedürfnisse u. s. w. Von allen diesen kann hier nicht die Rede seyn. (*Gruber.*)

BEDUINEN. Im Allgemeinen. Der Name (Bedowi) komt von بادية, Baediah, die Wüste, und bezeichnet besonders die Wüstenbewohner Arabiens und der damit zusammenhängenden Gegenden. Als Zeltenbewohner hießen sie bei den Griechen *Αραβες Σκηνιται* [1]), als Plünderer der Karawanen im Mittelalter Saracenen, als Abkömlinge Ismaels Ismaeliten [2]), als Abkömlinge des ältesten Sohns Ismaels, Nabajoth, Nabathaer; welches Wort bei Diodor von Sicilien in diesem weiten Sinne vorkomt. Selbst das Wort Araber bedeutet nach der hebräischen Etymologie nichts anders als Beduinen oder Nomaden; und wenn gleich die Städte- und Dörferbewohner Arabiens (Fellah's und Hhadesi's) sich vom Jocktan, dem Sohne Ebers ableiten, und die Jocktaniden als Stifter großer Reiche, besonders des hamyariti'schen in Jemen, einen Vorzug behaupten (auch sie reichen übrigens nicht zu den unvermischten untergegangenen Urarabern, Aditen u. s. w.), so sind doch die echten unvermischten Beduinen als die eigentlichen Herren Arabiens anzusehen. Da ihr Ursprung von allen zwölf Söhnen Ismaels muß abgeleitet werden [3]), so können die Edomiter, Amalekiter, Midianiter, Ammoniter, Moabiter, Dedaniter, und andere Nachbaren der Hebräer, von anderweitigen Stamvätern erzeugt, nur für unechte oder gemischte Beduinen gelten [4]).

Ein echter Beduine war der heerdenreiche Hiob im Lande Uz (im Norden Arabiens), und das alte Testament ist überhaupt voll von Bildern und besonders Schönheitsvergleichungen, welche ganz beduinisch sind. Noch jetzt sind die Beduinen in der Bibel bewandert, und bedienen sich wenigstens ihrer Traditionen zu ihrem Vortheil, sowol wenn sie willkürlich die Hagar für eine rechtmäßige Frau Abrahams ausgeben, deren Sohne Arabien als das schönste Erbtheil zugefallen sey, als wenn sie mit Wohlgefallen jene Weissagung von Ismael (Genes. Kap. 16) auf sich anwenden: „Er wird ein wilder Mensch seyn, seine Hand wider Jedermann, und Jedermanns Hand wider ihn, und er wird gegen allen seinen Brüdern wohnen“ [5]). Die Beduinen behaupten auch nicht ohne Grund, daß Mohammed der Wiederhersteller des Monotheismus, als ein Nachkomme des Stamm's der Koreischiten (der bis auf Aduan einen Abkömling, nicht Sohn, Ismaels reichte), ihr echter Landsmann war, und verlassen sich daher bei ihren religiösen Vernachlässigungen auf sein Verdienst und auf seine Fürbitte.

Der Hauptsitz der Beduinen und ihr Mittelpunkt (besonders im Winter) ist Nadsched das Hochland Arabiens, ein Plateau von Bergweiden und trocknen Steppen, das Eigenthum der ältesten Stämme und in neuern Zeiten der Wähhabiten; von hier aus ziehen die Beduinenstämme (mit Ausnahme der unbekanten Horden in der Wüste Oman's u. s. w.) nach den Nordenden Arabiens, über die Wüste von Mesopotamien, von Chaldäa (Irak) und von Syrien und Palästina, bis nach Ägypten [6]), selbst im nördlichen Afrika und vielleicht auch im Kaffernland sind ihre Kolonien. Unwirthbare Seeküsten bilden ihre erstre, Wüsten und im Nothfall verschüttete Wasserquellen ihre zweite Brustwehr. Zu ihnen leitet kein großer Strom, keine Waldung verbirgt feindliche Haufen. Alle Heerstraßen im Norden, alle Pilgerstraßen im Innern Arabiens stehen unter ihrem Gebote, nichts verbirgt ihr Horizont, den sie mit funkelnden Augen von allen Seiten überschauen. Diese in jeder Hinsicht unerreichbare Lage und ihre freie unabhängige Stammesverfassung, welche durch große und kleine Schechs (Schächs-Grawe, gleich den Grafen des Mittelalters) in patriarchalischer Art gehalten wird, erklärt sowol die äußere Geschichte als auch den Charakter der Beduinen. Daher beugten sie sich nie vor irgend einem Eroberer, daher traf sie kein Sturm barbarischer Völkerzüge; daher kauften von jeher große Mächte ihre Freundschaft, oder entgingen ihrer Feindschaft durch angestiftete Zwietracht. Als Kambyses sein Heer nach Ägypten führen wollte, konte er dies nur mit Hilfe der Beduinen bewerkstelligen, welche da, wo der Mangel an Quellen ihm und seinem Heere verderblich geworden wäre, Wasserschläuche auf Kameelen herzuführten [7]). Als der Beduinen Emir, Obodas, dem Feldherrn Augusts, Alius Gallus, gefällig seyn wollte, vermuthlich um das feindliche Heer durch die Gränzen ihm verhaßter nachbarlicher Stämme zu führen, hatte dieser große Schech einen Ephorus oder Vormund (*επιτροπος*), welcher klüger war, und die Römer bis Nedscheran in solchen verderblichen Umwegen leitete, daß ihr Rest beim Rückzug einen Weg, der vorher sechs Monate gekostet hatte, in zwei Monaten zurücklegte [8]). Julians Unglück kann man größtentheils seiner Unvorsichtigkeit zuschreiben, womit er seine Beduinen entließ, deren Disciplin ihm nicht gefiel, während die Parther ihr Kontingent behielten [9]). Überhaupt benahmen sich die damaligen Beduinen gegen die Römer und Parther gerade so, wie jetzt die türkischen und persischen Satrapen.

Die Beduinen in der Gegend von Bagdad, Mosul, Orfa, Damask und Haleb sind als dortige Grundbesitzer dem Namen nach dem türkischen Sultan unterworfen.

1) *Strabo* lib. XVI. 2) *Fredegar.* Chron. c. 110. Gens validissima Ismaelitarum, quos modo Sarracenos vocabulo corrupto nuncupant. Schon *Hieronymus* vita Malchi: Ecce subito equorum camelorumque sessores Ismaelitae irruunt, crinitis (?) vittatisque capitibus ac seminudo corpore pallia et latas caligas trahentes. 3) Genes. Cap. 25. Vgl. Kap. 16. die Tradition von der Hagar, Abrahams Kebsweib. 4) Vgl. überhaupt Ant. Th. Hartmann's Aufklärungen über Asien Band II. 5) D'Arvieur, der beste Kenner der Beduinen zur Zeit Ludwigs XIV., in *de la Roque's* voyage dans la Palestine.

6) S. die mémoires von Dubuis und Larrey in der großen description de l'Égypte. 7) *Herodot.* lib. III. c. 8. 9. 8) *Strabo* lib. XVI. *Plinius* lib. VI. u. *Dio Cassius* lib. LIII. c. 29. Strabo war ein Freund des römischen Feldherrn, aber Dio drückt sich unumwundener aus. 9) *Ammian. Marcell.* XIV. 4. 8 (auch sonst zu vergleichen).

Aber diese Herrschaft hält nur die Politik der Paschas, vermöge der sie Uneinigkeit unter den Schechs stiften, und, um einen gefälligen Schech zu bekommen, bald den einen, bald den andern in seinen Regirungs-Ansprüchen unterstützen. So wie aber jeder Beduinen-Vater das Recht hat, seinen Stam zu verlassen, so verlassen auch ganze Stämme ihren Oberschech, wenn sie mit ihm unzufrieden sind (was auch Herr von Haller dagegen einwenden mag) [10]. Dies ist also die Gränze des türkischen Sultan's. Diejenigen Beduinen dagegen, welche sich in die Weiden des Euphrats begeben, wenn sie nicht wie der Stam der Tai selbständige Macht besitzen, sind schon abhängiger. Ihre Emirs sind bald persisch, bald türkisch. Am wichtigsten sind die Beduinen besonders vom Stam Anässe für den Pascha von Damask, als Emir Hadschi oder Prinz der Pilger, der ihnen für das Geleite der Karawanen nach Mekka das Passagegeld zahlen muß. Wenn dieser, wie zuweilen geschieht, statt des Tributs den Durchzug mit einer ganzen Armee erzwingt, oder mit Betrug zahlt, so halten sich die Beduinen für berechtigt, Repressalien zu brauchen. Im J. 1756 ließ der treulose Abdallah Pascha, Befehlshaber der Karawanen von Syrien, den freundschaftlich eingeladenen Schechs vom Stam Harb aus Hedschaz, welche den Tribut holen wollten, die Köpfe abschlagen. Die Türken jauchzten, und zogen mit ihren Pilgern siegreich nach Mekka. Zwei Jahre nachher, als die fromme Karawane abgemattet zurückkehren wollte, erschienen 80,000 Beduinen [11], und plünderten mit solchem Erfolg, daß ganze Beutel von Perlen von diesen unwissenden Nomaden nachher für Kleinigkeiten verkauft oder gar von ihren Weibern als Reis gekocht wurden (Niebuhr). Seit dieser Zeit zahlen die Türken wieder den gewöhnlichen Tribut.

Die Beduinen, welche außer dem Passagegeld (El-Haffar) der Karawanen hin und wieder eine Abgabe der Städte und Dörfer (Chuch, nicht Chup [12]) und von Handelsleuten ein Schutzgeld verlangen, betrachten das Plündern als ein Ritterspiel, als eine Jagd und als ein Strandrecht, und man muß gestehen, daß es nirgends schnellere, und menschlichere Ritter, Jäger und Korsaren gibt. Gleich den Rittern des Mittelalters (mit denen sie auch das Dscheridspiel, eine Art Turnier, gemein haben) lauern sie bei Tage, nie des Nachts, an den großen Karawanenstraßen, und indem sie ihren ganzen Horizont übersehen, und mit großer Scharfsicht jeden Fremden entdecken, eilen sie, wenn sie sich für überlegen halten, herbei; selten legen sie Hand an, höchstens prügeln sie solche, welche mit Feuergewehr versehen sind, oder sich wehren, oder die ihnen verhaßten, mit Reliquien handelnden Mönche von Jerusalem bis Haleb, und die sich ihrer vorwitzig annehmen; sie befehlen, daß man sich ausziehe, mit mehr oder weniger Nachsicht. Forskål behielt in einem solchen Falle seine Papiere und seinen Esel; ein gewisser Pater Alphons aber, der mit mehren Frauenzimmern bei Jaffa strandete, war nicht so glücklich mit seinen Begleiterinnen. — Zur Zeit als Acre voll französischer Kaufleute war, verging fast kein Abend, wo nicht einer dieser vorwitzigen Spaziergänger ohne Kleider nach Hause kam [13]). Dies ist die Rache, welche die Beduinen für die Verstoßung ihrer Stam-Mutter nehmen.

Keiner berührt je den Pflug, oder pflanzt einen Baum. Flucht ist ihr ganzes Leben, sagt schon Ammianus Marcellinus von den Beduinen, welche gleich den alten Teutschen des Tacitus den Ackerbau für entnervend und der Freiheit gefährlich halten, und außer Fehde nur die Jagd lieben. Diese üben sie mit Falken und einer besonderen Art wilden Katzen [14]) gegen jene Antilopen und Gazellen, welche ihre verliebten Gedichte mit Bildern anfüllen [15]).

Stolz auf ihre Freiheit, so singt Ferdusi im Schach Nameh von ihnen, jeden Gehorsam versagend, leidenschaftliche Redner, freie Männer und Krieger, die das Land ihrer Feinde mit Blut färben, und mit ihren Lanzen, wo sie sich zeigen, in der Luft einen Rohrwald bilden.

So viel von ihrer rauhen Seite, jetzt noch etwas von ihrer Gestalt und ihren übrigen Eigenschaften, welche in demselben Ebenmaß mit einander stehen, das man an ihrem Körperbau bewundert, und das selbst in ihren Abarten, wie z. B. dem Stam der Kaffern, sich auf eine bewundernswürdige Art erhalten hat.

Die Araber überhaupt sind mager, besonders in Hedschaz und der baumlosen Gegend von Mekka, deren Bewohner mit Pergament behangenen Skeleten gleichen [16]). Auch die Beduinen sind nicht dick, aber ihre Magerkeit, Folge der Sonnenhitze und einer großen Mäßigkeit, fällt nicht auf, und unterstützt ihre fast unglaubliche Fertigkeit und Gewandtheit, womit sie in allen Lagen, besonders im Kampf zu Pferd, sich ihren Gegnern furchtbar und selbst, nach einer kleinen Bewegung nach dem linken Steigbügel hin, unsichtbar machen. Ob man die unvermischten Beduinen zur kaukasischen oder zu einer Urrasse rechnen wolle, scheint gleichgiltig, aber an freier, stolzer Haltung, so wie am Feuer ihrer dunkeln Augen übertreffen sie gewiß, mit Ausnahme weniger Stämme (welche Seetzen gesehen zu haben scheint), die schönsten Völker des Kaukasus, deren Vorzug nur in den Blut volleren Wangen und in der helleren Hautfarbe besteht.

Die Kleidung der Beduinen hat außer der zusammengelegten Tuchmütze, deren beide spitzige Ecken an den Schultern herabhängen, nichts Ausgezeichnetes vor den übrigen Arabern; nur die Emirs oder Oberschechs zeichnen sich durch ungeheuer weite herabhängende Ärmel, und sie sowol als ihre Weiber durch jene kostbaren Gürtel und Agraffen aus, deren die Bibel an verschiedenen Stellen Erwähnung thut.

Nach einigen Stellen der Alten [17]) weiß man nicht,

10) Niebuhr's Beschr. von Arabien S. 381. Hiemit vgl. man die schätzbaren Nachrichten des unglücklichen Seetzen in der Zachschen monatl. Korrespondenz 1809. Febr. und März. 11) Die Beduinen sind mit ihren Zahlen etwas freigebig. 12) Vgl. Ritter's Erdkunde Th. II. S. 267.

13) D'Arvieux, Niebuhr, Seetzen. 14) Seetzen. 15) Ihr Hals war wohlgestaltet, wie der Hals einer Antilope (Moallakat. S. 54). Wie Viele sind Märtyrer ihrer Gazellenaugen geworden (Motanabi's Ged. 9. V. 2). Vgl. überhaupt Hartmann über die Sprache der Liebe und der Galanterie in den Schriften der Asiaten, in seinen Aufklärungen über Asien Th. II. 16) Ali Bey El-Abassi. 17) S. oben *Hieronymus* und vgl. damit *Plinius*

ob die Beduinen ehemals ihr **Haar** schoren oder nicht. Aber schon **Herodot** bemerkt [18]), daß sie rund herum eine glatte Schläfe trugen; bisher trugen sie auch auf ihrem beschorenen Kopfe jenen Haarschopf, von dem einige abergläubische Araber glauben, daß er nöthig sey, um vom Propheten einst ins Paradies gezogen zu werden. Dies war dem Reformator Abdul Wâhhab, welcher den Taback, den Rosenkranz und kostbare Kleider verboten hat, hinreichend, um auch dem Haarschopf den Krieg zu erklären; und diesem Reformator sind die meisten Beduinen ergeben, während einige wenige Stämme gegen seine Heerden als Vormauern dienen. Die Verehrung für den Bart hat sich bei den Beduinen, wie alles echt Arabische, gänzlich erhalten. Der traulichste Gruß ist ein Kuß auf den Bart, ihn streicheln und salben sie beständig, und sammeln sorgsam die ausfallenden Haare. Man hat Beispiele, daß Beduinen, welche durch eine Wunde oder durch einen Schnitt in der Trunkenheit ihren Bart verloren, eine Zeitlang ihren Stam und selbst Arabien verließen, um der Schande und einer auf jenen Verlust gesetzten Strafe zu entgehen [19]).

Unter den charakteristischen **Sitten** der Araber steht die Blutrache und die Gastfreiheit oben an. Diese kommen oft in einen sonderbaren Streit. Einst verbarg sich ein flüchtiger Beduine, ohne es zu wissen, in dem Hause seines gerade abwesenden Feindes. Die Frau desselben nahm den Flüchtling, den sie erkante, wohl auf, aber rieth ihm, sich bald zu entfernen. Als ihr Mann zurückkehrte, erklärte er in der Hitze seiner Leidenschaft, daß er zwar vielleicht seinen Feind getödtet, aber eben so wenig auch seiner Frau geschont haben würde, wenn sie die Pflicht der Gastfreundschaft versäumt hätte [20]). Die Beduinen haben freie Gastwohnungen, Menzale, منزل, für Fremde, ihr Gefolge und ihr Vieh. Die Aufsicht darüber und die Beköstigung liegt dem Schech ob, der gewöhnlich deshalb von allen öffentlichen Abgaben frei ist. Diese Nomaden besitzen (gleich den Klein-Russen) eine unerschöpfliche Art von lieblicher, in Diminutiven und Hyperbeln sich ausdrückenden, Beredsamkeit [21]). Dies ist die einzige Art von Dank, welche abgestattet und angenommen wird. Fremde begnügen sich auch mit einem **Gott vergelt's**.

Die **Lebensmittel** der arabischen Nomaden sind sehr einfach. Sie begnügen sich mit Butter, Käse, Milch, Geflügel, Datteln, hin und wieder auch mit Heuschrecken und Eidexen [22]). Vor allen Thieren wichtig ist ihnen das Kameel, das Schiff der Wüste, welches nach langjährigen Diensten so zerlegt wird, daß kein Theil desselben unbenutzt bleibt. Von den Pferden der Beduinen, die durch den vertrauten Umgang mit ihnen veredelt werden, gibt es zwei Gattungen, solche, deren Genealogie nicht erwiesen ist, und solche, die man vermittelst anfangs belegter, dann traditioneller Stammbäume bis auf die fünf Stuten Mohammeds oder gar bis in den Marstall Salomons zurückleitet. Die Beduinen bedienen sich nur der Stuten (nicht wie die stolzen Türken der Hengste), damit kein Wiehern sie in ihren Unternehmungen verrathe, und weil diese Thiere am biegsamsten und ausdauerndsten sind. Die Stute des Emirs, den **D'Arvieux** besuchte, hatte ihn einst aus der Mitte seiner Feinde gerettet, indem sie drei Tage und drei Nächte ohne Nahrung mit ihm lief. Diese Pferde, deren Vorfahren die Beduinen besser kennen, als die ihrigen (der gemeine Beduine kent höchstens seinen Großvater), schlafen mitten unter ihnen oder ihren Kindern, in einem Zelt ohne Gefahr. Diese phantastischen Nomaden, die ohnehin auch Opium oder Bengh kennen, dichten ihren gefeierten Pferden oft lächerlich erhabene Eigenschaften an. So sollen sie die Gabe haben, im Koran unsichtbarer Weise zu lesen.

Zu den größten **Festen** der Beduinen, wobei ihr einziges Saiteninstrument die **Erbabe**, eine Geige mit dem Resonanzboden eines Ziegenfells, nicht gespart wird, und ihre Bänkelsänger sich hören lassen, gehört die Beschneidung, die oft aus Furcht bis ins männliche Alter verspart wird, und die Hochzeit, bei der noch wie in Klein-Rußland, gewisse Zeichen einer hoch in Ehren stehenden Eigenschaft mit Sorgsamkeit verlangt werden. Die Beduinen rechnen es zwar nach einem alten Sprichwort (*Pocock.* **monum antiq. Arabum**) zu ihren drei größten Glücksfällen, wenn sie Dichter-Beifall erhalten, wenn eine edle Stute wirft, und wenn ihnen ein Sohn geboren wird, aber das letztere Glück wird bei eigennützigen Familienvätern jetzt durch die Geburt von Töchtern überwogen, weil diese Töchter, wie bei unseren Vorfahren, im eigentlichen Sinn gekauft werden; wodurch es auch geschieht, daß die Beduinen sich in der Regel mit einem Weibe begnügen. Von der Eifersucht der Beduinen zeigt schon der Umstand, daß auch bei ihnen **Hörnerträger** das entehrendste Schimpfwort ist [23]).

Zu den häuslichen Spielen der Beduinen gehört auch das Schachspiel und eine Art Damenbret. Der Emir, den **D'Arvieux** besuchte, war emsig damit beschäftigt, an einer Pfeifenröhre zu schnitzen. Die übrige Zeit füllen phantastische Erzählungen, die mit der dem Araber angebornen ernsten Ruhe angehört werden. Außer Aderlassen, Schröpfen und Fontanellen, gehören auch Zauber-Charaktere zu ihren Arzneimitteln. In den Religionsgebräuchen sind die Beduinen, welche keine Moscheen und keine Kirchentreiber besitzen, ziemlich nachlässig. Greise und Kinder werden vom Fasten im Monat Ramadan leicht befreit; und Abdulwâhhab würde weit mehr Anhänger unter diesen Nomaden gewonnen haben, wenn er weniger streng gewesen wäre. Man erzählt sogar, daß es einen christlichen Beduinenstam gebe, der an dem oberen Ende seiner Lanze ein kleines Kreuz führe [24]).

VI, 28. Chabes mitrati degunt aut intonso crine, barba abraditur praeterquam in superiore labro. Doch heißt es nachher Aliis et haec intonsa. 18) Lib. III. c. 8. 19) D'Arvieux, Niebuhr. 20) Ali Bey. 21) Vgl. D'Arvieux. 22) Seetzen.

23) Unter den Nachrichten, welche **Seetzen's** Gewährsmann gewiß aus unreiner Quelle erhielt, ist auch die von einer ungewöhnlichen Gefälligkeit eines Beduinen-Stammes in Jemen gegen Fremde, welche durchaus der angeborenen, auf Ehrliebe beruhenden Eifersucht des Arabers widerstreitet. Der Wirth überläßt dem Gast seine ehelichen Rechte in der ersten Nacht. Und je nachdem der Ausgang ist, wird der Gast geehrt oder mit rothgefärbten Händen und Bart und ohne Kopfbinde entlassen. 24) **Niebuhr** nent diesen Stam **Abu-Salibe** und setzt ihn in die Gegend von Damask (S. 390); **Seetzen** nent ihn **Szleb** und setzt ihn an

In der Regel sind die Beduinen so unwissend, daß sie weder lesen, noch schreiben. Wenn sie daher eine Vorstellung ihrem Schech oder Emir zu machen haben, so wird diese vom Secretär desselben in Form einer Ordre geschrieben. Der Beduine überreicht dieses Papier, nachdem er es geküßt hat, mit der rechten Hand (die linke ist zu unedleren Dingen bestimt); die Antwort geschieht auf der Stelle entweder dadurch, daß der Stammes-Anführer sein Sigel anhängt, oder daß er diese in Form einer Resolution abgefaßte Supplik zerreißet. Merkwürdig ist, daß man bei den Beduinen nicht nur eine Art Feuerprobe, sondern auch jenen altteutschen Gebrauch der Vergeltung findet, vermöge der ermordetes Vieh mit Getreide gänzlich überschüttet und so ersetzt wird (Seetzen).

Über die Geistes-Eigenschaften der Beduinen, nicht über ihre allgemein anerkanten feinen Sinne, hat man verschiedene Meinungen. D'Arvieux stimt Herbelot's Lobsprüche etwas herab. Seetzen gesteht den Beduinen eine gesunde Beurtheilung und eine höhere Phantasie zu. Von ihren Einfällen oder Antworten aus dem Stegreife nur Folgendes: Ein Beduine, der alle Traditionen Mohammeds auswendig wußte, wurde gefragt, wie er dies alles könne ins Gedächtniß fassen; er antwortete: gleich dem Sand in der Wüste, der immer die Perlen der Regentropfen behält, ohne eine zu verlieren. Ein anderer wurde gefragt, woher er wisse, daß es nur einen Gott gebe, da sprach er: ich erkenne jeden Menschen an den Fußtapfen desselben im Sande, und sollte an den Gestirnen, an den Erzeugnissen der Erde, und den Wellen des Meeres nicht Gott erkennen? Auf eine ähnliche Frage gab ein Beduine zur Antwort: Bedarf die Morgenröthe einer Fackel, um gesehen zu werden. Eben so erhaben ist auch der Trost, womit ein Beduine seinen unglücklichen Freund anredete: Es gibt keine andere Hilfe gegen Gott, als Gott selbst.

Alle Eigenthümlichkeiten der Beduinen, der ganze Inhalt ihrer barbarischen Tugenden drückt sich in ihrer Poesie aus; Großmuth, Ehrliebe, Stammes- und Familienstolz, nicht selten mit gutmüthiger Satyre, Fehde, Blutrache, Jagd; Liebe, gehoben durch das Blau ihres reinen herrlich gesternten Himmels, und durchkreuzt durch die schmerzlichen Trennungen weiter ziehender befreundeter Stämme [25]). Gleich den teutschen Minnesängern ziehen arme Schechs zu reicheren Oberschechs und erwerben Unterhalt durch Gesang. Seetzen erzählt, daß zu seiner Zeit ein Beduine aus dem Lande der alten Amoriter sich in die Tochter eines griechischen Christen, eines Schmieds jener Gegend, verliebte; auf seinen Antrag in Versen ließ der stolze Christ durch einen gemeinen Beduinen ein Gegengedicht fertigen, welches Seetzen Willens war drucken zu lassen.

Folgende Proben beduinischer Gedichte mögen die Gutmüthigkeit ihrer Satyre, die Kraft ihres Kampflieds, den Charakter ihrer Rache, und die Schwermuth ihrer Trauer und Liebe zeigen, wobei man aber den Abgang der reizenden Originalsprache in Anschlag bringen muß.

I. Gegen einen feindlichen Stam.

Sachte, ihr Söhne unsers Vatersbruders, sachte, ihr nahen Vettern,
Grabt nicht auf, was man verscharret hatte.
Verlanget nicht, daß wir euch ehren, wenn ihr uns verachtet,
Und daß wir stille sind, wenn ihr uns beleidiget.
Sachte, ihr Söhne unsers Vatersbruders, setzt unser Geschlecht nicht herunter!
Seyd ruhig, wie ihr bisher gewesen seyd.
Das weiß Gott, daß wir euch nicht gut sind.
Wen man hassen will, das steht in jedes Willen.
Durch Gottes Gnade hassen wir euch, und ihr hasset uns.

(Nach *Michaelis.*)

II. Der Kampf mit den Taimiten.

Sah't ihr Kämpfe, den unsrigen gleich, mit den Söhnen Taim's!
Als sich wölkte der Staub und den Stäubenden Blut hinabschlug?
Graunvoll dämmert' um sie ihr Tag, aus des Tages Schrecken
Stärkten den Muth sie.
Löwen gleichen sie, Löwen, die lauern auf Beute im Lager,
Wir der schwarzen, der Schauer erweckenden Nacht: den Tag, wie
Schloß nicht enge der Freund sich dem Freund' an, bis der Sohle
Riemen zerrissen.
Ihrer Tapferen Keiner erbangte dem Streite, Keiner
Wich, vorstrebte Jeder in das Lanzendickicht.
Jeder beselte mit Worten, mit Thaten beseelte Jeder
Seine Genossen.
Bis Verwirrung den Feinden herabkam, bis die Flucht euch
Hamyariten ergrif, die Ergrifnen, Geschlagnen heimjagte!
Ach wie Viele rasten nicht dort jetzt. Um ihr Gelock wehn Winde und Sand her!

(*Hartmann.*)

III. Rache und Tapferkeit.

Siehst du nicht, daß der Mensch sich dem Schicksal schuldig ist?
Er mag von Vögeln gefressen oder begraben werden?
Darum ertrage keine Beleidigung aus Furcht vor dem Tode.
Stirb edel und ungebrandmarkt!
Sich rächen zu können, schnit Kazir sich die Nase ab [26]),
Und in den Tod ging, den Degen in der Hand, Baisas-Nama, als seine sieben Brüder ermordet waren.
Seine Kleidung verrieth, was er im Herzen verbarg.
Tapferkeit ist, sich in Gefahren stürzen,
Und Feigheit, schlafen oder im Sonnenschein wärmen.
Siehst du nicht, wie fest Gaun war [27])?
Vom Kriege umgeben verzagte es nicht.
Dem Könige Arabiens widerstand es, als Städte zerstört wurden.
Gaun war (so fest als) mit Quadersteinen gemauert:
Hieher zu diesem Lande [28])! Seine Saten grünen,
Seine Wasserräder drehen sich, und speien brausend Wasser [29]).
Jetzt wüthet in seinem schattigen Thal der Fliegenschwarm,
Wespen und der schwarze Verwüster [30]).

die Gränze der omanischen Wüste. Aber Seetzen (monatl. Korrespond. 1809) gibt selbst hiebei die Vermuthung, daß der Stammesname Szleb, der Talib Kreuz heißt, diese ganze Tradition veranlaßt habe. Wenn er aber auch an dem Judenthum des Stammes Chaibar im Westen der nördl. Hälfte Arabiens zweifelt, so muß er das Zeugniß Abulfeda's hierüber nicht abgewogen haben. 25) Vgl. außer den Werken von Schultens und Rau besonders Hartmann's Gemälde von Arabien im zweiten Theile der Aufklärungen über Asien, und Michaelis Vorrede zu seiner arabischen Grammatik (s. den Art. Encyclop. Arabien. Literatur.

26) Kazir war ein Zopyrus, der seinen Herrn an einer mesopotamischen Königin Zebba rächte. Er brachte durch seine List Gewaffnete in ihre Stadt und tödtete sie. 27) Gaun, eine Festung in Jemen, widerstand allein der Macht eines Königes von Jemen. 28) Schau dagegen zu diesem fruchtbaren, aber von Feigen bewohntem Lande. 29) In den regenlosen Gegenden Arabiens tränkt man das Land durch Wassermaschinen. 30) Zwei morgenländische Bilder von feindlichen Heeren.

IV. Trauerlied.

Ich beneide den Begrabenen,
Weil Said jetzt beim Volk der Gräber wohnt.
Wie ich ihn, umdrängt von Feinden, misse,
Seines Gleichen find' ich keinen Helfer!
Aus der Hand ist mir mein Schwert geschlagen!
Und des durstigen Bluträchers Lanze
Hat mein Innerstes mir schon verwundet!
Ihn, den Kranken zu besuchen, kamen
Letztlich wir: Was gab uns da der Edle?
Ach ein Mahl der Trauer und des Schmerzes
Gab der edle Gastwirth da! Mit Samen
Herber Sehnsucht schieden wir von hinnen,
Und die keimten auf in unserm Busen,
Wuchsen auf im reichen Thau der Thränen.
Als sein Erbe wir zu theilen kamen,
Da was finden wir? Nicht holdes Reichthum —
Ruhm der Gastfreiheit und Krieger-Ehre —
Solchen Reichthum hatt' er hinterlassen!
Aus der tiefen Stille tönt er lehrend
Uns an Ohr und Herz. O welche Stimme,
Welch ein stummer hochberedter Redner!

(Nach *Hartmann.*)

V. Sehnsucht eines Gefangenen.

Meine Sehnsucht begleitet die Reisenden Jemens
Und zieht mit ihnen, obgleich mein Leib zu Mekka gebunden liegt.
Ich erstaunte bei ihrem nächtlichen Besuch, wie sie klar
Vor mir stand, da doch die Thür meines Gefängnisses verschlossen war.
Sie trat zu mir, grüßete mich, stand auf und nahm Abschied.
Und da sie wegging, wäre meine Sele bald entflohn.
Nun du dahin bist, denke nicht, daß ich mich beuge den Stolzen,
Oder was er auch dräut, kleinlich erbange dem Tod.
Kleinlich erbange den trotzigen Männern, nimmer zum Wanken
Bringt mich ihr schnaubendes Wort, bringt mich der Kette Geklirr.
Jene gewaltige Lieb' und das heiße Verlangen nach Dir stets
Wie den Freien, befällt's, so den Gefangenen noch.

Beduinen. Insbesondere. Die fast unzähligen einzelen Stämme der Beduinen hat Niebuhr und nach ihm Seetzen[31]) am genausten bezeichnet. Aber im Ganzen sind sie wegen Veränderlichkeit des Ortes und des Namens (der fast immer mit Beni, Söhne des u. s. w. anfängt) so wenig erforscht, daß selbst Seetzen von einigen Hauptstämmen, die Niebuhr bekant waren, keinerlei Nachricht erhalten konte. Man kann fünf Regionen der Beduinen (außer den unbekanten im südlichen Arabien) annehmen.

I. An den Gränzen der arabischen Wüsten Lachsa (Bahhrein) und Nadsched, so wie in Nadsched gegen den Euphrat und Persien hin:

1) Beni Chaled, بني خالد. Dieser große Stam besitzt auch Städte und Dörfer in Lachsa.

2) Beni Kiab an der Nordseite des persischen Meerbusens, und selbst in Dörfern der persischen Provinz: Keine Zeltenbewohner.

3) Beni Lam am Tiger und in der Gegend von Bagdad.

4) Montefik, منتفك, dessen regirende Familie zu Niebuhrs Zeit aus 150 Personen bestand, welche alle Schechs hießen. Dieser Stam, der seine Heerden bis zum Euphrat treibt, fodert nebst dem Stam Beni Lam zwischen Basra und Bagdad den Tribut von den Karawanen ein. Die türkischen Paschahs bedienten sich in den letzten Jahrzehenden dieses Stammes gegen die Wähhabiten.

Andere Stämme hier haben Kühe und Büffeln, und bilden einen Mittelstand zwischen den Beduinen und Bauern. Sie heißen Moadân.

II. Beduinen an den Gränzen Mesopotamiens bis nach Chaldäa (Irak Arabi). Die raubsüchtigsten, dem Pascha von Bagdad nur dem Scheine nach unterworfen.

1) Der berühmteste, zwischen Mosul, und Merdin ist der Stam Tai, den schon Abulfeda kent[32]). Dieser Stam trotzt allen türkischen Paschas. Er ist Herr der schönsten assyrischen Ebene. Sein Hauptschech ist türkischer Beyk in der Gegend zwischen Mosul und Nissibin mit einem Roßschweif. Er ist immer im Streit mit einer andern Abtheilung seines eigenen Stammes.

2) Alle übrige Stämme dieser Gegend sind unbedeutend.

IV. Beduinen an den syrischen Gränzen.

Diese beherrschen den Karawanenweg von Haleb und Damask bis nach Bagdad und Baßra. Der angesehenste Schech in der Gegend von Haleb oder Damask, den der Pascha zum Emir erhebt und beschenkt, ist der Hauptschirmvogt dieser Karawanen. Unter ihm stehen alle Beduinen, welche Kameele vermiethen. Wenn er merkt, daß man ihm einen Nebenbuhler entgegen stellen will, fängt er gewöhnlich Krieg an.

1) Stam Mawali, dessen Schech sogar den Titel Sultan soll geführt haben.

2) Beni Szaher, hat zwei Oberschechs und bis 30 kleine Schechs.

3) Phahely, ein Stam dessen 6 bis 8 Schechs alle Emirs sich nennen.

4) Der größte Stam ist der der Anässe (s. Anzah), in der ganzen syrischen Wüste bis nach Nadsched, wo er den Winter zubringt. Er hat fünf Herden, und ist die Hauptmasse der Wähhabiten. Die Anässe fodern den Karawanentribut von Haleb bis Medina, und sehen sich in diesem großen Strich Landes als Herren an. Sie streifen auch bis nach Bagdad, und führen nicht selten ganz allein Krieg gegen den Pascha von Damask.

V. Noch gibt es außer diesen Stämmen, deren Anzahl leicht über hundert steigen möchte[33]), Beduinen im alten Palästina, besonders zwischen Rama und Jerusalem und am Berge Sinai, welche von den römisch-katholischen Mönchen, besonders den Franziskanern (die gern eine Vormundschaft über das gelobte Land gehabt hätten), als eingefleischte Teufel verschrieen werden. Sie nehmen die Stelle der alten Edomiter, Midianiter, und anderer Nachbaren der Israeliten ein. (*Rommel.*)

31) Jener in der Beschreibung Arabiens S. 379 u. f. w.; dieser in der monatl. Korrespondenz 1809 Febr. und März.

32) Arab. descriptio ed. *Rommel* p. 81. 82.

33) Vgl. die kleineren Stämme bei Niebuhr und Seetzen.

BEDWIN, auch Great-Bedwin, Stadt in der britischen Shire Wilts in England nahe an den Gränzen von Berks, welche unter der Sachsendynastie eine City war. Sie liegt am Kennet und Avonkanale, hat 1 geräumige Kirche, 172 Häus. und 851 Einw., die gegenwärtig die Marktgerechtigkeit aufgegeben haben. Doch schickt sie noch 2 Dep. zum Parlemente. (*Hassel.*)

BEEDER, eine kleine Provinz auf Decan, im N. an Berar, im O. an Gundwana, im S. an Hyderabad, im S.-O. an Bejapoor, im W. an Aurungabad gränzend, und 934 geogr. □M. groß. Sie hat im N. die Gats, sonst aber viele kleine Berge und Hügel, die ihre Oberfläche bedecken; sie wird von dem Godavery und der Manjera durchströmt und hat einen sehr fruchtbaren Boden, der die meisten Produkte Hindustans hervorbringt, aber gegen die britisch-indischen Länder gehalten, nur eine schwache Bevölkerung, fast ganz aus Hindus bestehend, so daß erst auf 6 Hindus 1 Moslemim komt. Hier treffen die drei Hauptsprachen Decans, die Telinga, die Maharatta und das Canarese zusammen. Die Provinz, die in 7 Distrikte Calberga, Naldroog, Akulcotta, Calliany, Beeder, Nandere und Patbree zerfällt, gehört jetzt zu des Nizans Besitzungen. Die gleichn. Hauptstadt, wovon auch ein Distrikt den Namen führt, liegt (Br. 17° 49′, L. 95° 20′) auf der Südseite der Manjera, ist mit einer Mauer, Thürmen und tiefem Graben umgeben, und nimt einen großen Raum ein, der aber auch viele verfallene Gebäude und Schutthaufen enthält. (*Hassel.*)

Beedermann, s. **Wollenmanufacturen**.

Beef-Island, s. **Jungfern-Inseln**.

BEEJAPOOR, Stadt in der Prov. Gujerate und dem britischen Distr. Kaira. Sie liegt (Br. 23° 37′, L. 90° 20′) im N. von Ahmedabad, ist mit Mauern umgeben, stark bevölkert und voller Industrie, aber mit seinem unbedeutenden Bezirke ganz von den Besitzungen des Guicowar umgeben. Stadt und Distrikt werfen 30,000 Rupien an Jumma oder Landtaxe ab. (*Hassel.*)

BEEK (David), Bildnißmaler, geb. 1621 zu Delft, nach Andern zu Arnheim, gest. 1656 im Haag, gehört zu den geschicktesten Schülern seines Meisters Vandyk, an welchen alle seine Bilder erinnern. B. begab sich zuerst nach England, wo Karl I. ihn zum Zeichnenlehrer seiner Söhne und des Prinzen Robert ernante; nachher ging er nach Frankreich, Dänemark und Schweden, wo er wieder vorzügliche Gunst bei der Königin Christine fand, die ihn an verschiedene Höfe sandte, um die Bildnisse der Regenten für sie zu malen, welche Sendung ihm, der eben so schnell als anmuthig malte, sehr einträglich wurde. Unter andern trug sie ihm neun goldne Ketten und Denkmünzen ein, außer denen, die er von Christinen selbst erhalten hatte. Endlich fühlte er Sehnsucht nach seinem Vaterlande, konte aber nur mit Mühe die Erlaubniß zu der Reise von der Königin erlangen, und da er, nach einer Auffoderung derselben, sich zu ihr nach Paris zu begeben, zurückblieb, so hat man seinen schnellen Tod einem Gifte zugeschrieben, nicht ohne die stolze und leidenschaftliche Christine deshalb im Verdacht zu haben. An vielen Höfen finden sich Bildnisse von ihm. (*H.*)

Beelzebub, s. **Belzebub**.

BEEMA, ein Fluß, welcher auf den Gats, 8 Meil. im N. von Poona den Ursprung hat, die Provinz Aurungabad in Decan bewässert, sich nach S. O. wendet, mehre Bergströme an sich zieht, und in der Nähe von Firozegur die Krishna vergrößert. Sein Lauf beträgt 80 Meil. An seinen Ufern weiden die bekanten Beemarteddy, welche zu den geschätztesten Pferderassen Hindustans gehören. (*Hassel.*)

Beenhase, s. **Bönhase**.

BEER, Marktfl. am gleichnamigen Flüßchen in der britischen Shire Dorset in England, mit 953 Einw., die einen Jahrmarkt halten. Noch sieht man am Woodbury Hügel die Reste eines römischen Militärpostens. (*Hassel.*)

BEER (M. Ferdinand Wilhelm), Professor des Natur- und Völker-Rechts und der Alterthümer zu Erfurt, war aus Anspach gebürtig, studirte die Rechtswissenschaft, und hielt sich hernach in Leipzig als Privatgelehrter auf, wo er sich besonders dem Studium der Geschichte widmete, nebenher verschiedene Übersetzungen aus dem Französischen veranstaltete, (z. B. Auserlesene Abhandlungen, welche an die Königl. Akademie d. Wissenschaften zu Paris eingesendet worden, Leipz. 1752. 8.) und Mitglied der damaligen Leipziger Societät der schönen Wissenschaften wurde. Im Juni 1755 begab er sich von da nach Erfurt, wurde hier Mitglied der Kurfürstlichen Akademie nützlicher Wissenschaften, nahm darauf am 13. August 1756 von der philosoph. Fakultät die Magisterwürde an, und erhielt endlich im Januar 1757 von dem Kurfürsten von Mainz eine neu gestiftete ordentliche Professur in der philosoph. Fakultät, unter obigem Namen, wiewol er nicht die genanten Fächer allein, sondern auch andere Theile der Philosophie und Geschichte, mit Beifall lehrte, und sich auf der Erfurter Universität um das, vorher sehr vernachlässigte Studium der historischen Wissenschaften eben so verdient machte, wie seine Zeitgenossen, Baumer und Mangold, um die Naturwissenschaften. Aber zu frühzeitig starb er schon 1760 im 52. Jahre seines Alters an der Auszehrung. Seine hinterlassenen Schriften sind: 1) Richtige Vereinigung der Regirungsjahre, welche die heil. Schrift den Königen von Juda und Israel beilegt. Leipzig 1751. 8. 2) Abhandlungen zur Erläuterung der alten Zeitrechnung und Geschichte. Leipz. 1752—56. 8. 3 Bde. 3) Animadversiones ad narrationem Taciti de expeditionibus Germanici Caesaris transrhenanis; in Act. Acad. scient. util. Erford. Tom. I. 1757. — Außerdem hat er auch an den Zusätzen zur Übersetzung der allgemeinen Welthistorie gearbeitet*). (*H. A. Erhard.*)

Beerblau, s. **Beerenblau**.

BEERE (Bacca), ist im wissenschaftlichen Sinn ein saftiges Behältniß von Samen, die keine weitere Schale haben, wie die Stachel- und Johannisbeeren. Sobald der Same noch in einer besondern Schale eingeschlossen ist, ist der strenge Begrif der Beere nicht mehr anwendbar. Ist die Schale hart, so nent man solches

*) Obige Angaben sind größtentheils aus den Erfurter Universitäts-Nachrichten geschöpft.

saftige Behältniß vielmehr eine Steinfrucht. Auch ist es keine Beere, wenn, wie bei den Erdbeeren, der Fruchtboden saftig anschwillt, und die Samen auf sich sitzen hat. Bisweilen trocknet der Saft des Behältnisses bei der Reife aus, wo man denn eine trockene Beere annimt. Eine Beere, die Fächer hat, sollte nicht so genant werden, Mönch nante sie falsche Beeren. (*Sprengel.*)

BEEREN, **Gross-Beeren**, Pfarrdorf im Regir. Bez. Potsdam, Kr. Teltow, 4 Stund. von Berlin, mit ungefähr 200 Einw., wohin **Klein-Beeren**, mit 150 Einw. als Filial gehört, wurde merkwürdig durch die Schlacht am 23. August 1813, (der hier ein Denkmal errichtet ist). Hier deren Geschichte: — Die Armee des Marschall Oudinot überschritt am 19. August die preußische Gränze, vertrieb am 21. und 22. einzele Abtheilungen aus den Posten von Trebbin, Willmersdorf, Wittstock und Jühnsdorf, und rückte Tags darauf in drei Kolonnen weiter gegen Berlin vor. Die erste unter Oudinot's unmittelbarem Befehl aus dem 12ten Armee-Corps und 3ten Cavallerie-Reserve-Corps bestehend, von Trebbin nach Ahrensdorf; die zweite, Gen. Reynier mit dem 7ten A. C. von Wittstock gegen Groß-Beeren (2½ St. n. d. Ahrensdorf); die dritte, Gen. Bertrand, mit dem 4ten A. C. von Jühnsdorf gegen Blankenfelde (2 St. s. ö. Gr. Beeren) *).

Die Nordarmee unter des Kronprinzen von Schweden Oberbefehl, erwartete den Feind in einer Stellung auf den flachen Höhen hinter Ruhlsdorf (1 St. n. w. Gr. Beeren), so daß das 9000 Mann starke Corps von Winzingerode bis an Gütergatz (1 St. s. w. Ruhlsdorf), den rechten Flügel, die schwedische Armee von 24000 Mann das Centrum, das ungefähr 30000 M. zählende Corps des Gen. Lt. von Bülow bis Heinersdorf (1 St. n. ö. Ruhlsdorf), den linken Flügel bildete. Zur Deckung desselben stand Gen. Gr. Tauentzien mit 12000 M. seines Corps bei Blanckenfelde (2½ St. s. ö. Heinersdorf), 3000 M. unter G. v. Wobeser marschirten im Rücken des Feindes von Buchholz nach Baruth. Auf dem rechten Flügel war eine Division von 11000 M. unter G. v. Hirschfeld nach Saarmund (2 St. s. w. Gütergatz), Gr. Tzernitschef mit einigen tausend Kosacken bis Beelitz und Treuenbritzen vorgeschoben. Gegen Mittag erschien die Spitze der dritten Colonne vor der Stellung des Gen. Gr. Tauentzien, griff ohne besondern Nachdruck an, und zog sich nach einem etwa zweistündigen Gefecht mit nicht unbeträchtlichem Verlust gegen Jühnsdorf zurück. Gen. v. Bülow, der sich ohne Befehl oder Auffoderung abzuwarten, zur Unterstützung jener Truppen in Marsch gesetzt hatte, erfuhr unterwegs den glücklichen Ausgang des Gefechts, kehrte darauf in eine Stellung vor Heinersdorf zurück, und schob eine Avantgarde von einigen Bataillons und Eskadrons nach Gr. Beeren vor.

Die zweite Kolonne debouchirte jetzt ungefähr drei Uhr Nachmittags aus der Waldung südlich von Groß-Beeren, vertrieb jene Avantgarde aus dem Dorfe, und bereitete sich auf der Höhe links desselben zu lagern. Diese Höhe, die sich westlich nach dem Vorwerke Neu-Beeren (½ St. v. Gr. Beeren) zu südlich bis an die Großbeerensche Haide (etwa 1500 Schritt) ganz sanft verflächt, fällt östlich nach dem morastigen Ufer eines Baches ab, der unmittelbar hinter dem Dorfe hinfließt, und hat jenseits des nördlichen etwas steilern Abfalls, ein freies bis Heinersdorf fast unmerklich ansteigendes Terrain vor sich, das zum Gebrauche aller Waffengattungen geeignet, nur links in der Richtung nach Ruhlsdorf hin durch einzele Waldgruppen unterbrochen wird; der östlich von Gr. Beeren fließende Bach bildet ein von mehren Abzugsgräben durchschnittenes Bruch, hinter welchem — ungefähr 2000 Schritt nordöstlich von Gr. Beeren — das Dorf Klein-Beeren liegt.

Die zuerst debouchirte Division v. Sahr (8 Bataillone) stellte sich am nördlichen Abhange jener Höhe, mit dem rechten Flügel an Gr. Beeren auf, welcher Ort, so wie der jenseit gelegene Bruch, von einem Bataillon besetzt ward; die leichte Cavalleriebrigade und Division Durutte formirten sich links rückwärts der Linie, von der Division Lecoq endlich stand eine Brigade noch weiter links, die andere am Ausgange des Waldes in Reserve. Diese Aufstellung des 7ten Corps konte keinen andern Zweck haben, als die Vereinigung mit den beiden Flügelcolonnen zu einem allgemeinen Angriffe für den folgenden Tag abzuwarten; diesem zuvor zu kommen, ehe der Feind seine Kräfte zusammengezogen, setzte der Gen. v. Bülow sein Corps ungefähr 4 Uhr in Bewegung. Eine Brigade (die des Gen. v. Borstel), zog sich links, um Kl. Beeren, wenn es nöthig seyn sollte, zu nehmen, und dann den Angriff von dieser Seite her zu unterstützen; zwei Brigaden in zwei Treffen, Bataillonscolonnen, die Reserve-Cavallerie hinter beiden Flügeln, die dritte Brigade als Reserve ebenfalls in Kolonnen folgend, rückten gegen die Front der feindlichen Stellung, eine halbe zwölfpfündige Batterie blieb mit zwei Jäger-Compagnien bei Heinersdorf stehen.

Auf 1200 Schritt vor der Stellung angekommen, begannen 60 Geschütze des Corps ein lebhaftes Feuer, eine schwedische Batterie, welche zur Deckung des rechten Flügels vorgerückt war, nahm nebst einer preußischen, die sich etwas rechts gezogen, den Feind in die Flanke, dessen heftiges Geschützfeuer dadurch einigermaßen gedämpft wurde. Gen. v. Borstel hatte Kl. Beeren unbesetzt gefunden, stellte sich vor diesem Dorfe auf, und schickte einen Theil der Brigade gegen Gr. Beeren vor, welcher die indeß verstärkte feindliche Abtheilung aus dem Bruche vertrieb, und in dem Augenblicke in Gr. Beeren eindrang, als die linke Flügel-Brigade des vorrückenden Corps das Dorf von der Nordseite nahm. Die bereits sehr geschwächte Division Sahr wurde jetzt in einem gegen ihre Front und rechte Flanke gerichteten Bajonetangriff geworfen, ihr Anführer, welcher selbst zwei Ba-

*) Die Gesamtmasse betrug ungefähr 75,000 Mann, mit Einschluß von etwa 10000 Mann Cavallerie. Das 4te Armee-Corps, auf 21,000 M. zu schätzen, ward von den Divisionen Morand (Franzosen), Pery (Italiäner), Franquemont (Wirtemberger), das 7te in gleicher Stärke von den Divisionen Lecoq, Sahr (Sachsen), und Durutte (Franzosen) gebildet, das 12te zählte 24,000 M. in zwei französischen, einer baierischen Division. Bei den drei Corps mochten etwa 3 bis 4000 M. Reuterei vertheilt seyn. Das 3te Cavallerie-Reserve-Corps zählte zwar 4 Divisionen, aber schwerlich mehr als 7000 Pferde.

taillone gegen den aus dem Dorfe hervorbrechenden Feind führte, schwer verwundet, die Division Durutte, welche sie aufnehmen sollte, wich fast, ohne den Angriff abzuwarten, in Unordnung gegen den Wald zurück, und wurde noch, ehe sie denselben erreichte, durch einige Cavallerieattaken größtentheils aufgelöst; diese Cavallerie stieß dabei auf die sächsische, auf welche einige Angriffe ohne wesentlichen Erfolg gemacht wurden.

Am Saume des Waldes endete die Verfolgung des Feindes, dessen Rückzug die hier aufgestellte Division Lecoq deckte; sie ward nicht angegriffen, da sich weiter rechts neue feindliche Massen zeigten, deren Stärke bei der schon eingetretenen Dunkelheit nicht genau zu beurtheilen war. Man hatte in Ahrensdorf die Kanonade vernommen, und der Herzog von Padua rückte mit seinem Corps, so wie Gen. Guilleminot mit seiner Division über Sputendorf nach dem Schlachtfelde; die Cavallerie deployirte am Ausgang des Waldes bei Neu-Beeren, die Infanterie in geschlossenen Massen hinter sich. Ein preußisches Husaren-Regiment warf sich auf die Flanke jener Reiterei, und brachte sie völlig in Unordnung, ein Theil der Zersprengten fiel andern herbeigeeilten Cavallerieabtheilungen in die Hände, ein anderer floh durch die Intervallen der preußischen Infanterie bis gegen Heinersdorf, wo er niedergehauen oder gefangen ward; die Division Guilleminot zog sich ohne Gefecht zurück.

Das Bülowsche Corps, welches noch am Abende größtentheils in die Position bei Heinersdorf zurückkehrte, zählte über 1000 Mann Todte und Verwundete; das 7te Armee-Corps verlor ungefähr 400 Todte und Verwundete, 1600 Gefangene, 13 Geschütze; vom 3ten Cavallerie-Reserve-Corps hatte vorzüglich die Brigade Jarry gelitten, ohne daß ihr Verlust genauer angegeben werden konte. — So war zwar durch das rasche Benutzen eines Misgriffs der Gegner, das erste Vorrücken der französischen Armee gegen Berlin vereitelt, aber der partielle Kampf, der hier stattfand, war viel zu wenig entscheidend, als daß nicht bald darauf ein zweiter Versuch hätte gemacht werden sollen. (*Schulz.*)

BEERENBLAU, der blaue extractive Farbstof der Brom-, Heidel-, Holunder-Beeren, deren Saft von Säuren eher, als von Lackmus, geröthet, durch Kali und Natron blau, durch Kalkwasser vorher blau, dann grün und gelb gefärbt wird, mit braunem Niederschlag, und unter Zerstörung des Pigments. Essigsaures Blei fället ihn blau, Silber-, Quecksilber- und Barytsalze wirken nicht darauf. Ähnlich scheint sich das Pigment der blauen Weinbeeren, der reifen Beeren des Faulbaums (Rhamnus Frangula), des Attichs (Sambucus ebulus L.), des Hartriegels (Ligustrum vulgare L.), der Hunds- oder Heckenkirschen (Lonicera xylosteum L.), der schwarzen, zumal Waldkirschen, der Kräben- oder Moosbeeren (Empetrum nigrum L.), der schwarzen Maulbeeren, Myrtenbeeren, Belladonnabeeren, der getrockneten Heckschleben (Acaciae fructus) ꝛc. zu verhalten. Der purpurrothe Saft der Beeren von Phytolacca decandra wird durch Kali erst violet, dann gelb gefärbt, und durch alle Säuren wieder geröthet, nach Braconnot aber durch Chlorin entfärbt, durch Alaun schwachroth, durch Zinn-, Blei- und Eisensalze violet gefällt.

Der in Weingeist aufgelöste Farbstoff der Heidelbeeren, welchen Holzkohle oder Thon aus dem Safte ganz wegnehmen, und so klar wie Wasser machen, ist das empfindlichste Reagens auf erdige Salze, vorzüglich auf Kalksalze, entfärbt sich dadurch, und bekomt einen Stich ins Gelbgrüne. Die mit Heidel- und Holunderbeersaft aufgefärbten Rothweine werden nach A. Vogel, durch essigsaures Bleiindigoblau niedergeschlagen, und von Kaliätzlauge und Kalkwasser nehmen sie eine grüne Farbe an, statt daß die reinen, echten Rothweine aus blauen Weinbeeren, das essigsaure Blei grünlich grau, das Kalkwasser aber gelblichbraun fället. Übrigens benutzt man dergleichen Beerensäfte mit Alaun oder Kalk, Grünspan und Salmiak, dort zu einer schlechten blauen, hier zu einer purpurrothen Malerfarbe; auch dienen sie zu einer geringern Art Indigblau; in Schweden und auf Island zum Veilchenblaufärben der Strümpfe, sowie überhaupt mit Zusätzen zum Blaufärben der Wolle und Leinwand, und zu einem unechten Violet auf Seide ꝛc. (*Th. Schreger.*)

Beerenstein, s. Bernstein.

BEERENTHAL, ein in den Heuberg einschneidendes Thal, welches von dem Flüßchen Beeren, Beera, seinen Namen hat, im Schwarzwaldkreis des Königreichs Wirtemberg, Oberamts Spaichingen. In diesem Thale befand sich das nun aufgehobene K. Hammer- und Blechwerk Beerenthal. (*Memminger.*)

Beergelb und Beergrün, s. Gelb und Grün.

BEERFELDEN. Von dem Neckar führt oberhalb dem Städtchen Hirschhorn, längs der Gammelsbach, eine allmälig steigende Straße, bei dem Dorfe Gammelsbach und an dem itzt verfallenen Schlosse Freienstein vorüber, und erhebt sich dann allmälig auf eine starke Höhe, an und auf welcher der, nach einer schrecklichen Feuersbrunst v. J. 1810, (die den ganzen Ort in Asche legte), neu und schön wieder erbauete große Marktfl. Beerfelden liegt. Dieser Ort war ein altes Eigenthum des berühmten Klosters Lorsch, und komt schon als solches im 10. Jahrh. unter dem Namen Buerfelden vor. Vom gedachten Kloster kam der Ort an die Schenken von Erbach, und schon im J. 1328 ertheilte Kaiser Ludewig aus Baiern, dem Schenk Konrad von Erbach für seinen Ort Beerfelden, Stadt- und Marktrecht. Letzteres wird noch itzt auf eine vorzügliche Art ausgeübt, denn es werden daselbst jährlich vier berühmte Jahrmärkte gehalten. Fast 200 Tuchmacher treiben hier ihr Gewerbe, welches sich von da aus in die übrigen Theile der Grafschaft wohlthätig verbreitet. Überhaupt zählt Beerfelden dermalen 2000 Bewohner in 255 meist neu erbauten Häusern. Die große und stattliche Pfarrkirche, welche im J. 1500 neu erbaut wurde, brante im J. 1810 ebenfalls völlig ab, und ist noch nicht ganz wieder hergestellt. Die Mimling entspringt im Orte aus einer starken Quelle, und fließt durch acht metallene Röhren als ein sehr reines, wohlschmeckendes und gesundes Wasser *) weiter.

*) Jene acht Röhren sollen an einem Tage 922 Ohm Wasser ausströmen.

Das schöne und fruchtbare Thal, welches sich an ihren beiden Ufern bildet, heißt die Rosenau. — In der entgegengesetzten Richtung von dem Ursprunge der Mimling, gegen Süden, entspringt die Gammelsbach.

Eine kleine Stunde seitwärts von der Landstraße, welche vom Neckar herauf nach dem Maine zieht, erblickt man zwischen waldigen Höhen den Krähberg, 1530 Fuß über der Meeresfläche erhaben, und auf denselben ein Gräfl. Erbachisches Jagdschloß, was eine schöne Aussicht auf den Odenwald gewährt. (*Dahl.*)

Beering, Beeringsstrasse, s. Bering.

Beerlap, Baerlap, s. Lycopodium.

BEERO (Birn), eine Landschaft im mittlern Afrika, und zwar in Sudan nach der Charte zwischen 13 bis 17° L., und 15 bis 16° Br., im O. an Tombuktu, im O. an Massina, im S. an Bambarra, im W. an Ludamar, und im N. an die Sahara gränzend. Mungo Park weiß von ihr nichts, als daß sie von Mauren beherrscht werde, und daß die Hauptstadt Waleth, ein größerer Ort als Tombuktu, mit Salz handle. Neuere Reisende erwähnen ihrer nicht. (*Hassel.*)

BEEROTH, בְּאֵרוֹת, (Brunnen, Cisternen), LXX, *Βηρωτ*, eine Stadt, die bei der Einwanderung der Israeliten in Canaan zu dem Freistate Gibeon gehörte, (Jos. 9, 17), später aber an den Stamm Benjamin überging (Jos. 18, 25. 1 Sam. 4, 2). Auch nach dem Exil war diese Stadt wieder bewohnt (Esra 2, 25. Nehem. 7, 29), obschon die heutigen Texte des Hieron. und Euseb. in der Angabe der Lage derselben nicht übereinstimmen. Nach erstem soll sie 7 Meilen von Jerusalem gegen Napolis hin, nach letztem in derselben Entfernung nach Nikopolis hin gestanden haben. Indeß dürfte es kaum zu bezweifeln seyn, daß die Lesart bei Euseb. die richtige ist *). (*Winer.*)

BEERSEBA, בְּאֵר שֶׁבַע LXX. *Βηρσαβεε*, (*Joseph.* Antt. 1, 12. *Βηρσουβαι*, 6, 3. *Βαρσουβαι*), eine alte Stadt Palästina's (1 Mos. 21, 22 f. 22, 19. 26, 23. 46, 1.), deren Name in der hebräischen Sagengeschichte (1 Mos. 21, 22 f.) so gedeutet wurde, daß er die beiden an die Radix שׁבע geknüpfte Bedeutungen: schwören und sieben in sich vereinigt. Sie lag an der äußersten Südgränze des Landes (2 Sam. 24, 7. Jos. 15, 28), und wird daher bei Gränzbestimmungen Palästina's mit Dan, als nördlichste Stadt, (Richt. 20, 1. 1 Sam. 3, 20. 2 Sam. 3, 10. 17, 11. 24, 2. 15. 1 Kön. 4, 25. 1 Chron. 21, 2. 2 Chron. 30, 5.), so wie bei der Gränzbestimmung des Reichs Juda mit Geba in Verbindung genant (2 Kön. 23, 8. vgl. 2 Chron. 19, 4.). Bei der Vertheilung des Landes fiel sie anfangs dem Stamme Juda (Jos. 15, 28), später dem Stamme Simeon zu (Jos. 19, 2.), war unter den Königen der Sitz eines untheokratischen Gottesdienstes (Amos 5, 5. 8, 13. s. Rosenmüller z. dieser St.), und stand noch nach dem Exil (Nehem. 11, 27. 30.) dem Euseb. und Hieron. zufolge, 20 röm. Meil. südlich von Hebron entfernt. Neuere Reisende fanden in dieser Gegend ein Dorf, Gibelin oder Gallin, dies scheint aber mit Beerseba nicht einerlei zu seyn, denn Seetzen fand noch den alten Namen: Bir Sgabra †). (*Winer.*)

*) S. *Reland* Palaest. p. 618 ꝛc.

BEES (St.), Ortschaft in der britischen Shire Cumberland in England, mit 425 Einw. Dabei St. Bees Head, ein Vorgebirge an der Küste von Cumberland, das sich ½ Meilen im S. S. W. von Whitehaven unter 54° 27′ Br. und 14° 2′ L. in die See erstreckt. (*Hassel.*)

BEESKOW, Stadt im Lübbenschen Kr. des Reg. Bez. Frankfurt, an der Spree, mit 2720 Einw., die sich von Tuch- und Leinwebereien, Gerbereien, Fischerei und Schiffahrt nähren, und mit einem Justiz- und Domainen-Amte (auf dem dasigen Schlosse), wie auch einer Försterei, 5 Wasser- und 2 Windmühlen. (*H.*)

BEESTERAH, בְּעֶשְׁתְּרָה, eine Levitenstadt im Stamme Manasse, jenseit des Jordans (Jos. 21, 27), ohne Zweifel dieselbe, welche 1 Chron. 6, 56. (7, 71.) עַשְׁתָּרוֹת genant wird. Beide Namen scheinen Abkürzungen zu seyn, und die Stadt hieß wahrscheinlich: בֵּית עַשְׁתָּרוֹת; mit der alten berühmten Stadt Bostra in Arabien ist sie nicht zu verwechseln *), diese heißt im Hebr. בָּצְרָה, s. d. Art. (*Winer.*)

BEET, Ackerbeete, oder die durch Furchen getrenten Abtheilungen eines Ackers, sind, nach dem Herkommen oder nach den Ortsbeschaffenheiten, entweder schmäler oder breiter, flächer oder höher, so daß sie durch 2, 3, 4, 5 und mehre Umgänge abgepflügt werden können. Wo man sich nach dem Herkommen richtet, findet man sie, sind auch die Ortsbeschaffenheiten, welche dabei berücksichtigt werden sollten, noch so verschieden, doch so ziemlich von gleicher Breite. Suchen aber denkende Landwirthe die Beetbreite den Ortsbeschaffenheiten möglichst anzupassen: so wird diese oft in naher Nachbarschaft verschieden ausfallen. Dies gilt auch von der Verschiedenheit in Absicht auf die Oberfläche. Wir wollen hier mehre Nachtheile und Vortheile der breiten Ackerbeete namhaft machen. Zu den erstern rechnet man: daß es an Furchen fehle, welche einen unschadhaften Zutrit bei dem Ausjäten und Behacken der Früchte erlauben; daß die schädliche Feuchtigkeit nicht genug abgeleitet werden könne; daß das Pflügen wegen der Wölbung schwerer sey; daß man das Unkraut nicht so leicht zu vertilgen vermöge; daß die Ackerkrume bei einem flachen Boden nicht so aufgeschichtet werden könne; daß auf sehr kraftvollen Boden das Lagern des Getreides aus Mangel an Luftzug Statt finde u. s. w. Als Vortheile werden aufgestellt: daß das Pflügen weniger Zeit und Geschicklichkeit erfodere, da die Stellung der Pflüge nicht so oft verändert werden müsse; daß das Eggen und Walzen besser von Statten gehe, und bei weniger Sorgfalt alle Stellen besser getroffen werden können, weil es weder durch die Furchen noch die Wölbung behindert werde; daß weniger Samen in die Furchen fallen oder dahin gezogen werden könne, aus dem einfachen Grunde, weil es weniger Furchen gebe; daß das Getreide weit gleicher stehe, da die Ackerkrume nicht an den Kanten weggenommen worden, um eine Wölbung heraus zu bringen; daß weniger Stroh im Felde bleibe,

†) S. *Reland* Palaest. p. 484. 620. *Cellar.* Notit. Tom. II. p. 586. Hamelsveld bibl. Geogr. 3. Theil. S. 114 ff.

*) *Reland* Palaest. p. 666.

da der Mäher, die wenigen Furchen ausgenommen, gleich tief hauen könne; daß die Zahl der nachtheiligen Zwischenfurchen um so kleiner sey, jemehr Breite die Ackerbeete haben; daß manche Landwirthe, die bei vielen Zwischenfurchen in der Ableitung des Wassers leicht sorglos werden, weil sie damit Alles oder das Meiste gethan zu haben glauben, bei wenigen Furchen aber ernstlich hierauf Bedacht nehmen müssen u. s. w. In Hinsicht der schmälern Beete werden die Vortheile derselben meistens den bei den breitern Beeten angegebenen Nachtheilen, und so auch umgekehrt, ihrer Nachtheile den Vortheilen der breitern entgegengesetzt. Übrigens sind die schmalen Beete auch in ihrer Oberfläche sehr verschieden; und entweder flach, so daß sie sich wenig über die Furchen erheben, oder sie können bis zu einer Erhöhung von **15 — 18** Zollen aufgepflügt werden *). (*F. Teichmann.*)

BEETJUANEN, ein Volksstamm in Afrika, der in der Südspitze dieses Erdtheils oder im sogenanten Lande der Kaffern zwischen 20 bis 25° S. Br. und **41** bis 48° L. wohnt. Sie zerfallen in 9 Stämme: 1) Maatjaping, **4000** bis **5000** Jadik, am Flusse Kuruhmana; 2) Muruhlong, gegen **10,000** Jadik; am Setaabi; **3)** ein andrer Muruhlong, an den Quellen des Nitibauni; 4) Matsaroqua, am untern Kuruhmana; 5) Wanketsi, im N. O. von den Muruhlong; 6) Thammacha, sehr zahlreich, im S. der Muruhlong; 7) Chojaa, sehr zahlreich; 8) Muchurubzi und 9) Macquini, der reichste und mächtigste Stamm, der nicht allein Eisen= und Kupferbergwerke hat, sondern auch Messer, Nagel, Ohrringe u. s. w. daraus verfertigt, und damit die übrigen Stämme versieht. Alle diese Stämme reden eine Sprache, und sind in Sitten, Lebensart und Gebräuchen mit einander verwandt. Der Beetjuane ist eine Sprosse der Kaffern; sein Körper ist zierlich, aber nicht lang; und Menschen von 6 Fuß Höhe selten; bei dem treflichsten Ebenmaße ihrer Glieder der Wuchs nicht üppig; die Farbe eher braun, als schwarz, mit äußerst feiner Haut, die oft wahren Sammetglanz zeigt; die Gesichtsbildung der der übrigen Kaffern sehr ähnlich, nur finden sich hohe Nasenrücken und europäisch=geformte Lippen bei ihnen häufiger, als bei jenen, und an manchen überrascht ein sprechendes Auge und ein feiner Zug um den Mund. In Minen und Geberden drückt sich jeder Zustand ihrer Sele lebhaft und offen aus; ihre Sprache ist wohlklingend, reich an Selbstlauten und Hauchen, wohl accentuirt, deklamationsartig singend, und dem Ohre weich wie Italiänisch klingend. Sie zeigen große Ausdauer, sind rührig, thätig, schlafen nie am Tage, leben aber noch im bloßen Naturzustande: sie sind Jäger und Hirten, ihre Nahrung, Fleisch, in dessen Auswahl sie nicht ekelhaft sind, Milch, Früchte, besonders Arbusen, auch lieben sie den Taback; ihre Kleidung, Thierfelle, woraus ihr Kroß oder Mantel, und ihre übrigen wenigen Kleidungsstücke verfertigt sind; den Unterleib bedeckt ein Ziegenfell, die Frauen tragen mehre Schürzen von Leder übereinander, und auch um den Busen wird ein Fell geschlagen. Schmuck von Glaskorallen, von Knöchelchen, die zugleich Amulete vorstellen, und von Ohr= und Armringen ist gemein. An den Füßen werden plumpe Schuhe aus Ochsen= oder Antilopenleder getragen. Die Männer haben wenigen Bart, das Einschmieren mit Fett ist gewöhnlich. Ihre Hütten und Viehställe sind sehr zierlich gebaut, und gleichen den Termitenhausen. Von Krankheiten wissen sie wenig, doch erreichen die Menschen selten ein höheres Alter als **50** bis **60** Jahre; der Jüngling heirathet dagegen mit **15** bis **16** Jahr, und die Mädchen werden im **13**ten schon Mutter. Die Kinder werden mit Liebe und Sorgfalt erzogen, aber mit dem 7ten Jahre muß der Knabe schon das Vieh weiden, und sich in den Waffen üben, deren Gebrauch ihm bei der Jagd unentbehrlich ist. Sie haben eine Art von Religion, verehren ein höchstes unsichtbares Wesen, das sie Murihmo nennen, allein diese Verehrung erzeugt mehr die Furcht, als die Liebe. Jeder Stamm hat seinen Priester, der die vornehmste Person nach dem Oberhaupte vorstellt, und die Zeremonien verrichtet, die Knaben beschneidet, das Vieh einweihet. Ihr Aberglaube ist sehr groß: ihr Priester ist auch zugleich ihr Hauptastrolog. Ihr unausgebildeter Verstand zeigt übrigens vieles gesunde Urtheil, Überlegung und Nachdenken: ihre Einbildungskraft ist lebhaft. Im Tauschhandel sind sie freilich nicht sehr redlich, aber zu Diebereien haben sie keine Neigung, doch sind sie mistrauisch und argwöhnisch. Unter ihnen machen die Frauen bei weitem die Mehrzahl aus, daher die Männer mehre Weiber nehmen, die das ganze Hauswesen unter sich haben. Jeden Stamm regirt ein König, dessen Würde erblich ist, und der den Titel: Murinna führt; seine Gewalt ist nicht sehr groß, doch ist er der Anführer im Kriege, und der Vollzieher der Gesetze. Seine Räthe und beständigen Gesellschafter sind die angesehensten des Volks: Reichthum hebt auch hier die Gleichheit der Stände auf. Ihre Waffen sind eine Art Hassegayer, und die Kirri, eine Art von Keule. Unter ihren Vergnügungen ist ein Tanz, den sie nach dem Takte eines Gesanges aufführen, auch haben sie eine Art von Rohrpfeife und Trommel. (Nach Lichtenstein und Barrow). (*Hassel.*)

BEFAHREN, sich in die Grubenbaue einer Zeche begeben, um sie zu besichtigen; womit nach Befinden auch eine Besichtigung der dazu gehörigen Tagebaue verbunden wird. Die Befahrungen sind **1**) gewöhnliche, welche die Vorsteher einer Grube und die denselben unmittelbar vorgesetzten Bergbeamten von Zeit zu Zeit zu machen haben. Die Steiger sollen ihre Grube täglich befahren, um die Arbeiter allenthalben mit den nöthigen Anweisungen zu versehen, sie zu beaufsichtigen, und alle eintretende Veränderungen (in Beschaffenheit der Lagerstätte, Festigkeit des Gesteins, Dauer und Haltbarkeit des Ausbaues, Gangbarkeit und Wirksamkeit der Maschinen, vorkommenden natürlichen Hindernissen u. dgl.) tagtäglich zu beobachten. Die Schichtmeister haben ihre Gruben in der Regel alle **14** Tage einmal zu befahren, um die getroffenen Veranstaltungen zu controliren, mit den Steigern wegen Anstellung der Baue oder Führung des Haushalts die erfoderlichen Überlegungen zu treffen, und die nöthigen Anweisungen zu ertheilen. Die Ge=

*) S. Thaers Grunds. der rationellen Landwirthschaft. B. 3. §. 152—155.

schwornen befahren, nach Beschaffenheit der Gruben und Reviere, selbige alle 2, 3, 4 oder 6 Wochen, um den Arbeitern neue Accorde (Gedinge) zu reguliren, die geschehene Arbeit, besonders die, welche in Accorde gemacht worden ist, zu revidiren, ferner, um mit den Grubenvorstehern sich über die Fortsetzung der Baue zu berathen und ihnen die nöthige Anweisung zu ertheilen, nicht minder, um die Regel- und Zweckmäßigkeit der geschehenen Arbeiten und Ausführungen zu untersuchen, und alle von Zeit zu Zeit eingetretene Veränderungen zu beobachten, um das, was von einiger Erheblichkeit ist, durch mündliche oder schriftliche Relation (welche letztere Fahrbogen heißt), zur Kentniß des Bergamts zu bringen. Andere Bergbeamte, Obereinfahrer, Oberstollenfactor, Kunstmeister, Markscheider, Bergmeister, und andere Oberbeamte, fahren nicht tagtäglich, sondern nur dann, wenn einzele Veranlassungen zu Besichtigung und Untersuchung eines ganzen Grubengebäudes oder eines einzelnen Baues eintreten; doch soll der Obereinfahrer zur Aufsicht und Controle der Geschwornen in größern Revieren, jede Woche wenigstens einige Gruben befahren, und darüber ebenfalls einen Fahrbogen beim Bergamte einreichen. Alle diese Befahrungen geschehen gewöhnlich in den Vormittagsstunden, wo Alles in voller Arbeit ist. Grubenvorsteher und Geschworne aber sollen auch von Zeit zu Zeit, die Gruben des Nachts unvermuthet befahren, (wozu ehedem besondere Officianten unter dem Namen Nach- oder Nachtfahrer bestellt waren). 2) Die außerordentlichen Befahrungen geschehen von dem gesamten Bergamte, oder (in größern Revieren) von einer Deputation desselben, mit Zuziehung der Grubenvorsteher, auf besondere Veranlassungen z. E. bei eingetretenen wichtigen Ereignissen oder Veränderungen einer Grube, bei zu regulirenden wichtigen Veranstaltungen oder zu entwerfenden Betriebsplänen, bei Untersuchung des Zustandes einer Grube, besonders wenn über Anfang, Veränderung oder Wegfall der Überschußvertheilung, Überlegung zu pflegen ist; bei Gesuchen um Unterstützung für eine Grube durch Vorschüsse aus Bergwerkscassen, oder Erlaß gewisser Abgaben bei jährlicher Entwerfung von Ökonomieplanen, und was dergleichen Veranlassungen mehr sind. Bei einzelen wichtigern Veranlassungen und Revisionen werden solche Befahrungen auch von einem oder etlichen Mitgliedern der Ober-Bergbehörden (des Oberbergamts, des Kammer- und Bergcollegiums und dergl.) dirigirt. Man nent sie in den meisten Gegenden auch Generalbefahrungen, und über den Befund der Umstände sowol, als über die getroffenen Veranstaltungen und das Resultat der gepflogenen Deliberationen wird gewöhnlich ein Protokoll (Befahrungsregistratur) abgefaßt; dies ist ein schriftlicher Aufsatz, zu welchem die Data bei der Befahrung selbst, und während der dabei geschehenen Erörterungen angemerkt werden müssen, und welches nach beendigter Befahrung über Tage ausgearbeitet wird. Nach Erfordern der Umstände werden in ein solches Protokoll noch ausführlichere Beschreibungen der Lagerstätte und einschlagender geognostischer Verhältnisse, geschichtliche Notizen, und ökonomische Data aus den Rechnungen der befahrnen Grube aufgenommen. Daher ist es nicht immer möglich, solche Protocolle, wie andere gerichtliche Registraturen, noch während der Expedition selbst niederzuschrieben, und dem Anwesenden sogleich vorzulesen; sondern sie müssen oft mit Zuziehung der Acten und Risse mühsam ausgearbeitet werden, und sind solchenfalls den bei der Befahrung anwesend gewesenen Personen, sobald als möglich an einem der nachfolgenden Tage vorzulesen, und dann wird darüber eine legale Vorlesungsregistratur niedergeschrieben. Zu Fertigung der Befahrungsregistraturen (welche, wenn sie zweckmäßig seyn sollen, viel Sachkentniß und Übung erfodern), sind in kleinern Revieren die Bergschreiber, in größern besondere Officianten (Befahrungsprotokollisten) bestimt. Wenn in berggerichtlichen Angelegenheiten eine Befahrung zu halten ist, dann muß jedesmal der Bergschreiber die Registratur fertigen, und dann muß letztere nach allen Erfodernissen eines gerichtlichen Protokolls, noch vor beendigter Expedition auf der Grube, niedergeschrieben werden. (*Freiesleben.*)

BEFAHREN ist auch ein Jagd-Kunstausdruck, der von den Haarwildsarten, welche Baue bewohnen, dann gebraucht wird, wenn sie flüchtig (eilig) heraus- oder hinein gehen. Den Gegensatz bezeichnet man durch bekriechen. In wiefern einer oder der andere Ausdruck gebraucht werden muß, ergibt sich aus der Stellung der Tritte in der Spur, am Ausgang der Röhren eines ausgeführten (bewohnten) Baues. (*a. d. Winckell.*)

BEFANGEN, BEFANGENHEIT. Die Ausdrücke Befangen und Befangenheit zeigen zuerst ein Verhältniß zu Außendingen an. Denn da heißt Befangen derjenige, der von Außendingen so umgeben ist, daß sie ihn einschließen, umschränken, gleichsam gefangen halten. So nimt es Wieland, wenn er sagt: „Indem sah unser wandernd Paar — Sich unvermerkt in einem Park befangen". Hievon nun hat man die Ausdrücke auf das Innere übergetragen, und denjenigen befangen genant, der in seinem Gemüth Etwas hat, wodurch dasselbe gleichsam gefangen gehalten, d. i. wodurch seine sonst gewohnte Freiheit im Urtheilen und Handeln beschränkt, gehemmt wird.

Der Mensch kann aber befangen gemacht werden: 1) durch Vorstellungen. Denn es können Vorstellungen, die er hat, bewirken, daß er Gründe, nach welchen er sonst urtheilen oder handeln würde, nicht beachtet, oder nicht gehörig würdigt, oder gar in einem ganz falschen Lichte siehet, und daß er also nicht so frei und ungehindert urtheilt oder handelt, als es sonst geschehen würde. Wer ein falsches Vorurtheil gegen einen Menschen hat, der wird über dessen Handlungen eben so wenig unbefangen urtheilen, als er in seinem Betragen gegen denselben unbefangen seyn wird. In gleicher Befangenheit befindet sich, wer aus Vorurtheil eine zu günstige Vorstellung von einem Menschen hat. 2) Ferner kann Befangenheit durch Gefühle bewirkt werden. Denn wenn Gefühle im hohen Grade stark werden, so verdunkeln sie mehr oder weniger die Vorstellungen des Verstandes, dergestalt, daß dieser also nicht so frei und ungehindert urtheilen kann, als wenn diese Gefühle nicht vorhanden wären. Eben dadurch aber hemmen dieselben zugleich auch die Freiheit im Handeln, indem diese von der

Freiheit des Urtheils abhängt. Wer öffentlich reden soll, und mit dem Gefühle der Furcht auftrit, der ist befangen. Oder, wer bei einem Wortstreite hitzig wird, z. B. von dem Gefühle des Zorns sich übermannen läßt, der bleibt nicht unbefangen, und gibt seine Sache halb verloren, indem er seinen Verstand gefangen halten läßt. 3) Endlich kann Befangenheit aus Begierden und Verabscheuungen entspringen. Denn, wenn diese im hohen Grade stark, besonders wenn sie bis zu Leidenschaften gesteigert werden; so haben sie zuvörderst eben den Einfluß auf die Freiheit im Urtheilen und Handeln, den die starken Gefühle ausüben; zumal da sie von solchen Gefühlen begleitet sind. Sodann aber äußern sie noch mannigfache andre Einwirkungen, wodurch sie den Verstand gleichsam gefangen nehmen, und sich denselben dienstbar machen. Dies muß die Lehre von den Leidenschaften auseinander setzen. Tägliche Erfahrungen aber zeigen, daß Ausbrüche der Ehrsucht, der Rachsucht, der Habsucht u. s. f., den Menschen dergestalt verblenden können, daß er es gar nicht gewahr wird, wenn er Thorheiten, oder gar Verbrechen begeht, die er zu anderer Zeit, wo sein Verstand frei und unbefangen ist, sogleich bemerkt und vermeidet. (*Maass.*)

Befaria, s. Bejaria.

BEFEHL, er sey häuslich oder öffentlich, bezieht sich als Vorschrift zur Handlung für einen andern, auf die Ordnung des Handelns überhaupt, und auf ein natürliches oder bürgerliches Recht die Handlung eines andern zu bestimmen; er bezieht sich also auf Gesetze, mit denen er nicht in Widerspruch stehen darf, und von denen die Verpflichtung zum Gehorsam bedingt wird. Es ist zwar wol der öffentliche Befehl als Gegensatz der Gesetze genommen, wenn er Jemanden eingeräumt worden, um dem Stat aus der Noth zu helfen, wie es nur immer gehen wolle. Dieses geschah bekantlich in dem freien Rom durch die dictatura oder das provideant consules etc. (vgl. den Art. Aufsicht). Der Dictator und die Consuln waren alsdann nicht wegen der Gesetzwidrigkeit der Hilfsmittel verantwortlich, aber sie blieben für die Verwendung der Hilfsmittel, für die Sache verantwortlich und selbst Camillus und Scipio geriethen darüber in Anklagestand. Ihr Befehl war also nicht gesetzlose Willkür; doch Cäsar machte ihn dazu, wenigstens trägt der völlig verantwortungslose Befehl bis auf den heutigen Tag seinen Namen und ist in der That bei den Kaisern der Römer der Gegensatz des Statsrechts gewesen, weil dem Statsrecht die Willkür entgegensteht, und überhaupt Niemand ein Recht haben kann, ohne zugleich eine Pflicht zu haben[1]). Aber eben durch das willkürliche Befehlen fielen die Kaiser der Römer unter das härteste Gesetz, unter die Naturnothwendigkeit; und da sie das Leben aller unsicher machten, so war ihr eigenes Leben am unsichersten. Die Geschichte des europäischen Statsrechts ist die Geschichte des Kampfes wider verantwortungslose Befehle und für gesetzliche Verantwortlichkeit, wider den Misbrauch der Gewalt und für die Heiligung derselben. Der Befehl aus Machtvollkommenheit beschränkt sich auf das Recht zu den Verfügungen, welche die Natur und Ordnung der Statsverwaltung erfodert, und die sich, wie bei allem Verwalten nach den Umständen richten müssen, und nicht in Voraus bestimt werden können. Das Ergreifen der ersten besten Hilfsmittel in Nothfällen, die Verwendung von Grundstücken zum Straßenbau, die Dienstentlassungen [2]), u. a. m. läßt sich dem Ermessen und Befehl der Verwaltung nicht entziehen. So weit der Befehl aus Machtvollkommenheit übrigens in einigen europäischen Staten geht, so mildert ihn doch immer die Anerkennung der Menschenwürde, wovon Tacitus selbst noch zu verstehen gibt, daß ein alter reichstagsfähiger Edelmann daran nicht zu viel denken müsse [3]). Diese Anerkennung ist neuerdings durch den heiligen Bund beurkundet und verbürgt, worin die Fürsten sich unter das göttliche Sittengesetz stellen. Wo man überdem Ständeversamlungen hat, da hat man keine Verwaltungsbefehle, wofür nicht irgend ein Unterthan verantwortlich wäre; wie denn Blackstone umständlich erläutert, daß in England nichts ohne Verantwortung ist, als die eigene Handlung des Königs, und Niemand durch den Befehl die Ausführung desselben rechtfertigen kann. Die Benennungen der Befehle laufen durch das ganze ABC: Amtsbefehle, Baubefehle, Kabinetsbefehle, alle Arten der Befehle sind die Gegensätze der richterlichen Erkentnisse, und das preuß. Landrecht sagt gleich andern ausdrücklich §. 6. der Einleitung: Verfügungen der obern Gewalt, welche in streitigen Fällen, ohne rechtliches Erkentniß, ertheilt worden sind, bewirken weder Rechte noch Verbindlichkeiten. Die Befehle gelten nicht, wenn zu richten, sondern nur wenn zu verwalten ist. Sie theilen sich hauptsächlich nach den Kriegssachen und den Friedenssachen ab. Sie sind in Kriegssachen strenger und erfodern unbedingteren Gehorsam, aber doch nicht den blinden Gehorsam des Alterthums. Ohne der eigenthümlichen Verfassung Englands zu erwähnen, und der Parlementsverhandlungen von 1819 über die bürgerlichen Pflichten der Soldaten [4]), noch der Verhandlungen der baierschen Stände über die Beeidigung des Heers auf die Verfassung, noch solcher Übernahme der Folgen des Ungehorsams, wie von Ziethen, welcher dem König auf den geschärftesten Befehl zum Einhauen antworten ließ: es sey dazu noch nicht die Zeit, sein Kopf stehe nach der Schlacht zu Befehl, er bitte nur in der Schlacht ihn noch gebrauchen zu dürfen; so bezweifelt man nirgend, daß den Soldaten die Beurtheilung zusteht, ob die Befehle offenbar Vergehen oder Feigheit aussprechen, und daß die Ausführung solcher Befehle strafbar ist [5]). Von Meutereibefehlen wimmelt die neueste Geschichte, und über Feigheitsbefehle sind nach der Schlacht von Waterloo Kriegsgerichte gehalten. Der

1) Schnaubert: auch der Regent ist an die von ihm gegebenen Gesetze gebunden, übers. und mit Anm. v. Hagemeister 1795.

2) Vgl. die Schriften in Sachen der beiden Moser und Berlepsch den Statsdienst nebst der Hauptlandespragmatik über die Dienstverhältnisse in Baiern v. 1807. v. Gönner. 1808. 3) Agricola 4. Se (Agricolam) in prima iuventa studium philosophiae acrius, *ultra quam concessum Romano ac Senatori* hausisse. — mox mitigavit ratio et aetas: retinuitque, quod est difficillimum, ex sapientia modum. 4) Allg. Zeitung St. 105. v. 1819. 5) Das Kriegs- oder Soldatenrecht von Müller 1789. Législation militaire par Beriat.

Kriegsbefehl bezeichnet die Gewalt des Heerführers (s. d. Art.), welcher das Gesetz seiner Kunst in sich selbst haben, und in ihrer Ausübung unabhängig seyn muß, also nur von seines Gleichen beurtheilt und gerichtet werden kann. Die Verwaltung der Friedenssachen ist zwar auch eine Kunst, aber sie kann bei der Stetigkeit und Bestimtheit ihrer Gegenstände durch Gesetze geordnet und geleitet werden, so daß die Befehle nur die Mittel zur Ausführung der Gesetze sind, welches desto mehr der Fall ist, je vollständiger der Wirthschaftsplan, die jährlichen Einnahmen und Ausgaben im Voraus bestimt sind. Es folgt hieraus, daß der Befehle desto weniger werden, je besser die Gesetze und je größer die Ordnung und der freiwillige Gehorsam sind. So lange nun nach der Auflösung des ältern Gemeinewesens und bei verwickeltern Verhältnissen die Verwaltungsbefehle durch die Gerichte gingen (als Polizeisache) und dann die Gerichte wider die von ihnen getrenten Verwaltungssachen einschritten, konte es zu keiner guten Verwaltung kommen. Dann scheint man aber in Frankreich zu weit gegangen zu seyn, wenn man den Gerichten auch die Rechtsstreitigkeiten aus der Verwaltung entzog und selbst die richterliche Hilfe wider Rechtsverletzungen durch Befehle und Gewaltmisbrauch der Verwaltungsbeamten von der Bewilligung des Statsraths abhängig machte [6]). Der Grundsatz gilt jetzt allgemein, daß die richterliche Gewalt sich in die Verwaltung nicht mischen, und deren Befehle nicht aufhalten dürfe; sie scheint aber für ihren Wirkungskreis über die Klagen aus Rechtsverletzungen durch Verwaltungsbefehle ꝛc., und wegen Schadenersatzes noch Erwartungen an die Gesetzgebung zu haben. Das Gerichtsverfahren wider angeklagte Minister von den Ständen ist in mehren teutschen Landen neuerdings bestimt. (*v. Bosse.*)

Befestigen, Befestigung, s. Festung.

BEFFART (Karl von), aus Trier gebürtig, wurde 1312 Hochmeister des teutschen Ordens. Unter ihm wurden in Preußen die Städte Angerburg und Zinten, das Schloß Gerdauen und die Mauern von Memel erbaut. Er bekämpfte die Littauer mit abwechselndem Glükke, behauptete Pommerellen gegen die Polen, begab sich, um die ihm beim Papste darüber erregten Händel beizulegen, nach Avignon, und starb 1324 auf der Rückreise zu Trier *). (*v. Baczko.*)

BEFFROI, nennen die Franzosen ein im Orient übliches und bei der militärischen Musik angewendetes Schlaginstrument. Es ist seiner Form nach eine Art tambour de basque, durchaus von Metallcomposition, und bringt, wenn es mit einem Hammer geschlagen wird, eine außerordentliche Vibration des Tones hervor. Besonders wendet man es bei Trauermärschen und in Chören an, welche eine starke, erhöhte Empfindung ausdrükken, oder eine furchtbare Wirkung hervorbringen sollen, z. B. in dem Chor des zweiten Acts der Vestalin von Spontini. Die Orientalen nennen es Tam-tam, seinen Ton damit bezeichnend. (*Am. Wendt*).

BEFORT (Belfort), Distriktstadt des franz. Dep. Oberrhein, deren Bezirk auf 15¼ □ Meilen 90,769 Einw. zählt. Sie liegt (Br. 47° 38′ 18″ L. 24° 32′ 30″) am Fuße des Wasgau und an der Savoureuse in einer mit Anhöhen umgebnen Ebene, wo sich mehre Landstraßen durchkreuzen. Sie ist stark befestigt, hat 1 Schloß, welches auf einem hohen Felsen liegt und ebenfalls mit hohen Mauern umgeben ist, 5 Thore, und wird in die Oberstadt, die Unterstadt und die Vorstadt abgetheilt. Unter den beiden Kirchen ist die vormalige Stadtkirche gut gebaut, auch das Rathhaus nimt sich gut aus. Außerdem findet man 1 Waisenhaus mit Wollspinnanstalt, 1 Handelsgericht, 670 Häus. und 4400 Einw., die 8 Gerbereien, 1 Hochofen mit 2 Frischfeuern und 1 Hammer unterhalten und Handel mit Eisen, Wein- und Landesprodukten treiben. In der Umgegend sind reiche Eisengruben, die dem Hochofen das Material liefern. Die Stadt war vormals der Hauptort einer Herrschaft, die in der Vorzeit zur Grafschaft Pfirt, späterhin aber unter teutscher Hoheit zum Sundgau, und unter französischer den Herzogen von Mazarini und Valentinois gehört hat. (*Hassel.*)

BEFRIEDIGUNG, ist die im Landbauwesen übliche Benennung für jede Art von Umgebung und Verschließung unbedeckter Räume, dergl. Gärten, Höfe, Gottesäcker, öffentliche Pläze und Grundstücke sind. Die Befriedigung erfolgt entweder durch Gräben von verschiedener Tiefe, Breite und Einrichtung, je nachdem es Zweck und Umstände fodern, oder durch Mauern, oder durch hölzerne Wände, welches die Zimmerleute Vermachung nennen, oder endlich durch lebendige Hekken, sogenante Zäune, welche Art man besonders Umzäunung zu nennen pflegt. (*Leger.*)

BEFRUCHTUNG DER GEWÄCHSE. Die Lehre von der Befruchtung der Gewächse liefert den vorzüglichsten Beweis, daß, troz den Riesenschritten, die die Naturforschung in den neuesten Zeiten gemacht, die wichtigsten Gegenstände dennoch großentheils Geheimnisse sind. Wir sehen nämlich täglich Samen in den Früchten der Pflanzen sich erzeugen, aber woher diese kommen, und ob sie auf ähnliche Weise entstehen, als die Embryonen der Thiere, das ist noch immer nicht völlig klar. Folgen wir der Analogie, so verschwindet die Zwiefachheit der Geschlechter bei den niedern Thieren. Schon bei mehrern nackten Würmern wird sie zweifelhaft und bei den Zoophyten ist keine Spur mehr davon vorhanden. Dagegen sehen wir bei den Pflanzen wieder scheinbar zwiefache Geschlechtstheile hervor treten, die sogar bei manchen Familien, den Palmen, Zapfenbäumen, Urticeen u. s. f. auf verschiedene Individuen vertheilt sind. Diese verschwinden auf einmal bei den Farrenkräutern, um sich in den Laubmoosen wieder zu zeigen. Tiefer herab geht jede Spur derselben im Gewächsreich so gut als im Thierreich verloren. — Wenn man der Geschichte dieser Lehre nachspürt, so findet man schon im frühesten Alterthum, besonders an den Ufern des Euphrat den Gebrauch, die Datteln durch künstliche Bestäubung zur Vollkommenheit zu bringen. Herodot, der uns die erste Nachricht davon hinterlassen (I, 193), hält den Theil der männlichen Palme, der an die Dattelpalmen gebunden wird, für die Frucht, und glaubt, wie bei den Feigen die Caprification erfolge, so müßte auch hier die Gallwespe (ψήν) einschlüpfen und

6) Principes d'administration publique. Droit public français. Paris 1809.

*) *Dusburg* Chronicon Prussiae, Lucas David Buch 7.

das Abfallen verhüten. Theophrast (hist. 2, 8.) hat schon eine richtigere Ansicht von dem Zweck bei diesem Verfahren. Man nenne es zwar bei den Palmen auch, nach Feigenart behandeln (*ὀλυνθάζειν*), aber es scheint ihm doch eine wirkliche Vermischung des beiderseitigen Stoffes dabei vorzukommen. Auch bei den Kürbispflanzen kent Theophrast die männlichen Blüthen: er nennet sie gleichförmige (*τὰ ἀπλὰ τῶν ἀνθῶν*) weil sie mit den weiblichen in der Form übereinstimmen (hist. 1,13). Übrigens führt ihn dies so wenig zu einer allgemeinen Idee von den Geschlechts-Verhältnissen, daß er die Kätzchen der Haselstaude für einen unnützen, fast fremdartigen Theil hält (hist. 3, 6.), und überhaupt solche Bäume für männlich hält, die härter und knotenreicher sind (hist. 1, 11.). Ja, im ganzen Alterthum nante man die Bäume und Stauden weiblich, die sich um andere schlingen, wie den Weinstock (*Dionys. Halicarn.* exc. 17, 3.). So blieben diese schwankenden Begriffe, bis ein scharfsinniger und helldenkender Naturforscher in Hamburg, Joach. Jung in der Mitte des 17. Jahrh. zuerst richtigere Begriffe aufstellte. In seiner Isagoge phytoscopica (opusc. ed. *Albrecht*, Coburg. 1747. p. 143.) behauptete er, daß nur die Gewächse, welche flores stamineos und keine Früchte tragen, den Namen der männlichen verdienen, da die Fruchttragenden allein weiblich zu nennen seyn. Doch sieht man nicht, daß Joach. Jung die von ihm so genanten stamina wirklich für die männlichen Theile gehalten, oder ihnen eine entsprechende Verrichtung zugeschrieben habe. Etwas klarer sah schon Nehem. Grew, ungefähr zwanzig Jahre nachher. Ihm hatte Thom. Millington, Prof. in Oxford, die Idee angegeben, daß der attire (ein Ausdruck, der für die Geschlechtstheile überhaupt genommen wurde) zur Erzeugung der Samen diene. Grew aber führte diese Idee weiter aus, und nent schon die semets (Antheren) die Hoden der Pflanze, die Pollenkügelchen aber den männlichen Samen, wodurch der Eierstock befruchtet werde, daher jede Pflanze als Zwitter anzusehen sey (Anat. of plants, p. 172.). Was Grew semets genant hatte, nante Ray apices, und behauptete schon im Jahre 1686, daß diese Theile das männliche befruchtende Princip enthalten (Synops. stirp. brit. p. 134.). Nach diesen Vorgängern trug nun Rud. Jak. Camerarius im J. 1694 die Befruchtungslehre in der Art vollständig vor, daß er alle Beweise für diese Lehre sammelte, und besonders die Verhältnisse der dioeischen Pflanzen dafür anführte (*Gmelin* de nov. veget. exortu, p. 83. s.). Auch bezog sich bald nachher P. Boccone auf diese Beweise, da er bei der Pistacie die Verhältnisse der beiden Geschlechter anführte (Museo di piante rare, p. 139. 140.). Das Geschlecht der Pflanzen und die Befruchtung schien gegen Ende des 17. Jahrh. keinem Zweifel mehr zu unterliegen. Nur kam es jetzt auf das Wie? an. Diese Frage schien leicht beantwortet werden zu können, seitdem Leeuwenhoek's Entdeckung von den Samenthierchen, als vorgebildeten Embryonen, welche nur ihre Ausbildung im weiblichen Eierstock erhalten, Beifall finden. Die Anwendung dieser Hypothese auf das Pflanzenreich machten schon Sam. Morland (1703. Phil. transact. vol. 23. n. 287.) und Steph. Franz Geoffroy (Ergo hominis primordium vermis. Paris. 1704.), indem sie in den Pollenkügelchen die vorgebildeten Embryonen annahmen und diesen ihren Weg durch das Pistill bis zum Eierstock anwiesen, eine Meinung, die um so weniger Beifall verdiente, je unwahrscheinlicher der materielle Übergang des Pollens durch das gewöhnlich geschlossene Stigma und Pistill ist. Daher auch Rich. Bradley (nouvelles observations sur le jardinage, tom. 1. p. 21.) aus diesen Gründen jene materialistische Idee widerlegte, und Seb. Vaillant gab ausdrücklich schon den befruchtenden Hauch als hinreichend zum Geschäft der Erzeugung an (discours sur la structure des fleurs. 1718.). Dann trat im Jahr 1720 einer der vorzüglichsten Gegner der Befruchtungslehre auf, Jul. Pontedera (Anthol. lib. 2. p. 107 — 185.). Er stellte nämlich alle Schwierigkeiten zusammen, welche sich der bisherigen Erklärung entgegensetzen. Die Entfernung der vorgeblich männlichen von den weiblichen Theilen, ihre ungleichzeitige Reife, die auswurfsartige Natur des Pollens, der eben deswegen nicht zur Belebung dienen könne, die Erfahrungen von dem Entstehen vollkommener Samen, ohne Zuthun der männlichen Theile, von dem Abfallen der Staubfäden, ehe noch die Früchte angesetzt haben, von der Fruchtbarkeit weiblicher Blüthen in den zusammengesetzten Blumen, da die Zwitterblüthen unfruchtbar seyen, von dem frühen Blühen des männlichen Wacholders und dem späten des weiblichen, u. s. f. Diese Gründe wurden von den Zeitgenossen Pontedera's und Linné's nicht beachtet, weil die Lehre vom Geschlechte der Pflanzen und von der Befruchtung durch den Pollen zu viele Freunde gefunden. Nach Patr. Blair nämlich (Botanic essays. 1720.) trug Linné diese Lehre 1735 in den Fundam. botan. §. 132 — 150. und 1746 in den Sponsal. plant. (amoen. acad. 1. p. 327 — 380.) am umständlichsten vor, und gründete darauf sein Sexual-System. Die Beweise für die Befruchtung der Pflanzen durch den Pollen der Antheren nahmen er und seine Nachfolger her: 1) von der Lage der Theile, da die Antheren immer so gestellt seyen, daß der Pollen das Stigma erreichen könne und müsse, 2) von der Zeit, da beide Geschlechtstheile immer zugleich ihre Ausbildung erlangen, 3) von der Castration, da das Abschneiden der Antheren und der männlichen Blüthen die Samen zum Fehlschlagen bringe, 4) von der künstlichen Befruchtung, da man entfernte weibliche Pflanzen aus der Dioecie durch Anbringung des Pollens zum Ansatze der Samen nöthigen könne, 5) von der Bewegung der Staubfäden in Zwitterblüthen und in manchen dioeischen Gewächsen (Vallisneria) zu den weiblichen Theilen, und von der instinktmäßigen Öfnung des Stigma's, 6) von der Nothwendigkeit der Beihilfe der Insekten zur Befruchtung, wenn Zeit und Ort die mechanische Befruchtung hindern. Mehre von diesen Beweisgründen wurden späterhin weiter ausgeführt, mehre aber auch als unhaltbar gezeigt. Die künstliche Befruchtung nahm Jos. Gottl. Kölreuter in zahlreichen Versuchen vor, und suchte zu zeigen, daß, wenn man eine Art derselben Gattung, nach weggeschnittenen Antheren, mit dem Pollen der andern Art befruchtet, der Same eine Bastardart gebe, welche die Eigenschaften beider Ältern zeige. (Vorläufige Nachricht von einigen das Geschlecht der Pflanzen

betreffenden Versuchen. 1 — 4. 1761 — 1766.). Die Hilfe, welche die Insekten bei der Befruchtung leisten, führte Christ. Konr. Sprengel in dem „entdeckten Geheimniß der Natur in der Befruchtung der Blumen. Berl. 1793. 4." so vollständig aus, daß er die meisten Theile der Blumen als Anstalten und Werkzeuge betrachtete, die Insekten anzulocken und sie zur Abstreifung und Fortbringung des Pollens zu nöthigen, indem sie blos scheinen ihrer Nahrung nachzugehen. Um dieser Theorie noch mehr Gewicht zu geben, legte er einen besondern Werth auf die ungleichzeitige Vollendung der beiderseitigen Geschlechtstheile, oder die von ihm sogenante Dichogamie, wodurch Linné's zweites Argument wo nicht widerlegt, doch sehr beschränkt ward. Auch dessen erster Beweisgrund ward durch die Bemerkung sehr beschränkt, daß die Stellung der beiderseitigen Geschlechtstheile oft so sey, daß keine mechanische Befruchtung erfolgen könne (wie bei den Aristolochien und Asklepiadeen). Wenn C. K. Sprengel daraus schloß, daß Insekten nothwendig Hilfe leisten müßten; so hatte früher K. Alston dieselben Beobachtungen geradezu als Widerlegungsgründe der Sexual-Theorie angesehen (Essays by a soc. of Edinb. vol. 1. p. 205. s.). Einer der berühmtesten Gegner aber der Linné'schen Lehre von der Befruchtung war Laz. Spallanzani (Fisica animale e vegetabile, vol. 3. p. 305. s.), da er durch Versuche zu beweisen suchte, daß weibliche diöcische Pflanzen dennoch vollkommene Samen tragen, wenn sie auch völlig vor allem Zutritt des Pollens bewahrt werden. Indessen sind diese Versuche nicht über allen Zweifel gegen ihre Glaubwürdigkeit erhaben, so wenig als Reynier's Experimente mit der Castration, worauf dennoch Samen sich entwickelt haben sollen (Journ. de phys. tom. 31. p. 321. s.). Die letztern wurden von Volta gründlich widerlegt (Memorie di Mantova, vol. 1. p. 225. s.). Schelver indeß hielt jene gegenseitigen Versuche für wichtig genug, um, mit Zuziehung der Gründe von Pontedera, die ganze Befruchtungslehre anzugreifen, und dennoch dem Pollen das nothwendige Geschäft zuzueignen, als Auswurfsstoff die Beschränkung der Vegetation und als Ansteckungsstoff das Zerfallen der organischen Masse in die ursprünglichen Kügelchen auch im Eierstock zu bewirken (Kritik der Lehre von den Geschlechtern der Pflanzen (Heidelberg 1812. 8.). Diese Meinung wurde nun neuerlich von Henschel aufs umständlichste und scharfsinnigste ausgeführt, der alle Gründe gegen die Zwiefachheit der Geschlechter und gegen die Befruchtungslehre so glänzend aufzustellen wußte (von der Sexualität der Pflanzen. Bresl. 1820. 8.), daß mehre, unter andern Göthe (zur Naturwissenschaft, H. 3. S. 287.) dadurch von der Nichtigkeit der bisherigen Theorie überzeugt wurden, und besonders darin einen Vortheil beim Unterricht fanden, daß nun nicht mehr keusche Ohren durch die Erzählungen von dem Hergang bei der Begattung beleidigt werden. Indeß ist neuerlich durch C. L. Treviranus (vermischte Schriften, B. 4. S. 95. f.) und durch des jüngern Autenrieth's Untersuchungen disquis. de sexu plantarum. Tubing. 1821.) die Sexualität der Pflanzen und die bisherige Lehre von der Befruchtung vertheidigt, und wir sehen uns daher genöthigt, über diesen streitigen und höchst wichtigen Gegenstand uns folgendermaßen zu erklären.

1) Das Geschlecht der Pflanzen ist über allen Zweifel erhoben. Der Ausdruck desselben zeigt sich in den Blüthen der diklinischen Pflanzen, oft selbst in den Blättern, und, nach neuern Untersuchungen selbst in Samen diöcischer Gewächse, besonders des Hanfes.

2) Die Befruchtung erfolgt durch Mitwirkung des Pollens, oder seiner Stellvertreter bei niedern Pflanzen, nur daß man keine materielle Vermischung desselben mit den Eiern im Fruchtknoten annehme. Wie es neuerlich Nees von Esenbeck in Sturms Flora Teutschlands (Heft 41.) bei der Najas monosperma nachgewiesen, so zeigen sich bei den meisten Najaden, selbst bei den Algen, rundliche Körner da, wo die Einwirkung auf die Entstehung der Samen erfolgen soll. In vielen dieser unvollkommenen Gewächse druckt sich das männliche belebende Princip durch Fäden aus, welche in der Chara, Caulinia und Kernera Willd. conferoenartig sind, sich auch bei einigen Farrenkräutern (Pteris, Asplenium, Blechnum) zwischen den Fruchtknoten finden, und vorzüglich bei den Moosen und Algen hervor treten, um als ursprünglicher Gegensatz gegen die kugelige weibliche Form die Entwickelung eines neuen Einzelwesens zu begünstigen. Es ist bei der Befruchtung also nicht von Vermischung verschiedener Stoffe, sondern von polarischer Wechselwirkung die Rede.

3) Die Vertheidiger der Befruchtungslehre haben der letztern durch zu materialistische Vorstellungen und durch zu große Allgemeinheit ihrer Behauptungen geschadet. Gerade weil Linné behauptete, Zeit und Ort sprechen immer für die Befruchtung, gab er sich zahllosen Widersprüchen blos. Und, indem C. K. Sprengel alles auf die Beihilfe der Insekten zur Befruchtung beziehen wollte, schadete er der Wahrheit.

4) Die Spallanzanischen gegenseitigen Versuche, die auch in neuern Zeiten wiederholt worden, lassen immer den Einwurf zu, daß in diklinischen Pflanzen oft mitten unter den weiblichen Blüthen Zwitterblüthen vorkommen, welche, bei völliger Absonderung der weiblichen Pflanze, die Befruchtung verrichten können. Versuche, die die Spallanzanischen widerlegen, haben Volta und C. L. Treviranus angestellt. *(Sprengel.)*

Befugniss, s. Recht.

BEG, Begh (Bey), ist überhaupt der türkische Name für Fürst, und wird von den Anführern der Lehnsbesitzer (Spahis, Reiter oder vielmehr Ritter) gebraucht; mit Fahne und Trommel belehnt, heißt er Alaibeg (Scharfürst), und hat dann die Dscharibaschi (Feldhauptleute) und andere Führer unter sich, die sich im Falle des Dienstes bei dem Sandschakbeg (Fürsten der Fahne) einfinden. Dieser verwaltet einen mehre größere Lehen umfassenden Distrikt, Sandschak genant; mehre Sandschaks zusammen stehen unter einem Statthalter Beglerbeg (Fürst der Fürsten) genant, Pascha von 2—3 Roßschweifen, dahingegen der Beg nur einen führt *). Vorzüglich erhalten den Titel Beglerbeg die Statthalter zu Sophia, Kiutahya und Damask. *(H.)*

*) Vgl. des osman. Reichs Statsverf. u. Statsverwalt. v. J. v. Hammer. 1—2. Bd. an mehr. Stellen.

BEG, BEGA, 1) Fluß in Oberungern, entspringt an der Gränze von Siebenbürgen, zwischen Koszlin und Kosoricza, vereinigt sich bei Belen mit der Temes und fällt bei Teriasváros in die Theiß. — 2) Der Bega-Kanal nimt seinen Anfang in der Kraschoer Gespanschaft unweit Lugosch und ist durch das ganze ehemalige Temeschwarer Banat in die Theiß hinüber geführt. Er entstand aus der Regulation und Verbindung des Flusses Bega mit der Temesch, und aus dem Fatscheter Kanal, welcher die Bergströme in sich vereinigt und in den Fluß Bega hineinleitet. Auf diesem Kanal wird das Holz von den Gebirgen bis Temeschwar geschwemt. Die Temesch wird durch eine Schleuse bei Kosztil in den Bega-Kanal geleitet, sobald dieser nicht genug Wasser hat, der eigentliche Lauf der Temes ist unterhalb des Bega-Kanals. Sobald der leztere die Temesch und den Fatscheter Kanal aufnimt, ist er schiffbar. Er geht dann bei Temesvár vorbei, trägt viele Schiffe und fällt bei Aradácz hinter Becskerek in den großen weißen Sumpf, welcher ein bleibendes Denkmal der Ergießungen der Theiß ist. Durch diesen fahren die Schiffe in die Theiß; oft aber können sie, wegen der Seichtigkeit des Wassers, denselben nicht befahren, darum hat die Bátscher Kanalbaugesellschaft den Gedanken gefaßt, den Begaer Kanal von Becskerek aus nach Türkisch-Becse zu leiten, und bei Földvár mit dem Franz-Kanal in Verbindung zu setzen †). (*Rumy.*)

BEGA (Cornelius), geb. zu Harlem 1620, gest. das. 1664 an der Pest. Sein Vater war ein Bildhauer Namens Begyn. In der Folge veränderte der Sohn diesen Namen, und nante sich Bega. Die Ursache dieser Veränderung soll seine schlechte Aufführung herbei geführt haben, welche den Vater bestimte ihn aus dem Hause zu jagen. Seine Gemälde stehen in hohem Werth; sie sind im Geschmacke des Ostade gearbeitet, dessen bester Schüler er war, und dem er, wenn auch nicht völlig gleich, doch ziemlich nahe kam. Seine Darstellungen bestehen in Bauerngesellschaften, Tabagien, Alchemisten u. a. In der Führung des Pinsels ist er freier als Ostade, doch fest und ohne Trockenheit, ja, seine Werke sind sorgfältiger studirt. So wie seine Gemälde, werden auch seine radirten Blätter, welche aus 36 Stück bestehen, sehr geschätzt *). (*Weise.*)

Begamdr, Begameder, Begemder, s. Bagember.

BEGARELLI (Antonio), geb. zu Modena gegen 1498 und gest. das. 1565, zeichnete sich aus als bildender Künstler in gebranter Erde, Thon und Gyps, kurz in der eigentlichen Plastik, in welcher Kunst er wahrscheinlich Guido Mazzoni zum Lehrer gehabt hatte, den er jedoch übertraf. Er verfertigte Figuren in und über Lebensgröße, an denen Vasari den edlen Ausdruck der Köpfe, bewundernswürdige Formen, schöne Draperie und das Ansehn von Marmor rühmt. Das Benediktinerkloster zu Modena besitzt viele seiner Figuren. Am meisten hat man von jeher ausgezeichnet seine Abnehmung vom Kreuz in der Kirche der heil. Margaretha, die aus vielen Figuren über Lebensgröße, ganz rund bearbeitet, besteht. Michel Angelo rief bei deren Anblick aus: „Wehe den Antiken, wenn dieser Thon Marmor würde!" Begarelli arbeitete nicht in Marmor, wie Füeßli sagt. Daß Correggio drei dieser Figuren verfertigt habe, zieht Fiorillo (Gesch. d. Kst. 2, 249.) mit Recht in Zweifel; dagegen hat es mehr Wahrscheinlichkeit, daß Begarelli für Correggio die Kuppel des Doms in Parma, zum Behuf der Malerei desselben, modellirt habe. Überhaupt hatten B's. Modelle einen glücklichen Einfluß auf die Malerei seiner Zeit. Nach Lanzi verdankt ihnen die Schule von Modena die Korrektheit, Rundung, Kühnheit in Verkürzungen und die Grazie, welche sie seitdem gezeigt. (*H.*)

Begattung, s. Zeugung.

BEGEBENHEIT, ein in sich abgeschlossener Kreis von einzelen Thatsachen, welche in ihrer natürlich und genau zusammenhangenden Verbindung ein Ganzes bilden. Insofern dabei sittlich freies menschliches Handeln vorausgesetzt wird, unterscheidet sie sich von dem Ereignisse, welches, wie z. B. Miswachs, Überschwemmung, Pest, Komet, Ungewitter rc. der Naturkraft angehöret und zur Gestaltung der Begebenheiten mitwirken, auch dieselben veranlassen kann, ohne deshalb selbst als Begebenheit zu gelten. Aus der in sich selbst bedingten naturgemäßen, von Willkür der menschlichen Ansicht möglichst unabhängigen Verbindung der Begebenheiten soll die Geschichte hervorgehen. Dem Umfange nach läßt sich die Begebenheit in weiterm und engerm Sinne auffassen. Begebenheiten in weiterm Sinne sind z. B. in der Geschichte der Israeliten, der Auszug aus Ägypten, der Aufenthalt in der Wüste, die Einführung der Königsmacht; in der Griechischen, der Trojanische Krieg, die Eroberungszüge der Dorer, der Peloponnesische Krieg; in der Römischen, die Aufhebung der Königswürde, die Reibung der Plebejer und Patricier, die Unterjochung einzeler Staten und Völker, die Entstehung der Monarchie; im Mittelalter, die Kreuzzüge, die Ausbildung und der Fall der päpstlichen Hierarchie, die Begründung der Schweizer-Freiheit; in der neuern Geschichte, der Aufstand der Niederländer; der 30jährige Krieg; die Revolutionen in Dänemark 1660, in England 1688, in Frankreich 1789, in Spanien 1820 u. s. f. Als Begebenheiten in engerm Sinne sind zu betrachten: der Zug der Israeliten durch das rothe Meer und der Untergang ihrer Verfolger, die Gesetzgebung auf Sinai, Saul's Kapitulation; die Gründung der Heraklidenstaten im Peloponnes, Lycurg's und Solon's Gesetzgebungen, Kleon's Herrschaft; Geschichte der Lucretia, Coriolan's Verbannung, Appius Claudius und Luc. Verginius, Tarents Eroberung, Tod des Tib. Sempron. und des Caj. Gracchus, Ermordung des Jul. Cäsar; Pipin's Thronbesteigung 752; Vertrag zu Verdun 843; Jerusalems Eroberung durch die Christen 1099; Bonifacius VIII. Mißhandlung d. 7. Sept. 1303; Compromiß in Breda 1566, die Wassergeusen in Briel den 1. April 1572; Zerstörung Magdeburgs durch Tilly den 20. Mai 1631.; Einnahme der Bastille den 14. Jul. 1789; Ludwig's XVI. Gefahr in Versailles d. 5. Oct. 1789. u. s. w. — Um von der Beschaffenheit und von dem Hergange einer Begebenheit wahrhaft-treuen und vollständigen Bericht er-

†) S. Zeitschrift von und für Ungern Band IV. S. 61. Tesky's Reisen durch Ungern, S. 154. 155.

*) S. Bartsch, Th. 5. S. 225 — 241.

statten zu können, ist die sorgfältigste und genaueste Ausmittelung der einzelen Thatsachen, auf welchen sie beruhet, erfoderlich und diese läßt sich nur durch Benutzung einer unantastbar zuverlässigen Überlieferung oder durch Beweisführung aus Urkunden oder aus Äußerungen von Urzeugen gewinnen; hiemit steht und fällt die geschichtliche Gewißheit, welche in einzelen Fällen der mathematischen gleich kommen kann. Ist die Begebenheit folgenreich und entscheidend wichtig, so können der ihr angehörigen wesentlichen Einzelnheiten kaum zu viele angegeben werden; die Theilnahme an dem Geschehenen bedarf ihrer und wird dadurch geweckt und gesteigert. So ist z. B. bei der Ermordung K. Heinrich's IV. durch Ravaillac nichts weniger als gleichgiltig, den Wagen zu beschreiben, in welchem der König fuhr, seine Begleiter zu nennen, die Straße zu bezeichnen, in welcher beim Anhalten des Wagens die Unthat vollzogen wurde, und die Stunde anzugeben, in welcher sie geschah. So wird die Mittheilung der kleinsten Umstände bei dem Tode des schwedischen Helden Gustav Adolphs, bei der Ermordung Wallenstein's, bei der Hinrichtung Ludwig's XVI. rc. nicht als überflüssig erscheinen. Der Plan, nach welchem eine Begebenheit dargestellt werden soll, liegt in dem Gange und in der Entwickelung derselben; er ist etwas Gegebenes, Objectives, worüber dem Darsteller kein Recht zugestanden werden kann; dieser ist verpflichtet, das Gegebene in seiner eigenthümlichen Beschaffenheit rein und vollständig aufzufassen und sich die hiezu erfoderliche Sach- und Ortskentniß zu erwerben. Die Zeitfolge entscheidet unbedingt über die Anordnung des Stoffes. Kein andrer Zweck kann als zulässig erachtet werden, als die anschauliche Vergegenwärtigung des Geschehenen in seinem ganzen Umfange und vollständigen Zusammenhange, damit ein treues Bild desselben erzeugt werde. Das hinreichend bewahrheitete Äußere einer Begebenheit soll als das eigentlich Historische in seiner ganzen Selbständigkeit bewahrt werden. Die Untersuchung der, oft geheimen und dunkeln, oft auf Vermuthungen und Wahrscheinlichkeiten zurückgeführten Entstehung der Begebenheiten, so wie die Betrachtung über die Folgen oder die Beurtheilung der Wichtigkeit ist von der Darstellung selbst streng zu sondern; die Subjectivität der Ansicht des Berichterstatters darf sich in die Veranschaulichung des Objectiven nicht störend eindrängen. Jede Darstellung einer vereinzelten Begebenheit verlangt eine Vorbereitung, um den Standort und Gesichtspunkt zu bestimmen, aus welchem sie angesehen werden muß, um verständlich zu werden; oft eine erläuternde Zugabe, um ihre Beziehungen auf die nächsten Verhältnisse zu verdeutlichen. Bei Zusammenstellung mehrer Begebenheiten zu einem fortlaufenden Ganzen fällt diese Nothwendigkeit weg; das in Ansehung der Darstellung einzeler Begebenheiten bestimte Verfahren bleibt immer dasselbe, wenn gleich von der Befugniß, am rechten Orte einzuschalten, was die vollständigere und hellere Übersicht des Ganzen erleichtert, Gebrauch gemacht werden muß. Vgl. die Artikel: Episode, historische Forschung, und Kunst. (*Wachler.*)

BEGEHREN, BEGEHRUNGSVERMÖGEN. Wer begehrt, der hat eine Vorstellung, die ihn bestimt, nach dem Vorgestellten zu streben. Denn eine bloße Vorstellung ohne dieses Bestreben ist kein Begehren. Der Arzt hat von der Krankheit, gegen die er Mittel verordnet, eine Vorstellung; aber er begehrt die Krankheit nicht, denn er strebt nicht nach ihr. Eben so wenig ist ein Streben, was nicht aus einer Vorstellung hervor geht, ein Begehren. Die Wurzeln eines Baumes streben, sich auszubreiten, oft mit solcher Gewalt, daß sie Mauern zersprengen, die ihnen in den Weg kommen. Oder, wenn Strebepfeiler einer Mauer entgegen streben, daß sie nicht weichen kann; so begehren sie doch nicht, die Mauer zu halten. Also, nur ein vorstellendes Wesen kann begehren, und auch dieses nur solche Dinge, von denen es irgend eine Vorstellung hat. Ignoti nulla cupido. Es gehört also zum Begehren nothwendig beides; eine Vorstellung und ein durch sie erzeugtes Streben nach dem Vorgestellten. Weiter aber liegt auch nichts in dem Begriffe. Wo beides ist, da ist ein Begehren. Denn sobald Jemand, durch seine eigne Vorstellung von ihr bestimt, nach einer Sache strebt, kann er nicht läugnen, daß er sie begehre. Wer z. B., weil er Hunger empfindet, den Genuß einer da stehenden Speise sich so angenehm vorstellt, daß er ihn zu erlangen strebt, der wird, wenn man ihm die Speise anbietet, gewiß nicht sagen, daß er nicht zu essen begehre. Dem Allen zufolge heißt also Begehren: durch die Vorstellung davon bestimt nach Etwas streben.

Daß nun der Mensch Vieles begehrt, ist Thatsache. Er hat also ein Begehrungsvermögen.

In Ansehung des Gegenständlichen ist das Begehren dadurch verschieden, daß entweder das Seyn oder das Nichtseyn einer Sache begehrt wird. Im erstern Falle ist das Begehren eine Begierde nach der Sache, im andern Falle eine Verabscheuung derselben. Begierde und Verabscheuung sind also nicht innerlich verschieden, sondern Thätigkeiten von einerlei Art und Wesen. Ihre Verschiedenheit liegt außer ihnen, in dem, wonach sie streben. Darum schreibt man dem Menschen blos ein Begehrungsvermögen zu, und nicht außerdem auch noch ein Verabscheuungsvermögen. Dem Begehrungsvermögen gehört beides an, Begierde und Verabscheuung; denn beides ist ein Begehren. Nur wird unter dem Begehren vorzugsweise Begierde verstanden.

In Ansehung der Vorstellungen, durch welche das Begehren bestimt wird, findet die Verschiedenheit Statt, daß dieselben entweder der Sinnlichkeit oder der Vernunft angehören, und je nachdem das Begehrungsvermögen durch Vorstellungen der ersten oder andern Art bestimt wird, ist es das sinnliche oder das vernünftige Begehrungsvermögen; welches letzte besonders auch der Wille heißt. Beide, der Wille und das sinnliche Begehrungsvermögen, sind also eine und eben dieselbe Kraft, die nur nach Verschiedenheit der Vorstellungen, durch welche sie bestimt wird, auf verschiedne Art sich äußert, und verschiedne Namen bekomt.

Die allgemeinen Gesetze des gesamten Begehrungsvermögens sind folgende: 1) allem Begehren muß Vorstellung zum Grunde liegen. Dies ist schon vorher gezeigt worden. 2) Was begehrt werden soll (gleich viel, ob das Seyn oder das Nichtseyn von Etwas), das muß in irgend einer Hinsicht als gut vorgestellt werden; gut

in dem weiten Sinne genommen, nach welchem Etwas auch insofern, als es angenehm ist, gut genant wird. Wer Etwas in keiner Hinsicht für gut hält, der wird auch nicht aus eignem Antriebe, nicht durch seine eignen Vorstellungen bestimt, dasselbe zu erlangen streben. Der ursprüngliche Sinn des Namens weiset zunächst darauf hin, daß das Begehren auf das Angenehme, auf das, was man gern hat, was dem Herzen zusagt, gerichtet sey; denn gerade von diesem Umstande ist der Ausdruck hergenommen. Denn das Stammwort Geren, Gieren, ehedem Keren lautend, gehört zu eben der Urwurzel, welcher unser Gern, die lateinischen Carus und Cor, und das, in Klang und Bedeutung mit Cor überein kommende, griechische *Κηρ* angehören, und von der, wie die Sprachkunde nachweisen könte, wenn es hier darauf ankäme, selbst auch Herz entsprossen ist. 3) Was begehrt werden soll, das muß nicht als unmöglich vorgestellt werden. Denn nach Etwas streben, sofern man dasselbe für unmöglich erkent, widerspricht sich selbst. Denn Wirklichkeit schließt Möglichkeit ein; also, was man wirklich machen will, das erklärt man eben dadurch für möglich. — Selbst in Bezug auf vernunftlose, begehrende Wesen ist dieses Gesetz wichtig. Denn da sie des Begriffes von Unmöglichkeit gar nicht fähig sind; so können sie auch Nichts begehren, was sie sich als unmöglich denken.

Was übrigens die Triebe und Neigungen des Begehrungsvermögens, des menschlichen besonders, ingleichen die Leidenschaften betrift, die in ihm wohnen; so müssen diese Gegenstände in besondern Abschnitten abgehandelt werden; so wie es ebenfalls auch erst in der Lehre von der Freiheit möglich ist, das Verhältniß des Begehrungsvermögens zur Freiheit zu erörtern, und zu bestimmen, ob und wiefern es Freiheit habe, oder ob es vielleicht einer bloßen Naturnothwendigkeit gehorche, in allen seinen Begierden und Verabscheuungen durch die zum Grunde liegenden Vorstellungen unwiderstehlich bestimt werde, und sonach der Sitz der Freiheit anderswo zu suchen sey. (*Maass.*)

BEGER (Lorenz), geb. d. 19. April 1633 zu Heidelberg gest. d. 21. Febr. 1705 zu Berlin. Anzeichen von Liebe zu den Wissenschaften bestimten seinen Vater, einen Gerber, ihm eine sorgsamere Erziehung geben zu lassen. Nach der Sitte vieler Ältern aus niederem Stande mußte aber B., der sich den Rechten bestimt hatte, zur Theologie sich bekehren, damit sein Vater ihn predigen höre. Doch nur so lange sein Vater lebte, folgte B. dieser gebotnen Richtung; bald kehrte er, sobald sein Vater nicht mehr hinderte, zu den Rechten zurück, in denen er rasch die Würde eines Licentiaten erlangte. Schon in seinem 22. Jahre ward B. vom Kf. Karl Ludwig von der Pfalz (1675) zu seinem Bibliothekar ernant. Ein selten gewordnes Buch: Kurze doch unparteiische und gewissenhafte Betrachtung des in dem Natur- und Göttlichen Rechte gegründeten heiligen Ehestandes, in welcher die zeither streitigen Fragen vom Ehebruch, der Ehescheidung und sonderlich von dem vielen Weibernehmen, mit allem beiderseits gegebnen Beweisthumb dem christlichen Leser vorgestellt werden, durch Daphnaeum Arcuarium, 1679. 4. (eine zweite Ausgabe davon erschien noch in demselben Jahre) wozu der Kf. den Stof größtentheils selbst zusammengebracht hatte, das aber Beger unter dem erwähnten Namen vollends ans Licht stellte, verschafte ihm die Gunst des grillenhaften Fürsten. Indem nämlich B. scheinbar den kanonischen Anordnungen über die Ehe das Wort redete, wurde er doch überall auf die Nothwendigkeit der Polygamie geführt, eine Anordnung, die der Kf. gern gesetzlich gemacht hätte, weil er gerade in ein Fräulein von Degenfeld, die er sich sogar zur linken Hand neben seiner ersten Gemalin antrauen ließ, äußerst verliebt war. Auf fürstliche Kosten erschien die Schrift auf ein Mal, man wußte nicht woher, im Buchhandel. Vom Sohne der rechtmäßigen Gemalin Charlotte, einer hessen-kasselschen Prinzessin, vom Prinzen Karl, wurde zwar diese Schrift, als er nach seines Vaters Tode Kurfürst ward, 1680, nicht besonders gut geheißen; doch begnügte er sich, B., der sich mit den fürstl. Befehlen rechtfertigen konte, als Strafe blos eine Gegenschrift aufzulegen, die aber nie gedruckt worden ist. Damals war die Neigung fast unter allen teutschen Fürsten verbreitet, sich Kunst- u. Raritätensamlungen anzulegen; auch der Kf. Karl Ludwig hatte sie. Der gelehrte Ez. Spanheim hatte für ihn Münzen in Italien gesammelt und kam reich nach Hause; nur fehlte der Ordner dieser Schätze, und der Dolmetscher für die zusammengetragnen Räthsel. B. ward veranlaßt sich diesem Studium zu widmen und der Auftrag kam seinem Wunsche entgegen. Ohnehin war Sprachstudium und allgemeine literarische Kentniß seine hauptsächliche bisherige Beschäftigung gewesen. Bei der Aufsicht über das Zusammengebrachte entstand sein Thesaurus ex Thesauro Palat. selectus Heidelbergae 1685. fol. und sein Spicilegium antiquitatis. Aber mit dem Tode des Kf. Karl, mit dem Aussterben der Pfalz-Simmerschen Linie, 1685 wurden alle diese Samlungen zersplittert. Die Bibliothek kam nach Kassel, die Münzen nach Berlin. Zwar wünschte der neue Kf. von der Pfalz Begern als Prof. d. Rechte in Heidelberg zu behalten; aber der Eindruck, den der große Kf. v. Brandenburg auf ihn gemacht hatte, als er ihm zu Cleve die Münzsamlung übergab, ward entscheidend. B. trat als Aufseher der Alterthümersamlungen, mit dem Titel eines Raths, in Brandenburg. Dienste, und seine unausgesetzte Thätigkeit gehörte von nun an diesem Berufe. Bestätigt durch Friedrich I. 1688 in diesen Stellen, zum Mitglied der neugestifteten Berliner Akademie ernant 1700, war er bis zu seinem Tode den 21. Febr. 1705 fleißig für die Erklärung alter Denkmäler, die zu seiner Kentniß gekommen waren. Dieser Periode gehören seine bessern Arbeiten an; ein Thes. R. Elect. Brandenburgicus (Tom. I. 1695. II. 1699. III. 1705. fol.) der einen großen Theil der Bemerkungen des Thes. Palatinus wiedergibt, wie es die Sache mit sich brachte, der aber durch die sonderbar gewählte Form von Gesprächen zwischen Archaeophilus und Dulodurus, durch den Mangel der Kritik durch das Schwankende des Zwecks, indem B. für alle Klassen von Lesern schreiben wollte, die Kritiken Gronov's, gegen die sich B. in einer eignen Schrift (Berlin 1702. Fol.) bitter vertheidigte, und die Bemerkung Haverkamp's veranlaßte: Begerum in Thesauro Brandb. declamatorem magis egisse quam explica-

torem (praef. ad Thes. Morellianum). Den Exoterikern des Fachs zu Gefallen hat B. auch alle ihm wichtig scheinende Denkmäler aufgenommen, die nur einigen Bezug zu haben schienen, was freilich viel unnöthiges herbeiführte. Doch nicht beschränkt auf die Erklärung der hier gegebnen antiken Reste, erschienen während dieser Reihe von Jahren, eine Anzahl jetzt selten gewordner Einzelschriften: **Meleagrides et Aetolia ex Numismate *Κυριεων* etc. Col. Br. 1694. 4. — Cranaë Insula Laconica eadem et Helena dicta etc. C. Br. 1696. — Contemplatio gemmarum quarundam Dactyliothecae Gortaei a Jac. Gronovio auctae et illustratae, 1697. 4. — Bellum et excidium Trojanum ex antiquitatum reliquiis delineatum et illustratum. Berol. 1699. 4. — Regum et Imperatorum Romanor. Numismata ab Alb. Rubenio edita, recusa et annotationib. illustrata 1700. fol.** Dies letzte Werkchen verbessert die Fehler seines Vorgängers und hat dadurch ein geschichtliches Interesse, daß er die einst berühmte Münzsamlung des Hrn. v. Croy genauer kennen lehrt. Später erschien: **De numis Cretensium serpentiferis 1702. fol.** eine lat. Übersetzung von Bellori's Graburnen und ein mageres Werk über die päpstl. Münzen in der Berliner Samlung, das die Vergleichung mit Bonanni keineswegs aushält und nicht eben bedauern läßt, daß dieses ganze Unternehmen beim ersten Stücke endigte. **Alcestis pro marito moriens. Col. March. 1703. fol. Ulysses Syrenes praetervectus, 1703. fol. — Poenae infernales, 1703. Examen dubiorum quorundam 1704.** und endlich **L. Annaei Flori rerum Romanarum libri II. priores, ex Criticorum observationibus correcti, c. textus ratione notisque variorum etc. 1704. fol.** Das letzte von B's erschienenen Werken, dessen Nichtvollendung schwerlich bedauert werden wird. Willkürliche Änderungen und unnütze antiquarische Zugaben, die herbeigezogen sind, beweisen, daß B. bei mannigfaltigen Kentnissen zu vielen Dingen eher Beruf hatte, als zum kritisch gelehrten Herausgeber *). (***Hase.***)

BEGEISTERUNG. Wenn der Mensch gelernt hat, an Gott, oder an Götter glauben, aber in der Kentniß der menschlichen Natur noch nicht so weit vorgerückt ist, um sich die außerordentlichen Zustände des menschlichen Geistes denselben Gesetzen gemäß erklären zu können, nach denen die Geisteskräfte auch in gewöhnlichen Zuständen zusammenwirken, so ist nichts natürlicher, als, daß er gewisse Gedanken, Gefühle und Bilder, die aus einem tief aufgeregten und stark bewegten Gemüthe mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit entspringen, und durch überraschende Außerordentlichkeit in Erstaunen setzen, für Eingebungen eines überirdischen und höheren Geistes ansieht, der in den menschlichen Geist unmittelbar eindringt und ihn in diesem Sinne begeistert. Dies ist der älteste und eigentliche Begrif von der Begeisterung oder dem Enthusiasmus. Dichter, Propheten, und kühn phantasirende Religionstifter, die sich einer besondern göttlichen Offenbarung rühmten, wurden deswegen von ihren Bewunderern einander gleich gestellt, und konten leicht auch sich selbst für solche Wundermänner ansehen, denen Gott, oder Götter, unmittelbar ihre Gedanken und Gefühle einhauchten. In spätern Zeiten, da man psychologisch erklären lernte, was der Glaube der Vorwelt den überirdischen Mächten zuschrieb, wurde auch der Begrif der Begeisterung aus einem religiösen zu einem psychologischen Begriffe, und in besondrer Beziehung auf die Poesie und die übrigen schönen Künste zu einem ästhetischen. Aber seit dieser Zeit haben die Wörter Enthusiasmus und Begeisterung auch ihre ursprüngliche Bestimtheit verloren. Jedes feurige Interesse für etwas, das man für groß, edel, schön hält, wird nun auch Enthusiasmus oder Begeisterung genant. In diesem Sinne spricht man von Enthusiasmus der Freundschaft und Liebe; von patriotischer und kosmopolitischer Begeisterung. Hierauf bezieht sich denn auch die bekante und im Ganzen richtige Bemerkung, daß ohne Enthusiasmus nichts Großes in der Welt geschehe. Um diese Bemerkung auf ihren wahren Gehalt zu beschränken, muß man aber nicht vergessen, wie auch durch ausdauernden Fleis etwas Großes hervorgebracht werden kann, und wie einige Leidenschaften, besonders der Ehrgeiz, in ihren Wirkungen mit dem Enthusiasmus verwandt sind. Wenn dieser Enthusiasmus des Gefühls in Selbsttäuschung übergeht, so nent man ihn im Teutschen Schwärmerei. Entzweiet er sich mit der wahren Moral, so heißt er Fanatismus. Alle diese Arten und Abarten des Enthusiasmus oder der Begeisterung erschöpfen aber bei weitem nicht alles, was in der neueren Bedeutung dieses Wortes liegt, besonders in ästhetischer, auch in wissenschaftlicher Hinsicht. Der Enthusiasmus des bloßen Gefühls ist oft

*) Von Schriften Beger's führen wir noch an: 1) Versuche Überbleibsel des Alterthums zu erklären, oder Abhandlungen über einzelne Gegenstände aus der Fabelwelt und Geographie der Alten ꝛc., erläutert durch Münzen u. andere Denkmäler, nämlich: Observationes et conjecturae in numismata quaedam antiqua. Col. Brand. 1691. 4. Spicilegium antiquitatis, sive variarum ex antiquitate elegantiarum, vel novis luminibus illustratarum, vel recens editarum, fasciculi. Ibid. 1692. Ed. II. auct. 1694. fol. Colloquii quorundam de tribus primis Thesauri antiquitat. Graecar. voluminibus ad eorum autorem relatio, amico Dulodori calamo scripta, s. l. (Berol.) 1702. fol. Das Examen dubiorum quorundam enthält folgende Aufsätze: I. An Cicero Proconsul Asiae appellari possit? II. An Quirinus Memmii cognomen sit? III. An corona Isthmiaca ex selini semine fuerit? etc. Col. March. 1704. fol. Hercules ethnicorum ex variis antiquitatum reliquiis delineatus etc. (ibid.) 1705. fol. (Nur Kupfertafeln, ohne Erläuterung, weil der Tod des Verf. die Arbeit unterbrach). — 2) Neue Ausgaben und Übersetzungen von Werken andrer Verfasser: Regum et Imperatorum numismata a Romulo et Caesare usque ad Justinianum, cura et impensis Caroli, Ducis Croyiaci, olim congesta aerique a Biaeo incisa, post locupletata et *Alb. Rubenii* commentario illustrata. Nunc recusa, subjectis Begeri annotationibus. Col. Brand. 1700. fol. Lucernae veterum Sepulcrales iconicae a Petro Santi Bartoli cum observation. *J. P. Bellorii* editae, nunc versis ex italico in latinum observationibus recusae studio et impensis Begeri. Ib. 1702. fol. *L. Annaei Flori* rerum romanarum libri duo priores, ex critiocorum observationibus correcti, cum textus ratione notisque variorum adornati et editi a Begero. Col. March. 1704. fol. (Auf Befehl des Königs von Preußen für den Kronprinzen bearbeitet). — Vgl. Mémoires concernant les vies et les ouvrages de plusieurs modernes célèbres, par Ancillon p. 432. etc. — *Adolph. Clarmundi* vitae clarissimor. virorum. XI, 143. etc. — Niceron's Nachrichten, herausg. von Baumgarten. III, 340. ꝛc. — Wachler's Gesch. der histor. Forschung u. Kunst. I, 889. (*F. Molter.*)

ganz passiv. Enthusiastisch kann zum Beispiel die Bewunderung seyn. Eben so die Verehrung. Aber wenn sich geistiges Talent und ein lebhafter Trieb, etwas Vorzügliches hervorzubringen, das nur durch ungewöhnliche Thätigkeit der Geisteskräfte hervorgebracht werden kann, mit dem feurigen Interesse für etwas, das man für groß, edel, oder schön hält, vereinigen, dann entsteht die productive Begeisterung. Dann strömen die Gedanken aus dem Innersten des Geistes in der Richtung aller Geisteskräfte auf einen bestimten Gegenstand mit einer solchen Kraft und in einer solchen Fülle hervor, daß der auf diese Art Begeisterte sich wirklich in einem Zustande befindet, den man, wie die Alten, für die Wirkung einer überirdischen Eingebung halten möchte, weil keine Selbstbeobachtung in die Tiefen eindringt, aus welcher dann die Phantasie und der Verstand die durch ihre Kraft und Neuheit überraschenden Vorstellungen schöpfen. In wenigen Augenblicken einer solchen Begeisterung kann dem Künstler gelingen, was er vorher mit Mühe vergebens zu erreichen strebte. Auf dieselbe Art kann dem wissenschaftlichen Denker mit einem Male klar werden, was ihm lange Zeit nur in dunkler Ahnung vorschwebte. Aber weder der Künstler, noch der wissenschaftliche Denker, wissen sich selbst zu sagen, durch welche besondre Verkettung von Vorstellungen der schaffende und denkende Geist zu dieser ihn selbst überraschenden Herrschaft über seinen Stof gelangte.

In den Wirkungen der productiven Begeisterung erkent man besonders das Genie, und vorzüglich das ästhetische Kunstgenie. Aber man macht sich einen ganz falschen Begrif von der wahren Begeisterung großer Künstler, wenn man sie mit den Extasen verwechselt, in die auch ein schwacher Kopf und ein mittelmäßiges Talent gerathen können. Aus glühendem Drange eines Gefühls, das den Verstand verdunkelt, und aus den Stürmen einer verwilderten Phantasie kann nichts Großes, nichts Trefliches hervorgehen. An der Begeisterung wahrhaft großer Künstler hat die Vernunft eben so vielen Antheil, als das Gefühl und die Phantasie. Wer in dieser Hinsicht die Meisterwerke eines Pindar, Sophokles, Shakespeare, Göthe und Schiller mit den poetischen Herzenserleichterungen der gewöhnlichen Art von Enthusiasten vergleicht, hat einen reichen Stof zu belehrenden Betrachtungen vor sich. Die wahre Begeisterung kann auch schwärmerisch werden. Wenn sie es nicht werden dürfte, wo bliebe so vieles des Treflichsten in den Werken Dante's, Petrarch's, Torquato-Tasso's, Klopstocks und andrer ihnen ähnlicher Dichter? Aber die Poesie der alten Griechen erreichte ihren Gipfel doch ohne schwärmerische Extasen.

Der Unterschied, den Sulzer (in seiner allgemeinen Theorie der schönen Künste unter dem Artikel Begeisterung) zwischen Begeisterung des Herzens und Begeisterung des Genies macht, ist in ästhetischer Hinsicht unzureichend, weil die Begeisterung des Herzens, für sich allein, noch nicht productiv ist, und überdies auch ohne Gefühl für das Schöne Statt findet. (*Bouterweck.*)

Begharden, s. Beguinen.

Begherme, s. Baghirma.

BEGIA, **Beja**, **Bege** auch **Bayjah** (oppidum Vagense), Stadt in Tunis, am Guadilbabar, unweit der Gränze von Algier, eine nicht unbedeutende Handelsstadt, vorzüglich in Hinsicht auf Korn, an einem Hügel, mit einer eben nicht bedeutenden Citadelle, mit vortreflichen Weiden und berühmten Stutereien, auch (nach d'Arvieux) mit manchen Alterthümern *). (*H.*)

Begierde, s. Begehren.

BEGLAUBIGUNG, Bekräftigung, Bestätigung der Urkunden, mit den dabei üblichen Formeln. — Die Beglaubigung geschah, und geschieht zum Theil noch, 1) durch Unterschriften, 2) durch Sigel, 3) durch Zeugen, 4) durch eine besondere Form der Urkunde, von welchen verschiednen Arten auch mehre bei der nämlichen Ausfertigung oft zugleich gebraucht werden.

1) Unterschriften. Es finden dabei Verschiedenheiten sowol in Ansehung der Person des Unterschreibenden, als der Art der Unterzeichnung Statt. Entweder unterschreibt der Aussteller der Urkunde, derjenige, in dessen Namen sie ausgestellt wird, oder es unterschreibt mit ihm, auch wol nur in seinem Namen, eine Kanzleiperson und ein Stellvertreter; oder es unterschreiben Zeugen. Die Unterzeichnung selbst geschieht aber entweder durch eigenhändiges Niederschreiben des Namens in der gewöhnlichen Schrift, vollständig oder mit Abkürzung, auch wol durch eine bloße Sigle, od. durch Einzeichnen eines Kreuzes; endlich durch künstlich in eine gewisse Figur zusammengesetzte Buchstaben, welche den Namen, auch wol zugleich den Titel bilden, Monogramme. In den beiden letzten Fällen wird dann von einer Kanzleihand der Name dessen, der sich eines solchen Zeichens bedient, beigeschrieben.

Die Erlernung der Schreibkunst war in frühern Jahrhunderten bei weitem nicht so allgemein, als in der neueren, besonders der neuesten Zeit. Die Geistlichkeit ausgenommen, erwarben sich nur wenige, selbst in den höhern Ständen, die Fertigkeit, auch wol nur ihren Namen schreiben zu können. Mehre Ursachen lassen sich davon angeben. — Die ganze Lebensweise der Menschen war weit einfacher. Die gesellschaftlichen Verhältnisse waren noch weit eingeschränkter und weniger verwickelt. Geschäfte wurden meistens mündlich abgemacht. Schriftlicher Verhandlungen bedurfte es wenig. Das gegenseitige Zutrauen und Vertrauen auf gegebenes Wort war noch weit stärker, gegen den schlimsten Fall suchte man sich durch Zeugen zu verwahren. Das Bedürfniß schreiben zu können, ward wenig gefühlt, weil gar selten Gebrauch davon zu machen war. — In den früher gebräuchlichen Schriftarten scheint eine andre Ursache zu liegen, warum sich die Schreibkunst nicht allgemeiner verbreitete. Um eine Fertigkeit in der Nachbildung zu erlangen, war längere Übung nöthig. — Dazu komt noch Seltenheit und Theurung des Schreibmaterials und, was vielleicht mehr noch als alles entgegen stand, das Rohe und Ungebildete der Nationalsprachen. Sie waren noch keine Schriftsprachen. Ihre rauhen Töne ließen sich schwer durch Schriftzeichen ausdrücken. Darum war die lateinische Sprache fast die einzige und allgemeine für schriftliche Verhandlun-

*) Brun's Erdbeschr. v. Afrika VI. S. 318.

gen und Aufsäße. So kam die Schreibkunst fast ausschließlich an die Geistlichen. Sie hatten am meisten Muse und Neigung, die Kunst zu üben und die Schriftsprache zu erlernen, oder vielmehr aus der eigentlichen römischen und der Volkssprache sich eine Schriftsprache zu bilden, welche freilich dem Römer ganz unverständlich gewesen seyn würde. Der Geistlichkeit war das erlangte Monopol um so erwünschter, als es ihren Einfluß auf alle weltliche Geschäfte verstärkte, den sie dann auch zu ihrem eignen Vortheil treflich zu nützen verstand. Doch waren selbst manche Geistliche nicht vermögend, nur ihren Namen zu schreiben. Den von Gatterer angeführten Beispielen kann noch ein sehr illustres aus einer Urk. von 1374 beigefügt werden, in welcher die Äbtissin und das ganze Kapitul des Stifts Quedlinburg das offenherzige Bekentniß thun: „*cum usum seu artem scribendi non habeamus* — per notarium — fecimus subscribi." — Kein Wunder, daß die weltlichen selbst höhern Stände immer mehr verschmähten, sich mit der Schreibkunst zu befassen, oder sie nur so weit zu üben, um ihren Namen ohne Beschwerde schreiben zu können. — So finden sich denn unter den Merowingern zwar noch Urkunden mit eigenhändigen Namensunterschriften. Bald treten aber Kreuze, und von Karl dem Gr. an Monogramme an die Stelle, wovon unter besondern Art. zu handeln seyn wird. Hier ist nur zu bemerken, daß in Teutschland Monogramme nur den kaiserlichen und königl. Urkunden eigen waren. — Bei Notariatsinstrumenten ward die Namensunterschrift des Notars für wesentlich gehalten. Bei allen übrigen Arten von Urkunden kam dagegen die Bestätigung durch Unterschrift ganz außer Gebrauch, und blieb bis zum 15. Jahrhundert. Mit der zunehmenden Kultur verbreitete sich aber auch die Schreibkunst wieder unter den weltlichen Ständen, und so kam man auch auf die Unterschriften nach und nach wieder zurück. Diplomatische Lehrbücher setzen zwar diesen Zeitpunkt um ein ganzes Jahrhundert weiter bis zum 16. hinaus. Dieses ist aber ein Irthum, wie nachfolgende aus Originalen genommene Beispiele von Urk. zeigen, welche sämtlich von den Ausstellern eigenhändig unterschrieben sind: a) eine Urk. Herzogs Philipp von Lothringen und Brabant, datirt Vilvoorden 2. Jun. 1428, für den Grafen Engelbert von Nassau und andre Glieder seines Statsraths. b) Eine andre von dems. unter dem nämlichen Datum, wegen seines Schuldenwesens. c) Eine Verschreibung Herz. Philipp des Guten von Burgund und seines Sohns Karl Gr. v. Charolois, für den Bischof von Lüttich Johann v. Looz und Heinsberg d. d. Haag 1455. 22. Nov. von Vater und Sohn unterschrieben. d) Verzichtbrief der Gräfin Johanne v. Nassau u. Dietz, bei ihrer Vermälung mit Gr. Philipp d. j. v. Waldeck 4. Oct. 1464. e) Urk. Heinrichs Herrn zu Ghemen 1465, Vigil. Laur. f) Erbverein zwischen den Gr. Engelbert II. u. Johann V. zu Nassau-Vianden 8. Apr. 1472. g) Eigenhändiger Gutsübertrag des adeligen Burgmanns Godert Hane zu Herborn an seine Söhne, Mar. Lichtmeß 1477. h) Sauvegarde Gr. Engelbert II. v. Nassau und Vianden, für Joh. v. Haastrecht Herrn zu Tilburg 11. Febr. 1478. i) Vollmacht dieses Grafen für seinen Castellan zu Brüssel 16. Sept. 1481. k) Freibrief des Marschalls Phil. de Crevecoeur für den nämlichen Grafen, seinen Kriegsgefangenen, 31. Oct. 1489. l) Eine Urk. Menges Holzappels von Felsberg d. 1496. m) Ein Theilungsbrief Gr. Johann V. zu Nassau-Dillenburg d. 1504. Dienst. nach Nicol.*). Da diese Beispiele sämtlich aus oranischen Archiven allein entnommen sind; so ist nicht zu zweifeln, daß deren auch in andern Archiven noch in Menge sich finden werden, auf welche nur Archivare und Diplomatiker ihre Aufmerksamkeit nicht gewendet und dadurch zu jener irrigen Angabe in Lehrbüchern die Veranlassung gegeben haben mögen. — Daß aber mit dem 16. Jahrh. die eigenhändigen Unterschriften wieder häufiger in Gebrauch kamen, darauf wirkte wol mit, das Beispiel des Röm. Königs Maximil. I. welcher die Monogramme ganz abschafte und dagegen das eigenhändige Unterschreiben der Urk. wieder einführte. Hierzu veranlaßte ihn wahrscheinlich seine Vermälung mit der Erbin von Burgund, die ihn nach den Niederlanden zog. Hier fand er in den vormaligen burgundischen Kanzleien die eigenhändigen Unterschriften durch die Burgundischen Herzoge schon von frühern Zeiten eingeführt, wovon oben unter a, b und c Beispiele vorkommen. Diese Gewohnheit behielt er bei und verpflanzte sie auch in die Kaiserl. und Reichskanzlei. Besonders bediente er sich einer eignen künstlich verzogenen Unterschrift, die er selbst das große Handzeichen seines Namens nent und F. W. Cosmann in einer eignen Abhandlung Mainz 1786. 8. umständlich beschrieben, auch viele Abzeichnungen davon aus Urk. von 1495 — 1518 geliefert hat. Diesen Urkunden kann auch noch eine ältere in dem Oranischen Archive d. d. Nürnberg 24. Mai 1491 beigefügt werden, wodurch Max. den Gr. Engelbert v. Nassau zu seinem Statthalter in Flandern ernent. Das große Handzeichen womit sie unterschrieben ist, hat mit der Zeichnung No. 1. bei Cosmann die meiste Ähnlichkeit. Wer eine solche im Original zu sehen Gelegenheit hat, wird sich leicht überzeugen, daß sie nicht mit einem Stempel gefertigt ist, wenn auch der in jener Schrift aus der Formel: mit eigner Hand unterschrieben, hergenommene Beweis allein nicht für gültig anzunehmen ist. Vgl. unten: manu propria im Art. Formeln. — Von päpstlichen Urkunden sind die Art. Breven und Bullen zu vergleichen.

Von Beglaubigung der Urkunden durch Überschriften von Kanzleipersonen oder Kontrasignaturen, wie sie in neuern Zeiten heißen, kann nur bei solchen die Rede seyn, deren Aussteller Kaiser, Könige, Fürsten u. a. regirende Herrn sind, welche Kanzleien haben. Bei Privaturkunden fällt sie ganz weg, und die bei denselben etwa vorkommende Bestätigung durch einen Notar, oder eine Gerichts- und andere öffentliche Person gehört hierher nicht. — Jene Beglaubigungsart setzt aber die Begriffe von Kanzler und Kanzleien voraus, auf welche Artikel hier also verwiesen wird. — Vorläufig ist

*) Ausführlichere Nachrichten von diesen Urk. finden sich in meinen Miscell. aus der Dipl. u. Gesch. S. 24 — 27., wo auch ein, aber im Holzschnitt sehr fehlerhaft nachgebildetes Facsimile aus der Urk. von 1472, abgedruckt ist, und in meinen hist. Denkwürdigk. S. 137 — 142.

nur zu bemerken, daß durch solche Beglaubigung dem Unterschieben falscher Urkunden vorgebeugt werden soll, indem damit bezeugt wird, daß die vorliegende Urkunde von dem Aussteller eigenhändig unterschrieben oder statt dessen mit seinem Monogramm, oder Sigel, auf seinen Befehl bekräftigt worden, der Inhalt der Urkunde also seinem Willen gemäß sey.—

Mit diesen Kontrasignaturen sind aber die Unterschriften der Stellvertreter oder Bevollmächtigten eines Königs, Fürsten rc. nicht zu verwechseln, denen die Ausübung der obersten Macht während der Abwesenheit oder Krankheit des Regenten anvertraut ist. Gewöhnlich werden in solchen Fällen die Urkunden zwar auf den Namen des Regenten eben so, als wäre er anwesend und selbsthandelnd, ausgefertigt, der Stellvertreter unterschreibt aber mit Bemerkung, daß es Namens desselben oder Kraft Auftrags geschehe. So unterschrieb K. Maximilians Statthalterin in den Niederlanden: pro Imperatore et Rege. Margaretha, und dieser Unterschrift wurden dann erst die gewöhnlichen Kontrasignaturen beigefügt *). —

Von den Unterschriften der Zeugen gilt fast das nämliche, was von denen der Aussteller der Urk. gesagt worden. In den ältesten Zeiten unterschrieben sie wol noch eigenhändig, wie auch fortwährend in gewissen päpstlichen Urk. von den Kardinälen geschahe. Bald traten aber statt deren Kreuze ein, welchen dann von dem Schreiber der Urk. die Namen beigesetzt wurden, z. B. in einem Schenkungsbrief für das Kloster Lorsch von 951: „†. Signum Gerbodonis Abbatis. — †. Signum Hungeri Advocati." etc. Später kam die Unterzeichnung der Zeichen ganz außer Gewohnheit, wie sie auch früher oft schon unterblieben war. — Von eigenhändigen in neuerer Zeit, als die Schreibkunst sich wieder mehr verbreitete, möchten die in Notariatsinstrumenten vorkommenden wol die ersten und häufigsten seyn, indem seit dem 15. Jahrh. die Gewohnheit, die Zeugen in den Urk. namentlich aufzuführen, oder doch überhaupt ihrer zu erwähnen, wenn deren auch bei der Verhandlung selbst gegenwärtig gewesen, immer mehr in Abgang kam. Doch hat sie nie ganz aufgehört, wie denn auch jetzt noch bei Ausfertigung von Urk. oft Zeugen mit unterschreiben zu lassen gebräuchlich ist.

2) Sigel. Diese Beglaubigungsart ist eine der ältesten, die sich durch alle Jahrhunderte erhalten hat, immer am allgemeinsten, oft die einzige war, als Unterschriften in Abgang gekommen und noch nicht wieder gewöhnlicher geworden waren. In den neuern Zeiten ist aber der Gebrauch der Besigelung noch weiter ausgebreitet worden, seitdem das Recht, ein eigenes Sigel oder Petschaft zu führen, ganz allgemein geworden ist, da es früher auf gewisse Stände beschränkt war, und selbst mancher Berechtigte sich mit einem fremden Sigel behalf. — Hier kann indessen nur im Allgemeinen der Besigelung der Urkunden gedacht werden. Die eigentliche Sigellehre, als einer der bedeutendsten Theile der Urkundenwissenschaft, wird dagegen in einem besondern Artikel zu erörtern seyn.

3) Zeugen. Der Begrif des Worts ist allgemein bekant, und eben so, daß es zu allen Zeiten und bei allen Völkern Gewohnheit war und noch ist, bei mehr und minder wichtigen Handlungen und Geschäften andere glaubhafte Personen zuzuziehen, um sich ihres Zeugnisses nöthigenfalls bedienen zu können. Sie sind daher ein Gegenstand mehrseitiger Erörterung. Hier kommen sie nur in so weit in Betracht, als sie zu mehrer Beglaubigung einer Urkunde dienen. — Von den frühern Jahrhunderten an werden sehr häufig Zeugen in Urkunden, doch nicht immer in einerlei Art, und nicht immer in der nämlichen Absicht angeführt. Zuweilen geschieht ihrer nur im Allgemeinen Erwähnung, z. B. acta sunt haec in placito publico, coram frequentia oder multitudine populi, oder es werden zwar einige namentlich aufgeführt, vielleicht nur die vornehmsten, mehrer aber wird nur in einem allgemeinen Zusatz gedacht: et alii quam plures, et alii quorum nomina Deus scit, et alii quamplures diversae conditionis viri et parvuli etc., dirre Dinge sint Gezüge N. N., und anders viele birber Lude rc. Mit diesen Ausdrücken soll nur die Öffentlichkeit einer Handlung angedeutet werden, z. B. einer Schenkung, Übergabe u. s. w., und daß sie in den jährlichen öffentlichen Versamlungen, in publico mallo, placito, oder vor dem Altar, in der Kirche, vor versammeltem Volk, vollzogen worden. Es ist einleuchtend, daß in solchen Fällen die allgemeine, oder namentliche Anführung von Zeugen zu mehrer Glaubwürdigkeit der Urkunde selbst nichts beiträgt, und im letzten Falle nur einige genant werden, deren Zeugniß über die in ihrer Gegenwart vorgenommene Handlung allenfalls erfodert werden kann.— Unter dem Namen von Zeugen kommen aber auch oft Personen vor, deren Rath und Einwilligung zu dem in der Urk. enthaltenen Beschluß erfodert worden. Hierhin sind in päpstlichen Urk. die Kardinäle, in kaiserlichen und königl. die Großen des Reichs, in andern die Ministerialen und ersten Beamten dessen, der die Urk. ausstellt, zu rechnen, wenn gleich ihrer Mitwirkung zu dem Geschäfte nicht immer ausdrücklich gedacht wird. So wird in einem Privilegium K. Lothars über Zoll- u. a. Freiheiten der Kaufleute zu Quedlinburg von 1134 gesagt: „Huic — traditioni — idoneos testes adhibuimus Adelbertum Magunt. Archiepiscopum etc. Marchiones Adelbertum, Chonradum — — Palatinos comites Fredericum" etc. So sagt die Äbtissin Adelheid v. Quedlinburg 1174: „facta autem sunt hec in presentia Rom. Imp. Aug. Friderici — presentibus Principibus Regni Archiepiscopo Maideburgensis ecclesie, Heinrico duce Bavar. et Saxonum etc. presentibus et Magnatibus terre Burchardo Burchgravio etc. presentibus etiam Ministerialibus eccles. nostre Hinmaro etc. — votiva concordia consentientibus." Eben so ist es ohne Zweifel auch zu verstehen, wenn anderwärts wol auch ein Kaiser blos als Zeuge in einer Urk. aufgeführt wird. Der Zweck ist in solchen Fällen nicht die Beglaubigung der Urkunde,

*) Vgl. die oben angef. hist. Denkwürdigk. S. 149., wo doch die Nachbildung einer solchen Unterschr. aus einer Urk. von 1509 durch den Holzschneider sehr verunstaltet, besonders im Namen das M in ld, das r in ein z und g mit dem abbr. Zeichen für gar in ein y verwandelt ist.

sondern der Handlung selbst und deren Giltigkeit. — Nur alsdann kann dagegen gesagt werden, daß eine Urkunde selbst durch Zeugen einen weitern Grad von Glaubwürdigkeit und Echtheit erlange, wenn sie von denselben zugleich unterzeichnet oder besigelt ist, obwol damit zugleich einer der andern Zwecke verbunden seyn kann. — Von den eigenhändigen Unterschriften der Zeugen, oder Bezeichnung der Urkunden mit einem Kreuz statt jener, ist oben schon das nöthige beigebracht worden. Als aber beiderlei Art der Unterzeichnung in Abgang kam, ward die Besigelung der Urkunden durch Zeugen desto gewöhnlicher. Wenn nun gleich in denselben die Mitsigeler nicht immer auch wirklich Zeugen genant werden, so muß man sie doch dafür halten, insofern nicht aus dem Inhalte der Urkunde hervorgeht, daß sie als künftige Erben oder Mitbelehnte des Ausstellers bei der Handlung interessirt sind, oder daß sie in Ansehung dieser eine Verbindlichkeit übernehmen, z. B. für die pünktliche Vollziehung der Urkunde durch den Aussteller sich als Bürgen verpflichten, oder daß sie als Vermittler einen durch sie eingeleiteten Vergleich auch mit besigeln, oder endlich, daß die Zustimmung des Mitsiglers zu der Giltigkeit der Handlung erfoderlich ist, z. B. die eines Kapitels zur Handlung seines Vorstehers. Solche besondere Gründe, warum auch andre, als die Hauptpersonen, ihre Sigel einem Dokument beifügen, werden aber jedes Mal besonders darin angegeben. Geschieht dieses nicht, so sind in der Regel die Mitsigeler nur für Zeugen zu halten. — Noch mag hier die Bemerkung eine Stelle finden, daß aus der Beglaubigung einer Urk. durch Zeugen nicht geschlossen werden darf, daß die Zeugen bei der Handlung, oder bei der Ausfertigung in jedem Falle persönlich anwesend gewesen. In dem Dillenburger Archive befanden sich mehre Briefe des Erzb. Dietrich zu Köln an seinen Freund den Gr. Heinrich zu Nass. Beilstein, Domprobst zu Mainz aus den Jahren 1436 u. ff., mit welchen ersterer dem Grafen Urkunden zur Mitbesigelung zuschickte. Viele betrafen die Schulden des Erzbischofs, wofür Heinrich sich durch seine Besigelung auch als Bürgen hinstellte. —

4) Eine eigne Art, Urkunden durch die Form der Ausfertigung zu beglaubigen, stellen die Cheirographen, auch Cyrographen, chartae indentatae, ausgeschnitene Urkunden, Kerbzettel, Zertern, dar. In einem besondern Art. wird davon gehandelt, und hier nur bemerkt, daß sie doppelt auf das nämliche Blatt ausgefertigt und dann auf mehrerlei Art auseinander geschnitten wurden. Die Beglaubigung liegt darin, daß die beiden Exemplare im Schnitt genau aneinander passen müssen. Mehrer Vorsicht wegen wurden sie zuweilen doch auch noch besigelt. —

Welche Art der Beglaubigung bei Ausfertigung einer Urkunde gewählt worden, oder ob mehre zugleich gebraucht werden sollen, zeigen gewöhnlich am Schluß die Beglaubigungsformeln an. Sie sind aber kein nothwendiges Merkmal der Echtheit einer Urkunde, und können dieser unbeschadet, auch fehlen, wol aber würde es umgekehrt ein Dokument verdächtig machen, oder als unvollzogen, also als unkräftig darstellen, wenn die Urk. der in der Schlußform angekündigten Beglaubigung, der Unterschrift, des Sigels rc. ermangelte, auch keine Spur vorhanden wäre, daß die Unterschrift erloschen, verrieben, das Sigel verbröckelt, ganz abgefallen seyn könne.

Von wenigerem, oder eigentlich von gar keinem Nuzzen sind die, mit jenen gemeiniglich verbundne, von Diplomatikern aber zuweilen davon unterschiedne sogenante Bestätigungsformeln. Denn sie sagen im Grunde weiter nichts, als was schon aus der Ausstellung selbst sich ergibt und die einzige Absicht dabei seyn kann, daß nämlich durch die Urkunde das Andenken an die darin erzählte Thatsache erhalten, oder die in derselben enthaltne Vorschrift befolgt werden solle, u. s. w. — Die Formeln selbst sind nach den Zeitaltern, nach der Person des Ausstellers, oder auch nur nach der Gewohnheit des ausfertigenden Schreibers, zum Theil auch nach dem Inhalte der Urkunden verschieden, wie die hier folgenden Beispiele zeigen: Ut haec praeceptio atque confirmatio firmior habeatur, vel per tempora melius conservetur, *manu propria* subter firmavimus et de annulo nostro *sigillari* iussimus; haec auctoritas ut inconvulsam obtineat firmitatem, et a fidelibus nostris verius credatur et diligentius conservetur, *manu propria* subter firmavimus et annuli nostri impressione *signari* iussimus (statt signari auch wol adsignari). Et ut hoc verius credatur m. pr. firmavimus etc. Acta est hec cartula coram *testibus* inferius scriptis ✝ Signum Waltheri etc. Ut haec traditionis nostrae donativa per tempora succedentia a nullo unquam divelli vel inquietari possint, hoc nostrae maiestatis praeceptum inde *conscribi manuque pr.* subtus *notatum, Sigilli* insuper nri *inpressione* iussimus *sigillari* — auch wol *sig. inpr. signare* iussimus, *manuque pr.* ut infra videtur corroboravimus, oder hanc paginam scribi et *bullari* iussimus. — Ut haec ordinata dispositio stabilis in perpetuum maneat, paginam presentem *conscribimus* et eam Auctoritate *sigilli* nostri signatam Testibus subternotatis presentibus corroboramus. — Ut autem rata et inconvulsa nostra collatio permaneret, *Cyrographum* hoc conscribi et *sigilli* nostri munimine fecimus roborari. *testes* sunt. — Ne quis ausu temerario contra factum illius presumat venire — *Bulle* nostre *impressione* presentem cartam duximus roberandam (Ch. Lud. Landgr. Thuring. d. 1222). — *Sigilli* nostri impressione et *testium subscriptione* roboravimus. — Ego W. Marschalcus de C. quia *proprium sigillum non habeo* in *sigillum domini nostri — consensi et consentio.* — Et ut praemissa – inviolabiliter observentur, supplicavi N. et N. ut in testimonium praemissorum *sigilla sua una cum meo* praes. litteris apponant. — Daz wir dit veste halten un stede, daz han wir — unseren Brief gegeben under unserme Yngesygele un under Yngesygelen unser lieben Wirtin Mechtilde un der Burgere fon Marpurg (Ch. Henr. Landgr. Hass. 1283.). — Unde umme daz daz allez stede gehalten werde, so han wir gegebin disen Brif vor uns und unse erbin besigelt mit unse Ingesigeln. — Herübir zu eine Urkunde geben ich diesen Brieb besigilt undir mime Ingesigile. — Mit Urkunde dieses

Brieffs versigelt mit unserm Keyserl. Ingesigeln (Karl IV. 1356.). — Des zu Orkunde han wir unser Inges. an dissen Brief thun henghen, und zu merer Sicherheit und forlerm Bekentnisse so han wir gebeten die gestrengen und vesten Herrn ꝛc. das sie ir Inges. zu Kuntschaf by unser Ing. auch gehangen han, das wir itzunt genant — auch also bekennen — und unser iglicher sin eigen Inges. umb Irer Bethe willen an dissen Br. gehangen han. — Und vmb das dese unsser Vertzicheniſſe von Werden sey So han wir unssern Namen mit unsser eygen Hand geschrofft unden an desen Breiff geschreven und unsse Siegel mit unsserem Wissen und guden Willen her an doin hangen. — Urkunde hayn wir desen Zedel mit unser eygenen Handt underschreven (K. Max. I. 1486.). — Des zu Orkund haben wir unser ingesiegell an dissen Brieff thun hanken und darzu zu mehrer Sicherheit auch mit unser Handt underschryben. —

Aussteller der Urkunden begnügten sich aber nicht immer mit der Beglaubigung allein, und eben so wenig waren oft die, zu deren Vortheil die Ausfertigung geschahe, mit Brief und Sigel allein zufrieden. In beiderlei Fällen veranlaßte der Wunsch, daß dem Inhalt auch zu allen Zeiten pünktlich nachgelebt werde, verschiedene Maßregeln, wodurch der Urkunde mehr Kraft und Nachdruck verschaft werden sollte. Diese Bekräftigung ward am Schluß des Textes gewöhnlich mit gewissen Formeln ausgedruckt, welche so wie die Art der Bekräftigung selbst sehr verschieden waren, und sich nach dem Inhalt der Urk. auch wol nach der Übereinkunft darüber zwischen den Interessenten richteten. Die üblichsten Bekräftigungen waren: 1) Drohungen und Verheißungen. In den Urk. der Päpste sind beide gewöhnlich mit einander verbunden, andre Geistliche ahmten nach, besonders mit Drohungen und Verwünschungen. Fluch und Bann dem Übertreter, zeitliches und ewiges Heil dem Gehorsamen und dem Beschützer der Geistlichkeit. Bekant und auch unter andern Artikeln angeführt, sind in den päpstlichen Bullen die Formeln: Si qua igitur persona etc. und Cunctis autem etc. Vgl. Bann. Bannflüche u. Formeln. — Weltliche bedienten sich zwar auch der Verwünschungen und Bedrohungen mit geistlichem Bann, doch letzteres wol nur in Stiftungen für die Geistlichkeit, indem sie alsdenn der Vollziehung durch den Papst oder einen Bischof versichert seyn konten. Häufiger aber ließen sie eine solche Bedrohung zum voraus durch eine geistliche Behörde ergehen. In dem Stiftungsbrief einer Kirche sagt Gr. Gerhard von Geldern in dieser Hinsicht (1118): „Super hac dispositione, quia humanae conditionis fragilitas et de die in diem ad peccandum pronior posteritas — nihil satis ratum esse patitur, Chartam hanc — — Leodiensis *Episcopi* O. Sigilli impressione stipulari — et dispositionem meam eius *banno* confirmari obtinui." Meistens beschränkten sich aber die weltlichen Großen mit Androhung weltlicher Strafen, entweder im Allgemeinen, wie die teutschen Kaiser und Könige mit der kaiserl. Ungnade: „si quis vero contra hanc paginam aliquid attentaverit — Regiae Maiestatis offendiculum non evadet" sagt K. Heinrich VII. 1222, oder mit bestimten Geldstrafen: „Si quis autem hoc nostrae imperialis confirmationis edictum — infringere tentaverit, *centum libr. examinati auri* — mulctetur (K. Heinrich II. 1023)" — „So wer aber wider diese unser Gnade icht dede, und die Frvunge — überfüre, der ist völlig (fällig) worden 50 Pfund Golds ꝛc." (K. Ludwig d. Baier 1330). 2) Aufträge des Höheren an Untergebene, dem zu dessen Vortheil die Urk. gefertigt ist, Schutz gegen Eingriffe zu verleihen: „Wir gebieten darumb allen vnd yglichen Fürsten ꝛc. — das sy die obgenant ꝛc. dabey hanthaben, schutzen und schirmen, als lieb einem yglichen sey unsere und des Reichs sware Ungnad zu vermeiden." (K. Sigismund 1437). 3) Gewissermaßen sind auch zu den Bestärkungsarten zu rechnen die Verzichtleistungen auf alle mögliche Einreden, besonders auch gegen die aus den römischen und päpstlichen Rechten etwa herzunehmenden. Hievon wird aber ausführlicher unten im Artikel Formeln gehandelt. — Ferner gehören hiebin 4) die eidlichen Bekräftigungen und andere der Eidesleistung ähnliche Versicherungen. In den ältern Zeiten kommen wirkliche feierliche Eide häufig vor. „Que omnia nos *tactis sacrosanctis* in altari b. Marie in Traiecto — spontanee et animo libero *iureiurando* duximus confirmandum" sagt Heinrich Herr von Leck in einer Urk. von 1255. Oft ließ man es aber nicht bei dem Eide des Ausstellers allein. Es wurden noch Mitschwörer dazu genommen: „Et ne per me vel per aliquem heredum meorum praesentis facti memoria aboleatur et tanti beneficii gratia, *juramento cum nobilibus* hominibus meis et *ministerialibus* meis — confirmavi astantibus uxore mea Ricarda et Henrico filio nostro. Hii omnes *mecum praestiterunt juramentum.*" H. de Kuk, H. Comes de Dalen etc. folgen noch 37 Namen mit dem Zusatz: „et alii quam plures." in einer Urk. Gr. Otto II. von Geldern vom J. 1190. Fast mit den nämlichen Worten und nur mit dem Zusatz: „tactis sacrosanctis reliquiis" erzählt eine solche Eidesleistung ein Freibrief Gr. Otto III. von Geldern, für Arnheim 1233. Die Zahl der namentlich angegebnen Mitschwörer ist 23, aber auch mit dem Zusatz: „et alii multi." Kürzer wird in andern gesagt: ad hoc nos per nostrum *iuramentum* legaliter obligamus, oder: obligans me praestito *iuramento.* — Statt der wirklichen Eidesleistung erklärten sich die Aussteller auch wol zum Voraus auf den Übertretungsfall für Treulose und Meineidige, oder sie verpflichteten sich bei fürstlichen, adeligen — Treuen, Worten und Ehren. K. Karl V. sagt 1519: „Promittentes *in verbo et fide regia* ut boni ac veracis Regis et Principis, nos perpetuo — firmum ac stabile habituros omne id, — dolo et fraude semotis," und Herzog Johann zu Sachsen; „Gereden und globen bei unserm fürstlichem Glauben und waren Worten — als ein frumer Fürst des heil. röm. Reichs" ꝛc. (1519). 5) Unterwerfung unter conventionelle Strafen, geistliche und weltliche, Bann, Interdict, bestimte Geldbußen. „Volumus — et a Dom. *Papa* petimus, supponentes nos — quoad hoc suae iurisdictioni et potestati ac — Tornacensis *Episcopi* et Leodiensis *Electi* — ut si nos con-

tra dicta — venerimus — dicti praelati — possent in nostram et heredum — personas *excommunicationis sententiam ferre* et *totam terram nostram supponere ecclesiastico interdicto*". (Urk. der Gr. Margar. v. Flandern und ihres Sohns Guido 1256). In ähnlicher Weise untergibt Gr. Guido von Flandern 1293 sich und sein Land der Gewalt und dem Urtheil des K. Eduard von England: „Obligons nous et nos biens et les mettons en le *contrainte* du Roy de Engleterre — pour nous *contraindre et justicier* se (si) nous veniemes encontre aucune des choses devant dittes". — Daß sich zu bestimten Geldbußen verpflichtet ward, komt sehr häufig vor und ist noch immer üblich. Es wird überflüssig seyn, davon urkundliche Beweise beizubringen. — Dagegen sind noch einige seltsame Verpflichtungsarten aus den ältern Zeiten anzuführen, welche auch unter die conventionellen Strafen zu rechnen sind. Graf Johann von Nassau Wiesbaden war 1382 in Diethers Kämmerer zu Worms Gefangenschaft gerathen, ward aber auf bestimte Frist entlassen, unter eidlicher Versicherung, sich wieder — vermuthlich, wenn er bis dahin sein Lösegeld nicht aufbringen könne — in Diethers oder einer andern ihm anzuweisenden Burg, als Gefangnen einzustellen. In jener Zeit der Fehden konte er aber leicht wieder von einem andern gefangen werden. Auf diesen Fall setzt er seiner Verschreibung hinzu: „sollen wir nymmer anders denn Wasser und Brot essen und keinerlei ander Spise, und Dages nie me dann eins und uff keine Bette zu schlaffen, also lange bis das wir dem vorgenant, — gehalten hetten ane alle Geuerde." — So verpflichtet sich Erzb. Dietrich von Köln mit zwei seiner Ritter in einer Schuldverschr. für Joh. Herrn zu Ghemen 1454: „Were sache, dat wir — an der Leystungen vurgeschr. verbrechen, so mogen Johann uns — (die Ritter) mit unsen Figuren und Wapenen ind anders, wie sy willent doin malen so erglichen sy dat bysen ind gedenken konnen." Also ein Schandgemälde (pictura famosa) auf sich machen zu lassen. Eben so erlaubt Gr. Johann V. von Nassau 1488 seinem Gläubiger: „War wir in Meissen vurgeschr. nyet enhilden, So hayn wir — erkoiren, dat asdan Diederich syne Erven of Heldere (Inhaber der Urk.) sullen ind mogen — unse Figuren ind Wapen upslaen ind mailen, so erchlichen sy dat vysieren ind erdenken kunnen" *). — Wie davon auch wirklich gegen Wortbrüchige Gebrauch gemacht ward, zeigen die unten angef. Schriften. — Zu einer solchen, besonders wegen der Öffentlichkeit etwas schimpflichen, Strafe der Art mußte sich auch Graf Florenz III. von Holland im J. 1168 gegen seinen Lehnsherrn Gr. Philipp von Flandern verstehen, als er nach mehrmaligen Verträgen und immer wieder gebrochenem Frieden, endlich sich unterwerfen und nun in dem endlichen Friedensschluß sich, in Gemäßheit der frühern Verpflichtungen, eine doppelte Demüthigung gefallen lassen mußte, erstens daß im Eingang des gemeinschaftlich von ihm u. Philipp ausgestellten Friedensinstruments gesagt ward: „Ex culpa F. Comitis Holl. orta est discordia" etc., dann, daß er, zur fortwährenden Erinnerung an seine Wortbrüchigkeit, in sein Sigel das Wort Discordia aufnehmen mußte. Mit diesem Sigel ist auch der Friedensschluß von 1168 besigelt *). — Eine 6) Bestärkungsart ist die Verpflichtung zum persönlichen Einlager, obstagium, auch wol zum Einlager mit andern Bürgen. So Landgr. Dietrich d. j. von Thüringen dem Erzb. Gerhard von Mainz 1298 wegen einer versprochnen Zahlung: „Si — non solverimus in termino — tunc Erfordiam *personaliter intrabimus*, exinde nullatenus preter eius — licentiam exituri, donec — pecuniam — persolvamus." und Gottfried Herr zu Eppenstein 1275: „Promisimus etiam — *cum duobus fideiussoribus* Wernhero etc. militibus — *intrabimus* Aschaffinburg, inde non exituri quousque super - Warantizatione et quietacione contradictio quelibet conquiescat." Vgl. Art. Einlager. — Endlich gehören noch hiehin 7) die Bürgschaftsleistungen, indem entweder Bürgen künftig zu stellen in der Urk. versprochen wird, oder alsbald auch Bürgen genant werden, mit Bestimmung der Art, wie die Bürgschaft geleistet werden soll. Im letzten Falle unterschreiben oder besigeln gewöhnlich die Bürgen selbst mit und neben der Hauptperson. — In Urkundensamlungen möchten sich wol, wenn besondre Aufmerksamkeit darauf gerichtet wird, noch mehr solcher Bekräftigungs- und Bestätigungsarten auffinden lassen.

Von Bestätigung einer Urkunde in andrer Bedeutung als oben, ist in einem besondern Artikel zu reden. (*v. Arnoldi.*)

BEGLEITUNG (accompagnamento, accompagnement), heißen, in einem mehrstimmigen musikalischen Satze, diejenigen Stimmen, welche einer Hauptstimme, als dienend und unterstützend, beigegeben, gleichsam nur als Begleiterinnen bei- und untergeordnet sind. So dienen z. B. in einer Arie, die sämtlichen Instrumente nur zur Begleitung des Gesanges, und sind nur zu dessen Unterstützung und Hebung vorhanden, gleichsam als Rahmen um das Gemälde, oder als Folie, um den Edelstein des Gesanges in verdoppeltem Glanze strahlen zu lassen.

Aus dem Gesagten ergibt sich von selbst was, theils bei der Komposition, theils bei der Aufführung eines Tonstückes, in Ansehung der Begleitung zu beachten ist.

Was nämlich zuvörderst den Tonsatz angeht, so versteht es sich wol unerinnert, daß die Begleitung fürs Erste dem beabsichteten Ausdrucke des Ganzen angemessen seyn soll, sowol in Ansehung der harmonischen Führung,

*) Vgl. *Klüber* de pictur. contumeliosa. Erl. 1787. u. meine Miscell. aus der Dipl. u. Gesch. S. 112. ff.

*) Dieses merkw. Sigel ist in Cod. dipl. zu *Kluit* Hist. crit. Com. Holl. Tab. III. abgebildet. Es ist ein Reitersigel mit der etwas beschädigten Umschrift: Florencius Hollanden (sis) *Dni....i* (wahrscheinlich Philippi) *virtute* Comes, welches wol anzeigen soll, daß Florenz nur durch die Gnade oder Großmuth des Siegers noch Graf sich nennen dürfe. Unter den Füßen des Pferdes steht das Wort: *DISCORDIA.*

als der melodischen und rhythmischen Bewegung, so wie auch in Ansehung der Wahl der begleitenden Instrumente, und daß es unsinnig wäre, z. B. Don Juans Ariette: „Findest du ein Mädchen auf offener Straße," mit lang gehaltenen Posaunenakkorden zu begleiten, oder einen Weihgesang der Isispriester mit Boksprüngen eines Piccolflötchens. Was insbesondre die Wahl der Instrumente betrift, so pflegte man vor ein Paar Jahrhunderten die Gewissenhaftigkeit darin so weit zu treiben, daß man, nach Hawkin's Berichten, den Gesang einer jeden in der Oper spielenden Person, das ganze Stück hindurch überall von denselben Instrumenten begleiten ließ. Ein Beispiel einer solchen Besetzung gewährt nachstehendes Verzeichniß der singenden Personen der Oper Orfeo von Monteverde, und der ihrem Gesange zur Begleitung bestimten Instrumente:

La Musica, Prologo: Duoi Gravicembani.
Orfeo: Duoi Controbassi de Viola.
Euridice: Dieci Viole da brazzo.
Choro di Ninfe e Pastori: Un Arpa doppia.
Speranza: Duoi Violini piccoli alla Francese.
Caronte: Duoi Chittaroni.
Chori di spiriti infernali: Duoi Organi de legno.
Proserpina: Tre Bassi da gamba.
Plutone: Quattro Tromboni.
Apollo: Un Regale.
Choro di pastori che fecero la moresca nel fine: Un Flautino alla vicesima seconda. Un Clarino contre Trombe sordine.

So einseitig, beschränkt und pedantisch es wäre, solche Begleitungsweise zu allgemeiner Nachahmung empfehlen zu wollen, so ist doch nicht zu läugnen, daß sie in manchen Fällen sehr zweckmäßig benutzt werden kann. Etwas ähnliches findet man schon in Mozarts Don Juan, wo das Gespenst sich immer durch Posaunen-Begleitung ankündigt.

Wenn übrigens das Geschäft der begleitenden Stimmen darin besteht, das, was die Hauptstimme sagt, zu unterstützen, und gleichsam bestätigend, mitzusprechen, so handeln sie doch eben dieser Bestimmung gerade entgegen, sobald sie sich bei diesem ihrem Geschäfte gar zu wichtig machen, und des Zuhörers Aufmerksamkeit von der Hauptstimme ab, auf sich herüber ziehen, wie dies unter Andern durch allzuglänzende Ausbildung und Verzierung der begleitenden Stimmen leicht geschehen kann, ungefähr eben so, wie ein prachtvoll glänzender Rahmen das Gemälde, statt es zu schmücken, nur zweckwidrig verdunkelt.

Eine noch viel gröbere Versündigung gegen ihre Bestimmung ist es aber, wenn die Begleitung die Hauptstimme vollends gar überschreit, und unhörbar macht. Ein Rahmen, welcher das Gemälde völlig zudeckte, wäre nicht unsinniger als eine solche Begleitung, und doch hören wir diesen Widersinn tagtäglich, in unsern Opern sowol, als in Kirchen- und Konzertmusiken. Indeß in einer Arie der Sänger uns sein ganzes Gefühl aussprechen soll, vermögen wir, vor lauter Unterstützung, nur in den allerwenigsten Fällen zu verstehen, was er singt, ja kaum nur zu hören, ob er singt oder nicht, und er spricht also jedenfalls so gut wie zu tauben Ohren, indem die Begleitung, statt seine Ergießungen zu unterstützen, zu verdeutlichen, und sinnig herauszuheben, vielmehr ordentlich die Dienste einer Lärmtrommel verrichtet, durch die man gefährliche Reden dem Volke unhörbar zu machen bemüht ist. — Eben so wird selbst bei zahlreich besetzten Chören, in den meisten Fällen der Gesang, durch die allzu übersetzte und unbedachtsam angewendete Begleitung gedeckt, so daß man jenen nur, mühsam und selten, leise durchhört, und leicht ganz überhören würde, sähe man nicht den Choristen den Mund öfnen. Etwas widersinnigeres kann es aber wol nicht geben! Eine große Volksmenge soll laut und einmüthig etwas ausrufen: sie ruft auch laut genug: aber in gleichem Maße bietet der Tonsetzer alle Macht seiner Lärminstrumente auf, das Volksgetümmel den Ohren des Zuhörers zu entziehen, und dieser vernimt, statt des Chors, eine gewaltige Instrumental-Begleitung, durch welche er, wenn er recht mühsam horcht, die Singstimmen nur selten und leise, jedenfalls aber unverständlich durchhört. Heißt aber dieses nicht geradezu alle Wirkung zernichten! — Es rührt aber solche zweckwidrige Behandlungsart größtentheils davon her, daß die Tonsetzer meinen, das Forte des Chors durch gleiches Forte der Begleitung verdoppeln zu können, indeß jener doch nur insofern kräftig wirkt, als er überwiegend über alles übrige hervortrit: eine Begleitung aber, welche ihm das Gleichgewicht hält, oder ihn gar noch überbietet, ihn unfehlbar gleichsam neutralisirt. Eine Instrumental-Begleitung während des Chorgesanges kann mithin nur insofern seine Wirkung erhöhen, als sie ihn zweckmäßig verziert und lasurirt, ohne im mindesten seiner überwiegenden Kraft in den Weg zu treten. Man sage nicht, daß auf diese Weise die Instrumentalbegleitung überall zu wenig Gelegenheit finden würde, ihre volle Macht zu entwickeln. Bleibt ihr ja doch in Ritornellen und Zwischenspielen Gelegenheit genug, auch ihrerseits kraftvoll einzugreifen, oder auch, gleichsam mit dem Chorgesang konzertirend, etwa auf solche und ähnliche Weise dazwischen zu sprechen, wie in Fig. 1, 2 oder 3 u. dgl.

Fig. 1.



Fig. 2.



Fig. 3.

Was die Ausführung oder den Vortrag der Begleitung betrift, so ergibt sich, aus dem bisher aufgestellten Gesichtspunkte, daß jeder Spieler einer begleitenden Stimme vor Allem streben muß, seinen Vortrag dem Charakter der Hauptstimme sinnig anzuschmiegen, daß er dabei nie den der Hauptstimme, untergeordneten Rang der seinigen vergessen, nie die Aufmerksamkeit von jener ab auf diese zu lenken suchen, am allerwenigsten aber unzeitige willkürliche Verzierungen anbringen, vielmehr überall, mit einer gewissen Selbstverläugnung, bescheiden zurück treten muß, und selbst da, wo seine Begleitungsstimme obligat konzertirt, seine Ehre doch nur darin suchen kann, die Wirkung der Hauptstimme zu heben, und dadurch zu zeigen, daß er den Charakter aufzufassen, herauszufühlen, und mitempfindend, demselben zu entsprechen versteht. Vollends von selbst versteht sich, daß er durch zu lautes Spielen seine wesentlichste Bestimmung verfehlt, welches zu verhüten unter andern auch zu den ersten Obliegenheiten des Dirigenten gehört. Hieher gehört auch die Beachtung, daß ein in einer bloßen Begleitungsstimme vorgeschriebenes forte oder fortissimo, doch alle Mal nur so stark gegeben werden darf, daß die Hauptstimme geschont, und ihr das überwiegende Durchdringen nicht erschwert, oder gar unmöglich gemacht, oder der Sänger genöthigt werde zu schreien, statt zu singen.

Noch eine weitere unerläßliche Pflicht der Begleitenden ist die der Nachgibigkeit, und gewandter Bemäntelung der etwaigen Schwächen der Hauptstimme, namentlich auch im Tempo. Ein feiner Begleiter soll zwar, durch eigene sichere und feste Haltung, die Hauptstimme möglichst vor inkorrektem Schwanken im Tempo zu bewahren trachten; er wird aber auch wissen, zu rechter Zeit sowol dem etwa willkürlichen, aber wohl berechneten Zögern oder Voreilen der Hauptstimme zu entsprechen, als auch selbst dem, aus Unsicherheit entspringenden Schwanken lieber nachgeben, als, durch unzeitig störriges Beharren, den Fehler erst recht bemerklich machen.

Eine eigene Art von Begleitung besteht in dem Abspielen einer bezifferten Baßstimme auf irgend einem Instrumente, entweder mit, oder auch wol ohne Mitwirkung anderer. Ältere Tonsetzer pflegten nicht selten zu ganzen Tonstücken keine andere, als nur eine bezifferte, sogenante Generalbaßbegleitung zu schreiben, wodurch die Kunst des Generalbaßspielers nicht geringe Wichtigkeit erhielt, und auch wol vorzugsweise Begleitungskunst betitelt wurde. Die Artikel **Bezifferung** und **Generalbass** enthalten darüber das Nähere. (*Gottfr. Weber.*)

Beglerbeg, s. **Beg.**

BEGONIA, eine Pflanzen=Gattung*), von der es noch ungewiß ist, zu welcher natürlichen Familie man sie zählen soll. Im Linné'schen System steht sie in der **21.** Klasse. Beiderlei Blüthen, sowol die männliche, als die weibliche, haben vier Blätter, von denen zwei gegenüber stehende die größern sind. Die männlichen haben viele Staubfäden, die weiblichen drei gespaltene Pistille. Die Kapsel steht unter der Blüthe, ist dreikantig, geflügelt, dreifächerig und vielsamig. Die Gattung komt fast nur zwischen den Wendekreisen vor, und zeichnet sich, mit wenigen Ausnahmen, durch schiefe oder halbirte Blätter aus.

I. Völlig halbirte Blätter haben folgende:

1) Beg. *acutifolia* Jacq., mit strauchartigem Stamm, winklig=gezähnten Blättern, einem großen stumpfwinkligen und zwei scharfwinkligen Flügeln an der Frucht. In Jamaica. 2) B. *acuminata* Dryand., mit rauhhaarigen zugespitzten, ungleich gezähnten Blättern und ähnlichen Fruchtflügeln. Eben daselbst. 3) B. *humilis* Ait., mit krautartigem Stamm, rauhharigen, doppelt gesägten Blättern und ziemlich gleichen zugerundeten Fruchtflügeln. *Dryand.* in Linn. transact. I. t. 15. Auf Trinidad. 4) B. *hirsuta*, mit rauhhaarigen, doppelt gesägten Blättern, einem großen stumpfwinkligen und zwei ganz kleinen

*) Plumier gab ihr diesen Namen nach dem damaligen Intendanten Begon auf St. Domingo, wo er sich zu gleicher Zeit mit ihm befand.

parallelen Fruchtflügeln. *Aubl.* guian. t. 348. In Gujana. 5) B. *argyrostigma* Fisch., mit zugespitzten, schwach gekerbten glatten, oben weißfleckigen, unten rothen Blättern. Aus Brasilien. Link und Otto's Abbild. T. 10. 6) B. *isopteris* Smith., mit glatten, schwach gezähnten Blättern und ziemlich gleichen parallelen Fruchtflügeln.

II. Mit halbherzförmigen Blättern.

a) Stammlos.

7) B. *diptera* Dr., mit ungleich gezähnten Blättern, gabelförmig getheilten Blüthenstielen und einem großen und einem schmalen Fruchtflügel, während der dritte unmerklich ist. Am Kap. 8) B. *tenera* Dr., mit gezähnelten Blättern und doldenförmigen Blumen. Linn. transact. 1. t. 16. Auf Zeilan.

b) Mit Stamm versehen.

9) B. *nitida* Ait., mit strauchartigem Stamm, sehr glatten, ungleich gezähnten Blättern und einem großen runden Fruchtflügel. (B. minor *Jacqu.* ic. rar. 3. t. 618.) Auf Jamaica, und in den meisten Gärten Europens. 10) B. *dichotoma* Jacqu., mit strauchartigem Stamm, winkligen, gezähnten, glatten Blättern, deren Adern unten behaart sind, einer gabelförmig getheilten Blüthenrispe und scharfwinkligen Fruchtflügeln, von denen einer der größte ist. *Jacqu.* ic. rar. 3. t. 619. In Caraccas und auch in unsern Treibhäusern. 11) B. *reniformis* Dr., mit fleischigem niedrigen Stamm, mehr nierenförmigen, winkligen, gezähnten Blättern, und ähnlichen Fruchtflügeln, wie die vorige Art. Linn. transact. 1. t. 14. f. 1. 2. In Brasilien bei Rio Janeiro. 12) B. *stipulacea* W., mit nierenförmigen, winkligen, gezähnten Blättern, deren Adern unten behaart sind, großen, häutigen, zugespitzten Blattansätzen und doldenförmigen Blumen. Das Vaterland ist unbekant. 13) B. *cucullata* W., (B. spathulata nov. prov.) mit krautartigem Stamm, glatten, fast kappenförmigen neunnervigen, fast glattrandigen, unten etwas röthlichen Blättern, großen grünen gewimperten, unmerklich gezähnten Blattansätzen, doldenförmigen Blumen, einem scharfwinkligen großen Fruchtflügel, während die beiden übrigen gleichlaufend sind. In Brasilien und in unsern Gärten. 14) B. *crenata* Dr., mit rundlichen stumpfen gekerbten Blättern. Linn. transact. 1. t. 14. f. 3. Bei Goa auf Salsette. 15) B. *tenuifolia* Dr., mit eiförmigen, winkligen, zugespitzten, unmerklich gezähnten Blättern. Bei Java auf der Fürsten-Insel. 16) B. *ferruginea* L., mit gezähnten Blättern, und ziemlich gleichen männlichen Blumenblättern. *Smith.* ic. ined. t. 44. In Neu-Granada. 17) B. *grandis* Dr., mit winkligen, gesägten, etwas rauhen Blättern und fast gleichen Fruchtflügeln. (B. obliqua *L. Thunb.* japon. p. 231.) Bei Nangasacki in Japan. 18) B. *macrophylla* Dr., mit winkligen gekerbten Blättern und stumpfwinkligen Fruchtflügeln, wovon einer der größte ist. *Plum.* ic. t. 45. f. 1. Auf Jamaica. 19) B. *tuberosa* Dr., mit knolliger Wurzel, kriechendem Stamm, winkligen gezähnten Blättern und parallelen Fruchtflügeln. *Rumph.* amb. 5. t. 169. f. 2. Auf Amboina. 20) B. *Evansiana* Haw., mit winkligen, zugespitzten, etwas rauhen, unten dunkelrothen Blättern, kaum merklichen Blattansätzen und gabelförmigen Blüthenstielen. (B. discolor der Gärtner.) 21) B. *odorata* Willd., mit durchaus glatten, auf beiden Seiten gleichfarbigen, winkligen, zugespitzten Blättern, häutigen breiten Blattansätzen und vielfach gabelförmig getheilten Blüthenrispen. 22) B. *hirtella* Willd., mit etwas rauhhaarigen winkligen gezähnten zugespitzten Blättern, häutigen lanzetförmigen gewimperten Blattansätzen, einem großen zugespitzten und einem stumpfwinkligen Fruchtflügel, während der dritte unmerklich ist.

c) Mit fast oder völlig gleichen Lappen der Blätter.

23) B. *Erminea* Herit., mit kleinem krautartigen Stamm, herzförmigen, gesägten lang zugespitzten, oben rauhhaarigen, auf beiden Seiten gleichfarbigen Blättern und einem lang zugespitzten Fruchtflügel, während die beiden übrigen unmerklich sind. *Herit.* stirp. 1. t. 47. Auf Madagascar. 24) B. *rotundifolia* Dr., mit nierenförmig rundlichen gekerbten Blättern, kriechendem Stamm und einem zugespitzten großen Fruchtflügel. *Plum.* ic. t. 45. f. 2. 3. In Westindien. 25) B. *Urticae* L., mit etwas ungleichen, eiförmigen, doppelt gesägten, rauhhaarigen Blättern und dreihörnigen Früchten. *Smith.* ic. ined. t. 45. In Neu-Granada. 26) B. *ulmifolia* Willd., mit etwas ungleichen, ablangen, doppelt gezähnten, auf beiden Seiten rauhhaarigen Blättern, einem spitz- und zwei stumpfwinkligen Fruchtflügeln. In Südamerika. 27) B. *scandens* Sw., mit rundlich eiförmigen gezähnten Blättern, kletterndem Stamm und einem großen stumpfwinkligen Fruchtflügel. (B. glabra Aubl. t. 349.) In Jamaica und Gujana. 28) B. *integerrima*, mit strauchartigem Stamm, eiförmigen, ganz glattrandigen Blättern und einem großen stumpfwinkligen Fruchtflügel. Neue Entd. 2, S. 174. In Brasilien.. 29) B. *pauciflora* Lindl., mit herzförmigen rundlichen gefalteten, glänzend glatten, etwas gekerbten Blättern und stumpfwinkligen Fruchtflügeln. Botan. reg. t. 471. In Brasilien. 30) B. *nana* Herit., mit lanzetförmigen Blättern, ohne Stamm und einem dreiblüthigen Schaft. *Herit.* stirp. 1. t. 48. In Madagascar. 31) B. *octopetala* Herit., mit herzförmigen fünflappigen gezähnten Blättern, ohne Stamm, und achtblättrige männliche Blüthe. Auf den Andes **). (*Sprengel.*)

Begräbniss, s. **Leiche**; **Begräbniss-Münzen**, s. **Sterbemünzen**.

BEGRIFF nent man eine allgemeine Vorstellung, im Gegensatz von solchen, die nicht allgemein, sondern einzeln sind und Anschauungen heißen. Die Vorstel-

**) Begonia Balmisiana, Begonie (pharmacol.). Die Wurzel dieser mexicanischen Pflanze, die durch Balmis 1794 zuerst in dem Arzneivorrath aufgenommen wurde, ist kuglich, knollig, oben sehr faserig, unten glatt, außen röthlich violet, und von widrig bitterm Geschmack. In Pulver, zu 30 Granen, wirkt sie drastisch, in kleinern Gaben gelinder auf den Stuhl, und zugleich auf Schweis, Harn und Monatsfluß. In Südamerika bedient man sich ihrer, neben der Agave und zwischen durch, bei der Syphilis, als eines Abführungsmittels. Balmis empfiehlt sie in kleinen Gaben außerdem bei Strophelu, Wassersuchten und andern Drüsenkrankheiten, bei Kardialgie, Durchfällen, Ruhren, und unordentlichen weiblichen Regeln (vgl. Specif. antivener. nuovam. scop. nella virtù delle due piante Americ., Agave et Begonia. Opera di *F. S. Balmis.* Madr. 1794; aus dem Span. ins Ital. und aus diesem ins Teutsche übers. nebst Anm. von F. L. Kreysig. Lpz. 1797. 8.). (*Schreger.*)

lung, die ich von Kaiser Karl V. habe, ich mag ihn nun wirklich sehen, oder mir ihn durch die Phantasie vorstellen, ist eine Anschauung, denn sie ist eine einzelne Vorstellung und hat gar keine Sphäre, es ist weiter keine Vorstellung unter ihr erhalten; hingegen der Begrif sterblich hat eine Sphäre, denn zu ihr gehört Alles, was sterblich ist. Kaiser Karl V. ist nur einer, sterblich aber sind Menschen, Vögel, vierfüßige Thiere, u. s. w. Eine Vorstellung ist demnach dadurch ein Begrif, daß sie allgemein ist; folglich ist die Allgemeinheit die Form des Begrifs, so wie das, was in ihm gedacht wird, oder sein Gegenstand, die Materie des Begrifs ist. Sterblich, ist die Materie des Begrifs sterblich, daß aber nicht blos ein einzeles Ding existirt, welches sterblich wäre und nichts weiter, sondern viele Dinge, welche außer dem, daß sie sämtlich sterblich sind, noch viele andere Beschaffenheiten haben, das ist das Allgemeine in der Vorstellung sterblich, die Form, welche sie zu einem Begrif macht. Sich etwas, es sey was es wolle (A), durch einen Begrif (B) vorstellen, d. h. durch eine andere Vorstellung, welche von jeder erstern (A) gilt, heißt denken; folglich ist Denken ohne den Begrif der Allgemeinheit unmöglich, er gehört zum Wesen des Denkens, und komt bei allem Denken vor. Das Vermögen zu denken, oder sich Begriffe von Etwas zu machen, heißt Verstand; also gehört der Begrif der Allgemeinheit zur Naturanlage zum Denken, oder entspringt aus dem Verstande selbst, wenn dieser wirkt, d. i. denkt, und liegt daher allem Denken zum Grunde. Einen solchen Grundbegriff des menschlichen Verstandes nent man eine Kategorie. Das Weitere s. unter Kategorie und Verstand. (*Mellin.*)

BEGSCHEHRI (بكشهرى), der Name eines Sandschaks in der Statthalterschaft Karaman von 12 großen Lehen (Siamet) und 122 kleinen (Timaret). Die gleichnamige Stadt liegt an der östlichen Seite eines Sees in einer Ebene mit einem aus Stein gebauten Schlosse, dessen Erbauer Sultan Aleiddin, der Seldschugide; hier sind 2 Moscheen, 2 Bäder und 2 Märkte, ein Lebensmittelmarkt (Tscharschu) und ein Warenmarkt (Basar). (Dschihannuma S. 618.) (*v. Hammer.*)

BEGTASCH (Hadschi), حاجى بكتاش, der Name des großen Scheichs und Heiligen, Stifters des nach ihm genanten Derwischordens der Begtaschi, eines der geschätztesten im ganzen osmanischen Reiche. Geboren in Chorasan, starb er zu Kirschehr, wo er begraben liegt, im J. d. H. 759 (1357). Er war es, der unter Sultan Orchan im J. d. H. 730 (1329) die vom Sultan neu errichtete Truppe mit dem Namen Jenitscheri (d. i. der neuen Miliz) belegte, welche in Europa Janitscharen genant, erst den Feinden des Reiches, und dann den Sultanen selbst furchtbar ward. Sie werden daher auch öfters von den türkischen Geschichtschreibern Ali Begtasch oder die Familie von Begtasch genant (*v. Hammer.*)

BEGUE DE PRESLE (Achille Guillaume le), Arzt, geb. zu Pithiviers bei Orleans, wurde 1760 Mitglied der medizinischen Fakultät zu Paris, und starb das. den 18. Mai 1807. Man hat von ihm französische Übersetzungen mehrer medizinischen Schriften von Störk, Whytt, Alex. Monro, Lewis, und eine vermehrte Ausgabe von Tissot's Avis au peuple. Par. 1762; 1767. Vol. II, 12. Als Freund der Popularmedizin schrieb er einen Conservateur de la santé. à la Haye. (Paris) 1763. 12. (Teutsch Nürnberg 1766. 8. Spanisch von Fel. Galisteo y Xiorro. Madr. 1803. 8.) Etrennes salutaires. 1763. 16. und eine andere von derselben Tendenz. Sein Manuel du naturaliste pour Paris et ses environs. Paris 1766. 8. ist eine Art von medizinischer Topographie, und seine Economie rurale et civile. 1789. Vol. II. 8. enthält im ersten Theile die Administration des biens, und im zweiten die Economie domestique. Von der Bibliothèque physico-économique gab er von 1786—1792 XIV Vol. in 12. heraus, und als Freund von Rousseau ließ er eine Rélation ou notice des derniers jours de *J. J. Rousseau.* Londr. et Par. 1779. 8. drucken, wovon Ch. Fr. W. Dohm im teutschen Museum 1779. St. 7. S. 61—69 einen Auszug gab *). (*Baur.*)

BEGUELIN (Nicolaus), geb. den 25. Juni 1714 zu Courtelari im Erguel, und Bürger zu Biel, wo er 1761 zum Ehrenmitgliede des gr. Rathes gewählt wurde, studirte zu Basel die Rechte, ging 1735 nach Wetzlar, um den Reichs-Proceß kennen zu lernen, Beides um dem Willen seines Vaters zu gehorchen. Seine Neigungen waren aber mehr auf die mathematischen Wissenschaften gerichtet. Er wurde als Legations-Sekretär bei der preussischen Gesandtschaft am sächs. Hofe angestellt. 1746 übertrug ihm Friedrich II. den Unterricht des nachherigen Königs Friedr. Wilhelm. Während einer zwanzigjährigen Anstellung bei demselben erwarb er sich weniger die Zuneigung des Königes, als die seines Zöglinges. Er wurde Mitglied der Akademie in der philos. Klasse, Inspektor bei dem französ. Gymnasium und dem französ. theolog. Seminarium zu Berlin. Er starb den 9. Febr. 1789 zu Berlin, als Direktor der philos. Klasse der Akademie. 1786 war er zu dieser Stelle ernant, bald nachher geadelt und im folgenden Jahre mit dem Gute Lichterfeld bei Berlin, welches der König um 28,000 Thaler an Gold gekauft hatte, beschenkt worden. Er schrieb viele Abhandlungen, naturhistorischen, mathematischen und philosophischen Inhaltes, welche in den Mém. de l'Academie de Berlin enthalten sind. — Ihr Verzeichniß hat Holzhalb geliefert. (*Meyer v. Knonau.*)

BEGUELIN (Heinrich von *)), königl. preuß. geheimer Statsrath und Chef-Präsident der zweiten Abtheilung der Oberrechnungskammer, geb. zu Berlin 1765 am 8. Aug., gest. am 7. Oct. 1818 zu Potsdam, wurde, nach zurückgelegten akademischen Jahren zu Königsberg (1783—85), nachdem er vorher als Referendar bei der damaligen kurmärkischen Kammer gearbeitet hatte, 1789 als Assessor bei dem General-Accise- und Zoll-Departement des General-Direktoriums angestellt und späterhin

*) Biogr. univ. T. IV. Ersch's gel. Frankr.

*) Im gelehrten Teutschlande wird er mit den Vornamen Fried. Wilh. aufgeführt; seine Verwandtschaft mit dem vorhergehenden können wir hier aus Mangel an sichern Nachrichten nicht angeben. (*H.*)

zum geheimen Kriegsrath, 1803 zum geheimen Ober-Finanzrath befördert, trat 1811 als vortragender Rath in das Büreau des Fürsten Statskanzlers, wurde in diesem und in den folgenden Jahren mit verschiedenen Aufträgen nach Frankreich gesendet (nach der Rückkehr erhielt er den rothen Adler-Orden 3r Klasse), arbeitete nachher mit dem Charakter eines geheimen Statsraths bei dem neuerrichteten Finanzkollegium, wurde nach dessen Auflösung vortragender Rath bei dem Neuchateller Departement, und 1816 mit Beibehaltung dieses Postens als Chef-Präsident der neuerrichteten zweiten Abtheilung der Oberrechnungskammer angestellt. — In allen diesen Verhältnissen wurde er insonderheit von seinen Untergebenen geschätzt, und seine geselligen Tugenden hatten ihm viele Freunde erworben. — Seine „historisch-kritische Darstellung der Accise- und Zollverfassung in den preußischen Staten" (Berlin 1797) wurde mit vielem Beifalle aufgenommen; eben so sein Aufsatz über den jetzigen Geldmangel in der Berliner Monatschrift 1805—6. (*H.*)

BEGUILLET (Edmé), Advokat beim Parlement zu Dijon, erster Notar der Provinzen Burgund und Bresse, Korrespondent der Akademie der schönen Wissenschaften zu Paris, Mitglied der Ackerbaugesellschaft daselbst und zu Lyon, Ehrenmitglied des Instituts zu Bologna und der Arkadier zu Rom, gestorben im Mai 1786. Er ist Verfasser mehrer Schriften über Landwirthschaft und Ackerbau, die mehr Verdienst haben, als seine historischen Arbeiten. Die vorzüglichsten mögen folgende seyn: Oenologie, ou discours sur la meilleure méthode de faire le vin et de cultiver la vigne. 1770. 12. Traité de la connoissance générale des grains. 1775. Vol. III. 8.; 1780. Vol. II. 8. (Ins Spanische übersetzt von Ph. Marescalchi. Madr. 1786. 4.) Manuel du meunier et du charpentier de moulins. 1775; ed. II. 1785. 8. Traité général des subsistances et des grains qui servent à la nourriture de l'homme. 1782. Vol. VI. 8. u. Vol. II. 4. vollständig und befriedigend. Auch lieferte er Beiträge über ökonomische Gegenstände in die französ. Encyklopädie. Seine historischen Arbeiten beziehen sich (ausgenommen eine Histoire de Paris et de ses monuments. 1780. Vol. III. 4., die er gemeinschaftlich mit Poncelin herausgab), auf die Graffschaft Burgund *). (*Baur.*)

BEGUINEN [1]), Beghinen, Begginen, fromme Jungfrauen und Witwen, die zu gemeinschaftlicher Beobachtung züchtiger Eingezogenheit und gottseligen Wandels freiwillig zusammentraten, nach Art der Nonnen, doch ohne Klostergelübde abzulegen, geschlossene Gesellschaften bildeten und so zwischen dem Welt- und Klosterleben die Mitte zu halten suchten, gab es nicht vor dem 11. Jahrhunderte. Nach einer, unter den niederländischen herrschenden Sage sollte die heil. Begga, des austrasischen Hausmajers Pipin von Landen Tochter und Mutter des Hausmajers Pipin Heristall, welche 696 das Kloster der Chorfrauen zu Andenne an der Maas anlegte, auch den Beguinen Ursprung und Namen gegeben haben, dagegen die Lütticher einen Priester Lambert le Begue (der Stamler), der 1180 daselbst ein Beguinenhaus errichtete [2]), für den Stifter der ganzen Gattung hielten. Da aber die älteste, der Beguinen gedenkende Urkunde ein Schenkungsbrief vom J. 1065 für die zu Vilvoorden in Brabant ist [3]), kann ihr Ursprung weder durch vier Jahrhunderte, die von ihnen nichts wissen, zur heil. Begga zurückgeführt, noch dem 100 Jahr späteren Lambert zugeschrieben, sondern nur als das Ergebniß einer freien Vereinigung unverehelichter Frauenspersonen betrachtet werden, welche die Welt meiden und sich durch Zusammenhalten schützen, doch dem klösterlichen Zwange nicht unterwerfen wollten. Auch waren die Nonnenklöster im 11. Jahrhunderte von der herrschenden Verwilderung der Sitten so wenig ausgenommen, daß eine mindergebundene und dennoch fromme Lebensweise Gott gefälliger erscheinen konte, als der Nonnenstand. Mosheim's [4]) Ableitung des Namens Beguine von dem altteutschen Worte beggen, bedgan bidgan, eifrig bitten, beten, hat die meiste Wahrscheinlichkeit für sich, denn durch Eifer im Gebet und andere Andachtsübungen zeichneten sich die Beguinen vor den Weltleuten besonders aus, und ihr erstes Vorkommen in den Niederlanden erlaubt die Annahme einer ursprünglich teutschen Benennung, zumal wenn das nach Martin Crusius [5]) 1100 zu Waldsee in Schwaben gestiftete Beguinenhaus, wie man vermuthen darf, nicht das älteste in Teutschland war. Im 12. Jahrh. fand dieses Institut nur an einigen Orten, z. B. in Lüttich [6]), Nachahmung, desto schneller breitete es sich im 13. Jahrh. aus; zuerst in den Niederlanden, wo die meisten Städte [7]) schon vor 1250 solche Anstalten hatten, dann im westlichen Teutschland [8]), wo man die weiblichen Beguinen auch Beguten und, wie die Religiosen einiger andern Orden, Reuerinnen, Klausnerinnen nante [9]), in der Schweiz und Frankreich, wo Ludwig IX. sie vorzüglich begünstigte, ihnen Häuser zu Paris und in andern Städten schenkte, und sie auch in seinem Testament bedachte [10]). Wie zahlreich sie wurden, läßt sich aus den Angaben einiger Schriftsteller jenes Jahrhunderts schließen, daß um die Mitte

*) Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. IV. Ersch's gel. Frankr.

1) So findet man ihren Namen gewöhnlich geschrieben, seltner Baginen, Bequinen, Beoginen, Begianen, Begynen, Beniaginen. Alle Formen dieses Namens kommen mit lateinischer männlicher und weiblicher Endung vor und bezeichnen Beguinen beiderlei Geschlechts, von denen die weiblichen die ältesten sind. Begharden heißen nur männliche. 2) *Fullon.* Hist. Leodiens. I. p. 282. 3) *Aub. Miraei* Opp. diplom. hist. ed. *Foppens.* Bruxell. 1723. 34. f. T. II. p. 948. III. p. 628. 4) De Beghardis et Beguinabus Comment. ed. *Martini.* Lps. 1790. 8. p. 98 sqq. 5) Suevia ecclesiast. August. Vind. 1699. f. p. 882. 6) Vgl. Anmerk. 2) von dem Wachsthum der Beguinen zu Vilvoorden zeugen zwei Urkunden von 1129 und 1151 in *Jos. Geldolph.* a *Rykel* Vita S. Beggae cum annotat. et historia Begginagiorum Belgii. Duaci. 1631. 4. p. 83. 84. 7) Löwen, Brüssel, Brügge, Nivelle, Antwerpen, Gent, Valenciennes, Herken, Diest, Mecheln, u. a. m. 8) Bis Hamburg, wo ihr Haus 1255 gegründet ward (s. Nicol. Staphorst's Hamburgische Kirchengeschichte Th. I. Bd. II. Hamb. 1725. 4. p. 33.), Magdeburg, wo schon 1266 eine Synode Beschlüsse über die Beguinen faßte (cf. *Hartzhem* Concilia germ. T. III. S. 807), und Goslar. 9) Jetzt würde man sie Betschwestern nennen. Reclusae, Klausnerinnen, nante man besonders diejenigen, die sich verpflichteten, lebenslang in der Beguinerei zu bleiben. 10) *Thomas Cantipratens.* Bonum univers. de Apibus. ed. *Colvener.* Duaci. 1627. 8. p. 319. *Godefr.* de *Beaulieu* de Vita et Conversat. Ludov. IX. in *Andr. Du Chesne*

desselben in und bei Köln an 2000[11]), eben so viel zu Nivelle[12]) und zu Cantipré bei Cambray 1300[13]) Beguinen waren. In den Wirkungen der Kreuzzüge, die einen großen Theil der männlichen Bevölkerung von Europa wegraften und daher der Witwen und Waisen viel, die Ehen aber selten machten, und in dem Bedürfniß einer Freistätte für Jungfrauen gegen die damals fast straflosen Gewaltthätigkeiten ritterlicher Wüstlinge entdeckt man die Ursachen dieses außerordentlichen Anwachses der Beguinengesellschaften durch eine Menge verlassener Frauenspersonen, die schon wegen Mangel an Aussteuer in den Nonnenklöstern nicht Aufnahme finden konten. Die Beguinereien (**Beguinagia, Beguinasia**), so nante man die Wohn- und Gesellschaftsgebäude der Beguinen, bestanden in den niederländischen Städten aus einem großen Hofe[14]) mit einer Menge kleiner Häuschen, in die sie sich einzeln oder paarweise vertheilten, und in deren Mitte Kirche, Krankenhaus und Herberge für Hilfsbedürftige hervorragten, in andern Ländern aus einem Wohnhause für alle Mitglieder des Vereins und, wenn er zahlreich oder wohlhabend genug war, einer dazu gehörigen Kirche nebst dem Krankenhause. Manche Beguinen wohnten auch bei ihren Verwandten, mußten aber bei allen Versamlungen ihres Vereins gegenwärtig seyn. Jede Beguine sorgte durch Handarbeiten, besonders Weberei, selbst für ihren Unterhalt, gab auch wol in ärmeren Beguinereien noch einen Theil ihres Erwerbes zur Gesellschaftskasse, aus der die Gebäude im Stande gehalten, die Kranken und Fremdlinge, deren sich die Gesellschaft annahm, verpflegt, die Priester[15]) und andere Beamte besoldet wurden. An den meisten Orten reichte ihr gemeinschaftliches Eigenthum, das aus dem Ertrage der durch Vermächtnisse an ihre Stiftung gekommenen Grundstücke, Erbzinsen und außerordentlichen Spenden bestand, zu diesen Zwecken hin. In der Regel blieb jeder Beguine die freie Disposition über ihr Privateigenthum, doch war in vielen Beguinereien ein Einkaufsgeld (in den niederländischen der Bau des zu bewohnenden Häuschens[16])) und die Vererbung des Nachlasses verstorbener Glieder an den Gesellschaftsfonds ausgemacht. Jeder Verein hatte seine frei gewählte Vorsteherin (**Magistra**), oft auch eine Subpriorin, war er sehr zahlreich, mehre Vorsteherinnen, denen er Curatoren oder Tutoren, meist Bettelmönche, beiordnete. Die Oberaufsicht führte der Diöcesanbischof, unbeschadet der Gerichtsbarkeit der weltlichen Obrigkeiten, unter der die Beguinereien als weltliche, vom Papst nicht bestätigte und keinem geistlichen Orden angehörende Institute standen. Auf die Dauer ihres Aufenthalts darin mußten die Beguinen der Vorsteherin Keuschheit und Gehorsam gegen die Statuten angeloben[17]). Der Rücktritt aus der Gesellschaft in das Privatleben stand ihnen frei, und ihre Verheirathung erfoderte keine Dispensation. Diese Freiheit hatten sie auch nach den sehr strengen Statuten des Straßburger Beguinenhauses[18]) vom J. 1276, das sich sogar alles eingebrachte Vermögen der Austretenden vorbehielt und ein Probejahr vor der Aufnahme festsetzte. Die Beguinereien waren, obgleich in der Lebensweise übereinstimmend, doch ganz unabhängig von einander, und auch in der Farbe der Kleidung ihrer Glieder ungleich. Dunkelgrau oder Braun gingen die meisten, Himmelblau die niedersächsischen, im Schnitt nach der einfachen Tracht ehrbarer Bürgerfrauen, da ihr Institut überhaupt sich nur an die niedern Stände anschloß und aus denselben ergänzte; ein weißer Schleier bedeckte den Kopf. Von den Beguinen zu Straßburg und den niederländischen weiß man, daß sie junge Mädchen bei sich erzogen, die dann zum Theil selbst Beguinen wurden. So erwarben sie sich als Beschützerinnen der Verlassenen ihres Geschlechts, als Krankenpflegerinnen und Erzieherinnen, wie durch Frömmigkeit, Fleis und Ehrbarkeit eine Achtung und Theilnahme, welche die ihnen zugewendete Gunst der Zeitgenossen genügend erklärt. Fürstliche und päpstliche Schutzbriefe[19]), kirchliche Synodalbeschlüsse[20]), reichliche Vermächtnisse[21]), wichtige Privilegien, z. B. Steuerfreiheit, halfen ihrem an sich schwachen Institute auf. Solcher Unterstützung bedurften sie um so mehr, da sie nicht nur meist arm, sondern auch allerlei Angriffen von Feinden ihrer Anstalten ausgesetzt waren. Familien, denen sie Töchter und andere weibliche Verwandte nebst deren Nachlaß entzogen, Wüstlinge, vor denen sie Jungfrauen behüteten, und vorzüglich die Bettelorden, die in ihnen eine durch Freiheit und leichtere Disciplin anlockende Abart ihrer Verfassung und glückliche Mitbewerberinnen um Volksgunst und fromme Spenden sahen, bereiteten ihnen vielfältige Verfolgungen. Bisweilen zogen sie sich auch selbst Tadel zu. Ausschweifende junge Beguinen veranlaßten schon **1244** den Beschluß einer Synode zu Fritzlar, daß keine Beguine jünger als **40** Jahr seyn dürfe[22]), und auf der Lütticher Synode **1287** wurden handeltreibende Beguinen ihrer Vorrechte für verlustig erklärt[23]). Manche machten sich durch Betteln und Umherstreichen in den Städten lästig, und besonders wurde ihnen der häufige vertraute Umgang mit den männlichen Beguinen oder Begharden zum Vorwurf gemacht. So nante man die Glieder der Männergesellschaften, welche sich nach dem Muster der weiblichen Beguinen seit dem Anfange des **13.** Jahrh. in den Niederlanden, Teutschland und Frankreich bildeten. Ebenfalls aus den niedern Ständen nährten sie sich durch Weberei und richteten ihre Häuser und ihre Lebensordnung ganz so ein, wie die weiblichen Beguinen, denen sie auch in der Einfachheit und dunkeln

---

Scriptt. hist. franc. T. V. Par. 1649. f. p. 452. Testamentum Ludov. IX. ibid. p. 439. 11) *Matth. Paris* Hist. maj. ad an. 1243. 1250. 12) *Thom. Cantiprat.* l. c. p. 522. 13) *Aub. Miraei* Opp. ed. c. III. p. 397. 14) Daher curiae genant. Sie glichen kleinen Städten mit Gassen und Umzäunungen. 15) Eigene Priester hatten nur zahlreiche Häuser, die geringern hielten sich zu den Parochen. 16) Nach einem Statut bei *Miraeus* l. c. II. p. 1006, das vorzüglich den Witwen diese Pflicht auflegte. 17) *Mosheim.* l. c. p. 148.

18) Bei Mosheim l. c. p. 158—161; die ähnlichen Hamburgischen Statuten bei Staphorst a. a. O. S. 644. 19) *Miraei* Opp. III. p. 529. 592. 998. I. p. 429. 20) Z. B. zu Lüttich 1287 cf. *Martene* Thesaurus novus anecdotorum Par. 1717. f. T. V. p. 879. 21) Ein Beispiel von einem Ritter Philipp. Montmirail, der an 5000 Beguinen beschenkte, erzählt *Thom. Cantipr.* l. c. p. 391. 22) *Georg. Christ. Johannes* Scriptt. rer. Mogunt. T. III. p. 296 später wiederholt ibid. p. 298 und *Hartzhem.* Conc. germ. T. IV. p. 200. 23) Vgl. Anmerk. 20).

Farbe ihrer Röcke und Mäntel glichen; doch wurden sie weder so beliebt, noch so zahlreich, hielten sich auch keine eigenen Priester, und machten sich öfter, als jene, der obrigkeitlichen Duldung unwürdig. In Frankreich, wo sie Beguini genant wurden, waren sie gegen Ende des 13. Jahrh. am zahlreichsten, aber seit der Mitte desselben schon als Betbrüder, Frömmlinge [24]), Müßiggänger und Landstreicher, wie die oft mit ihnen verwechselten bettelnden bons garçons (boni pueri, boni valetes), einer falschen Frömmigkeit und tadelnswerthen Aufführung verdächtig. Sehr schadete ihnen der unbestimte, auf die verschiedensten Gattungen von Frömmlern und Sectirern ausgedehnte Gebrauch ihres Namens. Man hatte die Albigenser Beguinen genant, weil sie frömmer seyn wollten, als andere Christen, nicht weniger die Waldenser, ja auch die Laien vom dritten Orden der Franciscaner und Dominicaner beiderlei Geschlechts belegte man mit diesem Namen. Als nun die unter dem Namen Fraticellen bekanten, wegen willkürlicher Ordensregeln von den Päpsten und dem ersten Orden der Franziscaner verworfenen Congregationen des dritten Ordens der letztern in Empörungen gegen den päpstlichen Stuhl ausbrachen, und die von diesen ganz verschiedene Secte der Brüder und Schwestern des freien Geistes die öffentliche Aufmerksamkeit zu erregen anfing, kamen die Irrlehren, Laster und Frevel beider Parteien mit auf Rechnung der wahren Beguinen und Begharden, weil beide sich unter den Schutz dieses Namens flüchteten und in die Häuser derselben einschlichen. Gewiß ist es, daß einzele Beghardengesellschaften sich von ihnen anstecken ließen und auch manche weibliche Beguinenhäuser nicht frei von ihren Ketzereien blieben. War nun schon das Lateranische Verbot der Errichtung neuer Orden vom J. 1215 häufig zu Bedrückungen gegen die armen Beguinen und Begharden gebraucht worden, so konten sie um so weniger den Verfolgungen entgehen, welche die Kirche auf dem Concilium zu Vienne 1311 gegen jene Fraticellen und Ketzer unter dem Namen der Beguinen verhängte. Über diese Verfolgungen (bellum beguinale genant), auch insofern sie die wahren Beguinen und Begharden betrafen vgl. die Art. Fraticellen und Brüder und Schwestern des freien Geistes. Viele, besonders die Begharden, schlossen sich daher im 14. Jahrh. dem dritten Orden der Franziscaner, zum Theil auch der Dominicaner an, behielten jedoch noch lange ihren Namen und auch viel von ihrer alten Lebensweise bei. Der Schutz, den der Kaiser Ludwig der Baier jenen Parteien gegen den Papst gewährte, verschaffte auch den unbescholtenen Beguinen und Begharden in Teutschland einige Ruhe. Aber seit den Jahren 1367 und 1369, wo Kaiser Karl IV. und Papst Urban V. geschärfte Befehle und Inquisitoren gegen Alles, was diesen Namen führte, ausgehen ließen, wurde es ihnen immer schwerer ihre Unschuld zu beweisen. Zwar fanden sie Gönner, welche einige Päpste auf ihre gänzliche Verschiedenheit von jenen Parteien aufmerksam machten und Schutzbriefe Gregors IX. und Bonifaz IX. zu ihren Gunsten auswirkten. Doch ging das Institut der Begharden noch im 14. Jahrh. gänzlich ein, und ihr Name lebte nur unter den Tertiariern des Franziscanerordens fort (vgl. den Art. Franciscaner). Nur die weiblichen Beguinen erhielten sich in einigen Gegenden des Rheins, Sachsens [25]), und vorzüglich in den Niederlanden über die Periode dieser Verfolgungen hinaus, ja sie verbreiteten sich aufs Neue, wie die Stiftungen der Beguinenhäuser zu Görlitz, Rochlitz, Lübeck und Leipzig im 15. Jahrh. beweisen, obgleich ihr Name fast zum Schimpfwort geworden war, daher sie sich in Teutschland Selenweiber und ihre Häuser Selenhäuser nennen ließen [26]). Die Reformation, welche die niederteutschen Beguinen durchgängig annahmen, bewirkte das Aufhören ihrer Institute in den protestantischen Staten, wo sie an manchen Orten in Hospitäler verwandelt wurden [27]). Die niederländischen Beguinen haben sich aber bis in das 18. Jahrh. erhalten. Im 17. Jahrh. genossen sie vorzügliches Ansehn, da sie mit Bewilligung des Erzbischofs von Mecheln die Verehrung der heil. Begga als Schutzpatronin ihrer Häuser feierlich in ihren Kirchen einführten [28]), und bei diesem Unternehmen von der Gouvernantin der Niederlande, Isabella Clara Eugenia, eifrig unterstützt wurden. In Brüssel, Antwerpen und Mecheln erhielten sie sich am längsten und zählten am letzten Orte noch 1780 über 1000 Glieder. Auch zu Amsterdam bestand noch im 18. Jahrh. eine Beguinerei. Über ihre Geschichte vgl. außer dem angeführten Werke von Mosheim, auch das von Ryfel. *(G. E. Petri.)*

BEGYN (Abraham), geb. 1650 im Haag, gest. . . . zu Berlin, ein geschickter Landschaft- und Perspektivmaler, der im Geschmack des Clas Berghem, größtentheils Gemälde von großem Umfang, arbeitete. Im J. 1690 wurde er als Hofmaler nach Berlin gerufen, wo er die vorzüglichsten Gegenden und Lustschlösser malte, und damit die königl. Galerien schmückte. Seine Figuren und Thiere sind gut gezeichnet, sein Kolorit ist angenehm. Während seiner Arbeit, mit der Palette in der Hand, starb er am Schlage. Descamps †) beschreibt mehre Gemälde von ihm, die sich in den Niederlanden befinden. *(Weise.)*

BEHADUR, بهادر, auch Behader, und Behadir geschrieben, ist ein tatarisches Wort, welches: Krieger, Held, bedeutet, und deswegen, besonders in Verbindung mit den persischen Worten Schah, König, und Chan, Fürst, Namen und Beinamen mehrer mogolischer und persischer Fürsten und Befehlshaber bildet, unter denen wir hier folgende bemerken:

---

24) Daher erhielten sie den Namen Papelarden, Pfaffenknechte. Auch findet man die verunstalteten Namen Beggihardus, Bacquardus, Bogardus, Banquardus, Beringardus. Selbst mit den Lollharden wurden sie verwechselt (vgl. den Art. Celliten.)

25) In Pommern gab es ebenfalls Beguinenhäuser, deren die 1563 erneuerte pommersche Kirchenordnung (Stralsund u. Greifswald 1731 f. S. 91) gedenkt. *C. D. Gustav v. der Lancken.* 26) *Mosheim* l. c. p. 580. 27) Dies geschah unter andern zu Halberstadt, wo noch ein Hospital für 12 alte Frauen und eine Straße nach den Beguinen benant wird. *Lucanus.* 28) Über den bei dieser Gelegenheit 1627 bis 1629 in den Niederlanden lebhaft geführten Federkrieg wegen ihres Ursprungs von der heil. Begga s. *Mosheim* l. c. und den damaligen Zustand der niederländischen Beguinen s. *Mosheim* l. c. p. 75—82.

†) Th. 3, S. 291. Vgl. Heineke's Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen. Th. 1, S. 11.

Behadur chan, oder Alâ eddîn abu saîd behadur chan, neunter Fürst aus dem Geschlechte der Hulaguiden, welche im 7. und 8. Jahrh. d. H. das nördliche Persien beherrschten. Er war ein Sohn des Aldschaptu chan, ward geboren im J. d. H. 701 (J. Chr. 1302) und folgte seinem Vater in der Regirung im J. d. H. 717, nachdem er zu Sulthanija von dem Kuril-taï, oder der Reichsversamlung der mogolischen Großen anerkant worden war. Er stand Anfangs lange unter dem Einflusse seines Feldherrn und Günstlings Emir tschuban, und ließ auf Antrieb desselben seinen Minister, den berühmten Geschichtschreiber Raschîd eddîn aus dem Wege räumen. Später zerfiel er mit dem Emir tschuban, und brachte es dahin, daß er ermordet wurde. Gegen das Ende seiner Regirung machten die Usbeken öftere Einfälle in die persischen Provinzen, und Behadur chan brach daher im J. d. H. 736 (J. Chr. 1335) mit einem Heere gegen sie auf. Unterweges erkrankte er, und starb zu Karabagh. Mit ihm endete die Selbständigkeit dieser Dynastie, da seine Nachfolger ganz unter der Gewalt der Tschubanier standen [1]).

2) Behadur chan, oder Abul gasi sulthan hossein mirsa, ein Urenkel Timurs, und Beherrscher des nördlichen Persiens gegen Ende des 9. Jahrh. der Hedschra. Er war ein Sohn des Mansur, des Sohnes Baikaras, des Sohnes Omar Scheichs, des Sohnes Timurs, und begann seine Herrschaft nach dem Tode des Sultan Babur zu Meru schahdschan in Chorasan im J. d. H. 861 (J. C. 1458). Er vertrieb seinen Vetter Jâdgâr von Herat in Chorassan, im J. d. H. 875; machte Eroberungen in Mawarannahar, und widersetzte sich mit glücklichem Erfolge den Einfällen der Usbeken. Er war ein Freund der Wissenschaften, und unter ihm lebte der berühmte Geschichtschreiber der persischen Dichter, welcher als Denkmal seiner Dankbarkeit, am Schlusse der Geschichte der Dichter eine Schilderung seiner Thaten entwirft. Auf einem Feldzuge gegen die Usbeken starb er im J. d. H. 911 (J. C. 1505). Sein Sohn und Nachfolger Badi essemân ward durch die Usbeken seines Landes beraubt (s. den Art. Badi essemân) [2]).

3) Behadur schah, oder Sulthan moassem, und Schah alem, aus dem Geschlechte der Baburiden, oder Großmogoln von Indien. Er war der zweite Sohn des Ewreng seb, und bestieg nach dessen Tode den Thron im J. d. H. 1119 (J. C. 1707). Sein jüngerer Bruder Aasem schah machte ihm die Krone streitig, wurde aber noch in demselben Jahre von Behadur schah überwunden und getödtet. Gleiches Schicksal hatte im nächsten Jahre ein anderer Bruder, Mohammed kambachsch, der sich ebenfalls gegen Behadur schah erhoben hatte. Letzterer war ein Freund von Andachtsübungen und theologischen Studien, und ein eifriger Schiite, oder Anhänger Alis. Dadurch, daß er diesem zu Ehren einen Zusatz zu dem öffentlichen Kirchengebete wollte machen lassen, erregte er zu Lahor heftige Unruhen. Er starb ziemlich plötzlich nach einer kurzen Regirung im J. d. H. 1124 (J. Chr. 1712. [3]). (*H. G. L. Kosegarten.*)

1) Chondemir habib essiiar. Abd el ghaffar Nigaristan.
2) Dewletschah Tedskoret esschuara. Chondemir halib essijar.
3) *Dow* history of Hindostan.

BEHAEDDIN (بهاالدين), ein großer und berühmter türkischer Scheih aus der Zeit S. Mohammed und S. Baijasids II. Ein Sohn des Scheih Lutfollah und ein Nachfolger des großen Scheih Hadschi Beiram, war er der Obere des von dem Letzten gestifteten Ordens, lebte erst zu Balikesri, dann zu Adrianopel an der von Bajasid gestifteten Akademie als Professor, und starb im J. d. H. 895 (1489). Seaadeddin u. Aali. (*v. Hammer.*)

BEHAIM, BÖHEIM (Martin), Ritter und königl. portugisischer Kosmograph, entsprossen aus dem altadeligen Nürnbergischen Geschlechte der Herren Behaim von Schwarzbach, das sich schon im 9. Jahrh. um der Religion willen aus Böhmen nach Nürnberg wandte, daher der Zuname Behaim, Böheim, öfter noch Bohemus und Martinus de Boemia; Schwarzbach aber, weil die Familie in Böhmen an einem Wasser, die Schwarze genant, wohnte. Martin wurde zu Nürnberg, wo sein Vater Rathsherr war, 1430 oder nicht lange nachher, geboren, erlernte die Kaufmannschaft, legte sich besonders auf den Tuchhandel, und trieb daneben mathematische, und in der Folge auch nautische Wissenschaften. Wenn der berühmte Johann Regiomontanus (Müller), wie gewöhnlich behauptet wird, sein Lehrer in der Mathematik war, so muß es entweder um die Jahre 1471—75 gewesen seyn, wo dieser in Nürnberg sich aufhielt, oder ums Jahr 1476, wo Beide in Italien einander treffen, und auf kurze Zeit an einem gleichen Orte seyn konten. Behaim machte in Handlungsgeschäften seit 1455 große Reisen, konditionirte Anfangs in Salzburg und im Östreichischen, begab sich 1457 nach Venedig, und hielt sich lange in den Niederlanden, besonders in Mecheln und Antwerpen auf, von wo er 1480 oder 81 nach Portugal kam. Hier, wo um diese Zeit Alles, was Kaufmann hieß, von neuen Handelswegen und Entdeckungen zur See sprach, und wo die Regirung solche Unternehmungen bereitwillig unterstützte, wußte auch Behaim seine gesammelten Erfahrungen und Kentnisse geltend zu machen. Im Dienste König Johann II. von Portugal theilte er 1484 mit dem Admiral Jakob de Cano den Oberbefehl über eine Flotte, welche bestimt war, neue Entdeckungen in Afrika zu machen. Behaim untersuchte mit Cano die Inseln an der Küste von Afrika, wo er bis an den Fluß Zaire gelangte, und entdeckte einen Theil des festen Landes von Afrika. Nach einer Abwesenheit von 19 Monaten kam er nach Lissabon zurück, und wurde, zur Belohnung seiner Verdienste, zu Allafavas in der St. Salvadors-Kirche, vom Könige öffentlich zum Ritter des Christusordens geschlagen, wobei ihm der Herzog Emanuel, nachheriger Thronfolger, den rechten Sporn, der König selbst aber den Degen umschnallte. Nicht lange nachher ließ er sich auf Fayal, einer der azorischen Inseln, nieder, welche von einer flamändischen Kolonie bewohnt wurde, mit deren Oberhaupt, dem Ritter Jobst de Hürter von Mörkirchen er wahrscheinlich schon früher bekant war, und dessen Tochter er heirathete. Um seine Verwandte wieder zu sehen, reiste er 1490 oder 91, mit Ehre und Reichthümern überhäuft, nach Nürnberg, und hielt sich über ein Jahr lang daselbst auf. Aus Gefälligkeit gegen die drei obersten Hauptleute der Stadt, und auf ihr Ansuchen, verfertigte er daselbst eine Erdkugel,

ein Meisterstück seiner Zeit, nach der Angabe von Ptolemäus, Plinius, Strabo, Marco Polo und Mandeville. Diese Erdkugel, mit der Feder gezeichnet und illuminirt, und mit allerlei Kuriositäten von fremden Ländern beschrieben, hat einen Fuß und acht Zoll im Durchmesser, und wird noch jetzt in Nürnberg verwahrt. Sie trägt übrigens alle Spuren von der damaligen Unbekantschaft mit dem wahren Umfange der Erde, und der Beschaffenheit der Länder an sich *). Behaim kam **1493** wieder glücklich nach Portugal zurück, und begab sich darauf zu den Seinigen nach Fayal. Der König Johann II., für den er mehre Landkarten zeichnete, beehrte ihn fortdauernd mit einem besonderen Vertrauen, und bediente sich unter andern in einem Handschreiben der Worte gegen ihn: **Quia perspecta nobis jam diu integritas tua nos inducit ad credendum, quod ubi tu es, est persona nostra etc.** Er sandte ihn **1494** mit wichtigen Aufträgen nach Flandern, an seinen natürlichen Prinzen Georg. Auf dieser Reise hatte Behaim das Unglück, daß er auf der See gefangen genommen, und nach England geführt wurde. Während einer dreimonatlichen Gefangenschaft brachte ihn eine harte Krankheit dem Tode nahe, und als er nach seiner Genesung die Freiheit erhalten hatte, fiel er einem Seeräuber in die Hände, der ihn nach Frankreich führte. Nachdem er sich losgekauft hatte, kam er nach Antwerpen und Brügge, mußte aber schleunig nach Portugal zurückkehren. Er hielt sich seitdem meistens in Lissabon auf, und starb daselbst den 29. Jul. 1506. Sein Sohn Martin, der ebenfalls in portugisischen Diensten stand, kam **1519** nach Nürnberg, und ließ seinem großen Vater, dessen Leichnam in der Dominikanerkirche in Lissabon beigesetzt wurde, in der Katharinenkirche zu Nürnberg einen Todtenschild und andere symbolische Ehrenzeichen errichten. Behaim galt für einen der gelehrtesten Mathematiker und Astronomen seines Jahrhunderts, und von seinen Reisen, die sich auf 2300 Meilen nur zur See erstreckten, sagte Kaiser Maximilian: **Martino Bohemo nemo unus imperii civium magis unquam peregrinator fuit, magisque remotas adivit orbis regiones.** Zu den Hauptverdiensten, die er sich erwarb, gehört dies, daß er an der glücklichen Erfindung, das Astrolabium bei der Schiffahrt zu gebrauchen, als ein guter Kosmograph Antheil hatte. Aber weniger seinen wahren Verdiensten, als angeblichen Entdeckungen, an die er wol nie dachte, verdankte er seinen größten Ruhm. Mehre teutsche Gelehrte haben ihm die Entdeckung von Amerika, der magellanischen Meerenge, der azorischen Inseln und Brasiliens zugeschrieben **). Es ist aber erwiesen falsch, ob es gleich von mehren Schriftstellern behauptet wird, daß er von der burgundischen Isabelle 1460 ein Schiff erhalten, und mit demselben die azorischen Inseln und insonderheit die Insel Fayal entdeckt habe, welches vielmehr seinem nachmaligen Schwiegervater Jobst de Hürter zuzuschreiben ist. Noch viel weniger hat er Amerika und die magellanische Meerenge gefunden, weil durch seinen Globus alle Nachrichten, die man vorhin davon gegeben hat, widerlegt werden ***). Alles, was

*) Diese Erdkugel ist mehrmals, in der Größe des Originals, abgebildet, und genau beschrieben worden, z. B. in Doppelmayr's hist. Nachrichten von Nürnberg. Mathematicis und Künstlern; Nürnb. 1730. Fol., wo auch S. 27—31 Behaims Leben (ziemlich unrichtig) beschrieben wird. Besser und als Hauptquelle zu betrachten ist: von Murr's diplomatische Geschichte des portugisischen berühmten Ritters M. Behaim. Aus Originalurkunden, nebst einer Kupfertafel. Nürnb. 1778. 8. (aus dem 6. Th. seines Journals zur Kunstgesch. besonders abgedruckt); zweite sehr vermehrte Ausg. Gotha 1801. 8. Die erste Ausgabe wurde zu Paris in's Franz. übersetzt, und mit der Kupfertafel Pars globi terrestris etc. herausgegeben, im Recueil des pieces interessantes concern. les antiquités, les beaux-arts, les belles-lettres et la philos. traduites de differ. langues. T. I et II. 1787. 8. Der Übersetzer ist J. Jansen in Paris. Die zweite Ausgabe kam, mit der um ein Viertel verkleinerten Kupfertafel, mit der französ. Übersetzung von Pigafetta's ital. Schiffahrtsbeschreibung Magellans, zu Paris 1801 in gr. 8. heraus. Die dritte ist vom Verf. selbst mit vielen Zusätzen, zu Straßb. u. Par. 1802 in gr. 8., mit der großen franz. Folioplatte und einem Holzschnitte, herausgegeben worden. — Von den vielen Randglossen, mit welchen Behaim seine Erdkugel beschrieben hat, hier einige Proben. „Java major die hat umfangen 3000 welsche Meilen, der König dieser Insul ist niemand unterworffen und bethet Abgötter an. Java minor ist umfangen 2000 welsche Meilen, und hat in Ihr acht Königreiche, und haben eine besondere Sprach und bethen Abgötter an, da wächst auch allerlei Speccerrey, in dem Königreich Boßman genant findet man viel Einhörner, Helefandten und Affen.“ Bei der größten Insel Zizangu (Japan) steht eine lange Note, darin es unter andern heißt: „Hier findt man vil Meer Wundter von Serenen und andern Fischen“; und von der Insel Angama wird bemerkt: „Man schreibt, daß das Volk in dieser Insul habe Hunds-Häupte, Augen und Zähne gleich wie die Hundte, und daß es fast ungestalt Volk seyn soll und wildt“. Bei andern Inseln: „die in diesen Inseln wohnen, haben schwanz gleich die Thiere rc.“ Manche historische Angaben sind schätzbar.

) Zuerst, wie es scheint, behauptete dies J. J. Wagenseil, man s. dessen Synops. Hist. univ. P. III. in Pera ejusd. juvenili p. 527. 528. ejusd. Synops. Geogr. ibid. p. 175 und seine Sacra parentalia Behaimiana. Altd. 1682. 4. wieder abgedruckt in *F. C. Hagenii* Memor. Philosoph. Dec. II. p. 209 sq. Am meisten bemühte sich, diesen Beweis zu führen J. F. Stüver in seiner Diss. de vero novi orbis inventore. Frcf. 1714. 8. cap. V, wo von Behaim besonders gehandelt wird. Robertson nent aber diese Arbeit in seiner History of America nicht mit Unrecht a frivolous Dissertation, indem der Verfasser zur Bestätigung seiner Meinung nichts vorbringt, das einem Beweise auch nur ähnlich sähe. *) In der Kürze hat dies Gebauer gezeigt, in der portugisischen Geschichte 1. Th. 124 f.; ausführlicher E. Tozze in der Schrift: Der wahre und erste Entdecker der neuen Welt, Christ. Colon, gegen die ungegründeten Ansprüche, welche Americus Vesputius und Mart. Behaim auf diese Ehre machen, vertheidiget. Götting. 1761. 8. S. 69—128. Den vollständigsten Beweis aber führt von Murr in der bereits erwähnten diplomat. Geschichte rc. Pigafetta hat zwar in seinem oben angeführten (von Carlo Amoretti 1800 zu Mailand herausgegebenen) Ragguaglio della sua navigazione alle Indie orientali per la via d'occidente, fatto sulla Squadra del Cap. Ferdinando Magaglianes negli anni 1519—1522 die Sage von einer im Schatzzimmer des Königs von Portugal gefundenen Karte Behaims, der Magellan und Columbus ihre Entdeckungen zu danken haben sollen, wiederholt; auch wundert sich der französische Übersetzer J. Jansen, der von Murr's Notice sur le Chev. Mart. Behaim angehängt hat, daß dieser die Passage de Magellan auf der Behaimschen Karte geläugnet habe. Allein man darf nur Behaims Geschichte lesen und die Abbildung der Erdkugel mit einiger Aufmerksamkeit betrachten, so fällt der Irrthum in die Augen. Auch Doppelmayr eignet seinem Landsmanne die Entdeckung von Brasilien und der magellanischen Meerenge zu; aber indem er dessen Erdkugel, in Kupfer gestochen beifügt, hat er den Leser in den Stand gesetzt, das Urtheil wider ihn selbst zu fällen. Befremden muß es daher, daß auch ein Mann von so viel Gelehrsamkeit, wie der altdorfische Prof. Christ. Gottl. Schwarz in seiner Diss. de columnis Herculis p. 33 sq.

mit einiger Zuverlässigkeit behauptet werden kann, besteht darin, daß Behaim nach der Rückkehr von der afrikanischen Expedition seit dem J. 1494 auf der Insel Fayal einige besondere Nachrichten wegen des entdeckten neuen Welttheils, und auch Spuren von Magellans Meerenge, bekommen haben mochte. Sonderbar aber ist es, daß, trotz der unbezweifelten Verdienste des nürnbergischen Patriziers um die frühere Schiffahrt nach Afrika, doch nur ein einziger portugisischer, noch dazu sehr später Schriftsteller, nämlich der Marquis d'Allegrete, und unter den spanischen, nur Herrera, dieser aber nicht ohne Verunstaltung, seiner erwähnen. — Verschiedene andere Glieder der Behaimischen Familie, die sich Verdienst um Stat und Wissenschaften erworben, und ansehnliche Ämter bekleideten, müssen hier übergangen werden †). (*Baur.*)

BEHALT, nanten unsere Voreltern jeden zur sichern Aufbewahrung einer Sache bestimten Ort, und in so fern ist Behalt mit dem heutigen Behälter, oder Behältniß, gleichbedeutend. Die Redensarten: in seinen Behalt kommen, etwas in seinem Behalt haben, wurden aber zur Zeit des Faustrechts auch noch in einer bestimtern, rechtlichen Bedeutung gebraucht. Aus schiedsrichterlichen Urtheilen über die Entschädigungen, welche nach Endigung einer Fehde eine Partei der andern, dem herkömlichen Rechte nach zu leisten hatte, geht hervor, daß, wenn es auf Vergütung eines Schadens ankam, den der angreifende Theil an Leuten, Pferden oder auf andere Art gelitten hatte, während dem er die dem Feinde abgenommene Beute fortführte, und von seinem Gegner verfolgt ward, die Richter einen Unterschied machten, ob der Schaden zugefügt worden, ehe jener in seinem Behalt angekommen war, oder erst nachher. Traf die Folge (der verfolgende Theil) den Feind, ehe er seinen Behalt erreichte, so kam der Schaden, den dieser in dem Gefecht erlitt, bei der Ausgleichung des gegenseitigen Verlusts gar nicht in Anrechnung, wohl aber im letzten Falle, wenn er seinen Behalt erreicht, und alsdenn erst noch durch den nachfolgenden Feind einen Verlust erlitten hatte. Hier bezeichnet das Wort: Behalt, die Burg, das Haus, oder einen andern, einigermaßen geschützten Zufluchtsort, der dem verfolgten Theile zugehörte, oder doch Eigenthum eines Freundes und Bundsgenossen war, in welchem er das Öffnungsrecht hatte, (s. Öffnungsrecht).— Jene Unterscheidung beruhte auf dem allgemein angenommenen Grundsatze: Nur derjenige bricht die Sühne, den bestehenden Frieden, ist also auch nur zu Schadensersatz verbunden, welcher einen andern auf seinem Eigenthum angreift, und ihm Schaden zufügt; Verfolgung und Beschädigung des zurückziehenden, fliehenden Feindes bis zu seinem Behalt, wird zur Nothwehr gerechnet; Ueberschreitung dieser Gränze macht den Angegriffenen zum angreifenden Theil. (*v. Arnoldi.*)

in der Behaimschen Erdkugel ein unverwerfliches Zeugniß finden konnte, daß Behaim Amerika entdeckt habe. Eine solche Autorität war verführerisch, und hatte auch wirklich die Folge, daß Manche als erwiesen annahmen, was nicht zu erweisen ist. †) Die zuverlässigsten Nachrichten von ihnen gibt Will im Nürnberg. Gel. Lex. Bd. 1 u. 4. Nopitsch in den Zusätzen zu demselben, Bd. 1, und Adelung in der Fortsetzung Jöchers.

BEHAM (Bartholomäus), geb. zu Nürnberg 1502, bildete sich wahrscheinlich unter Dürer, und arbeitete in der Folge gemeinschaftlich mit Mark Anton, wo er sich auch als treflicher Kupferstecher zeigte. Sandrart führt mehre schöne Gemälde von ihm an, die er in der kurfürstlichen Galerie zu München sah. Gegenwärtig befindet sich nur eines seiner Werke daselbst, welches eine todte Frau darstellt, die durch Berührung des Holzes vom heiligen Kreuz wieder erweckt wird. Ein anderes Gemälde von ihm, eine Aufrichtung des Kreuzes, mit vielen Figuren, befindet sich in der Galerie zu Wien. Die Ausführung in diesen Gemälden ist fleißig, Zeichnung und Ausdruck sind richtig und wahr, und das Kolorit der Natur gemäß. Nicht minder lobenswerth sind seine Kupferstiche, Bartsch gibt deren 64 an, unter denen, welche BB und BP bezeichnet sind. Er starb nach Doppelmayr in Italien 1540.

BEHAM (Hans Sebald), geb. zu Nürnberg 1500, Vetter des Vorhergehenden, der sich unter Dürer zum Maler und Kupferstecher bildete, doch nur in letztem Fache sich berühmt machte, indem man keines seiner Gemälde kent. Sein unordentliches Leben nöthigte ihn, seinen Geburtsort zu verlassen, und sich nach Frankfurt zu begeben, wo er zwar seine Arbeiten fortsetzte, aber dabei ein Wirthshaus anlegte, welches seine frühern Ausschweifungen nicht wenig begünstigte. Er starb daselbst im J. 1550. — In seinen Stichen bediente er sich zweier Zeichen, weshalb manche zwei verschiedene Meister annahmen, bis es sich fand, daß er auf den Blättern, die er zu Nürnberg herausgab, sich des Monogramms ISP, später aber zu Frankfurt der Veränderung ISB bedient hatte. Der sichere Beweis hievon ist ein Pferdebuch, welches er 1508 zu Nürnberg herausgab, mit der Beifügung des Zeichens H. S. P., da hingegen auf der zweiten zu Frankfurt 1598 veranstalteten Auflage, das Zeichen H. S. B. steht. Nach Bartsch lieferte er 259 gestochene Blätter, und 171 Holzschnitte.*) (*Weise.*)

Behandigungsgüter, Hobsgüter, s. Bauerngut.

BEHANDLUNG. Nach der Ableitung von Handeln, und dessen wieder von Hand, ist die erste Bedeutung des Wortes Behandlung: Bearbeiten mittelst der Hand. Man hat nachher diesen Ausdruck auf das Geistige und Sittliche übergetragen, jedoch so, daß meist ein Rückblick auf die Hand dabei geblieben ist, wie in ärztlicher, pädagogischer, guter und übler Behandlung eines Menschen. Der Behandlung steht dann eigentlich entgegen die Mishandlung. Selbst bei Handlung zeigt sich dies, womit ursprünglich die Thätigkeit der Menschenhand zu einem Zwecke ausgedrückt wird, und es liegt dabei die Ahnung des innigen Zusammenwirkens der Hand mit der Sele zum Menschenleben zum Grunde. Als man bemerkte, daß diesem äußern Handeln ein inneres vorausgegangen seyn müsse, und daß jenes von diesem abhängig sey, da faßte man den Begrif der Handlung theils bestimter, theils weiter; bestimter, indem man die Selenthätigkeit dabei nicht unberücksichtigt ließ, weiter, indem man nicht

*) Vgl. Albrecht Dürer und sein Zeitalter. S. 84 u. fg. vom Verf. dieses Art.

auf die Hand allein dabei sah. Nun gebrauchte man Handlung als jede überdachte absichtliche Thätigkeit zur Erreichung von Zwecken, gleichviel, ob dies mittelst der Hand geschehe oder nicht. Eine unabsichtliche, auf keinen Zweck gerichtete, Thätigkeit oder That ist keine Handlung, und Fichte hatte daher Unrecht, jegliche Selenthätigkeit eine Handlung zu nennen. Wie mit der Handlung, so verhält es sich nun aber auch mit der Behandlung, d. i. mit der Handlung auf einen Gegenstand zu einem Zwecke, gleichviel, ob die Hand dabei thätig sey oder nicht. Diesemnach ließ sich nun eben sowol eine innere (geistige) als eine äußere sinnliche, Behandlung denken: es muß jedoch bei Handlung und Behandlung schwer gewesen seyn, sich der vergesellschafteten Vorstellung, wenn auch nicht gerade der mitwirkenden Hand, doch einer äußern mechanischen Thätigkeit zu entwöhnen, und zwar schwer, nicht blos der langen Gewohnheit oder Angewöhnung wegen, sondern weil eine Art von innerer Nöthigung zu dieser Vergesellschaftung vorhanden ist. Je genauer man nämlich das Wesen des Handelns untersucht, desto mehr überzeugt man sich, daß es etwas dem Menschen ganz Eigenthümliches ist. Der Mensch kann nur ein Kunstgeschöpf im höhern Sinne seyn, weil er ein handelndes Wesen ist; zur Ausführung der meisten seiner Künste muß er sich aber der Hand, als des hauptsächlichsten äußern menschlichen Kunstorgans bedienen. Man stößt nun aber auf den Unterschied zwischen Handwerk und Kunstwerk. In beiden vereinigt sich das Kennen mit dem Können, nur mit dem Unterschiede, daß in jenem mehr Hand-Fertigkeit, mechanische Geschicklichkeit, in diesem ein Übergewicht vorangehender Geistesthätigkeit sich zu erkennen gibt. Dabei bleibt jedoch die äußere mechanische Thätigkeit gleich nöthig, denn es soll ja ebenfalls ein Werk hervorgebracht werden. Und so hat denn auch jede schöne Kunst ihren mechanischen Theil, ihr Handwerk. In so fern also hier nothwendig an die Kunst gedacht werden muß, konte man bei der Handlung das Äußere von dem Innern gewiß nur mit Mühe abgesondert denken. Bei Behandlung springt jener natürliche Zusammenhang noch mehr in die Augen, indem es nicht möglich ist, den Nebenbegrif des Kunstmäßigen von ihr zu trennen. Der Begrif der Behandlung ist ein ganz eigenthümlicher Kunstbegrif: wo keine Kunst ist, da ist auch keine Behandlung. Nun hat man zwar Künste des Geistes und Künste der Hand seit langer Zeit unterschieden, allein es ist noch nicht lange her, daß man auch in den schönen Künsten aufgehört hat, weniger ihre Werke ins Auge zu fassen, als deren Hervorbringung, weniger das Äußere als das Innere, und so war es denn sehr natürlich, auch in dieser Beziehung bei Behandlung nur an die technische Ausführung (le Faire, Maniement) zu denken. Wenn man aber bis auf die neueste Zeit den Begrif der Behandlung auf die Ausübung der bildenden Künste beschränkte, so liegt der Grund in dem angegebenen Zusammenhange des innern Kunstvermögens hier ganz vorzüglich mit der Hand.

Göthe war der Erste, welcher den Begrif der Behandlung in dieser besondern Kunstsphäre weiter und richtiger faßte. „Ist", sagt er, „der Gegenstand glücklich gefunden oder erfunden, dann trit die Behandlung ein, die wir in die geistige, sinnliche und mechanische eintheilen möchten. Die geistige arbeitet den Gegenstand in seinem innern Zusammenhange aus, sie findet die untergeordneten Motive: und wenn sich bei der Wahl des Gegenstandes überhaupt die Tiefe des künstlerischen Genies beurtheilen läßt; so kann man in der Entdeckung der Motive seine Breite, seinen Reichthum, seine Fülle und Liebenswürdigkeit erkennen. Die sinnliche Behandlung würden wir diejenige nennen, wodurch das Werk durchaus dem Sinne faßlich, angenehm, erfreulich und durch einen milden Reiz unentbehrlich wird. Die mechanische zuletzt wäre diejenige, die durch irgend ein körperliches Organ auf bestimte Stoffe wirkt, und so der Arbeit ihr Daseyn, ihre Wirklichkeit verschafft". (Propyläen Vorr. S. XIX. fg.)

Man sieht leicht, daß nun der Begrif der Behandlung anwendbar auf jede schöne Kunst, ja überhaupt auf alle Künste wird, und wir wollen von allen die höchste, die Kunst der Geistes- und Menschenbildung, auf welche in dieser Hinsicht zuerst Schiller aufmerksam gemacht hat, nicht ausnehmen. Von allem diesem jedoch in andern Artikeln, denen der gegenwärtige nur vorarbeiten sollte. (*Gruber.*)

BEHANG (der) *), Weidmännische Benennung der Ohren bei sämtlichen Jagd-Hunden. Demnach sagt auch der Jäger: Der Hund ist gut, oder schlecht, behangen, wenn er andeuten will, daß die Ohren desselben so oder nicht so gestaltet oder gestellt sind, wie es der Jäger bei den verschiedenen Jagd-Hundsracen fodert, wenn er sie für rein erkennen soll. — Beim Leithunde werden auch die bei diesen Racen weiter als bei andern an den Seiten herabhängenden Oberlefzen mit unter dem Ausdruck Behang, begriffen. (*a. d. Winckell.*)

BEHANGEN, heißen solche Pferde, welche am ganzen Unterschenkel viele grobe und lange Haare haben. Sie sind meistens von gemeiner Ablunft, und haben viele Anlage zu wässerichten Geschwülsten und zur Mauke. (*Greve.*)

BEHARI, ein türkischer Dichter aus Firhala (Triccala) in Rumili, starb, nachdem er Chodscha, d. i. Lehrer verschiedener Pascha's gewesen, als Richter von Adrianopel im J. d. H. 958 (1549) in einem Alter von 70 Jahren. Die Samlung seiner Gaselen ist sehr geschätzt. (Latifi Biographien türkischer Dichter. (*v. Hammer.*)

Beharistan, s. Dschami.

BEHARREN heißet: fest wobei bleiben. Dies schließet ein, daß Etwas dem Bleiben entgegen wirke. Denn sonst kann keine Festigkeit dabei sich offenbaren. Von demjenigen, der ins Schauspiel geht, und, weil das Stück ihn anzieht, bis zu Ende da bleibt, läßt sich nicht sagen, daß er daselbst beharre. Es ist Nichts vorhanden, was ihn wegzugehen treibt oder reizt. Zu

*) Sonst pflegten die Jäger zu sagen: das Behänge; weil aber diese an sich schlechtteutsche Benennung noch dazu mit der: Das Behängen (s. Leithund) leicht verwechselt werden kann, so ist neuerlich die obige Benennung mit Recht an die Stelle der sonstigen getreten.

seinem Bleiben gehört also gar keine Festigkeit. Dagegen beharren wir bei einer Sache 1) sofern wir dabei bleiben, ungeachtet merkliche Hindernisse und Schwierigkeiten dabei zu überwinden sind. Denn alsdann gehört Festigkeit dazu, sich hiedurch nicht abschrecken zu lassen. Hiebei kann übrigens die Sache selbst uns angenehm seyn. So beharren wir dabei, eine auf den nächsten Tag beschlossene Lustreise auszuführen, wenn wir dabei bleiben, ungeachtet Wetter und Weg sehr schlecht geworden sind, und ein unvermuthetes Geschäft vorgefallen ist, was uns nöthigt, die ganze Nacht angestrengt zu arbeiten, um es vorher zu vollenden. — Die Schwierigkeiten aber, welche zu überwinden sind, brauchen dem Beharrenden nicht gerade von außen zu kommen; sie können auch in ihm selbst liegen. So bei demjenigen, der seinen Fleiß in der Größenlehre mit Festigkeit fortsetzt, ungeachtet eine ungezügelte Einbildungskraft es ihm besonders erschwert, die abgezogenen Begriffe dieser Wissenschaft und ihren Zusammenhang sich deutlich zu machen. Eben so bei demjenigen, der an einer Hofnung fest hält, ungeachtet ihre Erfüllung so lange verzieht, daß es sehr schwer ist, nicht ungeduldig zu werden, den Muth nicht zu verlieren und die Hofnung nicht aufzugeben. So harret das fromme Gemüth auf die Hilfe Gottes, wenn sie auch noch so lange ausbleibt. 2) Ferner, beharren wir bei einer Sache, sofern wir aus irgend einem Grunde fest dabei bleiben, ungeachtet die Sache selbst uns unangenehm ist. Denn auch alsdann wird hiezu Festigkeit erfodert. So beharret der Fleißige bei einer sauern Arbeit, die er für nöthig hält, sich und den Seinigen hinreichenden Unterhalt zu verdienen. 3) Endlich kann es auch seyn, daß dasjenige, wobei wir beharren, an sich betrachtet, uns gleichgiltig ist, und nur durch lange Dauer dergestalt ermüdet, daß es schwer wird, sich der Ungeduld zu erwehren, und die unruhige Begierde nach Beendigung zu besiegen. Es gehört Beharrlichkeit dazu, eine sehr weitläufige und durchweg einförmige Rechnung auszuführen.

Übrigens kann das, wobei wir beharren, auch eine bloße Vorstellung seyn. Denn offenbar beharren wir bei einer Vorstellung, die wir haben, wenn wir dieselbe nicht aufgeben, sondern sie für wahr zu halten fortfahren, ungeachtet klare und starke, wol gar völlig hinreichende Gründe dagegen hervor treten. Diejenigen, welche die Meinung, daß die Sonne täglich um die Erde laufe, nicht aufgeben wollten, nachdem man ihnen die einleuchtendsten Gründe dagegen entwickelt hatte, beharreten bei ihrer falschen Vorstellung.

Auf Gegenstände der äußern Natur hat man den Begrif des Beharrens vornehmlich auf doppelte Art angewendet. Man hat 1) dasjenige, was einer Erscheinung zum Grunde liegt, und was bleibt und fortdauert, indeß die Erscheinung selbst beständig im Flusse — im Entstehen und Vergehen — begriffen ist, das Beharrende oder Beharrliche genant. Denn man hat sich dasselbe als etwas Festes, dem Wechsel und Untergange Widerstehendes gedacht. 2) Ist Beharrungsstand diejenige Ruhe genant worden, worin Körper und insonderheit eigentlich sogenante Maschinen verbleiben, wenn sie von entgegengesetzten Kräften, die einander das Gleichgewicht halten, getrieben werden. Diese Anwendung des Begriffes beruhet freilich auf einem bloßen Scheine; auf der Vorstellung nämlich, als wenn ein solcher Körper den besagten Kräften, deren jede freilich ihn in Bewegung zu setzen strebt, Widerstand leiste, und mit Festigkeit seine Ruhe gegen sie behaupte. In der That aber bedarf er hierzu gar keiner Festigkeit. Denn die Kräfte selbst streiten gegen einander, und eine hebt die Wirkung der andern auf.

An einem sittlichen Wesen ist die Beharrlichkeit, als bloße Naturgabe betrachtet, eine glückliche Eigenschaft. Denn sie setzet einen festen, kräftigen Willen voraus. Die Anwendung, welche die Freiheit davon macht, kann gut und böse seyn; was dieselbe mit allen, auch den besten Naturanlagen gemein hat. Der Mensch kann beharrlich seyn im Bösen, wie im Guten. (*Maass.*)

BEHAUPTEN. Der Ausdruck Behaupten stammet nicht von Haupt ab, woraus auch seine Bedeutung nur höchst gezwungen erklärt werden könte, sondern ist, wie Adelung gezeigt hat, aus Behaben entstanden, und eine Verstärkungsform hievon. Daher bedeutet behaupten eigentlich: fest, fortdauernd haben; auf ähnliche Art, wie z. B. bestehen: fest, fortdauernd stehen, ausdrückt. Wenn Jemand ein Landgut, das er zu theuer und mit erborgtem Gelde gekauft hat, nicht behaupten kann; so heißt das: er kann dasselbe nicht länger haben oder behalten, sondern muß es aus Noth wieder weggeben! Insonderheit behauptet man das, was man gegen Angriffe fest hält. Ein Feldherr behauptet die Anhöhen, die er inne hat, indem er die Angriffe der Feinde, die ihn von da vertreiben wollen, zurück schlägt. In Bezug auf ausgedruckte Gedanken mag man daher behaupten zuerst von demjenigen gesagt haben, der einen aufgestellten Satz gegen Angriffe eines Gegners so vertheidigte, daß er denselben nicht aufgab, sondern (mit Recht oder mit Unrecht) fest dabei blieb. In der Folge erweiterte man den Begrif, wie in tausend andern Fällen geschehen ist, und nante jeden als wahr und gewiß aufgestellten, (wenn auch nicht gerade gegen Angriffe durchgesetzten) Satz eine Behauptung. So wird der Ausdruck auch jetzt genommen. Behaupten heißt: für wahr und gewiß ausgeben. Sätze also, welche so aufgestellt werden, daß ihre Wahrheit dahin gestellt bleibt, sind keine Behauptungen. Wer uns sagt: wenn der Mond Gewässer hat, so hat er einen Dunstkreis, der behauptet dadurch nicht, daß der Mond Gewässer habe, und eben so wenig, daß derselbe einen Dunstkreis habe. Er behauptet aber, daß das Letztre aus dem Erstern folge. Denn dies gibt er durch seine Aussage für wahr und gewiß aus.

Man behauptet, daß ein Redner, und sogar ein abhandelnder Schriftsteller, der Alles, was er zu sagen hat, dreist und keck behauptet, viel leichter Eingang und Beistimmung finde, als ein solcher, der Alles in dem Tone des Zweifels und der schüchternen Bescheidenheit vorträgt. In der That verhält es sich auch so, und die Selenkunde kann es leicht erklären. Es liegt darin aber einer von den Gründen, warum nicht allein der wahr=

haft große Kopf, der ein neues Lehrgebäude in dreisten Zügen und sichern festen Umrissen darstellt, sondern auch der armseligste Schwärmer, wenn er nur seine Träume als untrügliche höhere Eingebungen verkündigt, so leicht einen großen Anhang bekomt. (*Maass.*)

BEHDUROO, ein hinduisches Fürstenthum im Kuhistan von Lahore, im N. von Cangra, von einem Raja beherrscht, der ein Rajpoot und wahrscheinlich ein Vasall der Sikhs ist. Sein Land ist jedoch fast ganz unbekant, auch nur von unbedeutendem Umfange. (***Hassel.***)

Behen-Nüsse, s. Hyperanthera.

Behen-Öl, s. Balanae myristicae.

BEHESNI, (بهسني), ein zur Statthalterschaft von Meraasch gehöriger, auf der Straße nach Kaisarije gelegener Distrikt, 2 Tagereisen nördlich von Aintab, reich an Gärten und Dörfern. (Dschihannüma Seite 599.) (*v. Hammer.*)

BEHEMOTH. Der Elephant — in der prachtvollen Schilderung bei Hiob XL. 15-24 — gleichsam das Thier (etymologisch) vorzugsweise, nach V. 19: „Er ist der Geschöpfe Stolz, seines Schöpfers Erstling!" So nahmen schon die LXX. und der Chaldäer den Ausdruck V. 5. richtig: Siehe das Thier! — So weit ist nichts Besonderes zu bemerken. Aber Behemoth und Leviathan, — das Krokodil — der neben jenem in diesem dichterischen Gemälde der Größe Gottes vorkomt (V. 25-32.), haben durch die fanatischen Träumereien der Talmudisten und Rabbinen über diese Stelle, in der Geschichte des Aberglaubens und der menschlichen Narrheiten eine gewisse historische Wichtigkeit erhalten. — „Wenn der Messias", sagt Corrodi in s. Geschichte des Chiliasmus Th. I. S. 329, „die Juden zur Ruhe gebracht haben wird, und kein Feind mehr auf der Erde da ist, an dem sie ihre Rache fühlen könten, so wird er ihnen ein prächtiges Gastmahl geben, dergleichen kein Fürst je gegeben hat, dessen Gerichte uns beim Anhören ihrer Beschreibung ein Erstaunen abnöthigen, dem nichts gleich komt, als der Appetit, den die Juden dabei haben, sie zu verzehren. Es ist hier unmöglich ernsthaft zu bleiben, da dies Gastmahl vielleicht die ungeheuerste Narrheit ist, die ein menschliches Gehirn jemals ausgebrütet hat". Die beiden Hauptgerichte bei diesem erstaunlichen Gastmahl sind — der Behemoth und der Leviathan. Dies Gastmahl begreift die Freuden in sich, zu deren Genuß die Juden im Reiche des Messias gelangen, und gibt ihnen einen Vorgeschmack von den Gütern, die ihrer dort warten. Der Ort, wo es angestellt wird, ist das Paradies. Die Gäste sind das Volk des Eigenthums, alle frommen Juden und auferstandenen Gerechte. Mose wird vorlegen. Die Freude wird groß seyn. Die Lehre von diesem abenteuerlichen Mahle ist mehr oder weniger mit dem ganzen jüdischen neuern Glaubenssystem verwebt, so daß sie unter dieser Idee nicht selten die Glückseligkeit des künftigen Sekulums überhaupt begreifen, und eine Eidesformel unter sich haben, die so lautet: Möge ich nicht von dem großen Ochsen, dem Behemoth essen! (S. Buxtorf's Lexicon Talmudico-Rabbinicum s. v. בר).

Doch um wieder auf den Behemoth oder großen Ochsen, als das erste Gericht bei diesem Mahle zu kommen; so erzählen die Juden folgendes von ihm: Der hochgelobte Gott hat diesen großen Ochsen am fünften Tage der Weltschöpfung geschaffen, und zwar ein Männchen und ein Weibchen. Er hat aber, als er einsah, daß beide Thiere die ganze Erde verwüsten würden, wenn sie sich vermehrten, das Männchen castrirt. (Vergl. R. Jehuda in dem Talmudischen Tractat Baba Bathra, der so reich an Albernheiten ist, wo dies ausdrücklich steht, und zwar zur Erklärung von 1 Mos. I. 21. Buxtorf's Syn. jud. Cap. L.) R. Jehuda behauptet das Nämliche auch vom Männchen des Leviathans. Das Weibchen vom Leviathan hat der hochgelobte Gott gar geschlachtet, und für den Tag des Trostes in der künftigen Zeit — eingesalzen. Auch dies steht ausdrücklich in diesem Tractat. (S. Leviathan). Was aus dem Behemoth-Weibchen geworden ist, ist nicht so deutlich bestimt, es wird blos von ihm gesagt, Gott habe es für die Gerechten aufbewahrt. (Vergl. auch Targum Jonathan bei 1 Mos. I. 21. und Jarchi über Psalm 50, 10.) Zu seiner Fütterung hat der Behemoth tausend Berge erhalten, die er täglich rein abweidet, das Gras wächst aber jede Nacht wieder so groß, wie vorher. — Auch dies komt in dem eben angeführten Talmudischen Tractate vor, und auch mehre spätere Rabbiner reden davon. Auch in der sogenanten Apokalypse des Esras wird des Behemoths und der tausend Berge, die er täglich abfrißt, gedacht: — Und du gabst dem Behemoth seinen Theil, der am dritten Tage trocken geworden, daß er darin wohne, in welchem tausend Berge sind etc. — Zuletzt, heißt es Targum Jonathan über 4 Mos. XXVI. 44. (vergl. Wetstein bei Apok. XX. 9.), wann Gog und Magog und alle Feinde besiegt sind, werden alle Todte Israels leben, und vom Ochsen essen, der ihnen vom Anfange zubereitet ist, (im Targum Jonathan heißt's bei 1 Mos. I. 21.: der ihnen bereitet ist auf den Tag des Trosts!) und — den Lohn ihrer Werke empfangen. —

Es ist wahr, einige vernünftige Rabbiner haben behauptet, die Aggadoth vom Behemoth, Leviathan und dgl. seyen parabolisch und allegorisch zu nehmen. Dagegen protestiren aber Andere ausdrücklich. Rabbi Bechai z. B. führt aus dem Buche עדוד החיים namentlich in Betref des großen Gastmahls im Reiche des Messias Folgendes an: „Es sey ferne, daß wir behaupten sollten, diese Dinge seyen parabolisch oder allegorisch zu verstehen, man muß sie buchstäblich nehmen. Wenn also z. B. unsere Lehrer gottseligen Andenkens vom Fleisch des Behemoths oder Leviathans geredet haben, so müssen wir nicht sagen, daß sie allegorisch, sondern daß sie buchstäblich geredet haben; so wenn sie versichern, daß Gott den Gerechten eine Hütte aus der Haut des Leviathans bauen werde, so muß das vom wirklichen Fleisch des Leviathans verstanden werden u. s. f. Denn die Wohnungen der Gerechten werden mit der wirklichen Haut des Leviathans ausgeschmückt werden."

Sonst komt in den verschiedenen Dämonologien Behemoth auch als der Name eines besondern Dämons oder Teufels vor, ja mehre ältere (nicht jüdische blos, sondern auch christliche) Ausleger haben den Satan selbst daraus gemacht. (Siehe Dämon und Höllengeister.) (*G. C. Horst.*)

BEHLRIET, (auch Behlritt oder Belriet, in Urkunden Belliriad und Belnriod), ein Pfarrkirchdorf, größtentheils am linken Ufer der Werra, im S. Meining. Amte Maßfeld, eine kleine Meile südöstlich von Meiningen, mit einer Försterei, einer Zoll- und Geleitseinnahme, 2 Mühlen und 59 Häusern, mit 300 Einw. und einem Rittergut, auf einem eine herrliche Aussicht ins Werrathal gewährenden Hügel, welches Sitz und Stimme auf den Landtagen hat, und zu welchem der Hofteich, ein auf dem Berge zwischen Behlriet und Rohra liegender Hof gehört, der bedeutender, als das Behlrieter Gut selbst ist. Der Sage nach soll in alten Zeiten auf diesem Hügel eine Bildsäule des Bels gestanden haben, von welcher nachher der Ort den Namen erhalten *). Er gehört unter die ältesten Kirchorte der Gegend, und hatte schon im 10. Jahrh. eine Kapelle. Beim nahgelegenen Dorfe Einhausen, das mit 258 Einw. zum Behlrieter Kirchspiel gehört, führt eine steinerne Brücke über die Werra, welche daselbst die Hasel aufnimt. Von der alten Burg Behlriet, die K. Heinrich I. zu einem Schutzort gegen die eingefallenen Ungern erbaute, ist keine Spur mehr vorhanden. Die wenigen Ruinen, die man noch sieht, sind Überreste einer später erbauten, im Bauernkriege zerstörten Burg. (*G. Emmrich.*)

BEHMER (Friedrich Ehrenreich), Königl. Preuß. Tribunals- und Oberappellationsrath, wie auch Direct. des Revisionscollegiums zu Berlin, wo er 1721 geboren wurde, späterhin als russ. kais. Vice-Präsident des Liefländischen und Finländischen Justizcollegiums nach St. Petersburg, zur Ausarbeitung eines Gesetzbuches und Einrichtung der Justiz berufen, und dort am 26. April 1776 gestorben; hat sich in mehren Fächern der Rechtskunde ausgezeichnet. Sehr früh wurde er vom preuß. Hofe zur Ausarbeitung von Statsschriften gebraucht; 1744 lieferte er für denselben vindicias suprematus in Silesia borussici, die handschriftlich im königl. Archive verwahrt werden, und später (1752) Deductionen gegen England's an preußischen Schiffen 1744—48 verübten Räubereien. Sein Hauptwerk war aber ein Novum jus controversum, (Lemgo 1771. 2 T. 4.), 151 Fälle aus allen Theilen des Rechts, doch besonders dem Civilrechte enthaltend. In der Vorrede zu diesem Werke hat er selbst von seinen Verdiensten gesprochen †). (*H.*)

BEHÖRDE, oberteutsch Behör, wird jedes Glied für den Betrieb des öffentlichen Dienstes, sowol für die Rechtspflege, als für die Verwaltung genant. Sie setzt nicht blos einen öffentlichen Dienst, sondern auch statsrechtliche Befugniß zur bürgerlichen Wirksamkeit voraus, wenn ihre Einsetzung, wie z. B. bei den Bischöfen, auch von dem State unabhängig seyn sollte. Daher können Körperschaften nur dann Behörden haben, wenn sie selbst anerkant sind. Die Statsbehörden selbst gehen nur aus der gesetzgebenden Gewalt hervor, weil sie das Gliederwerk sind, wodurch die Verwaltung in Bewegung und Wirksamkeit gesetzt wird, und weil die Verwaltung selbst ein Erzeugniß der Gesetzgebung ist. Sie theilen sich aber in verfassungsmäßige Behörden, welche durch Landesgesetze begründet, und also nur durch diese wieder aufgehoben werden, und in Behörden, welche durch Verordnungen begründet worden, wie dieses z. B. auch bei dem jetzigen französischen Statsrath der Fall ist. Das Recht Behörden durch Verordnungen einzusetzen, in so fern verfassungsmäßige Behörden fehlen, kann nicht zweifelhaft seyn, da die Verwaltung selbst fehlt, wo die Behörden ihr fehlen; und für neue Verwaltungen ist es vortheilhaft, die Behörden erst versuchsweise durch Verordnungen einzurichten, weil sie sich dann noch leichter ändern lassen, als nach ihrer Gestaltung durch Landesgesetze. Geheime Behörden kent das Statsrecht nicht; die Wirklichkeit dagegen in doppelter Art; entweder mehr oder weniger der Inquisition zu Venedig ähnlich, die Daru in der histoire de Venise, nach Urkunden beschrieben hat, oder wider die Statsverwaltung selbst gerichtet, wie dergleichen den Jesuiten bei ihrer Aufhebung *) vorgeworfen, und neuerdings in der französ. Ständeversamlung unter dem Namen geheime Regirung zur Sprache gebracht wurde. Wenn sich geheimen Ausforschungen die statsrechtliche Duldung nicht versagen läßt, so fand man es doch unrecht, daß Luden in der Statslehre davon handelte, weil die Duldung sich blos auf den Gebrauch von Ausspähern bezieht, welche das Geschäft ihrerseits auf eigene Gefahr treiben, und weil der Gebrauch selbst wol entschuldigt, aber nicht gerechtfertigt werden kann **).

Die wichtigste Frage ist: wie die Statsbehörden samt und sonders am zweckmäßigsten gestaltet, zusammengesetzt und geordnet werden? die wissenschaftliche Untersuchung darüber ist noch nicht geschlossen, und ihr Schluß kann am wenigsten in der jetzigen Zeit erwartet werden, worin der leidenschaftlichste Streit über die Vorfrage besteht: ob das gemeinheitliche oder einheitliche Verwaltungswesen vorherrschen soll, und worin bei der Ausführung das Gemeinheitliche zurück in den alten Hader vereinzelter Körperschaften zu fallen, das Einheitliche seinerseits in Ohnmacht und Auflösung zu sinken droht. Nach dem gemeinheitlichen Verwaltungswesen werden die Statsbehörden möglichst vereinfacht, die Sachen größtentheils an die Gemeinen, die Kreis- und Landschaftsräthe und Ständeversamlungen gebracht; nach dem einheitlichen Verwaltungswesen werden die Statsbehörden auf die Gemeinsachen ausgedehnt, die Geschäfte von Einer streng verantwortlichen Hand in die andere gegeben, und sämtlich von oben herab mit durchgreifender Entschei-

*) Vgl. Bel und Belsen.

†) Vgl. Meusels Lex. verst. Schriftst. und die dort angeführten Quellen.

*) Martens recueil de traités. II. 231. Flassan hist. de la diplom. fr. VII. 101. schwächt die Meinung, daß Clemens XIV. aus eigenem Haß wider die Jesuiten die Aufhebung vollzogen habe. **) Der wackere Hugo van Groot sagt schon: Quod si qui reperiuntur qui tali opera oblata uti noluerint, id ad animi celsitudinem et virium apertarum fiduciam, non ad justi injustive opinionem referendum est. De jure b. et p. III. 4. 18. 3.

dung geleitet. Hierauf beziehen sich die Benennungen: Municipal= und hierarchische Systeme, collegialisches und bureaukratisches Verfahren, Provinzialsystem und Centralisirung, und noch viel barbarisches mehr. Einverstanden ist man bei der Behördenordnung über Weniges; wenn man die Einheit und Verantwortlichkeit des Geheimen Raths als nothwendig anerkent, so hat man über die Anzahl der Minister und über Mitglieder des Geheimenraths ohne Geschäftsverwaltung verschiedene Meinung, ebenso über einen Statsrath neben dem Geheimenrath, und als ein solcher in einem größern teutschen Lande schon angeordnet war, kam er doch nicht in Thätigkeit. Man ist einig über die Trennung der Gerichtsbehörden von den Verwaltungsbehörden, aber uneinig, ob und welche der Letztern in jeder Landschaft eine Rathsbehörde mit oder ohne Hauptkasse bilden sollen; und als eben in Wirtemberg Regirungen angeordnet waren, trugen die Stände auf ihre Aufhebung an. Durch nichts gerieth aber so viel Leidenschaftliches in die Untersuchung, als durch den französischen Gesetzentwurf von 1821 über die Gemeineordnung ***). In der That komt zuletzt auf die Gemeineverwaltung am meisten an, auf deren Einrichtung auch Kaiser Joseph II. seine bewährteste Sorgfalt verwandt hat. Die Schrift hierüber von dem Grafen Barth v. Barthenheim darf mit Zuversicht empfohlen werden †). (*v. Bosse.*)

BEHR (Georg Heinrich), ein rühmlich bekanter Arzt, geb. d. 16. Octob. 1708 zu Strasburg, wo sein Vater, Georg Adam Schmidt, sonst Behr genant, aus Schleitz im Voigtlande gebürtig, ein geschickter Wundarzt und Operateur war, der aber eilf Wochen vor der Geburt seines Sohnes starb. Dieser letztere studirte Medicin und Chirurgie in seiner Vaterstadt und zu Leiden, wo Boerhaave und Albin seine Lehrer waren, besuchte auch einige teutsche Universitäten, und kehrte 1731 nach Strasburg zurück, wo er mit Beifall lehrte und practizirte. In den Jahren 1734 und 1744 war er Hilfsmedikus in dem königl. französ. Hospitale zu Strasburg, 1738 erhielt er den Charakter eines Hohenlohe-Waldenburgischen Raths und Leibarztes, 1743 wurde er Präsident der teutschen Gesellschaft zu Strasburg, 1751 Beisitzer des kleinen Raths, auch Polizeirichter, und starb den 9. Mai 1761. Unter seinen zahlreichen Schriften sind die bedeutendsten: Physiologia medica, oder richtige und umständliche Beschreibung des menschlichen Leibes. Strasb. 1736. 4. Lexicon physico-chymico-medicum reale. Ib. 1738. 4. Fundamenta medicinae anatomico-physiologica. Ib. um 1740. 4. Medicina consultatoria, oder Samlung einiger schweren und seltenen Zufälle. Augsb. 1751. 4. Als Mitglied der kaiserl. Akademie der Naturforscher, lieferte er viele Abhandlungen zu den Actis Acad. Caes. Curios., und hatte auch Antheil an dem Commercio lit. Norib. Das Strasburger Münster= und Thurmbüchlein, welches er 1746. 8. mit 9 Kupf. herausgab, ist vollständig und genau abgefaßt *). (*Baur.*)

BEHRAM, بهرام, ein persisches Wort, welches den Planeten Mars bezeichnet, und daher auch der Name eines der vornehmsten Izeds, oder Schutzgötter in der alten persischen Religion ist. Er heißt im Zend Avesta: der Siegesheld, der lebendigste der himlischen Izeds, der Ormuzdgeschaffene Leib des Windes, der sehr glänzende, sehr reine und sehr wohlthätige, der Quell der Gesundheit, der Zertrümmerer der Übelthäter, Menschenteufel und Zauberer. Er erscheint bald in der glänzenden, lichtweißen Gestalt eines reinen Jünglinges von funfzehn Jahren, bald in der Gestalt eines Rosses mit goldenen Öhren und goldenem Schweife, bald in der Gestalt anderer Thiere und Vögel [1]).

Behram ist ferner der Name vieler persischer Fürsten, Helden und Dichter, und komt als solcher bei den Griechen und Römern in der Form: Varanes, und Vararanes vor. In der Reihe der Aschkanier, oder Arsaciden, von deren Schicksalen sich bei den morgenländischen Geschichtsschreibern nur höchst unvollkommene Nachrichten erhalten haben, führt nach einigen Verzeichnissen der vierte König den Namen Behram Sohn des Schapur, und es wird ihm eine funfzehnjährige Regirung beigelegt [2]).

Bekanter sind folgende Könige des Namens Behram aus dem Geschlechte der Sassaniden:

1) Behram, Sohn des Hormisd, oder Varanes 1., vierter Sassanidischer König, regirte J. Chr. 273—76. Die morgenländischen Geschichtschreiber rühmen ihn wegen besondrer Milde und Wohlthätigkeit, und geben ihm daher den Beinamen Schahindeh شاهنده, der redliche. Unter ihm soll der Irrlehrer Mani, oder Manes, aus Indien nach Persien zurückgekehrt seyn, und neue Unruhen dort gestiftet haben. Er ward auf Befehl des Königs ergriffen, und lebendig geschunden, wofür ein Anhänger des Mani alsdann den König ermordete.

2) Behram, Sohn des Behram, nämlich des vorhergehenden, Vararanes 2., regirte J. Chr. 276—93. Durch Übermuth und Grausamkeit entfernte er die Gemüther der Vornehmen von sich, und innere Unruhen brachen in dem Reiche aus, während die Römer es von der andern Seite hart bedrängten. Der plötzliche Tod des Imperators Aurelius Carus befreite den Behram von einem gefährlichen Feinde, und er soll gegen das Ende seiner Regirung eines bessern Betragens sich beflissen haben.

3) Behram Behramian, d. i. Behram, Abkömling zweier Behrame, Sohn und Nachfolger des vorhergehenden, Vararanes 3., regirte J. Chr. 293, nach Bericht der morgenländischen Geschichtschreiber, nur einige Monate. Da er bei seines Vaters Lebzeiten die Land=

***) Vgl. die erste Schrift von Lanjuinais, die reichhaltigste von Guizot. †) Als die neueste allgemeine Schrift ist anzuführen: der Organismus der Behörden für die Statsverwaltung mit Andeutungen von Formen für die Geschäftsbehandlung, von Malchus.

*) Börner's Nachrichten von Ärzten, 2. Bd. 19—61. Biogr. univ. T. IV. Meusels Lex. d. verst. Schriftst. 1. Bd.

1) Kleuker Zend Avesta; Th. 2. S. 271 ff. Rhode heilige Sage der alten Meder, Baktrer und Perser. 2) Kleuker Zend Avesta; Th. 3. S. 120.

schaft Sedscheſtan verwaltet hatte, so führt er auch den Namen Sedscheſtan=schah oder Sedscheſtankönig.

4) Behram, Sohn des Schapur dſul aktâf, oder Vararanes 4., zwölfter Sassanidischer König, regirte J. Chr. 389—99. Da er während der Regirung seines Vaters, und seines Bruders, die Landschaft Kerman verwaltet hatte, so führt er auch den Beinamen Kerman=schah, und soll die Stadt dieses Namens in Persien gegründet haben. Er war eines nachsichtigen Charakters, und eine gefährliche Verschwörung brach gegen ihn aus, in deren Bekämpfung er das Leben verlor.

5) Behram gûr, Sohn des Jesdegerd, oder Vararanes 5., vierzehnter Sassanidischer König, regirte J. Chr. 420—440. Er ward am Hofe des arabischen Königs von Hira, welcher vom persischen Reiche einigermaßen abhängig war, erzogen, und in allen kriegerischen Künsten geübt. Als sein Vater gestorben, wollte ein persischer Großer, Namens Chosru, sich des Thrones bemächtigen; aber Behram, von den Arabern unterstützt, überwältigte den Usurpator, und übernahm die Regirung. Er führte glückliche Kriege gegen die Tataren, und gegen die Römer, und erwarb sich den Ruf einer außerordentlichen Tapferkeit. Zufolge der Überlieferung der Morgenländer zog er auch nach Indien, überwand dort einen brünstigen Elephanten, und heirathete die Tochter eines indischen Fürsten. Sein persischer Beiname: Gûr, گور, bedeutet: wilder Esel, onager, und einige morgenländische Geschichtschreiber sagen, er habe ihn erhalten, weil er die Jagd dieser Thiere vorzüglich geliebt habe; auch soll er durch eines derselben auf der Jagd das Leben verloren haben. Vielleicht aber bezeichnet jener Beiname nur die Kühnheit und Tapferkeit Behrams. Dieser König war, wie Dewletschah in seiner Geschichte der persischen Dichter sagt, der erste, welcher in Gemeinschaft mit seiner Geliebten Dilarâm Tschengi, neupersische Verse machte[3]). Auch arabische Verse soll er gemacht haben[4]). Die Abenteuer Behram Gurs sind der Gegenstand vieler romantischer Dichtungen der Perser[5]).

Die Römer zählen auch noch einen Vararanes 6., der aber bei den Persern nicht Behram, sondern Jesdegerd, Sohn des Behram heißt, und J. Chr. 440—457 regirte.

Behram Tschubin, war Feldherr des Sassanidischen Königs Hormisd 4., Sohn des Nuschirwan, J. Chr. 579—591, und zeichnete sich durch glänzende Siege über die Tataren aus. Dann aber empörte er sich gegen Hormisd, und führte in einigen Provinzen die Regirung, im Namen des Chosru Perwis, des Sohnes Hormisd 5. Daher nehmen ihn einige Geschichtschreiber auch in die Reihe der Sassanidischen Könige auf. Den Beinamen Tschubin چوبين, d. i. hölzern, oder stangenähnlich, soll er geführt haben, weil er sehr lang, hager und stark war. Chosru Perwis erkante ihn nicht an, sondern bekämpfte ihn, und nöthigte ihn endlich nach Turkestan zu entfliehen, wo er J. Chr. 590 getödtet ward[6]).

Behram schah, der zwölfte Sultan aus dem Geschlechte der Gasneviden, im östlichen Persien, regirte J. H. 512—548. J. Chr. 1118—1153. Er verdrängte, unterstützt durch die Seldschuken, seinen Bruder Arslan schah, vom Throne, und machte Eroberungen im nördlichen Indien. Das Geschlecht der Guriden, welches seine Abstammung von den alten persischen Königen herleitete, fing damals an, in der Nähe des Gasnevidischen Reiches sich festzusetzen, und führte schon mit Behram schah hartnäckige Kriege; aber erst unter dessen Nachfolger Chosru schah gelang es den Guriden, die Gasneviden gänzlich zu stürzen[7]). (*H.G.L.Kosegarten.*)

Behrend, s. Berent.

BEHRENS, heißen einige bemerkenswerthe Gelehrte, unter denen Konrad Barthold, geb. zu Hildesheim, den 26. Aug. 1660, zuerst anzuführen ist. Sein Vater, Andreas, war daselbst praktischer Arzt, und er selbst studirte die Arzneiwissenschaft zu Helmstädt, Strasburg und Leiden. Nachdem er 1685 die braunschweigischen Truppen als Feldarzt nach Ungern begleitet hatte, praktizirte er in seiner Vaterstadt, erhielt 1712 den Charakter eines Braunschweig=Lüneburgischen Leibarztes, und starb zu Hildesheim den 4. Octob. 1736. Er war seit 1695 ein Mitglied der kaiserl. Akademie der Naturforscher, und seit 1712 der königl. Societät der Wissenschaften zu Berlin, und machte sich nicht allein durch medizinische, sondern auch durch historisch=genealogische Schriften, das Haus Braunschweig betreffend, vortheilhaft bekant. Köhler nent ihn in der letzten Beziehung (im zweiten Theile von Imhofs Notitia procerum imperii p. 143.) virum in stemmatographiis principum, comitum et nobilium inferioris Saxoniae versatissimum, und Leibnitz, mit dem er in freundschaftlichen Verhältnissen stand, und dem er viele Beiträge zu seiner Ausgabe der Scriptorum Brunsvicensium mittheilte, rühmt ihn als insignem apud Hildesienses medicum et historiae nostratis peritissimum. Unter andern hat er das bekante Gedicht der Roswitha de constructione coenobii Gandersheim zuerst entdeckt. Von seinen Schriften sind zu bemerken: Selecta medica. Frcf. 1708. 8. Selecta diaetetica. Ib. 1710. 4. Gründlicher Bericht von der Natur Eigenschaft und dem wahren Ursprung der Pest. Braunschw. 1714. 4. Genealogische und historische Vorstellung des Ursprungs und Fortstammung einiger uralten hochadeligen Häuser, sonderlich des Steinbergischen. 1695. Hannover 1703. Fol. Zusätze dazu 1733. Fasti Carolini, in quibus vita Caroli M. ex Henr. Turkii Annalibus Westphal. excerpta est. Frcf. 1707. 4. Sehr viele adelige Geschlechtshistorien, wovon aber nur wenige gedruckt wurden, und Abhandlungen in den

3) *Wilken* Institut. ad fundam. ling. pers. p. 167. 4) *Schultens* Monumenta vetustiora Arab. 5) Hammer Geschichte der schönen Redekünste Persiens. S. 86. 114.

6) Über die Geschichte dieser Sassaniden sehe man vorzüglich: *Sylvestre de Sacy* mémoires sur diverses antiquités de la Perse, etc. Paris 1793. Richter historisch=kritischer Versuch über die Arsaciden= und Sassanidendynastie. Leipzig 1804. 7) *Mirchond* Rauset essafa. *Dow* history of Hindoostan.

Ephemerid. Acad. nat. curios. *). — Rudolph August B. (nicht sein Sohn, wie die Biogr. univ. sagt), der d. 12. Octob. 1747 als Braunschw. Hofrath und Leibarzt starb, schrieb: Examen aquarum mineralium Furstenau- et Vechteldensium. Helmst. 1724. 4.; teutsch, s. a. Braunschw. 4. Triga casuum memorabilium. Wolfenb. 1727. 4. De cerebri vulnere non semper et absolute lethali. Frcf. 1733. 4. Vorschläge wider die Viehseuche. Braunschw. 1746. 4. u. a. m.**) — Georg Henning B., geb. zu Goslar 1662, gest. als praktischer Arzt zu Nordhausen 1712, ist durch folgendes brauchbare Werk bekant geworden: Hercynia curiosa oder curieuser Harzwald, d. i. Verzeichniß und Beschreibung der curieusen Höhlen, Seen, Brunnen, Berge und vieler andern an und auf dem Harze vorhandenen Sachen; mit physikal. Anmerkungen. Nordhausen 1703; 1708 und 1717. 4. Englisch 1730. 8. ***). (*Baur.*)

Behut, s. Ihylum.

BEHUTSAMKEIT, Hüten, ehedem Vitan, Viten lautend, (Hauch- und Blaselaute sind öfters in einander übergegangen), bedeutet ursprünglich: sehen, und dann: gewahr werden, bemerken, wahrnehmen überhaupt (s. meine Schrift über sinnverwandte Wörter und Bewahren). Eine Sache behüten, bedeutet sonach zuerst: auf dieselbe sehen, und davon überhaupt: auf sie merken, Acht haben; insonderheit, um allen Schaden und Nachtheil von ihr abzuwenden. Hieraus und aus der schon anderwärts (s. Bedacht) angemerkten Bedeutung von Sam erhellet, daß behutsam derjenige sey, der gewohnt ist, auf Alles, was Schaden und Nachtheil bringen könte, sorgfältig zu achten, um es so viel als möglich abzuwenden.

Die Sittenlehre hat auszumachen, in wie weit und aus welchen Gründen es Pflicht sey, daß wir Behutsamkeit uns zu eigen zu machen streben. Von Natur aber sind schwache und furchtsame Gemüther mehr zur Behutsamkeit geneigt, als starke, kräftige Naturen, die voll Selbstvertrauen sind. Die Letztern sind weniger besorgt darum, daß ihnen kein Übel unerwartet komme; weil sie sich zureichender Kraft bewußt zu seyn glauben, es abwehren, oder ertragen zu können. Den Erstern fehlt dieses Selbstbewußtseyn. Daher mögen sie allen, auch den kleinen Übeln lieber ausweichen, und sind deshalb geneigt, auf Alles, was dergleichen bringen könte, sorgsam zu achten. (*Maass.*)

BEI, (BEY). Alle mit dieser Präposition verbundenen Wörter, die sich hier nicht finden, sind unter dem Hauptworte zu suchen. (*H.*)

BEICH (Joachim Franz), geb. zu Ravensburg in Schwaben 1665, gest. zu München 1748. Von seinem Vater, einem Geometer und Liebhaber der Malerei, in den Anfangsgründen unterrichtet, machte er bei großem Talent so schnelle Fortschritte, daß er schon als Jüngling bei seinem Aufenthalte zu München den Auftrag erhielt, die Schlacht zu malen, welcher der Kurfürst Maximilian in Ungern beigewohnt hatte *). Während der Abwesenheit des Kurfürsten, reiste Beich nach Italien, arbeitete in Livorno und Neapel, und erwarb sich den allgemeinen Ruf eines großen Landschaftmalers. Er scheint vorzüglich Caspar Poussin und Salvator Rosa studirt zu haben; wenigstens haben seine Werke viel von der Manier dieser beiden Meister. Seine frühere Manier ist etwas zu braun gehalten; in der zweiten nähert er sich mehr der Natur, in der letzten findet sich mehr Klarheit, doch ist die zweite dieser vorzuziehen. Die Zusammensetzung seiner Landschaften ist malerisch und reizend, und er erhöhte den Werth derselben durch einen freien und kecken Pinsel. Den gleichen Werth haben die Figuren, die er alle mit Geschmack zu beendigen wußte. Dieser Meister radirte auch in einem großen malerischen Geschmack vier Folgen von Landschaften **). Solimena hat mehre von seinen Landschaften kopirt. (*Weise.*)

BEICHLINGEN, Grafschaft im preußischen Regir. Bez. Merseburg, Kreis Eckartsberga, an der Lossa, die hinter Leubingen in die Unstrut fällt. Sie entstand, wie die übrigen Herrschaften in Thüringen, nach dem Verschwinden der thüringischen Gauen, um das J. 1091, wo das Schloß der Besitz eines besondern gräflichen Geschlechts wurde. Das Schloß Beichlingen, eines der ältesten Schlösser Thüringens, ward bald diesem, bald jenem Grafen zu Lehn gegeben, und 1065 vom Kaiser Heinrich IV. zerstört. Am mächtigsten war das Haus Beichlingen im 13. Jahrh., wo Graf Friedrich III. die ganze goldne Aue mit Kelbra und die Grafschaften Lora und Klettenberg erbte. Aber stete Fehden verminderten schon im 14. Jahrh. die Besitzungen dieses Geschlechts, die meistens an die Grafen von Hohenstein, Schwarzburg etc. kamen. Das Stamgut Beichlingen nebst Zubehör, so viel noch übrig war, verkaufte Graf Adam 1519 an Hans von Werthern, doch mit Vorbehalt des Obermarschallamts in Thüringen, und einiger Lehngüter der Grafschaft. Nachdem aber 1567 die Grafen von Beichlingen ausgestorben waren, erlangten 1633 die Herren von Werthern vom Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen die Belehnung mit den adeligen Vasallen der Grafschaft, die sich Graf Adam von Beichlingen beim Verkauf derselben vorbehalten hatte. Wegen dieser Untervasallen haben die Herren von Werthern hier einen Lehnhof mit einem Lehnsdirektor. Jetzt besteht die Herrschaft nur noch aus den Kirchdörfern Schloß Beichlingen, Altenbeichlingen, Schillingstädt, Hemmleben und Burgwenden, und zählte 1810. 955 Einw., die in ihrem fruchtbaren Boden außer Weizen, Getreide aller Art erbauen. Das alte verfallene Bergschloß und Stamhaus der Grafen von Beichlingen ist 1579 vom Grafen Wolfgang v. Werthern wieder erbaut worden; es liegt 1 M. östlich von Cölleda, und bei demselben ist das Dorf Beichlingen oder Schloß Beichlingen, zum Unterschied von Alt-

*) Göttens gel. Europa, 1. Th. 766. 3. Th. 795. Ein Verzeichniß seiner ungedruckten genealog. Saml. hat der Past. Behn in den Annal. Acad. Jul. Sem. III. mitgetheilt. **) Adelungs Zus. zum Jöcher. ***) Kestners medicin. gel. Lex. *Halleri* Bibl. botan. T. II. 71.

*) Dieses Gemälde ist gegenwärtig in Schleißheim. **) Siehe Hubers Handb. für Kunstl. Th. 2. S. 29. *Hagedorn* Lettre à un Amateur de la Peinture. p. 231.

beichlingen. Die Bibliothek im Schloß erkaufte Kurfürst August von Sachsen, nach dem Tode des Philipp v. Werthern. Übrigens besitzen die Grafen, Freiherren und Herren v. Werthern in der Gegend gemeinschaftlich oder getheilt, auch die Herrschaften Fronsdorf und Wiehe und mehre einzele Güter. (*Stein.*)

BEICHTE, von dem alten teutschen Worte Begicht, d. i. Bekentniß, ist der kirchliche Gebrauch, nach welchem der Christ vor dem Genusse des heiligen Abendmahls dem Geistlichen ein Bekentniß seiner Sünden ablegt, um von jenem die Absolution zu erhalten. Schon am Ende des dritten Jahrh. finden sich Spuren dieses Gebrauchs, der aus der schon früher üblichen Kirchenbuße hervorging. Die Ohrenbeichte, oder ein geheimes Bekentniß aller begangenen Sünden, das dem Priester, als Fürbitter bei Gott und als Vergeber der Sünden an Gottes Statt, abgelegt wurde, ist seit dem V. Jahrh. zu großer Vermehrung der Macht des Klerus, üblich geworden, aber erst auf der vierten Lateransynode 1215 von Innocenz III. zu einem Kirchengesetz erhoben. Durch den 21sten Canon dieser Synode ward verordnet, daß jeder erwachsene Christ jährlich wenigstens Einmal seinem Pfarrpriester, und nur mit dessen Erlaubniß irgend einem andern, ein geheimes Bekentniß aller seiner Sünden, eine Ohrenbeichte ablegen, und jede Ostern an der Kommunion Theil nehmen solle. Zugleich wurde aufs schärfste verboten, irgend etwas von dem, was die Beichtenden ausgesagt haben würden, zu entdecken. Die Reformatoren behaupteten zwar nicht, die von der katholischen Kirche angenommene absolute Nothwendigkeit der Beichte, da sie kein von den Stiftern des Christenthums vorgeschriebener Gebrauch ist; doch behielten sie dieselbe ihres Nutzens wegen bei, und verwarfen nur die von den Katholiken dabei gefoderte Aufzählung aller einzelen von dem Beichtenden begangenen Sünden. Die letztere ist, so wie die gesamte katholische Lehre von der Beichte, aufs neue bestätigt durch das **Concil. Trident. Sess. XIV. can. 6 sq.** und den **Catechismus Romanus. P. II. cap. 5. de poenitentiae sacramento.** Die Reformatoren stellten es jedem Beichtenden frei, nach Gefallen, außer dem allgemeinen Sündenbekentniß, auch einzele Vergehungen dem Beichtvater zu offenbaren. Die protestantischen Geistlichen sind daher, eben so wie die katholischen, verpflichtet, alles, was ihnen im Beichtstuhl anvertraut ist, unter dem Siegel der Verschwiegenheit (**Sigillum confessionis**) zu bewahren. Man unterscheidet in der evangelischen Kirche eine besondere oder Privatbeichte, bei welcher nur ein Einzeler dem Prediger im Beichtstuhl ein Bekentniß der Sünden ablegt, und eine allgemeine oder öffentliche Beichte, wobei von mehren zu diesem Zweck versammelten Einer, gewöhnlich der Prediger selbst, im Namen Aller, ein allgemeines Sündenbekentniß, ohne besondere bestimte und persönliche Beziehungen ausspricht. Da der Prediger vor Ertheilung der Absolution eine dem Zweck der Beichte entsprechende Vorbereitungsrede zu halten pflegt, so wird in manchen Gegenden die allgemeine Beichte auch schlechthin Vorbereitung genant. Die in neuern Zeiten oft bestrittene Frage, welche Art der B. vorzuziehen sey, wird richtig dahin beantwortet, daß in kleinen Gemeinden, wo der Prediger die einzelen Mitglieder derselben genauer kennen zu lernen Gelegenheit hat, und nach dieser Kentniß seine Anreden an dieselben zweckmäßig einrichten kann, die Privatbeichte, in größern Gemeinden aber auch die öffentliche anzuwenden sey, so daß es jedem Kommunicanten frei gelassen wird, welcher Art von Beichte er sich bedienen will. Über die Geschichte und die Beschaffenheit des Beichtwesens in verschiedenen Kirchen und Ländern s. d. Art. **Busse**. (*Wegscheider.*)

BEIDHAWI, بيضاوى, oder Naser eddin abu saïd abdalla ben omar, berühmt als arabischer Theolog und Historiker im 7. Jahrh. der Hedschra, ward geboren zu Beidha in der persischen Landschaft Farsistan, wovon er den Beinamen Beidhawi führt. Er ward Kadhi, oder Richter der Stadt Schiras in Persien, brachte aber die letzten Jahre seines Lebens in Tebris zu, wo er J. d. H. 685. J. Chr. 1286 starb. Die berühmtesten seiner Werke sind folgende: 1) Ein ausführlicher Kommentar über den Koran in arabischer Sprache, unter dem Titel: Anwâr ettensîl wa esrâr ettawîl, انوار التنزيل واسرار التاويل, d. i. Lichter des Koran, und Geheimnisse der Schrifterklärung. Dieses Werk hat unter der großen Menge ähnlicher, welche die Moslemische Literatur enthält, einen vorzüglich hohen Ruf sich erworben, und ist wiederum von andern Exegeten mit Erläuterungen begleitet worden. Gedruckt ist es bis jetzt nicht, findet sich aber handschriftlich, z. B. in einem sehr guten Exemplare auf der königlichen Bibliothek zu Paris. 2) Ein historisches Werk, in persischer Sprache, unter dem Titel: Nidhâm ettewarîch, nach persischer Aussprache Nisâm ettewarîch, نظام التواريخ, d. i. Ordnung der Geschichtbücher. Es ist in vier Bücher getheilt; das erste handelt von den Propheten und Patriarchen, von Adam bis auf Noah; das zweite von den persischen Königen, bis zur Eroberung Persiens durch die Moslemen; das dritte von Mohammed und den Chalifen, bis zu deren Vernichtung durch die Tataren; das vierte von den Dynastien, welche unter den abbasidischen Chalifen sich in Persien erhoben, bis auf die Zeiten Beidhawis. Silvestre de Sacy hat, nach zwei Pariser Handschriften, eine Übersicht dieses Werks gegeben im vierten Bande der: Notices et Extraits des manuscrits de la bibliotheque imperiale. Andreas Müller, welcher 1677 ein persisches Stück über die Geschichte Chinas herausgegeben hat, spricht von Beidhawis Werk, indem er es: **Lineae historiarum margaritae** nent. Das Stück über die Geschichte Chinas, welches vermehrt erschienen ist, unter dem Titel: **Beïdhavai historia sinensis, persice et latine ab Andr.** *Müller*; **accedunt ejusdem notae marginales etc. Berolini 1689. 4.**, rechnet auch Reiske, in den Zusätzen zu D'Herbelot, zu Beidhawis Nisam ettewarîch; allein diese Abschrift gehört, nach Sacys Untersuchung, keineswegs zu demselben, und rührt überhaupt höchst wahrscheinlich nicht von Beidhawi her. Er findet sich

nur zusammen mit Beidhawis Werk in der hamburgischen Handschrift No. 149, aus welcher ihn vielleicht Müller schöpfte, da hier der Text mit einer interlinearen lateinischen Übersetzung begleitet ist, und die Handschrift am Schlusse ein dem Andreas Müller gewidmetes syrisches Gedicht von Gabriel Rösel enthält. Ferner hat Beidhawi noch einige Werke über das moslemische Recht, und über die Logik geschrieben, deren ausführliche Titel in des Abul mehasen ebn tagri bardi biographischen Werke, genant El menhel essäfi aufgeführt sind. (*H. G. L. Kosegarten.*)

Beidlebende Thiere, Beidleber, s. Amphibia.

BEIER (auch Bayer), Berg im Sachsenweimarschen, bei Darmbach, ein bewaldeter Basalt-Kegel von 2200 bis 2300 F. Höhe über dem mittell. M. Er ist der erste und auch in NO. höchste dortige Punkt des Rhöngebirgs, auf dem man eine ungemein schöne und weite Aussicht genießt, welche sich nördl. mit dem Harzgebirge und Brocken begränzt, nach O. zu den thüringer Wald mit dem Inselsberge und der Schneekuppe in sich faßt, nach S. die Gleichenberge und einen Theil der hohen Rhön, nach W. den größten Theil des Fuldaischen bis zu dem Vogelsgebirge und Hessen mit den Hauptpunkten Amöneburg, den Herkules auf Wilhelmshöhe und im Hintergrunde die westphälischen und paderbornschen Berge nebst mehr als hundert Städten, Dörfern, Schlössern, Ruinen und Bergen dem Auge malerisch schön darbietet. (*Schneider.*)

BEIFALL, ist innige Anerkennung von dem Werth eines Gegenstandes, verbunden mit Interesse an demselben. Zu dem Beifall gehört daher zwar allezeit ein Akt der Urtheilskraft, aber nicht der logischen, sondern der ästhetischen. Wo die logische Urtheilskraft entscheidet, da entsteht Billigung, die sich als Zufriedenheit oder als Lob aussprechen kann, die aber beide ihrer Natur nach kalt sind. Wird das Lob warm, und steigt die Zufriedenheit zu Vergnügen, da gränzt die Billigung an den Beifall, dann sind aber gewiß auch andre Selenkräfte mit in Thätigkeit, namentlich Gefühl und Einbildungskraft, die wahre Quelle des Beifalls, welcher darum allezeit etwas Enthusiastisches hat, was zum Parteinehmen antreiben kann, wie schon die Etymologie des teutschen Wortes besagt, und durch eine Vergleichung der Wörter Beifallen, Beitreten und Beistimmen noch mehr hervorgehoben wird. Wenn die beiden letzten nur eine, durch erhaltene Überzeugung bewirkte, ruhige, gelassene Theilnahme anzeigen, so weiset das erste hingegen auf eine eben so plötzliche als völlige Theilnahme hin, welche die fremde Sache zur eignen macht. Beitrit und Bestimmung werden allein von der logischen Urtheilskraft bestimt, welche überzeugenden Gründen die Billigung nicht versagen kann; zum Beifall bestimt nur das erregte Gefühl und die in lebhaftere Thätigkeit versetzte Einbildungskraft. Der Beifall hat daher alle Kennzeichen des Affekts, und wenn zu diesen, wie mir scheint, auch ein natürlicher Ausdruck durch den physischen Organismus gehört, so fehlt es auch daran nicht. Der Beifall hat seine natürlichen, nicht willkürlichen, oder verabredeten, Zeichen in Mimik, Gestikulation und Stimmen. In der Mimik ist sein Zeichen das Nicken und Blinken, welches sich immer durch seine Lebhaftigkeit von dem der bloßen Billigung unterscheiden wird; in der Gestikulation ist sein, von der größeren inneren Erregung zeugendes, ganz eigenthümliches Zeichen das Händeklatschen, Applausus, womit sich bei denen, die an sich erregbarer, oder an das Tragen konventioneller Fesseln nicht gewöhnt sind, wol auch eine heftigere Bewegung der Füße verbindet, wie bei der Freude; in der Stimme der freudige Zuruf, eine Art Jauchzen (acclamatio, Bravorufen). Willkürliche, blos verabredete, Zeichen für den Ausdruck des Beifalls scheint es mir gar nicht zu geben; die man dafür halten könte, sind entweder bloße Modifikationen des Angeführten, oder beweisen ganz etwas andres als Beifall. So ist z. B. das Schlagen an die Schilder, das Zusammenklirren mit den Waffen nur stellvertretend für das Händeklatschen, welches, weil man die Hände nicht frei hat, nicht Statt finden kann; die römischen Gebräuche aber, zu dem hinzuzutreten, dessen Meinung man war (pedibus ire in sententiam alicuius), oder durch Täfelchen sich für etwas zu erklären (suffragium), können natürlicher Weise gar keine andre Bedeutung haben als die unsers Beitretens und Beistimmens, wofür man freilich so viele willkürliche Zeichen verabreden kann als man Lust hat. Sie werden aber so wenig Ausdruck des erregten Gemüths seyn, als es nöthig ist, daß das Beitreten und Beistimmen sich auf wichtige Gegenstände beziehen; diese können sehr gleichgiltig seyn. Dagegen verlangt der Beifall allezeit einen Gegenstand von subjektiver Wichtigkeit, sey es nun, daß er diese an sich schon für mich hat, oder daß sie mir beigebracht wird. Alles, dem ich Beifall geben soll, muß entweder schon Interesse für mich haben, oder muß mir interessant werden; je mehr, desto besser. Wem es daher um Beifall zu thun ist, der muß uns vor allen Dingen interessiren. Daher bei den meisten so viel Beifall beim Reiz der Neuheit; ein Beifall, der sich freilich schwächt durch das Alter, wenn nur der Reiz der Neuheit ihn bewirkte; nur das, was immer neu, immer interessant bleibt, ist eines dauernden Beifalls gewiß. doch ist jeder Beifall mehr oder weniger vorübergehend, und er wechselt im Laufe des Lebens wie unsre Geschmacksurtheile, unsre Empfindungsweise, unsre Neigungen, und es dürfte daher in vielen Fällen rathsamer seyn, sich der Billigung, die in moralischer Hinsicht Achtung ist, zu versichern, als nach Beifall zu streben.

Man hat viel von einem stillen Beifall gesprochen, im Gegensatze des lauten, lärmenden, rauschenden. Der Beifall scheint seiner Natur nach laut zu seyn, wie er denn auch schwärmerisch ist, Schwarm macht, und die Menge immer eine große Gewalt über ihn hat. Der stille Beifall dürfte darum, eben seiner Stille wegen, etwas verdächtig seyn, und in vielen Fällen wol nichts anders als jenes Lob der Kenner, welches man dem Beifall der Menge gern entgegensetzt. Selbst der Beifall des Einsamen wird mehr oder weniger laut und strebt nach Mittheilung; es soll auch Andere interessiren, was uns interessirt hat. Wenn man diesem den Fall entgegensetzt, daß es z. B. ein viel schmeichelhafterer Beifall für den tragischen Schauspieler sey, daß beim Abgang nach einer ergreifenden Scene ihm kein

Applausus folgt, sondern die tiefste Stille herrscht; so scheint mir dieser besondere Fall nichts dagegen zu beweisen, weil das Mitgefühl des Menschen so vorherrschend geworden ist, daß er den Zuschauer, den Schauspieler, die Kunst, und mithin auch den Beifall darüber vergessen hat. Dieses Vergessenmachen der Kunst ist allerdings ein Triumph für den Schauspieler, der Beifall wird ihm aber — nachfolgen, etwa wenn das Stück zu Ende gespielt ist, wo man dann oft nur zu laut, wol gar Auferstehungen von den Todten, fodert.

Man darf übrigens dem Beifall nicht den Zweifel entgegen stellen; sein Gegensatz ist lediglich die Verwerfung, die auch mit ihrem bloßen Namen schon einen Affekt ankündigt. (*Gruber.*)

Beigarten, s. Saufang.

Beikem, s. Jenissei.

BEIKERMAN, Dorf in Taurien (der vormaligen Krim) im Intermenskischen Kr., 1 Meile von Intermen, merkwürdig wegen des bei demselben befindlichen Seifenthons, womit die Türkinnen und Tatarinnen ihre Köpfe und Zeuche waschen, und wovon sehr viel von Balaklawa nach Konstantinopel verschickt wird. (*J. Ch. Petri.*)

BEIL (Joh. David), einer der ausgezeichnetsten teutschen Schauspieler und guter dramatischer Schriftsteller, geb. 1754 zu Chemnitz im Sachsen, wo sein Vater, ein armer Tuchmacher war. Die ungemeinen Geistesfähigkeiten, die er schon als Knabe entwickelte, erregten den Wunsch der Ältern ihn dem Studiren zu widmen. Auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, zeichnete er sich unter seinen Mitschülern, vorzüglich durch sein dichterisches Talent aus, welches er jedoch bei seiner ihm eigenthümlichen, muthwilligen Laune, und seinem reichen Witz, anfänglich nur im Epigramm und satyrischen Gedichten übte. Durch die Unterstützung eines angesehnen Offiziers, der ihn von Kindheit an geliebt hatte, ward er in den Stand gesetzt, die Universität zu Leipzig zu besuchen. Hier zog ihn jedoch die damalige Anwesenheit der so vorzüglichen Seylerschen Schauspielergesellschaft so mächtig zur Schauspielkunst hin, daß er endlich, durch den Einfluß seiner beschränkten äußern Umstände, die sein unglücklicher Hang zum Hazardspiel noch besonders mislich machte, vollends dazu bestimt, wirklich den Entschluß faßte, selbst zum Theater überzugehen. Da ihm jedoch Seyler das bei ihm nachgesuchte Engagement abschlug, so ging er 1775 zu dem Prinzipal einer kleinen reisenden Gesellschaft, einem gewissen Speich, welcher sich damals zu Naumburg aufhielt, wo er ungeachtet einer erbärmlichen Gage, und nicht selten den bittersten Mangel leidend, dennoch mit dem ihm eigenthümlichen leichten Sinn, und seiner frölichen Laune, nicht nur sich selbst, sondern auch seine Unglücksgefährten über jedes Ungemach zu erheben wußte. Von der Natur an Körper, Geist und Herz gleich vortheilhaft ausgestattet, machte er sich bald dem Publikum wie unter seinen Kameraden, allgemein beliebt, und entwickelte sein vielseitiges Talent für die Bühne um so schneller, als er bei dieser sehr mangelhaften Truppe bald alles durch einander zu spielen bekam. Als die Gesellschaft im folgenden Jahre nach Erfurt ging, erkante der damals dort residirende Coadjutor von Dalberg, in Beil ein sehr ausgezeichnetes Talent, und empfahl ihn dem Herzog von Gotha für dessen Hoftheater, wo er im Winter 1777 auch wirklich angestellt, und bald der Liebling des Hofs und des ganzen Publikums wurde. Als aber der Herzog (nach Eckhof's Tode) zu Ostern 1779 dieses Hoftheater, damals unter Eckhof's Direktion die treflichste Bühne von ganz Teutschland, wieder aufhob, war Beil eines der ersten Mitglieder desselben, welche nunmehr der Freiherr von Dalberg für das neu zu errichtende kurfürstl. Theater in Mannheim engagirte, wo er von Jahr zu Jahr in der Gunst des Publikums steigend, seine höhere Ausbildung als Schauspieler und Schauspieldichter sich erwarb, und auch seine theatralische Laufbahn mit seinem Leben beschloß. Er starb an einer ruhrartigen Epidemie, die in Mannheim ausbrach, und auch ihn ergrif, am 13. Aug. 1794. Beil war von mittlerer Größe, voll, rund und fest gebaut, aber dennoch einer vollkomnen harmonischen Gestalt, im richtigsten Verhältniß aller ihrer Theile; in seinem Gesicht lag der sprechendste Ausdruck von Jovialität und Gutmüthigkeit; seine Stimme hatte Umfang, war volltönend, und durchaus vernehmlich, daher seine Declamation, besonders den Vorzug der Deutlichkeit und des Wohllauts hatte. Er umfaßte schon im gemeinen Leben jeden Gegenstand mit seltener Kraft und Wärme, um so mehr seine Kunst, die er leidenschaftlich liebte; daher die volle Sele, das belebende Feuer und die ungemeine Wahrheit in seinem Spiel. Der große Schauspieler Schröder, weckte zuerst bei seiner Anwesenheit in Mannh., 1780 sein bis bis dahin schlummerndes Talent für das Tragische, worin er seitdem manche der treflichsten Darstellungen, wie z. B. den Thoringer in Agnes Bernaurin, Lord Harris in Maria Stuart, Iwanott in den Strelitzen, Baldiger in Fürstengröße u. s. w. zu allgemeiner Rührung und Erschütterung gab. — Im komischen Fache war er ganz eigenthümlich und gewiß unübertreflich! Seine liebenswürdige Gutmüthigkeit und doch zugleich seine schalkhafte Drolligkeit, die Behendigkeit und Anmuth seiner Bewegungen; vereint mit einer reichen Dosis Originalität, stempelten ihn zum großen komischen Schauspieler. Er war dazu geboren. Ein glücklicher Instinkt vertrat bei ihm die Stelle des mühsamen Studiums; und — es gehört mit zu den Eigenheiten seiner Charakteristik, daß das, was ihm einige Anstrengung kostete, ihm oft weniger gerieth. Er wußte — wenn er wollte — die kleinsten Rollen, durch gefällige Manier, durch hineingelegte hervorspringende glückliche Züge, zu heben, zu beleben. Er war nie verlegen auf der Bühne; seine eigenthümliche Laune, verbunden mit einer besondern Gegenwart des Geistes schufen Fehler zu Schönheiten um. Dies Alles aber gelingt freilich nur dem Genie.

Unter der Menge seiner treflich gespielten komischen Rollen, wollen wir nur einige ausheben, in welchen er kaum je erreicht, nie übertroffen werden kann; Wenzeslaus, im Hofmeister; Kammerdiener Mayer, in Bewußtseyn; General von Kracht; Martin Breitmann, im Sturm von Borberg; Consulent Wachtel, in den Hagestolzen; Magister im Emigrant; den Invaliden Schwarz, in den Kriegskameraden. Sein letzter Triumph war: Stabschirurg Rechtler, in Scheinverdienst. Zu den komischen

Rollen, worin er sich besonders auszeichnete, gehören auch: Herr von Plumper in: Er mengt sich in alles; Williams, im Ostindier; Licentiat Frank, im argwöhnischen Ehemann; Dr. Wunderlich, im Räuschchen; Baldrian Klau, im argwöhnischen Liebhaber; Fulmer, im Westindier; Lieuten. Wallen in: stille Wasser sind betrüglich. — In den Schauspielen gemischten Inhalts, war sein Verdienst gleich groß. Wer, der ihn gekant hat erinnert sich nicht seines Essighändlers, Oberkommissarius Ahlden in: Verbrechen aus Ehrsucht; Obristen Brands, im Vormund; Kanzler Fessels, in den Mündeln, u. a. Selbst kleine und an sich unbedeutende Rollen konte er durch sein Spiel wichtig machen. Hiezu sind besonders: Jeremias im Weibergelübde; Hans in den listigen Stutzern; der Matrose, in den Indianern in England; der Abt von Fulda, in Götz von Berlichingen, zu rechnen. Je näher der Charakter der Natur kam, um so reiner und wahrer stellte ihn Beil dar; er spielte nie die Rolle, er war ganz der Mensch; und mit allen Zügen, welche der Dichter gezeichnet hatte.

Als dramatischer Schriftsteller ist sein Verdienst ebenfalls nicht klein. Witz, Laune und Originalität zeichnen alle seine Stücke aus; leider verhinderten ihn nur seine natürliche Ungeduld und das Bedürfniß schnell zu erwerben, sie sorgfältiger auszuarbeiten, sonst hätte er, bei seinem echt komisch-satyrischen Genius der teutsche Foote werden können; was ihm aber das Leben nur zu oft verbitterte, seine ihm sonst so eigne Heiterkeit trübte, seine ökonomische Lage oft völlig zerrüttete, und ihn zuletzt in einen melancholischen Mismuth stürzte, der endlich selbst seine Körperkraft aufzuzehren begann, war seine unglückliche Spielsucht, deren traurige Folgen der Dichter dann entgelten mußte; glücklich genug, daß man sie dem Schauspieler nur selten ansah. Seine Theaterstücke sind folgende: die Spieler, Schausp. in 5 Akten, Mannh. 1785. — Die Schauspielerschule, Lustsp. in 3 Akten. Eb. 1786. — Dietrich von Ruben, Lustsp. in 1 Akt. Eb. 1786 — 1809. — Armuth und Hoffart, Lustsp. in 5 Akten. Berl. 1789. — Kurt von Spartau, Schausp. in 4 Akt. Mannh. 1790. — Die Einöde, Schauspiel in 4 Akt. Berl. 1790 — 1809. — Die Familie Schaden, Schausp. in 4 Akt. Zür. u. Lpz. 1794. — Bettelstolz, Schausp. in 5 Akt. Eb. 1797. — Eine Saml. seiner Schauspiele erschien ebendas. 1794 in 2 Bdn. 8. — Die Gothaischen und Mannheimer Theaterkalender enthalten mehre kleine Gedichte von ihm, nebst seinem Bildniß und mehren Aufsätzen über ihn. Sein vieljähriger vertrauter Freund und Kunstgenosse Iffland, wurde 14 Jahr nach seinem Tode auch sein Biograph. S. dessen trefliche Abhandlung über ihn in seinem Theater-Almanach auf das Jahr 1808, welcher mit Beils sprechend getroffenem Bildniß geziert ist. (*Schütz.*)

Beila, Hafen, s. Rackmah.

Beilager, s. Vermählung.

Beilbauch, s. Gasteropelecus.

Beilbrief, Beylbrief, Bylbrief, s. Bodmerei.

BEILENGRIES (Beilngries), am Einfl. der Sulz in die Altmühl, Sitz eines Landgerichts von 9200 Einwohn. im O.-Donaukr., mit 150 H. u. 1100 Einw., unter welchen sich viele Uhrmacher befinden; übrigens hat die Stadt ergibigen Feldbau und Viehzucht. (*H.*)

Beilkäfer, s. Serropalpus.

BEILSTEIN (schieferiger Nephrit, Punnamustein). Ein in Neuseeland und den Inseln der Südsee vorkommendes Fossil, von grüner Farbe, amorphisch, schiefrigem Bruch im Großen, splittrigem Bruch im Kleinen, starkschimmernd, fast hart (ritzt mit scharfen Kanten Glas), durchscheinend, specif. Gew. 3,00. Die Wilden jener Gegenden verfertigten, ehe sie die Metalle kennen lernten, ihre Waffen aus ihm. (*Germar.*)

BEILSTEIN (Herrschaft), ist zwar altes nassauisches Eigenthum, welches in der Haupttheilung vom J. 1255 der ottonischen Linie zufiel; die kleinern Landestheile aber, aus welchen sie zusammengesetzt ist, erscheinen erst unter diesem gemeinschaftlichen Namen zu Ende des 14. Jahrhundert. Als nämlich durch eine neue Theilung in dem ottonischen Stamme zwischen Heinrich I. oder des reichen, Söhnen, dessen jüngerer Sohn gleiches Namens im J. 1341 der Stifter einer besondern Linie geworden war, und von dem väterlichen Erbe die Calenberger Cente, mit den Festen u. Gerichten Beilstein, Mengerskirchen und Eigenberg, das Haus und Gericht Liebenscheid, nebst der Herrschaft zu Westerwalde, oder den Gerichten Emmerichenhain, Neukirch und Marienberg zu seinem Theil bekommen hatte, nahm dessen Sohn Heinrich II. Graf v. Nassau von dem im folgenden Art. beschriebenen Schlosse Beilstein, als seiner gewöhnlichen Residenz, auch noch den Titel: Herr zu Beilstein an, wodurch dann auf sein Erbtheil die collective Benennung: Herrschaft Beilstein, überging. Bei der ersten Eintheilung des Reichs in Kreise ward diese Herrschaft zum Westphälischen, später aber zum Kurkreise gezogen, vielleicht weil sie trierisches Lehn war. Auf den Kreistagen führte das Haus Nassau auch bis zur Auflösung der ganzen Reichsverfassung eine Stimme bei Kur Rhein. Und obgleich nach dem Ausgang der nassau-beilsteinischen Linie die Herrschaft (1561) mit den übrigen ottonischen Landen wieder vereinigt und später Mengerskirchen zu Hadamar geschlagen ward; so blieben doch die übrigen Gerichte und Kirchspiele eine besondere Herrschaft, die einen eigenen Beamten hatte, bis sie in den 1780ger Jahren unter mehre Ämter vertheilt ward. Auch blieb sie in dem Titel des ottonischen Hauses bis auf die neusten Zeiten, gehört aber nun seit dem J. 1815 dem herzogl. nassauischen Hause.

Die Gränzen dieser Herrschaft sind: gegen Morgen der Hickengrund, das dillenburgische Amt Driedorf und die Herrschaft Solms-Greifenstein; gegen Mittag das Nassau-Weilburgische und das Fürstenthum Hadamar; gegen Abend die Grafschaft Sayn-Hachenburg; gegen Norden die Grafschaft Sayn-Altenkirchen, und das nassau-dillenburger Amt Burbach. — Die größte Breite ist von 3, die größte Länge von 2½ Meilen. Die südlichen oder Unterkirchspiele hangen aber mit den nördlichen oder Oberkirchspielen nur durch einen schmalen Landstrich von kaum ¼ Meile zusammen, laufen auch gegen Süden immer schmäler aus, so daß man ihre Länge im Durchschnitt nur zu 1 Meile gegen eine Breite von 1½ Meilen rechnen kann. Der nördliche Theil, welcher den eigent-

lichen nassauischen Westerwald hauptsächlich ausmacht, hat dagegen bei einer Länge von 2½ Meilen im Durchschnitt nur eine Breite von 1½ Meile. — Die ganze Herrschaft hat eine hohe Lage, besonders der nördliche Theil, ohne sehr gebirgig zu seyn. Die höchste Spitze ist der salzburger Kopf, auch wol Galgenberg genant, eine Anhöhe zwischen den Orten Neukirch und Salzburg. Sie ist 2006 Fuß über die Meeresfläche erhaben, aller Wahrscheinlichkeit nach ein ausgebranter Vulkan, welcher die ganze Gegend mit nun meistens verwitterter Lava bedeckt hat. — Seiner hohen Lage ungeachtet ist doch dieser nördliche Theil sehr wasserreich, an manchen Stellen sumpfig, und hat viele Teiche oder kleine Seen, weniger Flüsse und Bäche. Der merkwürdigste ist die Nister, welche im Kirchspiel Neukirch bei Willingen entspringt, die Gränze gegen das Hadamarische macht, und in der Grafschaft Sayn sich mit der Sieg vereinigt. Von ihr werden schon im 8. Jahrh. die Anwohner Nistrasier genant. Sie liefert vortrefliche Hechte, Barsche, Karpfen u. a. gute Fischarten. — In den unteren Kirchspielen ist nur die Ulmbach hauptsächlich um deswillen zu nennen, weil von ihr eine ganze Gegend in der Herrschaft Greifenstein, durch welche sie ihren weitern Lauf nimt, den Namen: auf der Ulm, führt. — An Waldungen sind die obern Kirchspiele, ob gleich der Name Westerwald eine holzreiche Gegend erwarten läßt, sehr arm. Vor vielen 1000 Jahren mag es nicht so gewesen seyn. Denn von dem salzburger Kopf herab bis in das Hadamarische und Dillenburgische hin finden sich häufig Spuren von unterirdischem bituminösen Holz, welches nur von Wäldern, die bei großen Erdrevolutionen verschüttet worden, herrühren kann. Bei Stockhausen und Horn wird auf dieses Holz gebaut. In dem ersten Werk besonders sind die Flötze von 8 bis 13 und mehr Fuß mächtig. Beide Werke versehen den Westerwald und die zum Theil auch sehr holzarmen Gegenden im Hadamarischen mit dem nöthigen Brennmaterial. Wegen der schnell tödtenden Eigenschaft der Luft in denselben ist aber die Gewinnung der unermeßlichen unterirdischen Vorräthe mit großer Gefahr verknüpft. Auf der Sohle brent das Grubenlicht bei dem besten Wetter nicht. Wird dessen Flamme blau, so ist es Zeichen für den Arbeiter, schnell zu entfliehen. Dennoch wird von Zeit zu Zeit mancher, mit der Gefahr vertraute und dadurch oft zu kühne Bergmann von den erstickenden Dünsten übereilt und in wenigen Minuten getödtet. Beide obengenante Werke lieferten in einem Zeitraum von 30 Jahren ungefähr 11,160 Fuder zu 10 Zain und den Zain zu 1000 Pfd. im Durchschnitt gerechnet. Die kleinen Stücke, welche nicht wol zu verfahren sind, werden auf den Werken selbst zu Asche gebrant, und sind alsdann ein vortreflicher Dünger für Wiesen. — Seit Einführung einer bessern Forstwirthschaft hat man sich bemüht, den Westerwald wieder mit Holz zu bepflanzen. Strenge Kälte, häufiger Schnee, stürmende Winde, am meisten aber sind die das junge Holz niederdrückenden schweren Reife den Anpflanzungen in dieser hohen, flachen Gegend sehr nachtheilig. — Desto günstiger sind Lage, Boden und ein weit milderes Klima der Holzzucht in den unteren Kirchspielen. Besonders zeichnen sich der Kreuzberg u. Calenberg, welcher letzte der alte Calenberger Cente den Namen gab, als schöne Laubholzwaldungen aus. — In diesen Unterkirchspielen ist auch Fruchtbau und Wiesewachs, so wie die Obstzucht vortreflich. In den Oberkirchspielen dagegen gedeihen hauptsächlich nur Sommerfrüchte, als Gerste, Hafer, u. dgl., vorzüglich in trocknen Jahren, nebst Kartoffeln und andern zur Viehmästung tauglichen Wurzelgewächsen. Auch wird schöner Flachs in Menge gezogen, und ausgeführt. An Wiesewachs ist großer Überfluß, und die ausgedehnten Flächen, wovon abwechselnd ein Theil unter den Pflug genommen, und besamt wird, geben für Pferde und Rindvieh vortrefliche Weide. Der Viehstand ist daher sehr bedeutend, wobei dann doch noch große Strecken zur Fettweide für Schafe und Hämmel an fremde Schlächter und Viehhändler verpachtet werden. Für junges Vieh und Mastochsen, die größtentheils auf das linke Rheinufer verkauft werden, gehen bedeutende Summen ein. Und da die Einwohner meistens bei der alten einfachen Lebensart verbleiben, so herrscht im Ganzen weit mehr Wohlstand, als der Reisende bei dem Anblick der kleinen, schlechten Wohnhütten erwarten mag, deren Strohdächer auf der Wetterseite fast bis auf den Boden heruntergehen. — Zwei Hauptstraßen führen über den Westerwald; die Leipziger Straße von Herborn her, über Nister, Salzburg und Hof nach Hachenburg und die Niederlanden; die Mainzer Straße von Mainz über Hadamar, Emmerichenhain, die Neukirch, Burbach, nach Siegen und Elberfeld. Beide sind sehr gut gebaut. Daneben sind fast alle Dorfwege mit Steinpflaster versehen. Außerdem daß hiedurch für die Bequemlichkeit der Reisenden und Fuhrleute gesorgt ist, hat die Anlegung dieser Straßen und Nebenwege den Vortheil gehabt, daß die Felder von den häufigen Basalt- u. Lavablöcken, womit sie früher übersäet waren, nun sehr gereinigt sind, besonders da in vielen Gemarkungen, auch Gärten und Felder mit trocknen Mauern von solchen Steinen gegen den Anlauf der Viehes geschützt werden. — Die ganze Herrschaft hat weder Städte noch Flecken, sondern besteht aus 45 Dörfern, 1 Hof und 1 Eisenschmelzhütte, mit ungefähr 8800 Einwohnern. Diese sind in 7, sämtlich dem Glaubensbekentniß der Reformirten zugethane Kirchsprengel vertheilt, welche in alten Zeiten eben so viel Gerichte waren; 1) Wallendorf mit den Filialen Beilstein, Rodereth und Hayrn; 2) Renderoth mit Arborn, Odersberg, Münchhausen diesseits der Bach, Johannsburg, vormals Ködingen, herrschaftliches Jägerhaus und Vorwerk; 3) Niedershausen mit Obershausen und der Löhnberger Eisenhütte; 4) Emmerichenhain, mit Rehn, Homberg, Weigandshain, Möhrendorf, Nister, Salzburg, Ober- und Niederroßbach, Zehnhausen; 5) Neukirch mit Stein, Bretthausen, Willingen, Löhnfeld; 6) Liebenscheid mit Weißenberg; 7) Marienberg mit Langenbach, Haardt, Erbach, Unau, Korb, Bölsberg, Stangenroth, Zinnhain, Eichenstruth, Großseifen, Illfurth, Bach, Pfuhl, Stockhausen, Ritzhausen, Fehl und Hof. (*v. Arnoldi.*)

Beilstein, Schloß und Dorf in der nassauischen Herrschaft dieses Namens, in einer ziemlich wilden Gegend, kaum ¼ M. von dem alten solmsischen Bergschlosse

Greifenstein südwestlich und 1½ M. von Wetzlar entlegen. Eine, wahrscheinlich vulkanische Naturmerkwürdigkeit in der Nachbarschaft gab dem Orte den Namen. Auf dem ohnehin hohen Gebirge erhebt sich zu einer Höhe von wenigstens 70 Fuß ein kegelförmiger aus Basaltsäulen bestehender Berg. Diese Säulen, meist etwas unregelmäßige Fünfecke, häufig von 10 Fuß Länge und 12 Zollen im Durchmesser mochten den Alten wie mit einem Beil gehauen scheinen. Sie führen daher in der ganzen Gegend den Namen Beilsteine, so wie der Berg selbst Beilstein genant wird. Die meisten stehen lose, in einer etwas schiefen Richtung aufwärts, wenige haben eine horizontale Lage. Zwischen diesem, einer großen Ruine ähnlichen, und dem gegenüber liegenden, mit unförmlichen Basaltstücken überschütteten Berge, Schmalburg genant, ist in einiger Vertiefung das Schloß und darunter das Dorf, ebenfalls auf Basalt- oder Lavafelsen erbaut. Das letzte scheint sehr alt zu seyn. Ein Crafto von Beilstein komt schon 1195 unter den Dienstmannen, des Grafen Walram von Nassau vor, und dieses in der Mitte des 15. Jahrh. ausgegangene Adelsgeschlecht mag alida auch eine Burg gehabt haben, obwol sie nirgends genant wird. Wahrscheinlich kam solche späterhin an den Landesherren und diente vielleicht dem unruhigen Grafen Johann zu Dillenburg zur Grundlage einer Feste, welche er zwischen den Jahren 1303 und 1321 zum Schutz gegen seine Nachbarn anlegte, mit welchen er vielfältig in Fehde befangen war. Besonders sollte sie wol der hessischen Burg Hermanstein an der Dilte bei Wetzlar entgegengesetzt seyn. Johanns Vorhaben war zugleich, das unter der Feste liegende Dorf in eine Stadt umzubilden, wozu er sich auch schon von K. Ludwig dem Bayern Stadtrechte für Beilstein hatte ertheilen lassen. Der Plan kam aber nicht zur Ausführung, weil Johann bereits im J. 1328 in einer Fehde mit dem Landgrafen Heinrich von Hessen bei Wetzlar erschlagen ward. — Durch mehrmalige Erweiterungen entstand nach und nach aus der alten Feste ein doch sehr unregelmäßiges, einem Labyrinthe fast ähnliches Schloß, welches während einiger Jahrhunderte die Residenz einer besondern nassau-beilsteinischen Linie, und in dem ersten Viertel des 17. Jahrh. die Residenz des Grafen Georg von der mittlern dillenburgischen Linie war, der auch eine schöne Kirche an das Schloß erbauen ließ, welche seitdem die Kirchspielskirche ist, obwol das Dorf eigentlich nur als Filial zu dem nahe gelegenen Pfarrdorfe Wallendorf gehört. Später ward das Schloß der Sitz des herrschaftlichen Beamten und stand zulezt ganz verödet, als die Herrschaft Beilstein in den 1780. Jahren in mehre Amtsbezirke vertheilt worden war. Endlich verkaufte das eingedrungene höchst raubgierige französisch-bergische Gouvernement die sämtlichen Schloßgebäude, mit Ausnahme der über dem Thor aufgeführten Wohnung des Rentbeamten, um eine Kleinigkeit. Die Käufer benutzten die brauchbaren Baumaterialien, die eingestürzten Mauern aber, ein ungeheurer Schutthaufen, werden noch lange, als Schandsäule für die Stifter des berüchtigten Rheinbundes und die Urheber der Sklaverei dienen, unter welcher Teutschland Jahre lang seufzen mußte. Die Zahl der Häuser und Wirthschaftsgebäude beträgt 102, die der Selen 362. (*v. Arnoldi.*)

Beilstein, Berg und Wald im Nassau-Dillenburgischen, der Stadt Herborn zugehörig, an der Heerstraße von Siegen nach Wetzlar, wird hier nur genant, um ihn nicht mit dem im vorigen Art. beschriebnen merkwürdigen Berge gleiches Namens in der Herrschaft Beilstein zu verwechseln. (*v. Arnoldi.*)

Beilstein, Gericht, s. **Calenberger Cente**.

BEILSTEIN, Städtchen im Neckarkreis des Königr. Wirtemberg, Oberamt Marbach, und früher selbst Sitz eines Oberamts, 9 St. von Stuttgart mit 1110 evang. Einwohnern. Auf einem Hügel, um welchen sich das Städtchen herumzieht, liegen die Ruinen der alten Burg Beilstein, wovon noch ein großer fünfeckiger Thurm steht, der Langhans genant. Das Städtchen, das ursprünglich seine eigenen Grafen hatte — noch im J. 1230 komt ein Graf Berthold von Beilstein vor — wechselte seine Besitzer mehrmals. Zwar scheint es schon im J. 1304 in wirtembergische Hände gekommen zu seyn, wenigstens verspricht K. Albert in diesem Jahre, das Haus Wirtemberg an seinem Kaufe nicht zu hindern. Allein später findet man es wieder im Besitze der Grafen von Asperg, und von diesen kaufte es Graf Ulrich von Wirtemberg, Propst zu Guidon in Speyer für 1600 Pfd. Heller. Im J. 1361 trugen es die Grafen Eberhard II. und Ulrich IV. von Wirtemberg dem Kaiser Karl IV. als König von Böhmen mit andern Besitzungen zu Leben auf. Im J. 1453 gab es Graf Ulrich V. den Grafen von Helfenstein gegen Burg und Stadt Leipheim zu Lehen, nahm es ihnen aber als Lehnsherr und Landfriedensrichter im J. 1457 wieder mit Gewalt ab, weil sie die Burg zum Betrieb ritterlicher Räubereien misbrauchten. Im J. 1643 wurde Beilstein von feindlichen Völkern geplündert u. angezündet, und im J. 1693 bereiteten ihm die Franzosen dasselbe Schicksal, sie branten es bis auf den Grund ab. Unterhalb der Burgruinen steht noch die alte sogenante Schloßkirche, die Pfarrkirche steht außerhalb des Städtchens.

Die fruchtbare und weinreiche Gegend von Beilstein zeichnet sich noch durch mehre Schlösser und Burgruinen aus. (*Memminger.*)

Bein u. **Beinbrüche, Beinfrass, Beinhaut, Beinweiche** in d. Anat. und Chir., s. **Knochen**.

Beinbrecher in d. Ornithol., s. **Falco Ossifragus**.

Beinbruch in d. Mineral., s. **Kalktuff**.

Beinglas, s. **Glas**.

BEINKLEIDER (Hosen), femoralia (diätet.), mögen, als Schenkelbekleidung, ursprünglich ein einfacher Schurz gewesen seyn, der nach und nach zu dem kurzen Unterrocke wurde, wie ihn unsre Weiber tragen, und wie er auch bei den uncivilisirten Nationen heißerer Erdstriche noch jetzt im Gebrauch ist. Als aber dieser aus einem Vorder- und Hinterschurze zusammengesetzte Schenkelrock die Männer in ihren körperlichen Beschäftigungen hinderte, so wurde er um jeden Schenkel zusammen gefaltet, zusammen gebunden und endlich zusammen genäht, so daß zulezt unsre jetzigen Hosen daraus entstanden.

Man bezweckt damit theils Verhüllung der Schamtheile, theils Schutz derselben gegen leicht mögliche Pressungen u. a. Verletzungen derselben, so wie gegen die

Einflüsse des Klima und der Witterung. Diesen wesentlichen Zwecken sollte dies Kleidungsstück vorzugsweise entsprechen, keineswegs aber von der veränderlichen Mode des Tags abhängen. Allein es erschien bald eng bald weit (Pluder- od. Pumphosen), bald faltig und bald glatt, bald lang und bald kurz, mithin zum Theil mehr oder weniger unbequem, ja gesundheitswidrig. — Letzterer Vorwurf trift am meisten den Leib- und Kniebund, und eine zu knappe Einrichtung der Hinter- oder Kreuztheile. Der Leibbund beschwert durch Zusammenpressen den Unterleib, und zwängt, wenn er zu hoch herauf reicht, denselben um und über dem Nabel so zusammen, daß er leicht Leistenbrüche veranlassen kann. Daher der Hosenbund, welcher auf die Eingeweide mehr emporhaltend und emporhebend, also von unten herauf wirkt, der beste ist, weil er die Leisten- od. Weichengegend verwahrt, und die Gefahr der Bruchschäden verhütet. Dazu tragen auch die bekanten Hosenträger bei, nur müssen sie elastisch genug und jeglicher Körperform gehörig angepaßt seyn, wenn sie nicht dieser durch Druck auf die Achselbeine ein verrücktes linkisches Ansehn geben, und, außer hohlen Rücken, so manche äußre und innere Brust-, Magen- u. a. Eingeweideübel erzeugen sollen. — Durch den zu festen und engen Kniebund werden die Muskeln zu sehr gedrückt, und der Blutumlauf gehemt. Weshalb die langen Beinkleider vorzuziehen sind, obschon auch die kurzen sich so vorrichten lassen, daß sie die Kniekehlen nicht belästigen, zumal wenn man sie nicht mit Gürtelschnallen, sondern mit Bändern befestigt. — Beinkleider, welche mit ihren Hintertheilen zu straff anliegen, schneiden in das Mittelfleisch ein, pressen die Geburtstheile, und hindern das Ausschreiten, Gehen und Laufen. Man kann sich in denselben nicht anders, als mit einer Art Sprung niedersetzen und wieder aufrichten, eben so wenig darin springen oder die Füße aus einander spreizen.

Was den Hosenlatz anlangt, so steht die neuere Form desselben, wo man, zumal bei unsern hoch heraufgreifenden breiten Hosengurten, nur mit Zwang, und in einer unbequemen Stellung zum Uriniren kommen kann, der ältern Art, welche weit herabgeht, und blos die Gegend der Schamtheile trift, weit nach.

In Hinsicht des Stofs muß man zwischen Sommer- und Winterbeinkleidern unterscheiden. Im Allgemeinen möchte feines Leder, besonders zu den erstern, vorzüglicher seyn. Bei Annäherung des Winters ꝛc. könten die Lederbeinkleider dann untergezogen, und Wollenbeinkleider darüber getragen werden. Linnene oder barchetne Unterhosen lassen sich zwar öfterer waschen und wechseln, sind aber nicht so geschmeidig und glatt anliegend, weniger elastisch und nachgebend.

Die Beinkleider für das weibliche Geschlecht, welche Manche neben den Röcken unbequem und lästig finden, müssen ihren eignen zweckmäßigen Zuschnit haben, bis über die kurzen Rippen reichen, im Bunde nicht zu enge, an ein Leibchen sich leicht knöpfen oder knüpfen lassen, und für den Sommer von Leinwand, für den Winter von Barchet, feinem Flanell oder von Hamans seyn. Seidene Unterröcke sollten Damen nie ohne Hosen tragen, um ihren Unterleib ꝛc. keiner Verkältung auszusetzen. Zärtlichen, kränklichen und schwangern Frauen, auch solchen, die bei jeder Witterung mehr im Freien arbeiten müssen, thun sie gewiß, wie ich aus mehrfacher Erfahrung weiß, die besten Dienste. Man gewöhnt sich bald und leicht daran.

Nachtbeinkleider sind bei hinreichender Bettwärme für beide Geschlechter ganz überflüssig.

Die Anschuldigung der Kinderbeinkleider, als beförderten sie durch zu starke Erwärmung das vorzeitige Erwachen des Geschlechtstriebs ist grundlos, weil gerade das zu warme äußerliche Verhalten der entblößten Geburtstheile dieselben schwächt, und sie durch den hier häufigern Kitzel ebensowol gereizt werden können, wie durch die Beinkleider, auch dort das Händespiel an ihnen weit freier ist. Daß auch Kinderhosen die Mitte des Unterleibs nicht einzwängen dürfen, sondern durch passende Hosenträger oder an dem Jäckchen mehr schwebend gehalten werden müssen, versteht sich von selbst. (*Th. Schreger.*)

Beinkohle, s. Kohle.

Beinschwarz, s. Schwarz.

Beinstein, s. Remsthal.

Beinwurm, s. Filaria medinensis.

BEIRA (Provincia da Beira), die größte Landschaft des Königreichs Portugal (8° 40′ bis 11° 15′ östl. L. u. 39° 30′ bis 41° 12′ nördl. Br.), ein schönes Berg- und Hügelland, das sich, innerhalb des Ausflusses des Douro und des Mondego, westwärts nach dem atlantischen Meere in eine Sand- und Sumpfebene verflächt. Beira gränzt nördlich an die Provinz Entre Douro e Minho, südlich und zum Theil südwestlich an die Provinz Estremadura; nordöstlich an die Provinz Tras os Montes, östlich an die spanische Provinz Salamanca (am Agueda) und südöstlich an das spanische Estremadura. Im Osten und Nordosten erhebt sich der Boden zu steilen und rauhen Gebirgen. Im Süden und Südosten senkt er sich nach dem Stromgebiete des Tejo, welcher Beira südwärts von Alemtejo und südöstlich (am Coa) von dem spanischen Estremadura scheidet. Der westliche Theil heißt daher Beira-mar (See-Beira), der nordöstl. B. Alta (Ober-B.) und der südöstliche B. Baixa (Unter-B.). Auf einem Flächenraum von (nach Mannert's Karte) 461½ Q.M. oder (nach Campomanes Karte) 446½ Q.M., wohnen nach Ebeling 1,123,245 Menschen in 7 Cidades (Coimbra die Hauptstadt; Lamego, Viseu, Aveiro, Pinhel, Castello Branco, Guarda), in 230 Villas (darunter die Gränzfest. Almeida, s. d. A., Feira, Linhares, Covilha, und die festen Gränzplätze: Villa velha de Rodao, Monsanto und Sortelha), und in 1292 Kirchspielen.

Die natürliche Beschaffenheit des Landes ist sehr verschieden, am Meere flach, sandig und sumpfig; daher im Sommer ungesund, vorzüglich wenn der Mondego von dem Schneewasser der Gebirge austrit, und in der Nähe des Landsees, bei Aveiro in die Ausmündung eines Küstenflusses, des Vouga abfließt; doch ist, mit Ausnahme des Sandbodens, der ganze Strich vom Ausflusse des Mondego bis zu dem des Douro, ungemein fruchtbar und gut angebaut. Landeinwärts am Mondego erhebt sich ein Kalkgebirge, die Serra de Lousaa, die sich von Estremadura her nach Beira zieht, über den Mondego setzt, und sich in der Gegend um Coimbra verflächt. Von

der Louzãa wird Lissabon mit Schnee versorgt. Die Hügellandschaft um Coimbra und die reizenden Ufer des Mondego, wo die Quinta und der Quell der Thränen noch jetzt an die unglückliche Ines de Castro (s. d. A.) erinnern, bilden eine der schönsten Gegenden Portugals. Wo das Kaltgebirge aufhört, bedeckt eine reiche Vegetation die Hügel und Thäler; aber ost- und nordwärts steigt ein unfruchtbares Schiefergebirge an, welches gegen die östl. Gränze hin, an die 7 bis 8000 Fuß hohen Granitkuppen der durch ihre krystallhellen und stillen Bergseen (Lagoa escura, longa, redonda) und ihre Flora merkwürdigen (vom Grafen von Hoffmannsegg 1798 untersuchten und von Link beschriebenen) Serra de Estrella (s. Estrella), sich anschließt. Von diesen wasserreichen Granithöhen, in deren dunkeln Klüften etwas Schnee oft das ganze Jahr hindurch liegen bleibt, strömen eine Menge Bäche und Flüsse herab, die das blühende, von Dichtern oft besungene Thalland befruchten. Um jenen hohen Kern lagern sich unfruchtbare Berge von schiefrigem Sandstein, oft Grauwackeschiefer, reich an unbenutzten oder nicht mehr benutzten Erzgängen (Blei, Silber, Kupfer, Eisen, Zinn), die nördlich bis an den Douro, östlich bis an die spanische Gränze und südlich — eine traurige mit Cisten und Granitsand bedeckte Wüste — bis an den Tejo, den Charakter des Bodens bestimmen. Der Zug dieser Gebirge geht überhaupt (wie fast alle in Portugal) von Nordosten nach Südwesten. Ihre Ausdehnung gegen die spanische Gränze bietet zur Vertheidigung des Tejo wichtige Stellen dar, die Wellington im J. 1810 wohl benutzt hat, z. B. die auf der Serra de Murcella am Alva, auf der Serra de Busaco (s. d. A.) u. a. m. Dem Vordringen der französ. Heere unter Junot 1807, und unter Massena 1810, war überdies noch die Unfruchtbarkeit des östlichen Beira, welches Wellington im J. 1810 planmäßig verheeren ließ, sehr hinderlich.

Der Anbau des Landes ist fleißig, außer in dem nördlichen und besonders in dem östlichen Theile von Beira. In den flachen Gegenden ist die Maiscultur vorherrschend; bei Coimbra wird viel Weizen und Gerste, in den höheren und kalten Gegenden Roggen, in andern Sorgohirse (Holcus Sorghum), in dem Sumpflande auch etwas Reis erbaut. Bei Aveiro und Coimbra zieht man trefliches Gartengemüse, Mandelfrucht. Das Obst der Estrella ist das beste im Reiche, und die Orangen von Condeixa sind auch im Auslande berühmt. Coimbra hat Weinbau, doch ist das Gewächs auf den Bergen am Douro und bei Lamego edler. Die Alpenwiesen des Estrella sind wegen ihrer Viehzucht berühmt; die mit Cisten bewachsenen Gegenden haben viel Bienenzucht. Die Schafe von Estrella, welche im September in die Ebenen von Alemtejo ziehen und im Mai zurückkehren, geben nach den spanischen, die beste Wolle. Für die Schweinezucht, welche vorzüglich bei Visen die in England so geschätzten Lissabonner Schinken liefert, sind die Kastanienwälder wichtig. Theilweise fehlt es an Holz; doch gibt es an der Küste Wälder von Seetannen, und im Innern Fichten- und teutsche Eichenwälder. Am weitesten verbreitet ist der für dreijährigen Verbrauch hinreichende Olivenbau. Häufig sieht man die schöne portugisische Cypresse (Cupressus lusitanica) — im Wuchs der Ceder vom Libanon ähnlich —, welche von den hohen Gebirgen bei Goa zuerst hier bei Busaco angepflanzt wurde, und die nur in dem mittlern und kühlern Theile von Portugal (wie auch in England und Frankreich) gut fortkomt. Auch wächst in den Quintas, im Freien, der indianische Lorbeerbaum von Goa. Aus der reichen Flora der Gebirge nennen wir blos den prächtigen gelben Enzian (Gentiana lutea, portug. Argenciana), der in Portugal allein hier zu finden und sehr selten ist. Er wird (seiner Wurzel wegen) von den Hirten auf den steilsten Felsen der höchsten Gipfel gesammelt.

Bergbau gibt es in Beira nicht. Am Tejo bei Sarzedas, im Liça, ist die einzige Goldwäsche Portugals. Das Steinkohlenbergwerk, auf dem Vorgebirge Cabo de Buarcos, nördlich an der Mündung des Mondego, das sich weit unter das Meer hinzieht, aber schon zu Links Zeit wenig einbrachte, soll jetzt ganz unbedeutend seyn. Die Salzteiche (marinhas) der Insel Murraceira bei Figueiro, liefern viel Seesalz, das aber an Güte dem von Setuval nachsteht. An mehren Orten, z. B. bei Manteigas, am linken Ufer des Zezeré, bei S. Pedro do Sul (Banho de Lafoês) am Vouga, bei Touro, Penagarcia, Alcaftache u. a. a. O., entspringen heiße, zu Bädern benutzte Quellen aus dem Granit, und beweisen, daß unter diesen Steinlagern eine Glut lodert, welche dem Lande mit Erschütterungen und vulkanischen Ausbrüchen droht.

Die Einwohner sind meistens arm, am ärmsten in den Dörfern um Lamego; aber fleißig, redlich, munter und Gesang liebend. Die gewöhnliche Nahrung des Landmanns sind Kastanien und Maisbrod (Broa), Fabriken und Handel sind unbedeutend. Der wichtigste Fabrikort ist Covilha. Wichtig ist die Fischerei, besonders die von Sardinen bei Aveiro. Ausgeführt werden Öl und Mais (von Coimbra), Orangen, Viccbohnen (Dolichos Catjang. Linn.), Schinken, Schafkäse, Salz, Wolle, Honig, Wachs, Schnee, Mühlsteine, Töpferwaren und einige Kleinigkeiten. Etwas Speditionshandel haben Ovar und Aveiro. Für den Binnenhandel gibt es eine wichtige Messe zu Viseu.

Die Provinz Beira ist in 11 Correicões (Gerichtsbarkeiten) eingetheilt. Gegenwärtig führen die älteste Infantin des Königs, Marie Theresie (geb. 1793), Witwe des Infanten von Spanien D. Peter, und die Tochter des Kronprinzen, Johanna Charlotta (geb. 1819) den Titel: Prinzessin von Beira. (*Hasse.*)

BEIRAM بيرام, oder auch **Bairam** ist der türkische Name der beiden großen Feste, welche der Islam am 1. des Monats Schewal (als dem Ende der Fasten), und am 10. des Monats Silhidsche (als am Opferfeste der Wallfahrt nach Mekka) feiert. Jenes heißt der große, dieses der kleine Beiram, sie folgen wie Ostern und Pfingsten auf einander. (*v. Hammer.*)

BEIRAM (Hadschi), حاجی بیرام, der Name eines großen türkischen Heiligen, Scheiches und Stifters des nach ihm benanten Ordens der Derwische Beirami, geboren im Dorfe Sal in der Nähe des Flusses Tschu-

bukschu bei Angora, und in der Nähe dieser Stadt begraben, wo sein Grab ein vielbesuchter Wallfahrtsort ist. Er starb im J. d. H. 876 (1471). (Aali). (*v. Hammer.*)

BEIRAMPASCHA بيرام باشا, dessen eigentlicher Name David Paschali Beiram Tschelebi ist, Großvezier des Sultans Murad IV. der sich vom gemeinen Janitscharen zur obersten Würde des Reiches empor schwang, die er, nachdem er die Statthalterschaften von Ägypten und Rumili und die Stelle eines Kaimakam begleitet hatte, im J. d. H. 1046 (1636) erhielt. Er ordnete die Zurüstungen zum Feldzuge gegen Eriwan an, begleitete den Sultan auf dem Marsche, und starb eine Tagereise vor Roha (Edessa), im J. d. H. 1048 (1638). Sein Leichnam wurde nach Konstantinopel gebracht, und in dem von ihm selbst erbauten Mausoleum in der Nähe von Awretbasar bestattet. Außerdem hinterließ er noch manche fromme Stiftungen und Gebäude als Denkmale verdienstvoller Thätigkeit (Feslike). (*v. Hammer.*)

BEIREIS (Gottfried Christoph), herzogl. braunschweigischer Leibarzt und Hofrath, Professor der Naturgeschichte, Physik, Botanik, Therapeutik, Chemie, Chirurgie und Pharmaceutik zu Helmstädt, zugleich in vielfacher Hinsicht eine der ungewöhnlichsten Erscheinungen in der Menschenwelt, war den 28. Febr. 1730 in der ehemaligen freien Reichsstadt Mühlhausen in Thüringen geboren. Ein ungewöhnlicher Ernst, eine außerordentliche Reizbarkeit, glühende Imagination und Lebhaftigkeit des Geistes, verbunden mit dem treuesten Gedächtnisse und großer Wißbegierde, die schon den Knaben, wie nachher den Jüngling und den Mann auszeichneten, bestimten den Vater, der in Mühlhausen die Stelle eines Polizeidirectors bekleidete, der wissenschaftlichen Erziehung und Ausbildung seines Sohnes allen Fleis zu widmen. Dieser hatte in alten und neuen Sprachen, in Mathematik, Physik und Geschichte, und nebenbei in Musik und selbst in gymnastischen Übungen es ungemein weit gebracht, als er 1750 die Hochschule zu Jena bezog, wo er nach dem Wunsche seiner Mutter (der Vater war 1745 gestorben), drei Jahre lang, die Rechte als Brodwissenschaft, aus Neigung aber Mathematik, Physik, Chemie und Medizin studirte, und auch schon damals das Professoramt im Augen hatte. Bereichert mit einer Fülle von Kentnissen in den verschiedensten Fächern der Wissenschaften, verließ er Jena, und begab sich auf Reisen. Die Mittel zur Bestreitung der nöthigen Kosten verschaften ihm, der freiwillig auf alle häusliche Unterstützung verzichtete, und selbst seiner Mutter in ihren beschränkten Umständen Gutes erwies, seine chemischen Versuche in Farben, besonders die Erfindung einer schönen rothen Farbe, die wegen ihrer Ähnlichkeit mit dem gewöhnlichen aus thierischem Stoffe bereiteten Carmine, zwar auch mit diesem Namen belegt wurde, ihren Grundstof aber im Mineralreiche hatte. Der Verkauf dieser Farbe nicht nur, sondern auch die Abtretung vortheilhafter chemischer Geheimnisse an Fabriken und einzele Personen gegen ein angemeßnes Honorar, verschaften ihm überflüssig, was er bedurfte. Auf den Reisen selbst, auf denen er bis nach Ägypten gekommen seyn wollte, die aber wahrscheinlich nicht über Frankreich, Italien, die Schweiz, Holland und mehre Theile von Teutschland hinaus gingen, liegt in Hinsicht auf ihr Detail, ein undurchdringlicher Schleier, den der mysteriöse Mann zu lüften nicht geneigt war. Im September 1756 kam er unvermuthet nach Thüringen zurück, und brachte noch eine Kiste voll von seiner schönen rothen Farbe, und bedeutende Summen Geldes mit, wodurch er zuerst den Ruf von seinem Reichthume begründete, von dem in der Folge viel Übertriebenes verbreitet wurde. Im October dieses Jahres begab er sich nach Helmstädt, ließ sich als Student einschreiben, und studirte (vornehmlich unter Heister) mit solchem Eifer medizinische und chirurgische Wissenschaften, und erwarb sich daneben durch eine glückliche Behandlung von Kranken so viel Ansehn und Zutrauen, daß er schon im April 1759 zum ordentlichen Professor der Physik erwählt wurde, ohne zuvor ein außerordentliches Lehramt bekleidet zu haben. Im J. 1762 erhielt er das ordentliche Lehramt der Medizin, und 1767 den Charakter eines herzogl. braunschweigischen Hofraths. Ein Jahr darauf wurde ihm auch der chirurgische Lehrstuhl übertragen, und 1802 ernante ihn der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig zu seinem Leibarzte. Seine Thätigkeit und Anstrengung als akademischer Lehrer, die bis ins höchste Alter ununterbrochen fortdauerte, war eben so groß als verdienstlich, indem er die Naturlehre in ihrem ganzen Umfange vortrug und durch Experimente erläuterte, über Naturgeschichte im Allgemeinen und in ihren verschiednen Zweigen, las; die Botanik in Verbindung mit Exkursionen lehrte; mineralogische, und insbesondre metallurgische Vorlesungen, und über die Bergwerkskunde, hielt; in der theoretischen und Experimentalchemie Unterricht gab; der Zymotechnik und der Farbenlehre einige Stunden widmete; in der Ökonomie, Gartenkultur, Forstwissenschaft unterrichtete; die Grundsätze der Naturlehre und der Mathematik auf die Optik, Hydrostatik, Hydraulik und Mechanik, bei dem Vortrage dieser Wissenschaften, anwandte, Halotechnik docirte: daß er außer diesen, zum Theil von seinen eigentlichen Fächern sehr entfernt liegenden Vorträgen, auf den eigentlichen Gegenstand seines Lehramtes, die medizinischen Kollegien im ganzen Umfange des Worts, sein besondres Augenmerk richtete, und doch daneben noch Zeit zu gewinnen wußte zu Lehrstunden über Musik, Ästhetik, Malerei, Numismatik, besonders der Alten, Anleitung mit Nutzen zu reisen u. s. w. Die Nützlichkeit aller dieser Vorlesungen, die sich durch Gründlichkeit, logische Genauigkeit, warmen Eifer und einen belebten Vortrag charakterisirten, wurde sehr erhöht durch die wichtigen und seltnen Samlungen von Natur- und Kunstschätzen, die Beireis besaß, und durch seine ansehnliche Bibliothek. Sein ganzes großes Haus, das er allein mit einem Bedienten bewohnte, dessen Frau seinen einfachen Haushalt besorgte (denn er blieb unverheirathet), war mit Produkten der Natur und Kunst ganz angefüllt, und enthielt Schätze, wie sie nie ein Privatmann in Teutschland beisammen hatte. Seine in 17 Kabinete vertheilten Samlungen erstreckten sich auf Gemälde, Münzen, Instrumente, Automate, physische Präparate und Naturalien aller Art. Unter ihnen zeichneten sich besonders aus: die physiologisch-anatomischen Präparate, und unter diesen,

als einzig, die von dem berühmten Lieberkühn injicirten; eine große Samlung von Gemälden, worin viele Originalien der größten Meister, insbesondere von der teutschen Schule befindlich waren; die Naturalien-, insonderheit Mineralien-Samlung; die astronomischen, mathematischen und physikalischen Instrumente, worunter sich die für die Geschichte der Erfindungen merkwürdigen Instrumente des Otto von Guerike befanden; der chirurgische Apparat, größtentheils aus dem Heisterschen Nachlasse; das Münzkabinet, welches viele schöne wohlerhaltene Exemplare aus dem Alterthum, auch viele Goldmünzen enthielt; die Hahnsche Rechenmaschine, die Vaucansonschen Automate, eine sogenante Zauberuhr von Droz und das mechanische Kabinet überhaupt *). Beireis war sehr gefällig, einer Menge Besuchender, unter denen oft auch fürstliche Personen waren, seine Kunstschätze zu zeigen, die er aber mit auffallender Charlatanerie selbst zu rühmen und ungemessen als einzig, unübertreflich und unbezahlbar zu preisen pflegte **). Es war überhaupt eine auffallende Schwäche an Beireis, daß er seinen Reichthum gern zur Schau legte. Er bediente sich in dieser Hinsicht prächtiger Meubles, servirte seine Gäste auf Silber, brachte angeheure Stangen Goldes in seine Kollegien, trug kostbare Ringe an den Fingern, und behauptete, daß er immer wenigstens 10,000 Thlr. vorräthig habe, um in vorkommendem Falle für seine Kabinette wichtige Acquisitionen zu machen. Viele seiner Zeitgenossen hielten ihn deshalb für eine Art von Wunderthäter, oder für einen in geheimen Künsten wohl bewanderten Adepten, dem nichts unmöglich sey. Aber nicht die Kunst Gold zu machen, wie er wol zuweilen rühmte, auch nicht der Zauberei, wie Aberglauben und Unwissenheit zu behaupten geneigt waren, sondern seiner ausgebreiteten medizinischen Praxis, den hohen Kollegiengeldern, besonders für Privatissima, und wol am meisten seinen chemischen Erfindungen verdankte er die Mittel zur Anschaffung der vielen und kostbaren Natur- und Kunstschätze, die er besaß. Zu diesen Erfindungen gehörte, außer der oben genanten rothe Farbe, eine den Indigo ersetzende blaue Farbe auf Tuch, und ein chemischer Prozeß, der aus dem Kobalte ging, für dessen Mittheilung ihm von einer sächsischen Bergwerksbehörde mehre 1000 Thlr. geboten wurden; ferner, eine Methode ohne Potasche blau zu färben, wofür ihm ähnliche Anträge gemacht waren; ein vorzüglich schönes rothes und blaues Sigellack; die Fabrikation eines wohlfeilen und guten Essigs, und eines Brantweins, der an Geschmack und Geist vom echten Franzbrantwein nicht zu unterscheiden war, u. dgl. m.— Als ungemein glücklicher prattischer Arzt hat er sich in einem weiten Umkreise sehr verdient gemacht, wobei die Uneigennützigkeit zu rühmen ist, mit der er auch dem Ärmsten diente †). Auswärtigen, die sich häufig an ihn wandten, seinen Beistand nie versagend, unternahm er noch im hohen Alter Krankenreisen bis nach Hanover, und selbst nach Berlin. Bei einem reizbaren Gefühle, einem heftigen Temperamente, einem ungemäßigten Ehrgeize und viel Eitelkeit, besaß er ein menschenfreundliches Herz und thätiges Wohlwollen gegen Jedermann. Hohe Frömmigkeit, fast an Bigotterie gränzend, war das Grundprincip seines moralischen Charakters. Treu und fest hing er an den Dogmen der geoffenbarten Religion, vertheidigte die Lehren und Erzählungen der Bibel mit lebhaftem Eifer, und, die angezeigten Schwächen ausgenommen, war über seine Redlichkeit und Rechtschaffenheit nur Eine Stimme. In Gesellschaften ward er, trotz seiner altmodischen Kleidung, sehr gern gesehen, da sein leichter, gefälliger und treffender Witz alle Anwesenden erheiterte. Überhaupt war seine Unterhaltung lehrreich und angenehm, geistvoll und lebendig, reich an Gelehrsamkeit und Wissenschaft, aber auch prunkend. Öffentliche Vergnügungsörter pflegte er nicht zu besuchen, denn der größte Theil seiner Zeit war seinen Vorlesungen, deren er manchmal bis auf 13 hielt, einer medizinischen Praxis, wie sie selten ein Arzt hatte, dem ausgebreitetsten Briefwechsel mit Kranken nicht nur, sondern auch mit Gelehrten, Künstlern, Alchemisten &c., die sich häufig an ihn wandten, den zahlreichen Besuchen von Fremden, die seine Merkwürdigkeiten sehen wollten, chemischen Arbeiten und dem Fortschreiten in wissenschaftlicher Erkentniß gewidmet. Vom frühen Morgen bis in die späteste Nacht, worin er öfters kaum drei Stunden des Schlafes genoß, war jeder Augenblick bei ihm ausgefüllt, und selbst zu seinen Mahlzeiten gönte er sich kaum eine Viertelstunde, wobei er noch dazu zu lesen pflegte. In seiner Lebensweise äußerst einfach und mäßig, erreichte er ein Alter von 80 Jahren, und starb d. 17. Sept. 1809, nachdem er kurz zuvor noch den Jubeltag der Doctorwürde und der 50jährigen Amtsführung als Professor mit jugendlicher Kraft und Munterkeit gefeiert hatte. Seine mathematischen, astronomischen und physikalischen Instrumente hatte er testamentlich der Universität Helmstädt vermacht, aber seine übrigen Samlungen und seine große Bibliothek wurden zerstreut, und seine chemischen Erfindungen gingen größtentheils mit ihm zu Grabe. Denn was er der Welt in Schriften mittheilte, ist von geringer Bedeutung. Außer einigen Dissertationen, physiologischen Inhalts, und

*) Einiges von Beireis Apparate ist beschrieben in Fabri's geogr. Magaz. 8. St. 461—466. und in den Zeitgenossen 8. St. 117-122. **) Dies war besonders der Fall mit einem ungeheuern roben Diamant, größer als ein Hühnerei und 6400 Karat am Gewicht haltend, den er den Neugierigen zu zeigen pflegte. Beireis versicherte, ihn aus Ostindien, wo er lange versteckt gelegen, glücklich herbei geschaft zu haben. War der Stein echt, so konte er freilich von allen Monarchen Europens zusammen nicht bezahlt werden. Er habe, pflegte er ferner zu erzählen, den Stein der chemischen Feuerprobe unterworfen, und die Verminderung, die er dadurch erlitten, betrage den Werth von sechs Millionen Thaler. Würde man ihn zu einem Brillianten schleifen lassen, so würde das Schleifen allein eine halbe Million Thaler kosten. Das alles war aber nur Prahlerei gegen besseres Wissen. Wenn Fremde zu ihm kamen, unter denen er einen Chemiker oder Mineralogen vermuthete, so wußte er immer eine Ausflucht, die ihn der Verlegenheit überhob, den Stein zu zeigen. Doch war der Obermedizinalrath Klaproth in Berlin so glücklich ihn zu sehen, und er fand nichts weiter darin, als ein übrigens durch seine Größe ausgezeichnetes Topasgeschiebe, dergleichen kleinere hie und da in Samlungen unter dem Namen madagaskarische Kiesel vorkommen. Dieser angebliche Diamant hat sich nach Beireis Tode nicht gefunden. Er selber soll ihn durchs Feuer vernichtet haben.

†) Überhaupt soll ihm, nach Aussage einer seiner Zuhörer und sorgfältigen Beobachter, die Praxis mehr Ehre als Geld gebracht haben. (*H.*)

einer Rede De notis, quibus numi antiqui genuini a fictis discerni queant. Helmst. 1793. 8. lieferte er nur Aufsätze zu der in Helmst. von Schirach, Henke, Bruns und Günther unter den Titeln: Ephemerides, Commentarii etc. herausgegebenen gelehrten Zeitung, einige Abhandlungen über Gegenstände der Kunst in Meusel's Miscellaneen; desgleichen über naturhistorische und physikalische Merkwürdigkeiten und Entdeckungen in den Schriften der berliner Gesellschaft naturforschender Freunde, und Einiges in der leipziger Monatsschrift von Leske, Funk und Hindenburg. Außer den gedruckten Dissertationen haben sich unter seinen Papieren die Concepte von 15 öffentlich gehaltenen Reden von nicht unwichtigem Inhalte, und mehre kleine Gedichte gefunden, die, wenn sie gleich nicht einen höheren Genius der Poesie beurkunden, doch nicht ohne interessante Gedanken und angenehme Bilder seyn sollen. Besonders glücklich war er in Chronodistichis, und ohne sich lange zu besinnen, konnte er den Sinn eines Verses auf drei- bis vierfache Weise in teutscher und lateinischer Sprache ausdrücken. Sein hinterlassenes Vermögen, das anfänglich zu 150,000 Thlr. angegeben wurde, betrug kaum die Hälfte dieser Summe *). (*Baur.*)

Beirut, s. Berytus.

Beisasse, s. Bürger- u. Stadtrechte.

Beischeer, s. Konieh.

Beischlaf, Beischläferin, s. Concubinat u. Zeugung.

BEISITZER (Assessores), nent man die Mitglieder der administrativen und gerichtlichen Kollegien, an deren Spitze ein Direktor, Präsident, oder sonstiger Vorstand sich befindet. — Man unterscheidet in dieser Hinsicht, Beisitzer mit Sitz und Stimme, und Beisitzer, welche zwar Sitz im Kollegio, aber doch keine Stimme, wenigstens keine entscheidende, sondern nur eine berathende Stimme haben. Die Abstufung beider Klassen von Beisitzer, ist nach der besondern Organisation der einzelen Kollegien in den einzelen Staten, sehr verschieden, und eben so verschieden ist ihre Benennung. So z. B. heißen die Beisitzer der administrativen Kollegien, Regirungsräthe, Finanzräthe, Domänenräthe, Zollräthe, Postráthe, Salinenräthe, Bergräthe u. s. w.; die der gerichtlichen Kollegien, Oberappellationsräthe, Justizräthe, Hofräthe, Kanzleiräthe, Oberlandesgerichtsräthe, Hofgerichtsassessoren u. s. w. So z. B. unterscheidet man bei denen, welche Sitz und Stimme haben, ordentliche und außerordentliche, je nachdem letztre über die Zahl der fundirten wirklichen Stellen angesetzt sind, und erst nach und nach in jene fundirten Stellen, der Anciennetät nach, einrücken können. Und so finden endlich, in Betref der Beisitzer ohne Stimme gleichfalls mannigfache Abstufungen Statt, die dann wieder mit eigenthümlichen Namen z. B. Auditoren, Referendarien, Auscultatoren u. s. w. bezeichnet werden. — Nach römischem Rechte waren alle Assessoren bei gerichtlichen Stellen, ohne entscheidende Stimme, wiewol sie eine berathende hatten, denn die Gerichtsbarkeit war bei den Römern nur das Attribut des Richters, nicht eines aus mehren gleichbefugten Mitgliedern zusammengesetzten Gerichts. Bei uns ist es anders, und so vertrit auch immer der älteste Beisitzer die Stelle des Vorstandes in dessen Abwesenheit. (*Spangenberg.*)

BEISPIEL, nent man jedes Besondere, welches zu dem Zwecke vorgestellt wird, einen allgemeinen Satz zu bewähren, zu erläutern, und die Anwendung desselben zu befördern. Ein allgemeiner Satz ist entweder ein Gesetz der Vernunft, eine Regel des Verstandes, oder nur erfahrungsmäßig und allgemeine Behauptung. In dem ersten Falle, wo eine eigentliche Bewährung nicht nöthig ist, dienen Beispiele nur zur Erläuterung, sind eine bloße Hinweisung auf Einzeles, um die Richtigkeit der Regel daran bemerkbar zu machen; in dem andern Falle, wo Bewährung und Beglaubigung nöthig ist, sollen sie häufig die Beweise ersetzen, und thun es durch Berufung auf Erfahrung und Auctorität, wobei es an Ausnahmen von der Regel nie fehlen kann, für die sich denn wieder Beispiele anführen lassen. Man sieht, daß in diesem letzten Falle von den Beispielen nur ein behutsamer Gebrauch gemacht werden darf, wenn nicht, mit oder ohne Bewußtseyn, durch Erschleichungsfehler ein Satz zum allgemeinen erhoben werden soll, der es nicht ist. Um so behutsamer muß man damit seyn, da jedes Beispiel dient, das Urtheil in einzelen Fällen zu bestimmen, wodurch es im Praktischen den entschiedensten Einfluß gewint. Was man aber von der Macht des Beispiels im Leben sagt, das gilt von jedem Beispiel. Das Beispiel, als das Anschaulichere, drückt sich gewöhnlich dem Gemüth tiefer ein als die allgemeine Regel selbst, oder vergegenwärtigt sich wenigstens allezeit so sehr mit derselben, daß es im Praktischen durchaus als Muster, als Vorbild dient, gleichsam als die sinnliche, lebendige Regel selbst. Von dem Beispiel abstrahiren die Meister die Regel, und darum komt auf das gute oder böse Beispiel so viel an, und bei der Überhandnehmung böser Beispiele wird dann ein Beispiel heilsamer Strenge nöthig, woran die, welche bösen Beispielen folgten, sich ein Beispiel nehmen sollen. Die Entwickelung dieser im Leben gewöhnlichen Ausdrücke zeigt, daß die meisten Menschen nach dem Besonderen, welches sich ihrer Bemerkung aufdringt, urtheilen, daß sie durch diese Urtheile ihre eignen Handlungen bestimmen, daß ihnen dann gezeigt wird, sie hätten sehr mit Unrecht das Besondere zur allgemeinen Regel erhoben, daß die Verletzung der allgemeinen Regel an ihnen bestraft, und eben dadurch die allgemeine Regel allen andern zur alleingiltigen Richtschnur, zum Muster, aufgestellt wird.

Öfters sagt man, ein Exempel statuiren, statt ein Beispiel von Strenge geben, und gebraucht überhaupt das lateinische Wort Exempel statt Beispiel. Nur Kant wollte zwischen beiden unterschieden wissen, und sagt (Metaph. der Sitten 167.): „Exempel ist

*) Hall. Lit. Ztg. 1809. No. 337. u. 351. Wieland's neuer teutsch. Merkur 1809. Nov. 172 — 188. Jahrg. 1810. Mai 56 — 79. Pahl's liter. Eilbote 1810. No. 15. J. K. Sybel's biographische Nachrichten über den verstorbenen Hofrath Beireis, enthalten viel Unrichtiges; Hauptquelle hingegen ist die Biographie von Dr. J. J. H. Bücking im 8. Heft der Zeitgenossen S. 67 — 122. Biogr. univ. T. IV. Meusel's gel. Teutschl.

ein besonderer Fall von einer praktischen Regel, sofern diese die Thunlichkeit oder Unthunlichkeit einer Handlung vorstellt; hingegen ein Beispiel ist nur das Besondre (concretum) als unter dem Allgemeinen nach Begriffen (abstractum) enthalten." Campe hat hingegen schon sehr richtig bemerkt, daß durchaus kein wesentlicher Unterschied Statt finde, daß die Begriffe selbst wesentlich einerlei und nur die Nebenbegriffe verschieden seyen. „In beiden Fällen, sagt er, meint man nur einen einzelen Fall, der eine allgemeine Regel anschaulich macht oder erläutert. Die erwähnten Nebenbegriffe werden durch die verschiedenen Zeitwörter Nehmen und Anführen hinlänglich angedeutet." Der Unterschied, welchen Kant im Sinne hatte, bezieht sich eigentlich auf den Unterschied zwischen theoretischen und praktischen Beispielen, von denen, wie man stillschweigend anzunehmen scheint, die ersten blos zur Erläuterung, die andern zur Nachahmung aufgestellt würden. Diese Unterscheidung selbst aber ist nicht statthaft, indem jedes Beispiel zur Erläuterung eines Allgemeinen, zugleich aber auch zu dem Zwecke der Nachahmung dient, es sey im Theoretischen oder im Praktischen; es macht allezeit die allgemeine Regel anschaulich in einem besonderen Falle, damit dieser der Beurtheilung als Maßstab für alles Besondere, und dem Verfahren als Richtschnur diene, um es der allgemeinen Regel um so gewisser gemäß zu machen. Die Hauptsache ist jedoch, daß die allgemeine Regel nicht fehle, denn sonst wird ohne Princip der Beurtheilung, das einzelne Beispiel zum unbedingten Muster und Vorbild, und dies ist die Ursache aller Manier und sklavischen Nachahmung, dieser beiden mächtigen Stützen des Schlendrians. (*Gruber.*)

Beissen, s. Fresswerkzeuge u. Zähne.

Beisskäfer, s. Anthia.

Beistand, im Allgem. s. Hilfe.

Beistand, gerichtl., s. Advocat u. Anwalt.

Beistimmung, s. Beifall.

Beitage, s. Graubündten.

BEITARIDES oder EBN BEITAR, ist der gewöhnliche Name eines arabischen Naturforschers aus dem 13. Jahrhundert. Eigentlich hieß er Abdallah ebn Achmed Dsiaëddin, war aus Malaga gebürtig, hatte große Reisen durch die Morgenländer gemacht, und ward späterhin Leibarzt des berühmten Saladin, Sultans von Ägypten. Er starb nach Abulfeda (bei *Casiri* bibl. escurial. 1. p. 276.) im J. 1248. Sein Hauptwerk, eine Materia medica, zwar nach Dioskorides, aber mit eigenen Bemerkungen von Wichtigkeit, ist weder im Druck erschienen, noch übersetzt. Es sind mehre Exemplare desselben in der pariser Bibliothek, worunter auch ein mit syrischen Scholien: auch die Leidener, die Bodley'sche und die Bibliothek des Escurial besitzen Abschriften. Bochart benutzte bei seinem Hierozoicon eine Handschrift, die Salmasius von Peiresc erhalten. Tournefort meinte indeß, das Werk des Arabers sey bloße Kompilation. Ein einzeles Kapitel aus demselben: de limonibus übersetzte Alpagus, und Valcarenghi gab zu Cremona 1758. 4. eine neue Auflage desselben mit Kommentarien heraus. (*Sprengel.*)

BEITELSTEIN (Botestagno), Bergschloß und Gericht im tyroler Kreise Brunecken, im Pusterthale, mit 2000 Selen; der daran liegende Marktfl. Haiden oder Ampezzo hat gute Nahrung von der durchgehenden Landstraße nach Italien und treibt überdies Holzhandel. (*H.*)

BEIT-EL-FAKIH بيت الفقيه, (Haus oder Sitz des Gelehrten), Name eines südarabischen Distrikts und seiner Hauptstadt, zwischen Zebid und Hodeida, (15 und 14° nördl. Br.). Das Amt selbst, in dem der alte Hafen Ghalefka durch Korallenbänke unbrauchbar geworden ist, zeichnet sich durch Reichthum an Bergbächen oder Wadis, und an Durra, kleinem Mais (holcus) aus, der dort fast allein zur Nahrung dient; die Stadt, weitläufig und groß, in vorigem Jahrhundert von einem Heiligen Ahmed Ben Musa erbaut, und den alten arabischen Geographen unbekant, ist berühmt durch einen außerordentlichen Handel mit dem besten Kaffee, zu dessen Besorgung sich hier jährlich eine Menge Kaufleute, aus Ägypten, Syrien, Persien, Indien, Habesch, selbst Marocko und Europa vereinigen, deren Kommissionärs die Banianen, oder indische Kaufleute sind. Die Einwohner sind hier weniger mistrauisch und gegen Reisende gefälliger als anderwärts. Sie stehen unter einem Dola oder Statthalter des Imans von Sana, des Königs von Jemen; vgl. Jemen *). (*Rommel.*)

BEITH, Stadt in der britischen Shire Ayr in Scotland, dessen Kirchspiel zum Theil zur Shire Renfrew gehört. Der Ort hat 2560, das Kirchspiel 4050 Einw., deren Haupterwerb in Baumwollenarbeiten besteht; fast das ganze weibliche Geschlecht beschäftigt sich am Tamburin mit dem Sticken der Musseline für die Manufakturen zu Paisly und Glasgow, und 323 Stühle arbeiten in baumwollnen Zeuchen. Die Bleichen und Färbereien des Zwirns sind von großem Umfange. Man hält außer den Wochenmärkten, die lebhaft besucht werden, auch einen Jahrmarkt, worauf besonders Pferde von der Clydesdaler Zucht ausgeboten werden, hat bedeutende Kalkbrennereien und verarbeitet den in der Nachbarschaft gebrochnen Marmor zu Tischplatten und s. w. (*Hassel.*)

BEITLER (Wilhelm Gottlob Friedr.), russisch kaiserl. Hofrath, Doctor der Rechte und Professor der Mathematik am Gymnasium zu Mitau, geb. den 17. Febr. 1745 zu Reutlingen im Königreich Wirtemberg. Er studirte Rechte und Mathematik zu Tübingen, und wurde 1767 Doctor und Hofgerichtsadvokat. Aus Liebe zur Mathematik und Astronomie folgte er einem Rufe der Gräfin Skorzevska nach Großpolen, die er in dieser Wissenschaft unterrichtete, ging 1773 in sein Vaterland zurück, kam aber bald, auf Sulzers Empfehlung, als Professor der Mathematik nach Mitau, und wurde 1778 zugleich Astronom der Petrinischen Akademie daselbst. In beiden Verhältnissen machte er sich ungemein verdient, und erwarb sich einen bedeutenden Platz unter den neuern Astronomen. Mit sehr gründlichen Kentnissen und einer ausgezeichneten Lehrgabe verband er auch einen höchst liebenswürdigen, wohlwollenden Charakter,

*) Niebuhr's Reise, Theil II. Beschreibung von Arabien, S. 226. *Otter, de la Roque* u. s. w.

und starb den 24. Sept. 1811, als der letzte von den Professoren, welche das Gymnasium in Mitau gründen halfen. In den Annalen der neueren Astronomie ist sein Name ehrenvoll verzeichnet, denn eine große Zahl wichtiger Beobachtungen von ihm findet man in den Mém. de l'acad. roy. des sciences et belles lettres à Berlin, den Nov. actis academiae scient. imp. Petropolitanae, den Mém. de l'acad. des sciences de Paris, den Ephemeridibus Vindobonensibus, in Bode's astronomischem Jahrbuche, Hindenburgs Archiv &c. Seine Beobachtungen der Verfinsterungen des dritten Jupiters-Trabanten, sind in den Mém. de l'acad. de Paris année 1787. p. 188. angezeigt, und werden daselbst von de la Lande zur Verbesserung der Theorie angewandt; so wie seine Beobachtungen des ersten Jupiters-Trabanten von de Lambre bei Verfertigung seiner vortreflichen Trabanten-Tafeln gleichfalls, nebst andern ausgesuchten Observationen, zu Grunde gelegt wurden. Einige seiner wichtigsten Beobachtungen sind von mehren Astronomen untersucht, berechnet, zu Bestimmung der geographischen Längen angewandt, und die Resultate hievon in verschiedenen Schriften bekant gemacht worden. Siehe z. B. die in den Philosophical Transactions Vol. XVII. p. 1. 1789. eingerückte Abhandlung des Professor Piazzi zu Palermo. Eine Nova analysis aequationum cubicarum erschien von ihm 1778 zu Mitau in 4., und nach seinem Tode wurde, aus dem mitauischen Kalender, von ihm besonders gedruckt: von den Planeten unsers Sonnensystems. Mitau 1811. 8. *). (*Baur.*)

Beitreiben, verlornes Treiben, s. Jagen.

BEITÖNE. 1) Dies Wort wird theils in akustischem, theils in harmonischem Sinne verschiedentlich gebraucht. I. In akustischem Sinne versteht man darunter diejenigen Töne, welche ein klingender Körper, außer seinem, durch die einfachste Schwingungsart erzeugten, tiefsten, oder sogenanten Grundtone, mittelst anderer Schwingungsarten, noch zu erzeugen vermag, und welche also allemal höher als der Grundton sind. Wir wollen die Lehre, von den Beitönen im akustischen Sinne, zuerst an klingenden Saiten darlegen, weil sie sich hier am leichtesten anschaulich machen läßt. 2) Wenn man auf den Mittelpunkt einer fortwährend ertönenden Saite leise den Finger legt, so, daß man sie nur eben berührt, ohne sie ganz fest zu halten, und sie nun nicht mehr ihrer ganzen Länge nach schwingen kann, wie Fig 1., sondern sich in zwei Hälften theilt, deren jede für sich allein schwingt, wie bei Fig. 2.,


Fig. 1.
Fig. 2.

*) Zu Beitlers Andenken. Mitau 1811. 4. Leipz. Lit. Zeit. 1812. No. 196. Meusels gel. Teutschl. Bernoulli's Reisen durch Brandenburg &c. 3 Th. 231.

so verwandelt sich ihr Ton in die Oktave desjenigen, den sie im Ganzen angegeben hatte, weil nämlich aus der einen Saite nun zwei von halber Länge geworden sind. Eine jede der zwei Hälften macht zwei Schwingungen in derselben Zeit, in welcher die ganze Saite nur Eine vollbrachte, und der Ton dieser zwei Hälften ist mithin noch einmal so hoch, als der der ganzen Saite war, d. h., er ist die Oktave des Grundtones. Wenn z. B. der Ton der ganzen Saite C war, so ertönt, nach solcher Theilung, statt C, nunmehr c; oder eigentlich, statt des einen C, ertönen jetzt zwei c. — Setzt man auf ähnliche Art den Finger auf $\frac{1}{3}$, oder $\frac{2}{3}$ der Saite, so schwingt dieselbe, statt zuvor im Ganzen, nunmehr in drei Drittheilen Fig. 3.

Fig. 3.

Jedes dieser Drittheile macht also eigene Schwingungen, deren drei auf die Dauer einer einzigen Schwingung der ganzen Saite gehen, und es erklingt ein Ton, welcher nur $\frac{1}{3}$ so tief, d. i., dreimal so hoch ist als der Grundton, dessen Höhe sich zu der des Grundtons verhält, wie 3 zu 1, kurz, die Quinte der Oktave des Grundtons: also g, wenn der Grundton C war. — Setzt man eben so den Finger auf $\frac{1}{4}$ oder $\frac{3}{4}$, und theilt so die Saite in Viertheile, so erscheint der Beiton $\bar{c}$, und auf ähnliche Weise ertönen, beim Aufsetzen des Fingers auf $\frac{1}{5}$, $\frac{2}{5}$, $\frac{3}{5}$, $\frac{4}{5}$, — auf $\frac{1}{6}$, $\frac{5}{6}$, — auf $\frac{1}{7}$, $\frac{2}{7}$, $\frac{3}{7}$, $\frac{4}{7}$, $\frac{5}{7}$, $\frac{6}{7}$, — u. s. w., die nachstehend verzeichneten Beitöne:

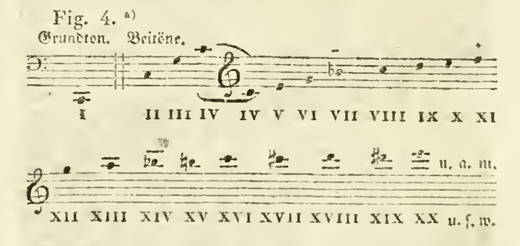


Fig. 4. a)

Die Reihe dieser Töne komt, in Ansehung ihrer steigenden Höhe, wie man sieht, mit dem Verhältniß der natürlichen Zahlenfolge: 1, 2, 3, 4, 5, u. s. w. überein, indem die Tonhöhe, oder die Geschwindigkeit der Schwingungen des Tones C, sich zu der des Tones c verhält wie 1 zu 2, c zu g wie 2 : 3, u. s. w.

Eine noch vollständigere Übersicht der durch fortgesetzte Theilung der Saite entspringenden Beitöne, welche zugleich auch die Unterordnung ihrer Schwingungs-Verhältnisse anschaulich macht, möchte am füglichsten in folgender Tabelle gegeben werden:

Fig. 4. [b)]

c u. s. w.																
XXXII u. s. w.																
c	des / cis	d	es / dis	e	•	f+	•	g	as / gis	a—	•	b— / ais—	•	h	•	c
XVI	XVII	XVIII	XIX	XX	XXI	XXII	XXIII	XXIV	XXV	XXVI	XXVII	XXVIII	XXIX	XXX	XXXI	XXXII
c		d		e		f+		g		a—		b— / ais—		h		c
VIII		IX		X		XI		XII		XIII		XIV		XV		XVI
c				e				g				b— / ais—				c
IV				V				VI				VII				VIII
c								g								c
II								III								IV
C																c
I																II

Man kann diese Töne, weil sie durch die Theilung einer Saite in ihre Aliquoten, in ihre ersten Verhältnißtheile, zum Vorscheine kommen, sehr sachgemäß Aliquot-Töne, oder Theiltöne nennen. Manche nennen sie auch akustische Töne. Wieder Andere wollen sie harmonische Töne heißen, franz. sons harmoniques, oder kurzweg les Harmoniques, weil sie, namentlich Rameau, und nach ihm d'Alembert, auf den Einfall gerathen waren, das Princip aller Harmonie auf die Erscheinung dieser Aliquottöne zu gründen.

3) Es ist in Ansehung dieser Töne auch noch Folgendes bemerkenswerth: Für's Erste bilden sie, wie man sieht, keine ununterbrochene stufenweise Tonreihe, sondern es kommen darin bedeutende Lücken vor. Am größten ist die Lücke vom Tone I bis zu II, indem sie eine volle Oktave beträgt. Die von II zu III aber beträgt nur eine Quinte, und sofort werden die Lücken zwischen den höheren Nummern immer kleiner. Übrigens erscheinen diese Töne auch nicht sämtlich genau in derselben Reinheit, wie wir sie in unserm Tonsysteme gebrauchen, sondern manche derselben etwas tiefer, andere wieder etwas höher. Jene sind durch das Zeichen —, diese durch + ausgezeichnet:

4) Was die Anwendung der Beitöne beim Spiel unserer gebräuchlichen Saiteninstrumente angeht, so wird auf manchen derselben, und namentlich auf dem Fortepiano, überall nur der Grundton einer jeden Saite gebraucht; auf anderen aber, und namentlich auf Bogeninstrumenten, werden abwechselnd auch Beitöne in Anspruch genommen, welche man alsdann figürlich Flageolet-Töne, sons flûtés, zu nennen pflegt [1]).

5) Es ist übrigens sehr merkwürdig, daß auch bei ganz freier Schwingung einer Saite, zugleich mit dem dadurch hervorgebrachten Grundtone, nebenbei auch manche Beitöne hörbar werden. Wenn man z. B. die tiefste Saite eines Violoncells oder Contraviolons, oder auch eines Fortepiano, anstreicht, anzupft oder anschlägt, so vernimt man, bei genauer Aufmerksamkeit, nicht allein ihren Hauptton, den Ton I, sondern neben und in demselben hört man auch noch dessen Oktave (II), und auch wol deren Quinte (III). Manche behaupten, auch noch einen oder zwei weitere Beitöne darin unterscheiden zu können.

Manche Tonlehrer haben sich eingebildet, es sey dies Mitklingen höherer Beitöne eine so wesentliche Eigenschaft des Tones, daß ein Ton, ohne solches Mitklingen höherer, gar kein Ton seyn würde. Andere haben wenigstens gelehrt, dies Mitklingen mache ohne Zweifel die Annehmlichkeit des Klanges aus. — Beides ist schon an sich schwer zu begreifen, sobald man bedenkt, daß solche mitklingende Töne zum, bei weitem größten Theile gar nicht zur Harmonie passen, daß z. B. beim Anschlagen der Tasten [G d f h], folgende Akkorde zugleich erklingen:

[G d f h], [g d f h], [d a c fis], [g d f h]

[h fis a dis], wo nicht noch mehr; in Summe also folgende Töne zusammen:

[G d f g h d d f g a h h c d f fis fis a h dis]

u. a. m. — und daß solches Zusammenklingen wol nur darum nicht ohrenzerreißend ist, weil die Beitöne nur so unerhörbar leise mitklingen. Schon dieses rechtfertigt wol die Behauptung, daß jenes Mitklingen eigentlich eine Un-

1) Sehr ausführlich handelt über dieselben ein trefflicher Aufsatz von J. G. Maaß im XVII. Jahrg. der Leipz. allg. musik. Ztg. S. 477, und sehr praktisch J. H. Küster im XXI. Jahrg. S. 701, und im XXII. Jahrg. S. 437 (vgl. Flageolettone).

vollkommenheit des Saitentons ist, doch glücklicher Weise nur eine unmerkliche. Noch mehr aber wird man sich überzeugt finden, wenn man erwägt, daß bei einem Saiten-Flageolettone, welcher doch auch ein Ton, und zwar ein sehr klangvoller, sehr singender flötenartiger Ton ist, nur sehr wenige oder gar keine Beitöne mit erklingen, woraus man wol schließen kann, daß gerade hierin der Grund seiner Weichheit und Klangfülle, ganz oder zum Theil, liegen mag. Die Anmuth des Klanges der Blasinstrumente, bei welchem sich ebenfalls keine, oder fast keine unberufen mitklingenden Töne einmengen, scheint dasselbe zu bestätigen; aus welchem Gesichtspunkte betrachtet denn auch nebenbei die Zweckwidrigkeit der sogenanten Mixturregister unserer Orgeln in einem neuen, ziemlich grellen Lichte erscheint, indem dieselben, wie man sieht, dem Orgeltone nur die ihm mangelnde Unvollkommenheit des Saitentones verleihen. — Eine ganz eigene Anwendung der Lehre vom Mitklingen der Beitöne wird im Artikel **Simplifications-System** erwähnt werden.

6) Andere, als die bisher bezeichneten Beitöne ergeben sich, theils durch die sogenanten Längenschwingungen der Saiten, theils durch die verschiedenen Schwingungsarten anderer festen Körper, Glas- oder Metallplatten, Ringe, Glocken, Stäbe u. dgl., von deren Beitönen jedoch in der Musik kein Gebrauch gemacht zu werden pflegt [2]).

7) Am wichtigsten für die Tonkunst ist der Gebrauch der Beitöne der Blasinstrumente, weshalb wir hierüber etwas ausführlicher seyn müssen. Jedes Blasinstrument ist im Wesentlichen nichts Anderes, als eine Röhre oder Pfeife, in deren Höhlung eine ihrer Länge entsprechende Luftsäule enthalten ist, welche letztere, durch einen an dem einen Ende eingeblasenen Luftstrahl, der Länge nach in Schwingung oder Erzitterung versetzt wird. Eine solche Röhre gibt bei gelindem Anblasen ihren tiefsten oder Grundton an, indem dabei (nach Chladni's Darstellungsweise) die darin enthaltene Luftsäule sich so hin und her bewegt, wie die Figuren **5.ᵃ** und **5.ᵇ** andeuten,

Fig. 5.ᵃ

Fig. 5.ᵇ

nämlich so, daß die beiden Hälften der Säule sich abwechselnd gegen einander stemmen und wieder aus einander fahren, in der Mitte aber ein Ruhepunkt oder sogenanter Schwingungsknoten ist. — Bei schärferem Anblasen erscheinen aber höhere Beitöne, und zwar bei einer sogenanten offenen, d. h. am zweiten Ende nicht verschlossenen Pfeife, gerade dieselben, welche oben in Fig. 4. ᵃ und ᵇ als Beitöne einer querschwingenden Saite verzeichnet sind. Beim Erklingen des ersten dieser Beitöne, des Tones II, sind zwei Schwingungsknoten vorhanden, und die Theile stemmen sich abwechselnd bald gegen den einen, bald gegen den andern:

Fig. 6.ᵃ

Fig. 6.ᵇ

Bei dem zweiten Beitone (III) sind drei Knoten vorhanden, einer in der Mitte, jeder der beiden anderen aber um den sechsten Theil der Länge von den Enden entfernt.

Fig. 7.ᵃ

Fig. 7.ᵇ

u. s. f. [3]) Die Gesamtheit der Töne, welche eine Röhre solchergestalt anzugeben vermag, nämlich ihren Grundton und ihre Beitöne, pflegt man zusammen ihre natürlichen Töne zu nennen.

8) Worin die oben erwähnte größere Schärfe des Anblasens, durch welche eine Röhre zum Angeben ihrer Beitöne angeregt wird, eigentlich bestehe, hat uns noch kein Akustiker recht deutlich erklärt. Die Hauptsache scheint allemal entweder in der größeren Geschwindigkeit und Heftigkeit zu liegen, mit welcher der Luftstrahl einströmt, und wodurch die in der Röhre enthaltene Luftsäule zu schnelleren Schwingungen angeregt wird, oder in der größeren Feinheit, Dünne und Schärfe des Strahls, oder noch besser, in beiden zugleich. Durch bloße Verstärkung des Windes, also durch das erstere Mittel allein, kann man z. B. eine Orgelpfeife wol zwingen, ihre Beitöne anzugeben: sie fallen aber, durch die nöthige Heftigkeit des Blasens, zumal bei etwas weiten Pfeifen, rauh und unangenehm aus, weil man dabei nicht zugleich auch das zweite Mittel mit anwenden kann. Eben so kann man auf einer Flöte, die man statt der Lippen durch eine Federspule anbläst, durch heftiges Anblasen wol höhere Töne herausbringen, aber nur mit Mühe, und von übeln Klang; eben so bringt ein Anfänger auf der Flöte die höheren Töne nur gewaltsam und schreiend heraus, weil er den Luftstrahl wol zu verstärken, noch nicht aber ihn auch zugleich dünn und spitz genug zu bilden versteht, indeß der geübte Spieler selbst die höchsten Töne leise und zart herauszubringen vermag, indem er den Luftstrahl zwar nur mäßig stark, aber sehr dünn und scharf einströmen macht, und umgekehrt die tiefsten Töne mit großer Kraft anzugeben versteht, indem er den Strahl zwar verstärkt, aber zugleich auch möglichst erweitert, da im Gegentheil der Anfänger, der denselben noch nicht zu modeln vermag, solche tiefe Töne nur durch die Kraftlosigkeit seines Anhauchens zu erbetteln weiß. — Auf ähnliche Art wird auf der Oboe, auf dem Klarinet und dem Fagot, um die höheren Töne anzugeben, das Rohr oder Blatt mit den Lippen enger gepreßt; aus gleichem Grunde schließt der Trompeter oder Hornbläser die Lippen enger, wenn er höhere Töne anzugeben hat, und der Primobläser führt ein engeres Mundstück, als der Secundarius, der Baßposaunist und Serpentist ein viel weiteres, als der Trompeter, u. s. w.

9) Die oben verzeichneten Beitöne sind nun in einer jeden offenen Röhre, und mithin in jedem Blasinstru-

2) Nähere Aufschlüsse darüber enthält D. Chladni's Akustik, Leipzig 1802.

3) Siehe Chladni a. angef. O. §. 73.

ment enthalten. Was man über diese Töne gewöhnlich in Büchern liest, verführt zu der beschränkten und unrichtigen Ansicht, als lägen solche blos im Waldhorn, in der Trompete und ähnlichen Blech-Instrumenten. Sie liegen aber in jedem Blasinstrumente; z. B. auf der Flöte kann man, was vielleicht die wenigsten Flötenspieler wissen, bei Schliessung aller Tonlöcher nicht allein den Grundton $\bar{d}$, sondern auch die Beitöne $\bar{\bar{d}}$, $\bar{\bar{a}}$, $\bar{\bar{\bar{d}}}$, $\bar{\bar{\bar{fis}}}$ und $\bar{\bar{\bar{a}}}$ herausbringen, und eben so mit einerlei Griff die Töne $\bar{es}$, $\bar{\bar{es}}$, $\bar{\bar{b}}$, $\bar{\bar{\bar{es}}}$, u. s. w. — Eben so gibt das Fagot auf dem Griffe G leicht die Töne G, g, $\bar{d}$, u. s. w.; auf den Griff F die Töne F, f, $\bar{c}$, u. s. w., auf den Griff E, die Töne E, e, h, u. s. f.: Es, es, b; — D, d, a, $\bar{d}$; — C, c, a, $\bar{c}$; — B, B, f, b, $\bar{d}$, u. s. w.

10) Nur sind nicht alle Blasinstrumente dazu eingerichtet, daß darauf alle Beitöne füglich ansprechen können; z. B. von der Orgelpfeife fodert man gar keine. Sie hat immer nur ihren Grundton anzugeben (das Orgelregister, Quintatön genant, macht nur eine uneigentliche, halbe Ausnahme, s. d. Art.); darum braucht man für jedes Orgelregister so viele Pfeifen, als Tasten. Auch die Hörner der sogenanten russischen Jagdhörnermusik haben, so wie die Orgelpfeifen, immer nur einzig ihren Grundton anzugeben, und das Musikantenchor ist daher eine lebendige Orgel.

Fragt man nun aber, woron es denn abhängt, daß eine Röhre ihre Beitöne mehr oder weniger leicht und gut anspricht, so findet man, daß dies, nächst gewissen Zufälligkeiten und Eigenheiten dieses oder jenes Instrumentes (wovon ein Mehres im Art. Blasinstrumente), im Allgemeinen größtentheils vom Verhältniß der Länge der Röhre zu ihrer Weite abhängt. Man kann als Regel annehmen, daß eine, im Verhältniß ihrer Länge ziemlich enge Röhre, ihre höhern Beitöne leicht, die tiefern aber ungern oder gar nicht anspricht; und umgekehrt. Darum spricht z. B. auf der Flöte, deren Röhre im Verhältniß ihrer geringen Länge ziemlich weit ist, bei dem Griff $\bar{d}$ schon das $\bar{\bar{d}}$ nicht völlig leicht und gut an, die folgenden Beitöne $\bar{\bar{a}}$, $\bar{\bar{\bar{d}}}$ u. s. w. größtentheils noch übler, und der nach $\bar{\bar{\bar{a}}}$ folgende höhere Beiton $\bar{\bar{\bar{\bar{c}}}}$ will vollends gar nicht mehr heraus. — Umgekehrt haben Horn und Trompete, deren Röhre im Verhältniß ihrer bedeutenden Länge sehr eng ist, die Eigenheit, daß ihr allertiefster Ton, der eigentliche Grundton (I), den das Instrument, der Länge seiner Röhre gemäß, angeben sollte, gar nicht anspricht: ihr eigentlicher Umfang fängt erst bei dem Tone II an, welcher auf den eigentlichen ersten und Grundton des Instruments folgt, bei dem, auf welchem selbst gleich dessen Quinte (III) folgt:

Fig. 8. II III IV V VI u. s. w.

Das C, welches noch eine Oktave tiefer wäre, als das tiefste des obigen Beispiels, der eigentliche Grundton der Röhre, spricht so gut wie gar nicht mehr an, sondern blos wie ein unvernehmlicher, gleichsam flatternder Hauch (weshalb es auch den Namen Flatter-C oder Flotho-C erhalten hat). Eben wegen dieses Mangels gerade des Grundtons auf dem Horn und der Trompete, hätten diese Instrumente gerade am wenigsten verdient, als Normal-Instrumente für die Lehre von den sogenanten harmonischen Tönen in den Theorien angeführt zu werden. — Sonderbar unvollständig sprechen die Beitöne auf dem Klarinet an. Auf diesem Instrumente will nämlich der erste Beiton, die Oktave des Grundtons, nicht ansprechen. Mit den Griffen, womit man z. B. das tiefste e, f, fis oder g bläst, wollen die Oktaven dieser Töne nicht erscheinen, und man hat zu deren Erzeugung eigene Tonlöcher anbringen müssen; wol aber kann man den zweiten Beiton (III), die Quinte der Oktave, zum Ansprechen bringen, z. B. mit eben dem Griffe, womit z. B. das tiefe g anspricht, auch das $\bar{d}$, als Quinte der Oktave $\bar{g}$, u. s. w. (Dies Ansprechen wird durch das Öffnen der sogenanten b-Klappe des linken Daums nur erleichtert, nicht aber erst dadurch möglich.) Daher komt es, daß auf dem Klarinet ähnliche Griffe nicht die höhere Oktave, sondern deren Quinte hervorbringen. [Den eigentlichen physikalischen Grund dieses Umstandes sind uns übrigens die Akustiker bis jetzt ebenfalls schuldig geblieben.]

Aus allem Bisherigen ersieht man übrigens, wie wesentlich die Beitöne für unsere musikalischen Blasinstrumente sind, wie sogar das ganze Tonspiel der letzteren hauptsächlich auf der Benutzung dieser Töne beruht, indem es beinahe einzig dadurch möglich wird, mehr verschiedene Töne daraus zu ziehen, als Tonlöcher daran befindlich sind, so wie auch, daß es eine sehr ungenügende Belehrung ist, wenn Lehrbücher der Physik uns über die Natur und Wesenheit der Blasinstrumente nichts Anderes sagen, als etwa: bei Blasinstrumenten müsse man sich eben gleichsam Saiten von Luft in die Höhlung der Röhre gespant vorstellen, welche, durch das Öffnen der Tonlöcher, auf ähnliche Art wie andere Saiten, verkürzt und dadurch höhere Töne erzielt würden [4]).

11) Bei allem Bisherigen setzten wir eine am zweiten Ende offene Pfeife oder Röhre voraus. Auf sogenanten gedeckten Pfeifen hingegen, d. h. deren zweites Ende verschlossen ist, sprechen ganz andere Beitöne an, nämlich folgende:

Fig. 9.



4) Weitere Erläuterungen über die Beitöne und das Tonspiel der Blasinstrumente überhaupt und eines Jeden insbesondere, findet man in dem Art. Blasinstrumente, so wie auch in meiner Akustik der Blasinstrumente, Leipz. allg. mus. Ztg. XVIII. Nr. 3, 4, 5, 6, 41, 42, 43, 44, 45; dann XIX. Nr. 48 u. 49. — Möchte über Manches, was, nach diesem Allen noch unerschöpft ist, und noch zu wünschen übrig bleibt, unser Chladni größeres Licht verbreiten.

Hier fehlen also die in der vorigen Fig. 4. mit geraden Ziffern, II, IV, VI u. s. w., bezeichneten Beitöne. Mathematisch ausgedrückt: die Reihe der natürlichen Töne einer am zweiten Ende verschlossenen Röhre verhält sich wie die Reihe der ungeraden Zahlen; nämlich C zu g wie 1 : 3, g zu $\bar{\bar{e}}$ wie 3 : 5 u. s. w. — Da indessen in der Musik von den Beitönen gedeckter Pfeifen kein Gebrauch gemacht wird, so reden wir auch davon hier nicht weiter, um nicht die Gränzen eines encyclopädischen Aufsatzes zu überschreiten [5]).

12) II. Beitöne in harmonischem Sinne nent man jeden zur Grundharmonie gehörenden Ton, welcher nicht der Grundton selbst, also entweder dessen Terz, Quinte, oder Septime ist; er liege nun in einer Ober-, oder Mittel-, oder in der Baßstimme. Ein Akkord, in welchem der Baßton ein harmonischer Beiton ist, heißt in der Kunstsprache verwechselt, oder auch umgekehrt (s. die Art. Accord u. Verwechslung). (*Gottfr. Weber.*)

Beitreten, s. Beifall.

Beitritt, in der Jägerei, s. Tritt.

Beitze, s. Falknerei und Taubenjagd.

BEIWERKE nent man alle Nebensachen in einer Zeichnung und einem Gemälde. Obgleich als untergeordnet zu betrachten, sind sie doch theils nothwendig zur Erklärung der dargestellten Handlung, theils weil sie die leeren Räume ausfüllen und den Schluß der Gruppen erleichtern. Um den ersten Zweck zu erreichen, ist sinnreiche Erfindung, um den zweiten zu erreichen, verständige und mit Geschmack gewählte Anordnung erfoderlich. Überladung derselben ist allezeit schädlich, indem sie den Raum der Handlung beengen; und wendet der Künstler zu vielen Fleis auf die Ausführung dieser Nebensachen, so geht die Wirkung des Ganzen verloren, indem das Auge von der Haupthandlung zu sehr abgezogen wird. — In einem Gemälde von Heinrich Roos, wo die Engel den Hirten erscheinen, komt das Schrecken unter eine Heerde Vieh, welches in wilder Flucht den ganzen Raum des Bildes anfüllt. Hier ist nun die Frage: welches ist die Haupthandlung, und wie weit durfte der Künstler gehen, um nicht Zweifel zu erregen? (*Weise.*)

BEIWORT (Grammatik). So haben Einige Adjectivum (s. d. W.) übersetzt, welches aber besser Eigenschaftswort heißt. Richtiger gibt man — als das kürzere Wort ist es dem längern Beilegewort vorzuziehen — der Klasse der Redetheile diesen Namen, welche dem Selbständigen Etwas beilegen, und die man im Lateinischen Attributiva nennen kann. Dieses geschieht entweder unmittelbar oder mittelbar. Unmittelbar, wenn dem Selbständigen selbst Etwas beigelegt wird, es sey nun als inwohnende (inhärirende), nothwendige und wesentliche, beständige Eigenschaft, welche durch das Eigenschaftswort (s. d. W.) Adjectivum, oder als anhängende (adhärirende), zufällige und veränderliche, nur eine Zeitlang dauernde, welche durch das Zeitwort (s. d. W.) Verbum, bezeichnet wird. Mittelbar legt dem Selbständigen Etwas bei das Beschaffenheitswort (s. d. W.) Adverbium qualitatis, sofern es nicht geradezu ihm selbst Etwas zuschreibt, sondern nur eine nähere Bestimmung einer Eigenschaft desselben ist.

Beiwort (Poetik) ἐπιθετον, Epitheton, eine der Redefiguren, welche vorzüglich die Einbildungskraft und das Gefühl beschäftigen. Gewöhnlich sind es Eigenschaftswörter, die zu Nennwörtern, zuweilen auch Beschaffenheitswörter, die zu den andern Beiwörtern gesetzt werden. Wenn gewiß alle Dichtkunst ursprünglich Ausdruck augenblicklichen Gefühls war, so begreift es sich, wie der Gebrauch solcher Beiwörter entstand; sie fielen dem Sänger ungesucht bei, und halfen den Vers füllen. Daher kehrten sie auch, besonders bei demselben Versfall leicht wieder, und so wurden es beständige Beiwörter, Epitheta perpetua, wie wir sie oft bei Homer und meist an derselben Stelle des Verses finden, *γλαυ-κωπις Ἀθηνη, βοην ἀγαθος Διομηδης, ποδας ὠκυς Ἀχιλλευς* und hundert andre schließen gewöhnlich den Hexameter. Sie machen freilich eben keine Wirkung mehr, und man kann sie beinahe als Vornamen betrachten, weil fast jeder Held sein eignes Beiwort hat. Seltner stehen sie bei Gattungsnamen. Dergleichen vermeidet die heutige Dichtkunst, besonders solche, deren Begrif eigentlich schon im Worte selbst liegt, z. B. hohle Schiffe; und die nothwendigen, welche der Sinn der Rede erfodert, z. B. die rothe, die weiße Rose, gehören gar nicht in ihr Gebiet. Dagegen liebt sie, besonders die höhere lyrische und epische Dichtkunst, die malenden, verschönernden Beiwörter, Epitheta ornantia. Sollen sie aber dieses wirklich seyn, so dürfen ihnen Anschaulichkeit, Bestimtheit, Reiz und Neuheit, Einheit und Würde nicht fehlen. Sie sollen die Hauptvorstellung mit sinnlichen Nebenvorstellungen bereichern, jugendlich ungestüm, unerstiegene Gebirge; — dürfen nicht unverständlich und sinnlos seyn, wandelbares Gefieder, wässerne Felsen —; nicht zu viel Vorstellungen in Ein Wort fassen wollen, zartnervig geschaffene Hand —; nicht alltäglich und gemein, helle Sonne, rieselnder Quell —; nicht müßig seyn. Sparsamkeit ist nicht durchaus Gesetz, sie können gehäuft und doch nicht unschicklich seyn, wie in folgender Stelle Klopstock's, Messias II. V. 1195:

> Da mit kindlicher Inbrunst nun der Knab' ihn umarmte,
> Da er mit sanft liebkosendem Lächeln ihn jugendlich ansah;
> Warf ihn der Vater an einen entgegenstehenden Felsen,
> Daß sein zartes Gehirn an blutigen Steinen herabrann,
> Und mit leisem Röcheln entfloh die Sele voll Unschuld.
> Jetzo klagt' er ihn trostlos und faßt das kalte Behältniß
> Seiner Gebeine mit sterbendem Arm. „Mein Sohn, Benoni!
> „Ach Benoni, mein Sohn;" so sagt er und jammernde Thränen
> Stürzen vom Auge, das bricht, und langsamstarrend dahinstirbt.

Zuweilen schwächt allerdings ein Beiwort die Kraft der Rede, und oft begnügt sich der Dichter nicht mit einem einzigen, sondern stellt mehre neben einander. Es kann in ihnen eine schöne Emphasis liegen, wie in Klopstock's: „nach der unsterblichen Schelle laufen" (Oden, d. Rheinwein V. 52. Bd. I. S. 134); zuweilen selbst ein anscheinender Widerspruch: sanftes Joch, leichte Last. Das Letzte thut besonders im Komischen Wirkung. Mehre Sprachen, wie die teutsche (nach ihrer Sitte, das Bestimmende immer dem Bestimten vorangehen zu lassen), setzen in der Regel das Eigenschaftswort überhaupt vor das Nennwort, und so auch die malenden Beiwörter; andre

5) Näheres darüber findet man in Chladni's Akustik §. 74 fg.

stellen nach Willkür oder nach Regel sie bald voran, bald nachher; Homer läßt sie häufig nachfolgen, auch im Nibelungenliede geschieht dieses oft, z. B.: „so manche gabe riche gap des Heldes hant" (Av. 8. V. 2074. Hagen's 3. A. B. I. S. 101).

Do von des trachen wunden vloz daz heize Blut,
und sich darinnen badete der küne ritter gut,
do viel im zwischen die harte ein lindenblatt viel breit,

(Av. 15. V. 3621. S. 181.)

do hiez der künich künden den Degen uzerkorn,
daz er wold' enbizzen; da wart viel lute ein Horn
z'einer stunt geblasen, damit in wart ertant,
daz man den fürsten edele da zen herbergen rant.

(Av. 16. V. 3789. S. 190.)

Nach Art des zweiten Beispiels findet es sich besonders häufig, auch bei den Minnesängern und den spätern teutschen Dichtern. Wenn jetzige teutsche Dichter dieses nachahmen wollen, so sollte es nur bei bedeutsamen, nachdrucksvollen Wörtern geschehen, oder wenn es die Stelle eines ganzen Satzes vertrit, wie z. B. in Göthe's Herrmann und Dorothea. 8. Ges. V. 57 (Werke Bd. X. S. 278):

Und es hörte die Frage, die freundliche, gern in dem Schatten
Herrmann. —

Ebds. Gs. 9. V. 227. S. 290:

Aber das Mädchen kam, vor dem Vater sich herzlich mit Anmuth
Neigend, und so ihm die Hand, die zurückgezogene, küssend. —

welche beide sich in ganze Säße mit Bindewörtern auflösen lassen: „weil sie freundlich war; — obwol er sie zurückgezogen hatte." (*de Marées.*)

BEIZEICHEN, ein heraldisches oder in der Wapenkunde gebräuchliches Wort, welches doch mit den Nebenstücken oder Verzierungen des eigentlichen Wapens nicht zu verwechseln ist. Der Heraldiker nent ein Beizeichen eines Wapens die Abänderung in einem Geschlechtswapen, welche durch Zusatz, oder Weglassung eines Stücks in demselben in der Absicht geschiebt, um eine Person, oder eine Linie des Stammes von dem- oder derjenigen, die das Hauptwapen führen, zu unterscheiden. Daß auch wol etwas aus dem gewöhnlichen Wapen gleichsam ausgeschnitten wird, gab wahrscheinlich den Anlaß, für Beizeichen in gleicher Bedeutung das Wort Bruch zu gebrauchen. Als solche Beizeichen werden besonders angesehen: **1**) ein von der Rechten zur Linken über den Schild gezogener Schrägbalken; **2**) ein Turnierkragen mit **3** bis **5** Latzen; **3**) Einfassung; 4) eingeschobene Figuren, als Sterne, Kreuze u. dgl.; 5) veränderte Figuren, oder Veränderung der Stellung; 6) Weglassung einer Figur; 7) Veränderung der Tinctur; 8) Ausschnitte aus dem Schilde u. s. w. Dergleichen Beizeichen sollen zuerst in Frankreich aufgekommen, in Teutschland dagegen weniger gebräuchlich gewesen seyn. Die letzte Behauptung ist wol nur dadurch veranlaßt worden, daß viele Sigel und Wapen noch unbekant sind, auf die bekantgemachten, wovon ohnehin viele in Nebendingen, nicht ganz genau gezeichnet seyn mögen, die Aufmerksamkeit der Heraldiker und Sphragistiker noch nicht genug gerichtet gewesen, um diesen dunkeln Gegenstand mehr aufzuhellen. Aus der Sigelsamlung in dem vormaligen Oran. Archive zu Dillenburg würde allein schon eine bedeutende Anzahl solcher Beizeichen in Wapen des Herrenstandes und des niederen Adels sich liefern lassen. Es ist daher kaum zu zweifeln, daß auch andere teutsche Archive deren eine Menge enthalten, und der vielfältig behaupteten Seltenheit derselben in Wapen teutscher Adelsgeschlechter läßt sich mit ziemlicher Zuverlässigkeit widersprechen. Nur bleibt darum doch die Schwierigkeit bestehen, diese Beizeichen zu deuten, und ihren Ursprung anzugeben. Hiezu ist eine genaue Bekantschaft mit der Genealogie derjenigen Adelsgeschlechter, in deren Wapen Veränderungen erscheinen, und der besonderen Verhältnisse, welche dazu den Anlaß gegeben, erfoderlich, die aber bei den meisten nicht mehr zu erlangen ist, nachdem im Laufe mehrer Jahrhunderte der größte Theil der Urkunden und Denkmale der Vorzeit untergegangen. — Mit dem nicht ungewöhnlichen Behelf: manche Änderung in Wapen habe nur in der Phantasie und Willkür des Malers, Bildhauers, Sigelstechers, oder auch dessen selbst, der das Wapen führte, ihren Grund; manches sogenante Beizeichen sey nichts als eine zufällig gewählte Verzierung, wird der Knoten zerhauen, nicht gelöset. Bei einigen kann vielleicht ein solcher Zufall eingetreten seyn, besonders wenn das Beizeichen so beschaffen, und in dem Wapen so angebracht ist, daß es wol nur als Ausfüllung eines leeren Raums angesehen werden kann, und das Wapen einigermaßen verschönert. Dafür könte allenfalls in dem Sigel des Grafen Reinhard von Weilnau vom J. **1314** der halbe Mond und ein Stern angesehen werden, wovon der erste Rechts neben dem einfachen Wapenschild gesetzt ist, der andere gegenüber, so daß dadurch der leere Raum zwischen Schild und Rand symmetrisch verziert scheint. — Dagegen dient es dem Reitersigel des Gr. Gerhard V. von Dietz vom J. **1303** im mindesten nicht zur Verzierung, daß neben seinem Kopf und über den Wapenschild, den er in der linken Hand hält, ein Stern gesetzt ist. Und wenn in dem nämlichen Zeitraum aus ganz verschiedenen Gegenden eine große Anzahl Sigel des hohen und niederen Adels mit solchen Beizeichen erscheinen, wie solches in der oben angeführten Samlung des Dillenburger Archivs der Fall ist; so wird man nicht leicht versucht werden, diese Beizeichen einem bloßen Zufall beizumessen, oder sie für nichts weiter, als Verzierungen anzusehen. — Ältere Schriftsteller haben daher schon den Satz aufgestellt, daß denselben eine gewisse Bedeutung beigelegt werden müsse. Nur sind sie darin zu weit gegangen, daß sie aus einzelen Beispielen allgemeine Folgerungen haben ziehen wollen, daß sie z. B. in dem Wapen eines als Bastard bekanten Herrn einen Schrägbalken, einen Stern rc. dem väterlichen beigefügt fanden, und nun als Regel aufstellten: jeder Bastard hat dem Geschlechtswapen, wenn er es führen durfte, ein auszeichnendes Merkmal beifügen müssen, und umgekehrt: jeder, in dessen Wapen sich ein Beizeichen findet, ist ein Bastard. Eben so mit nachgeborenen Söhnen, denen man wol gar, eben so irrig, das Recht Sigel zu haben hat absprechen wollen. — Gercken *) hat endlich ver-

*) In seinen Anmerkungen über die Sigel I. S. 77 — 132.

sucht, diese Beizeichen einer eigenen kritischen Untersuchung zu unterwerfen. Hauptsächlich hat er auf die oben angegebenen unter 1, 2, 3 und 4 Rücksicht genommen, viele Sigel mit Beizeichen verglichen, der Geschichte der Besitzer nachgeforscht, und aus diesen Forschungen über einzele Beizeichen mehre Folgesätze aufgestellt, am Ende aber aus der ganzen Untersuchung Hauptresultate gezogen, welche im Wesentlichen dahin gehen, 1) daß Nachgeborene und abgetheilte Söhne des Adels, selbst Erstgeborene und wahrscheinliche Nachfolger des Vaters, die letzten, so lange der Vater gelebt, über das Geschlechtswapen einen Schrägbalken, oder einen Turnierkragen hätten setzen müssen; 2) daß eben diese zwei Beizeichen auch von denjenigen gebraucht worden, welche, wegen ihrer auch nur entfernten Abstammung aus einem Hause, dessen Hauptwapen nur als Beweis ihrer Abstammung geführt hätten, ohne weiter mehr mit demselben in Verbindung zu stehen; 3) daß die Gemalinnen solcher Herren, welche Beizeichen im Wapen gehabt, sobald sie deren Geschlechtswapen in ihr Sigel aufgenommen, auch die Beizeichen mit aufnehmen müssen; 4) daß die Bedeutung der Ausschnitte, so wie der Monde, Sterne u. dgl. noch sehr unbestimt sey, daß solche jedoch 5) eben so wenig, als Schrägbalken und Turnierkragen als untrügliche und ausschließliche Kenzeichen einer unechten Geburt angenommen werden könten. — Gercken hat durch seine fleißige Untersuchung diesen schwierigen heraldischen Gegenstand sehr aufgehellt, aber freilich noch nicht erschöpft, und seine Folgesätze sind nicht durchaus als richtig anzunehmen. So ist zwar ad 1) als erwiesen anzusehen, und läßt sich noch aus mehren Sigeln nachweisen, daß nachgeborene Söhne, auch Erstgeborene, so lange der Vater lebte, ihrem Wapen irgend ein Merkmal beifügten, um diesen Umstand zu bezeichnen. Doch sind es nicht Turnierkragen und Schrägbalken allein. Auch andere Beizeichen dienten zu gleichem Zweck. So in dem oben angeführten Reitersigel Gr. Gerhard V. von Dietz vom J. 1303 ein Stern, und in einem kleinen Sigel Gr. Reinhards von Weilnau 1314 ein halber Mond und ein Stern, dem dann auch noch eine Veränderung der Hauptfigur des Wapens in dem Letzten hinzukomt. Der Vater Gerhards lebte noch, hatte aber doch schon Einiges an seinen erstgebornen Sohn abgetreten. Das Letzte veranlaßte den Sohn wol, ein Reitersigel zu führen, da er ohnehin, seinem Alter nach, auch wahrscheinlich schon die Ritterwürde hatte. Der dem Sigel beigefügte Stern mußte um so mehr, als Unterscheidungszeichen von dem Sigel des Vaters, zugesetzt werden, als der Sohn mit dem Vater den nämlichen Namen führte. — Die Gr. von Weilnau, eine abgetheilte jüngere Linie des Dietzischen Hauses, hatten bei der Theilung das Dietzische Wapen, zwei Leoparden, beibehalten, aber doch mit dem Namen auch die Tinctur des Wapens verändert, und führten statt goldener Leoparden in rothem Felde, rothe in goldenem Feld. Reinhard, als jüngerer Bruder des Besitzers der Herrschaft, setzt seinem Wapen einen halben Mond und einen Stern bei, läßt aber außerdem den einen Leoparden weg, und gibt dem beibehaltenen statt der horizontalen eine aufwärts schreitende Stellung. — Sifrid, Herr zu Runkel, Domherr zu Würzburg, setzt 1317 und 24 in die leere Vierung seines Geschlechtswapens einen Stern. So führte zwar die jüngere Linie von Bubenheim das Stammwapen, einen Querbalken, setzte aber einen Stern darüber (1352, 1358), während die ältere Specht genant den Balken ohne Zusatz, oder auch mit einem, und etlichen darüber gesetzten Spechten, gebrauchte. — Also nicht Schrägbalken und Turnierkragen allein, sondern auch Sterne dienten zu solchen Abzeichen. — Es war aber zweitens auch keine Nothwendigkeit, oder kein Zwang, daß alle Nachgeborene oder Nichtregirende rc. ein Beizeichen führen mußten. Aus der mehr angeführten Sigelsamlung geht dies deutlich hervor. Wenn Gr. Gerhard V. von Dietz, wie wir oben sahen, vielleicht nur, um mit seinem gleichgenanten Vater nicht verwechselt zu werden, seinem Wapen einen Stern beifügte, so ist dagegen in dem gemeinschaftlichen Sigel der Grafen Gerhard und Heinrich von Dietz (1234) kein solches Beizeichen zu sehen. Und doch werden sie „*juvenes* — militari gladio nondum accincti" genant; auch lebte ihr Vater Heinrich noch. — Klarer widerlegt noch die von Gercken behauptete Nothwendigkeit eines Beizeichens der Umstand, daß unter einer großen Anzahl Sigel nichtregirender Herren und nachgeborener Söhne des Nassau-Ottonischen Hauses kein einziges mit einem eigentlichen Beizeichen vorkomt. Gewöhnlich nennen sie sich aber in der Umschrift Söhne, wie z. B. die Grafen Heinrich und Emich von Nassau-Hadamar in ihren Sigeln von 1364: „**filius Johannis Com. de Nassowe.**" Auch führten sie wol nur Secretsigel ohne Wapenschild mit einem verzierten Helm, wie Johann der Jüngere und Georg als Söhne des noch lebenden Gr. Johann des Älteren (1584), wobei sie in der Urk. sagen: „Dieweil wir uns noch zur Zeit keines Insigels gebrauchen, so haben wir unser Secret hieran thun hangen." —

Ad 3) richteten sich zwar Gemalinnen in Ansehung der Beizeichen nach dem Wapen des Mannes. Doch finden sich dergleichen zuweilen in ihren Sigeln, wenn das Wapen des Gemals gleich kein Beizeichen hat. In dem Hause der Grafen von Weilnau waren, wie oben vorgekommen, die Beizeichen in Sigeln der Nachgeborenen wenigstens nicht in der Regel, und ihr Abzeichen als jüngere Dietzische Linie bestand nur in der veränderten Tinctur. Dennoch ist in einem ovalen Sigel der Gräfin Mechtild von W. vom J. 1314, in welchem sie stehend abgebildet ist, den Weilnauischen Schild in der Linken, in der Rechten ein Kind schwebend vor sich haltend, ein Stern in den leeren Platz rechts gesetzt. Doch war ihr Gemal Heinrich der regirende Herr. Der Stern soll also vielleicht nur bezeichnen, daß sie die Tochter eines nachgeborenen Herrn, Eberhardt von Isenburg, war, aus dessen Wapen der Sigelstecher statt des ganzen Schilds nur dieses Beizeichen genommen hatte.

Ad 4) läßt sich zwar in jedem einzeln Falle die Bedeutung eines Beizeichen nicht immer urkundlich nachweisen, wovon oben die Ursachen schon angegeben worden. Wenn aber auch die Urkunden die Verwandtschaftsverhältnisse nicht angeben, es erscheinen aber die Wapen mehrer Personen des nämlichen Geschlechts und Namens theils ohne, theils mit Beizeichen, so läßt sich wenigstens

mit Zuverläßigkeit annehmen, daß das Geschlecht sich in mehre Linien getheilt habe, und die, welche das Beizeichen führt, für die jüngere zu halten sey. So haben in dem im 14. und 15. Jahrh. sehr zahlreichen Geschlecht von Langenau Daniel und Hilger, Vater und Sohn, ihrem Stammwapen ein Gabelkreuz in der oberen linken Ecke des Schilds beigesetzt, wogegen Johann und Winrich dieses Kreuz nicht in ihrem Wapen haben. Ludwig v. Mudersbach 1331 hat vier Nessel- oder ähnliche ausgezackte Blätter mit dem Stielende ins Kreuz zusammengestellt in seinem Schilde. Eben so führt ihn sein Sohn Wigand 1348, und dem ganz gleichförmig sind die vier Sigel der Söhne Wigands 1381. Dagegen hat Johann v. M. 1344 nur drei nicht gezackte in ein Dreieck zusammengestellte Blätter, und dem ganz gleichförmig sind die Sigel seiner Söhne Daniel und Dietrich 1381. Das Ausschneiden eines Blatts und die kleine Veränderung der übrigen Blätter macht wahrscheinlich, daß Johannes Linie die jüngere war. Der in sehr viele Zweige getheilte Stam von Selbach bezeichnete die verschiedenen Linien durch Veränderung der Tincturen durch Turnierkragen, durch eingestreute Latten; das reiche Geschlecht der von Cronenberg am Taunusgebirge seine verschiedenen Hauptstämme und deren Unterabtheilungen durch veränderte Tinctur und Versetzung der Felder, die von Hornfels hauptsächlich durch Sterne, die von Hornstein und von Brambach durch Turnierkragen, die von Schwalbach durch Zusatz einer vierten Kugel zu den drei, die sie im Wapen führten. — Wenn Graf Gottfried von Sayn seinem Wapen (1314) zwei Sterne beisetzt, so wird man versucht, dieses Beizeichen einer Eitelkeit beizumessen, indem der Graf damit vielleicht seine Abstammung von mütterlicher Seite von den Landgrafen von Hessen andeuten wollte, wie er sich denn auch, was ganz ungewöhnlich ist, in der Aufschrift des Sigels einen Enkel des Landgrafen Heinrich von Hessen nent. Seine Mutter Elisabeth war eine Tochter Heinrichs des Kinds.

Es bedarf übrigens nach dem bisher Gesagten kaum noch der Bemerkung, daß dieser Theil der Wapenkunde, die Lehre von den Beizeichen oder Brüchen, wenn derselben mehr Aufmerksamkeit gewidmet und dadurch immer mehr zur Kentniß der Grundsätze gelangt wird, welche bei dem Gebrauche der Beizeichen in früheren Zeiten angewendet worden, bei genealogischen Untersuchungen von wesentlichem Nutzen seyn, und zur Berichtigung mancher Geschlechtstafel des hohen und niederen Adels dienen kann. (*v. Arnoldi.*)

BEIZEN (Corrodere, mordre), zu dieser in vielen Künsten und Gewerben gebräuchlichen chemischen Arbeit gehören alle jene Prozesse, mittelst welcher man auf der Oberfläche oder im Innern der Theile gewisser fester Körper dadurch eine bestimte Veränderung hervorbringt, daß man sie der Wirkung eines besondern Beizmittels eine Zeitlang aussetzt, ohne daß dabei der Zusammenhang der Theile ganz getrent wird. Das Beizmittel, worein der Körper gelegt, oder womit er bestrichen wird, dringt mehr oder weniger tief in denselben ein, und macht ihn entweder mürber und zur Fäulniß weniger geneigt, wie beim Beizen des Thierfleisches ꝛc. durch einfachen oder gewürzten Essig; oder es macht seine Oberfläche reiner und zur Aufnahme eines andern Überzugs geschickter, wie z. B. bei der Beize des zu überzinnenden Eisens; oder es bringt, wie vorzugsweise die durch gleichviel Wasser verdünnte starke Salpetersäure mit Kochsalz vermischt ꝛc., schöne krystallinische, schillernde Verzierungen auf verzinntem Eisenblech, (Metallmoor) hervor; oder es färbt die Oberfläche des Körpers entweder einfarbig, wie z. B. bei der Braunbeizung des Holzes durch Scheidewasser ꝛc., oder verschiedentlich gefleckt, wie z. B. bei der Ätzung der damascirten Klingen und Schießröhre ꝛc., oder es disponirt, schließt den Körper auf zur Annahme einer Farbe, wohin z. B. die Vorbereitung gewisser zu färbender Stoffe durch das Voreinweichen oder Absieden mit einer andern gefärbten oder ungefärbten Salzbrühe, oder auch durch das Überstreichen, wie bei der sogenanten Tödtung, welche unter den Kürschnern üblich ist, gehören, oder man will, wie beim Beizen des Tabacks, erst eine Gährung einleiten und unterhalten, dadurch seine Bestandtheile auseinander setzen, und seine Annehmlichkeit erhöhen, aber nachher diese Gährung nicht weiter kommen lassen; oder das Beizmittel verändert endlich, wie bei den Äschers der Gerber, die von der Oberfläche eines Körpers abzusondernden Theile so, daß sie sich weit leichter und geschwinder loslösen lassen, (vergl. Ätzkunst, Ätzmittel.) (*Th. Schreger.*)

Beizen. Dieses Wort ist in der Druck- und Färbekunst gleichbedeutend mit Vorbereitungsmittel, Bindungsmittel, Aneignungsmittel, Zwischenmittel, Grundlage, Basis, Mordant, und Substrat.

Die Beizen, welche von den ältesten Zeiten her den wichtigsten Theil in dem Gebiete der Färbekunst zur Entwicklung der Pigmente ausmachen, beruhen auf den Grundsätzen der allgemeinen Chemie. Ihre Kentniß und ihre Wirkung müssen wir als den Schlüssel zur Färbekunst und spätern Zeugdruckerei betrachten.

Als vorbereitende Beizen, um die Fasern der Wolle, Seide, Baumwolle und des Leinen annehmbar für den Färbestof zu machen, erfodern sie eine solche Beschaffenheit, daß ihre chemische Anziehungskraft zwischen den zu färbenden Materien und den Pigmenten gleich groß, und das Produkt ihrer Mischung die Eigenschaft besitzt, im Wasser auflöslich zu erscheinen. In solchem Zustande erkennen wir sie als Zwischenmittel um das Pigment (den färbenden Stof) an die natürlichen Stoffe des Pflanzen- und Thierreichs, welche gefärbt erscheinen sollen, zu binden, da letztere nur selten die Fähigkeit besitzen, mit den färbenden Stoffen sich gerade zu verbinden. Es würden z. B. alle zu färbende Substanzen, und darunter fast ausschließlich alle diejenigen vegetabilischen Ursprungs, ohne Anwendung geeigneter Beizen, in den Bädern des Krapps, der Quercitronrinde, des Fernambuk- und des Kampechenholzes, so wie aller in der Natur vorkommender adjektiver Pigmente nur schwache, nicht dauerhafte, selbst der Wesenheit des Pigments öfters mehr entgegengesetzte gefärbte Erscheinungen veranlassen, und zwar aus der Ursache, weil kein Entwicklungs- oder Aneignungsmittel vorhanden ist.

Eine andere Gattung der Beizen besteht in solchen, welche den mit erdigen oder metallischen Auflösungen im-

prägnirten Grund auf dem Gewebe örtlich zersetzen, und an dessen Stelle farbenlose Erscheinungen zurücklassen.

Eine dritte Gattung zersetzt den schon gefärbten Grund. Man nent sie gefärbte Beizen, weil durch ihre Anwendung anders colorirte Erscheinungen auf bereits farbigem Grunde hervorgebracht werden.

Eine vierte Gattung ist dafür bestimt, um farbige Erscheinungen nach Willkür umändern (modificiren) zu können.

Die Gesamtzahl aller dieser Beizen läßt sich nicht fest begränzen; sie hängt von den Fortschritten und Entdeckungen in der Chemie ab, weil jede Säure, jede Verbindung derselben mit den Metallen, Erden und Alkalien unter gewissen Verhältnissen als Beize anzunehmen ist. Gleiches Recht behaupten die alkalischen Erden und Salze.

Die Beizen für die Druck- und Färbekunst lassen sich in folgende Hauptklassen eintheilen:

A) 1te Klasse: Vorbereitungs-Beizen;
B) 2te — Entfärbende Beizen;
C) 3te — Gefärbte Beizen;
D) 4te — Modifications-Beizen.

A) Die Vorbereitungsbeizen, welche das Agens darbieten, den färbenden Stof an die zu färbende Materie rein und innig zu binden, zerfallen: a. in saure; b. in alkalische; c. in erdige; d. in metallische: und e. in gemischte Beizen. Wir wollen jede derselben im Allgemeinen näher beleuchten:

a) Die sauren Beizen bestehen aus den uns zur Zeit bekanten Säuren und den sauern Salzen, unter welchen wieder Einige Vorzüge in der praktischen Anwendung vor den andern besitzen. Die Wirkung der sauern Salze gründet sich hier mehrentheils auf den Antheil freier Säure, seltener auf das Substrat einer solchen Verbindung. Beispiele der sauern Beizen sind: 1) die Schwefelsäure; 2) die Salpetersäure; 3) die Arseniksäure; 4) die arsenigte Säure; 5) die Phosphorsäure; 6) die Molybdänsäure; 7) die Wolframsäure; 8) die Chromsäure; 9) die Boraxsäure; 10) die Harnsäure; 11) die Schwefelblausäure u. a. m., welche in der Schafwollenfärberei hin und wieder als eigentliche Zwischenmittel, um das Pigment mit der Faser zu verbinden, vorkommen. In dieser Färberei spielt die Phosphorsäure und die Schwefelsäure mit dem Pigmente des Krapps eine interessante Rolle. Beispiele der sauren Salzverbindungen sind: 1) das saure weinsteinsaure Kali (Weinstein); 2) das saure schwefelsaure Kali; 3) die saure schwefelsaure Thonerde (Alaun); 4) das saure kleesaure Kali (Sauerkleesalz) u. a. m.

b) Die alkalischen Beizen eröffnen in dem Gebiete der Druck- und Färbekunst das zweite Feld der ersten Klasse. Als freie alkalische Beizen betrachten wir: 1) das Kali- oder Potaschenbad; 2) das Natron- oder Sodabad; 3) das Kaliwasserbad; 4) das Ammoniumbad; 5) das Baryt- und Strontianbad, welche in der sogenanten Handfärberei, öfters auch in der Baumwollen- und Leinenfärberei die häufigste Anwendung finden.

Die Verbindung der Alkalien mit den Ölen und den fetten Substanzen des Thier- und Pflanzenreichs, bilden sogenante Öl- oder Fettbeizen in der türkisch (Adrianopel) Rothfärberei. Unter den alkalisch-erdigen Beizen, in welchen das alkalische Salz vorwaltet, zeichnet sich die kalihaltige Thonerdenauflösung aus. Alkalisch-metallische Auflösungen von Werth für die Druck- und Färbekunst sind ferner: 1) die alkalische Schwefelarsenikauflösung; 2) die alkalische Zinnauflösung; 3) die alkalische Eisenauflösung; 4) das Ammonium-Kupfer 2c.

c) Die erdigen Beizen. Die Verbindungen der einfachen Erden mit den Säuren stellen eigenthümliche Salze dar, welche in praktischer Anwendung mehr oder weniger vortheilhaft als Beizen in der Färbekunst und Zeugdruckerei betrachtet werden können. Es zeichnen sich unter diesen hinwiederum die thonerdigen Verbindungen am vorzüglichsten aus. Dahin gehören insbesondere: 1) Die saure schwefelsaure Thonerde (Alaun), welche hier als wirkendes Agens durch das Substrat in Verbindung mit der Säure betrachtet werden muß; 2) die salpetersaure Thonerde; 3) die salzsaure Thonerde; und in der Seiden-, Baumwollen- und Leinen-Druck- und Färberei die essigsaure und holzsaure Thonerde.

Alle thonerdige Verbindungen, so wie jede erdige Verbindung mit einer Säure, erleiden ein für allemal, wenn sie mit der Pflanzenfaser der Seide oder der thierischen Wolle in Verbindung gebracht werden, und mittelst eines adjektiven Pigments gefärbt werden sollen, eine partielle Zersetzung. Diese erfolgt zum Theil schon mit der Faser von selbst, oder auch, und in stärkerer Masse durch die Berührung mit dem Pigmente in dem Farbenbade. Bei dieser oder jener partiellen Zersetzung wird die an die Erde gebundene Säure bis zu einer gewissen Potenz in Freiheit gesetzt, während die Erde mit einem proportionalen Antheile Säure gebunden, mit der Faser und dem Pigmente zusammen die gefärbte Erscheinung veranlaßt.

Es ist durch mehre Experimente erwiesen, daß die Pflanzenfaser die thonerdige Basis so innig und fest gebunden hält, daß damit imprägnirte und nachher gefärbte Ware, welche nach langem Tragen, Waschen, Einwirken der Luft und des Lichts die Farbe verschwinden gemacht, ein neues Auffärben ohne vorgegangene Beizung stets noch Anziehung gegen die Pigmente äußert. Diese Aneignung zeigt sich um so stärker, je konzentrirter früher die thonerdige Verbindung in Anwendung gebracht worden. Ich habe diesen Versuch mit verschossenen Farben zu wiederholtenmalen unternommen, und den Beweis dafür stets übereinstimmend gefunden.

Einige Schriftsteller waren früher der Meinung, daß es die reine neutrale Thonerde sey, welche in ihrer Auflösung sich mit der Faser mechanisch verbinde, und dadurch die Pigmente fixire. Berthollet dem Vater, war es vorbehalten, durch fast unbestreitbare Beweise darzuthun, daß, zu einer echten und dauerhaften Farbenverbindung, die Erde stets einen proportionalen Antheil Säure gebunden enthalten müsse.

Unter den thonerdigen Verbindungen zeichnet sich die schwefelsaure Thonerde (Alaun) in ihrer Anwendung auf Schafwollenfärberei und thierische Substanzen, die essig- und holzsaure Thonerde in der Zeugdruckerei und zum Färben vegetabilischer Fasern am vortheilhaftesten aus. Die vortheilhafte Anwendung der letztern gründet sich auf folgende charakteristische Eigenschaften:

a) daß sie einen größern Antheil erdiger Basis als die schwefelsaure, salpetersaure und salzsaure Thonerde enthält.

b) Daß sie ihre Säure am lockersten mit der Basis gebunden hält, wodurch die partielle Zersetzung mit der Faser und den Pigmenten um so leichter erfolgen, und der neuen Verbindung keine Schwierigkeit dargeboten wird.

c) Daß sie für die Zeugdruckerei den treflichen Vorzug behauptet, sich nicht krystallisiren zu lassen, wodurch ihr die Eigenschaft im hohen Grade zukomt, mit den Verdickungsmitteln stets druckförmige Beschaffenheit darzubieten.

Die salpetersaure und salzsaure Thonerdenauflösungen werden in der Zeugdruckerei größtentheils zur Darstellung der Applikationsfarben verwendet, jedoch geben sie im möglichst neutralen Zustande auch eine gute Beize für mehre Pigmente, und namentlich der Kochenille und des Kermes in der Färberei ab.

Unter den übrigen erdigen Beizen verdienen zur Zeit, die salpetersaure und essigsaure Kalkerde, die essigsaure Baryt- und essigsaure Strontianerde einiger Erwähnung.

d) Die metallischen Beizen nehmen unter allen das ausgedehnteste Feld ein. Ihre Anwendung in der Färbekunst und der Zeugdruckerei ist mannigfaltig und sehr häufig. Sie zeichnen sich durch eine große Affinität sowol zu den Pigmenten als der Faser selbst aus, indem sie sich leicht damit verbinden, und dadurch die Farbe befestigen.

Wir dürfen fast kein Metall ausnehmen, welches nicht, als Oxydul oder Oxyd in irgend einer Säure aufgelöst mit den Pigmenten farbige Erscheinungen veranlaßt. Die Verwandtschaft zu den Pigmenten ist öfters so groß, daß die Säure aus der Verbindung schnell getrent, und das Oxydul oder Oxyd mit dem Farbestof verbunden, als farbiger Präcipitat (Lackfarbe) zu Boden fällt.

Die Affinität der metallischen Beizen zu den animalischen Stoffen, Wolle, Haare, Federn, Leder ꝛc., ist beträchtlich stärker als zu den Fasern des Pflanzenreichs; nur das Eisen in seiner Auflösung mit Säuren macht hierin eine Ausnahme, indem sich die Eisenbeize mit der vegetabilischen Faser schnell verbindet, und für sich eine substantive Eisenfarbe (Nanking, Chamois) darstellt.

Die Säure oder das Auflösungsmittel bei metallischen und erdigen Beizen spielt eine äußerst wichtige Rolle. Es ist nicht gleich, ob das Metall die Erde oder das alkalische Salz, in einer oder der andern Säure aufgelöst, als Beize angewendet wird. Jede Verbindung mit einer eigenthümlichen Säure liefert eigenthümliche Resultate, wie dieses durch hinreichende Belege darzuthun ist. Wir haben Beispiele, daß die Grundlage in der einen Säure aufgelöst, mit den Pigmenten herrliche Farbenerscheinungen hervorbringen kann, während sie in einer andern Säure das Gegentheil bewirkt.

Werden die metallischen Beizen mit den zu färbenden Fasern des Thier- oder Pflanzenreichs in Berührung gebracht, und die damit vorbereiteten Stoffe in einem adjektiven Bade ausgefärbt, so zersetzt sich die metallische Beize ebenfalls partiell, indem ein größerer Theil der Säure, früher an die Basis gebunden, ausgeschieden wird, und das Oxydul oder Oxyd mit der Faser und dem Pigmente zugleich Verbindung eingeht, wovon das Resultat eine gefärbte Erscheinung ist.

Die Metallbeizen, welche in der Druck- und Färbekunst die häufigste Anwendung finden, lassen sich in folgende Abtheilungen bringen:

A. In die Eisenbeizen. Diese bestehen: 1) in dem schwefelsauren Eisen (Eisenvitriol); 2) dem salpetersauren Eisen; 3) dem salzsauren Eisen; 4) dem essig- und holzsauren Eisen; 5) dem weinsteinsauren Eisen; 6) dem Eisenweinstein.

In der Schafwollenfärberei behauptet das schwefelsaure Eisen (Eisenvitriol), in der Baumwollen-, Leinen-Druck- und Färberei das essigsaure, holzsaure und salpetersaure Eisen den Vorzug. Das schwefelsaure Eisen in der sogenanten Baumwollen- und Leinen-Handfärberei, so wie das salpetersaure und salzsaure Eisen in der Seidenfärberei zu Erzielung blausaurer Eisenfarben eine wichtige Rolle einnimt.

B. In Zinnbeizen. Diese bestehen: 1) in dem sauren schwefelsauren Zinn; 2) dem neutralen schwefelsauren Zinn; 3) dem salpetersauren Zinn; 4) dem salzsauren Zinn; 5) dem salpetersalzsauren Zinn; 6) dem schwefelsalzsauren Zinn; 7) dem Chlorinzinn; 8) dem essigsauren Zinn; 9) dem holzsauren Zinn.

Das salpetersalzsaure Zinn zur Erzeugung des Scharlachs auf Schafwolle und in den Zeugdruckereien zur Darstellung des sogenanten Schilderroth ist von hohem Intereße. Die andern Zinnbeizen beschränken sich meistentheils auf die Seiden-, Baumwollen- und Leinen-Druck- und Färberei, sowol als Vorbereitungsbeizen, als auch zur Darstellung solider Applikationsfarben für den Druck und Pinsel.

C. In Quecksilberbeizen. Sie bestehen: 1) in dem salpetersauren Quecksilber; 2) dem schwefelsauren Quecksilber; 3) dem Quecksilber-Sublimat; 4) dem essigsauren Quecksilber.

D. In Kupferbeizen. Diese bestehen: 1) in dem schwefelsauren Kupfer (Kupfervitriol); 2) salpetersauren Kupfer; 3) essig- und salzsauren Kupfer; 4) weinsteinsauren Kupfer (Grünspan).

E. In den Zinkbeizen, welche bestehen: 1) in dem schwefelsauren Zink (Zinkvitriol); 2) salpetersauren Zink; 3) salzsauren Zink; 4) essig- und holzsauren Zink.

F. In den Wißmutbeizen: 1) dem salpetersauren Wißmut, und 2) dem salzsauren Wißmut.

G. In den Bleibeizen, unter welchen das essigsaure Blei (Bleizucker) und das salpetersaure Blei einer besondern Erwähnung verdienen.

Alle übrigen aus dem Schoße der Erde uns mehr oder weniger reichlich verliehenen Metalle stellen in ihren Auflösungen mit den verschiedenen Säuren als aufgelöste Oxydule oder Oxyde, eine eben so zahlreiche Galerie von Metallbeizen dar, als Metalle und Säuren bis jetzt entdeckt sind. Einige darunter, wie die Manganbeizen, Kobaltbeizen ꝛc. verdienen beachtet zu werden. Andere eignen sich der Kostbarkeit wegen nur für wissenschaftliche Versuche in der Druck- und Färbekunst; noch andere

sind bis jetzt zu wenig untersucht, als daß sich etwas bestimtes über ihre Nutzanwendung vorlegen ließe.

Auch selbst unter den Metalllegirungen kennen wir eine, welche in Säuren aufgelöst als Beize in der Zeugdruckerei Anwendung findet. Dieses ist die Messingauflösung (Kupferzinkauflösung) in der Salpetersäure.

II. Gemischte Beizen. Unter gemischten Beizen begreifen wir Zusammensetzungen verschiedener Salzverbindungen untereinander. Man bedient sich derselben in den Färbereien und Zeugdruckereien unter der Benennung Farbenansätze. In dieses Gebiet gehören alle Ansätze für die oliven, braune, violette, Lilas und viele andere Farbenschattirungen mehr.

Die gemischten Beizen erfodern zu ihrer Darstellung Salzverbindungen, welche die Eigenschaft besitzen, sich nicht gegenseitig zu zersetzen, wie dieses mit der essigsauren Thonerde und dem essigsauren Eisen für oliven und braune Farben der Fall ist. Hin und wieder werden zu gemischten Farben anderer Natur aus erdigen und metallischen Auflösungen, Mittelsalze, wie Salpeter, Kochsalz, Salmiak u. d. m. zugesetzt.

In die Klasse der gemischten Beizen gehört auch Fabronis Beize, zur Bindung und Befestigung des Pigments des Kampechenholzes in der Schafwollenfärberei. Ich reihe dieser Gattung an: 1) das eisenblausaure Kali=Natron und den eisenblausauren Kalk; 2) das gelbe und rothe Schwefelarsenik; 3) das Chromkali; 4) das arsenigtsaure Kali; 5) Macquer's arsenikalisches Mittelsalz u. d. m. Obwol diese 5 letztern nicht eigentlich zu den gemischten Beizen gehören, so trage ich doch kein Bedenken, ihnen hier einen Platz einzuräumen.

B) 2te Klasse. Entfärbende Beizen. Schutzbeizen.

Die entfärbenden Beizen, auch unter dem Namen Ätzbeizen und Reservagen bekant, sind von solcher Beschaffenheit, daß sie, wenn man sie auf schon mit erdigen oder metallischen Beizen imprägnirte Zeuge bringt, eine Zersetzung der Vorbereitungsbasis veranlassen, wodurch in dem Farbenbade diese örtlichen Stellen weiße Figuren hinterlassen. In der Baumwollen= und Leinendruckerei finden sie überaus häufige Anwendung, um die mit der essigsauren Thonerde oder dem essigsauren Eisen vorgebeizte Ware in verschiedenen feinen Mustern mit weiß darzustellen.

Die entfärbenden Beizen bestehen in ihrer technischen Nutzanwendung aus Zusammensetzungen mancherlei Art, wobei man sich folgender Säuren und sauern Salzverbindungen am zweckförderndsten bedient: 1) der Kleesäure (Zuckersäure); 2) der Weinsteinsäure; 3) der Citronensäure; 4) der Phosphorsäure; 5) der arsenigten Säure (weißer Arsenik); 6) des sauern kleesauern Kali (Sauerkleesalz); 7) des sauern weinsteinsauern Kali (Weinstein); 8) des sauern schwefelsauern Kali; 9) des Arsenikkali.

Werden die mit solchen Beizen gedruckten Waren hernach in irgend einem adjektiven Pigmente ausgefärbt, so erscheint der Grund gefärbt, wogegen der Ausdruck weiß erscheint.

Bei substantiven Eisengrundfarben (Nankingfarbe, Chamoisfarbe, Rostgelb), um weiße Figuren zu ätzen, eignen sich: 1) die Schwefelsäure; 2) die Citronensäure; 3) die Kleesäure; 4) die Weinsteinsäure; 5) das salzsaure Zinn u. d. m.

Will man farbige Grunde (uni=gefärbte Böden) mit weißen Objekten ausarbeiten, so richtet sich die entfärbende Beize nach der Natur der Grundfarbe. Die Agentien, deren man sich hier mit Vortheil bedienen kann, bestehen bald in alkalischen Lösungen, bald in Säuren, bald in sauern Salzverbindungen, z. B. dem salzsauern Zinn, dem Chlorinkalk, dem Chlorinkali und dem Chlorinthon.

Bei adrianopelroth gefärbten Grunden zur Fabrikation der Purpurzize, uneigentlich Merino's genant, wirken kristallisirbare Pflanzensäuren am besten. Diese sind; 1) die Kleesäure; 2) das saure kleesaure Kali; 3) die Weinsteinsäure; 4) das saure weinsteinsaure Kali; 5) die Citronensäure, und 6) das saure schwefelsaure Kali. Unter den Metallsalzen zeichnet sich das schwefelsaure Zinn am wirkungsvollsten aus.

Die Anwendung und Wirkung aller dieser Beizen, gründet sich auf die Zersetzung in der Chlorinkalkküpe, und Einwirkung der Chlorine, welche während dem Zersetzungsprozeß frei auf die tingirten Stellen einwirken, und wodurch die rothgefärbte Erscheinung zerstört wird.

An die Klasse der entfärbenden Beizen, der Analogie ihres Erfolgs nach, um weiße Stellen in der kalten Indigoküpe zu behalten, reihen sich die sogenanten Schutzbeizen, auch Schutzpappe genant, an. Ihre Anwendung und der mannigfaltige Gebrauch derselben, auf vielerlei Fabrikationsartikel in diesem Gebiete der Druck= und Färbekunst, gründet sich auf die Eigenschaft, in der kalten Indigoküpe, da, wo sie örtlich applicirет, weiße Objekte zu erhalten. Sie machen bei dem Artikel Lapis, Waterloo und der blauen Leinendruckware einen wesentlich=wichtigen Gegenstand, die Gelungenheit des Fabrikats betreffend, aus. Gattungen dieser Schutzbeizen als vorzüglich anerkant, sind:

1) Die weiße Schutzbeize (Weißpappe) für den dunkelblauen Indigoartikel, theils mit weißer, theils mit farbiger Ausarbeitung.

2) Die Weißpappe (Ätzweiß, Ätzpappe) für Lapis.

3) Die weiße Schutzpappe (Schmuzpappe, Paßpappe) für Lapis.

4) Die Wachsschutzpappe, auch Wachsbeize und Wachsreservage genant.

5) Die Gypsbeize, auch Gypsreservage genant.

1) und 3) bestehen ihrer Natur nach, aus solchen Salzverbindungen, welche die Eigenschaft besitzen, den Indig in seiner Auflösung zu behindern, denselben regeneriren, daher abhalten, in aufgelöstem Zustande mit der Faser in Verbindung zu treten, wo man sich ihrer bedient. Ihre Hauptbestandtheile sind: a) schwefelsaures Kupfer; b) salpetersaures Kupfer; c) Grünspan; d) Alaun; e) Weinstein; f) Quecksilbersublimat; g) schwefelsaures Quecksilber; h) schwefelsaures Zink, und als Abhaltungs= und Körpermittel Fett und Pfeifenthon. Sie werden mit gehöriger Portion Wasser, theils mit Stärke, theils mit Gummi in druckförmigen Zustand gebracht. Ihre Wirkung ist theils chemisch, theils mechanisch.

2) besteht der Natur nach aus den eben angezeigten Salzverbindungen, und als Reserve für die darüber gedruckte rothe Pappe aus Arsenitkali, als dessen Hauptbestandtheil. Dieser Komposition wird, um sie druckförmig für jedes Muster zu machen, Pfeifenthon und Gummi zugesetzt. Ihre Wirkung bedingt zwei verschiedene Erfolge; einmal, die rothe oder braune Pappe, welche darüber gedruckt wird, zu verhindern, sich nicht mit der Faser zu verbinden, ein andermal, als eigene Schutzpappe, um den Indig abzuhalten.

C) 3te Klasse. Gefärbte Beizen.

Gefärbte Beizen benenne ich diejenigen Zusammensetzungen der Pigmente mit den metallischen oder andern Salzverbindungen, welche, wenn sie mit ausgefärbten Grunden zusammengebracht werden, dieselben zerstören, und ihre eigene Farbe mittheilen.

Die gefärbten Beizen haben einen sehr ausgedehnten Wirkungskreis in den Kattundruckereien, auf vielfältige Grundfarben zu Erzielung artiger und mannigfaltiger Muster. Als vorzüglich gangbare Beizen dieser Art kennen wir zur Zeit: a) die gelbgefärbte Beize; b) die orangegefärbte Beize; c) die rothgefärbte Beize; d) die violett- und Lilasgefärbte Beize; e) die blaugefärbte Beize; und f) die grüngefärbte Beize. Es lassen sich aber auch sogenante mißfarbene Beizen darstellen, welche hin und wieder bei vielfarbiger Ausarbeitung eines Musters Anwendung finden.

Bei der Zusammensetzung dieser different gefärbten Beizen spielt die salzsaure Zinnverbindung eine ausgezeichnete Rolle; an sie schließt sich zunächst das gesäuerte eisenblausaure Kali, und das mit Schwefel- oder Salzsäure behandelte blausaure Eisen an.

Um diesen Gegenstand in ein faßliches Licht zu stellen, erachte ich für nöthig, die verschiedenen Beizen in ihrer Zusammensetzung deutlicher zu bezeichnen.

a) Die gelbe Beize, auf schwarz-, braun-, oliven-, grau- und grüngefärbte Grunde, besteht aus einer Zusammensetzung des konzentrirten Dekokts eines gelben adjektiven Pigments mit flüssigem salzsauern Zinn oder krystallinischem Zinnsalze. Unter den gelben Pigmenten zeichnen sich die Gelbbeere und die Quercitronrinde in ihrer Anwendung auf gelbgefärbte Beize am vortheilhaftesten aus.

b) Die Orange-Beize, auf ähnlich kolorirte Grundsfarben, besteht aus einem konzentrirten Dekokt der Gelbbeere oder der Quercitronrinde, mit einem proportionalen Antheile starker Fernambuck- oder Rothholzbrühe, je nachdem man die Orangefarbe gelber oder röther zu haben wünscht. Die Entwicklung der Farbe geschieht mittelst liquider salzsaurer Zinnauflösung oder des krystallinischen Zinnsalzes in angemessener Proportion.

c) Die rothe Beize, auf gelb-, braun-, oliven- und graugefärbte Grunde, besteht aus einer Zusammensetzung von konzentrirter Fernambuckbrühe und salzsauerm Zinn, welcher in gewissen Fällen salzsaures Ammonium (Salmiak) zugesetzt wird.

d) Die violette und Lilasbeizen, auf Oliven und Nanting kolorirte Böden, erstere aus Kampeschenholzdekokt mit salzsauerm Zinn, letztere in angemessener Portion aus Kampechenholz- und Fernambuck-Absud mit salzsauerm Zinn.

e) Die blaue Beize hat mehrentheils das blausaure Eisen-Kali mit Säurezusatz zum Grunde, welches auf allen eisengelbkolorirten Nuancen durch Bildung von blausaurem Eisen verschiedene Abstufungen von Blau hervorbeizt. Hier wird der Eisengrund nicht zerstört, sondern die Blausäure des blausauern Kali verbindet sich damit zum blausauern Eisen. Blaue Beize, für graue, orange und olivenfarbene Grunde, wird durch eisenblausaures Kali mit Salzsäure und Phosphorsäure, welcher Mischung bis zur Nuance in Salzsäure behandeltes blausaures Eisen hinzugesetzt wird, bereitet.

f) Die grüne Beize besteht in den meisten Fällen aus gelber Beize, welcher in Schwefel- oder Salzsäure behandeltes blausaures Eisen so lange zugesetzt wird, bis die bestimte Abstufung der Farbe erreicht ist. Diese Beize wird auf schwarz-, gelb-, orange-braun und nankingaefärbte Böden angewendet.

g) Gefarbte Misbeizen, worunter die Olivenschattirungen aus Quercitronrinde und Blauholzbrühe mit salzsauerm Zinn Erwähnung verdienen.

Hellere Schattirungen, so wie Abstufungen im Farbenton der gefärbten Beizen, werden durch Zusatz vom Wasser, oder mit Wasser verschwächten Dekokten erhalten.

Die Verdickung aller dieser Beizen, um sie druckförmig zu erhalten, geschieht vermittelst Stärke oder Gummi-Tragant.

D) 4te Klasse. Modifikations-Beizen.

Die Modifikations-Beizen beschränken sich in der Färbekunst und Zeugdruckerei auf blos uni-gefärbte Ware. Ihre Anwendung gründet sich auf die Wirkung, der bereits vorhandenen Farbe einen andern Farbenton zu geben, weswegen man sie auch Umänderungsbeizen für die Farben, nennen könte. Die technische Benennung dieses Geschäfts ist unter dem Namen Schauen, Schönen allgemeiner bekant.

Die Modifikations-Beizen sind sehr zahlreich, da viele Säuren, die sauern Salzverbindungen, die Alkalien und die Seife, so wie mehre Gasarten die Eigenschaft besitzen, gefarbte Stoffe in ihrer künstlich verliehenen Farbe abzustufen oder umzuändern. Beispiele hiefür sind: die mit kalischer Kurkuma-Infusion gefärbten Stoffe, welche braunroth erscheinen, und durch eine saure Flüssigkeit gezogen erst gelb werden; die Schauungs-Operation in der Schafwollen- und Seidenfärberei; die Schönung und das Rosiren (Avivage und Rosage) in der Türkischrothfärberei und viele andere mehr *). (*Kurrer.*)

BEIZWA, mährischer Fluß, entspringt an den ungrisch-mährischen Karpathen, nahe an der ungrischen Gränze im Hradischen Kr., geht Wsetin vorbei, nördlich in den Prerauer Kr., wendet sich bei Meseritsch westlich, und fließt in dieser Richtung, Leipnik und Prerau vorbei, im Ollmützer Kreise in die March, welche durch sie bedeutend verstärkt wird. Sie ist ein reissendes Wasser. Ihr zunächst fließt im Prerauer Kreise in ganz

*) Andere Beizmittel s. unter Fisch, Fleisch, Haar, Haut, Holz, Korn, Knochen, Leder, Metall, Stein, Taback u. a.

entgegengesetzter Richtung die Oder; daher schon mehre Entwürfe, mittelst ihrer eine Wasserverbindung zwischen der Donau und Oder herzustellen, gemacht wurden.— Drei gleichnamige Dörfer an diesem Flusse, (Ober-Mittel- und Unter-B.) im Prerauer Kr., zur Herrschaft Wallachisch Meseritsch gehörig, zählen zusammen gegen 300 Häuser. (*André.*)

BEJA, (9° 44′ L. 37° 55′ B.), Citade und Hauptort einer Correição, die außer der Stadt, 19 Villas, 53 Kirchsp., 11,324 Feuerstellen und 56,000 Einw. hat, in der portugis. Provinz Alentejo, in einer schönen Gegend, auf einem sanft emporsteigenden Hügel. Sie ist mit Mauern und 40 Thürmen umgeben, hat ein ansehnliches Kastell, 1849 Häuser, 9000 (nach andern nur 6000) Einw., Kathedrale, 3 Pfarrkirchen, 6 Klöster, ein reiches Hospital, ein Armenhaus, und ist der Sitz eines Bischofs. Die Einwohner nähren sich meistens von der Landwirthschaft, haben starke Schweine-, Ziegen- und Bienenzucht, und halten im August 2 Messen. Die Stadt stamt aus den Zeiten der Römer, bei denen sie anfangs Pax Julia und nachher Pax Augusta hieß; einige Alterthümer erinnern an diese Zeit. (*Stein.*)

Beja in Nubien, s. Bodscha und Dongola.

BEJAD, Beyadie, eine Stadt in der osmanischen Prov. Said oder Oberägypten, von koptischen Christen bewohnt, die aber nach Norden sich meistens vom Raube und Plündern nähren. Sie haben Überfluß an Hühnern und Eiern. (*Hassel.*)

BEJAGHUR, ein Distrikt in der britischen Prov. Khandesh auf Decan, der seit 1818 unter britischer Herrschaft, sich am Nerbuddah herunter erstreckt, sehr gebirgig ist, und meistens von Bheels bewohnt wird. Der Hauptfluß ist der Tupti; die vornehmsten Städte Akraumy und Ramghur. (*Hassel.*)

BEJANI, (بياني), der Name eines türkischen Gesetzgelehrten und Dichters aus der Zeit Suleiman's des Großen, der aus Rusdschuk gebürtig, zuerst dem berühmten Mufti Ebusuud als Abschreiber diente, dann selbst die Richterbahn durchlief, und sich durch arabische Elegien auszeichnete. Es gibt noch drei andere türkische Gelehrte dieses Namens, deren erster aus Janboli, der zweite aus Konstantinopel, der dritte aus Sinope gebürtig, und unter der Regirung Sultan Murad III. lebten, und die alle drei Verse schmiedeten. Der ausgezeichnete ist aber der aus der Zeit Suleiman's (Aali). (*v. Hammer.*)

BEJAPOOR, eine Provinz in Decan, im N. an Aurungabad, im N. O. an Beeder, im O. an Hyderabad, im S. O. an Balaghaut, im S. W. an Canara, im W. an das arabische Meer gränzend, und 1721 geogr. □ Meilen groß. Sie wird im W. von den Gats durchzogen, die einen langen zu ihr gehörigen Küstenstrich abschneiden, und ist hier sehr gebirgig, wogegen die größere östliche Seite wellenförmig und von mehren Strömen, besonders der Krishna, dem Toombudra, der Beema und Gutpurba, die sich sämtlich nach Osten wenden, bewässert ist. Sie ist ungemein reich an allen Produkten Indiens, wohin auch der Pfeffer und andere Gewürze gehören; ihre Gebirge sind mit herrlichen Tikholze bestanden, und an den Ufern der Flüsse weiden große Heerden von Vieh, besonders von Beemartedy Pferden. Die Volksmenge beläuft sich nach Hamilton auf 7 Mill., worunter die Moslemim den 4ten Theil ausmachen, der Rest aber Hindus von verschiednen Stämmen sind. Sie zerfällt in 15 Distrikte: Concan, Colapoor, Mortizabad, Assodnagur, Bejapoor, Sackur, Raichoor, Mudgul, Gujundughur, Annagoondy, Bancapoor, Gunduk, Noorgool, Azimnagur und Rycbaugh, und gehört gegenwärtig und seit 1818, nachdem der Peischwa seiner Länder entsetzt ist, bis auf die Rajahschaft Satarah, die etwa 651 □ Meil. mit $1\frac{1}{2}$ Mill. Menschen enthält, den Briten. Die Hauptstadt Bejapoor (Br. 16° 46′ L. 93° 21′) ist eine der größesten Städte Vorderindiens, liegt an einem kleinen Flusse, ist mit einer 20 Fuß hohen Mauer und tiefen Graben umgeben, hat weitläuftige Vorstädte, und ist selbst in 3 von einander durch Mauern geschiedene Städte abgetheilt, die Citadelle, die etwa $\frac{1}{5}$ Meile einnimt, das Fort, welches $1\frac{1}{2}$ Meilen umfaßt, und die äußere Stadt, allein ein großer Theil davon liegt in Trümmern. Die Hindus versichern, daß sie in den Zeiten ihres Glanzes nicht weniger als 1600 Moskeen und 984,456 Häuser gezählt habe. Noch jetzt zählt sie gegen 150,000 Einw., die sich mit mancherlei Manufakturen beschäftigen, und hat sowol innerhalb der Citadelle als der Forts sehr viele gute Gebäude, Moskeen, Grabmäler, worunter die Moskee Ibrahim Adil Schah mit seinem Mausoleum eine der merkwürdigsten ist, auch die große Moskee in der Citadelle ist sehenswerth. Das Mausoleum von Sultan Mahmood Schah ist prächtig, 153 Fuß in das Gevierte groß, und mit einer schönen Kuppel bedeckt. Die Häuser in der Stadt sind meistens massiv gebauet, die Straßen zwar eng, aber Wasser im Überflusse vorhanden. (*Hassel.*)

BEJAR, eine seit 1751 befestigte Villa in der span. Prov. Salamanca, im Partido de Bejar, am Abhange der Sierra de Bejar, und an der Gränze von Estremadura. Sie wurde 1448 zu einem Herzogthum erhoben, wovon das Haus Zuniga den Titel führt. Sie hat 4800 Einw., 3 Pfarrkirchen, 3 Klöster, eine Tuchfabrik mit 50 Stühlen, die jährlich 29,000 Varas (von $3\frac{1}{2}$ bis $9\frac{1}{2}$ Gulden) liefert, Hufeisenschmieden, die 5000 Dutzend produziren, und Handel. Sie ist vornehmlich wegen ihrer Bäder berühmt, von denen die eine Quelle warm, die andere kalt ist. In der Nähe ist ein stiller See, der bei einem bevorstehenden Ungewitter sehr unruhig wird. (*Stein.*)

BEJARIA Mutis. Also muß der Name der Pflanzen-Gattung geschrieben werden, die man in Linné's Schriften *Befaria* geschrieben findet. Mutis hatte sie zu Ehren seines Freundes Bejar in Cadix genant. (*Zea* in Anal. de cienc. nat. 3. p. 151.) Ventenat führt sie unter den Rosaceen auf. Humboldt und ich rechnen sie zu den Ericeen, und schon Linné erkante ihre Verwandtschaft mit den Rhododendren. Im Linné'schen System gehört sie zur eilften Klasse. Der Charakter besteht im siebenzähnigen Kelch, der siebenblättrigen Korolle, vierzehn Staubfäden und einer siebenfächerigen Kapsel.

1. B. *resinosa* Mut. mit eiförmigen glatten glattrandigen Blättern, gedrängten Blüthentrauben und purpurrothen harzigklebrigen Blumen. In Neu-Granada. 2. B. *aestuans* Mut., mit ablangen, unten filzigen blaugrünen Blättern, drüsigen, klebrigen schlaffen Blüthentrauben und glatten Blumen. Ebendaselbst. *Humb.* pl. équin. 2. t. 118. (Acunna lanceolata Ruiz et Pav. syst. fl. peruv. p. 123.) 3. B. *ledifolia Humb.*, mit ablangen zugespitzten, am Rande umgebogenen lederartigen, oben mit Drüsenhaaren besetzten, unten blaulich grünen Blättern, drüsig haarigen und klebrigen Blüthentrauben und etwas klebrigen Blumen. *Humb.* l. c. t. 120. Auf Bergen in Caraccas. (Acunna oblonga Ruiz et Pav. syst. fl. per. p. 123? 4. B. *caxamariensis Humb.*, mit haarigen Zweigen, ablangen, oben glatten, unten rauhhaarigen Blättern, rostfarben behaarten Blüthentrauben, und unmerklich behaarten Blumen. *Humb.* nov. gen. 2. p. 294. Auf den Andes in Peru. 5. B. *grandiflora Humb.*, mit rundlichen eiförmigen Blättern, die oben glatt, unten aber, wie die Blüthentrauben, rostfarben filzig sind, die Blumen sind zottig. *Humb.* pl. équin. 2. t. 119. Auf den hohen Bergflächen in Quito. 6. B. *coarctata Humb.*, mit filzigen Zweigen, ablangen glatten, unten blaulich grünen Blättern, rostfarben filzigen Blüthentrauben und glatten Blumen. *Humb.* l. c. t. 121. Ebendaselbst. 7. B. *glauca Humb.*, ganz glatt, mit ablangen stumpfen, unten blaulich grünen Blättern und aufwärts gedrängten Dolden. *Humb.* l. c. t. 117. Ebendaselbst. 8. B. *paniculata Humb.*, mit rauhhaarigen Zweigen, ablangen glatten, unten blaulich grünen Blättern und klebrigen Blüthentrauben. *Michaux* fl. bor. amer. I. t. 16. (B. racemosa Vent. Cels. t. 51.), In Florida. (*Sprengel.*)

BÉJART, ein ausgezeichneter französischer Schauspieler, welcher schon in seiner frühesten Jugend zum Theater kam, und eine Zeitlang gemeinschaftlich mit Molière auf einem Provinzialtheater spielte. Mit ihm, welcher seine Nichte heirathete, kam er 1658 nach Paris, und spielte hier auf dem Theater desselben im Palais Royal in allen Stücken dieses großen Dichters mit ausgezeichnetem Beifall. Vorzüglich verdienstlich war er im Fache der Väter, komischer Bedienten, und in den Vertrauten-Rollen der französischen Tragödie. Durch einen seltsamen Zufall ward er auf seine ganze spätere Lebenszeit hinkend; als er nämlich eines Tages auf dem öffentlichen Platz des Palais Royal zwei seiner Freunde traf, die sich duellirten, wollte er sie auseinander bringen; allein, indem er mit seinem Degen zwischen die übrigen fuhr, erhielt er selbst eine Wunde in den Fuß, die, obwol sie an und für sich nichts weniger als gefährlich war, doch von seinem Arzt so schlecht behandelt wurde, daß er lahm blieb. Dies hinderte ihn indeß nicht, seinem theatralischen Beruf treu zu bleiben, und das Publikum verdoppelte im Gegentheil, so oft er auftrat, seine Beifallsbezeugungen. Molière hat sogar in seinem Geizigen auf eine komische Weise in einer Stelle der Rede des Harpagon, worin er von seines Sohnes Bedienten, den Béjart spielte, spricht, auf diesen Unfall angespielt, und das ganze Parterre erscholl jedes Mal von allgemeinem Bravorufen, so oft man in der Aufführung des Geizigen an diese Stelle kam. Allein ein noch sprechenderer Beweis, welch ein beliebter Schauspieler Béjart auch nach jenem Unfall blieb, ist der Umstand, daß mehre Schauspieler, um sich beim Publikum beliebt zu machen, selbst in Rollen, wohin es gar nicht einmal paßte, wie Béjart zu hinken versuchten. Er war ein eben so wackerer Mann als Künstler, und zeichnete sich besonders durch eine unerschütterliche Gegenwart des Geistes aus, wovon er besonders bei Gelegenheit eines sehr gefährlichen Theatertumults eine merkwürdige Probe gab. Molière hatte nämlich bei Ludwig XIV. einen Befehl ausgewirkt, wodurch das bisherige Vorrecht der ganzen königl. Dienerschaft, freie Entrée im Schauspiel zu haben, abgeschaft wurde. Hierüber aufgebracht, drangen die sämtlichen Mitglieder des königl. Gefolges eines Abends mit Gewalt in das Theater, tödteten sogar mehre Thürsteher, die sich ihnen zu widersetzen versuchten, und stürmten dann auf die Bühne, um auch an den Schauspielern selbst blutige Rache zu nehmen. Béjart, der sich schon in seinem Kostume zu der Rolle eines alten Mannes, die er eben spielen sollte, befand, hatte den Muth, mit einem Mal auf die Bühne mitten unter die Aufgebrachten zu springen, und rief mit komischer Gebehrde eines Flehenden: „O meine Herren, verschonen Sie doch wenigstens nur einen armen Greis von 85 Jahren, der ja ohnehin nur noch wenige Tage zu leben hat!" Diese tragi-komische Bitte, von einem so allgemein beliebten, und damals noch in seinen besten Jahren stehenden Schauspieler, erregte plötzlich selbst unter den Wüthendsten ein allgemeines lautes Gelächter, und machte dem ganzen Aufruhr mit einem Mal ein Ende, so daß nicht nur die Vorstellung an jenem Abend vollkommen ruhig durchging, sondern auch die Aufrührer seitdem keine Schwierigkeit weiter machten ihr Entréegeld zu bezahlen. Im J. 1670 zog sich Béjart mit der gewöhnlichen Pension vom Theater zurück, und starb 1678. Er hatte zwei Schwestern, Géneviève Béjart, welche den unbedeutenden Trauerspieldichter Aubry heirathete, und eine sehr mittelmäßige Schauspielerin war, und Jeanne Béjart, welche gleichfalls zum Theater ging, und 1658 mit ihrem Bruder und Molière nach Paris an des letzten Theater im Palais Royal kam, wo sie mit sehr ausgezeichnetem Beifall, besonders in Molière's Stücken auftrat, aber auch sonst die Rollen der Königinnen und Soubretten, worin sie die Beauval zu ihrer Nachfolgerin hatte, für ihre Zeit meisterhaft darstellte. Sie verheirathete sich mit einem Gentilhomme Namens Modène, von dem sie Mutter einer Tochter wurde, welche in der Folge Molière's Gattin ward. (*Schütz.*)

Beja Rubru, s. Boja.

BEJASI, oder Bejasiten, eigentlich Abadhi (اباضى), in der lateinischen Übersetzung des Edrisi Abadhitae genant. Eine arabische Sekte, welche sich in Anan ausgebreitet hat, und von den zwei Flüchtlingen herrühren soll, die vor Ali flohen, als dieser nächste Anverwandte Mohammeds in Arabien seine lang unterdrückte Partei erhob. Die Bejasiten zeichnen

sich vor den übrigen arabischen Parteien und Sekten (Senniten, Schiiten und Zeiditen) dadurch aus, daß sie die echten Abkömlinge Mohammeds wenig achten (wie schon Omar, Othman, und Moawiah gethan hatte) und dem ganzen arabischen hohen Adel gleiche Souveränität zuschreiben. Daher auch der Imam von Maskat in der Provinz Oman, obgleich nicht von Mohammed abstammend, dem Imam's-Titel führt, und den Chalifen-Titel usurpirt. — Die Bejasiten nehmen weder Kaffee noch Tabak zu sich, obgleich sie Fremde damit bewirthen; sie sind die Quäker Arabiens, denn jeder Araber darf sich in Gegenwart ihrer Obern, selbst des Imam's, setzen, welches sonst gegen alle morgenländische Sitten anstößt *). (*Rommel.*)

BEJAWER, eine Stadt in der Provinz Allahabad in Hindustan, welche unter 24° 37′ Br. und 97° 6′ L. liegt, und dem Raja von Tehrea, einem britischen Vasallen gehört. (*Hassel.*)

BEJEDA und **Amban-Hai**, sind die höchsten Gipfel der Berge in der abyss. Prov. Samen; Bruce kam nur über eine niedere Kette, den Camalmon, und sah daher keinen Schnee; Salt fand jene Gipfel mit Schnee bedeckt, wie denn auch schon die Adulitanische Inschrift und die Jesuiten dieser Erscheinung gedenken. (*Hartmann.*)

BEJIGHUR, eine Stadt im State Sindiahs in Hindustan. Sie liegt (Br. 26° 4′ L. 94° 49′) am Koharry, ist ummauert, hat 1 Fort, eine ansehnliche Bevölkerung und einigen Handel. (*Hassel.*)

BEJUCAL, eine kleine, aber romantisch gelegene Stadt auf der spanischen Insel Cuba, 4½ Meilen von Havaña mit Zuckerbau und Zuckermühlen. Sie hat 2000 Einw. (*Hassel.*)

BEK (**Beck**) (**Jak. Christoph**), geb. zu Basel, 1. März 1711, st. 18. März 1785. Er studirte zu Basel, widmete sich zunächst der Theologie, erhielt zuerst 1737 daselbst das Professorat der Geschichte, ging 1744 zum theologischen Lehrfache hinüber, wurde 1759 Prof. des N. T., übernahm auch in dem nämlichen Jahre eine Stelle am Freyisch-Grynäischen Institute. Er besaß viele gründliche Kentnisse, insbesondre in den Fächern der Geschichte und der Theologie; er betrieb und empfahl vorzüglich das Studium der Bibel. Das Verzeichniß seiner, theils einzeln, theils auch in gelehrten Zeitschriften heraus gekommenen Arbeiten liefern Leu Lex. und Holzhalb. Man bemerkt **Synopsis institutionum univers. theol. naturalis et revelatae, praemittitur encycl. theol. Basil. 1765.**; das bibl. Wörterbuch der Real- und Verbal-Concordanz, Basel 1770. Fol. Gemeinschaftlich mit August Buxtorf gab er auch die 2 Supplem. Bände zum großen, sog. Basler Lexicon 1742 und 1744 heraus. Auch sind von ihm noch viele handschriftliche Ausarbeitungen vorhanden. (*Meyer von Knonau.*)

Bekehrung, s. **Busse**.

Bekennen, **Bekentniss**, s. **Geständniss**, **Glaubensbekentniss** u. **Recognition**.

BÉKES (**Bekesch**), ein großer magyar. Marktfl. in der davon benanten Gespanschaft in Oberungern, im Kreise jenseit der Theiß, mit 1800 Häusern, der freiherrl. Wenkheimischen Familie gehörig. Das Ortsgebiet ist sehr weitläufig. Außer vielem Getreide, besonders Weizen, Hirse und Flachs in Menge angebaut; auch Wein. Die Viehzucht und die Viehmärkte sind hier beträchtlich. An Holz ist Mangel. Der Ort hat eine katholische, reformirte und griechische nicht unirte Pfarre. Die Zahl der Einwohner betrug im J. 1819. 13,480 reform., 716 kath., 519 nicht unirte griech., 3 unirte., 12 evang., 3 jüdische Einw. Das Austreten der schwarzen Körös (Fekete Körös) verursacht nicht selten Überschwemmungen, die Sümpfe zurück lassen. (*Rumy.*)

BÉKES, Bekescher Gespanschaft (ungrisch **Békes Vármegye**, slaw. **Bekesska Stolice**, latein. **Comitatus Békesiensis**), Gespanschaft in Oberungern, im Kreise jenseit der Theiß, liegt gegen Morgen zwischen der Biharer und Arader, gegen Mittag zwischen der Csanader und Csongrader, gegen Westen zwischen der Heveser und Biharer, gegen Norden zwischen der Biharer Gespanschaft, einem Theil von Groß-Kumanien und einem kleinen Theil der Szabolcser Gespanschaft. Der Flächeninhalt beträgt nach der genauen Lipßkischen Karte 65 Q. M., nach Skolka (in der Zeitschrift von und für Ungern) 63 (zu niedrig), nach Magda *) 90 Q. M. (zu hoch); die Länge beträgt 9 bis 10 Meilen, die Breite eben so viel. Die ganze Gespanschaft ist eben, sie hat fünf Flüsse, die langsam fließen und meilenlange Sümpfe erzeugen. Aus der Arader Gespanschaft trit nicht weit von Gyula (l. Djula) die weiße Körös (Fejér Körös) in die Gespanschaft; bei dem Marktfl. Békes fließt die aus der Biharer Gespansch. kommende Bürkösa mit der schwarzen Körös (Fekete Körös) zusammen; beide Körös fließen vereint von Westen gegen Norden und vereinigen sich auf der Pußta Edeles mit der schnellen Körös (Sebes Körös); alle drei Körös fließen nun vereint gegen Westen, bis sie zwischen Túr und Szarvas den Fluß Berettyó aufnehmen, an der Gränze der Gespanschaft, welche sie oberhalb Kún Szent Márton verlassen und sich hierauf bald mit der Theiß vereinigen. Die Moräste, welche diese Flüsse in den drei Gespanschaften zurück lassen, betreten die östlichen und nördlichen Theile der Gespanschaft, unter dem Namen Sárrét. Die westlichen und südlichen Theile der Gespanschaft zwischen Szarvas, Orosháza, der Pußta Apáchi, Csaba und Körös Tarcsa bleiben trocken. Der Boden der Békescher Gespanschaft ist einer der fruchtbarsten; die Gespansch. wird von keiner in Ungern an Fruchtbarkeit übertroffen. Dagegen ist das Trinkwasser schlecht und das Klima ungesund. Im Sommer schadet die große Hitze verbunden mit den Ausdünstungen der Sümpfe, im Winter oft strenge Kälte. — Von Getreide gedeiht hier am besten der Weizen, der in der Güte den ersten Rang nach dem Mischkolczer Weizen einnimt. Auch die Gartenfrüchte gedeihen gut und werden besonders von den Einwohnern des Marktfl. Békes in Menge erzeugt. Die Zwiebeln von Csaba sind so geschätzt wie jene von Derecske. Die Wassermelonen

*) Vgl. unter andern, Niebuhr's Beschreibung Arabiens S. 18.

*) In Magyar Országnak etc. statistikai és geographiai birása, Pest 1819.

(görög dinnye) dieser Gespanschaft werden sehr groß und schmackhaft. Wein, aber nicht der beste, wird an mehren Orten erzeugt, der von Gyula wird noch am meisten geschätzt. Wiesewachs und Weide sind vortreflich. Den starken Anbau der Futterkräuter, besonders des Klees hat der am 28. Dec. 1820 verstorbene Veteran der ungrischen Ökonomen, Samuel Teschedik, evang. Prediger zu Szarvas, eingeführt. Auch das Schilf der Moräste wird zum Füttern des Viehs benutzt. Mit dem häufigen Rohr werden die Häuser gedeckt und die Gärten umzäunt. An Holz ist ein großer Mangel, den man durch Stroh, Rohr und Kuhmist zu ersetzen sucht. Der häufige Torf wird noch nicht benutzt. Der hier häufig wachsende Wasserschierling (cicuta virosa, ungrisch mérges bürök, csomorika) vergiftet oft das Vieh. Aus Gänsefuß (Chenopodium, lúdlábfü) wird Laugensalz zur Seifebereitung gesotten, wozu die Einwohner auch die in dieser Gespanschaft häufig wachsende Salsola hungarica (ungrisch ballangó) benutzen könten. Der nutzbare Boden beträgt 512,072 Joche und ist größtentheils Ackerboden, Wiesen- und Weideland. Die Waldungen umfassen nur 38,096 Joche. — Die Rindvieh- und Schafzucht ist in dieser Gespansch. sehr einträglich. An Schafwolle wird eine Menge erzeugt, die freilich nicht feinwollig ist, der Schafkäse ist nicht so gut als der in dem nördlichen Ungern. Die Pferdezucht ist auch beträchtlich. Von wilden Säugthieren trift man Hasen und Wölfe in Menge an. Unter dem zahlreichen wilden Wassergeflügel zeichnen sich zwei Reiher-Arten aus (Ardea nycticorax und Ardea major cinerea), von welchen man Reiherbüsche erhält, die den orientalischen nicht nachstehen. Die drei Körös-Flüsse liefern viele schmackhafte Fische, als Karpfen u. s. w. Krebse sind in den Flüssen und Sümpfen häufig, werden aber vom gemeinen Volke wenig gegessen. Schildkröten sind in Menge. Die Bienenzucht ist sehr einträglich; manche Bienenväter verkaufen den Rosenauer Honighändlern an 45 Eimer. — Der Marktflecken Szarvas in dieser Gespansch. gibt, durch die Bemühungen des verdienstvollen Ökonomen Teschedik, ein löbliches Beispiel der Industrie. Daß übrigens die großen Ortschaften (Marktflecken und Dörfer mit 10 bis 17,000 Einwohnern) dieser Gesp. dem Ackerbau und der Landschaft überhaupt nicht sehr günstig sind, sondern vielmehr dieselben mannigfaltig hindern müssen, läßt sich leicht einsehen. — In der Josephinischen Konscription von 1787 zählte man nur 70,911 Einwohner (worunter 646 Edelleute und Geistliche), in der Konscription von 1805. 92,209 Nichtadelige (die nicht konscribirten Edelleute und Geistlichen kann man zu 1500 annehmen). Nach dem Großwardeiner bischöfl. Diöcesan-Kalender von 1817 hatte sie 125,898 Einwohner, worunter 99,820 Protestanten, 19,528 Katholiken, 6362 nicht unirte Griechen, 26 unirte Griechen, 168 Juden. Zu Ende des J. 1816 hatte die Békescher Gesp. *) 112,672 christl. und 101 jüdische E., zu Ende des J. 1817 aber 118,390 christliche und 117 jüdische Einw., so daß binnen einem Jahre 5718 Christen und 16 Juden zugewachsen waren, durch Einwanderung aus andern minder fruchtbaren Gegenden Ungerns, besonders der Armen aus der benachbarten Biharer Gespanschaft in dem Hungerjahre 1817. Die Mehrzahl der Einwohner bekennet sich zur reformirten, dann zur evangelischen Kirche A. C., weniger zur römisch-katholischen, noch weniger zur orientalischen nicht unirten. Die meisten Ortschaften werden von Magyaren bewohnt, wenige von Slowaken, Teutschen und Walachen. Bei mehr Industrie könten noch einmal so viel Einwohner in der Békescher Gespanschaft wohnen. Sie beschäftigen sich größtentheils mit Feldwirthschaft, Viehzucht und dem so einträglichen Produkten-Handel. Die Industrie in mehren Ökonomiezweigen und eine größere Kultur hat besonders unter den zahlreichen Protestanten dieser Gespanschaft durch das Beispiel und den Eifer des oben bereits gerühmten Teschedik und die Bemühungen des blühenden evang. Gymnasiums zu Mező Berény zugenommen. Die Industrie-Schule und das ökonomische Institut zu Szarvas sind jedoch (letzteres im J. 1806) aus Mangel an gehöriger Unterstützung eingegangen. Die Einwohner zahlen 43,440 Gulden Kontribution (nach 65 Porten vertheilt), und 45,632 Fl. 28 Kr. Kriegssteuer samt Werbungs-Beitrag. — In 899 ganzen Sessionen wohnen 3779 größtentheils wohlhabende seßhafte Bauern. — Eintheilung. Die Gespanschaft wird in zwei Bezirke, in den Gyulaer, gegen Osten, und in den Csabaer (l. Tschabaer), gegen Westen eingetheilt. Nur 5 Marktflecken, 15 Dörfer und 5 Pußten sind in dieser Gespanschaft (in der um 8 Q. M. kleineren Ödenburger sind 41 Städte und Marktflecken und 196 Dörfer; allein die Marktflecken und meisten Dörfer sind sehr groß und volkreich. Im Gyulaer Bezirk sind die Marktflecken: Békes mit 13,879 Einwohnern, Gyula mit 11,080, Füzes Gyarmath mit 3500 E.; in dem Csabaer Bezirk der Marktfl. Szarvas mit 13,600 E., das Dorf Csaba (das größte in ganz Europa) mit 18,000 E., das Dorf Orosháza mit 8336 E., und den gleichfalls großen Dörfern Komlós, Mező Berény, Kétegyháza. — Das Wapen ist ein senkrecht getheilter Schild, in welchem rechts ein schreitender Löwe, der in der einen Tatze einen Säbel, in der andern drei Kornähren hält, und über welchem eine schwebende Krone zu sehen ist. Das linke Feld enthält 3 Querbalken, welche die drei Flüsse Körös bedeuten. — Die Obergespans-Würde ist nicht erblich. Comitats-Kongregationen werden in dem Marktflecken Gyula gehalten *). (*Rumy.*)

BÉKES (l. Bekesch) (Kaspar), war der Sohn eines nicht bedeutenden siebenbürgischen Edelmanns Ladislaus Békes und wurde von Peter Petrovics Grafen von Temesch und Vormunde Johann Sigismunds erzogen. Auf seinem Todtenbette empfahl ihn dieser der Königin Isabella, als einen Mann von vorzüglicher Treue und Geschicklichkeit, und er erwarb sich bald die volle Gunst der Königin, welche ihm das Amt eines Woiwoden von

*) Nach Gyuritovics in Andre's Hesperus 1819, Februar S. 87. 88.

*) Eine gute Karte der Bekescher Gespanschaft von dem Feldmesser Joseph Vertics findet man im Görögschen Magyar Atlas. — Eine gute Beschreibung der Bekescher Gespanschaft hat Stolta in der Zeitschrift von und für Ungern geliefert. Man vergleiche auch die geographischen Werke von Windisch, Bálni, Fejér, Liechtenstern, und vorzüglich Magda, der nebst Stolta bei diesem Artikel vorzüglich benutzt worden ist.

Siebenbürgen übertrug. Johann Sigismund schenkte ihm gleiches Vertrauen, ernante ihn zum Grafen von Fogarasch, und gebrauchte ihn als Gesandten an den Höfen von Konstantinopel und Wien. Er erwarb sich die Zuneigung Kaiser Maximilian II. in so hohem Grade, daß ihn derselbe nach Johann Sigismunds Ableben, der auch in seinem Testamente den gleichen Wunsch geäußert hatte, den Ständen Siebenbürgens zum Fürsten empfahl. Aber als ein eifriger Anhänger des Socinianischen Glaubensbekentnisses, und weil er unter Johann Sigismunds Regirung mehre der angesehensten Glieder des Adels mit stolzem Übermuthe behandelt hatte, war er den Ständen verdächtig und sein Mitbewerber Stephan Báthori wurde ihm vorgezogen. Bekes widersetzte sich mit gewafneter Hand, wurde aber von Stephan in dem Schlosse Fogarasch belagert. Er entfloh heimlich zu Kaiser Maximilian, erhielt teutsche Hilfsvölker, zog seine Anhänger aus Siebenbürgen an sich und versuchte noch einmal das Fürstenthum mit gewafneter Hand zu erringen, wurde aber bei Szent Pál geschlagen, und mußte nach Ungern fliehen. Als Stephan die Krone Polens erhalten, söhnte er sich mit Bekes aus, der bis an sein Ende des Königs treuer Anhänger blieb und ihm besonders bei der Belagerung von Danzig wichtige Dienste leistete. (*Benigni.*)

Bekla, s. Bokla.

BEKKER (Balthasar), holländischer reformirter Prediger, und mit Thomasius der Befreier Europens von den empörenden Herenprozessen, dem Gespensterglauben, und übrigen Teufelswirkungen, die ein späteres Jahrhundert sich leider! wieder scheint aufbürden zu lassen, ward d. 20. März im J. 1634 in einem friesländischen Dörfchen geboren, wo sein Vater Pfarrer war. Gröningen war der Ort seiner Studien, und nachher Franecker. Als Landprediger zu Oosterlittens in Friesland widmete er sich ganz seinem Amte, und legte sich vorzüglich auf den Unterricht der Kinder, der in der ganzen Provinz durchaus vernachlässigt war, und wozu er des Sonntags eine öffentliche Religionsübung veranstaltete. Freilich machte dieser Eifer ihn seinen bequemern Kollegen gehässig, und sie versäumten nicht, ihn seiner Vorliebe für die damals noch neue Philosophie des Descartes, als einer schädlichen Neuerung, zu beschuldigen, und das Verbreiten dieser Lehre durchaus untersagen zu lassen, wozu ihnen aber die Bewilligung der Regirung fehlte. Bekker ward indeß zum Doctor der Theologie und Prediger zu Franecker befördert, und hatte als solcher eine lateinische Vertheidigung der Cartesianischen Philosophie herausgegeben. Doch man konte ihm noch immer die Mühe nicht vergeben, die sein Beispiel des Kinderunterrichts den guten Landpfarrern verursacht hatte, und es war eines Lehrbuchs, unter dem Namen Starke Speise (Vaste Spisse) wegen, daß er im J. 1670 des Socinianismus (eines damals in Holland fürchterlichen Verbrechens!) beschuldigt wurde. Er verklagte seine Verleumder gerichtlich, doch man bewirkte durch geheime Mittel, daß auch dies ihm untersagt wurde, indem man zugleich seine starke Speise unterdrückte, und ihm sogar verbot, mehre Punkte aus seinem Buche beim Unterricht zu gebrauchen, und Hausunterricht an Studenten zu geben. So viele Verdrüßlichkeiten mußten ihm den Aufenthalt in Friesland verleiden, und er nahm also gern den Ruf im Dorfe Loenen in Holland an, von wo er aber sehr bald nach Weesp, und (1679) nach Amsterdam befördert ward. Hier schrieb er (1683) wie Bayle gegen die abergläubische Furcht vor Kometen, und diese kleine Schrift war der Vorläufer seines Hauptwerks, der bezauberten Welt (Betooverde Wereld), dessen Zweck nach den Worten des Verfassers darin besteht: „dem Teufel seine Macht zu rauben, und ihn von der Erde in die Hölle zu verbannen." Er läugnet nämlich, nach Cartesianischen Grundsätzen, welche das Wesen der Geister in die Denkkraft setzen, alle Wirkungen der bösen Geister auf die Menschen und trachtet sogar die der guten Engel in der Schriftsprache als bildliche Vorstellungen der Wirkungen Gottes zu erklären. Über die Existenz beiderlei Wesen hat er sich nie ganz deutlich erklärt, ein schriftliches Glaubensbekentniß über diesen Punkt an das Amsterdamer Oberkonsistorium abgerechnet, woraus man aber den Grund seiner Meinung wol nicht entdecken kann. Aber alles, was man von einem Bunde mit dem Teufel, von Zauberei, Besessenheit, Gespenstern und dergleichen, damals noch als unzweifelbare Lehren annahm, verwarf er durchaus, und nante sich einen Monotheisten, eben weil er das Königreich des Teufels, dem man eine fast göttliche Macht zuschrieb, läugnete. Man stelle sich vor, welches Aufsehn diese unerhörte Freimüthigkeit in der Christenwelt machen mußte. — Beckers Buch ward bald ins Französische übersezt, und allgemein in Europa bekant. Freilich kam nun der ganze Schwarm der Kezermacher, Intoleranten und Pharisäer ihm auf den Hals; Synoden, Ober- und Unterkonsistorien schrien über Ärgerniß der Gemeine Gottes, und als Becker von einer Reise in sein Vaterland zu Amsterdam zurück kam, verlangte man Widerruf. Nach vielen Unterhandlungen lieferte er eine Art von Glaubensbekentniß (Artikelen van Satisfactie), worin er zwar die Existenz, aber nicht die Wirkung böser Geister erkante, jedoch diese ganze Lehre als ein bloßes Problem, nicht als ein gewisses zur Seligkeit nöthiges Dogma betrachtete. — Man war demnach, weil er versprach, seine Meinung hinfort für sich zu behalten, damit zufrieden; doch Becker wurde, der gegebenen Ärgerniß wegen, für zwei Monate vom Amt entfernt. Es fehlte aber viel, daß die Altgläubigen sich hiemit begnügt hätten; alle Oberkonsistorien und Synoden in Holland beklagten sich, und der nordholländische Synod, vor welchen er (1692) citirt war, verurtheilte ihn nach verweigertem Widerruf zur Absezung. — Es regnete Gegenschriften: doch erschienen auch einige Vertheidigungen Beckers, in deren einer man den Geistlichen ihren starken Eifer für das Reich des Teufels, als eines durchaus nothwendigen Wesens, weil blos aus Furcht vor ihm Tugend und Frömmigkeit bestehen könten, mit beißendem Wize vorwarf. Man begnügte sich nicht mit der Absezung Beckers; er wurde aus der Gemeinschaft der Kirche verbannet, und hielt sich seitdem zu der milderen Französisch-Reformirten Gemeine (die Refugié). Noch bei seinem Tode (1698) blieb er den verurtheilten Lehrsäzen treu, und starb mit der Freudigkeit und dem Glauben eines Christen; er hatte nicht weniger Ursache als Melanchthon, sich eines Hinganges zu erfreuen, wo die Gesellschaft reinerer Wesen ihn anstatt des unver-

söhnlichen theologischen Grimmes seiner Amtsbrüder erwartete.

Becker war ungemein häßlich von Person, vorzüglich von Gesicht. Unter der Menge Schriften von ihm und über ihn zeichnen sich folgende aus: **Betooverde Wereld zynde een grondig onderzoek van t'gemeene gevoelen aangaande de Geesten enz. 1691. Franecker. 8.** nachher oft zu Amsterdam und zu Deventer 1737. in 4 Bänden, auch Französisch 4 Bände 12. — Beurtheilt in *Moshemii* Institut. Hist. Ecclesiae Saec. XVII. Sect. 2. Pars 2. p. 987. *Brucker* Hist. Crit. Philosoph. T. V. p. 712 — 721. VI. p. 926. 927. *Saxii* Onomast. literar. P. V. p. 173. 174. Analecta p. 612. S. die Schicksale des Verfassers in *Chauffepié* Dictionn. T. I. p. 192. ss. Schwager's Beitrag zur Geschichte der Intoleranz, oder Meinungen und Schicksale Balthasar Beckers, Lpz. 1780. Levensbeschr. van Nederl. Mannen en Vrouwen, III. D. bl. 284 — 307. *Kok* vaderl. Woordenboek. VI. D. bl. 346 — 350. *Chelmot* Biogr. Woordenboek bl. 216 — 244. *). (*v. Kampen.*)

BEKKER (Elisabeth), verehelichte Wolff, eine in der holländischen schönen Literatur vorzüglich ausgezeichnete Dichterin und Verfasserin mehrer Romane, wodurch sie in ihrem Vaterlande Epoche gemacht, und auch außer demselben berühmt geworden ist. Sie war geboren 1738, am 24. Juli zu Vlissingen, und wurde nachher die Gattin des reformirten Predigers Adrian Wolff in dem Beemster. — Begabt mit großen Geistesanlagen, mit echtem Witz und einem höchst lebendigen Verstande, und versehen mit ausgebreiteten Kentnissen, trat sie als Schriftstellerin auf, zuerst mit kleinen satyrischen Arbeiten, dann mit größern, gediegenen Geschmacks-Werken. Ein besonderes Aufsehn erregte gleich anfangs ihre Erzählung: **De Menuet en de Dominées-Pruik,** worin ein holländischer Kirchenältester von einigen Predigern darüber zu Rede gestellt wird, daß er auf einer Hochzeit getanzt habe, dieser aber dagegen den geistlichen Herren aus alten Kirchengesetzen dazuthun sucht, daß auch sie keine Perücken tragen dürften; ein sehr witziges, launiges und durch naive Sittenschilderungen äußerst treffendes Werk. Nachher lieferte sie größere und ernsthafte Gedichte, z. B. **Walcheren — Jacobs klagt by het lyk van Rachel — de Brief van Jakoba van Beyeren — Andromache aan Agamemnon,** und andre. Das letzte, eine Heroide, ist vielleicht das beste ihrer Gedichte. — Nach dem Tode ihres Gatten im J. 1773 lebte eine andere Schriftstellerin ihres Vaterlandes, Agatha Deken, als Gesellschafterin mit ihr zusammen, und seitdem schrieb sie, in Gemeinschaft mit derselben, mehre interessante Romane, insbesondere: **Historie van Mejuffrouw Sara Burgerhart, Haag 1782, in 8.,** welches Werk zu Lausanne 1788 in 4 B. kl. 12. ins Französische übersetzt, erschien; ferner: **Hist. van den Heer Willem Levend., 1784 u. 1785, 8 Bände, in 8.,** von dem Verf. des Siegfried von Lindenberg ins Teutsche übersetzt, 1 Band 1798, Berlin; die folgenden Bände zu Hamburg; ferner: **Brieven van Abraham Blankaart, 1787, 3 Bände;** und **Historie van Mejuffrouw Cornelia Wildschut, 1793;** alle in Haag. Diese Romane enthalten sämtlich einen reichen Schatz vielfacher Kentnisse, eine tiefe Menschenkunde, und ein durchaus reines und sehr zartes sittliches Gefühl. Als Kunstwerke sind sie fein angelegt und ausgeführt; die Charaktere sind treffend gezeichnet, und durchaus schöne und wahre Nachbildungen der Natur, in welchen mehre holländische Eigenheiten besonders glücklich aufgefaßt und gezeichnet sind. Sie haben unter den holländischen Romanen einen klassischen Rang, und sind fast die allerersten Werke dieser Art in Holland, wenigstens hatte man daselbst vorher nichts von dieser Bedeutung, so daß deswegen Elisabeth Becker und Agatha Deken als die Schöpferinnen des holländischen Romans anzusehen sind. Der beste unter ihren Romanen ist Sara Bürgerhart; weniger gelungen sind die beiden zuletzt genanten. — Später schrieben die beiden Freundinnen noch zusammen. **Wandelingen door Bourgogne,** und **Brieven over de opvoeding.** Sodann übersetzte Elisabeth Becker verschiedene französische, engländische und teutsche Schriften, z. B. von Maupertuis, Madame de Genlis, Pope u. a. ins Holländische. — In den letzten Jahren ihres Lebens hatte sie mit mancherlei unangenehmen Schicksalen zu kämpfen, indem sie sich auch zur Zeit der holländischen Freiheits-Unruhen genöthigt sah, ihr Vaterland eine Zeitlang zu verlassen. Nach ihrer Heimkehr starb sie 1804, am 4. November in den Armen ihrer Freundin Agatha, und ihre Leiche ruht auf dem Kirchhofe zu Scheveningen. (Aus verschiednen holl. Quellen). (*J. Ch. H. Gittermann.*)

BEKLEIDUNG oder Drapirung (Draperie), ist die malerische Anordnung der Gewänder. Im Gemälde sollen bekleidete Figuren nicht blos in Stoffe gehüllt erscheinen, sondern man soll die Umrisse des Körpers theilweise verfolgen können. Um diese Absicht zu erreichen, ist es nöthig, die Figuren in jeder geschichtlichen Anordnung in ihren verschiednen Stellungen zuerst nackend hinzuzeichnen, und dann sie mit den Gewändern zu bedecken. Durch Entfernung von dieser Methode würden manche Misverhältnisse entstehen, und genauere Untersuchung manchen Fuß oder Arm am unrechten Orte finden. — Es ist aber keine leichte Aufgabe, richtig und mit Geschmack zu bekleiden, und nur wenig große Meister befriedigen in diesem Theile der Kunst völlig. Denn so wie die Verhältnisse des Körpers bei jeder Stellung eine andere Richtung erhalten, eben so verändern sich auch die Lagen der Falten, und je nach dem Stoffe des Gewandes bilden sie bald größere bald kleinere Partien.

*) B's bezauberte Welt wurde in das Französische 1694, in das Teutsche 1693, in das Italische und Spanische übersetzt. Die beste teutsche Übersetzung ist von Schwager Lpz. 1781. 3 B. 8., der auch das Leben Beckers beschrieben hat, Leipzig 1780. 8. Über die Streitigkeiten wegen der bezauberten Welt verdient des *W. H. Becker* schediasma de controversiis B. Beckero ob librum — motis. Königsberg 1721. 4. nachgelesen zu werden. Die Gegenschriften beurtheilte er selbst in dem kort Beright van *B. Becker* angaande alle de Schrifften welke over syn Book de B. W, eenen tid lang heen en weder verwisseld zyn. Franecker 1692. 4. Es fehlte jedoch auch nicht an Vertheidigungsschriften, desgleichen an Münzen, an Sinn- und Spottgedichten für und gegen Becker. (*Tennemann.*)

Aber wer vermag diese Verschiedenheit des Zufälligen in der Bewegung festzuhalten? Zwar bedient sich der Künstler des Gliedermanns oder Gliederpuppe; aber dieses Hilfsmittel läßt sich nur bei Anlegung der Gewänder in der Ruhe anwenden, und alle die vorübergehenden Veränderungen, welche die Bewegung erzeugt, gehen hier verloren.

Beim Gebrauch des Gliedermanns, erhält derselbe vorher die beabsichtigte Stellung, dann bekleidet ihn der Künstler mit einem feinen wollenen Tuche, — weil dieser Stof die schönsten Falten bildet. Ist er mit dem Wurf der Falten, welche durch die erste Bemühung hervor kommen, nicht zufrieden, so hilft er so lange nach, bis ein besseres Verhältniß eintrit, dessen Beurtheilung dem Geschmacke des Künstlers überlassen bleibt.

Man nimt zwei Arten von Bekleidung an, die ideale und die historische. Bei der ersten werden die Formen verhüllt, aber die Umrisse derselben bleiben sichtbar; die Grazie ist nicht gefährdet, denn nur diejenigen Theile des Körpers werden bedeckt, wo die Schicklichkeit es verlangt, und der zartgewobene Stof scheint mehr die Absicht des Künstlers zu befördern, indem er ein Spiel der Lüfte wird. — In der geschichtlichen Bekleidung, ist Beobachtung des Üblichen Hauptbedingung; auch hier muß der Künstler die verschiednen Geschlechter, welche er bekleidet, zu unterscheiden wissen, und zarte Formen nicht in grobe Gewänder hüllen. Zwar entschwindet hier das Ideale, weil Zeit und Ort allein bestimmen, aber das Charakteristische bleibt. — Der Mann von ernstem Charakter und kräftigem Körperbau erhält immer eine Bekleidung von dichterem Stof; hier sind die Massen groß, die Falten wechseln in ihren verschiednen Lagen, nur ist die Biegung der Arme geschickt zu bemerken, und der vorstehende Schenkel darf nicht ganz verschwinden. — Indem nun die Bekleidung als Kontrast die malerische Wirkung erhöht, indem sie das Nackende besser heraushebt, ist sie auch Mittel zu besserer Verbindung der Gruppen, und führt den Beschauer durch richtige Bezeichnung, auch leichter in die Begebenheit.

Wenn die frühern teutschen Künstler die Bekleidung ihres Zeitalters in ihren heiligen Gemälden anbrachten, so verdient dies insofern Nachsicht, indem sie in ihrem beengten Wirkungskreise keine Gelegenheit hatten, mit fremden Sitten und Gebräuchen bekant zu werden. Wenn aber ein Guercino, Paul Veronese und andre Italiäner gegen das Übliche in der Bekleidung sündigten, so verdienen sie um so mehr Tadel, indem sie blos aus Laune und Nationalgeschmack das Schickliche verletzten, durch reiche Stoffe das Auge zu bestechen suchten, und nicht die bessern Vorbilder benutzten. (*Weise.*)

Bekriechen in der Jagdk., s. Befahren.

BEL (בֵּל), auch Belos, Belus und Baal (בַּעַל), sind lediglich dialektisch verschiedene Aussprachen eines und desselben Wortes, welches eine der vornehmsten Nationalgottheiten, der Phönizier, Karthager und Babylonier bedeutet, weshalb wir beides hier in Verbindung behandeln, ohne indessen manche Verschiedenheiten zwischen dem phönizischen und babylonischen Gotte zu verkennen oder läugnen zu wollen. Die letztere Form Baal, ist die bei den Phöniziern, Puniern und Hebräern gewöhnlichere; die erstere aramäisch gestaltet (בְּעֵל, ܒܥܶܠ) und etwas zusammengezogen bei den Babyloniern in Gebrauch (wovon das griech. und lat. Βῆλος, Belus); beide bedeuten einen Herrn, Beherrscher.

Eigentlich einheimisch war die Verehrung des Baal in Tyrus, allein wir haben hier der unmittelbaren Zeugnisse gerade weit weniger, als über den Kultus des Gottes bei den abgöttischen Hebräern und einigen kleinen benachbarten Völkern, und wollen daher diese vorausgehen lassen. Bei den Hebräern führt er den Namen Baal oder Herr vorzugsweise (הַבַּעַל mit dem Artikel, welches genau unterschieden wird von בַּעַל Herr), und die Israeliten verehrten ihn im Zeitalter der Richter (Richt. 2, 11. 3, 7. 6, 25 ff.) und mehrer Könige, als des Ahas und Manasse in Juda (2 Kön. 21, 3. 2 Chron. 28, 2), und des Ahab in Israel (1. Kön. 18, 19 ff.), immer in Verbindung mit dem Dienste der ihm zur Seite stehenden weiblichen Göttin Astarte. In Israel war dieser abgöttische Kultus durch Isabel, die Tochter des tyrischen Königs Ethbaal[1]), eingeführt worden, und es war dabei auf gänzliche Vernichtung des Jehovadienstes angelegt. Die Priester und Propheten Jehova's waren bis auf einige entkommene getödtet worden, dagegen dem Baal ein Tempel errichtet (1 Kön. 16, 31), und 450 Propheten desselben, nebst 400 Propheten der Astarte (1 Kön. 18, 19) zu seinem Dienst bestellt, und erst Jehu rottete mit dem Hause Ahabs die Götzengreuel aus (2 Kön. 10, 18 — 31). Von Zeremonien des Kultus wird angeführt, daß man ihm Stiere opferte (1 Kön. 18, 23 ff.), seltener Kinder, wie dem Moloch (Jer. 19, 5), daß die Priester um seinen Altar Opfertänze aufführten (welches a. a. O. V. 26. spottweise ein Hinken genant wird), sich, wenn die Erhörung nicht bald erfolgte, mit Messern zerschnitten (a. a. O. V. 29), wie die Priester der Cybele[2]), daß man ihm gern auf Höhen (Jer. 19, 5) und auf Dächern (Jer. 32, 29) opferte, Rauchwerk anzündete (Jer. 7, 9. 11, 13. 17), durch Kniebeugungen und Küsse verehrte (1 Kön. 19, 18. vgl. Hos. 2, 8) und bei ihm zu schwören pflegte (Jer. 12, 16). Denn daß ihm Ahab zu Samarien einen heiligen Hain angelegt habe, wie Münter[3]) angibt, beruht auf der falschen Auslegung von אֲשֵׁרָה durch ἄλσος in der Stelle 1 Kön. 16, 32; der mit dem samarischen Götzendienste verbundene Unfug von öffentlichen Buhlern und Buhlerinnen (קְדֵשִׁים, קְדֵשׁוֹת 1 Kön. 14, 24. 15, 22. 22, 47) gehörte wol nur mittelbar hieher, und eigentlich zum Dienst der Astarte, ist doch aber auch mit dem Baals=

1) Es ist kein Widerspruch, wenn dieser König beim Menander von Ephesus (ap. *Joseph.* Archaeol. VIII. 14. §. 2.) unter den Königen von Tyrus aufgeführt wird, und doch 1 Kön. 16, 31 ein König der Sidonier genant wird. Sidonier steht nämlich hier im weitern Sinne für die Phönizier der Griechen, und umfaßt auch Tyrus. S. meinen Komment. zu Jes. 23, 2. 2) *Stat.* Theb. I, 164. ff. *Propert.* 2, 22. 3) Religion der Karthager S. 12.

dienste verwandt, wie der Dienst des Baal-Peor bei den Moabitern zeigt. Außer dieser Verehrung des vorzugsweise sogenanten oder tyrischen Baal bei den Hebräern, verehrten ihn einige kleinere Völker oder Ortschaften noch unter besondern Beinamen als *θεὸς ἐπιχώριος*, wie dieses mit den griechischen Gottheiten so häufig der Fall ist, nämlich: 1) als בַּעַל בְּרִית (Bundesbaal, Herr des Bundes) bei den Sichemiten zur Zeit der Richter (Richt. 8, 33. 9, 4. 46.), wie Zeus als *Ζεὺς ὅρκιος*, und Herkules als Deus fidius verehrt wurde. Bochart[4]) hat dieses zwar durch Baal von Berytus erklärt, und Creuzer[5]) es hienach geradezu Baal Beryth geschrieben: aber der Gott von Berytus mußte בַּעַל בְּרוֹתִי heißen. 2) Als Baal-Sebub (בַּעַל זְבוּב) unter welchem Namen er von den Philistäern zu Ekron verehrt wurde, d. i. eigentlich Fliegenbaal, sofern er die im Orient so verderblichen Fliegen- und Bremsenscharen von Menschen und Vieh abwendet, wie man in der Provinz Elis den *Ζεὺς Ἀπομυῖος*[6]), sonst Deus Myiodes, Myiagros Deus genant, anbetete, dessen Mythen auch mit denen des Herkules zusammen hingen[7]), so daß Klemens Alexandrinus[8]) von einem in Rom verehrten Herkules *Ἀπομυῖος* redet. Andre Erklärungen des hebräischen Baal-Sebub, z. B. durch den Gott der Unterwelt, haben wenigstens nicht die geringste Wahrscheinlichkeit. Von dem ganz verschiednen Belzebub des N. T. unten in einem besondern Artikel. 3) Als Baal-Peor (בַּעַל פְּעוֹר) und blos Peor (4 Mos. 23, 18. 31, 16. Jos. 22, 17.) bei den Moabitern, wo sich ihm zu Ehren die Jungfrauen Preis gaben (4 Mos. 25, 1. ff.), wie beim Dienst der Mylitte in Babylonien[9]) und der Anaëtis in Armenien[10]), auf deren Verwandtschaft mit dem Baalskultus wir unten zurückkommen werden. Die Vergleichung mit dem Priapus hat schon Hieronymus[11]) gemacht, welcher ihn auch für eine Gottheit mit dem Kamosch (כְּמוֹשׁ) hält[12]), worauf aber wenig Gewicht zu legen ist. Da im moabitischen Gebiete ein Berg Peor (4 Mos. 23, 28), und eine Stadt Beth-Peor (5 Mos. 3, 29. 34, 6. Jos. 13, 20) vorkomt, so ist es zweifelhaft, ob diese von dem Gotte, oder umgekehrt der Gott von dem Orte, wo er vorzugsweise verehrt ward, benant worden sey. In ersterer Voraussetzung haben es schon die Rabbinen, von פָּעַר, syr. ܦܥܪ öfnen (a hymene aperiendo) abgeleitet, welches dahin gestellt bleiben mag. Übrigens ist bei den Moabiten auch von Höhen des Baal überhaupt (4 Mos. 22, 41) die Rede. Wegen der Verschiedenheit der Beinamen, die der Gott führte, ist im A. T. öfter von Baals im Plural die Rede (Richt. 2, 11. 3, 7. 8, 33. 10, 10), wiewol dieses auch auf die Baalsstatuen bezogen werden kann. Daß im N. T. (Röm. 11, 4) und in den LXX (Zeph. 1, 4. Hos. 2, 8) *Βάαλ* auch als Femininum gebraucht wird (*ἡ βάαλ*), worüber die Erklärer keinen passenden Aufschluß geben, möchte ich aus dem morgenländischen Sprachgebrauche erklären, nach welchem die Götzennamen gern als Feminina gebraucht werden, vielleicht, um ihre Ohnmacht zu bezeichnen, wie im Arab. اللّٰه Gott, اَلْإِلٰهَةُ Götze, und im Rabbinischen אֱלֹהוּת Götzen.

Kehren wir jetzt zu dem Baal der Tyrier selbst zurück. Von der fleißigen Verehrung des Gottes geben schon die damit zusammengesetzten phönizischen Eigennamen des Abibal (אֲבִיבַּעַל Vater Baal's), Ithobal (אִתּוֹבַּעַל Baal mit ihm), Jerombalus (יְרֻבַּעַל Volk Baal's, יְרֻם wie in יְרֻבַּעַל), Balator und mehre andere, Zeugniß, der allgemeinen Sitte des Alterthums gemäß, die Namen der Gottheit in die eignen aufzunehmen[13]). Er führte aber dort als Schutzgott der Stadt den besondern Namen Melkarth (מַלְקַרְת), d. h. König der Stadt s. v. a. מֶלֶךְ קרת[14]), wie die beiden ersten maltesischen Inschriften zeigen, deren erste Zeile mit den unzweifelhaften Worten anfängt:

לארנו למלקרת בעל צר

d. i. mit eingeschobenen Vocalen und getrenten Worten:

לַאֲדֹנֵנוּ לְמַלְקַרְת בַּעַל צֹר

unserem Herrn, dem Malkereth, Herrscher (oder Schutzgott) von Tyrus, wofür in der griechischen Übersetzung (denn die Inschrift ist bilinguis): *ʽΗΡΑΚΛΕΙ ΑΡΧΗΓΕΤΕΙ* (d. i. s. v. a. *κτίστῃ* Stifter) steht[15]). Die Identität des Melkarth und des tyrischen Herkules wird hiedurch über allen Zweifel erhoben: aber, höchst wahrscheinlich ist außerdem, daß dieser Melkarth, den die Griechen *Ἡράκλῆς* nennen, von dessen überschwenglicher Verehrung in Phönizien und dessen Tochterstaten sie soviel erzählen, und welcher auf jener Inschrift Baal Zor heißt, der auch von den Hebräern verehrte vorzugsweise so genante Baal war. Dieses ist auch die einstimmige Annahme fast aller Alterthumsforscher[16]), wogegen nur Münter[17]) vor Kurzem einige Zweifel erhoben hat. Er möchte nämlich den Baal als die Sonne und den Himmels-König trennen von den Melkarth oder Herakles, welchen man sich als den Schutzgott der Stadt gedacht habe. Darauf scheint allerdings eine Stelle des Sanchuniathon beim Eusebius[18]) zu führen, die also lautet: „diesen Gott (die Sonne), sagt er (Sanchuniathon) hielten sie allein für den Herrn des Himmels, und nanten ihn Beelsamen (*Βεελσαμήν* בַּעַל שָׁמַיִם), welches bei den Phöniziern Herr des Himmels bedeutet, Zeus bei den Griechen," und anderswo (S. 38.): „dem Demaroon ward Melikertos geboren, welcher auch Herakles genant wird." Gesetzt, daß diese Angabe vollkommen zuverläs-

---

4) Geogr. sacra col. 775. 5) Symbolik II, 87. 6) *Pausan.* Elias. prior. cap. 14. 7) S. *Pausan.* a. a. O. Vgl. *Plin.* II. N. 29. 6. *Socin.* Polyhist. 1. 8) Protrept. ap. Salmas. exercit. Plin. S. 12. 9) Herod. 1, 131. 199. 10) Strabo XV, S. 806. 11) In Iovin. 1, 12. Comment. ad Hos. 4, 14. 12) Komment. zu Jes. 15, 2.

13) S. m. Komment. zum Jes. 7, 6. 14) Allen semitischen Sprachen zuwider ist eine andere Etymologie מֶלֶךְ אַרְקָא König der Lande: denn Land heißt zwar im Aram. אַרְעָא auch אַרְקָא, aber in keinem Dialekt mit ת. 15) S. Philos. Transactions B. 54. Taf. 12. Mémoires de l'Academie des Inscriptions T. XXX. S. 427. *Torremuzza* Siciliae Inscriptionum nova collectio S. 6. 291. 16) S. Michaelis, in den Supplem. ad Lex. hebr. I, S. 194. Jahn, de Wette u. a. m. 17) Religion der Karthager, 2. Ausg. S. 35. 18) Praep. evang. 1, 10. S. 34.

sig ist, was wir hier nicht bezweifeln wollen, so ist dadurch noch nicht ausgemacht, daß der Himmels-König (*Βεελ σαμην*, Baal Samen, bei Augustin, in Iud. 2, 13), vorzugsweise Baal genannt worden sey, und ist vielmehr der Baal Zor, der Schützer und Schutzgott der Stadt Tyrus selbst. Der mit einer gewissen Vorliebe, ja ausschweifend, verehrte Nationalgott mußte nicht nothwendig der oberste der Götter überhaupt seyn; man verehrte den, welchen man für den Geber alles Glückes hielt, von dem man die Reichthümer und die Segnungen des beglückten States ableitete. Verehrte doch auch das Mittelalter manche Schutzheiligen, namentlich die Mutter des Gekreuzigten, so, daß dagegen der Dienst des Dreieinigen vollkommen in den Hintergrund trat. Wenn man nun willig zugibt, daß der Baal Schamajim oder Herr des Himmels die Sonne bedeutet habe, und von den Phöniziern verehrt, selbst als oberste Gottheit betrachtet worden sey, so sind doch triftige Gründe vorhanden, den sogenanten phönizischen Herkules, Melkarth, und Baal vorzugsweise, für eine davon verschiedne Gottheit, aber unter sich für dieselbe, zu halten. Denn 1) von dem Bel = Baal der Babylonier ist es entschieden, daß dadurch nicht die Sonne, sondern der Planet Jupiter als heilbringendes Gestirn und Glücksgott verehrt wurde. S. unten. Nun aber war der Götzendienst der Aramäer und Phönizier und überhaupt der semitischen Völker gewiß innig verwandt, und lief im Grunde auf den Gestirnkultus hinaus, der freilich bei den Babyloniern und alten Arabern mehr hervortrit, bei den Phöniziern zum Theil unbewust Statt finden mochte, aber doch von Münter selbst [19]) bei denselben anerkant worden ist. 2) Daß der phönizische Baal nun wirklich dem Glücksgotte der Babylonier, daher auch גַּד (Glück) genant, entsprach, zeigt die Zusammensetzung בַּעַל גַּד, welche wir Jos. 11, 17. als Namen einer phönizischen Ortschaft, wo wahrscheinlich dieser Gott verehrt wurde, finden, und die dem Baal stets zur Seite stehende weibliche Göttin Astarte (אֲשֵׁרָה, עַשְׁתֹּרֶת). So wie nämlich in der babylonischen Astrologie und Mythologie dem Glücksgestirngott Jupiter der weibliche Glücksstern Venus zur Seite steht, und in Verbindung mit ihm verehrt wurde, so wird es auch hier gedacht werden müssen. Astoreth, Astarte ist nämlich nichts, als das persische ستاره, استاره Stern, mit der Femininalendung eig. Sternin, welches die Aramäer vorzugsweise von der Venus gebrauchten (ܟܘܟܒܬܐ) [20]). Aschera aber ist nichts anders als: die Glückliche, Heilbringende (von אָשַׁר glücklich seyn) und entspricht ganz dem Namen des männlichen Gottes גַּד, sowie dem Meni, Manaah (מְנִי, مناة Geschick), womit sie bei den Babyloniern und alten Arabern belegt wurde. Hieraus ergibt sich zugleich der Grund des wollüstigen Kultus der Astarte [21]). 3) Wenn die tyrische Königstochter Isabel den Dienst des Baal und Astarte in Samarien einführte, so wird sie gewiß die begünstigtesten Nationalgötter ihres Vaterlandes gewählt haben; dieses waren aber sicher Melkarth, Herakles und Astarte; denn die Griechen wissen fast nur von diesen, und hören nicht auf, den enthusiastischen Kultus des ersteren zu rühmen. Warum hätte aber nicht der Nationalgott der Tyrier Gegenstand der Verehrung der abgöttischen Israeliten werden können, und nur der Himmelskönig überhaupt [22])? Suchen nicht die Götzenverehrer oft genug Hilfe bei den Nationalgöttern andrer Völker? Konte es nicht wünschenswerth für den unbedeutenden Samariter scheinen, wenn ihm ein gleich mächtiger Glücksgott, wie der der Tyrier, hold wurde? Verehrten doch die Tyrier selbst den thasischen Herakles. 4) Beim Menander von Ephesus [23]), welcher die tyrische Geschichte aus einheimischen Quellen griechisch beschrieb, sind die Tempel des Zeus und des Herakles zu Tyrus unterschieden. Sollte nicht unter ersterm der בַּעַל שָׁמַיִם, der Himmelskönig gemeint seyn? 5) Auf vielen Münzen findet sich die Inschrift: בַּעַל תרז Baal Tarsensis, was nach der wahrscheinlichsten Vermuthung der Gott von Tarsus ist (s. Bellermann über phöniz. Münzen II.), dieser war aber Herakles (s. weiter unten). Endlich 6) finden sich gewisse Ähnlichkeiten im Baals-Kultus der Hebräer und dem was vom Kultus des Herkules erzählt wird, z. B. das Küssen der Statue (1 Kön. 19, 18 vgl. *Cic.* in Verrem IV, 43.), und manche Gewohnheit ist selbst auf den griechisch-römischen Kultus des Herkules übergegangen, z. B. das Zehntengeben, eine rein-morgenländische Gewohnheit [24]). — Wie man dazu gekommen sey, den Melkarth und tyrischen Baal im Griechischen Herakles zu nennen, ist im Allgemeinen deutlich genug, wenn es auch im Einzelnen nicht sicher nachgewiesen werden kann. So wie nämlich die Griechen bei den Morgenländern, Ägyptern und alten Teutschen überall ihre eignen Götter zu erkennen glaubten, durch irgend eine Ähnlichkeit der Embleme oder der Eigenschaften der Gottheit geleitet, so war es ohne Zweifel auch hier. Was die erstern betrift, so sieht man aus den zahlreichen noch vorhandenen tyrischen, gaditanischen und ähnlichen phönizischen Münzen, daß er mit der Löwenhaut, häufig auch der Keule dabei, gewöhnlich unbärtig und mit einem Lorbeerkranze abgebildet wurde [25]). Wären alle diese Embleme alt, so könte über die Vergleichung kein Zweifel seyn; ist aber auch, da die Münzen meistens aus dem Zeitalter des griechischen Einflusses herrühren, etwas von der griechischen Darstellungsart darauf übergegangen, so kann doch die alte nicht bedeutend verschieden gewesen seyn. Auch in Ansehung der Eigenschaften des Gottes gab es mehre Berührungen, da auch bei den Griechen Herakles als ein Heilbringender Gott *Ἡράκλης σωτὴρ, ἀλεξίκακος* [26]) und als Beschützer der Verträge (Baal Berith, Deus fidius) verehrt wurde. Nicht die geringste Wahrscheinlichkeit hat die

19) S. 3. 5. 20) *Ephraem Syr.* Opp. T. II, S. 458. 21) S. m. Komment. zum Jes. II, 339.

22) Münter S. 36. 23) ap. *Joseph.* Archaeol. VIII, 5. §. 3. contra Apion. I. §. 18. 24) *Polyb.* Legat. 114. vgl. *Plut.* Sulla cap. 35. *Dion. Halic.* I, 40. 25) *Ekhel* doctr. numm. vett. III, p. 380 — 385. *Mionnet* description des medailles antiques III, 423. 584. 26) S. Creuzer's Symbolik I. S. 298. II. S. 257.

oft wiederholte Vermuthung, daß der im Phönizischen Gott הָרֹכֵל d. i. der herumziehende Kaufmann (s. v. a. סָחַר) oder: der Herumwandrer, Himmelswandrer, Hyperion (Sonnengott) geheißen habe, und daß daraus der Name Herkules entstanden sey. Noch unglücklicher ist freilich die von Fuller [27]) vorgetragene, daß das zum Grunde liegende Wort הָאֵר כֹּל der alles Erleuchtende (was diese Form gar nicht bedeuten kann), sey.

Bei dieser überwiegenden Wahrscheinlichkeit müssen wir wenigstens die Nachrichten über den Kultus des tyrischen Herakles hier beibringen. In Tyrus selbst besuchte Herodot [28]) den dortigen uralten Tempel desselben, der nach Angabe der Priester mit der Stadt selbst vor 2300 Jahren gebaut seyn sollte, und worin er außer andern kostbaren Weihgeschenken 2 Säulen fand, die eine aus reinem Golde, die andre aus Smaragdstein, welche bei Nacht einen herrlichen Glanz verbreitete. Eben deselbst fand sich noch ein andrer Tempel des thasischen Herakles, so wie Herodot nachher auch auf der Insel Thasos einen phönizischen Herakles-Tempel fand [29]). Nach Menander von Ephesus [30]) hatte Hiram, der Zeitgenosse Salomo's die alten Tempel einreißen, und dem Herakles und der Astarte neue Tempel bauen, auch die goldne Säule im Tempel des Zeus [31]) errichten lassen. Die abschlägige Antwort, welche die Tyrier dem Alexander gaben, als er im Heraklestempel opfern wollte, zog der Stadt die bekante Belagerung zu [32]): noch Strabo [33]) redet von der enthusiastischen Verehrung des Gottes, welche so weit verbreitet war, als irgend phönizische Kolonien und Niederlassungen reichten [34]). Am ausführlichsten sind die Nachrichten über den zu Gades befindlichen Tempel [35]). Er hatte 400 Schritte im Umfang, und war außer der Stadt auf eine kleine Insel gebaut, die er ganz erfüllte. Es befand sich darin kein Götterbild, aber unter vielen andern Kostbarkeiten zwei eherne, nach andern goldene und silberne Säulen, worin die Kosten des Baues eingegraben waren, auch brante darin ein beständiges Feuer. Andre dergleichen fanden sich zu Tartessus [36]), zu Malta [37]), wovon noch Trümmern vorhanden sind [38]), zu Lipus am atlantischen Meere [39]), zu Neu-Karthago [40]), zu Tarsus [41]) u. s. w. In Theben war der Dienst des Melikertes, dessen Mythen man dann nur mit griechischen in Verbindung gebracht hatte, auf jeden Fall phönizischen Ursprungs, und Melikertes nichts anders als Melkarth; selbst in Italien wurde hier und da der tyrische Herkules verehrt [42]). Auf Cypern wird der dort verehrte Gott uns noch mit dem morgenländischen Namen genant. Citium, eine sehr wichtige phönizische Niederlassung [43]), die Fundgrube der bekanten Inschriften [44]), heißt in einem Verse des Alexander von Ephesus: *Βήλου Κίτιον* das dem Bel geheiligte Citium [45]), in Amathunt aber wurde Malicha verehrt, welches durch Herakles erklärt wird [46]). Das Bild des Herkules aus dem Tempel zu Karthago ward nach der Einnahme dieser Stadt nach Rom gebracht, wobei angeführt wird, daß man demselben jährlich Menschen geopfert habe [47]). Der eifrige Kultus desselben erhellet außerdem aus den ziemlich zahlreichen punischen Eigennamen, welche damit zusammengesetzt sind, z. B. Hannibal (חֲנִי בַעַל Gnade des Baal [48]), wie im Hebr. חֲנִיאֵל, Hasdrubal עֲזְרִי בַעַל Hilfe des Baal), Maherbal, und zusammengezogen Merbal (מהיר בעל beflissen, eifrig um Baal), Adherbal (אַדִּיר בַעַל Held des Baal), Muthumballes (Plaut. מְתִי בַעַל Mann des Baal, vgl. מְתוּשָׁלַח, den Plur. מְתִים Männer, und Met äthiop. Mann), Inibal u. a. m. Der andre Name Melkarth findet sich wol mit geringer Abkürzung in Hamilcar (wahrsch. חַן מלקרת Gnade des Melkarth). Außer dem Herakles wird dort als des Haupt-National-Gottes von den Griechen des Kronos gedacht [49]), welchen Münter ohne Beweis für den Baal Karthago's genommen hat, da er doch vielmehr dem Moloch der Ammoniter und Hebräer zu entsprechen scheint, wie ähnliche Kultus und die Menschen-, namentlich Kinderopfer zeigen [50]), unter welchen man sich den Planeten Saturn zu denken hat, welcher ob seines verderblichen Einflusses als Deus averruncus verehrt werden mußte (Komment. zum Jes. II, S. 344.).

Von dem sonstigen Kultus des phönizischen Herakles wird gemeldet, daß in Tyrus selbst der Priester desselben der erste nach dem Könige an Würde war [51]), daß man ihm daselbst große jährliche Feste feierte, die auch aus den Kolonien durch Gesandtschaften mit Geschenken und Zehnten beschickt wurden [52]), und daß wenigstens später ihm zu Ehren Kampfspiele gefeiert wurden [53]). Athenäus will wissen, daß man ihm Wachteln geopfert habe [54]). Von den gaditanischen Priestern desselben heißt es, daß sie das Haupt scheren und mit bloßen Füßen einhergehen, daß sie keusch leben, und das heilige Feuer hüten müssen, daß auch kein Schwein und kein Weib den

---

27) *Miscellan.* II, 7. 28) II, 44. 29) Vgl. *Eustath.* ad Dionys. perieget. V. 523. 30) Bei Jos. Archäol. a. a. O. 31) In Ansehung dieser Säulen muß hier ein Irthum vorgegangen seyn, da Herodot sie in den Heraklestempel setzt, wenn sie nicht im Zeus-Tempel ebenfalls befindlich waren. Solche Säulen scheinen nämlich ein sehr beliebtes Ornament der phönizischen Tempel gewesen zu seyn, wie sie sich auch im Tempel zu Hades fanden. Wahrscheinlich standen sie frei und dienten gar nicht zur Stütze, wie in den ägyptischen Säulenalleen, und wie vor dem salomonischen Tempel die beiden Säulen Jachin und Boas. 32) *Arrian.* exped. Alex. M. 2, 16. *Curt.* IV, 2. 33) XVI, 2. 34) *Mela* III, 6. *Justin.* 44, 5. 35) *Bocharti* Canaan 1, 34. S. 610, der die Hauptstellen der Alten gesammelt hat, namentlich Strabo III, 5. T. I. S. 452 ff. ed. *Siebenkees.* Philostr. v. Apoll. V, 5. *Sil. Ital.* Punic. III, 22 ff. *Mela* III, 6. 36) *Arrian.* Exped. Alex. M. II, 16. 37) Ptolemäus in der Geogr. VIII, 3. 38) *Niederstedt* Malta vetus et nova. *Onorato Bres* Malta antica illustrata p. 144. *Abela* Malta illustrata ed. *Ciantar,* 11. not. 2. §. 10. 39) *Plin.* H. N. V, 1. XIX, 4. 40) *Strabo* III, 4 *Diod.* 20, 13. 41) *Dio Chrysost.* orat. 33. T. II, S. 23. ed. *Reiske.*

42) S. eine Inschrift an denselben in Münter's Religion der Karthager S. 43. 43) S. Menander beim Jos. Archäol. 9, 14. §. 2. 44) *Pococke* Travels II, tab. 32. 45) *Steph. Byz.* v. *Λάπηθος.* 46) Hesych. u. d. W. 47) *Plin.* H. N. XXXVI, 5. 48) Die dritte maltesische Inschrift schließt mit deutlichen Worten: חנבעל בן ברמלך d. i. חַנִּבַּעַל בֶּן בַּרְמֶלֶךְ Hannibal, Sohn des Barmelech. S. Phil. Transactions T. 54. 49) S. Münter's Religion der Karthager S. 5 ff. 50) S. *Carpzov.* antiqu. hebr. S. 87. 484., vgl. *Diod.* 20, 14. 51) *Justin.* XVIII, 4. 52) *Polyb.* legat. 114. 53) 2 Maccab. 4, 18. 54) Deipnos. IX, 47.

Tempel betreten durfte [55]), welches alles einen gewissen Einfluß ägyptischer Gewohnheiten vermuthen läßt.

Daß der Nationalgott der Chaldäer Bel (בֵּל Jes. 46, 1. Jer. 50, 2. 51, 44) gr. *Βῆλος* nichts anders als der Planet Jupiter sey, unterliegt keinem Zweifel, und sagt schon Diodor von Sicilien [56]) ausdrücklich, womit die klassische Stelle desselben Schriftstellers (2, 30) zu verbinden ist, worin er von dem astronomischen Charakter der chaldäischen Mythologie und namentlich der Verehrung der 5 kleinen Irrsterne handelt. Noch in den zabischen Büchern wird Bîl (ܒܝܠ = בֵּיל) häufig und unzweifelhaft für diesen Planeten gebraucht, und auch die Römer nennen ihn Jupiter Belus [57]), wiewol auf diese Benennung nicht einmal ein Gewicht zu legen ist. Um zu begreifen, wie dieser Stern zu der Ehre einer so lebhaften Verehrung kommen konte, muß man theils den Umstand vor Augen haben, daß der Götzendienst der Semiten und Assyrer, soweit wir ihn kennen, ganz und gar auf den Dienst der 7 Planeten (im alten Sinne des Wortes) hinausläuft [58]), und welche Vorstellung man ferner mit dem Jupiter verband. Dieser galt nämlich nebst der Venus als das Prinzip alles Guten, und beide zusammen bildeten die glücklichste aller Constellationen, unter der nur einzelne beglückte Völkerbeherrscher geboren wurden. Die Perser verehrten ihn unter dem Namen Taschter als den wohlthätigsten aller Gestirngenien [59]), und die alten Araber unter dem Namen المشتري (der Glänzende), auch السعد الاكبر bona Fortuna major (im Gegensatz der Venus, welche السعد الاصغر bona Fortuna minor heißt), besonders am Donnerstage (die Jovis). Man dachte ihn als den Austheiler des menschlichen Geschicks, weshalb er auch als ein schöner Greis abgebildet wird, mit dem richterlichen Dekrete in der Hand, von Genien umschwebt, die seine Befehle zu vollziehen bereit sind [60]). Diesem nun war der weltberühmte Belustempel zu Babylon, gewöhnlich der babylonische Thurm genant, gewidmet, welchen wir schon anderswo nach den Nachrichten der Alten kürzlich beschrieben haben (Th. 7. S. 23). Noch einen Zug dieser Beschreibung müssen wir hier etwas ausführlicher erläutern. Nach Diodor (2, 9. 10) fand sich oben im höchsten Stock eine Bildsäule des Zeus stehend mit auseinandergespreizten Beinen, eine der Rhea auf einem goldenen Wagen sitzend, neben ihr zwei Löwen, und einige silberne sehr große Schlangen; und endlich eine der Here, die in der Rechten eine Schlange beim Kopfe, in der Linken einen Scepter hielt. Vor ihnen ein goldner Tisch mit Vasen und Pocalen. Die Abbildungen der Planetengötter beim Kazwini verbreiten hierüber ein willkommenes Licht. Der Zeus mit ausgespreizten Füßen ist nicht Belus, sondern Saturn, die vorgebliche Rhea ist die Sonne, die auch sonst auf einem Wagen fahrend und mit Löwen umgeben, vorgestellt wird, Here ist die Venus oder der Mond [61]). Man sieht also daraus, daß außer dem Bel auch andre Planetengötter in diesem Heiligthum verehrt wurden. Besonders charakteristisch ist die Sitte der Lectisternien, die auch die biblischen Schriftsteller öfter erwähnen (Jes. 65, 11. Jer. 51, 44. Bar. 6, 30, vom Bel und Drachen V. 1 ff.), zugleich mit der Bemerkung, daß die Priester, 70 an der Zahl (vom Bel V. 14) im Namen der Götter das Mahl gehalten hätten. Als Glücksgott verehrten ihn auch die im Exil lebenden Juden unter dem Namen גַּד (Jos. a. a. O.) d. i. Glück (arab. جَدّ), und stellten ihm Lectisternien in Verbindung mit dem weiblichen Glücksstern Venus, hier מְנִי (Fortuna), bei den Syriern Atergatis (אדר גד großes Glück) sonst auch Nani, Nanaea, Nahid und Anahid, und insofern sie die Göttin der Liebe und Zeugung war, Mylitta, bei den Phöniziern Astarte genant [62]). Vom unzüchtigen Kultus derselben ist Baruch 6, 43 vgl. Herod. 1, 144 die Rede. Das apokryphische Büchlein vom Bel zu Babel (eig. Dan. 14. nach der griechischen Bearbeitung des Buches Daniel) enthält eine sehr späte Legende aus dem Sagenkreise über den Propheten Daniel, eigentlich nur eine verschiedene Darstellung von Dan. 6, aber mit dem Nebenzuge, daß dem Daniel darin das Verdienst zugeschrieben wird, den Götzendienst in Babylon gestürzt zu haben. Von dem Dienste des Bel in Babel zeugen übrigens auch die damit zusammengesetzten Eigennamen babylonischer Personen, z. B. Beltschazar (בֵּלְטְשַׁאצַּר d. i. Belsfürst, von Bel, der zendischen Genitivendung tscha, und zar שַׂר Fürst), woraus *Βαλτασαρ*; Belibus; Belesys u. A. Von einem reichen Belus-Tempel in Elymais, welchen Antiochus Epiphanes vor seinem Tode habe plündern wollen, redet Diodor [63]), wo die andern Nachrichten eines Tempels der Nanaea erwähnen. — Außer dem Gestirngott Belus verehrten die Babylonier übrigens auch unter demselben Namen einen uralten König und Stifter ihres States, welcher eine Kolonie aus Ägypten an den Euphrat geführt, dort die Priesterkaste gestiftet und den Thurm gebaut haben sollte (s. Diod. 1, 28). Man zeigte auch noch spät dessen Grab, welches erst die Perser zerstört hatten [64]). Er galt für den Vater des Ninus, welcher als Stifter des assyrischen Reichs angeführt wird [65]).

Als Nachtrag zu diesem Artikel müssen nun noch die hebräischen und phönizischen Städte-Namen, welche mit Baal anfangen, geliefert werden, da oben auf dieselben verwiesen worden ist. Hier ist aber Baal selten oder nicht von dem Gotte zu verstehen, sondern es bedeutet einen Ort, wo sich etwas befindet, der etwas besitzet, wie Beth (בֵּית, welcher Name auch zuweilen damit wech-

55) *Sil. Ital.* a. a. O. 56) 2, 8. 9. 57) *Plin.* XXXVII, 10. s. 53. *Cic.* de nat. deor. 3, 16, wo India ungenau für Babylonia steht. 58) S. meine Abhandlung über die Astrologie und das Religionssystem der Chaldäer, hinter dem Comment. zum Jes. Th. II, S. 327 ff. 59) S. Rhode, die heilige Sage der Perser, Meder und Baktrer S. 257. 60) S. die Abbildung der Planetengötter aus einem Ms. des Kazwini in den Fundgruben des Orients Th. 1. S. 5.

61) S. mein. Komment. zu Jes. II, S. 356. 62) S. die Ausführung im Komment. zu Jes. II, 358 ff. 62) Fragm. XXVI, 49. 64) Diod. 17, 112. 65) Herod. 1, 7.

selt, z. B. Baal-Schalischa, beim Eusebius Beth-Schalischa, Baal Thamar, beim Eusebius Beth-Thamar. Es sind folgende: 1) Baal Gad (בַּעַל גָּד), Stadt am Fuße des Hermon oder Antilibanus (Jos. 11, 17. 13, 5), diesseit des Jordan (Jos. 12, 7). Der Name גָּד führt auf die Verehrung des Glücksgottes Gad (Jes. 65, 11), wovon auch 2) Baal Hamon (בַּעַל הָמוֹן) Ort am Libanon, wo Salomon nach Hohesl. 8, 11 einen Weinberg hatte. Gewöhnlich nimt man an, daß eine dieser Ortschaften, Baal-Gad oder Baal-Hamon das berühmte Balbek oder Heliopolis sey[66]). Das erste kann es nicht seyn, da dieses diesseit des Jordan, Balbek aber ziemlich weit landeinwärts liegt: auch wäre Gad wol kaum von den Griechen durch Helios ausgedrückt worden. Bei dem letzten ist es eher möglich, und Hamon kann s. v. a. אָמוֹן, der ägyptische Gott, seyn, welchen man für das Symbol der Sonne im Frühlingszeichen des Stiers hält, daher denn die Übersetzung durch Heliopolis nicht unpassend wäre. Es muß dann als eine von den Phöniziern angelegte Stadt betrachtet werden. 3) Baal Hazor (בַּעַל חָצוֹר Ort des Gehöftes) Ortschaft im Stamme Ephraim, nur 2 Sam. 13, 23. 4) Baal Hermon (בַּעַל חֶרְמוֹן) ein Theil des Gebirges Antilibanos wie Hermon selbst, von dem es aber noch unterschieden wird (Richt. 3, 3. 1 Chron. 5, 23). 5) Baal Meon (בַּעַל מְעוֹן) Ezech. 25, 9. 4 Mos. 32, 38, auch Beth Meon Jer. 48, 23, und Baal Beth Meon Jos. 13, 17, bei Eusebius *Βεελμαούς*, Stadt im Stamme Ruben, gewöhnlich im Besitz der Moabiter, und vermuthlich einerlei mit Beon (בְּעוֹן) 4 Mos. 32, 3 mit Verwechselung des מ und ב. Eusebius setzt es 9 röm. Meilen vom Hesbon, Seetzen[67]) und Legh[68]) haben nördlich vom Arnon noch heut zu Tage den Ort Macin nachgewiesen (vgl. die Karte von Moab, hinter meinem Komment. zum Jes.). 6) Baal Perazim (בַּעַל פְּרָצִים Ort der Risse d. i. Niederlagen) eine Ortschaft, unweit Jerusalem nach der Seeseite hin, benant von einer Niederlage, welche David daselbst den Philistern beibrachte 2 Sam. 5, 22 ff. 1 Chron. 14, 13. In der Stelle Jes. 28, 21, wo auf diese Begebenheit angespielt ist, wird der Ort Berg Perazim genant. 7) Baal Salisa (בַּעַל שָׁלִשָׁה) eine neue 2 Kön. 4, 42 vorkommende Ortschaft, wozu Eusebius und Hieronymus Beth-Salisa, eine Villa 15 römische Meilen nördlich von Diospolis vergleichen. 8) Baal-Tamar (בַּעַל תָּמָר Palmenort), Ortschaft, wo die Israeliten gegen die Benjaminiten fochten (Richt. 20, 33). Eusebius versetzt ihn unter dem Namen Bethamar in die Gegend von Gibea. 9) Baal Zephon (בַּעַל צְפוֹן) eine ägyptische Stadt am rothen Meere, ohne Zweifel so benant als Sitz des Typhon oder des bösen Princips bei den Ägyptern. Diesem dachte man sich nämlich die öden Steppengegenden im Osten und Westen des Nilthales geweiht, so wie das fruchtbare Nilthal selbst dem Osiris, und wie die Perser das fruchtbare Iran dem Ormuzd, dagegen das öde Turan dem Ahriman geweiht glaubten[69]). (*Gesenius.*)

BEL. Außer einem von Walachen bewohnten Marktflecken in der Biharer Gespansch. in O.-Ungern, Kr. jenseit der Theiß, Szalonter Bezirk, dem Großwardeiner Bisthume gehörig, mit einer kathol., griechisch-unirten und nicht unirten Pfarre, führen diesen Namen zwei zusammenhangende Dörfer in der Presburger Gespanschaft, diesseit der Theiß, Presburger Bezirk, nämlich 1) Magyar-Bel, dem Graner Erzbischof und Primas von Ungern gehörig, mit einem vom Kardinal, Grafen Emrich Csaki 1727 erbauten Kastell, das prächtige Zimmer mit den Bildnissen der ungrischen Könige und Königinnen, sowie der Helden aus den ungrischen Magnaten-Familien, Csaki, Esterhazy und Kohary, und des Prinzen Eugen von Savoyen (dieses in Lebensgröße) hat, einen Lustgarten und Lustwäldchen rc. 2) Das damit zusammenhangende Nemet-Bel (Teutsch-Bel), zur Religionsfonds-Herrschaft Dioszey gehörig, war sonst von Teutschen, ist jetzt von Magyaren bewohnt. Beide Dörfer haben Weinbau. (*Rumy.*)

BEL (St.), Marktfl. im Distr. Lyon des franz. Dep. Rhone an der Brevenne mit 280 Einw.; merkwürdig durch seine große Vitriol- und chemische Produktenfabrik, deren Waren durch ganz Frankreich gehen; auch ist daselbst 1 Kupferhütte, und in der Nachbarschaft werden Kupfergruben gebauet. (***Hassel.***)

BEL, BELIUS (Matthias und Karl Andreas), Vater und Sohn, gelehrte Ungern, als Geschichtforscher rühmlich bekant. Der Vater, Matthias, war am 24. März 1684 zu Aksowa bei Neusohl geboren. Nachdem er in verschiedenen ungrischen Schulanstalten unterwiesen worden war, ging er (1704) auf die Hochschule nach Halle, studirte daselbst zwei Jahre die Arzneiwissenschaft und vertauschte sie dann gegen die Gottesgelehrsamkeit, war zugleich Hauslehrer bei dem verdienstvollen Professor, Aug. Herm. Franke, und erhielt nach einigen Jahren eine Lehrerstelle an dem von demselben gestifteten Waisenhause. Schon damals übersetzte er, zur Ausbreitung christlicher Erkentnisse in seinem Vaterlande und dem angränzenden Böhmen, einige ascetische Schriften von Freilingshausen und Arnd in die Sprachen dieser Länder, und ließ 1709 in Halle das neue Testment in böhm. Sprache in Duodez drucken. Das Jahr zuvor war er als Rector an die evangel. Schule nach Neusohl berufen worden, und er schrieb nun eine Grammatica latina ad modum *Christ. Cellarii*, ferner: Institutt. rhetorices und Institutiones grammatices germanicae, in usum adolescentiae hungaricae; Schriften, die für die damalige Zeit nicht ohne Verdienst waren. Neben dem Schulamte bekleidete er in Neusohl auch die Stelle eines Predigers an der Schloßkirche, allein als die Katholiken den Evangelischen diese Kirche wegnahmen, kam Bel 1714 als Rector der Schule nach Presburg, und wurde daselbst 1719 Prediger der evangelisch-teutschen Gemeinde. Er gab 1722 „die ganze Bibel in böhmischer Sprache, nach dem hebr. und griech. Grundtext aufs Genauste übersehen, nebst einer Einleitung

66) S. *Iken* de Baal Gad et Baal Hamon, in dessen Dissert. phil. theol. no. 5. *Wood* ruins of Balbek and Palmyra. Lond. 1753. 67) Zach's monatliche Correspondenz XVIII, S. 431. 68) *Macmichael* Journey from Moscov to Constantinople. S. 234.

69) S. Creuzer's Symbolik, 2. Ausg. I, S. 317. Dess. Commentatt. Herodott. 1. §. 22.

zu Lesung der heil. Schrift" in gr. 8., und 1724 Castellio's lat. Übersetzung des neuen Testaments, und eine Ethica Davidico-Salomonea, beide in Duodez, heraus. Dem Verfolgungsgeiste des römisch-katholischen Klerus konte er um so weniger entgehen, je fester er an den Grundsätzen seiner Kirche hielt, und sie durch Wort und Schrift auszubreiten bemüht war. Unter andern wurde er wegen seiner Ausgabe von Thomas a Kempis de imitatione Christi, nach der von Castellio darin verbesserten Latinität, von kathol. Geistlichen verklagt. Indessen behauptete er sich ehrenvoll auf seinem Posten, und starb den 29. Aug. 1749 als Senior der evangelisch-lutherischen Prediger in Presburg. Die Akademien der Wissenschaften zu St. Petersburg, London und Berlin hatten ihn zu ihrem Mitgliede aufgenommen, aus verdienter Anerkennung seiner Verdienste um Aufklärung der Geschichte, Geographie und Statistik seines Vaterlandes, deren Bearbeitung er einen vieljährigen unermüdeten Forscherfleis widmete. Diesem Fleiße verdankt man folgende Werke von anerkantem Werthe: **De vetere literatura hunno-scythica exercitatio. Lips. 1718. 4.**, auch Fol. **Apparatus ad historiam Hungariae sive collectio miscella monumentorum ineditorum partim, partim editorum et fugientium. Posonii. 1735—1746. Dec. I. Monum. I—X. Dec. II. Mon. I. fol. Hungariae antiquae et novae prodromus. Nor. 1723.** Fol. mit Kpf.; der Vorläufer seines Hauptwerkes, welches den Titel hat: **Notitia Hungariae novae historico geographica, divisa in partes IV, quarum prima Hungariam Cis-Danubianam, altera Trans-Danubianam, tertia Cis-Tibiscanam, quarta Trans-Tibiscanam, universim XLVIII Comitatibus designatam, expromit. Tomi IV. Viennae Austriae. 1735—1742.** Fol. mit Kpfrn. und Karten (von Sam. Mikovini, einem ungrischen Edelmann und Mitglied der preuß. Akad. der Wiss. zu Berlin). Der Kaiser, Karl VI., dem Bel das Werk dedicirte, ernante ihn zu seinem Geschichtschreiber, und gab ihm den Adelsbrief, allein die Arbeit gerieth, wegen der nach des Kaisers Tode dem Verfasser entzogenen Unterstützung des Hofes, in Stocken und blieb unvollendet. Es sollten eigentlich sechs Bände werden, vom 5. Bande wurden aber nur 71 Seiten (das Wieselburger Comitat) gedruckt, ein Fragment, das sich sehr selten gemacht hat. Die Handschrift des Verfassers zu den rückständigen Theilen dieses Werks und seine übrigen Samlungen zur ungrischen Geschichte, kaufte nach seinem Tode der Kardinal Erzbischof von Gran und Primas des Reichs, Graf Joseph von Battyani, und gab sie der Bibliothek des Domstifts zu Presburg in Verwahrung. Von einem Auszuge des gedruckten Werks erschien die vierte Ausgabe zu Presburg 1792. 8. *). — Des Matthias Sohn, Karl Andreas Bel, war Doctor der Rechte und Philosophie, kursächs. Hofrath und ordentl. Professor der Dichtkunst in Leipzig, der fränkischen Nation, der philosophischen Fakultät und des kleinen Fürstenkollegii Senior, der Universität Decemvir und Bibliothekar, der kurbaierischen Akademie der Wissenschaften, der Akademie zu Roveredo, des hist. Instituts zu Göttingen und der ökonom. Societät zu Leipzig Mitglied. Geboren zu Presburg den 13. Jul. 1717, studirte er zu Altdorf, Jena und Strasburg, wo besonders Schöpflin sich um seine Bildung verdient machte. Als Führer eines jungen Grafen von Harrach und eines Freiherrn von Bartenstein ging er 1740 nach Paris, und im folgenden Jahre begleitete er einen jungen Freiherrn von Festetics nach Leipzig. Hier erhielt er 1743 ein außerordentliches und 1757 ein ordentliches Lehramt, und am 5. April 1782 wurde er neben seinem Bette todt gefunden, indem er sich selbst erhenkt hatte. Seine Schriften bestehen größtentheils in Dissertationen und Programmen, einzeln und zum Theil auch in den Actis Eruditorum, deren Direction er von 1754 bis 1781 zugleich mit der Herausgabe der Leipziger gel. Zeitung besorgte, abgedruckt. In mehren derselben behandelt er Materien aus der ungrischen Geschichte, z. B. De Maria, Hungariae regina, commentat. historico-critica. Lips. 1742. 4. De Maria Hungariae non rege, sed regina. ib. 1744. 4. De vera origine et epocha Hunnorum, Avarum, Hungarorum in Pannonia. ib. 1757. 4., und in den Actis Erud. 1757. p. 347—362 (von geringem Werth). Von A. Bonfinii rerum Hungaricar. Decad. besorgte er 1771 zu Leipzig in Fol. die beste (siebente) Ausgabe, und A. L. v. Watteville's Geschichte des Schweizerbundes, übersetzte er (Lemgo 1762. 8.) mit Anmerkungen aus dem Französ. ins Teutsche. Außer kleinen lateinischen Gedichten schrieb er auch 25 sogenante Panegyricos bei den jährlichen öffentlichen Magisterpromotionen, allein einige derselben wurden von Klotz u. A. in seinem Namen verfertiget **). (*Baur.*)

BEL, Dr. Andreas, ein Geistlicher der engländischen Kirche, ist als Erfinder derjenigen Methode des Elementarunterrichts bekant, die man den wechselseitigen oder gegenseitigen Unterricht, auch Lancasterianismus nent. Als Kaplan der Festung St. Georg und Prediger zu Egmore bei Madras in Ostindien kam er bei Leitung einer im Auftrag der ostindischen Compagnie 1789 zu Egmore errichteten Schule für Soldatensöhne durch die Unfähigkeit eines Lehrers auf den Einfall, größere Schüler zum Unterrichte der kleineren zu brauchen, und sah so viel guten Erfolg dieser Einrichtung, daß er seit 1795 allen Unterricht blos durch Schüler ertheilen ließ. Im folgenden Jahre kehrte er nach England zurück und gab den Bericht über seine Schulmethode unter dem Titel „An Experiment in Education, made at the male Asylum of Madras: suggesting a system, by which a school or family may teach itself, under the superintendance of the master or parent. Lond. 1797. 8." heraus, was Anfangs wenig beachtet ward. Erst nachdem

*) Elog. ej. auct. *C. A. Traebstio* in den Actis societ. lat. Jen. Vol. II. p. 301—310. Rathlof's Gesch. jetztleb. Gel. 7. Th. 190—211. *Bruckeri* Pinacotheca Dec. V. *Horany* Memoria Hungarorum et Provincialium. T. I. 167—271. *Wallaszky* Conspect. reipublicae lit. in Hung. 236. Klein's Nachrichten von den Lebensumst. ev. Pred. in Ungern. 2. Bd. Leipzig 1789. 8. Bels Bildniß bei Brucker l. c. und vor dem 2. Bde. seiner Not. Hung. nov.

**) De Luca's gel. Östreich I. Bd. 1. Th. 18—22. *Horany* l. c. p. 162. 167. Weiz's gel. Sachsen 16. (Eck's) Leipz. gel. Tageb. 1782. S. 21—23. Meusel's Lex. der verst. Schriftst. I. Bd. *Saxii* Onomast. Vol. VII. 46.

Joseph Lancaster 1798 unabhängig von ihm eine ähnliche Einrichtung in seiner Privatschule zu London getroffen hatte, kam Bels Methode wieder in Anregung, und wurde in einer Parochialschule zu London und 1799 zu Kendal befolgt. Weil Lancaster Quäker war, und die meisten der Opposition angehörenden Beförderer seines in Beifall und Vervollkommnung steigenden Unternehmens es auf Kinder aller Religionsparteien ausdehnten, und den Religionsunterricht dieser Absicht gemäß nach keinem Kirchensysteme ertheilen ließen, bediente sich die hohe Geistlichkeit der bischöflichen Kirche Bels, der inzwischen auf seiner Pfarre zu Swanage in Dorsetshire gelebt, und außer zwei neuen Ausgaben seines Buchs 1805 u. 1807 nichts für die Verbreitung seiner Methode gethan hatte, den Lancasterschen kirchlich autorisirte Schulen derselben Art entgegen zu setzen. Bel übernahm 1807 die Leitung einiger Armenschulen in London und Lambeth, während seine Methode auch an einigen andern Orten, z. B. zu St. Andrews in Schotland, zu Dublin, in den Schulen der Soldaten- und Matrosenkinder zu Chelsea und Greenwich Anwendung fand, gab 1808 sein Buch unter dem Titel „The Madras School or Elements of Tuition" verbessert heraus und benutzte den überwiegenden Einfluß, den die 1811 erfolgte Stiftung des Nationalvereins zur Beförderung der Erziehung der Armen nach den Grundsätzen der herrschenden Kirche seiner Methode auf das kirchliche Gebiet in England und Wales verschafte, mit Eifer und Klugheit. Dieser durch Hilfsgesellschaften in den bischöflichen Diöcesen planmäßig vorschreitende Verein gründete 1813 zu Balwins-gardens in London eine Centralschule für 600 Knaben und 400 Mädchen und ein Seminar für Lehrer und Lehrerinnen. Bis 1817 war Bels Methode schon in 1030 Schulen mit 200,000 Kindern eingeführt, und hat neuerdings noch größere Ausdehnung gewonnen. Bel erhielt zur Belohnung eine geistliche Pfründe, das Rectorat am Sherburnhospital, gab 1813 bis 1815 Elements of Tuition, ein größeres Werk über seine Methode in drei Bänden, heraus, unternahm 1817 eine Reise nach Frankreich und der Schweiz, wo er seine Methode nicht ohne Erfolg und mit merklichem Ringen nach Beifall zu verbreiten suchte, und ist noch Oberaufseher der Centralschule zu London *). Die Beschaffenheit der Belschen Methode und ihre Abweichungen von der Lancasterschen können nur bei Darstellung der letztern richtig gewürdiget werden (s. d. Art. Lancaster, Joseph). (*G. E. Petri.*)

Bela (Mythol.), s. Abellio.

BELA, die Hauptstadt der Provinz Lus im Lande der Belutschen, und die Residenz des Jam. Sie liegt (Br. 28° 10′, L. 86° 12′) am Purally in einem schönen Thale, hat nur zum Theil eine Lehmmauer und ist sonst offen, aber ziemlich gut gebauet und reinlich, mit 1 Pallaste des Jam, 1 gut besetzten Bazar, und gegen 2000 Häuser, wovon 200 bis 250 von Hinduern bewohnt werden, die den Handel in Händen halten. Vor der Stadt ist eine Zuckerraffinerei, da die Umgegend vielen Zucker hervorbringt. (*Hassel.*)

*) Vgl.: Der gegenseitige Unterricht; Geschichte seiner Einführung und Ausbreitung von Jos. Hamel, m. Kpfrn. Paris 1818. 8.

BELA, eine der 16 Kronstädte der Zipser Gespanschaft in O.-Ungern, im Kreise diesseit der Theiß, am Poprad (49° 11′ 18″ nördl. Br.), mit einer römisch-katholischen Kirche und Pfarre, einer evangel. Kirche, einem ansehnlichen Rathhause, über 400 Häus., 1369 Einw. (432 Kathol. und 937 Evang. A. C.), starkem Flachsbau, beträchtlichen Leinwandwebereien und einträglichem Weinhandel. Von den Vorfahren der jetzigen (zum Theil sehr gebildeten) teutschen Einw. werden viele Schildbürger-Streiche erzählt. Die hiesigen 5 Jahrmärkte werden stark besucht. Der hier destillirte Wacholder-Brantwein wird wegen seiner Güte in der Umgebung stark gesucht. Die Stadt hat 3 Mahlmühlen und eine Sägemühle auf der Poprad. Das beträchtliche Grundgebiet hat fruchtbaren Boden und weitläufige Waldungen im karpathischen Gebirge, in welchem man viel Wild, namentlich auch Gemsen antrift. Die Einwohner beschäftigen sich stark mit der Hornvieh- und Pferdezucht, außerdem mit Handel und Handwerken. Der karpathische sogenante weiße See ist auf dem Belaer Terrain unter dem Durlsberg und Schachtner Grad. Der hier erzeugte Flachs wird von den Weibern und Mädchen selbst gesponnen und gewebt. Bela hat oft durch Feuersbrünste und Pest gelitten. (*Rumy.*)

BELA I., König von Ungern. Als der alternde Stephan I., der Heilige genant, nach dem Verluste seines einzigen Sohnes um einen Nachfolger auf seinem Throne besorgt war, hätten die Kinder seines nächsten Verwandten, des Herzogs Ladislaus, das nächste Recht darauf gehabt. Er zog es vor, wahrscheinlich auf dringendes Anliegen seiner Gemalin, Gisela von Baiern, die Krone dem Neffen seiner Schwester und Sohne des ehemaligen Doge von Venedig, Peter, zuzuwenden, und das Ende seiner Regirung war unrühmlicher, als der glänzende Anfang. Ein Verwandter des Königs ward geblendet, und ihm geschmolzenes Blei in die Ohren gegossen; die Ladislaiden, Andreas, Bela, Leventa, retteten sich auf Anrathen des hilflosen Königs durch schleunige Flucht nach Böhmen. Von hier dem neuen König Peter zu Gefallen verjagt, flüchteten sich die Prinzen nach Polen, wo Bela (auch Adalbert genant) die Schwester Casimirs zur Gemalin, und zum Lohn für die Erlegung eines kühnen Kämpfers aus Pommern das Herzogth. Pommern erhielt. — Die Unruhen, die Polen nach Miecislaws Tode erschütterten, bewogen den Herzog, dem Rufe seines, bis dahin eines männlichen Erben ermangelnden, Bruders, des neuen Königs Andreas I. zu folgen, und ohne Zweifel in der Aussicht der Nachfolge mit dem herzogl. Titel und einem Drittheile des Reichs, sich zu begnügen — eine für das Reich und für die Prinzen selbst verderbliche Maßregel. Zwar leistete der Herzog seinem Bruder in dem Kriege mit Kaiser Heinrich III. tapferen Beistand; allein die Krönung des jungen Prinzen Salomo brachte Uneinigkeit in dem königl. Hause hervor (1059). Einem Knaben wollte Bela nicht gehorchen, und die Treulosigkeit des Bruders, der ihm nach dem Leben stellte, bewog ihn zur Flucht nach Polen, wo er bei seinem Schwager Boleslaus Schutz und Hilfe fand. — In der That besiegte Bela seinen Bruder, obwol der letztere Scharen von Teutschen, Böhmen und Mährern unter seinen Fahnen gesammelt hatte. Den Herzog begünstigten

die zahlreichen Magyaren, die von ihm die Wiederherstellung des Heidenthums erwarteten. Großmüthig gegen den gefangenen Wilhelm, Markgrafen von Thüringen, mit dem er seine Tochter Jojada verlobte, zog Bela in Stuhlweißenburg ein und empfing von den Bischöffen die Krone (1061). Seine Regirung war kurz, aber nicht unrühmlich. Zuerst wurden im Innern die Freunde des Heidenthums mit List und Gewalt bezwungen, der Landfriede und das Christenthum hergestellt, die Münze geregelt. Dann traf Bela Anstalten gegen den auswärtigen Feind; denn Salomo, der Sohn des vorigen Königs, sollte nach dem Willen der Erzbischöffe und Regenten Teutschlands, Hanno von Köln und Adalbert von Bremen, auf den ungrischen Thron gesetzt werden. Dem Einfall zuvorzukommen brach Bela in Östreich ein, ward aber von dem Markgrafen Ernst zurückgeschlagen und verlor Wieselburg (1062). Schon zog er eine neue Armee zusammen, als er zu Dömös in der Graner Gespanschaft vom Pferde stürzte [1]). Er starb an dem Falle und ward in dem, von ihm gestifteten, Kloster Szegszard [2]) begraben (1063). Einen Usurpator nent ihn Gustermann [3]); doch war die Thronfolge in jenen Zeiten noch nicht gesetzlich bestimt, und Bela konte theils auf das ihm zugesicherte Nachfolgerecht sich berufen, theils den Mordplan seines Bruders ahnden. (*Joh. Genersich.*)

Bela II., der Blinde, König von Ungern, Sohn des Almus und Enkel Bela's I., nach Engel von dessen jüngsten Sohne Lampert und der griech. Synadene. Von seinem Vetter, König Colomann, in seinem Knabenalter samt seinem Vater der Augen beraubt — die Entmannung hinderte die Menschlichkeit des von dem harten König Beauftragten — *), erwuchs der Prinz unter dem Schutze der Mönche zu Dömös und Pétovarad. Die Erblosigkeit des Königs Stephan II. und die Abneigung der Großen gegen den für unehelich gehaltenen Prinzen Boris, einen Sohn Colomanns, bahnte dem Geblendeten den Weg zur Nachfolge. Erschöpft durch jugendliche Ausschweifungen war es der König zufrieden, daß Bela von den Magnaten zum künftigen Regenten auserschen ward. Er wies ihm seinen Aufenthalt zu Tolna und einen jährlichen standesmäßigen Unterhalt an, und gab ihm die rüstige Helena, Tochter des Fürsten Urosch von Servien, zur Gattin, aus welcher Ehe noch bei den Lebzeiten des kränkelnden Stephan Prinz Geyza erzeugt ward (1130). Auch behauptete sich Bela mit Beihilfe seiner Großen gegen den Nebenbuhler Boris, als Stephan II., im Mönchskleide seine Vergehungen büßend, gestorben war. Der Krieg mit den Russen und Polen ward durch Vermittlung der ungrischen Großen, welche die feindlichen Magnaten von der unehelichen Geburt des Boris überzeugten, glücklich beendet; der polnische König Boleslaw ward mit Hilfe der Teutschen und Böhmen geschlagen, und Bela stiftete das Bisthum Neutra zum Dank für seine Befreiung. — Blutig ahndete die rachsüchtige Helena auf dem Reichstage zu Arad (1136) die Blendung ihres Gemals, und Bela war glücklich genug, das abgefallene Dalmatien, nur Zara ausgenommen, ohne Blutvergießen zur Krone zurückzubringen, und das südliche Bosnien, wahrscheinlich mit Hilfe seines Schwiegervaters, zu unterwerfen, wovon er den Titel eines Königs von Rama annahm (1138). In den letzten Jahren seiner Regirung überließ er sich dem Trunke, ließ sich im Rausche Verleihungen und Todesurtheile abnöthigen, und starb nach zehnjähriger Herrschaft (1141 23. Febr.) **). (*Joh. Genersich.*)

Bela III., König von Ungern, jüngerer Sohn des ruhmvollen Geyza II. und Nachfolger seines Bruders Stephan III. von 1172 — 1196. Unter glänzenden Aussichten eröfnete dieser Fürst die jugendliche Bahn, da Kaiser Manuel Comnen, um seine Absichten auf Ungern durchzusetzen, ihn zum Eidam und künftigen Thronfolger annahm. Mit ihm ward Servien und Dalmatien von Ungern abgerissen, und es kostete lange Kriege, die Ungern zur Entsagung auf das letztere Land zu nöthigen. Denn Manuel, obgleich Adoptiv-Vater des Prinzen, hegte die feindseligsten Gesinnungen gegen seinen in Ungern regirenden Bruder, und konte kaum durch Abtretung von Sirmien, Slavonien und Dalmatien befriedigt werden. Bela (bei den Griechen Alexius genant, und mit dem Titel eines Despoten beehrt) ward zum Herzog von Dalmatien ernant, und erhielt die Anwartschaft auf die Thronfolge in Ungern, wodurch Manuel seinem Zwecke, Ungern mit dem griechischen Reiche zu vereinen, nahe zu kommen schien. — Das System änderte sich, als Manuel von seiner zweiten Gemalin einen Sohn erhielt. Die Hofnung des ungrischen Prinzen war hiemit vereitelt, selbst die Tochter des Kaisers ward ihm unter dem Vorwande der nahen Blutsfreundschaft versagt, und die Schwester der Kaiserin, Agnes von Antiochien, ihm zur Gemalin gegeben. Schon sollte er nach Ungern zurückkehren, als sein Bruder in der Blüthe seiner Jahre vergiftet ward (1172) *). — Die Thronfolge war an Bela gefallen. Allein der ungrische Klerus, der Nachtheile von einem in der orientalischen Kirche erzogenen Prinzen besorgte, wollte ihm einen jüngern Bruder vorziehen oder die Entbindung der schwangeren Königin Witwe, Agnes von Östreich, abwarten. Doch die weltlichen Großen bestanden auf ihrem Vertrag mit Manuel und auf dem Erbrecht Bela's, welcher mit Manuel zur Besitznahme des Reiches herbeieilte. Zwar weigerte sich Lucas, Erzbischof von Gran, den neuen König zu krönen. Allein die Großen erwirkten die Erlaubniß dazu von dem Papste Alexander III., nachdem Bela den Eid des

1) Corruente solio, was Andere von dem Sturze des Hauses, in welchem der König zu Gerichte saß, verstehen. 2) Von dem Spitznamen Bela's, der braun von Farbe und kahl zugleich war. Engel's Geschichte des ungrischen Reichs (Wien. 1813). Th. I. S. 161. 3) Ausbildung der Verfassung des Königreichs Ungern. (Wien 1811). Theil I. S. 89.

*) Castravit Catulum, cuius testiculos regi tulit. Thurócz.

**) Engel's Geschichte des ungrischen Reiches Th. I. S. 218 —234. Von der Trunkenheit spricht ihn Feßler (die Geschichten der Ungern und ihrer Landsassen. 2. Th. 2. Bd. Lpz. 1816. S. 51) nach Keza und Heinrich von Muglen frei.

*) Daß Bela selbst seinen Bruder habe vergiften lassen, ist wenig wahrscheinlich, und folgt wol nicht aus dem von Engel angeführten Zeugnisse Helmold's. Eadem nocte Rex veneno interiit, appotiatus ut dicitur a fratre suo, quem de terra ejecerat. Andere, wie Gebhardi (Th. I. S. 531) schreiben diese Unthat einem andern Bruder des Königs Guitard (Arpad) zu.

Gehorsams gegen den römischen Stuhl abgelegt hatte. Umsonst vermittelte der päpstliche Legat Friede und Freundschaft unter den am Hofe wogenden Parteien. Bela setzte, sich zu behaupten, die Königin Witwe und einen seiner Brüder, Arpad, in das Gefängniß; ein anderer Bruder, Geyza, entkam nach Östreich, und veranlaßte einen Krieg, den Heinrichs Jasomirgott Tod endete. Der neue Herzog Leopold sandte den flüchtigen Prinzen zurück, der entronnene Arpad ward ebenfalls von dem böhmischen Herzog ausgeliefert, und schmachtete 15 Jahre in der Verwahrung. Gesichert von außen stellte der König den Landfrieden her, verfuhr mit Strenge gegen Diebe und Mörder, und errichtete eine Kanzlei, in welcher alle Geschäfte schriftlich verhandelt wurden. Die wichtige Stelle eines königlichen Notarius (Kanzlers) ward nun Männern von gelehrter Bildung, meist Ausländern und Geistlichen, ertheilt, und Bela ahmte die Byzantische Sitte nach, indem er sich durch Errichtung mehrer Hofämter mit größerem Glanze umgab. Die Magyaren, die bis dahin zum Theil im Sommer unter Zelten gelebt hatten, wurden nun an städtische Kultur und Ordnung gewöhnt.

Immer dankbar gegen seinen Wohlthäter Manuel, und freundschaftlich gegen dessen bedrängten Sohn Alexius, nahm doch Bela nach dem Tode seines Beschützers (1180) Dalmatien zurück, und setzte seinen zweiten Sohn Andreas als Fürsten von Halits ein. Die letzte Erwerbung war nicht dauerhaft, und Bela mußte einem russischen Fürsten als seinem Vasallen das Land überlassen.

Prachtvoll empfing der König den, nach dem heiligen Lande mit starkem Heere ziehenden Kaiser Friedrich I. zu Gran. Er entließ bei dieser Veranlassung auf die Vorbitte des Kaisers den gefangenen Bruder, ohne sein Mistrauen gegen ihn aufzugeben. Auch der andere Bruder, Arpad, erlangte bei der durch den Klerus bewirkten Heiligsprechung des Königs Ladislaw seine Freiheit. Allein nach dem gelobten Lande dem Kaiser zu folgen, verboten dem König innere und äußere Unruhen. Mit den Venetern dauerte der Kampf wegen der dalmatischen Seestädte fort, und der Erzbischof von Gran Hiob nahm es sich sogar heraus, die Reichsbaronen mit dem Banne zu belegen. Endlich entschloß sich der König zum heiligen Zuge, starb aber, wie Heinrich II. von England, bevor er seinen Vorsatz ausführen konte (23. Apr. 1196); ein Fürst von festem Willen, den die Urkunden mit dem Titel des Glorreichen beehren [**]. (*Joh. Genersich.*)

Bela IV., König von Ungern (1235—1270), ältester Sohn des schwachen Andreas II., ein trotz des durch die Mogolen erlittenen Unfalls ruhmwürdiger Fürst, doch nicht durchgreifend genug und ohne Feldherrntalent und Ansehn in dem eigenen Hause. Schon als Kind zur Freude des Vaters gekrönt (1206) und durch die Mörder seiner Mutter, Gertrude von Meran, kaum verschont, ward er bei dem palästinischen Zuge seines Vaters zum jüngern König erklärt, doch ihm der Erzbischof Johann von Gran als Reichsregent beigesellt (1217). Der Zug fiel unglücklich aus, und das Reich war durch die Abwesenheit des Königs in arge Verwirrung gerathen. Da sprach Bela das patriotische Wort vor seinem Vater aus: das königliche Ansehn müßte hergestellt, und die Verschleuderungen der königlichen Güter müßten widerrufen werden. Mit Mühe und Gefahr ward die Reform versucht, aber zu groß war die Macht des Klerus und der Baronen, und Andreas II. sah sich zur Ertheilung der ungrischen Magna Charta genöthigt (1222 und 1231).

Große Misverständnisse erhoben sich zwischen Vater und Sohn, welche der Haß der Reichsbaronen gegen den Prinzen noch mehr anfachte. Auf Befehl des Vaters sollte Bela seine Gemalin Marie Lascaris verstoßen. Dafür floh der Prinz lieber nach Östreich, und nur der Papst Honor III. bewirkte den Vergleich, nach welchem Bela seine Gemalin behielt, und ihm Croatien und Dalmatien zum ruhigen und standesmäßigen Aufenthalt zugesichert ward (1224). Bald entriß der Vater das dem Erbprinzen angewiesene Land, um es an den jüngern, geliebteren, Sohn Colomann zu vergeben (1226). Zur Schadloshaltung erlangte der Kronprinz Siebenbürgen mit dem Auftrage, die von den Mogolen verdrängten Cumaner zu bekehren. Wenig dazu geneigt, drang Bela vielmehr auf die Wiedereinziehung der verschenkten königl. Domänen und Gefälle, und zog sich dadurch Lebensgefahr zu.

Als König ließ sich Bela nach dem Tode seines Vaters zum zweiten Male krönen, behandelte die Stiefmutter Beatrix von Este mit vieler Härte, und verweigerte muthig den von dem Kaiser Friedrich II. gefoderten Tribut. An den Großen, die ihm als jüngeren König nach den Leben gestrebt und mit dem Herzog Friedrich von Östreich verrätherische Einverständnisse gepflogen hatten, nahm er blutige Rache, und schaffte die Sitte ab, nach welcher die Reichsbaronen sich in Gegenwart des Königs, wie die spanischen Grandes, setzen durften. — Er erbitterte den Adel um so mehr, da er in geringeren Sachen den Zutrit zu seiner Person verbot, und alle Geschäfte und Bittschriften schriftlich durch den Kanzler zu erledigen befahl. Die Sittenlosigkeit des Klerus war der nächste Gegenstand seiner Sorgen; der König verbat sich die Einmischung in die ihm fremden bulgarischen Angelegenheiten, und nöthigte dafür den Herzog von Östreich, den Frieden mit großen Summen zu erkaufen. Schon hatten die Mogolen unter ihrem gefürchteten Dschengischan Rußland überschwemmt und den Polowzer Cumanen eine doppelte Niederlage beigebracht, als Bela, ohne sich mit seinen Prälaten und Baronen zu berathen, das flüchtige Volk nebst seinem Fürsten Cuthen aufnahm. 40,000 Familien betraten zum Unglück des Reichs den Boden Ungerns, und die Vorliebe des Königs für die wollüstigen und rohen Fremdlinge brachte Verderben über den König und das Reich. Zu spät ward die Vertheilung der Cumaner beschlossen, die Eingewanderten widersetzten sich und die Mogolen drangen auf Anrathen des Befehlshabers von Kiew in vier Haufen nach Ungern ein. — Zu wenig hatten die unter sich uneinigen Ungern der grimmigen Feinde geachtet. Bald leuchteten die Gegenden um Pesth von hellen Flammen. Herzog Friedrich von Östreich erschien und verschwand, zur Unzeit ward der Cumaner Fürst hingerichtet, die Schlacht am Sajo brachte Verwüstung über Ungern. Noch während

[**]) Engel's Geschichte des ungrischen Reiches. Th. I. S. 246—270.

des Treffens floh der König nach Östreich, wohin er Gattin und Kind vorausgeschickt hatte, und ward hier von dem Herzog seiner Schätze und einiger Provinzen seines Reiches beraubt. — In der Verzweiflung bot Bela dem Kaiser Friedrich II. das Königreich als Lehen an, wenn es durch teutsche Hilfe gegen die wilden Horden gerettet werden konte. Allein der Kaiser hatte mit dem Papste und mit dessen zahlreichem Anhange zu schaffen, und die Demüthigung seines Hauptgegners schien ihm wichtiger als der Mogolenkrieg. Hilflos floh der König nach Zagrab, von da nach Spalatro und auf die Insel Veglia, wo die von seinem Großvater begünstigten Frangepani ihn gütig aufnahmen (1241). — Nach einem Jahre verließen die Mogolen, erschreckt durch die Nachricht von dem Tode ihres Oberchans, das erschöpfte Land, und Bela fand es in dem kläglichsten Zustande wieder; Menschenleere Strecken in dem Raume von 15 Tagereisen, die abgebranten Thürme als einzige Wegweiser, die Wege mit Dornen und Gras bewachsen, die darauf folgende Hungersnoth, die zum Genusse des Menschenfleisches nöthigte, die Plage der in die Wohnungen einbrechenden Wölfe und der verheerenden Heuschrecken, Todtenköpfe und modernde Gebeine, und das an die Ruinen der Kirchen und Palläste angespritzte Blut der Geschlachteten, dies war der Schauplatz der Verwüstung, in welchen die Barbaren das schöne Land verwandelt hatten.

Nun zeigte sich Bela als Vater seines Volkes. Mit seiner Rückkehr kamen Zutrauen und Sicherheit wieder, teutsche Städte entstanden, italische Pflanzer bauten die Weinberge der Hegyalla mit Traubensorten aus Italien und Friaul an, die übrig gebliebenen Cumaner wurden begütigt, dem Palatin als Richter untergeordnet und zu Kriegsdiensten bestimt.

So erholte sich das Reich und Bela konte Rache an seinen Feinden üben. Der Fürst von Halitsch ward ungrischer Vasall und Herzog Friedrich der Streitbare fiel als Sieger durch eigene Unvorsichtigkeit in dem Treffen an der Leytha (15. Jun. 1246), wodurch der König die von dem Reiche abgerissenen Gespanschaften unentgeldlich zurückerhielt. Da Friedrich unbeerbt gestorben war, lüsterte es dem König Ungerns nach dessen schönem Erbe. Von dem Papste aufgemuntert fiel er in Östreich ein, erlangte die dem Eidam nicht gegönnte Steiermark auf kurze Zeit, und mußte auch diese zuletzt an König Ottokar von Böhmen abtreten. — Dennoch versöhnte sich B. IV. mit seinem Nebenbuhler, den er mit seiner Enkelin vermählte. Ein innerer Feind erhob sich gegen den alternden und gegen die Baronen und jüdischen Wucherer zu nachsichtigen König, weil er den jüngeren gleichnamigen Sohn vor dem Thronerben zu sehr begünstigte. Zu seiner Entschädigung hatte der Kronprinz Stephan für die verlorne Steyer Siebenbürgen nebst Zilek und dem Cumanerlande erhalten. Dafür ward dem jüngeren Prinzen Slavonien als Appanage zuertheilt. Die Erbitterung stieg, der jüngere König — denn auch Bela IV. hatte seinen Erstgebornen noch als Knaben krönen lassen — ergrif die Waffen gegen den Vater. Nicht lange dauerte der durch den Klerus bewirkte, dem königl. Ansehn höchst nachtheilige, Vergleich. Von Neuem entbrante der Krieg, und schon sollte der Kronprinz seines Erbrechtes beraubt werden, als der päpstliche Legat Versöhnung und Friede befahl, und zugleich die Angelegenheiten der Kirche zum großen Vortheil des Klerus ordnete. Da starb Bela IV. (5. Mai 1270), und gab noch bei der Beerdigung Veranlassung zu einem Zwiste zwischen der Geistlichkeit, indem die Minoriten und der Erzbischof von Gran sich um die Ehre zankten, den königl. Leichnam in ihrer Kirche zu besitzen, bis der Papst zum Vortheil der erstern entschied, und der folgende König das Graner Kapitel auf andere Art entschädigte *). (*Joh. Genersich.*)

Bela V. nante sich der als Ephemere erscheinende König von Ungern Otto von Baiern zu Ehren seines Großvaters Bela IV., das Zutrauen der Nation zu gewinnen, welches durch eigene Unvorsichtigkeit ihm nicht gelang (s. Otto von Baiern). (*Joh. Genersich.*)

Bela, Prinz von Ungern, Sohn des Rostislaw, Herrn von Machow und Herzogs von Bosnien, und der ungrischen Prinzessin Anne, Tochter Bela's IV., wurde in den stürmischen Zeiten der unbestimten Thronfolge in Ungern, durch eine Faction dem rechtmäßigen König Stephan IV., wie dessen Nachfolger Ladislaw dem Cumaner, entgegen gesetzt, und dafür durch den unruhigen Grafen Heinrich von Güssingen auf der Hasen- oder Margarethen-insel bei Pesth erstochen (1271) **). (*Joh. Genersich.*)

Bela oder Belus (l. Belusch), Sohn des serbischen Despoten Urosch, Bruder der Gemalin des ungrischen Königs Bela II., Palatin des Königreichs Ungern. Er erwarb sich um Ungern unter der Regirung der Könige Geysa II. und Stephans III. viele Verdienste. Als sein Bruder Primislo von dem griechischen Kaiser Manuel vom serbischen Fürstenthron verjagt wurde, setzte ihn Bela wieder auf den Thron, doch sein Bruder leistete bald freiwillig auf denselben Verzicht und kam nach Ungern. Seiner Einsicht und Tapferkeit verdankten die Ungern den glänzenden Sieg, den sie im J. 1146 unter Geysa II. über Heinrich, Herzog von Östreich, erfochten. Anfangs drängten zwar die Teutschen durch Übermacht die Ungern zurück, und viele Ungern fingen schon an zu weichen, allein Bela ermunterte durch sein Beispiel die ihm getreuen Ungern zum tapfern Angrif, und bald wendete sich das Kriegsglück gegen die Teutschen und die Ungern errangen einen vollständigen Sieg. Damals war Bela noch Ban von Dalmatien. Wegen dieses Siegs über die Teutschen und wegen seiner tapfern Thaten gegen die Griechen wurde Bela im J. 1156 zum Palatin erwählt; doch scheint es, daß er zugleich Ban blieb. Dieser Bela oder Belusch war auch der Lehrer und Erzieher Geysa's II. und seiner Brüder Ladislaus und Stephan in ihrem Knabenalter. (*Rumy.*)

Belae Regis anonymus Notarius (**Anonymus Belae Regis Notarius**), der älteste ungrische Chroniken-Schreiber in lateinischer Sprache, dessen **Historia de VII primis Ducibus Hungariae**, die zuerst Schwandtner in seinen **Scriptoribus Rerum Hung. Tom. I.** aus

*) Engel's Geschichte des ungrischen Reiches Th. I. S. 287 — 389. Magyar Ország polgári históriájára való Lexicon von Franz Budai, I. Th. S. 361 — 367.

**) Engel's Geschichte des ungrischen Reiches Th. I. S. 390. 399. 400.

einem Coder der Wiener Palatinal-Bibliothek herausgab (Wien 1746), bei den ungrischen Geschichtforschern und Geschichtschreibern (selbst den neuesten, Engel und Feßler) in großem Ansehn steht, während der strenge Geschichtforscher Ludwig von Schlözer seinen Werth ganz herabzusetzen und ihn als einen bloßen Fabelmann darzustellen suchte, worin er unstreitig zu weit ging. Über die Aufdeckung seiner Anonymität und über sein Zeitalter, unter welchem ungrischen Könige Bela er lebte, da vier Könige diesen Namen führten, herrscht unter den ungrischen Geschichtforschern Ungewißheit und Zwiespalt. Die meisten versetzten ihn lange Zeit trotz der historischen Widersprüche in die Zeit des Königs Bela I. (starb im J. 1063) oder Bela II. (starb 1141), um ihm dadurch ein höheres Alter und mehr Glaubwürdigkeit zu vindiciren. Pray wagte es, ihn in die Zeiten Bela's IV. (starb im J. 1270) zurück zu versetzen [1]), vorzüglich weil der Anonymus in der Vorrede das unterschobene Werk des Dares Phrygius, welches nicht vor dem Ausgang des 12. Jahrh. bekant gemacht wurde (allein es war doch älter und existirte schon im 10. Jahrh. in Klosterbibliotheken), und weil er sich der Namen der Königreiche Galizien und Lodomerien bedient, von welchen der erstere (Galizien) erst nach dem J. 1157 zu Ende der Regirung des Königs Bela III. aufkam [2]). Der ungrische Geschichtforscher und Geschichtschreiber Stephan Katona widerlegte seinen Kollegen Pray siegreich. Pray hielt für diesen Anonymus den Presburger Propst Paul, der um das J. 1256 als königl. Vice-Kanzler vorkomt, Kollar in seinen Supplementis ad Lambecium für den Ofner Propst Peter, der jedoch weder unter Bela III., noch Bela IV. als königl. Vice-Kanzler vorkomt. Das Gewisseste über seinen Namen und die Zeit, wann er lebte und schrieb, ist laut kritischer Forschungen Folgendes: Er hieß Paulus, war vom geistlichen Stande und königlicher Vice-Kanzler und später zugleich siebenbürgischer Bischof, und lebte unter dem König Bela III. um das J. 1183. Dies erhellt aus dem Buchstaben P. (d. i. Paulus [3])), den er der Präfation vorsetzte und seinem angeführten Amte eines Notar, d. i. (nach dem Sprachgebrauche des damaligen Zeitalters) Vice-Kanzlers, so wie aus einem Diplom des Königs Bela III., worin ausdrücklich vorkomt: „habito super hoc consilio nostri et Episcoporum et Pauli mei Notarii, nunc autem Episcopi Ultra-Sylvani [4]). Pray hat selbst später, als ihm die Urkunde aus dem Spießischen Werke bekant wurde, sich überzeugt, daß man unsern Anonymus in das Zeitalter der Regirung Bela's III. versetzen müsse [5]). Was die Glaubwürdigkeit des Anonymus anlangt, so komt in seiner Historia de VII primis Ducibus Hungariae allerdings manches offenbar Irrige, gegen die Chronologie streitende und mit ältern byzantischen Schriftstellern und teutschen Chronikenschreibern in Widerspruch stehende vor, z. B. von der Besiegung der Ungern am Inn unter dem Kaiser Konrad, nach welcher der Anonymus die Magyaren unter dem Feldherrn Botond die Baiern besiegen läßt, was kein teutscher Chronikenschreiber, so wenig als die von dem Anonymus erzählte Aufhängung von zwei ungrischen Feldherren durch die Teutschen bei jener Niederlage (welche nach den teutschen Chroniken später unter Kaiser Otto erfolgte) berichtet. Man muß also nicht dem Anonymus nachbeten, wie so manche ungrische Historiker thaten, was Schlözer so bitter rügte. Bei der Benutzung seiner Historia ist also kritischer Gebrauch erfoderlich. Dem ältesten russischen Chronikenschreiber Nestor steht unser Anonymus nach. Bei Widersprüchen mit den Byzantinern und ältern teutschen Chronisten sind diese in den meisten Fällen dem Anonymus vorzuziehen. Doch setzt Schlözer in seinen kritischen Samlungen zur Geschichte der Teutschen in Siebenbürgen (Göttingen 1795) unsern Anonymus, so wie die alten ungrischen Chronisten Kéza und Thurotz mit Unrecht ganz herab [6]). — Eine Ausgabe der Historia de septem primis ducibus Hungariae erschien außer der Schwandtnerischen Samlung einzeln: Cassoviae 1747. 8.; eine magyarische Übersetzung von Joh. Lethenyei, Pest 1790. 71 S. 4., eine franzöſ. in Potocki's Fragments. Tom. IV. Chapitre XIX. (*Rumy.*)

BELABRE, Stadt im Distr. le Blanc des franz. Dep. Indre. Sie liegt am Anglin, und hat 1 Kirche, 130 Häus. und 1126 Einw., die ihren Hauptverdienst bei den beiden am Anglin belegnen Hütten finden. Diese Hütten Galtevine und Charneuil haben 2 Hochofen, 3 Frischfeuer, 2 Hammer, 1 Hammerschmiede, 1 Eisenspalterei und 1 Pochwerk, beschäftigen 250 Arbeiter und produziren jährlich an Gußeisen 4500, an Stabeisen 3000 Zentner. (*Hassel.*)

BELAD, BELLAD (بِلَاد) bedeutet überhaupt (im Arabischen) eine Landschaft oder einen Distrikt, so wie Beled und Biled, und daher beginnen viele Eigennamen mit diesem Worte. Wir führen hier die mit Belad zusammengesetzten an, andere s. unter Beled. (*H.*)

Belad Allah — oder wie Bruce (IV, 521) schreibt: Belled Ullah — heißt, nach Poncet, ein Distrikt Nubiens in der Nachbarschaft des großen Fleckens Derreira, wie Bruce (II, 467) meint, mehr wegen der Ursache des Überflusses, als des Überflusses selbst, also benant. Dieser kleine Distrikt nämlich liegt am Rande der tropi-

1) In seiner Dissertatio IV. in Annales veteres Hunnorum, Avarum et Hungarorum. 2) Aber der Name Galizien komt schon vor Bela II. bei Sommersberg vor, Scriptores Rerum Siles. Tom. II. p. 36. 3) Schon Pray erinnert Dissert. IV in Annales veteres Hunnorum etc. p. 70: „Non rite huic inter Anonymos locum esse datum, ipse Mss. codex a me diligenter inspectus docet. Initium sic habet, P. *dictus Magister.* Initialis P. sine interpunctione propemodum reliquis cohaeret, quin tamen nota syncopationis unquam appareat, quod tamen in ceteris religiose servatum videre est. Hinc illud *P. dictus* natum, pro quo in nomen Auctoris disquirendum erat, quod olim initiali litera exprimi moris fuisse, nemo nescit etc." 4) S. archivische Nebenarbeiten und Nachrichten vermischten Inhalts mit Urkunden geliefert von Philipp Ernst Spieß (Halle 1785. 4.), 1. Th. *Antonii Szirmay* de Szirma Hungaria in Parabolis, Budae 1807. p. 46. Vgl. *Alexii Horányi* Nova Memoria Hungarorum scriptis editis clarorum. Tomus I. Pestini 1792. p. 97—133. *Danielis Cornides* Vindiciae Anonymi Belae Regis Notarii. Edidit *Joann. Chr. Engel.* Budae 1802. 4. 5) In seiner Historia Regum Hungariae, Pars I. Budae 1801. p. xxix Nota *a.* 6) Vgl. *Pray* Historia Regum Hungariae P. I. p. xxix—xxxi und *Dan. Cornides* Vindiciae Anonymi Belae Regis Notarii, Budae 1802.

schen Regen und genießt sie zum Theil; dadurch wird er fruchtbarer als die Gegenden, welche blos durch menschlichen Fleis gewässert werden. Die Araber in dieser Gegend nennen den Regen figürlich Rahamet Ullah (Barmherzigkeit Gottes) und das Land, welches sich dessen zu erfreuen hat, Belled Ullah (Land Gottes). Nach eben demselben (IV, 521) heißt dieser Distrikt also, weil er den doppelten Vortheil genießt, daß der Nil ihn unter Wasser setzt und daß zuweilen Regenschauer darauf fallen. (*Hartmann.*)

Belad anes, ein südarabischer Distrikt, in welchem Dsoran die Hauptstadt ist (15° nördl. Br.) *). Bei dem Dorf Haddafa sind Ruinen eines alten Tempels mit Schriften, welche weder Juden noch Araber verstehen (vermuthlich Hamiarisch). S. **Jemen**. (*Rommel.*)

Belad el Dscherid, in alten Erdbeschreibungen Biledulgerid, die arabische Bezeichnung des Datteln-Landes, welches sich im S. der Berberei oder des Landes der Berbern hinzieht und den Alten unter dem Namen der numidischen Steppen bekant war. Sie gehört aber keineswegs einer besondern Landschaft an, sondern erstreckt sich über den ganzen südlichen Saum von Marokos, Algier und Tunis bis zur Sahara herunter. Jetzt schwärmen in demselben die Araber mit ihren Heerden, wie im Alterthume die Reitervölker umher, und schlagen bald hier, bald dort ihre beweglichen Zelte auf. Die ältern Geographen rechnen hieher die Landschaften Dara, Tafilet, Segelmesse, Guargala, Wadreag und Gadames, die aber theils Zubehörungen von Marokos, theils von Algier, Tunis und Tripolis ausmachen. (*Hassel.*)

Belad Ibn Aklan (بلاد بن عكلان), ein südarabischer Distrikt, im Osten von Moccha, dessen Schech der älteste des Stammes Aklan, seitdem er durch den Imam von Jemen mediatisirt worden ist, keine Soldaten mehr für sich halten kann. Seine Residenz Dornbat liegt 11 teut. M. von Moccha †) (vgl. Jemen). (*Rommel.*)

Belad El Kobeil, s. **Haschill**.

Belad el Nubah, s. **Nubien**.

Belagerung u. andere dazu gehör. Art., s. **Festung**.

Belagerungs-Münzen, s. Nothmünzen.

BELAJA, ein Fluß, welcher in der Statthalterschaft Ufa im asiatischen Rußland entspringt, und in eben derselben in die Kuma fällt. Er ist besonders wegen der Kupfer- und Bleiminen in seiner Nachbarschaft merkwürdig. (*J. Ch. Petri.*)

Belaja Mescha, Belamescha (weiße Gränze), s. **Tschernigow**.

BEL-ALCAZAR (11° 32′ L., 38° 30′ Br.), Villa und Hauptort der Grafschaft gleiches Namens in der span. Prov. Cordova, an den Gränzen von Estremadura, mit 3840 Einw. (*Stein.*)

BELAMCAUDA, der indische Name einer Ixia, den Rheede im hort. malab. 11. t. 37 anführte, den zuerst Adanson famill. des plant. 2. p. 60 aufnahm und Aristea cyanea (*Burm.* afr. t. 70. f. 2.) dazu zählte. Neuerlich aber hat de Candolle (*Redout.* liliac. 3. t. 171.) diesen Namen auf Ixia chinensis *L.* und Persoon auf mehre Ixien bezogen. Die erstere Pflanze ist von Ker unter dem Namen Pardanthus richtiger bestimt, und die andern Arten sind bei der Gattung Ixia geblieben. (*Sprengel.*)

BELBEIS, eine Stadt in der ägyptischen Provinz Bahari (30° 25′ 56″ Br. und 49° 13′ 56″ L.) am Kanal Menedje, und war vormals ein großer stark befestigter Ort, der Ägypten gegen Syrien deckte, und durch Kanäle sein Wasser erhielt, die vom Nil abgeleitet waren. Diese sind jetzt meistens verfallen, und der Ort, den Napoleon 1798 von Neuem befestigen ließ, zählt kaum noch 5000 Einw., die ein elendes Leben führen. Wahrscheinlich ist es das alte Bubastum, wogegen d'Anville es für Pharbothus hält. (*Hassel.*)

BELBINA, 1) Insel im saronischen Meerbusen, zwischen den Vorgebirgen Sunium von Attika und Scyläum von Argolis. — 2) Stadt in Lakonien, bei welcher ein Tempel der Pallas. (*H.*)

Belbo, s. Taharo.

BELBUCK—Belbuc, Belbuch, Belbugk, Belboch, Belbog, Beleboc—, richtiger Bialbog, Bielbog oder Bialbug, Bielbug, ein ehemaliges, berühmtes Kloster in Hinterpommern, ganz nahe bei Treptow an der Rega. Seinen Namen, welcher so viel bedeutet als weißer Gott, führte es von dem guten Grundwesen, welches bei den Slaven Bialbog, Bielbog, oder Bialbug, Bielbug [1]) genant wurde, im Gegensatze gegen das böse Grundwesen, den schwarzen Gott, Tscharnebog, Tschernebog, Tscharnebug [2]); dem Bialbog war nämlich höchst wahrscheinlich der Ort, an welchem späterhin nach der Einführung des Christenthums in Pommern das gedachte Kloster angelegt wurde, früher geweiht gewesen [3]). Den ersten Grund zu diesem Kloster legte, nach der noch vorhandenen Urkunde [4]), Casimir I. im

*) Niebuhr's Beschreibung von Arabien S. 233.

†) Niebuhr's Beschreibung von Arabien S. 244.

1) Von bial, biel, bil, bialy, bily, weiß, und bohg, bog, bug, buh, Gott, in den slavischen Sprachen. Vgl. Anton's Versuch über die alten Slaven S. 38 u. 41. 2) Von czart, czert, zart, černy, czarny, czorny, zarni, zhern, schwarz. Ebendas. S. 40 u. 41. Vgl. auch die Note zu dem Art. Arkona. Ich habe im Text die von Anton gebrauchte Schreibart beibehalten. 3) An die weiße Kleidung der Mönche, von welcher Thom. Kantzow (Pomerania u. s. w., herausgeg. von H. G. L. Kosegarten B. 1. S. 184 u. 185), Nic. Klempzen (Pomm. Chron. Mscr.) und, zweifelhaft jedoch, auch J. J. Steinbrück den Namen herleiten, ist nicht zu denken, denn woher käme bei dieser Annahme die Endsylbe bog oder buck? Cramer (Pomm. Kirchenchr. B. 2. S. 11) scheint dieses schon gefühlt zu haben, denn er sagt blos: „die weiße Kleidung der Mönche passe sich gut zu dem Namen des Klosters." Seine Meinung, welcher auch Aug. Balthasar (von den Landes-Gesetzen in Pommern, Greifsw. 1740. Fol.) S. 112 beipflichtet, geht dahin: man habe das Kloster Belbuck genant, um anzudeuten, daß die Christen von keinem schwarzen Gott mehr wissen sollten, und es ist nicht zu läugnen, daß diese Herleitung ungleich besser und scharfsinniger ist. Die im Text von mir aufgestellte Vermuthung scheint mir immer noch das Meiste, unter andern auch die Worte: dedimus locum — — — quondam Belbuc — — dictum in der Urkunde von 1208 für sich zu haben, es müßte denn das Wort „quondam" sich auf die Zeit von 1170 bis 1208 beziehen. 4) Bei Mart. Rango in den Originib. Pomeran.

J. 1170 [5]), indem er Mönchen, welche aus Lund in Schweden in diese Gegend gekommen waren, zu einem hieselbst zu erbauenden Kloster mehre Güter schenkte; der Name Belbuck komt aber in Casimir's Schenkungsurkunde noch nicht vor; auch weiß man nicht, zu welchem Orden diese Mönche gehörten [6]); die Urkunde nent sie nur fratres ecclesiae Sanctae Trinitatis [7]) de **Lundis.** Die eigentliche Gründung des nachherigen Klosters ist aber erst vom J. 1208 zu datiren, in welchem Casimir II. und Bogislav II., sein Bruder, in Verbindung mit ihrer Mutter Anastasia und unter Vermittelung und Zureden des Bischofs Sigwins von Camin, Prämonstratensermönchen aus dem Kloster Mariengarten (hortus beatae Mariae) in Friesland den Ort, vielleicht die Burg [8]) Belbuck zur Gründung eines Klosters einräumten und den neuen Convent reichlich mit Gütern begabten [9]); die aus Lund gekommenen Mönche waren nämlich wieder davon gezogen [10]). Die neuen Ansidler umgaben den ihnen eingeräumten Platz mit einer Mauer, und von nun an führte der Ort und das Kloster den Namen **castrum, coenobium, conventus, monasterium Sancti Petri in Belbog.** Das Kloster gelangte bald durch reichliche Schenkungen zu einem so bedeutenden Besitzstande, daß es eines der reichsten in Pommern wurde [11]), und erhielt auch durch Bewidmungen anderer Art ein bedeutendes Ansehn; das ganz nahe gelegene, wol ohne Zweifel durch das Kloster zu einer Stadt herangewachsene Treptow wurde, wenigstens zur Hälfte, ein Eigenthum desselben, und die Herzoge von Pommern selbst verschmähten es nicht, die neue Stadt von dem Kloster wieder zu Lehn zu nehmen, und dem Abte und seinem Kloster den Eid der Treue zu schwören [12]); mehre der angesehensten waren Vasallen der Äbte zu Belbuck, welche sogenante **Abbates baculati** waren [13]). Die Fürstin Anastasia legte auch, nach dem Tode ihrer beiden Söhne, im J. 1224 in Treptow selbst ein Prämonstratenser-Nonnenkloster an, und unterordnete dasselbe dem Convente des heil. Petrus zu Belbuck [14]). Das Sigel des Klosters zu Belbuck war ein Mann mit einem Küraß, der in der einen Hand einen Schild und in der andern einen Spieß hält [15]). Der letzte Abt desselben war Johann Boldewan.

In der Reformationsgeschichte Pommerns spielt das Kloster Belbuck eine sehr wichtige Rolle, indem es in Verbindung mit Treptow als derjenige Ort zu betrachten ist, von welchem aus zuerst die neue Lehre sich über Pommern verbreitet hat. Fast alle pommersche Reformatoren sind aus diesem Kloster hervorgegangen oder waren doch eine Zeitlang in demselben gewesen, und hatten mit demselben in Verbindung gestanden [16]); der berühmteste unter ihnen Allen, den man wol aus mehr als einem Grunde den pommerschen Reformator nennen kann, Johannes Bugenhagen, von welchem der erste Anstoß zu den bald darauf folgenden Bewegungen schon im J. 1520 gegeben wurde, war damals Rector an der dem Kloster unterworfenen Schule zu Treptow und Mitglied einer vom Abte Boldewan errichteten Anstalt zur Bildung seiner Mönche und Geistlichen [17]); **1523** hatte das

(Colb. 1684. 4.) p. 149 sqq. (II). Neue Aufl. u. d. Tit. Pomerania diplomatica Francof. ad Viadr. 1707. 4. und, besser, bei Fried. von Dreger in dem Cod. Pomer. diplomat. B. 1. (Berl. 1768. Fol.) S. 10 (V). 5) Von dem Jahr der Stiftungsurkunde, welches auch Joh. Bugenhagen (Pomerania Ed. *J. H. Balthasar* Gryphisw. 1728. 4.) p. 129 ganz richtig anführt, ist die Stiftung des Klosters natürlich zu datiren. Die pommerschen Chronikanten setzen, mit Ausnahme des einzigen Bugenhagen, es sonst etwas früher herauf, lassen auch Casimir's I. Bruder, Bogislav I., aus Verwechselung mit der spätern eigentlichen Gründung, daran Theil nehmen. Kantzow sagt indeß doch nur „um diese Zeit" (1163) und Klempzen setzt noch „fast" hinzu. Valentin von Eickstedt gibt in den teutschen Annalen (Mscr.) bestimt das J. 1163 an, in den lateinischen aber (Epitome Annal. Pomeran. Ed. *J. H. Balthasar* Gryphisw. 1728. 4.) p. 25 läßt er, da keine Jahrszahl am Rande steht, es ungewiß, zu welcher Zeit zwischen 1163 und 1175 die Stiftung geschehen sey. Bugenhagen hatte aber ohne Zweifel die Urkunde vor sich. Biederstedt (Saml. kirchl. Verordn. f. Neuvorp. u. Rügen B. 1. Stralf. 1816. S. 13) ist durch eine Stelle in Micrälius Syntagm. histor. eccles. verleitet worden, das Anfangsjahr von Bischof Konrad's I. bischöflicher Verwaltung zu Camin, damals noch zu Wollin, 1158, für das Stiftungsjahr des Klosters zu Belbuck, sowie auch das zu Oliva (gleichfalls erst 1170 von Subislav von Hinterpommern gestiftet Chron. Olivense bei Lieberkühn in den Miscellaneen Stett. 1779. S. 20) und Bischof Konrad selbst für den Stifter zu halten. 6) Dies sagt Bugenhagen ausdrücklich; Aug. Balthasar irret daher mit Cramer, wenn er schon die ersten aus Lund gekommenen Mönche für Prämonstratenser ausgibt. Auch beziehen Beide irrig das Wort Lundis in dem Diplom auf London in England. 7) Dieser Ausdruck hat vielleicht Anlaß zu der Behauptung Aug. Balthasars und nach ihm Steinbrück's gegeben, daß späterhin sich auch Trinitarier-Mönche zu Belbuck eingefunden hätten, wofür ich wenigstens keinen Beweis kenne. Die Worte: ecclesia Sanctae Trinitatis müssen aber nicht auf den Trinitarier-Orden bezogen werden, ja dieser Orden war im J. 1170 noch gar nicht vorhanden. 8) Auf einem Berge lag wirklich das Kloster. Man s. Brüggemann. Daher erklärt sich um so leichter der Name Castrum Sancti Petri, den es schon in der Urkunde von 1208 führt. Dies bestätigt auch meine Vermuthung, daß der Ort früher dem slavischen Bialbog geweiht gewesen. 9) Urkunde bei Rango p. 161 sqq. (V) und Dreger S. 75 u. 76 (XLI). 10) Bugenhagen l. c., welcher übrigens die aus Friesland gekommenen Mönche ausdrücklich Prämonstratenser nent, auch von dem Kloster stets als von einem Prämonstratenser-Kloster spricht. Er ist wol der allerzuverlässigste Gewährsmann in dieser Sache; auch Kantzow und Klempzen stimmen mit ihm überein. Des letztern Ausdruck: Prämonstratenser von Greba berichtiget schon Cramer durch: „wie die zu Groba waren." Weil neuere Schriftsteller bald von Benedictinern und Cisterciensern (die Urkunde von 1430, welche Steinbrück S. 9 anführt, möchte ich genauer kennen) bald, nach Aug. Balthasar's Vorgange, sogar von Bettelmönchen reden, welchen das Kloster gehört habe, so war diese Note hier nothwendig. Die Prämonstratenser bekennen sich übrigens, wie bekant, zur Regel des heil. Augustinus; sind aber wol zu unterscheiden von den Augustiner-Eremiten. 11) Man s. das Verzeichniß der Besitzungen desselben bei Steinbrück. 12) Kantzow B. 1. S. 272 und Klempzen um 1285. Man stelle hiemit zusammen, was Steinbrück S. 10 und Brüggemann S. 407 sagen. Von dem Einflusse, welchen Belbuck auf die Erbauung Treptow's zu einer Stadt gehabt hat, spricht auch schon Cramer B. 3. S. 43. 13) S. den Art. Baculati. 14) Kantzow S. 227 u. Klempzen (Mscr.). 15) Brüggemann S. 408. 16) Außer Bugenhagen mögen hier genant werden: Joh. Boldewan, der letzte Abt des Klosters, Andr. Knöpke (Cnophius), Bugenhagen's Collega im Schulamte zu Treptow, Joh. Kureke, Joh. Lorichius, Chr. Ketelhut, Otto Slutow, Joach. Möller, Peter Suave (Kantzow B. 2. S. 337). Wenn Steinbrück S. 12 auch den Paul von Rhoda in Belbuck gewesen seyn läßt, so irret er hierin; dieser wurde den Stettinern von Luthern auf ihr Begehren geschickt. 17) Man s. den Art. Bugenhagen.

Kloster, nachdem wol ziemlich alle Bewohner desselben es verlassen und sich der neuen Lehre zugewendet hatten, sich selbst eigentlich schon aufgelöst; Herzog Bogislav X., welcher so wenig als Erasmus Manteufel, der neue Bischof von Camin, das Vordringen der neuen Lehre verhindern konte, säkularisirte daher dasselbe kurz vor seinem Tode und verwandelte die Güter desselben in fürstliche Domänen, über welche er einen Amtmann, der in der Folge den Titel eines Hauptmanns erhielt, setzte. Den wenigen Mönchen, welche der alten Lehre treu geblieben waren, wurde bis an ihren Tod das Nothwendige gereicht (Kantzow). Der Zahn der Zeit und öftere Feuersbrünste haben die alten Klostergebäude vertilgt; der Ort, wo vormals das Kloster war, gehört jetzt zu einem Vorwerke, welches Neuhoff [19]) heißt [20]). (*Mohnike.*)

BELCASTRO, Städtchen auf einem Berge über den Fluß Siro, in der neapolit. Prov. Calabria ulter. II., mit einem Kastell, Sitz eines Bischofs mit 2230 Einw. (*Röder.*)

BELCHERS, eine Gruppe von Eilanden in der Hudsonsbai unter 58° 10′ Br. und 279° 27′ L., wüste und unbewohnt, doch mit einiger Waldung, der Aufenthalt zahlloser Seevögel und Robben. (*Hassel.*)

BELCHIER (**John**), ein englischer Wundarzt aus Kingston in der Grafschaft Surrey, wo er 1706 geboren war. Er studirte zu Eton, und bildete sich unter Cheselden, dem berühmtesten englischen Wundarzte. Seit 1736 war er Wundarzt an dem Guyhospital, in der Folge Director desselben und des St. Thomashospitals, und starb 1785. Als Mitglied der königl. Societät zu London, theilte er derselben mehre Abhandlungen über chirurgische Wahrnehmungen mit, auch war er einer der ersten, welcher die Aufmerksamkeit auf die Nahrungskräfte der Knochen lenkte *). (*Baur.*)

BELCHITE, (16° 5′ L. 42° 15′ B.), Villa unter dem Titel einer Grafschaft, den Herzogen von Hijar gehörig, in der span. Prov. Aragoniens Corregimiento de Zaragoza, am Fluß Almonacid, mit 2000 Einw., 1 Pfarrkirche, 1 Kloster, 1 Hospital, 4 Armenhäusern, Wollenweberei. (*Stein.*)

18) Kantzow B. 2. S. 341 und Klempzen (Mscr.). 19) Stettiner Regirungsbezirks, Greifenberg'schen Kreises, Amts Treptow. Brüggemann S. 408. Die von Aug. Balthasar sowol bei Belbuk als bei andern vormaligen pommerschen Klöstern allegirte Beschreibung der zerstörten Städte, Schlösser, Klöster u. s. w. des ganzen Pommerlandes von Adam Gerschow (Mscr.) ist übrigens das betrügliche Machwerk eines den pommerschen Literatoren nicht unbekanten literarischen Abenteurers und Falsarii, Gottl. Sam. Pristaff (gest. 1736), der manche falsche pommersche Urkunde geschmiedet hat. Man vgl. J. C. Konr. Oelrich's hist. dipl. Beitr. zur Gesch. der Gelahrth. (liter. Geschichte, in der neuern Aufl.), besond. im Herzogth. Pommern. Th. 2, S. 104. Aug. Balthasar verdankt die meisten Irthümer in seinen Nachrichten von den pommerschen Klöstern, wie es scheint, diesem Pristaff. 20) Hier mag nur auf Joh. Joach. Steinbrück's Geschichte der Klöster in Pommern u. s. w. Stettin 1796. 4. S. 7—13, und auf die schon früher erschienene ausführliche Beschreib. des gegenwärtigen Zustandes des königl. preuß. Herzogthums Vor- und Hinter-Pommern von L. W. Brüggemann. Th. 2. B. 1. (Stettin 1784. gr. 4.) S. 407 u. 408 verwiesen werden. Die hier benutzten Quellen, so wie einige andere Hilfsmittel, sind in den Noten genant.

*) Biogr. univ. T. IV.

BELCZ, oder **BELZ**, ein hölzernes Städtchen (50° 24′, 0″ n. Br. und 41°, 38′, 30″ östl. L.), im Zolkiewer Kreise in Ost-Galizien, nördlich von Zolkiew, mit 2400 Einw. Es gehört der Familie Potocki, die hier ein Schloß besitzt, und hat viele Griechen zu Einwohnern. In den benachbarten Eichenwäldern wird viele Potasche gebrant. (*Schultes.*)

BELDENAK (**Jens Andersen**), Sohn eines Schusters zu Börglum im Stifte Aalburg, studirte Theologie, bekleidete ein Schulamt, durchreisete Teutschland und Italien, und wurde darauf im J. 1503 von dem Könige Johannes von Dänemark, der sein Talent zu wichtigen Geschäften kennen lernte, nachdem er Bischof in Odense geworden war, unter andern Gesandtschaften auch nach Lübeck geschickt, um mit den Hanseaten über ihre Mitwirkung zur Befreiung der von den schwedischen Reichsständen gefangen gehaltenen Königin Christina, einer dänischen Prinzessin, zu unterhandeln. Er richtete seinen Auftrag unter dem Einflusse des Kardinals Raymund Pyrander, Gesandten des Papstes Julius II. so wohl aus, daß Christina ihre Freiheit erhielt, wofür er jedoch den Lübeckern, Namens des Königs und ohne dazu bevollmächtigt zu seyn, eine beträchtliche Summe Geldes bewilligte. Der König verzieh ihm zwar seine in guter Meinung geschehene Überschreitung der erhaltenen Vollmacht, erfüllte aber nachher das Versprechen nur zum Theile. So nachsichtsvoll ihn deshalb König Johannes behandelt hatte, so schwer mußte er dafür 14 Jahre später unter Christian II. büßen. Dieser, der noch einige andere, mehr oder weniger gegründete, Beschwerden gegen ihn führte, ließ ihn 1517 gefänglich einziehen, und gab ihm die Freiheit nur unter den Bedingungen wieder, daß er dem Stifte Fyen entsagte, einen Ersatz von 80,000 Gulden leistete, dem Könige und der Königin, wegen allzufreier Äußerungen über dieselben, Abbitte that u. s. w. Inzwischen wußte König Christian die Einsichten und Rednergaben Beldenaks zu gut zu schätzen, als daß er dieselben nicht im J. 1520 unter den bedenklichen Umständen, wo es darauf ankam, die Schweden zur förmlichen Huldigung zu bewegen, zu seinem Vortheile hätte benutzen sollen. Beldenak trat nämlich, als neuernanter Bischof von Skara, zu Stockholm vor den schwedischen Reichsständen und einer zahlreichen Versamlung auf, und vertheidigte in einer kräftigen Rede Christians II. Recht auf die schwedische Krone. Die Huldigung erfolgte augenblicklich und einstimmig. So wurde dieser kluge und gewandte Geistliche gewissermaßen das Hauptwerkzeug bei einer Krönung, welche die Vorgängerin blutiger Auftritte war, und eine lange Folgenreihe der wichtigsten Veränderungen im ganzen Norden anknüpfte. Auch machte ihn der König zur Belohnung zum Bischofe von Strengnäs. Für die Beschuldigung des Königs, daß Beldenak ihn zu dem Blutbade in Stockholm überredet habe, findet sich in der Geschichte kein Grund. Die braven Lübecker, die es ihm nicht vergessen hatten, wie willfährig er sich auf dem Kongresse 1503 gegen ihre Wünsche zeigte, befreieten ihn im J. 1522 aus der Gefangenschaft, worin Christian ihn zu Hammershuus auf der Insel Bornholm wegen jener Beschuldi-

gung hielt, und schützten ihn dadurch ohne Zweifel gegen dieselbe schmälige Todesart, welche der Bischof D. Slaghöng, obwol nicht unverdient, leiden mußte. Zum dritten Mal gerieth Beldenak noch unter dem K. Friedrich I. wegen eines andern auf ihm ruhenden Verdachts, der nicht ohne allen Grund war, in Gefangenschaft; aus welcher er sich aber mit Geld loskaufte. Er beschloß endlich im J. 1532, nachdem er vorher sein bischöfliches Amt ganz niedergelegt hatte, zu Lübeck ein Leben, das schwerlich so unruhig und gefahrvoll für ihn gewesen seyn würde, wenn er nicht mit seinen seltenen Verstandesgaben zugleich einen hohen Grad von Selbstgenügsamkeit, Trotz und Jähzorn verbunden hätte *). (*v. Gehren.*)

Bele, s. Varangaren.

BELEDERN, (in der Musik). Beim Orgelbau nent man so das luftdichte Verkleben der Ritzen und Fugen mit weißgarem Leder, welches hier überall mit der Fleisch = oder Narbenseite einwärts aufgeleimt wird. Auf Blasinstrumenten werden die Klappen mit weichem Leder gefüttert, die Narbenseite gegen das Tonloch gekehrt. Diese Belederung der Klappen ist manchem Übelstande ausgesetzt, und hauptsächlich darum unsicher, weil das Leder, sobald es durch die Näße gequollen, oder hart geworden ist, nicht mehr vollkommen deckt, und also aufhört, luftdicht zu schließen, zumal wenn die Klappe nicht jedesmal in einer und derselben Richtung niederfällt. Schon längst haben daher manche Instrumentenmacher, statt der belederten Klappen, stählerne Stöpsel, in der Gestalt abgestumpfter Kegel, gebildet, welche, beim Schließen der Klappe, die der Kegelgestalt genau entsprechend verjüngte Höhlung des Tonloches ausfüllen und schließen; allein auch diese Einrichtung hat sich nicht genügend bewährt, um die gemeinübliche Belederung zu verdrängen. Eine andere Erfindung, welche mehr verspricht, besteht darin, daß man, unter der Platte der Klappe, statt des Leders, ein aus Schafs = oder Baumwolle gebildetes, mit dem Häutchen einer Fischblase oder feinem Hammelsdarm überzogenes Bällchen befestigt, welches eben so gut, wie das fleischige Vordertheil des Fingers selber, sich in jeder Richtung an die Öfnung des Tonloches anschmiegt, und mithin jederzeit vollkommen deckt und schließt. Die Idee ist von dem berühmten Klarinettisten Iwan Müller, wenn auch nicht erst erfunden, doch meines Wissens wenigstens zuerst in Gang gebracht und verbreitet worden. (Vergl. den Art. Klappe.)— Auch am Pianoforte komt mancherlei Belederung vor, worunter vorzüglich die der anschlagenden Hämmer wichtig ist. (*Gottfr. Weber.*)

BELEKE, Stadt und Amt im Herzogth. Westfalen. 1) Die Stadt liegt an der Möne, hat eine, nun eingegangene, Benedictinerpropstei, 92 Häus. und 600 Einw., welche sich meist alle vom Ackerbau nähren. Nicht weit von der Stadt ist ein uraltes Mineralbad, welches, obgleich noch heutzutage sehr wirksam gegen

*) S. Behrmanns Kong Christian den Andens Historie. Deel I. S. 116 ff. Dalins schwed. Reichs = Geschichte, Th. 2. S. 702 ff. Holbergs Dän. Reichs - Gesch. Th. 1. S. 813 ff. Th. 2. S. 32 ff.

gichtische Übel, doch seinen ehrenvollen Ruhm verloren hat. In dem neuen Badehause ist zwar eine sehr gute Apotheke, und dadurch sowol, als durch zweckmäßige Aufwartung, und durch angelegte Spaziergänge in der romantischen Gegend, insbesondere nach der Stadt und dem nahen Rittersitze Welschenbeck, für die Bequemlichkeit und Unterhaltung der Kurgäste gesorgt; allein alles dies erreicht doch die Reize nicht, welche die Nonne Roswitha in ihrem Panegyricus preiset, und welche die Kaiser Heinrich den Finkler und Otto den Großen so anzogen, daß sie sich hier, von den Beschwerden ihres mühseligen Regiments, häufig erholten. Otto's Bruder, Herzog Heinrich, wurde in eben diesem Bade von Tanewärd heimlich überfallen und gefangen genommen. Nach einem Zeitraume von 800 Jahren haben sich diese Herrlichkeiten so sehr verloren, daß der Historiker, der mit Provinzialgeschichte wenig vertraut ist, in Verlegenheit geräth, wenn er die alten Namen Badalikki, Badelike, Badulinum findet, und den unbekanten Ort vergebens sucht, dem sie angehören. Ein in der Stadt gelegener Rittersitz, das Stamhaus eines adeligen Geschlechts von Belike, ist zersplittert. 2) Das Amt enthält 3 Städte, 4 Rittersitze, und über 50 Dorfschaften und einzele Höfe, welche in 7 Pfarreien und 19 Schultheißenbezirke getheilt sind. Diese enthalten in 1264 Häusern, welche zu 624,575 Rthlr. in der Brandkasse versichert sind, 1722 Familien mit 9560 Selen; auch einen bedeutenden Viehstand. Das reine Grundsteuer = Capital beträgt 71,400 Rtl. (*Joh. Suibert Seibertz.*)

BELED, بلد, sonst auch Robat genant, liegt in dem Theile Mesopotamiens, Dijar Bebia genant, auf der Westseite des Tigris sechs Farsangen von Mossul, und heißt auch Beledol = ehatib, d. i. das Land des Predigers, weil hier Jonas gewohnt haben soll *). (Dschihannüma S. 435.) (*v. Hammer.*)

BELEF, Belew, auch Bjelew. (Schon 1437 erwähnt). Kreisstadt im Gouvernement Tula, am linken Ufer der Ocka, unter 53° 48′ 28″ Br. u. 53° 23′ L., in einer bergigen Gegend, 2 Werste lang und 1½ W. breit, mit 15 Kirchen, einem geistlichen Seminarium für 160 Schüler, einer Kreisschule, 7 Kron = und 1016 Privatgebäuden; 4708 Einw. m. G., worunter sehr wohlhabende, selbst nach dem Auslande handelnde, Kaufleute. Die Stadt zählte im J. 1815: 3 Lederfabriken, 8 Talg = und Seifensiedereien, 2 Weißgerbereien, eben so viel Wachsgieße=

*) Nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Dorfe am kleinen Tigris, zwischen Bagdad und Alt - Bagdad, zum Pasch. Maußel gehörig. Dieses wird auch Beleth بلط geschrieben — El - Moschtarem. — Ferner nicht mit dem Orte البلد El - beled in Maveralnalis. — Steht zuweilen für كرخ Stadt zwischen Isfahan und Hamadan — für Mervrad مرورود — Dsch. W. S. 434. vgl. v. Hammer LW. Jahrb. XIII. p. 237. — Golius ad Alferg. p. 235. Moschtarem. (*Müller.*)

reien; ihre vielen Eisen= und Kupferschmieden sind wegen der treflichen Arbeit (vornehmlich Tischmesser) berühmt. (*v. Wichmann.*)

BELEGEN, 1) beim Rechnungswesen, s. Rechnungswesen; 2) beim Bergwerkshaushalt: Arbeiter zum Betriebe einer Grube oder eines einzelen Baues anstellen. Die Belegung einer Grube wird in der Regel auf Vorschlag der Grubenvorsteher von dem Bergamte oder den damit beauftragten Bergamtspersonen regulirt, und sie richtet sich theils nach dem Zweck einer Ausführung, theils nach den dazu vorhandenen Fonds oder Kräften, theils nach der dazu bestimten Zeit, theils nach dem vorhandenen Raume. Auf jeden Fall ist sie einer der wichtigsten Gegenstände des Haushalts, und man muß dabei mit Berücksichtigung sehr vieler Umstände umsichtig und überlegend zu Werke gehen, um nicht zweckwidrige Veranstaltungen zu treffen, wodurch vielleicht einerseits Zeit verloren, ein glücklicher Zeitpunkt nicht gehörig benutzt, oder eine wohlthätige Ausführung aufgehalten, andererseits die Arbeit zu theuer bezahlt, das Personal andern Verrichtungen entzogen, oder mehr Aufwand veranlaßt würde, als die Kräfte der Grube mit Nachhalt bestreiten können. Unter andern muß man bei Belegung eines Baues darauf sehen, a) daß man gerade nur solche Arbeiter dazu wählt, deren Kräften, Alter und Geschicklichkeit die Arbeit angemessen ist; b) daß man nicht geschicktere (und deshalb im höhern Lohne stehende) Arbeiter zu Arbeiten anlegt, welche auch schwächere oder in geringerm Lohne stehende Arbeiter verrichten können; c) daß man nicht mehr Arbeiter an einem Punkt zusammenlegt, als mit Bequemlichkeit und Zweckmäßigkeit arbeiten und sich bewegen können; d) daß man auf Beschaffenheit der Grubenwetter, der Sicherheit des Gesteins und der vorhandenen oder zu besorgenden Wasser gehörige Rücksicht nimt; e) daß man über Nachts und über Feiertags so wenig Leute als möglich anfahren läßt; f) daß man ein schickliches Verhältniß zwischen den arbeitenden und beaufsichtigenden Personen trift; g) daß man so viel als möglich die Arbeiten verdingt, und dann immer solche Arbeiter zusammen für einerlei verdingte Arbeit anlegt, welche sich in Kräften und Geschicklichkeit ziemlich gleich sind; h) daß man nicht mehr Arbeiter an einem Punkt anlegt, als mit gnüglichem Gezähe, Wegförderung des Gewonnenen, und anderer nöthigen Handreichung versehen werden können; i) daß man bei ein und dem nämlichen Lohne die Arbeitszeit verkürzt, wenn ein Bau beschleunigt werden soll, und was dergleichen Rücksichten und Verhältnisse mehr sind, die sich am besten in jedem einzelen Falle beurtheilen lassen.

Der Bergmann theilt die 24stündige Arbeitszeit in der Regel in 3 Schichten, jede zu 8 Stunden, und sagt dann, ein Bau ist zu $\frac{1}{3}$ (in 1 Schicht), zu $\frac{2}{3}$ (in 2 Schichten), oder zu $\frac{3}{3}$ (ununterbrochen) belegt; die gewöhnlichste Belegung ist zu $\frac{1}{3}$ und zu $\frac{2}{3}$. Bei Bauen, die mehr beschleunigt werden sollen, theilt man die 24stündige Arbeitszeit auch in 4 Schichten, jede zu 6 Stunden (auch wol in 6 Schichten, jede zu 4 Stunden), und es muß dann (natürlich von rüstigern, jüngern und geschicktern Arbeitern) in einer solchen Schicht eben so viel geleistet werden, als für gewöhnlich in einer 8stündigen.

In der Regel sind die Baue nur während 5 oder 6 Arbeitstagen in der Woche belegt; dringendere Baue (z. E. Maschinenbaue, Grubenbaue, bei denen die Wasserhaltung Kosten verursacht, zu beschleunigende Hilfsbaue und dergl.) werden auch die Sonn= und Feiertage über belegt.

Nach Verschiedenheit der Kräfte und Wichtigkeit einer Grube richtet sich auch ihre Belegung; manche kleine Grube ist nur mit 1 Mann, und auch mit diesem nicht ununterbrochen, sondern nur vielleicht vierteljährlich, einige Wochen lang, in Belegung; große Gruben hingegen (wie Himmelsfürst und Beschert=Glück in dem Freiberger Revier) haben 7, 8, 900 Mann Belegung. (*Freiesleben.*)

BELEI, oder auch EBELEI, ein ansehnlicher See in der Kirgisischen Steppe. Er hat über $1\frac{1}{2}$ Meile im Umfange, und ist besonders wegen des vielen und guten Salzes berühmt, womit er ehemals mehre Gegenden am Tobol versah. Er hat morastige Umgegenden, welche den Zugang zu ihm sehr erschweren. Das Salz setzt sich bei heißem Wetter von selbst ans Ufer an, bei Regenwetter aber wird es wieder weggespület, und macht eine dicke Sole, daher man es gewöhnlich bei heißen Tagen in Haufen zusammenscharrt, und dann, so wie man es nöthig hat, abführt. Die Gegend dieses Sees ist eine flache, allgemein salzige Steppe, welche viele reiche Salzgründe, Koch= und Bittersalzteiche, und kleine, zum Theil sehr salzreiche, mitunter aber auch süße Seen, nasse Flächen mit Birkenwäldchen und sandigen Nadelhainen, Tamarisken und andern Gestrippe, Salz= und sonst noch mancherlei Pflanzen enthält. In diesen Gegenden befindet sich auch noch ein anderer reicher Salzsee, Atsakul, und südlicher, ein großer süßer See, Atsakul=Barbi genant. Die Kirgisen sammeln sich vielfältig hier das Salz zu ihrem Verbrauch *). (*J. Chr. Petri.*)

Beleidigung, s. Injurie.

BELEM, Bellem, Bethlehem, (lat. Belemum), ehedem ein eigner Marktflecken, jetzt ein Theil oder Quartier von Lissabon. Es hängt mit dieser Stadt durch die Vorstädte Alcantara und Junqueira, und eine Brücke über einen Bach zusammen. Belem hat seinen Namen von der Kirche Nossa Senhora de Bethleem, die König Emmanuel der Große am nördlichen Ufer des Tejo, zwei Stunden westlich von Lissabon, als Vasco de Gama von seiner Fahrt nach Indien im J. 1499 zurückgekehrt war, zu Ehren der Geburt Christi erbauete, und dabei zugleich ein Hieronymiten=Kloster stiftete. In Belem wohnen, der schönen Lage und der gesunden Luft wegen, viele vornehme Familien und höhere Regirungsbeamte. Von dem großen Erdbeben (1. Nov. 1755) litt Belem, ob es gleich zum Theil auf Basalthügeln liegt, weniger als die auf Kalkstein gegründeten Theile von Lissabon. Die prächtige Klosterkirche von Belem stürzte 1756 ein. Sie wurde wiederum im gothischen Style, und noch prächtiger hergestellt. Hier befindet sich die mit weißem Marmor bekleidete

*) S. Pallas Reisen und Macknowitz geograph. Wörterbuch des Ruff. Reichs.

Gruft der portugisischen Könige und mehrer Glieder des königlichen Hauses. In der gothisch = normännisch = arabischen Bauart des Klosters ist jeder Schein von Ebenmaß vermieden, so daß kein Pfeiler dem andern ähnlich sieht; gleichwol gewährt das Ganze einen großen Anblick. Noch hat Belem zwei neue schöne Kirchen. Bei der einen, Nossa Senhora da Ajuda (U. L. Frauen Hilfe) genant, die Pombal zum Andenken an die Rettung des Königs Joseph I. bei der 1758 versuchten Ermordung desselben erbauen ließ, befinden sich der botanische Garten, das Naturalienkabinet, ein königl. Garten (a Quinta da Raynha) und ein Thiergarten. Zur Zeit des Erdbebens bewohnte die königliche Familie in Belem ein hölzernes Haus. Als dieser Palast abbrante, bezog sie das Residenzschloß zu Queluz, das in einem einsamen Thale, 2 Legoas von Belem entfernt liegt. (Der neue königl. Palast am Tego ist nicht vollendet.) — Noch befindet sich in Belem ein Versorgungshaus für Edelleute, die im königlichen Dienste alt oder krank geworden sind. Der Torre de Belem ist ein alter viereckiger Thurm mit zwei Batterien, an der Nordseite des Tejo, mitten im Strome von den Königen Emanuel und Johann III. erbaut. Er beherrscht die Einfahrt in den Hafen von Lissabon; daher die Schiffe hier anlegen und die Päffe visirt werden. Zugleich bildet er, nebst dem gegenüberliegenden Torre velho oder St. Sebastiansthurm, die Citadelle von Lissabon. (*Hasse.*)

BELEMNIT. Eine sehr bekante Muschelversteinerung, die in fast allen Ländern von Europa angetroffen wird. Sie besteht aus einer dünnen doppelten Schale, d. i. zwei Kegeln, wovon der innere um ein Drittheil kürzer ist als der äußere, die sich aber an ihrer Öfnung berühren. Der Zwischenraum zwischen beiden, auch wol der innere Kegel selbst, sind mit Kalk ausgefüllt, welcher gewöhnlich ein kristallinisch = strahliges Gefüge zeigt, von der Axe nach dem Umkreis gerichtet. Häufig sind die Belemniten der Kreidelager dann halbdurchsichtig, marmor = oder alabasterartig. Ihre Gestalt ist im Ganzen kegelförmig, bei einigen nach der Spitze zu etwas bauchig, doch finden sich auch welche, die etwas über die Mitte hinauf spindelartig aufgetrieben oder lanzenähnlich sind. Der innere Kegel wird Alveole genant, und besteht eigentlich aus Querscheidewänden, wodurch sie sich den Ammoniten und Orthoceratiten nähern, sie sind aber sehr selten noch vorhanden, und fast immer findet man sie ohne dieselben. Bisweilen jedoch auch bloße innere Kegel, oder isolirte Scheidewände, die deshalb zu Irthümern Veranlassung gegeben haben. Die Scheidewände selbst sind etwas konvex, die Konvexität nach der Spitze hin gerichtet, und mit einem Kanal, Sipho, nach Art der Ammoniten und Orthoceratiten durchzogen, der entweder durch die Mitte aller hindurchgeht, oder längs der Seite. Der äußere Kegel zeigt bisweilen eine Längsfurche oder eine erhabene Leiste. Auch zeigen manche innerlich an der äußern Schale paarweise Längsstreifen.

Die Belemniten findet man theils frei, zumal wo Kreidelager ihre Stätte sind, theils, und häufiger, in dichten Kalkstein eingewachsen, oftmals zwischen Ammonshörnern. Die meisten sind kalkspathhaltig, doch zeigen sie sich auch in Feuerstein verwandelt, in solchen Lagern. Originale zu ihnen hat man noch nie gefunden, und das, was Targioni Tozzetti für ein solches im Museum zu Florenz gehalten, und dafür ausgegeben hat, scheint nicht anerkant worden zu seyn. Andere haben sie für Stacheln von Seeigeln, Zähne oder Rückenstacheln von Fischen und dergl. ausgegeben, welche Meinungen sämtlich irrig sind. Auch kann man sie nicht für Geschlechtstheile sepienartiger Thiere annehmen.

Man kent zwar gegen 12 Species, doch ist hier noch nicht alles gesichtet. Herr Präsident von Schlotheim zählt in seiner Petrefactenkunde (S. 45.) eilf Arten auf, bemerkt aber, daß er noch mehre zweifelhafte besitze. Der gemeinste ist der B. paxillosus, der sich in allen Arten Flötzkalk, ja sogar der neuern Sandsteinformation findet, und fast stets in festerm Gestein eingewachsen erscheint, und selten vollständig. Es ist daher noch nicht entschieden, ob er nicht mit dem B. mucronatus der Kreideformation, ebenfalls sehr gemein, ein und dieselbe Art ausmache. B. ungulatus ist klauenförmig gebogen, und B. irregularis platt gedrückt. Unter dem Namen B. giganteus beschreibt vorbenanter Naturforscher einen, dem paxillosus an Gestalt ähnlichen, von fast zwei Fuß Länge, der bei Bergen im Anspachischen und in Wirtembergischen gefunden wird. (*Voigt.*)

BELÉN, fischreicher Fluß in Niederungern, diesseit der Donau, in der Tretschiner Gespanschaft, der an der Gränze der Arver Gespanschaft entspringt, und sich bei der Ortschaft Vári mit der Wag vereinigt. (*Rumy.*)

Beleuus, s. Abellio.

BELÉNY, Berg in der Biharer Gespanschaft in Oberungern, jenseit der Theiß, dem Marktflecken Belényes gegenüber, der viel Bau = und Brennholz liefert. (*Rumy.*)

BELÉNYES, walachisch Bejus, magyar. Marktfl. in der Biharer Gespanschaft in O.Ungern, jenseit der Theiß, im gleichnamigen Bezirk, dem griechisch = katholischen Großwardeiner Bisthum gehörig, an der siebenbürgischen Gränze, mit einer katholischen, griechisch = unirten und nicht unirten Pfarre, wie auch einer reformirten Kirche und einem Salzamte. Die Einwohner sind Magyaren und Walachen. Die Lage an dem schwarzen Körös = Flusse ist angenehm. Es ist hier ein schönes herrschaftliches Kastell. Der Boden ist fruchtbar. Nicht weit davon liegt das walachische Pfarrdorf Kis (Klein =) Belényes, gleichfalls dem griechisch = katholischen Großwardeiner Bisthum gehörig, mit einer griechischen nicht unirten Pfarre, ferner das walach. Pfarrdorf Lázur = Belényes, mit einer griechischen nicht unirten Pfarre und Örvényes Belényes, gleichfalls ein walach. Pfarrdorf mit einer griech. nicht unirten Pfarre. (*Rumy.*)

Beleran, s. Pityusen.

Belerium, Bolerium, s. Lands-End.

Belesis, s. Arbaces.

BELESSEN, (auch Belsen) ist, nach Bruce, (der sehr häufig von B. spricht), ein Bergdistrikt im nördlichen Theile der Habessinischen Provinz Bagemder, wo der Berg Wechné mit einem Statsgefängniß liegt. Die Gegenden um Wechné, so wie überhaupt in diesem

Distrikte, sind unangebaut und wild, und liefern nichts als Honig. Verschieden von Belessen ist der von Salt mehrmals angeführte nicht unbedeutende Stamm Belessua, in der Nachbarschaft des schwarzen Meeres. (*Hartmann.*)

BELESTA, 1) Stadt im Distr. Foix des franz. Dep. Arriège an der Frou mit etwa 1200 Einw., die einen Eisenhammer besitzen. 2) ein Dorf in dem Distr. Castelnaudary des franz. Dep. Aude mit 243 Einwohnern, wo man die berühmte intermittirende Quelle Font-Estorbe hervorsprudeln sieht. (*Hassel.*)

BELEUCHTUNG in Zeichnung oder Gemälden nent man die Art und Weise, wie Licht und Schatten darin vertheilt sind. Bei der Anordnung ist nächst der Vertheilung der Massen und Figuren hierauf vorzügliche Rücksicht zu nehmen, indem davon die Deutlichkeit der ganzen Darstellung und die Rundung oder Erhobenheit der Gestalten abhängt. Die weitere Untersuchung s. unter Licht. (*H.*)

BELEUCHTUNGSGAS, ein in den von Zachar. Winzler im Anfange dieses Jahrhunderts erfundenen, durch Le Bon bekant gemachten, und von Werner, Bünger u. A. vervollkomneten Thermolampen (s. diesen Artikel), zur Erwärmung und Beleuchtung geschlossener Räume u. s. w. angewandtes brenbares Gas, das, aus Steinkohlen entwickelt, von dem Londoner Kunsthändler Ackermann, einem Teutschen, zuerst seit 1812 zur Beleuchtung seines großen Etablissements, später hier und da, auch bei uns in Teutschland eingeführt wurde, um damit Gebäude und ganze Straßen sonnenhell zu erleuchten.

Noch mehr ward die Einführung des Gaslichts in Privathäusern begünstiget durch die von J. und Ph. Taylor erfundene Bereitungsart eines reinern und respirablern Leuchtgas aus Fischthran u. a. Fettölen, aber die doch immer theuren Röhrenleitungen standen der allgemeinern Verbreitung dieses Kunstlichtes sehr im Wege, bis ganz neuerlich Gordon in Edinburg, eine große Quantität Gas in einen kleinen Raum zu kondensiren, rieth, und tragbare Gaslampen verrichtete, in denen das verdichtete Thrangas allmälig herausgelassen, und eben so leicht und sicher verbrant wird, wie Öl in den Argandschen u. a. Astrallampen (s. Journal f. Literatur, Kunst, Luxus und Mode. Jul. 1820. S. 384 ꝛc. Taf. XIX., vergl. die Artik. Gaslampe, Gaslicht).

Um 1) das Beleuchtungsgas aus den fetten Steinkohlen, als den besten dazu, die den wenigsten Schwefel, und das meiste Erdpech enthalten, zu gewinnen, (12,000 Kubikfuß gereinigtes Gas aus 36 Scheffeln), müssen sie bei raschem, starkem Feuer in einer cylindrischen, besser muschelförmigen Retorte von Gußeisen, oder in der neuen Cleggsischen Drehretorte bis zum Rothglühen erhitzt werden; zuerst geht wenig Gas und viel Öl, dann ein Gas, das mit weißer Flamme brent, hierauf eines, das roth brent, über. Das weiße ist das beste. Man reinigt das Steinkohlengas durch Abkühlung von den Dünsten und dem Öle, oder mittelst Leitung durch glühende, mit Ziegelscherben gefüllte Röhren, um theils den verflüchtigten Theer noch vollständig zu zerstören, theils das Kohlenwasserstoffgas durch Entfernung eines Theiles Wasserstoffgas zu Ölgas umzubilden, welches mit der dichtesten und hellsten Flamme leuchtet. Endlich läßt es sich auch durch Ammoniumgas von seinem Schwefelwasserstoffgas reinigen. Unvollkommener geschieht dies durch die gewöhnliche Abwaschung desselben in Kalkwasser; das unzersetzt rückständige Schwefelwasserstoffgas entweicht hier, während der Verbrennung, in die Luft des Zimmers, wo es, nicht schnell genug durch Ventilation ꝛc. entfernt, nur zu bald sehr nachtheilig auf die Lungen wirken kann. — Das möglichst gereinigte Steinkohlengas ꝛc. verwahrt man in besondern Luftbehältern, oder Gasometern, und läßt es durch Röhren, oder besser durch Argandsche Lampendillen, gleichmäßig zur Gasbeleuchtung ausströmen. Im Destillationsrückstande bleiben die sogenanten Coaks (gereinigte oder verkohlte Steinkohlen), die, noch schwer genug, eben so viele, ja noch mehre Hitze beim Brennen geben, als die Steinkohlen selbst. Nebenprodukte sind noch Theer, Öl, ammonialisches Wasser ꝛc.

Das ursprüngliche Steinkohlengas enthält außer mehrem oder wenigerm Schwefelwasserstoffgas, noch Kohlensäure und Stickgas, und das gewonnene brenbare Gas ist wieder in verschiedenen Verhältnissen aus ölbildendem Gase, und dem minder brennenden Kohlenwasserstoffgas zusammengesetzt. Diese Mischung der verschiedenen Gase ändert sich nicht allein bei den verschiedenen Steinkohlen, sondern auch nach der Periode desselben beträchtlich ab. Henry u. Dalton, (s. Schweigger's Journ. d. Ch. u. Ph. XXVIII. 2. S. 146. 147.) erhielten von 2 Steinkohlenarten in gewissen Zeitabschnitten folgende gasförmige Produkte, wobei zugleich die Sauerstoffgasmengen, welche die von den Nebenbestandtheilen gereinigten Gase zum Verbrennen erfodern, und die darneben entstandenen Kohlensäuremengen angegeben sind:

I. Gas von gemeiner Schieferkohle.

Stund. der Gewinnung	100 Maße ungereinigten Gases enthalten		100 Maße gereinigten Gases bestehen aus			100 Maße gereinigten Gases	
	Schwef. W.	u. Kohlens.	Oelgas	Kohl. W. Stickgas	Stickgas	erfodern Sauerst.	geben Kohlens.
1	5	3	10	90	0	164	91
3	2	2	9	91	0	168	93
5	3	2	6	94	0	132	70
7	1	3	5	80	15	120	64
9	1	$2\frac{1}{2}$	2	89	9	112	60
11	1	1	0	85	15	90	43

II. Gas von Kännelkohle.

Stund. der Gewinnung	Schwef. W.	u. Kohlens.	Oelgas	Kohl. W. Stickgas	Stickgas	erfodern Sauerst.	geben Kohlens.
$\frac{1}{2}$	$\frac{1}{2}$	$5\frac{1}{2}$	16	64	20	180	94
1	3	$3\frac{1}{2}$	18	$77\frac{1}{2}$	$4\frac{1}{2}$	210	112
3	$2\frac{1}{2}$	$2\frac{1}{2}$	15	80	5	200	108
5	$2\frac{1}{2}$	$2\frac{1}{2}$	13	70	15	176	94
7	2	$2\frac{1}{2}$	9	76	15	170	83
9	$\frac{1}{2}$	$2\frac{1}{2}$	8	77	15	150	73
$10\frac{1}{2}$	0	2	6	74	20	120	54
12	0	$\frac{1}{2}$	4	76	20	82	36

Nach abgerechnetem Stickgas ergeben sich für die Brenbarkeit der verschiedenen gewonnenen, wirklich brenbaren Gase folgende Verhältnisse:

Stunden der Gewinnung:	100 Maße erfodern aus Schieferkohle:	Maße Sauerstoff aus Kännelkohle
1 stündig	164	220
3 —	168	210
5 —	132	206
7 —	140	200
9 —	123	176
11 —	106	150

Anderweite Erfahrungen der Engländer gaben folgende Resultate: Zwei Retorten mit 240 Pfd. halb Kännel- und halb Newcastle-Kohle liefern 1000 Kubikfuß Gas. Um diese zu entwickeln, verbraucht man, wenn die Retorten noch kalt sind, 100—110 Pfund schlechte Kohlen; sind sie aber schon in der Rothglühhitze, so geben nur etwa 25 Pfd. für jede Retorte auf. Die somit erhaltene Gasmenge ersetzt 40 Argandische Lampen von der größern Art, auf 4 Stunden der langen Winterabende, ferner 8 Arg. Lampen und 38 einfache dreiflammige Lampen auf 3 und mehre Abendstunden. Wenn man jährlich im Durchschnitt 365 Retorten heizt, die zusammen 43,800 Pfd. (oder 10 Chaldrons Newcastle- und 8 Tonnen Kännelkohlen) erfodern, so ist die Totalausgabe folgende:

10 Chaldrons Newcastlekohle à 65 Schill.	32 Pfd.	Strl.	10 Sch.
8 Tonnen Kännelkohle (nach Gewicht gekauft) à 100 Sch.	40	—	—
7 Chaldr. gem. Steink. à 55 Sch.	19	—	5 —
Wärterlohn bei dem Gasapparate	30	—	—
Interessen des Anlagskapitals	30	—	—
Summa	151 Pfd.	St.	15 Sch.
Hievon gehen ab:			
23 Chaldr. Coaks à 60 Schill.	69	—	Sch.
Ammonialisches Wasser	5	—	—
Theer	6	—	—
Ersparung der Erwärmung z. B. von Kupferplatten rc.	25	—	—
2 Chaldr. Steinkohlen weniger, als gewöhnl. zum Heizen eines Hauf.	6	—	10 —
	111 Pfd.	St.	10 Sch.
Verbleibt an wahrer Ausgabe	40	—	5 —
Während die sonstige Beleuchtung jährlich kostete:	160	—	--
die jetzige aber mit Gaslicht kostet	40	—	5 —
Gewinn	119 Pfd.	St.	15 Sch.

Das Argandische Lampenlicht würde dagegen wenigstens 350 Pfd. Sterl. jährlich kosten.

Das 2te, zwar bei uns etwas kostspieligere, aber ganz schwefelwasserstoffreine, mithin athembare Beleuchtungsgas von ungemein glänzendem Lichte, ist das reine Thran-Gas, aus weißem Heringsthran, welches 1819 von J. u. Ph. Taylor zu London vorzugsweise zur Erleuchtung von Wohnhäusern oder Sälen eingeführt wurde, wo, außer den Respirationsorganen, auch Silber, Zimmergeräthe oder Gemälde durch unvollkommen gereinigtes Steinkohlengas leiden möchten. Zu seiner Bereitung dient ein kleiner eiserner Ofen, mit einer kleinen eisernen Retorte, die so angebracht ist, daß sie einen regulirten und gleichmäßigen Zufluß von Fettöl, z. B. Thran u. dergl. aus einem damit in Verbindung stehenden Gefäße erhält. Das bei hinlänglicher Erhitzung der Retorte sich sehr schnell entwickelnde Gas aus dem fast ganz in Kohle und ölbildendes Gas verwandelten Öle, dessen volle Zersetzung man jedoch durch jedesmal in die Retorte eingelegte neue Ziegelstücke befördern muß, geht dann unmittelbar in einen eigenen Condensator, welcher das etwa unzersetzt mitverflüchtigte Öl abscheidet, das dann durch eine sehr sinnreiche Vorrichtung wieder in den Ölbehälter geleitet wird. Das Gas aber streicht auf seinem Wege in den Gasometer durch eine kleine Quantität Wasser, um sich hier ganz rein zu waschen. Es kann eben so, wie das Steinkohlengas, durch Röhren vertheilt, und in gleich mannigfaltig schönen Formen geliefert, ja, nach Gordon, ebenfalls durch Condensation in portatilen Gaslampen benutzt werden. — Eine Gallone gewöhnlichen Fischthrans gibt etwa 90 Kubikfuß Gas, und eine große Argandische Lampe verbraucht 1½ Kubikfuß in der Stunde. Folglich würde eine Gallone Thran in Gas verwandelt, für 60 Stunden das schönste, reinste Gaslicht geben, das an Intensität dem Lichte von etwa 2 mit Öl gefüllten Argandischen Lampen, oder etwa 10 gewöhnlich gegossenen Talglichtern gleichkäme. Die Vergleichung der Kosten bei der verschiedenen Beleuchtungsart wird also folgende seyn:

Mit Thrangas in einer großen Argandischen Lampe	.	¾ Pence	die	Stunde
Mit Argandischen Lampen voll gereinigten Öls	.	3	—	—
Mit Talglichtern	.	3½	—	—
Mit Wachslichtern	. 1 Schill.	2	—	—

Hieraus läßt sich vermuthen, daß das rein und geruchlos leuchtende Thrangas, mittelst des einfachen Taylor'schen Apparats bereitet, da, wo Steinkohlen nicht häufig, thierische und vegetabilische Fettöle aber in Menge und wohlfeil zu haben sind, dem Steinkohlengase immer vorzuziehen seyn dürfte, weil ohnedies 1 Kubikfuß des erstern soviel Gaslicht gibt, als 1½ des letztern. Je schwerer das brenbare Gas ist, um so besser fällt es aus, weil es dann um so weniger einfaches (leichtes), und um so mehr schweres oder doppelt Kohlenstoff enthaltendes Ölgas enthält; denn der verbrennende Kohlenstoff ist die Hauptquelle des Lichts, und das Ölgas enthält gegen 2 K. St. und 1 W. St., während im leichten K.W.St.G. gleichviel Kst. u. Wst. zugegen ist *).

*) Die Prüfung des Beleuchtungsgases auf ölbildendes Gas mittelst Chlorgas ist nicht genau, weil neuere Erfahrungen gelehrt haben, daß sich das Chlorgas nicht nur mit Ölgas zu Öl verdichtet, sondern auch das leichte Kohlenwasserstoffgas nach und nach verschluckt, (wie es denn auch selbst mit Wasserstoffgas und etwas Wasser, unter schwachem Tageslichte, sich zu Salzsäure verbindet).

Auch nach Brande's neuern Versuchen (in d. Phil. Transact. for 1820. p. 1. teutsch in Dingler's polytechn. Journal III. 3. S. 327 rc.; vergl. Ricardo Ebendas. IV. 4. S. 468 rc., gewährt das Verhältniß der Menge des Thrangases zu jener des Steinkohlengases ein Resultat, das von praktischem Nutzen seyn kann, vorzüglich als Andeutung des relativen Umfangs des bei Beleuchtungsanstalten nöthigen Gasometers. Es läßt sich nämlich ziemlich genau bestimmen, daß ein Gasometer, welches 1000 Kubikfuß Thrangas enthält, eben so viel Licht zu geben vermag, als ein Gasometer, welches 3000 Kubikfuß Kohlengas faßt, vorausgesetzt, daß auf den Bau der Leuchten und die Vertheilung des Lichts gehörige Rücksicht genommen wurde. — In ökonomischer Hinsicht hält Brande zur Beleuchtung mit Thrangas eine Argand'sche Leuchte mit zehn Öfnungen, wovon jede etwa 1½ Kubikfuß in einer Stunde verzehrt, und ein Licht von sieben Wachskerzen oder beinahe 2 Argand'schen Öllampen gibt, für die vortheilhaftesten und nützlichsten Leuchten mit einzelen Ausfaßröhren, aber solche, in welchen die Flammen nicht zusammenfließen, verzehren viel mehr Gas, wenn sie eben so starkes Licht erzeugen sollen, und aus eben demselben Grunde verzehren auch Argand'sche Leuchten, in welchen die Flammen nicht zusammenschlagen, mehr Gas, wenn sie eben so starkes Licht erzeugen sollen, als jene, deren Öfnungen zahlreicher und nahe genug sind, um die einzelen Flammen zusammenschlagen zu lassen. Die Zeichnung einer Argand'schen Leuchte für Thrangas, welche Brande in ökonomischer Hinsicht für die zweckmäßigste hält, ist den Philos. Transact. a. a. O. beigefügt.

Außer Steinkohlen, Thran u. a. Fettölen, liefern noch Torf, Pech, Theer, Steinöl rc., Beleuchtungsgas. Überdies ließe sich wol zum Gaslicht auch Wasserstoffgas durch Zersetzung des Wassers gewonnen, anwenden. Alle die verschiedenen brenbaren Zusammensetzungen, welche zur Beleuchtung dienen, und durch die zerstörende Destillation der Steinkohle, des Thrans rc. erzeugt werden, bestehen eigentlich aus einer Mischung von Wasserstoff- und ölbildendem Gas. Außer diesem Ölgas gibt es keine bestimte Zusammensetzung von Kohlen- und Wasserstoff; das aus essigsaurem Kali und nasser Holzkohle erhaltene Gas enthält dieselben Bestandtheile, nur noch mit kohlensaurem Oxyde und mit Kohlensäure vermengt, vergl. d. Artikel: **Ölbildendes Gas, Steinkohle etc.**

Neuerlich hat man in Amsterdam zum Behuf der Darstellung des Beleuchtungsgases ein Verfahren erfunden, wodurch die Menge und Güte des Gases gewinnt, indem es besser und heller leuchtet. Man setzt nämlich der wasserstoffhaltigen Kohle so viel Wst. zu, um daraus gekohltes Wasserst. Gas herzustellen; denn dieses Gas, worin Wärmestoff von der trocknen Säure an die Stelle der beiden Wasserstoffe (des sogenanten Wässerungs- und Auflösungswasserstoffes) trit, erzeugt schon Licht, wenn es sich freiwillig zersetzt.

Vergleichende Tabelle der Brenbarkeit verschiedener brenbarer Gase, die man während der Destillation verschiedener brenbarer Stoffe erhält, mit Beifügung des Wasserstoff und ölbildenden Gases, nach Henry und Dalton.

Gasarten	100 Maße d. brenbaren Gases erfodern	liefern
	Maße Sauerstoff	Maße Kohlensäure
Reines Wasserstoffgas	50	0
Gas aus feucht. Holzkohle	60	35
— — Eichenholz	54	33
— — trocknem Torf	68	43
— — Kännelkohle	170	100
— — Rüböl	190	124
— — Wachs	220	137
Ölbildendes Gas	284	179

(Literatur üb. Gasbeleuchtung: Prakt. Abhandl. üb. das Gaslicht, v. Fr. Accum, a. d. E. mit Anm. u. neuen Kpfrt. verm. v. W. A. Lampadius. Weim. 1816. 8., vergl. das Journ. f. Literat., Kunst, Luxus und Mode. 1816. — Kastner's teutsch. Gewerbsfreund II. S. 267 rc. 284 rc., 369—374. VI. S. 30. 53 rc. Prechtl's Einrichtung der Apparate f. Beleucht. m. Steinkohlengas. Wien 1817. 8. — Fr. Accum über Gasbeleuchtung rc. 2 Bde. Leipzig 1819. 8. — Dessen Descr. of the Proc. of manufact. coalgas. Lond. 1819. 8. — Crivelli i. d. Annal. gen. d. sc. phys. Brüssel 1819. 1. 2. — Creighton i. Schweigger's n. Journ. f. Ch. u. Ph. XXVIII. 1. S. 72 rc. Taf. I. Fig. 1—5. — Trommsdorff's n. Journ. der Pharmacie. II. 1. 1818. — Das Neueste üb. Gasbeleuchtung v. Fr. Accum s. i. Dingler's polytechn. Journ. II. 1. S. 17 rc. — Brande Ebend. III. 3. S. 327 rc. — Üb. d. richtige Zutheilen des Öl-Naphtha- od. Gasbedarfes f. d. Straßenbeleuchtungslampen rc. Ebend. S. 348 rc. — Sam. Parkers chem. Katechismus rc. a. d. E. 2te Aufl. Weim. 1820. 8. S. 729 rc. — Peckston theory and practice of Gas-Lighting etc. mit Kupf. Lond. 1820. 8. — Tabor's Handb. der Gasbeleuchtungskunst. Frkf. a. M. 1821. 8.) (*Th. Schreger.*)

BELFAST, 1) Stadt in der britischen County Antrim in Irland. Sie liegt unter 54° 31′ 45″ Br. und 11° 41′ L., an der Mündung des Lagan in die Carrickfergus-Bai: über den Fluß führen 2 Brücken, welche die County Antrim mit Down verbinden, und wovon die eine von 21 Bogen 2500 Fuß lang, und die andere, die 1814 vollendet ist, eine Länge von fast 1/10 M. hat. Die Stadt, die längs dem Flusse so niedrig liegt, daß sie nur 6 Fuß über die Fluth hervorsteht, ist mit einer Mauer umgeben, und im Ganzen gut gebauet mit breiten Straßen, schönen öffentlichen Plätzen und Squares, gutem Pflaster und Straßenerleuchtung und 5400 backsteinernen Häus., worunter einige Palästen gleichen. Unter den öffentlichen Gebäuden findet man 2 Episkopalkirchen, beide in gutem Geschmacke, 4 presbyterische Bethäuser, 1 Bethaus der Seceders, 1 lutherisches, 1 der Covenanter, 1 der Quäker, 2 der Methodisten und 2 der Katholiken, deren Gemeinden gegen

4000 Bekenner zählen; dann 2 Hospitäler, 1 Blindeninstitut und 1 Haus für die Abschaffung der Bettelei, um die sich die hiesige Friendly Society sehr verdient macht, welche auch 1 Armen- und Krankenhaus für 400 Personen unterhält, 1 Armenapotheke, 1 Industrieschule für Blinde und mehre Freischulen. Für Handel und Gewerbe bestehen 1 Leinenhalle, 1 Börse, in deren Gebäude sich auch der große Assembly-Room befindet, mehre Banken, und Assekuranzgesellschaften. Auch hat man Kasernen für 500 Mann. Die Volksmenge schlägt man gegenwärtig auf 30,000 Individuen an, während sie im Jahre 1758 erst 8549, 1732 13,105 und 1798 18,320 betrug. Die Manufacturen beruhen vorzüglich auf der Leinen- und Baumwollenweberei, wovon die erstre 723 Stühle und 2108 Personen beschäftigt, und die lezte scheint jezt der erstern vorzufliegen, im Glase, Vitriol und irdenem Geschirre, auch werden einige Zuckerraffinerien unterhalten, und sehr vieles Pökelfleisch eingesalzen. Der Handel ist von einem großen Umfange, und **Belfast** als der Stapelort der Leinenfabriken des nördlichen Irlands anzusehen. 1803 stieg die Ausfuhr an Leinewand 16,070,209 Yards, und diese hat seitdem zugenommen. Der Hafen ist gut, die Schiffe haben mehr als 20 Fuß Wasser, und die Rheede in der Carrickfergus-Bai nimt mehr als 1 Meile ein, hat überall guten Ankergrund, und aus derselben gehen Leichtschiffe auf einem Kanal längs dem Lagan bis zu den Kaien. Zu dem Hafen gehören prächtige Docken, und 58 Schiffe mit 8335 Tonnen und 7212 Matrosen bemannt. Die Hauptausfuhr besteht in Leinewand, Butter, Ochsen, Schweinen, Fleisch und Hafermehl. 1810 war ihr Betrag 2,904,520 Pfd. St. Die Zollabgaben beliefen sich 1810 auf 321,325, 1812 auf 395,354, 1814 auf 373,721, und 1816, nur bis lezten Oktober, auf 349,417 Pfd. Sterl., während sie 1801 erst 182,314 Pfd. St. ausmachten. Den stärksten Verkehr treibt die Stadt mit Westindien und Nordamerika. Es sind mehre literarische Institute errichtet, worunter besonders das New College, ein Seminar, Erwähnung verdient. **Belfast** ist ein Burgflecken, der 1 Dep. zum Parl. sendet. Der Magistrat besteht aus dem Marquis Dungannon, dem Herrn des Schlosses, dem Konstabel des Schlosses, 1 Bürgermeister und 12 Bürgern, auch ist ein Polizei-Kollegium, mehre Kommissionen für Erleuchtung, Straßenpflaster u. s. w., und seit 1817 1 Besserungs- und Zuchthaus vorhanden. In der Umgegend wird vieler Zwist gesponnen, und in der Nähe steht die schöne Villa des Lords Dungannon. — 2) eine Ortschaft in der County Hancock des nordamerik. Stats **Maine**, 1810 mit 1274 Einw., wornach die dabei sich ausbreitende Bai, worin sich der Pemissisaquewakea mündet, benant ist. — 3) Stadt in der County Ann Arundel des nordamerikan. Stats Maryland. Sie liegt an der Chesapeakbai, ist gut gebauet, hat 6 Kirchen, 1560 Häus., 12,200 Einw., mehre Gewerbe, einen Hafen und ausgebreiteten Handel. (*Hassel.*)

BELFORD, Stadt in der britischen Shire Northumberland in England, an der großen Straße von London nach Edinburgh, mit 930 Einw.; dabei die Ruinen einer Kapelle, und der Ort, wo einst ein dänisches Lager gestanden hat. (*Hassel.*)

Belfort, s. Béfort.

BELFORTE, 1) großer Marktfleck. in Savoien, Bezirk Chambery, in einem Thale, das reich an guter Viehweide ist; daher auch hier starker Käsehandel getrieben wird. 2) Auch führen diesen Namen ein Städtchen am Taro im Herzogth. Parma, ein Städtchen in der päpstl. Deleg. Urbino, und ein Städtchen im südlichen Kalabrien (Calabria olter.) zwischen 2 Armen des **Angitola**. (*Röder.*)

BELGAE, 1) in Gallia und Belgium, s. Gallia. 2) Ein altes Volk in Britannia, dessen Name schon ihre Abstammung aus Gallien bezeichnet [1]). Sie bewohnten den nordöstlichen Theil von Sommersetshire, Wiltshire und einen Theil von Hamshire. Ihr Land war begränzt westlich von den Durotrigern (in Devonshire und einem Theile von Sommersetshire) nördlich von dem Aestuario Sabrinae (dem Kanale von Bristol oder der Mündung der Savern) und den Dobunern (in Glocester; östlich von den Atrebatiern in Berkshire) und Regnern (in Surrey und Sussex); südlich vom britannischen Oceane. Ihre **Hauptstädte** waren nach **Ptolemäus** [2]): 1) Magnus Portus (*μέγας λιμὴν*) nach **Mannert** [3]) der Pool Hafen, was aber nicht seyn kann, weil dieser Magnus Portus bedeutend östlicher liegen muß. Der Hafen Portsmouth, den andere dafür annehmen [4]), liegt mit einem geringen Unterschiede in der von **Ptolemäus** angegebenen Entfernung (ungef. 10 Meilen) von Dunium, oder Dorchester bei den Durotrigern.

2) Venta Belgarum (*Οὐέντα*) das heutige Winchester [5]), nordwestlich vom vorigen Orte. Es komt auch im Itin. Antonini vor auf der Straße von Regnum (dem heutigen Ringwood) nach Londinium. Das Itinerar sezt es 52 Milliarien von Regnum, welches mit den Entfernungen auf unsern Karten übereinstimt.

3) Aquae Calidae (*ὕδατα θερμὰ*), im Itin. Antonini Aquae Solis benant. Es ist nach einer eben so unbestrittenen Annahme das heutige Bath. Das prächtige Werk von **Lyson**: Reliquiae Britannico-Romanae Tom. I. stellt zwei zu Bath entdeckte Tempel dar. Mehre Inschriften beweisen, daß diese Bäder der Minerva Sul oder Sulis geweiht gewesen sind. Eine Inschrift ist:

C. PORTACIVS
DEAE SVLIS. M.

andre Inschriften haben SVL oder SVLIS MINERVAE. Auch sind hier viele römische Münzen gefunden.

Der Ort hieß also eigentlich nicht Aquae Solis, wie das It. Anton. hat, sondern Aquae Sulis. **Solin** [6]) erwähnt diese fontes quibus praesul Minerva. Der neuere Name komt schon bei **Osbernus** [7]) vor. Dieser nent ihn Bathonia. Merkwürdig ist, daß auch schon **Polybius** [8]) eine Stadt *Βάδιζα* als *πόλις τῆς Βρετ-*

1) **Mannert** A. G. II. 2. S. 221. 2) *Ptol.* Geogr. L. II. C. 2. 3) **Mannert** A. G. II. 2. S. 204. 4) *Cellarius* G. A. 1. p. 416. 5) Dies ist eine eben so allgemeine als unbezweifelte Angabe. **Mannert** A. G. l. c. S. 181. *Cellarius* l. c. 416. 6) Polyb. C. 22. 7) Vit. S. Elphegi Cap. 1. 8) Bei *Steph. Byzant.* de urbibus. v. *Βάδιζα*. Er citirt das 13. Buch des **Polyb.**, von welchem wir nur noch wenige Excerpte besitzen.

ταννας kent. Doch ist es ungewiß, ob hier gerade dieser Ort gemeint sey.

4) Ischalis (*Ἴσχαλις* südwestlich von Bath, östlich von der Mündung des Vexalla-Flusses. Es ist wahrscheinlich Iwelchester am Flusse Euel oder Il, von welcher sehr natürlichen Meinung Mannert abgeht, indem er den Ort blos „in die Nähe von Wells" setzt [9]). Das Itinerar [10]) setzt zu diesen Orten noch hinzu:

5) Clausentum, 20 Mill. von Regnum und 10 von Venta Belgarum. Es ist das heutige Southhampton in Hampshire. Die Entfernungen treffen zu.

6) Sorviodunum nach dem Itin. 19 Mill. westlich von Venta war ein andrer bedeutender Ort. Es ist das jetzige Old Sarum ganz nahe nördlich bei Salisbury. Die Entfernung von Winchester, der Name und hier gefundene römische Alterthümer und Münzen liefern den Beweis. In der Nähe finden sich die berühmten Tempelsteine Stonehenge genant, auf der Ebene von Salisbury.

Die Zwischenörter Brige, das jetzige Broughton, zwischen Venta Belg. und Sorviodunum, so wie Vindocladda 13 Mill. südwestlich von Sorviodunum, das heutige Pentridge an der von Stuttfeley untersuchten römischen Straße; Durnovania 8 Milliarien weiter bei dem heutigen Winburn auf der Straße nach Dunum (des Ptol.) oder Muridunum des Itinerarii scheinen unbedeutender gewesen zu seyn [11]).

Die Orte Trajectus 6 Milliarien von Bath, am Übergange über den Avon, bei Kanesham, Abone Verlucium bei Leckham am Avon, Cunnetio bei Marlborough, am Kennet-Flusse, und Spinae, das heutige Speen in Berkshire [12]), waren ebenfalls wahrscheinlich unbedeutend. Auch die Insel Vectis oder Wight gehörte den Belgen.

In Hinsicht ihrer Religion, Sitten und Gebräuche, waren die Belgen in Britannien wahrscheinlich ihren Stamverwandten in Gallien sehr ähnlich [13]), doch bemerkt Cäsar [14]) besonders von ihnen, daß sie den Ackerbau verstanden, eine sehr große Menge von Häusern hatten, ungefähr den Gallischen ähnlich. Sie besaßen nach ihm große Heerden, gebrauchten Kupfer oder eiserne Scheiben von einem bestimten Gewichte statt des Geldes, hielten es für Unrecht Hasen, Gänse und Enten zu essen.

Die Geschichte der Britannischen Belgen ist dunkel. Soviel sehen wir indeß aus der angeführten Stelle Cäsars, daß sie schon vor den Kriegen mit den Römern, mit mehren andern gallischen Völkern, um Beute zu machen in die Küstengegenden der Insel einfielen, und dort sitzen blieben. Unter Cäsar wurden sie noch nicht dem römischen Reiche unterworfen, obgleich ihre Nachbarn, die Atrebaten, sich mit Dumnorix verbunden und endlich zum nachtheiligen Frieden bequemt zu haben scheinen [15]). Augustus und Tiberius suchten die Eroberungen Cäsars nicht nur nicht zu erweitern, sondern gaben sie sogar ganz auf. Caligula unternahm einen lächerlichen Feldzug gegen Britannien, und kehrte wieder um, ehe er die Küste des Meeres erreicht hatte. Claudius erst [16]) ergrif die Gelegenheit zum Kriege als ein gewisser Bericus von seinen Landsleuten vertrieben ihn dazu ermunterte. Er schickte den Plautius gegen die Belgen, und dieser eroberte mit Hilfe der Gallier auch die belgische Insel Vectis und Camulodunum (Colchester) in Essex, ja selbst das feste Land der Belgen scheint jetzt schon (43 n. Ch.) unterworfen zu seyn, da der folgende Proprätor Ostorius den Krieg von hier aus gegen die Silures in Wales und Monmouth erneuerte [17]). Die Proprätoren Didius und Veranius kämpften fortwährend gegen die Silures, ohne viel auszurichten, bis unter Agricola's Anführung die Eroberung der ganzen Insel (84 n. Ch.) vollendet wurde. Nun wurden überall in Britannien so auch bei den Belgen Tempel und Heerstraßen, die sich häufig in ihren Ruinen noch finden, gebaut, und die Sitten des Volks wurden durch römische Kultur gemildert. —

Nach dem Sturze des römischen Reiches blieben die Besitzungen der Belgen bis zu Ende des 5. Jahrh. noch frei von der Angelsächsischen Herrschaft; dann aber eroberte Cerdig, nachdem er Verstärkung aus Teutschland erhalten und den tapfern König Arthur geschlagen hatte, die Insel Wight 527 und den Hauptsitz der Belgen Wiltshire, so daß nur noch der Theil ihrer Besitzungen frei blieb, der in den nordöstlichen Gegenden von Sommersetshire lag. Allein nachdem Arthur im Kampfe mit einem abtrünnigen Britischen Heerführer 542 in der Schlacht bei Camelsford in Cornwall ums Leben gekommen war, unterlag auch der letzte Theil der Besitzungen der Belgen, nach den Schlachten bei Bedford und Durham (577) der Angelsächsischen Herrschaft, und Sommersetshire wurde mit Devonshire zum Königreiche Wessex geschlagen.

Ob der Name der alten Belgen in den Städten Wells und Wilton so wie in dem Flusse Willy noch übrig sey, lassen wir dahingestellt. Von dem erstern (lat. fontes Belgae) ist es höchst wahrscheinlich. Die Kathedral-Kirche dieser Stadt wurde schon 766 von Cynewulf König von Wessex gebaut, und daß auch die Römer diesen Ort schon gekant haben, zeigt eine bei der Wochey-Hole gefundene Inschrift aus der Zeit des Claudius [18]). Sie lautet:

TI. CLAVDIVS CAESAR
AVG. P. M
TRIB POT VIII. IMP. XVI. DE
BRITAN. (*F. Kruse.*)

BELGARD, Kreisstadt im preuß. Reg.-Bez. Köslin, 37 Meilen von Berlin, am Fluß Persante und Leiznitz, mit 353 Häus. und 2138 Einw., einem Schloß, Domänenamt, 2 Vorstädten, 3 Kirchen, 2 Hospitälern,

9) Mannert A. G. l. c. S. 221. 10) Itin. Ant. Wess. S. 426. 11) Man vergleiche hierüber Mannert l. c. S. 183. 12) Dieser Ort gehörte jedoch wahrscheinlich schon den Atrebatiern, so wie der im It. Ant. l. c. folgende Caleva, das heutige Silchester. 13) S. Gallia Belgica. 14) B. G. V, 12. Es ist indeß nicht ganz klar, wieviel von dieser Stelle auf ganz Britannien, wie viel auf die britannischen Belgen besonders zu beziehen ist. Hiemit ist zu vergleichen *Strabo* p. 200, der die Eingebornen weit wilder schildert, und ihnen statt der Städte Wälder zum Aufenthalte gibt.

15) *Caesar* V, 22. 16) *Dio Cassius* LX. 19. *Sueton.* Claud. 19. 17) Die unten bemerkte Inschrift aus der Zeit des Claudius bestätigt diese Annahme. 18) *Mart.* Del. de la Gr. Br. 1, 14. *Gottwin* de Praesul. Angl. P. 1.

einer lateinischen Schule, berühmten Vieh- und Pferdemarkte, Ackerbau, Tuch-, Rasch- und Hutmacherei. Der belgarder Kreis hatte 1819. 20 QM., 2456 Privatwohnhäuser, 20,562 Einw., 3568 Pferde, 11,528 Rinder und 46,134 Schafe. (*Stein.*)

BELGERN, 1) Stadt im preuß. Reg.-Bez. Merseburg, Kr. Torgau, auf einer Anhöhe, dicht am linken Ufer der Elbe, mitten zwischen Weinbergen, Wiesen und fruchtbaren Feldern, 20 Meilen von Berlin. Diese sehr alte, von den Sorbenwenden erbaute Stadt hat 304 Häus., 2022 Einw., Feld- und Weinbau, Bierbrauerei (schon Melanchthon rühmte die cerevisia belgerana omnibus sana), 3 Jahr- und 2 Viehmärkte, Getreidehandel. Die Anhöhe, auf welcher die Stadt liegt, besteht oberhalb aus weißem Thon und Sand, eine Elle tiefer jedoch aus einem Braunkohlenlager. Nicht fern von ihr setzen Alaunflöze zu Tage aus, die vermuthlich eine Fortsetzung von denen zu Schmiedeberg und Trossin sind. — 2) B., Alt-Belgern, Pfarrdorf in der preuß. Prov. Sachsen, Reg.-Bez. Merseburg, Kr. Liebenwerda, am rechten Elbufer mit 121 Einw. und einer Fähre über den Fluß, gegen dessen Austreten der Landdamm dient, ohne den die Elbe meilenweit von ihrem Bette sich entfernen und erst bei Elster wieder in ihre Ufer treten würde, wie dieses bei dem Dammbrüchen in den J. 1784, 1785 und 1799 der Fall war. Zum Abführen des Wassers bei Dammbrüchen oder großen Überschwemmungen dient der Landgraben, der über die Fluren einiger Dörfer geht, von den Feldbesitzern geräumt werden muß, und bei Pulswerda in die alte Elbe fällt. (*Stein.*)

BELGIEN. Dieser alte Name wurde mit der französischen Revolution wieder in die Geschichte eingeführt, und damit die vormaligen östreichischen Niederlande bis zu ihrer Eindepartementirung in das große Reich bezeichnet (s. Niederlande). (*Hassel.*)

BELGIOJOSO, Flecken und Schloß im lombardisch-venezianischen Reich, Herz. Mailand, unweit des Po und des Olona. Die Familie Belgiojoso nent sich von diesem Orte. (*Röder.*)

Belgium, s. Belgae.

BELGOROD, Kreisstadt im Gouvernement Kursk (50° 50′ 0″ Br. und 53° 41′ 0″ L.), wahrscheinlich um das Jahr 980 erbaut, stand anfänglich auf einem Kreideberge (daher der Name Weißstadt), am linken Ufer des nördlichen Donez und wurde 1597 in das Thal auf dem rechten Ufer desselben Flusses verlegt, wo nach Einigen Sarkel gestanden haben soll. Die Stadt wird durch die in den Donez fallende Wasiolka und Weseliza in zwei Hälften, in die Alt- und Neustadt getheilt (erstere ist mit Wällen und Gräben, noch aus den frühern Zeiten, umgeben), hat einen Umfang von mehr denn 8 Werste, gerade Straßen, 2 Klöster, 3 Haupt- und 7 Pfarrkirchen, 1 Kreisschule, gegen 1700 Häuser und 7000 Einwohner. Gegenstände des städtischen Handels, welchen 3 Jahrmärkte beleben, sind Leder, Farben, Honig, Wachs, Talg und Schweineborsten. Im J. 1815 besaß die Stadt: 2 Lederfabriken, 6 Seifen- und 7 Talgsiedereien, 6 Lichtziehereien, 8 Ziegelhütten und 6 Kalkbrennereien. (*v. Wichmann.*)

BELGRAD, von den Türken Bilgrad gesprochen, eigentlich aber Darol-Dschihad, Haus des heiligen Kriegs genant, teutsch Griechisch-Weißenburg, lateinisch Alba Graeca, magyarisch Nándor Fejérvár, Hauptstadt und Festung des Königreichs Serbien (Servien) oder des Paschaliks von Belgrad, im Sandschak Semendra (40° 3′ d. Br. 39° 7′ 30″ d. L.), am Einfluß der Save in die Donau, der östreichischen Militär-Kommunität Semlin gegenüber. Belgrad hat seinen slawischen Namen, der Weißenburg (ungrisch Fejérvár) bedeutet, von bielo, weiß, und Grad oder Grod, Burg, Stadt. Der ganze Platz, auf welchem Belgrad steht, ist ein felsichter Hügel, dessen Gipfel recht im Winkel auf der Erdzunge liegt, welche die Donau und Save bei ihrer Vereinigung bilden. Dieser Gipfel trägt die Citadelle oder obere Festung, Wohnsitz des Paschas des Königreichs Serbien, von wo die Donau und Save bestrichen werden können. Der Weg von der Donau bis zur obern Festung ist sehr steil und dauert nach meiner Erfahrung (im Juni 1818) eine gute halbe Stunde. Belgrad besteht aus 4 Theilen: aus der obern Citadelle, aus der eigentlichen Stadt, aus der Wasserstadt und aus der Raizenstadt. Erst der König oder Despot von Serbien, Duschan, legte Belgrad im J. 1342 als Kastell an. Vorher hieß der ganze Strich von Servien um das heutige Belgrad, der als ein abgesondertes Herzogthum ungrischen Prinzen gegeben zu werden pflegte, Ducatus oder Banatus Machoviae (Macso, Matschau) von der alten Burg Macho (Macso)[1]. Belgrad war jedoch schon vor dem J. 1342 befestigt. Als Geysa II. der griechischen Armee des Kaisers Manuel unter Basilius eine Niederlage beigebracht hatte, ergab sich Belgrad an die Ungern, die jedoch, als die griechische Hauptarmee unter Cantacuzen sich näherte, sich mit ihren Gefangenen zurückzogen, worauf die Belgrader wegen der Übergabe von den Griechen gefangen wurden[2]. An den glorreichen Tagen des 14. 21 und 22. July 1456 retteten Johann Hunyady und Capistran die Festung Belgrad, Serbien (dessen König damals Georg Brankowitsch war) und Ungern (unter dem König Ladislaus) von dem türkischen Joche und warfen, nach der vor den Mauern von Belgrad gewonnenen Schlacht, den türkischen Sultan Muhamed bis Sophia zurück[3]. Am 29. August 1521 ward Belgrad an die Türken übergeben, nachdem die Citadelle 20 Stürme abgeschlagen hatte und die Besatzung auf 400 Mann zusammen geschmolzen war, der ungrische Theil der Besatzung wollte noch Widerstand leisten, allein der serbische Theil drang auf Kapitulation, die jedoch von den treulosen Türken nicht gehalten wurde, indem sie die ganze Besatzung zusammenhieben[4]. Nachdem der tapfre Prinz Eugen von Savoyen im J. 1717 Belgrad erobert hatte, erkante man endlich die vortrefliche, zu einer Hauptfestung bequeme

---

1) Vgl. die Stelle in einer Urkunde des Königs Sigismund „Item castro Macho vocato et suis pertinentiis, unde Banatus Machoviensis denominati.“ S. Engel's Geschichte von Servien S. 165. 2) Engel's Geschichte des ungrischen Reichs. 1. Th. Wien 1813. S. 245. 3) Vgl. das Nähere in Engel's Geschichte von Servien S. 409. ff. und dessen Geschichte von Ungern, III. Theil S. 195. 4) Engel's Geschichte von Ungern. III. Th. 2. Abth. S. 222.

Lage und die Wichtigkeit dieses Platzes, welcher als der Schlüssel zu Ungern anzusehen war. Belgrad wurde daher damals mit einem Aufwand von 4 Millionen Gulden zu einer Hauptfestung gemacht. Unter dem östreichischen Scepter blühte Belgrad in kurzer Zeit so sehr auf, daß es im J. 1739 bereits ein wichtiger, mit schönen öffentlichen Gebäuden, prächtigen Palästen und ansehnlichen Häusern gezierter Handelsplatz war. Allein leider wurde diese Vormauer der Christenheit im J. 1739 durch den Belgrader Frieden (unseligen Andenkens) nach Schleifung der Festungswerke dem osmanischen Sultan Mahmud I. eingeräumt. Da der General Schmettau sich begnügt hatte, die Baumaterialien der niedergerissenen Festungswerke, anstatt dieselben in die Donau zu werfen, ein wenig in die Erde zu scharren, fiel es den Türken nicht schwer, zur Zeit des bald darauf entstandenen Krieges wegen der östreichischen Erbfolge, die Festungswerke ohne Mühe und Kosten einigermaßen wieder herzustellen [5]). Als die Türken Belgrad bekommen hatten, waren ihnen die meisten Häuser zu hoch, weil sie nicht gern viele Treppen steigen; sie brachen deswegen die obersten Stockwerke ab und gaben dadurch dieser schönen Stadt ein schlechtes Ansehn. Auch mehre Kirchen wurden niedergerissen und auf deren Platz schlechte, zum Theil hölzerne Moscheen (Messcheds) hingesetzt. In wenig Jahren verschwand die vorige Pracht ganz und die Gassen, deren Pflaster man ganz eingehen ließ, wurden zum Theil mit dem Schutt abgetragener Gebäude bedeckt, und hin und wieder entstanden in der Stadt ganz wüste Plätze, die jetzt mit Gras bewachsen sind, wo Pferde, Kühe und Ziegen weiden. So fand auch ich Belgrad im J. 1818. (und so sieht es fast in allen türkischen, ehemals christlichen Städten aus). In dem Türkenkriege unter Joseph II. wurde Belgrad von Laudon nach einer kurzen Belagerung am 8. Okt. 1789 eingenommen und es eröfneten sich die schönsten Aussichten für das baldige Emporblühen Belgrads, weswegen sich bereits teutsche Handwerker, Künstler und Handelsleute dahin zogen und Jankovics aus Neusatz eine serbische Buchhandlung daselbst eröfnete; leider wurde es aber in dem Frieden den rohen Türken wieder zurückgegeben, am 4. August 1791. Als die Serbier im J. 1804 unter Georg Czerny gegen die Türken aufstanden, war Belgrad eine Zeitlang der Schauplatz von Blutvergießen und Grausamkeiten zwischen den Türken und Serben. Als es von den Serben eingenommen war, wurde hier ein serbischer Senat errichtet, bei welchem Rußland einen Abgesandten (Rodofinikin hieß dieser) hatte. Als aber die Serben im J. 1812 von den Russen verlassen, der Übermacht der Türken weichen mußten, wurde Belgrad wieder der Schauplatz des Blutvergießens. Man zeigte noch im J. 1818 die in den belgrader Schanzen aufgehäuften Gebeine der zahlreich hingerichteten Serben, die man nach türkischer Sitte unbeerdigt verfaulen ließ. — Die Einwohner, deren man gegen 30,000 rechnet, größtentheils Serbler (Türken sind außer der Besatzung meistens nur Kaufleute), beschäftigen sich vorzüglich mit dem Handel, jedoch auch mit einigen Handwerken. Der Handel ist in Belgrad blühend und der Verkehr mit Semlin sehr stark, weil alles, was zu Wasser und zu Lande zwischen Wien und Konstantinopel verkehrt wird, Belgrad berühren muß. Daher trägt auch der belgrader Hauptzoll jährlich über 100,000 Reichsthaler ein. Der belgrader Pascha hat 800,000 Asper gesetzmäßige Einkünfte, wofür er 160 Soldaten stellen und unterhalten muß. — Man findet in Belgrad 14 türkische Moscheen, von welchen von den Serblern die meisten zerstört wurden. Die Serbier haben hier einen Bischof, der in der Nähe der neuen, Semlin gegenüber an der Save erbauten Kirche wohnt. Der größte Theil der Stadt liegt gegenwärtig an der Donau, wo dieselbe bedeutend verlängert wurde, so daß sie im Vorbeischiffen ein viel größrer Ort zu seyn scheint, als sie wirklich ist. Die Gassen sind schmuzig und unsauber; Koth, Schutt und andrer Unrath, oft selbst in Fäulniß übergehende Äser stoßen dem Fremden überall auf. So schlecht übrigens die Türken sonst für die Erhaltung öffentlicher Gebäude sorgen, so haben sie dennoch die bei der östreichischen Übergabe gefundnen Pulvermagazine, Kasernen u. s. w. in ziemlich gutem Zustande erhalten. In den Gassen der Stadt, besonders in jener, in welcher Türken wohnen, ist es öde und wie ausgestorben, ganz dem türkischen Ruhe liebenden Charakter gemäß. Die türkische Polizei ist in Belgrad gegen Türken und Serben sehr strenge und Bevortheilungen der Bäcker, Fleischhauer u. s. w. werden hart geahndet. Die Serbier in Belgrad sind, seitdem durch ihren Aufstand unter Georg Czerny und ihre während einiger Jahre unter stetem Kampf behauptete Freiheit ihr Nationalgefühl erwachte, nicht mehr so kriechend gegen die Türken, wie ehemals. Sie zeigen im Gegensatz der Türken viel Neugierde, wenn Jemand von Semlin nach Belgrad komt, versammeln sich um ihn am Donauufer, fragen nach Neuigkeiten und laden auch ihnen unbekante Christen gastfreundlich zu sich ein. Es gibt in Belgrad auch einige teutsche Handwerker und Künstler, namentlich auch einen Uhrmacher. Wenn nur irgend einige Gebäude von Bedeutung aufgeführt werden sollen, ruft man Maurer von der östreichischen Gränze. Ihr Jugendunterricht ist schlecht bestellt. In Belgrad gibt es weder eine Apotheke noch Ärzte; allein die semliner Kontumaz-Ärzte, die sich wöchentlich mehrmals nach Belgrad begeben müssen, um wegen des Gesundheitszustandes in Betref der Pest zuverlässige Nachrichten einzuziehen, werden von Serblern und Türken zu Rathe gezogen und bringen die nöthigen Arzneien mit [6]). Die Pest fehlt selten in

5) S. Taube's hist. u. geogr. Beschr. des Königr. Slavonien, 2. Th. (Leipzig 1778.) S. 111.

6) Wenn man von dem östreichischen Kommandirenden in Peterwardein oder von dem Kommandanten in Semlin einen Paß erhalten hat, um sich nach Belgrad begeben zu dürfen und sich in Belgrad an den begleitenden Offizier und Dolmetsch oder Kontumaz-Arzt hält, so hat man keine Ungelegenheiten zu befürchten und kann, wenn man zu den Honoratioren gehört, sehr leicht Zutrit zu dem belgrader Pascha oder Vezier erhalten. Man wird nirgends in Belgrad examinirt und selbst nicht von der Festungs-Schildwache gefragt, wer man sey und was man für Geschäfte habe. Die türkische Schildwache fand ich nicht mit geschultertem Gewehr Wache stehen, sondern theils, das far nieme praktisch übend, auf dem Boden schlafend, theils Speisen kochend. Einige Janitscharen liefen uns zwar nach, aber blos um ein Trinkgeld zu erbetteln.

Belgrad und Serbien gänzlich (dies war im J. 1818 im Sommer der Fall) [7]). Bei B. lag einst das römische Singidunum, gegen über bei Semlin Taurunum. (*Rumy.*)

BELGRAD (بلغراد), der Name eines 4 Stunden von der Mündung des Bosphorus auf der europäischen Seite desselben gelegnen Dorfes, manchmal Bujukdere genant, der Sommeraufenthalt der europäischen Minister, berühmt durch die in der Nähe gelegenen Bende (Klausen) Wasserleitungen, und die schöne Beschreibung der Lady Montague, welche von hier einige ihrer Briefe datirte. (*von Hammer.*)

BELGRADDSCHIK (بلغرادجق), d. i. Klein-Belgrad, sonst auch Biograd, Belligrad, Bilgrod und Belogradum genant, eine Stadt in Bosnien zwischen Serai, Athissar und Mostar gelegen, ehemals eine Residenz der Könige von Kroatien und Dalmatien. (*von Hammer.*)

BELGRADO (Jakob), geb. zu Udine 16. Dec. 1704, gest. das. 7. Apr. 1789. Dieser Jesuit, welcher erst Professor der schönen Literatur zu Venedig, dann der Mathematik und Physik zu Parma war, und nach Aufhebung seines Ordens als Privatmann in seiner Vaterstadt lebte, machte sich durch eine nicht unbedeutende Anzahl größrer und kleiner Schriften über Mathematik und Physik nicht unrühmlich bekant. Außer diesen, deren Verzeichniß Mazzuchelli hat, gab er einige philosophische über das Daseyn Gottes, anthropologische (Della proporzione tra i talenti dell' uomo e i loro usi Padua 1775), und archäologische heraus. Von den letzten bemerken wir: Del trono di Nettuno illustrato (Cesena 1766) und über ägyptische Baukunst (Parma 1786. 4.); beide sind Beweise seiner großen Gelehrsamkeit. (*H.*)

BELGRAM, eine Stadt in der Provinz und dem State von Oude in Hindustan; jetzt sehr herabgekommen, aber in Hindustan berühmt, weil sie die besten Sänger liefert. (*Hassel.*)

Belhaven, s. Alexandria.

BELIAL. Wir berühren hier nicht, was man über dies Wort in jedem Wörterbuche und bei allen Kommentatoren finden kann. Es komt im A. Testament mehrmals, jedoch, wie kaum bemerkt zu werden braucht, nicht als der Name eines bösen Geistes, oder gar des Teufels vor, im N. Testamente aber nur ein Mal bei Paulus, nämlich 2 Kor. 6, 15., wo Christus und Belial sich einander entgegen gesetzt werden. — Um diese Entgegensetzung recht aufzufassen, so muß man das Wort Belial verstehen, wie es von den ältesten Kabbalisten verstanden wird. Reichen diese auch nicht ganz bis in oder an das Zeitalter von Christus od. Paulus; so reicht doch die Kabbala so weit, also, daß man aus der Bedeutung des Ausdrucks bei Paulus sieht, daß ihr Sprachgebrauch davon richtig und äußerst alt ist.

7) Um nicht angesteckt zu werden, muß man jede Berührung mit Menschen und pestfangenden Sachen, z. B. Kleidungen, Baumwolle, Leinwand u. s. w. vermeiden. Aus dieser Ursache sitzt man auch bei dem Pascha auf Strohsesseln und nicht auf gepolsterten Stühlen oder Sophas.

Mit Gewißheit ersieht man aus jener Stelle, daß Paulus einen bösen Geist oder den Satan darunter versteht. Schon dies deutet auf eine neuere Bedeutung, die das Wort im Laufe der Zeiten angenommen; aber dies allein zu bemerken, ist nicht genug, denn damit ist nichts historisch erklärt. Vielmehr dringt sich die Frage auf: Wie und durch welche besondre Weise hat sich das Wort im Sprachgebrauch der Juden spätrer Zeit in dieser bestimten Bedeutung ausgebildet? —

Christus steht in dieser Stelle als der Ur-Typus oder das Ideal des Moralisch-Guten, wie der ganze Zusammenhang und der Zweck dessen, was Paulus zeigen will, beweist. Sonach wäre Belial nicht ein nur zufällig oder willkürlich gewählter Name, sondern um des Gegensatzes willen, das Ideal (wenn der Ausdruck hier paßt) oder der Repräsentant des Urbösen oder des Bösen an sich. Und wirklich finden wir die Bedeutung des Wortes ganz also bestätigt, wenn wir derselben auf kabbalistischem Wege bis zu ihrem Ursprunge nachforschen. Dem kabbalistischen System liegt die allgemeine Emanations-Lehre (die Lichtlehre, der älteste Zoroastrismus rc.) des Orients zum Grunde (Kleuker über den Ursprung der Emanationslehre bei den Kabbalisten). Als das Urwesen den Entschluß faßte, Welten zu schaffen, zog es sich in sich selbst zurück und bildete um sich einen leeren Raum. In diesen ließ es sodann sein erste Emanation fallen. Durch diese erste Urkraft, welche durch alle Welten geht und durch die Buchstaben יהו bezeichnet, wird, entstand der Erstgeborne Gottes, der Abglanz des Unendlichen (Hebr. 1.), die Ur- u. Allform und der Inbegrif aller Wesen. Er wurde der eigentliche Schöpfer der Welt, deren Allbeleber, Erhalter, und Gott er ist (Joh. 1.), und wird deswegen genant das Licht aus Licht, der Hirt der Selen, der heilige Schleier, hinter welchem das Urwesen verborgen ist (Lib. Mysterii §. 33. 37. Idra Rabba §. 17. 136. 314. 433. 536 — 542. 174 — 199. 727. Lib. Myst. §. 31 — 38. Idra Suta §. 209. 103); der große König, die Kreatur par excellence (gleichsam die Idealität alles Seyns und Daseyns), der Lichtkönig, die Erstgeburt u. s. w. Am häufigsten aber führt er bei den Kabbalisten den Namen Adam Kadmon oder der Makrokosmus, die große Welt, im Gegensatz des Menschen, der bei ihnen die kleine Welt heißt (Idra Rabba §. 58. 495. R. Zizhak Loriia Lib. Druschim p. 36. seq. Irira Porta coelor. p. 31.). Um des historisch-exegetischen Resultats willen, am Schluß dieses Artikels, müssen wir noch Folgendes erinnern — nämlich die Ähnlichkeit zwischen diesem Erstgebornen Gottes und Christus ist so groß, daß mehre ältere Ausleger diesen Theil der Kabbala zum Vortheil des Christenthums ausgelegt und eine klare Anerkennung der christl. Lehre darin gefunden haben. —

Dieser Erstgeborne des Urwesens oder Adam Kadmon nun offenbarte sich in seinen Emanationen auf zehn vorzügliche Arten oder in zehn Lichtquellen, den Gefäßen seiner Allkraft, welche Sephiroth genant werden (Idra Suta §. 530.). — Aus diesen hinwiederum gingen hervor vier Stufen oder Reihenfolgen von Wesen, oder, wie sich die Kabbalisten mit Einem Worte ausdrücken; „vier Welten:" Aziluth, Briah, Je-

zirah, Asiah, das ist die Welt der Emanation, der Creation, der Formung, und der Fabrikation (Lex. Cabbalistic. in Knorr v. Rosenroth's [der hier noch lange der Hauptschriftsteller bleiben wird], Cabbala denudata T. I. s. v. אצילות vgl. mit dem Worte בריאה pag. 208. seq. ferner pag. 571. — Irira Porta coelor. Dissert. V. p. 97. Dissert. VI. p. 134.). Die höhere Welt ist immer die Wurzel der untern Welt. Aus der Azilutbischen Welt ist also die Briahtische, aus dieser die Jezirahtische, endlich aus dieser die Asiahtische Welt hervorgegangen oder entstanden (Idra Suta §. 181. De Revolut. animar. in der Cabbala denudata Tom. II. p. 1. Rittangel zum Buche Jezirah p. 2. seq. Liber Mysterii §. 32. Idra Rabba §.172.).

Diese vier Welten nun stehen nicht leer, sondern jede hat ihre eigenen Bewohner nach Beschaffenheit jeder besondern Welt. In die Aziluthische Welt setzen die Kabbalisten die Parzuphim, oder die reinsten göttlichen Emanationen, welche von der Art von Geistern, die Engel heißen, ganz verschieden sind, nichts Materielles *) an sich haben, und (als Ideen) durch sich selbst existiren. Die Bewohner der Briahtischen Welt sind die Diener jener reinen Emanationen und bilden gleichsam einen Thron für sie; sie sind nicht unmittelbar aus der Lichtquelle des Unendlichen geflossen, und haben daher auch nur geringere beschränkte Vollkommenheiten. Zu der Jezirahtischen Welt gehören die Engel, als Diener der Geister der Briahtischen Welt. Zu ihnen gehören die verschiedenen Klassen der Cherubim, Seraphim, Melachim, Elohim und Bene Elohim (1 Mos. 6, 1 — 4.). Ihr Oberhaupt heißt Metatron, ein in der Theurgie, Beschwörungskunst und Kabbalistik sehr wichtiger Name (vgl. die oben angef. Stellen und die talmudischen und rabbinischen Erklärungen bei 1 Mos. 6, 1. f. Jes. 6, 3. XXXIII. 7.). Die Asiahtische Welt endlich ist die entfernteste vom Urlicht und dem Lichtkönige und daher die materielle, indem die Materie in der Verdichtung der Lichtstrahlen besteht. Die Bewohner von dieser sind deswegen materielle, bösartige Geister, die Klippoth oder die Hüllen, Rinden und Schlacken der Emanationen, deren Fürst und Oberster — „Belial ist der Böse an sich und in seinem Daseyn (Pnevmatic. Cabbalistic. etc. in der Cabbala denudata T. II. P. 3. p. 195. 197.). Sie streiten unter Belials Anführung beständig gegen das Reich des Lichtkönigs (Adam Kadmon), und suchen demselben Abbruch zu thun, ja die Herrschaft darüber zu gewinnen (Pnevm. cabb. p. 197.); sie haben Adam verführt und suchen noch stets die Menschen zum Bösen zu verführen (Pnev. cabb. p. 212.); sie erregen Kriege, bürgerliche Unruhen rc. (p. 239.); es findet daher ein beständiger Kampf zwischen ihnen und den Gerechten, so wie überhaupt mit den höheren Naturen der übrigen Welten Statt (p. 191. etc.). — Uranfänglich, sagen die Kabbalisten, gab es keine dergleichen verschiedene Stufen der Geister, sondern Alles war zur vollkommensten Harmonie verbunden: wie reines Licht Alles auf's vollkommenste erfüllte, so war auch überall im Universum nur reiner Geist. Die jetzige Verschiedenheit der Geister, so wie die verschiedenen Stufen aller Dinge, haben ihren Grund in einer Revolution, welche die Kabbala den Fall der in Unordnung gerathenen sieben Könige nent. Aus diesen wählte der Erstgeborne des verborgenen Gottes (oder des dunklen Alephs, wie sich die Kabbalisten auch ausdrücken), das Lichte oder Gute und brachte es in die Ordnung der vier Welten, wovon die drei obern lauter wohlgeordnete, in Vollkommenheit und Liebe vereinigte Geisteswesen enthalten, die vierte aber nur die Ausfälle, die Schlauben oder Cortices der Geisterwelt. Diese vierte, und die drei obern Welten und ihre Obersten und Fürsten wirken wie lauter Extreme, wie Feuer und Wasser, gegen einander. — Namentlich strebt der mächtige Fürst der dunklen (vierten) Welt, Belial, als bösartigster Feind und Widersacher des Adam Kadmon zufolge seiner an sich bösen Natur, mittelst aller Kräfte seiner Bosheit dahin, den obern Welten Schaden zu thun und die guten Lebens- und Lichtkräfte an sich zu reißen. Wie Adam Kadmon und Belial in der kabbalistischen Lehre, so sind Christus und Belial einander in obiger Stelle bei Paulus entgegengesetzt, woraus es sich vielleicht erklärt, daß gerade hier nur, und sonst nirgend, das Wort Belial im N. Test. vorkomt (Idra Suta §. 443. 444. Pnevmat. Cabbalist. C. VI.). Daher müssen alle Lichtnaturen Belial's Welt bekämpfen, bis der Ewige die Rinden (Schlacken) dieses Fürsten der Bosheit und seiner untergeordneten Geisterwelt — nicht zernichten, sondern von der Materie befreien wird, damit ihr geistiges Wesen hervor trete und die allgemeine Harmonie wieder hergestellt werde (*Brucker* Hist. crit. Philos. T. II. p. 834. sq. Horn über die bibl. Gnosis rc. S. 327. f. Schmidt's Bibliothek f. K. u. E. B. I. S. 201. f. 525. f. Eichhorn's Bibl. B. V. S. 578. Kleuker von der Emanationslehre bei den Kabbalisten, und außer den an Ort und Stelle angeführten älteren Schriften auch Buxtorf's großes talmudisches Lexikon unter den hieher gehörigen Worten Adam Kadmon, Sephiroth, Aziloth rc.).

So viel zur nähern historischen Erklärung des Worts Belial. — Daß der Gegensatz 2 Kor. 6, 15. dadurch um so augenfälliger wird, braucht nicht bemerkt zu werden; eben so wenig, daß die hier überhaupt angeführten kabbalistischen Ideen in der engsten Verbindung stehen mit dem Zoroastrismus oder der alten orientalischen Lichtlehre, der sie ohne einigen Zweifel ihren Ursprung verdanken, weil wir nach der Rückkehr aus dem babylonischen Exil sofort Spuren davon wahrnehmen. So zum Beispiel, um nur bei Belial stehen zu bleiben; komt dieser Fürst der Finsterniß in allen, mit der alten Emanations- und Lichtlehre verwandten oder daraus abstammenden Religionsphilosophien vor, und heißt in der persischen Religionssprache bekantlich Ahriman, in der Indischen Moisasur, in der Ägyptischen Tithram-

*) Von einem reinen Geist, wie wir Neueren das Wort bestimmen, da wir alle und jede Körperlichkeit aus dem Begrif eines Geistes ausschließen, hatte das Alterthum gar keinen Begrif. S. Zauber-Bibliothek, Th. II. Abth. IV. Erste Abhandlung: Was ist ein Gespenst? oder Andeutungen, Fragen, Widersprüche und Zweifel im Betref der Geisterwelt, wo ich Obiges ausführlicher historisch bewiesen habe.

do u. s. f. Vgl. Zauber-Bibliothek Th. II. S. 50. f. — Aber dies weiter hier auszuführen, ist unnöthig, da das Gesagte sowol den Ursprung der spätern Sprachbedeutung von Belial, als die Idee des Worts hinlänglich erläutert. — (*G. C. Horst.*)

Beliane, Beliani, s. Belliene.

Belias, s. Euphrat.

Belides, s. Danaiden.

BELIDOR (Bernard Forest de), ein berühmter französischer Ingenieur und Mathematiker, wurde 1697 in Katalonien geboren, wo sein Vater als Offizier bei einem Dragonerregimente diente. Kaum fünf Jahre alt, verlor er seine Ältern in einem fremden Lande unter Feinden, fand aber an seinem Taufpathen, einem Artillerieoffizier, einen wohlwollenden Pfleger, und als auch dieser 1711 starb, übergab ihn dessen Witwe einem Ingenieuroffizier, der des Jünglings Talente erkante, und ihre Entwickelung förderte. Die Belagerung von Bouchain und Quesnoy, wozu er ihn mitnahm, waren für den jungen Belidor eine lehrreiche Schule, und bald machte er in den mathematischen Wissenschaften so bedeutende Fortschritte, daß er dazu gebraucht wurde, dem Cassini und de la Hire bei Verlängerung des pariser Meridians zu helfen. Nachdem zu la Fere eine Kriegsschule errichtet worden war, erhielt er ein Lehramt an derselben, zog viele trefliche Schüler, und wurde zugleich Provinzialkommissär der Artillerie. Durch wiederholte Versuche mit der zu den Ladungen des groben Geschützes nöthigen Menge Pulvers, entdeckte er, oder glaubte entdeckt zu haben, daß statt 12 Pfund Pulvers, die man gewöhnl. gebrauchte, 8 Pfund hinreichend wären, dieselbe Wirkung hervorzubringen. Um sich zu empfehlen, theilte er diese Entdeckung insgeheim dem Kardinal Fleury, damals dirigirenden Minister, mit; allein der Prinz von Dombes, Oberaufseher der Artillerie, dem Belidor untergeordnet war, empfand dies so übel, daß er ihn seiner Ämter entsetzte, und nöthigte la Fere zu verlassen. De Valiere, Generallieutenant der Artillerie, rechtfertigte das Benehmen des Prinzen von Dombes in einem Memoire, welches in der königl. Druckerei gedruckt wurde, und in dem er nicht nur Belidors unbefugtes Verfahren in Mittheilung seines Geheimnisses, sondern auch dessen Entdeckung selbst angrif. Der leztre diente nun 1742 und 1743 als Generaladjutant bei den französischen Truppen, die in Baiern und Böhmen gegen Östreich fochten, hatte aber das Unglück, bei Linz in Gefangenschaft zu gerathen. Nach seiner Befreiung wurde er Oberstlieutenant, und Ritter des Ludwigsordens, diente 1744 und 1746 mit Auszeichnung unter dem Prinzen Conti in Italien und in Flandern, und wohnte dem folgenden Feldzuge als Oberster bei. Zu seiner weitern Beförderung trug der Marschall von Belle-Isle, der ihn persönlich schäzte, und der seit 1749 Kriegsminister war, das meiste bei. Er ernante ihn zum Inspektor der Artillerie, und 1759 zum Brigadier und General des Mineurkorps. In eben diesem Jahre heirathete Belidor die Tochter seines Pathen und Wohlthäters, der ihn erzogen hatte, starb aber schon den 8. Sept. 1761. Er war ein Mitglied der Akademien der Wissenschaften zu Paris und Berlin, und, obgleich kein Mathematiker vom ersten Range, doch ein sehr geschäzter Schriftsteller im Fache der Mathematik, Artilleriewissenschaft und Wasserbaukunst, dessen Werke öfters aufgelegt und übersezt wurden, und noch jezt geschäzt und benuzt werden. „Unter allen neuern Schriftstellern, sagt Fueßli in seinem Künstlerlexikon, welche von der Mathematik handeln, ist Belidor derjenige, dem man in Absicht auf die Künste das meiste zu verdanken, und der am meisten dazu beigetragen hat, um den Baumeistern und Ingenieurs einen Geschmack für diese Kunst beizubringen, da in seinen Schriften eine ausnehmende Ordnung und Deutlichkeit herrscht." Die wichtigsten derselben sind: Le Bombardier François, ou nouvelle methode de jetter les bombes avec precision. Par. 1731. 4.; Amst. 1734. 4. m. Kpf. Teutsch, Nürnb. 1756; 1782. 2 Th. 4. m. Kpf. Traité des fortifications. Par. 1735. Vol. II. 4. La science des ingénieurs dans la conduite des travaux de fortification et d'architecture militaire. ib. 1729 oder 1749. Vol. II. 4. m. Kpf. Teutsch, Wien 1764. 2 Th. m. Kpf. Architecture hydraulique, ou l'art de conduire, d'élever et de ménager les eaux pour les différens besoins de la vie. Par. 1737 — 53. Vol. IV. 4. mit Kpf.; sein Hauptwerk, wovon 1780 ein neuer wohlfeiler Abdruck erschien, dem 1810, unter Firma Didot's Namen, ein neuer Titel gegeben wurde. Teutsch, Augsb. 1740 — 1770. 2 Bde. in 24 Theilen Fol. mit sehr vielen Kpf. Nouveau cours de mathématiques à l'usage de l'artillerie et du genie. Par. 1725; 1757. 4. m. Kpf. Teutsch, von J. Th. Bion. Wien 1745; 1773. 4. m. Kpf. Dictionnaire portatif de l'ingénieur et de l'artiller. Par. 1755; augmentée (par Jombert) ib. 1768. 8. Teutsch v. F. W. Krazzenstein. Nürnb. 1765. 8. m. Kpf. und ganz umgearb. von Fr. C. Schleicher. Eb. 1801. 2 Bde. 8. m. Kpf. Oeuvres diverses concernant l'artillerie et le genie. Amst. 1764. 8. Teutsch mit Anmerk., nebst einer angehängten Fortifications- und Artillerie-Bibliothek (v. D. And. Schneller), Braunschw. 1769. 8. m. Kupf. Mehre einzele Abhandlungen von ihm sind abgedruckt in den Memoiren der pariser Akademie, in Blond's Artillerie raisonnée u. Teutsch in Böhm's Magaz. für Ingenieurs rc. *). (*Baur.*)

Beliene, Beljene, Belienes, s. Belliene.

Belier hydraulique, s. Stossheber.

BELIGH (بليغ), es gibt zwei neuere türkische Dichter dieses Namens, der eine Mustafa der Sohn Budschakli Ahmed Efendi's zu Konstantinopel geboren, durchlief die Bahn der Professoren und starb im J. d. H. 1117 (1705). Der andre Ismail von Brussa gebürtig, ward unter dem Namen Schahin Emirsade berühmt. Er schrieb die Liebesgeschichte seiner Jugend, dann brachte er hundert ausgewählte Überlieferungen des Propheten unter dem Titel: Gül sadberg, d. i. die hundertblättrige Rose in Verse. Er beschrieb

*) Mém. de l'acad. des scienc. 1761. und vor den Oeuv. div. *Blondel* architecture franç. T. I. 45. Nouv. dict. hist., Biogr. univ. T. IV. Haff's Biographien, Th. 77 — 81. Adelung's Zus. zum Jöcher.

auch die Schönheiten seiner Vaterstadt in einem jener Gedichte, welche bei den Türken und Persern den Namen Schehrengis d. i. Stadt-Aufruhr, führen, und sammelte die Lebensbeschreibungen der Scheihe, Dichter und Gelehrten Brussas von Zeit der Eroberung bis auf die seinige unter dem Titel: Wefiat Danischweran, d. i. Biographien der Gelehrten. Endlich gab er auch eine Samlung von sieben Hymnen unter dem Titel: Seba sejare, d. i. die sieben Planeten heraus (Sifati). (*v. Hammer.*)

BELIN, Marktfl. im Distr. Bordeaux des franzöf. Dep. Gironde mit 220 Häuf. und 1380 Einw., guter Weinbau. (*Hassel.*)

Belion, f. Lima.

Belira, f. Segre.

BELIS Salisb., eine Gattung Zapfenbäume, welche sonst zu Pinus gezogen wurde. Allein schon im Bau unterscheidet sich diese Gattung, indem die Blätter keilförmig, gesägt sind und einen wechselnden Stand haben. Die männlichen Kätzchen sind klein und knospenförmig, die Antheren zweifächerig. Die weiblichen Zapfen sehen den Hopfenfrüchten gleich, die Schuppen sind durch lange Bracteen unterschieden. Die Früchte sitzen an der innern Seite der Schuppen und sind ungeflügelt. B. *iaculifolia* Salisb. in Linn. transact. 8. p. 315. ist die einzige Art, welche Lambert als Pinus lanceolata t. 28. abgebildet hat. Sie wächst in China. (*Sprengel.*)

Belis (Mythol.), f. Abellio.

BELISAR, der Sohn eines Thrazischen Landmannes, diente unter den Haustruppen Justinians, vermälte sich mit der ausschweifenden Antonina, der Tochter eines Wagenführers, einer Freundin der berüchtigten Theodora, Gemalin Justinians, und wurde, als dieser den Thron bestieg, zum Feldherrn ernant, siegte im persischen Kriege bei Dara, und erkämpfte, durch die Hitze seines Heeres zu einer Schlacht am Euphrat verleitet, einen vortheilhaften Rückzug. Er kehrte nach dem Friedensschlusse nach Konstantinopel zurück. Als hier wegen Justinians und Theodora's höchst parteiischer Begünstigung der blauen Partei des Circus im J. 532 der berüchtigte Aufstand Nika ausbrach, die Bürger die kaiserlichen Truppen bekämpften, diese dagegen Konstantinopel anzündeten, die Aufrührer den Hypatius, Neffen des Kaisers Anastasius, zum Kaiser ausriefen und Justinian bereits flüchten wollte, wurde durch Belisars Muth und Treue viel zur Unterdrückung des Aufstandes bewirkt. Dieser erhielt 533 den Oberbefehl gegen die Vandalen, zeichnete sich durch Fürsorge für sein Heer und durch Kriegszucht aus, landete in Afrika, und nach dem ersten Siege über die durch ihren Arianismus den Eingebornen verhaßten Vandalen ergab sich Karthago, in einer zweiten Schlacht erlitten die Vandalen eine völlige Niederlage. Der entflohene König Gelimer gab sich, um dem äußersten Elende zu entgehen, gefangen, und wurde nebst den Seinen, so wie überhaupt alle gefangene Vandalen, von Justinian auf Belisars Verwendung großmüthig behandelt. Dieser hielt 534 zu Konstantinopel einen Triumph, und empfing 535 die Consulwürde. Die Ostgothen waren von den Vandalen beleidigt; denn Amalafrida, eine gothische Prinzessin, an Thrasimund verheirathet, hatte man insgeheim ermordet, und die Gothen, welche sie begleiteten, niedergemacht. Belisar war daher in Sicilien als Freund aufgenommen worden, erhielt dort Lebensmittel und Pferde, foderte aber nach Besiegung der Vandalen Lilybäum, welches Amalafrida als Mitgift erhalten hatte, als einen Theil des Reichs der Vandalen; grif, da ihm dies verweigert wurde, Sicilien an, und eroberte solches 535 nach geringer Gegenwehr. Im gothischen State herrschte Uneinigkeit, daher wurde auch Neapel von Belisar erobert und Rom 536 besetzt, befestigt und gegen Vitiges, den die Gothen jetzt zum Könige erwählten, vertheidigt. Er gerieth in große Noth, erhielt Entsatz, und bewilligte 537 den Gothen einen dreimonatlichen Waffenstillstand. Viele Städte, von den Gothen aus Mangel oder Besorgniß verlassen, unterwarfen sich, und Johann der Blutdürstige wurde von Belisar nach Picenum geschickt, und bemächtigte sich dort der Stadt Rimini. Da er auch Ravenna bedrohte, und in Mailand und Ligurien eine Empörung gegen die Gothen ausbrach, so zog Vitiges, der noch 538 Rom zu überrumpeln versuchte, sich zurück, litt viel auf dem Rückzuge, belagerte aber jetzt Rimini. Jedoch eine griechische Flotte überrumpelte Ankona, Narses landete mit einem neuen Heere, und entsetzte, vereint mit Belisar, Rimini. Narses erhielt ein unabhängiges Kommando. Konstantin, ein Unterfeldherr Belisars, wollte geplündertes Gut nach dessen Ausspruche nicht zurückgeben und ihn, da er seine Wache rief, tödten, ward aber, ohne fernere Untersuchung, durch Belisars Wache ermordet. Dessen Feinde mehrten sich von nun an, und viele von seinen Truppen begaben sich zum Heere des Narses. Hiedurch erholten sich die Gothen, erhielten den Beistand der Franken, und zerstörten Mailand. Belisar indessen setzte seine Eroberungen fort, und suchte, da jetzt Narses abgerufen wurde, das für unüberwindlich geachtete Ravenna durch Hunger einzunehmen. Justinian, ohne ihn zu befragen, wollte jetzt mit den Gothen Italien theilen. Belisar widersetzte sich dem Befehl; die Gothen trugen ihm ihre Krone an, er lehnte dies nicht ab, behauptete aber Ravenna, welches sich ihm 539 ergab, für Justinian, und kehrte auf dessen Befehl nach Konstantinopel zurück. 541 und 542 kämpfte er gegen Khosroes, den König der Perser, erfocht verschiedene Vortheile, streifte tief in sein Land, und bestimte ihn zu einem nachtheiligen Rückzuge. Belisar erhielt inzwischen durch seinen eignen Stiefsohn Photius Überzeugung von den Ausschweifungen der Antonina. Ihr Liebhaber Theodosius wurde verhaftet; aber Theodora, ihre Beschützerin, durch übereilte Äußerungen Belisars beleidigt. Durch diese fiel er nun in Ungnade; nicht nur verlor er das Kommando, sondern auch sein Vermögen wurde eingezogen, wovon er nur durch Fürbitte der Antonina und die Versöhnung mit ihr, einen Theil zurück erhielt.

In Italien waren indeß die Gothen unter Totila's Anführung glücklich. Jetzt wurde Belisar mit geringer Macht dahin gesandt, und nur durch die Fehler seiner Unterfeldherrn mislang ihm Roms Entsatz, dessen sich Totila 546 bemächtigte. Er unterließ die beabsichtigte Zerstörung, auf Verwendung Belisars, der, als Totila

nach Apulien zog, sich 547 wieder in Besitz Roms setzte, die zerstörten Befestigungswerke schnell herstellte, und die Stürme der zurückgekehrten Gothen abschlug. Vergeblich bat er um Verstärkung, auf Befehl Justinians mußte er nach Lucanien ziehen. Da seine Unterfeldherren die Besetzung der Pässe vernachlässigten, floh er, zu Kroton überfallen, nach Sicilien. Jede weitere Unternehmung mislang und auf Antonina's Verwendung 548 zurückberufen, wurde er, da sein Unglück seine Neider besänftigt hatte, von Justinian gnädig aufgenommen, dessen Stat seine auswärtigen Kriege schwächten, und den daher oft Schwärme von Barbaren verheerten.

Mit einem solchen Haufen von Bulgarn und Slaven drang 559 Zabergan über die gefrorne Donau unter den schrecklichsten Verheerungen bis in die Nähe von Konstantinopel, wo ein Erdbeben, die große Mauer, welche die umliegende Gegend schützen sollte, zum Theil zerstört hatte. Die Stadt war beinahe ohne Vertheidigung, als Belisar solche übernahm, mit einem schnell bewafneten Haufen ausrückte, und den angreifenden Feind mit Hilfe eines Hinterhaltes schlug; allein Zabergan hatte Freunde, Belisar Neider unter den Räthen des Kaisers. Belisar ward daher zurückberufen, das Jauchzen des Volkes wurde misgedeutet und er vom Kaiser kalt empfangen, Zabergan aber zog sich ungehindert zurück. Justinian, der am Ende seiner langen Regirung die Liebe aller Unterthanen verloren hatte, wurde bei einer, durch Unvorsichtigkeit entdeckten Empörung, dem Tode bestimt. Sergius, eines von den Häuptern der Verschwornen, wurde gefangen, gab auf der Folter zwei Hausbediente Belisars als Mitverschworne an, und diese erklärten wieder auf der Folter, daß sie mit Wissen ihres Herrn gehandelt hätten. Belisar wurde daher 564 sieben Monate lang gefangen gehalten, sein Vermögen sequestrirt; endlich aber für unschuldig erklärt, erhielt er sein Vermögen und seine Ehrenstellen wieder, und starb am 13. März 565. Der größte Theil seines Vermögens wurde nach seinem Tode vom Kaiser eingezogen; die Erzählung aber, daß er, auf Justinians Befehl geblendet, Almosen gesucht habe, ist eine Erdichtung späterer Zeiten (Procop., Agathias, Theophanes, Cedrenus, Zonaras). Marmontel hat bekantlich die Geschichte Belisars zu einem Roman umgebildet, der in die Klasse der Kyropädie und des Usong gehört. (*v. Baczko.*)

BELITZ, Stadt im preuß. Regirungsb. Potsdam, Zauch=belzigschen Kr., 6¼ M. von Berlin, an der Niepliz, die von hier aus das belitzer Wasser heißt, und durch die Saare der Havel unweit Potsdam zufließt, mit 267 Häusern, 1855 Einw., Flachsbau, Leinwand= und Tuchweberei. Unter der hiesigen geistlichen Inspection stehen 6 Pfarrer. Die zur Stadt gehörige Haide, aus der die Bürger freies Bauholz erhalten, beträgt 10,666 Morgen. Im 13. Jahrh. wurde zu dem hiesigen Wunderblute stark gewallfahrtet *). (*Stein.*)

BELITZA (Neu-), Kreisstadt im Gouv. Mohilew, unweit der Sosche. Misverständnisse zwischen dem Fr. Potemkin und dem Fr. Cantakusy, auf deren Gebiet die alte Stadt Belitza stand, — von der gegenwärtigen 23 W. entfernt — veranlaßten im J. 1777 die Versezzung derselben. Der Ort zählt 1420 christl. u. 214 jüd. Einw. und hat außer einer katholischen Kirche und einem steinernen Kronvorrathsmagazine, 244 hölz. Häuser. Der Kreis ist der südlichste des G., hat große Waldungen, aus denen vornehmlich viel Schifbauholz auf der Sosche in den Dnepr und durch den lepelschen Kanal die Düna hinunter, nach Riga geflößt wird — und 33,400 Einw. m. G., worunter viele Altgläubige, welche hier ihre vornehmsten Sloboden und 3 Mönchsklöster besitzen. — Hommel, 3 W. von der Kreisstadt entfernt, ein wohlhabender Marktflecken an der Sosche, dem Reichskanzler Gr. Romanzof gehörig, mit 17,650 Gutsbauern, einem schönen Schlosse, mehren großen steinernen Kirchen, 1 Volksschule nach der Bel=Lancasterschen Lehrmethode, mehren Fabrikanlagen, einer Dampfbrennerei und großen Schäferei von spanischer Zucht. (*v. Wichmann.*)

BELKNEY, BELKNAY (Jeremy), Prediger in Boston, geb. daselbst 1744. Von frühen Jahren an mit Sorgfalt zu den Wissenschaften angeleitet, studirte er mit großem Fleiß die klassische Literatur zu Cambridge, und gab dann, bis er Prediger wurde, in mehren Wissenschaften Unterricht. Einige anonyme Schriften, die er drucken ließ, zeichneten sich durch eine schöne Sprache und geistreichen Inhalt aus. Frühe schon wurde er Prediger zu Dover in New=Hampshire, und 1787, da er als vortreflicher Kanzelredner bekant worden war, in Boston. Zu einem der Aufseher des Harvord=Kollegium ernant, beförderte er mit ungemeiner Thätigkeit die wissenschaftliche Kultur überhaupt, und die Verbreitung einer praktischen Religionskentniß insbesondere. Um die historische und geographische Kentniß von Neu=England zu befördern, sorgte er für die Anlegung mehrer historischen Bibliotheken und vielfältigen Abschriften wichtiger Dokumente, und veranlaßte die Stiftung der in Boston noch bestehenden historischen Gesellschaft, deren Sekretär er war, bis er 1798 am Schlage starb. Als angenehmen, genau prüfenden und unparteiischen Historiker bewähren ihn seine History of New-Hampshire. Philadelphia. 1784—1792. Vol. III. 8. *); die American Biography. Boston 1792—1798. Vol. II. 8., eine vortrefliche Samlung, zu deren Fortsetzung er noch Materialien hinterließ; ferner: The Foresters, eine allegorische Schilderung der Nordamerikaner und ihrer Revolution mit Witz und Laune sehr gut durchgeführt, wovon er zwei Ausgaben erlebte. Einzele historische, moralische u. a. Aufsätze in den Zeitungen, im Apollo, Boston 1792, und in den darauf folgenden ersten Bänden der Collections of the Massachusetts historical society. Mit verschiedenen europäischen Gelehrten

*) S. mein Handbuch der Geschichte des preußischen Stats S. 56.

*) Der erste Band dieses, viel Neues enthaltenden Werks, erzählt die Geschichte bis zum Jahr 1715, der zweite bis 1790, und der dritte enthält a geographical description of the state, with sketches of its natural history, productions, improvements and present state of society and manners, laws and government. Ch. D. Ebeling, in seiner Erdbeschreibung und Geschichte von Amerika, Bd. 1. S. 3. ff. hat dieses Werk bei der Beschreibung von New=Hampshire, zum Grunde gelegt.

in England und Teutschland unterhielt er einen für diese sehr lehrreichen Briefwechsel **). (*Baur.*)

BELL (John), geboren gegen das Ende des 17. Jahrh. in England, begleitete in den J. 1715 — 18 als Arzt und Wundarzt die Gesandtschaft Peters des Großen nach Persien und in den folgenden drei Jahren die Gesandtschaft nach China. Von diesen Reisen lieferte er Berichte (Glasgow 1762.) die 1766 ins Englische und 1787 ins Teutsche übersetzt wurden; die Einfachheit des Erzählers erwirbt ihm Vertrauen. Er starb am 28. Aug. 1780. (*H.*)

BELLA, beträchtlicher Fluß in der Liptauer Gespansch. in N.-Ungern, im Kr. diesseit der Donau, der größte nach dem Wagfluß in dieser Gespansch., er entspringt in den nördlichen Thälern der Gespanschaft, fließt gegen Süden, hat einen schnellern Lauf als die Wag, ist durch seine Überschwemmungen viel gefährlicher als diese, und fällt unter Lipto-Ujvár in die Wag. (*Rumy.*)

BELLA, großes und volkreiches slowakisches Pfarrdorf in der Thuroczer Gespanschaft in N.-U., im Kr. diesseit der Donau, der gräfl. Révayschen Familie gehörig, besaß ehemals viele Privilegien. Auf einem steilen Hügel stand ehemals eine Burg, von der noch Ruinen zu sehen sind. Die Einwohner nähren sich von Feldbau und von der Schafzucht. In den Wäldern der Berge halten sich Bären, wilde Schweine, Hirsche, Hasen, Füchse und Luchse auf. Die Einwohner sind Katholiken. (*Rumy.*)

BELLA (Stephan della), geb. zu Florenz 1610, und gest. das. 1664, war der Sohn eines Goldschmidts, und lernte die Malerei bei Cesare Dandini; da aber seine Neigung mehr auf das Kupferstechen gerichtet war, so nahm er Unterricht darin bei Cantagallina, der auch Callot's Lehrmeister gewesen. Anfangs radirte Bella in der Manier Callot's, da ihm aber die Radirnadel so viel Zwang auflegte, bildete er sich einen eignen Styl, der zierlich malerisch und leicht, noch von keinem Künstler übertroffen wurde. Alles ist bei ihm auf malerische Wirkung berechnet, und seine feine Nadel wirkt klar bis in die dunkelsten Schatten. Daß diese Behandlung sich nicht zu großen Ausführungen eigne, fühlte er recht wohl, daher blieb er auch nur bei kleinen Gegenständen, und wurde so einzig Meister in seiner Art. In der Zeichnung ist er größtentheils richtig, und wenn Hände und Füße öfters vernachlässigt sind, so zeigt er sich in den Köpfen um so lobenswerther, die wirklich viel Großheit des Charakters haben. Freilich können bei der bedeutenden Anzahl von Gegenständen, die er aus fast allen Arten der Kunst darstellte, nicht alle von gleichem Werthe seyn; wie denn z. B. an seinen Thieren, zwar wol die Ausführung zu loben, Zeichnung und Charakter aber nicht genau genug aufgefaßt sind. — Nach mannigfaltigen Reisen, die er in Italien, Frankreich und den Niederlanden gemacht, kehrte er 1650 nach Florenz zurück, erhielt vom Großherzog eine Pension und wurde Lehrer bei dessen Sohne Cosmus II. Gegen das Ende seines Lebens radirte er noch fünf Blätter, in denen der Tod Menschen jedes Alters entführt. Das Werk dieses Meisters enthält über 1400 Blätter, einen Theil davon, findet man in Huber und Rost's Handbuch Th. 4. S. 5. angegeben. (*Weise.*)

**) A biographical Dictionary containing a brief account of the first settlers and other eminent characters in New-England by J. Eliot. Salem and Boston 1809. 8. ausgezogen in der Hall. Lit. Ztg. 1813. No. 160.

BELLAC, Hauptstadt eines Distrikts von 36 Q. Meilen und 76,000 Einw. im franz. Dep. Obervienne. Sie liegt am Vincou auf dem Abhange eines steilen Hügels, worauf sonst ein festes Schloß stand, zählt 1 Kirche, 532 Häus., 3291 Einwohner und unterhält Gerbereien. (*Hassel.*)

Bellad, s. Belad.

BELLADONNA (Waldnachtschatten, Tollkraut, Toll-Wolfskirsche, Wuth-, Wind-, Schlaf- oder Teufelsbeere), Atropa Belladonna *L.*, eine 5 — 6 Schuh hohe, auf waldigen Gebirgen und in schattigen Schlaghölzern Italiens, Englands, Teutschlands und der Schweiz nicht seltene, perennirende Giftpflanze. Ihre Wurzel ist ziemlich lang, rund, einen und m. Zolle dick, frisch weichfleischig und saftig, knotig, ästig, stark befasert, außen röthlich braun oder graugelblich, innen weißlich, von betäubendem, widrigem Geruche und ekelhaft süßlichem, etwas herben Geschmacke. Der 3 — 5 Fuß hohe, aufrechte, krautartige, ästige, mit einer braunrothen oder schmuziggrünen, glatten, jung aber kurzbehaarten Rinde bedeckte Stengel trägt ziemlich große, kurzgestielte, ovallanzettförmige, zugespitzte, ungetheilte, ganzrandige, dünne, saftige, jung etwas wollige, ganz ausgewachsen aber glatte, auf der Oberfläche dunkelgrüne, auf der untern blässere und feinhaarige, betäubend riechende und etwas scharf zusammenziehend schmeckende Blätter; die Wurzelblätter sind größer. Die Blumenstiele kommen bei uns im Junius und Julius aus den Blattwinkeln hervor, und tragen den ganzen Sommer über glockenförmige, gestreifte, schmuzig violetblaue, innen röthere, unterhalb oft grünliche, am Rande fünffach gelappte, über den fünftheiligen, etwas höckrigen Kelch lang hervorragende, fast ganz geruchlose Blumen. Die kugelrunden, etwas gepreßten, anfangs grünen, dann glänzend purpurschwarzen, reifen kleinen Sauerkirschen ähnlichen Beeren, sind an der Basis vom Kelche umgeben, und enthalten einen violetten, widrig süß schmeckenden Saft, und in zwei Fächern vielen, kleinen, gelben, nierenförmigen Samen.

Chemisch untersucht enthalten die Blätter, nach Vauquelin, außer einer in Weingeist auflöslichen, ekelhaft bittern Substanz, welche viel Kohle *) mit vielem Wasser- und Stickstof, aber wenig Sauerstof in der trocknen Destillation gibt, ein Übermaß von narkotischem Stoffe, den 1819 Runge und Brandes für ein eigenes Pflanzenkaloid erkanten, und Atropin (Atropium), nanten. Nach Pelletier und Caventou ist dasselbe an eine Säure gebunden, die Brandes für Äpfelsäure, Runge aber, der sogar zwei annimt, für eigenthümlich hält, u. Atropinsäure nent. Beim Digeriren des wäßrigen Belladonnablätterauszugs mit ge-

*) In der Asche will Brandes eine Spur von Kupfer gefunden haben.

branter Bittererde wird das Salz zersetzt, und aus dem Bittererderückstande von kochendem Alkohol das Kaloid aufgenommen, welches dann gerötheteß Lackmuspapier nach längerm Einwirken wieder blauet. Nur in der Siedhitze löst Weinalkohol dies Kaloid auf, aber weit weniger davon, als vom Morphin. Kaltes Wasser nimt nur höchst wenig von frisch gefälletem, siedendes etwas mehr in sich auf; Äther und Terpentinöl wirken auch im Sieden nur wenig darauf. Seine Salze lösen sich sehr leicht auf, lassen sich aber nicht neutral darstellen. — Schon aus seiner Wirkung auf den thierischen Organismus läßt sich schließen, daß das Atropin das eigenthümliche Substrat der narkotischen Wirkungen der Belladonna sey. Der bloße Dunst der Auflösung seiner Salze betäubt, macht beim längern Einathmen heftige Eingenommenheit des Kopfs, Schwindel, Rückenschmerz, Neigung zum Erbrechen, außerordentliche Erweiterung der Pupillen, mehrstündige Unempfindlichkeit gegen Lichteinfluß, mehrtägige Starrheit der Augen ꝛc. Das schwefelsaure salzig schmeckende Atropin, auch in geringer Menge genommen, verursacht noch dazu Zittern der Glieder, Frost und Hitze, Spannung auf der Brust, erschwertes Athmen, langsamen Blutumlauf ꝛc. (vgl. Runge's neueste phytochem. Entdeckung. Berl. 1820. 8. 1. Liefer., Rud. Brandes in Buchner's Repertor. f. die Pharmacie. 1820. VIII. 3.).

Arzneilich benutzt man die Belladonnablätter und Wurzel. Erstre werden vor dem Blühen gesammelt, schnell und vorsichtig getrocknet, sogleich nach dem Trocknen gepulvert, und, als Pulver, in wohlverpichten Glasflaschen aufgehoben. Die Wurzel nimt man im Frühjahre von zwei- bis dreijährigen wildwachsenden Pflanzen, trocknet, und bewahrt sie ebenfalls gut auf.

Sie hat noch mehr, als die Blätter, ein ausgezeichnetes flüchtiges Reizvermögen, besonders auf die höhern Nervensysteme, und ähnelt darin sehr dem Opium, doch dürfte sie in ihrer Beschränkungskraft enormer Grade der erhöhten Erregbarkeit, demselben vorzuziehen seyn. In sehr kleinen Gaben wirkt sie stark auflösend, und dient daher zur Beschränkung überwiegender Cohäsionsprozesse. Sollte nicht aus dieser doppelten Wirkungsart noch ihre Eigenschaft resultiren, gewisse Contagien: Scharlach- u. Hundswuthgift so zu modifiziren, daß sie in eine ganz andre, unschädlichere Mischung übergehen, und in dieser als indifferenzirte Stoffe ausgeleert werden?

Mit mehrem und wenigerm Erfolg hat man die Belladonna nebst Abführmitteln in der Melancholie und Manie gebraucht, für sich aber in manchen Epilepsien, im Veitstanze, im halbseitigen Schlagflusse, im Gesichtsschmerz mit Ipecacuanha, bei Zuckungen, bei krampfhafter Lähmung der Antlitzmuskeln, bei Amblyopie, Amaurose, bei Zusammenziehungen des Schlochs gegen hartnäckigen Magenkrampf, im Keuchhusten zu 1½ — 5 Granen nach Maßgabe des Alters, wiewol sie hier bei starken vollsaftigen Kindern leicht Brustbeklemmung herbeiführen kann. Als früheres Geheimmittel eines Bergmanns zum Schichthäusern am Osterwalde gegen die Wasserscheu nach dem Bisse wüthender Thiere machte sie der Prediger Schmidt aus Luttickschän im Hanöverschen 1768 zuerst öffentlich bekant, aber der Superint. Münch und dessen Söhne wandten sie in mehren Fällen, und in genauer bestimten Gaben an, nach ihnen mehre Ärzte, wenn die Bißwunden gehörig besorgt waren. Eine Hauptregel bei Anwendung der Belladonna ist, sie so lange und in so starker Gabe nehmen zu lassen, bis sich leichter Schwindel, Flimmern vor den Augen, Veränderung der Pupille, starrer Blick, Antlitzröthe, leichte Sinnenverwirrung, hastigere Selenthätigkeit, Trockenheit des Mundes, Schlaf, starker Schweiß und Harndrang einstellen. Ferner dient sie innerlich und äußerlich in Salben, in feuchten und trocknen Umschlägen und Bähungen gegen Scirrhus u. Krebs, aber nur bei deren erster Bildung, und noch bestehender Verbindung mit dem lebenden Organismus, nebst Kirschlorbeerwasser bei andern innerlichen u. äußerlichen Drüsenverhärtungen. Auch räth man sie in der Gelb- und Wassersucht mit Stinkasant in tief eingewurzelter Hypochondrie, und für sich von ½ — 1½ Gr. alle 3 Stunden in hartnäckigen einfachen Wechselfiebern. Desgleichen hat man sie bei Rheumatismen, Gicht, storbutischen Geschwüren, Flechten, im Pemphygus, bei Gebärmutterhalsverhärtungen ꝛc. empfohlen, und sogar bei der Pest versucht. — Die ihr von Sam. Hahnemann beigelegte Schutzkraft gegen das Scharlachfieber haben zum Theil neuere Erfahrungen bestätigt. Die Anwendungsform ist hier: Extr. bellad. vulg. gr. I. Aquae font. Unc. III. S. Morgens und Abends 25 Tropfen; oder Extr. rad. bellad. frigide par. gr. ß. Aquae flor. aurant. Unc. IV., Spir. vini Dr. I. M. S. für ein zweijähriges Kind Morgens und Abends 1 Theelöffel, für ältere und jüngere nach Verhältniß mehr und weniger; oder die Wurzel zu gr. II. mit genug Zucker in 60 gleiche Pulver getheilt, täglich 4 Mal ¼ — 5 Pulver nach dem Alter. — Ein zufällig aus einer Handvoll Belladonnablätter bereitetes Klystir verschafte augenblickliche Hilfe bei einem eingeklemten Bruche. —

Die Blätter verordnet man innerlich in stärkerer Gabe (zu 3 — 5 Granen), als die Wurzel, am besten in Pulverform, meist mit kleinen Gaben (1 Gran) anfangend, und so lange steigend, bis obige Erscheinungen eintreten. Das, vorzugsweise a. d. frischen Kraute kalt, oder durch höchst gelinde Wärme, in der Auflösungspresse bereitete Extrakt wählt man zum innerlichen Gebrauch bei Kindern und sehr eigensinnigen Kranken in kleinerer Dosis ($\frac{1}{16}$ — ⅛ ꝛc. Gr.), als das gemeine, und äußerl., in Auflösung von 1 Theil in 4 Wassers tropfenweise ins Auge gebracht, praemiss. praemittendis bei sthenischen und skrophulösen Augenentzündungen, innerlich und äußerlich bei der Ophthalmia gonorrhoica u. purulenta, bei Verengerung des Schlochs ꝛc. Nach Scheidtweiler wirkte ein Stecknadelskopfgroßes Klümpchen von einem mit Schimmelhaut bedeckten, und mit grünem Stof bereiteten Extrakt in ¾ Stunden sehr heftig, milder ohne diesen. — Des Belladonnapflasters kann man sich bei Drüsenverhärtungen, Milchknoten u. s. w. bedienen (vgl. J. H. Münch Beob. üb. angewendete Belladonna bei den Menschen. Stendal. 1789. 8. — B. J. Münch prakt. Abhandl. von der Belladonna und ihre Anwendung. Gött. 1785. 8. — *Sam. Hahnemann* de viribus medic. P. I. p. 25 — 46. ꝛc. — Dessen Heilung und Verhüt. des Schar-

lachfiebers. Gotha 1800. 8. — Berndt u. Hufel. Journ. d. pr. H. K. 1820. 8. Stk. — Rauschenbusch und Spiritus Ebendas. — Muhrbeck Ebend. 1821. — Bayer in Horn's Arch. f. med. Erf. 1820. 2. Hft. 1821. 2. Hft.). (*Th. Schreger.*)

Belladonna (toxikologisch), ist in allen seinen Theilen eines der stärksten narkotisch-scharfen Giftgewächse, und gehört im chemischen Sinne zu den betäubenden Pflanzen mit Giftbasen. — Die wildwachsende ist giftiger, als die in Gärten gebaute. Weniger giftig sind ihre Beeren, als ihre Blätter, und diese wieder weniger, als ihre Wurzeln. Das Extrakt ist fast ebenso giftig, wie die frischen Pflanzentheile. — Es gibt leider! nur zu viele Fälle, wo nicht nur Kinder, sondern auch Erwachsene die reifen Tollbeeren für Kirschen aßen, und daran starben *), als daß man nicht Kinder und Unkundige überhaupt, durch Selbstanschauung der Pflanze, und ihrer verführerischen Früchte in der Natur rc., vor deren Genuß warnen, oder dieselbe, wenigstens an Waldrändern und öffentlichen Wegen, ganz ausrotten und sich für den Arzneibedarf mit der an mehr isolirten und nur für Sachverständige zugänglichen Plätzen cultivirten Pflanze begnügen sollte.

Örtlich wirkt die Belladonna unbedeutend, aber absorbirt, greift sie die Nerven, besonders das Hirn heftig an. Ihre Wirkung dauert dann wenigstens 58, meist 72 Stunden, und äußert sich durch allgemeinen Frost, Blässe, Schreckhaftigkeit, Schwindel, Betäubung, Trunkenheit, weit klaffende Augendeckel und erweiterte Augensterne, durch Furcht mit Weinen und Schluchzen, Verrücktheit, lustigen Wahnsinn oder Bewegungs- und Arbeitsscheu, Gliedersteifheit, Verfall der Sprache und Stimme, verhindertes Schlingen, Zittern der Zunge, Trink- und Eßunlust, manchmal durch unauslöschlichen Durst, Stuhl- und Harnunterdrückung, sehr kleinen, schnellen Puls, Gliederschwere, kleine Zuckungen, Schlafsucht, Schlaflosigkeit aus Angst, Blutandrang nach dem Kopfe, Hitze, Röthe und Schweiß am Kopfe, Aufschwellen desselben, schlagflüssigen Zustand, innere Hitze und äußre Kälte, kalte Füße, häufigen kalten Handschweiß, krampfhaftes Aufstoßen, gestörten Drang zum Erbrechen und Stuhlgang, widrigen Geschmack bei reiner Zunge, Grimmen mit Aufschwellen des Unterleibes, Gefühl von Zusammenschnürung in der Nabelgegend, plötzliche, heftige, kurzdauernde Schmerzen in beiden Brust- und Bauchseiten, in den Lenden und Ellbogen, meist während des Schlafs unter Winden und Krümmen (in der 8, 16, u. 30. Stunde), durch Leibschneiden mit leerem Stuhlzwang oder kleine unwillkürliche Darm- und Harnausleerungen, heftiges Jucken in den Füßen, bohrenden Schmerz in den Fußsohlen, Fußgeschwulst am Abend, Lähmung der Füße, heftiges Kopf-, besonders Ohren- und Ohrdrüsenweh, Speichelfluß, häufiges Haarausfallen, Blutungen aus Mund, Nase und After; kleine, bald eiternde und mit Schorfen bedeckte Pusteln- u. scharlachähnliche Flecken auf mehren Hautstellen; in der 30. Stunde durch großen, vollen, seltenen Puls, schreckliche Tobsucht rc.; durch zusammengezogene, schwer zu erweiternde Augensterne, vermehrte Eßlust, heftigen Durst und Schweiß, tiefen, todesähnlichen Schlaf mit kaltem Schweiß, wiederholten allgemeinen Starrkrampf, oder auch in seltenen Fällen durch starke Convulsionen, durch vollen, seltenen, jetzt aussetzenden Puls, röchelndes und aussetzendes Athemholen, dem endlich unter Zuckungen der Tod folgt. — Dergleichen Leichen faulen insgemein sehr schnell, schwellen gewaltig auf, verbreiten einen entsetzlichen Gestank; werden über den ganzen Leib, oder doch an mehren Stellen mit Brandflecken bedeckt; die Oberhaut löst sich ab, und aus allen natürlichen Öfnungen fließt Blut, Schaum oder eine rothgelbe scharfe Jauche; die Unterleibseingeweide sind entzündet, und brandig; das Gehirn ist entmischt, und mit flüssigem Blute überfüllt.

Zur Ausmittelung des Giftes kann man dessen etwaige Überreste im Magen, oder in dem schon Ausgebrochenen mit siedendem Wasser ausziehen, die Flüssigkeit verdünsten, und kalt filtriren, dann aber etwas davon, nach Runge, mit einem feinen Haarpinsel auf die Pupille eines dem Lichte zugekehrten jungen Katzenauges bringen, um deren hierauf folgende Erweiterung zu beobachten. — Beerenschalen und Samen findet man wol auch noch unzersetzt im Magen, oder doch in den durch Erbrechen oder Stuhlgang ausgeleerten Materien.

Den tödtlichen Folgen einer Belladonnavergiftung läßt sich noch bei Zeiten vorbeugen, wenn nicht Erbrechen freiwillig oder hinreichend erfolgt, durch Trinken vielen warmen Wassers, Butterwassers, Milch, Fleischbrühe, Fettöls rc. oder durch ein Brechmittel, z. B. von Ipecacuanhawein alle Stunden 1 Unze mit warmen Weinessigmolken, der, wie alles Flüssige, bei erschwertem Schlingen, durch den Mund mittelst eines Katheters, oder einer biegsamen Röhre beizubringen ist. Dann gibt man dem an frische Luft gebrachten Kranken abwechselnd und oft einen Aufguß von grünem Thee, Essig oder Citronensaft, oder Zuckerwasser u. a. Pflanzensäuren mit Hafer- oder Gerstenschleim sowol durch den Mund, als durch Klystiere, oder läßt ihn sogleich viel kaltes Wasser trinken, bei starkem Blutandrang nach dem Kopf, diesen während der Anwendung eines warmen Bades mit kaltem Essigwasser waschen, Blutegel dort saugen, warme feuchte Bauchüberschläge machen, und Chamillenöl in die Magengegend einreiben. Bei Stupor und Lethargie dienen geschärfte Senfteige an die Waden oder viele Blasenpflaster, immerwährendes Bewegen und Rütteln des Körpers; bei hartnäckiger Leibesverstopfung und Meteorismus eiskalte Essigumschläge auf den Bauch und dergleichen Klystire. —

Als Nachwehen der Vergiftung bleiben oft chronischer Magenkrampf, anhaltende Appetitlosigkeit, kalte, schmerzhafte, langwierige Geschwülste zurück. (*Th. Schreger.*)

Belladonna (Thierheilkunde). Von dieser für den Menschen so giftigen Pflanze können unsere Hausthiere ungeheure Gaben ohne Nachtheil vertragen. Ehemals, als die Thierarzneikunde noch in ihrer Kindheit war, verschrieb man sie für Thiere granweise wie für Menschen, allein nachherige Versuche lehrten, daß man

---

*) S. Fr. Gmelin's Gesch. der Pflanzengifte. S. 301. rc. — Orfila allgem. Toxicologie rc. III. S. 271, u. a. toxicologische Schriften von Halle, Mayer, Kolbani, Götz, Wendt, Plato, Schneider, u. s. w.

sie Pferden und Kühen Pfundweise mehre Male des Tages reichen kann, ehe man auffallend betäubende Wirkung davon verspürt; daß Schafe und Ziegen das Kraut beinahe wie Gras fressen, und daß selbst Hunde und Kaninchen mehre Lothe davon ohne üble Folgen vertragen können.

Münch verschrieb die getrockneten Blätter als ein Heilmittel in einer Gabe von 4 bis 5 Loth für Pferde u. von 2 bis 4 Loth für das Hornvieh [1]), allein Viborg gab einem alten Wallachen 1 Pfd. von den frischen Blättern ohne Wirkung; eine Stute erhielt ¾ Pfd. frischer Beeren, wonach sie blos etwas aufgetrieben wurde; und einem Eselsbengste gab man etwas über 1 Pfd. beinahe reifer Beeren, ohne andere Wirkung, als etwas Aufgetriebenheit des Bauchs, unordentlichen Puls und verminderte Freßlust; aber auch bei diesem waren alle Wirkungen den folgenden Tag ganz verschwunden. Auch Pilger gab mehren Pferden ungeheure Gaben von dieser Pflanze bis zum Pfunde, ohne alle üble Folgen [2]).

So wenig giftige Wirkungen die Belladonna auf unsre grasfressenden Hausthiere äußert, eben so gering sind dieselben auf Fleischfresser, wenn sie in nicht gar zu starken Dosen gereicht wird. So erhielt bei den Viborgschen Versuchen ein Hund 3 Loth von der frischen Wurzel, ohne Wirkung, und am folgenden Tage erhielt derselbe noch 4 Loth, welche blos trübe thränende Augen mit erweiterter Pupille verursachten, die nach 3—4 Tagen wieder völlig verschwunden waren. Ein Hund erhielt 6 Loth Wurzel, ohne tödtliche Wirkung; es zeigte sich blos heftiges Erbrechen. Ein andrer Hund bekam 1 Loth frische Beeren; ein vierter dieselbe Gabe, und zwei Tage darauf 26 Beeren, alles ohne Wirkung, und endlich erhielt ein fünfter Hund 2 Loth Saft, ohne üble Folgen [3]).

Münch und Sander priesen die Belladonna als ein specifisches Mittel gegen den Rotz an [4]), allein auf der dänischen Veterinärschule versuchte man sie gegen diese Krankheit ohne Wirkung. Gegen die Hundswuth wurde sie vielfältig angepriesen und so unter andern von Erxleben, der sie nebst der äußerlichen Behandlung, sehr lobte, und zwar soll man den Pferden und Kühen ½ Unze von den Blättern oder drei Drachmen von der Wurzel geben; Füllen und Kälber von 40 Gran bis 1 Drachme, und Hunden und Schweinen von 25 Gran bis ½ Drachme, zwei bis drei Mal binnen 48 Stunden; allein auch hier leistet sie bei Thieren nichts [5]) und bis jetzt kann man sich wol nur allein bei dem sogenanten Blaumelken der Kühe von ihr gute Wirkung versprechen, s. Blaumelken oder blaue Milch. (*Greve.*)

BELLAISE (Julien), gelehrter Benedictiner von St. Maur, geb. zu St. Simforien im Sprengel von Avranches 1641, und gest. in der Abtei St. Oven in Rouen am 23 März 1711. Er hat an der von den Benediktinern Nicolas le Nourry und Jacob du Frische besorgten großen Ausgabe der Werke des heiligen Ambrosius mit Antheil gehabt [1]), hat auch eine Samlung von sich auf die Concilien der Normandie beziehenden Urkunden veranstaltet, deren Herausgabe aber einem seiner Ordensbrüder, dem Wilhelm Bessin, vorbehalten blieb [2]). (*Mohnike.*)

Bellamont, s. Ochsenhausen.

BELLAMY (Joseph), ein berühmter Theolog in den vereinigten Freistaten von Nordamerika, geb. 1718 zu New-Haven in Connecticut. Schon in seinem 16. Jahre promovirte er im Yale-Kollegium, und im 18. wurde er Prediger. Als 1742 ein Haufen religiöser Fanatiker umherzog, um die Wiederauflebung der Religion zu predigen, gesellte sich Bellamy zu ihnen, und durchzog unter täglichem Predigen Connecticut, Massachusetts und New-York; allein nachdem er die Ausartung der Fanatiker einsehen gelernt hatte, kehrte er bald wieder nach Bethlehem, damals einem Dörfchen, wo er 1740 ordinirt worden war, zurück. Hier schrieb er: True religion delineated, ein mehrmals aufgelegtes, viel gelesenes Buch, worin ein sicheres Urtheil und gute theologische Kentnisse herrschen. Ferner: Dialogues on Theron and Aspasia unter dem Namen Paulinus; The millenium and the wisdom of God in the permission of sin; Sermons on the divinity of Christ, nebst mehren einzelen Predigten und Abhandlungen. Für diejenigen, welche ihre Universitätsjahre vollendet hatten, hielt er eine theologische Schule, in der sie zum Predigtamte vorbereitet wurden. Sein Religionssystem war das der superalapsarischen Calvinisten, und er stand an der Spitze der sogenanten Edwardianer und Hopkintonianer, die man an einigen Orten auch nach seinem Namen, Bellamyten nante. In seinen ersten Zeiten predigte er sehr populär, nachmals aber gefiel er mit seinen blos dogmatischen, seine besondern Meinungen aussprechenden Reden weit weniger. Dr. Erskine in Edinburg, einer von seinen Korrespondenten, sandte ihm das theologische Doctordiplom. Der Präsident Edwards vom Princetown-Kollegium in New-Jersey, den die Amerikaner ihren Locke nennen, war ein vertrauter Freund von ihm. Er starb 1790, nachdem er 50 Jahre Prediger gewesen war †). (*Baur.*)

---

1) S. Münch's Anleitung, wie und in welchen Fällen die Belladonna bei den Thieren in der Landwirthschaft anzuwenden ist. 1787. S. 20. 2) S. Pilger's Handbuch der Veterinär-Wissenschaft. 2. B. S. 427. 3) S. Viborg's Saml. 3. B. S. 146—148. 4) S. Hanöv. Mag. 45. Stück 1770. S. 714—718. 5) S. Greve's Beobachtungen üb. d. Krankh. d. Hausthiere 1. B. S. 162—163. und dessen Wahrnehmung am Rindvich 1819. 1. B. S. 153.

1) Sancti *Ambrosii*, Mediolanensis Episcopi, Opera ad manuscriptos codices Vaticanos, Gallicanos, Belgicos etc. nec non ad editiones veteres emendata studio et labore Monachor. Ordin. S. Bened. e Congreg. S. Mauri. Paris. 1686. et 1690. II. Voll. fol. Bei Tessin steht B. 1. S. 432. zwei Mal unrichtig Johann Duchene statt Jacob du Frische. M. v. d. Art. Du Frische und Nourry. 2) Eine frühere Samlung dieser Art war schon von dem Benediktiner Joh. Franz Pommeraye, nach dem Vorgange des Angelus Godin, 1677 herausgegeben worden. Man verbessere bei Tessin B. 1. S. 185. Z. 2. v. u. die sehr unrichtige Stelle: war mit auf der Kirchenversamlung ——— die 1080 gehalten worden, durch: war bis auf die Kirchenversamlung, die 1080 gehalten worden war, gekommen. Man s. außer den frühern Schriftstellern über die Kongregation von St. Maur, Bernh. Pez und Phil. le Cerf (S. 15 und 16.) vorzüglich Tessin's Gelehrtengesch. dieser Kongregation B. 1. S. 481 und 482.

†) A biographical Dictionary containing a brief account of

BELLAMY (Jacob), einer der merkwürdigern holländischen Dichter neuerer Zeit. Er wurde geboren zu Vliessingen 1757. Sein Vater war ein dürftiger Handwerker, und er selbst sollte Bäcker werden. Durch einige Verse, die eine Anlage zur Dichtkunst verriethen, erregte er die Aufmerksamkeit einiger begüterten Kunstfreunde in seiner Vaterstadt, die sich mit einander vereinigten, ihn auf ihre Kosten zu Utrecht Theologie studiren zu lassen. Bald aber lebte er daselbst mehr der Dichtkunst, als dem ernsten Studium seiner Wissenschaft, und stiftete mit seinen Freunden Kleyn, einem nachherigen berühmten Rechtsgelehrten zu Arnhem, und den im Verfolg der Zeit als Kanzelredner und Orientalist berühmt gewordenen Professor Rau zu Utrecht, die damals auch dort studirten, eine poetische Gesellschaft, die sich die Veredlung und einen höhern Aufschwung der Poesie in Holland, und insbesondere auch die Nachahmung der neuern teutschen Dichter, zum Ziel setzte. — Bellamy behauptete in dieser Gesellschaft den ersten Rang, und machte in der Dichtkunst vorzügliche Fortschritte. Außer einem wahren poetischen Genie war er mit tiefer Empfindung ausgestattet, und verband mit einem sehr feinen Geschmack eine ungemeine Leichtigkeit des Ausdrucks. Sein erstes bedeutendes poetisches Werk waren: Vaterlandsche Gezangen van Zeelandus, 1785, welchem noch mehre andere dichterische Arbeiten folgten. Bellamy starb indeß schon 1786, in einem Alter von 28 Jahren. — Er brachte es in seiner Kunst nicht zu einer völligen Reife, auch neigte sich seine Manier etwas zu sehr nach der damals auch in Teutschland beliebten sentimentalischen Dichtart. Doch bleibt ihm das Verdienst, in der holländischen Poesie Epoche gemacht zu haben, und der erste gewesen zu seyn, der darin einen höhern Geist, einen feinern Geschmack und einen edlern, gewähltern Ausdruck einführte, und insbesondere auch mehren einzelen Arten derselben eine schönere Farbe gab, als sie noch bis dahin in Holland gehabt hatten. (*J. Ch. H. Gittermann.*)

BELLANGE (Jacob), geb. zu Chalons ums J. 1610 *), gebildet unter Claudius Henriet, und Simon Vouet, gehört zu den Malern, die mehr durch Affectation als Wahrheit zu interessiren suchen; denn seine Stellungen der Figuren sind gezwungen, die Köpfe zu sehr verdreht, die Extremitäten unrichtig gezeichnet, und überhaupt das richtige Verhältniß zu sehr vernachlässigt. Doch besaß er ein gefälliges Kolorit, und durch die Vertheilung des Lichts und Schattens erhalten seine Gemälde einen angenehmen Reiz. Er hat gegen 50 Blätter in einem angenehmen Styl radirt, welche wegen ihrer guten Wirkung und fleißigen Ausführung, von den Kennern geschätzt werden. (*Weise.*)

BELLARDIA Allion. ist Barthia versicolor und Trinago Pers. — *Bellardia* Schreb. Willd. ist Tontanea Aubl., eine Pflanzen-Gattung aus der Familie der Rubiaceen, und der vierten Linné'schen Klasse. Sie hat einen viertheiligen stehen bleibenden Kelch, eine trichterförmige viertheilige Korolle, vier vorstehende Antheren, ein gespaltenes Pistill, und eine zweifächerige Beere, an deren Scheidewand die geränderten Samen sitzen. Die einzige bekante Art: B. *repens* W. (Tontanea guianensis Aubl. guian. I. p. 108. t. 42.), hat einen niederliegenden wurzelnden Stamm, aufrechte behaarte Zweige, eiförmig gestielte, etwas filzige glattrandige Blätter, lang gestielte Blüthenknöpfe mit weißen etwas blaulichen Blumen. (*Sprengel.*)

BELLARMINO, Robert [1]), der berühmteste Verfechter der katholischen Kirchenlehre im 16. Jahrh., geb. den 4. Oktob. 1542 zu Montepulciano im Florentinischen, Neffe des Kardinals Cervino, der 1555 unter dem Namen Marcellus II. 21 Tage Papst war, trat wissenschaftlich vorbereitet 1560 in das Noviziat der Jesuiten zu Rom, genoß daselbst den akademischen Unterricht, und lehrte in den Kollegien seines Ordens zu Florenz 1563 Humaniora und Astronomie, zu Mondovi in Piemont 1564 bis 1567 Rhetorik mit Erklärung der griechischen Redner, deren Sprache er dort selbst erst lernte. Schon hier that er sich als Prediger hervor, machte aber auch zur Übung in der Demuth den Thürsteher seines Ordenshauses. Theologie studirte er 1567 und 1568 zu Padua, und 1569 zu Löwen, wo er 1570 als Lehrer der theologischen Wissenschaften, der erste seines Ordens bei dieser Universität, auftrat, und sowol durch seine Vorlesungen, als durch seine Predigten [2]), in den Ruf eines Mannes von Geist und Gelehrsamkeit kam. Damals lernte er hebräisch, und schrieb auch eine Grammatik dieser Sprache [3]) von geringem Werthe. Eine bessere Frucht seines siebenjährigen Aufenthalts zu Löwen war sein Werk über die Kirchenschriftsteller von Moses bis in das 16te Jahrh. [4]), das viel Belesenheit verräth, aber im Urtheil seicht und befangen ist, und nur wegen der für seine Zeit rühmlichen Untersuchungen über die Echtheit der Werke einiger Schriftsteller geschätzt werden konte. Die gründlichern und vollständigern Bearbeitungen der kirchlichen Literärgeschichte, die seit dem Ende des 17. Jahrh. erschienen, haben es unbrauchbar gemacht, und viele Unrichtigkeiten darin nachgewiesen. Von Löwen 1576 nach Rom berufen, hielt er bis 1589 im Kollegium der Jesuiten daselbst Vorlesungen über die Polemik, aus denen sein unter dem Titel: Disputationes de controversiis fidei adversus hujus temporis haereticos [5]) erschie-

---

the first settlers and other eminent characters in New-England, by J. Eliot. Salem and Boston. 1809. 8. ausgezogen in der Hall. Lit. Ztg. 1813. No. 160.

*) Nach Füßli's raisonnirendem Verzeichn. der Kupferst. wird das Jahr 1612 angegeben.

1) Eigentlich Franz Romulus Robert, er bediente sich aber nur des letzten Namens. 2) Conciones habitae Lovanii. Colon. 1605. 4. Venet. 1617. 4. 3) Institutiones linguae hebr. et exercitationes gramm. in Ps. 34. Rom. 1578. 1585. dann Colon. 1580. 1618. 1640. Lugd. 1596. Ven. 1606. Antv. 1596. 1606. 1616. Genev. 1606. 1616. 1619, am besten Par. 1622. stets in 8. 4) De scriptoribus eccl. adj. indicibus et brevi chronologia Rom. 1613. 4. Colon. und Lugd. 1613. 8., besser von Sirmond Par. 1617. 31. 44. 8. auch Lugd. 1663. 8. Supplemente sind *Phil. Labbe* De scriptt. eccl. quos attigit Bellarminus philol. et hist. dissertatio Par. 1660. 2 Vol. 8. *Casp. Oudin.* Supplementa de scriptt. eccl. a Bellarm. omissis Par. 1686. 8. 5) Nach *Fuligatti* vita Bellarm., dem auch Niceron und Schröckh (christl. Kirchengesch. seit d. Reform. IV. 261.) beitritt, zuerst zu Rom I. 1581. II. 1582. III. 1592. Fol., nach *Possevini* Apparatus sacer. (II. p. 330.), Bayle und Walch

nenes Hauptwerk entstand, das seinen Namen verewigt, und sich als eine Rüstkammer der brauchbarsten Waffen gegen die Lehren der Gegner des Katholicismus lange im größten Ansehn erhalten hat. Die Materien sind darin besser als bei ältern Polemikern geordnet, und in wissenschaftlichen Zusammenhang gebracht, die Beweisgründe der Protestanten und anderer Ketzer treu, oft mit ihren eigenen Worten angeführt, und wenn auch mit stolzer Geringschätzung, doch ohne Schmähungen abgefertigt, auch Ton und Schreibart im Ganzen zweckmäßig. Nur kann man es nicht mit seinen Ordens- und Glaubensgenossen für die beste, alle Einwürfe der Protestanten niederschlagende Rechtfertigung des katholischen Glaubens halten. Die mit großem Fleis gesammelten Beweise aus der h. Schrift und den Kirchenvätern, verrathen nicht nur die Einseitigkeit seiner vom Kirchenglauben und Ordensinteresse abhängigen Auffassung dieser Stellen, und die mit vieler Gewandtheit durchgeführte Absicht, was er vertheidigen will, überall bestätigt zu finden, sondern auch Mangel an gehöriger Sprachkentniß und exegetischer Einsicht. Mehre griechische Kirchenväter kent er nur in schlechten lateinischen Übersetzungen, schöpft ohne gehörige Auswahl aus echten und unechten Schriften, und läßt in seinen oft abgeschmackten Schlußfolgen philosophischen Scharfsinn ganz vermissen, daher denn seine Widerlegungen der Gegner neben den Einwürfen und Argumenten derselben ziemlich schwach erscheinen, indem er statt bündiger und überzeugender Gegengründe meist nur geschicktes Ausweichen und sophistisches Disputiren anwendet, welches die Unhaltbarkeit seiner Sache darthut, und ihn, weil er zur Bestreitung der einander widersprechenden Lehren verschiedener Ketzer, alle nur vorhandenen Waffen aufbietet, sogar in Widerspruch mit sich selbst bringt [6]). Auch Katholiken haben die Schwächen dieses Werks gerügt, und seine Verbreitung wegen der darin aufgenommenen, nicht gehörig entkräfteten Gründe der Gegner für den katholischen Glauben bedenklich gefunden [7]). Doch nicht darum, sondern weil die höchste Gewalt des Papstes im Weltlichen darin nur als eine indirekte oder mittelbare dargestellt ist, kam es 1590 in den römischen Index der verbotenen Bücher. Dies geschah während seiner Abwesenheit auf Befehl Sixtus V., der schon als Kardinal bei seiner Ausgabe der Werke des h. Ambrosius, und noch als Papst bei Revision der Vulgate Bellarmins Hilfe gebraucht, die Dedikation der beiden ersten Theile seines Werks angenommen, und ihn im Januar 1590 mit dem Legaten Cajetan als Theologen an die Ligue in Frankreich abgesandt hatte. Bellarmin hielt die Belagerung von Paris daselbst mit aus, und erwarb sich durch kluge Vermeidung jeder Theilnahme an den politischen Händeln, die Achtung der Franzosen. Nach dem Tode des Papstes kam er noch in demselben Jahre wieder nach Rom, und erlangte bald die Aufhebung jenes Verbots, da sein Eifer für die päpstliche Macht schon aus seinen frühern Streitschriften [8]) bekant war. In seinem Orden ward er 1592 Rektor des Kollegiums zu Rom, und 1595 Provinzial in Neapel. Clemens VIII. rief ihn 1597 zurück, und erhob ihn an die Stelle des Kardinals Franz v. Toledo zu seinem Theologen, dann auch zum Rath bei der Inquisition, zum Examinator der Bischöfe, und 1599 troß seines Sträubens zum Kardinal. Sein Einfluß auf diesen Papst hinderte die Einführung des Studiums der nach seiner Meinung dem Christenthume, mehr als die aristotelische, gefährlichen platonischen Philosophie auf der Universität zu Rom, und ging bis zu den freimüthigsten Rügen herrschender Misbräuche der Kirchenregirung [9]), die Clemens sogar entschuldigender Antworten würdigte. Doch verlor er dessen Gunst durch seinen Eifer für die Parteisache der Jesuiten in ihren damals gährenden Streitigkeiten mit den Dominikanern über die Modalität des göttlichen Gnadenbeistandes. Daß seine Privatüberzeugung der, bei dem Studium der Theologie zu Padua eingesogenen Augustinisch-Thomistischen Lehre näher stand, als der Molinistischen, hatte er zwar in der ersten Ausgabe seiner Disputationen über die Controversen des Glaubens deutlich gezeigt, aber, dem Ordensinteresse nachgebend, auch schon Änderungen seiner Lehre von der Gnade und dem freien Willen in den spätern Ausgaben von den Jesuiten vornehmen lassen; nun bestürmte er den Papst mit Apologien des Molinismus, zweifelte keck an der Möglichkeit einer baldigen päpstlichen Entscheidung des Streits, und schien auf starken Antheil an der zur Schlichtung desselben niedergesetzten Congregation de auxiliis gratiae Anpruch zu machen [10]). Die Dominikaner brachten es daher bei dem selbst Augustinisch denkenden Papste dahin, daß Bellarmin 1602, wo diese Congregation ihre öffentlichen Sitzungen begann, zum Erzbischof von Capua ernant, und dadurch von Rom entfernt wurde [11]). Zu Capua

---

(Bibl. sel.) zuerst zu Ingolstadt 1586 bis 1592. III. Fol., dann Lyon 1593. III. Fol., dann noch mehre Male zu Ingolstadt in Fol. und in 8. Die von ihm selbst veranstaltete neue Ausgabe Venet. 1596. III. Fol. fiel so schlecht aus, daß er über 400 den Sinn ganz entstellende Druckfehler darin entdeckte (Recognitio librorum omnium Rob. Bellarmini Rom. 1601. 8. Ingolst. 1608. 8.), und daher eine neue verbesserte und vermehrte Ausgabe in 4 Foliobänd. Ingolst. 1601. besorgte. Unter den zahlreichen Nachdrucken und Revisionen dieser Ausgabe ist die zu Venedig in 5 Foliobänd. 1721 erschienene, welche auch seine übrigen Werke in sich schließt, eine der fehlerhaftesten, die zu Prag 1721. Fol. 4 Bde. die beste. Die Auszüge von B. Debois, Paris 1603. 8. B. Junius. Antwerp. 1611. 4., und Coppenstein 1643. 4. sind wenig geachtet. 6) *Andr. Crastovii* Bellum Jesuiticum Basil. 1594. 4., weiset sie nach. 7) Vergl. *Jo. Fr. Mayer* Eclogae de fide Baronii et Bellarmini ipsis Pontificiis ambigua. Amstelod. 1692. 8. Der in Paris 1586 versuchte Nachdruck der ersten Theile der Disputationen, wurde damals wegen der zu starken Behauptungen von der Papstgewalt verboten.

8) De translatione imperii romani a Graecis ad Francos adv. Flacium Illyricum l. tres Antv. 1589. Col. 1599. 8., worin er behauptet, die Wiederherstellung des abendländischen Kaiserthums habe nur mit Erlaubniß des Papstes geschehen können. Responsio ad librum anonymum contra summum Pontificem (Aviso piacevole dato alla bella Italia 1586. 4.), auch unter dem Titel Appendix ad libros de summo Pontifice, in einer Samlung der kleinern Schriften Bellarmins, Köln 1598. 8. Judicium de libro, quem Lutherani vocant Concordiae. Ingolst. 1587. 8., und eine Apologie dieses Buchs. Beide sind in derselben Samlung. 9) Z. B. Ungewissenhafte Besetzung der Ämter, Nichtresidenz der Bischöfe, lange Vacanzen, Mehrheit der Benefizien u. dergl. 10) Vergl. d. Art. Molinistische Streitigkeiten. 11) So erklärt diese Versetzung nach Capua nicht nur Fuligatti, sondern auch der Jesuit Livinus de Meyer in seiner Historia controversiarum de divinae gratiae auxiliis aut. Theod. Eleutherio,

machte er sich durch Verbesserung der Kirchenzucht verdient, erschien aber schon 1605 wieder zu Rom im Conclave, wo er bei der Wahl Leo's XI. viele Stimmen, und bei der Wahl Pauls V. anfangs sogar die Mehrheit für sich hatte. Die Partei Aldobrandinis, der den Kardinälen die nachtheiligen Folgen der Wahl eines Jesuiten vorstellte, und seine eigene, bestimt erklärte Abneigung gegen die Papstwürde, ließ ihn nicht zu dieser Ehre kommen. Um nun nach Pauls V. Wunsche in Rom bleiben zu können, ohne sein Gewissen zu verletzen, gab er sein Erzbisthum auf. Dagegen verwaltete er das Bisthum Montepulciano vier Jahre für einen Freund, übernahm das Protectorat des Cölestinerordens, die Aufsicht über das Nonnenkloster der h. Martha und das Kollegium der teutschen Nation zu Rom, und war bis ins hohe Alter in kirchlichen Geschäften wie als Schriftsteller thätig. Schon früher war sein Katechismus [12]) erschienen, der bei Erklärung des tridentinischen die Grundsätze der römischen Hoftheologie von der unumschränkten Papstmacht und jesuitische Meinungen von ähnlicher Tendenz als Gegenstände des Kirchenglaubens in den Volksunterricht einschwärzt, und daher von den Päpsten öffentlich belobt, und durch die Jesuiten weit verbreitet worden ist. Neue Streitschriften in diesem Geiste ließ er zur Vertheidigung der Beschwerden und des Interdicts Pauls V. gegen Venedig [13]) und gegen den Eid, den die Katholiken in England nach der Pulververschwörung dem Könige leisten mußten, ausgehen, woraus ein Federkrieg zwischen ihm und König Jacob I. von England entstand [14]). Seine Schrift von der Macht des Papstes im Weltlichen gegen Barclay [15]) wurde von dem Parlement zu Paris und in Venedig als ein aufrührerisches Buch verboten. Aus dieser Zeit sind noch seine Erklärung der Psalmen [16]), deren philologischer Inhalt aus den Exegesen Genebrard's entlehnt ist, ein Tractat von den Pflichten eines christlichen Fürsten [17]), ein recht nützliches Ermahnungsschreiben [18]) über die bischöflichen Pflichten an seinen Neffen, dem er zum Bisthum Theana verholfen hatte, und einige mystische Erbauungsschriften [19]), im Noviziathause der Jesuiten zu Rom aufgesetzt; worin er sich jährlich 4 Wochen lang frommen Übungen zu widmen pflegte. In diesem Hause starb er den 17. Septbr. 1621. Seine Gebeine versetzten die Jesuiten ein Jahr später in das leere Grab des h. Ignaz, und wie sie sich beeiferten, Stücke aus seiner Verlassenschaft als Reliquien an Große und Prälaten zu vertheilen, betrieben sie nun auch bald seine Heiligsprechung. Die Congregation der h. Gebräuche eröfnete die Untersuchungen über seine Würdigkeit schon 1627 unter Urban VIII., der ihn vorläufig für einen frommen Knecht Gottes erklärte. Doch kam man erst 1674 zu einer ihm vortheilhaften Entscheidung über den Werth seiner Werke, und obgleich unter Innocenz XI. die Mehrheit der Stimmen für seine Canonisation bereits gewonnen war, ruhte die Sache wegen Widerspruch Frankreichs doch bis 1711. Lambertini betrieb sie durch Herausgabe aller darin an die Päpste gelangten günstigen Briefe und Gutachten [20]), und war, als Papst Benedict XIV., nahe an der Sanction der Heiligsprechung Bellarmins [21]); aber die abfälligen Vota einiger Kardinäle [22]), und die Beschuldigungen gegen die Jesuiten in Portugal hinderten den Abschluß dieser Sache, die wegen Aufhebung des Ordens dann nicht weiter zur Sprache kommen konte. So kam Bellarmin nicht unter die Heiligen, weil er ein Jesuit gewesen war. In der That konte auch den Königen nicht füglich zugemuthet werden, einen Mann als Heiligen zu verehren,

Antv. 1705. Fol. p. 342. col. 2. Bellarmin zog sich diese Ungnade auch dadurch zu, daß er den Papst von dem Entschlusse, den Streit selbst zu entscheiden, mit der beleidigenden Vorhaltung abzubringen suchte, Päpste pflegten nicht gelehrt zu seyn, und die Schlichtung der Glaubensstreitigkeiten den Universitäten zu überlassen. *Augustin. le Blanc* (Hyacinthe Serry) Hist. Congregationis de auxiliis div. gr. Lovan. 1700. Fol. c. 27. p 272. Ränke und Kunstgriffe in der Sache dieses Streites gibt ihm der Kardinal Passionei in seinem Votum über Bellarmins Seligsprechung, Vened. 1761. p. 168 Schuld. Ungeachtet dieser Aufopferungen für die Jesuiten lenkte er doch in seinen Not. 5 angeführten Recognitionen wieder zu seiner ersten Augustinischen Ansicht über den Gnadenbeistand ein. 12) Dichiarazione più copiosa della dottrina cristiana composta per ordine di Clemente VIII. In Roma 1603. 4. Dann oft lateinisch Christianae doctrinae explicatio, arabisch Rom 1613 und 17. 8. auch 1627. 8., slavonisch Rom 1627. 8., armenisch Rom 1623. 8., syrisch ibid. 1633. 8., neu griechisch ibid. 1637. 8., albanisch 1636. 12., dann auch in allen neuen europäischen Sprachen. 13) Risposta del Card. Ballarm. ad un libr. intit. Risposta di un dottore ad una lettera. In Roma 1606. 4. Risposta ad un libr. intit. Trattato e resoluzione sopra la validità della scommuniche di Giov. Gersone. in Roma 1606. 4. Zusammen lat. Responsio ad duos libellos in favorem reip. Venetae conscr. adv. interdictum Pauli V. in seinen Werken. Responsio ad oppositiones F. Pauli Serv. et J. Marsilii 1606. 4. Risposta del Card. Bellarm. al Trattato de' sette Teologi di Venetia sopra l'Interdetto di Paolo V. ibid. 1606. 4. 14) Dieses Königs Vertheidigung des Eides seiner katholischen Unterthanen widerlegte Bellarmin pseudonym. *Matth. Torti* responsio ad librum, cui tit. Triplici nodo triplex cuneus sive Apologia pro iuramento fidelitatis adv. duo brevia P. Pauli V. et recentes literas Card. Bellarm. ad G. Blackwellum (so war Jacobs Schrift betitelt). Colon. 1610. 8. Darauf folgte noch Pro responsione sua ad librum Jacobi, M. Brit. regis.

15) De potestate summi Pontificis in rebus temporalibus contra G. Barclaium. Rom. 1610. 8. Colon. 1611. 8. Durch den Streit mit Jacob I. veranlaßt. Nach einigen Jahren erlangten die Jesuiten die Aufhebung des Verbots von der Königin Maria von Frankreich. 16) Explanatio in Psalmos Rom. 1611. 4. Köln 1611. 1617. 1633. Lyon 1611. 1612. Paris 1625. 1634. 1642. Rouen 1644. 4. unbedeutend. 17) De officio principis christ. Rom. 1609. 8. Antv. 1619. 8. Colon. 1619. 16. 18) Admonitio ad Episc. Theanensem nepotem suum, quae necessaria sint episcopo salutem aeternam in tuto ponere volenti. Par. 1618. 12. 19) De ascensione mentis in Deum per scalas rerum creatarum Par. 1606. 24. De aeterna felicitate Sanctorum Antv. 1616. 8. De gemitu columbae s. de bono lacrymarum. Antv. 1617. 8. Rom. 1617. 12. De septem verbis Domini in cruce prolatis Antv. 1618. 8. De arte bene moriendi Antv. 1620. 8. Vitenb. 1620. 12. Alle diese Schriften wurden in die neuern Sprachen übersetzt. Über die Schrift: De gemitu columbae, worin Misbräuche und Unordnungen in den Mönchsorden gerügt sind, erhob sich nach Bellarmins Tode ein Federkrieg unter den Mönchen. 20) Epistolae pro Causa beatif. et canonis. ven. Servi Dei R. Bellarmini et cet. Rom. 1713. 4., sie waren fast nur von Jesuiten. 21) *S. D. N. Benedicto* P. XIV. Relatio C. A. Card. Cavalchini Ponentis in causa beatif. et can. ven S. D. R. Bellarm. pro Congregatione habenda super dubio: an constet de virtutibus theol. et card. et cet. Rom. 1753. 4. 22) Pragmat. Gesch. d. Bulle in Coena Domini Th. IV. 1770. 4. S. 141—172.

der seine meisten Schriften der Erhebung der geistlichen Macht über die weltliche gewidmet, ja den Päpsten das Recht, Könige abzusetzen und Unterthanen ihres Eides zu entbinden, unverhohlen zugesprochen hatte. Auch fehlte seiner Handlungsweise viel zur vollkomnen Heiligkeit. Zwar von Natur mild und wohlgesinnt, was er auch durch eine edelmüthige Warnung seines Gegners Sarpi vor feindlichen Nachstellungen bewies, bei Verwaltung seiner Ämter und Einkünfte gewissenhaft, uneigennützig und sehr wohltätig gegen Arme, in seiner Lebensweise streng und so einfach, daß er auch als Kardinal weit unter seinem Stande eingerichtet, und mit der kärglichsten Befriedigung seiner Bedürfnisse zufrieden war, verrieth er doch durch seine Bemühungen, sich in den Ruf der Heiligkeit zu bringen, eine in seiner von Fuligatti benutzten Selbstbiographie bei aller anscheinenden Demuth schlecht verhehlte Eitelkeit, und durch seine Urtheile über Sixtus V.[23]) und Clemens VIII.[24]), daß er Beleidigungen nachtrug. Hatte er auch, wie Fuligatti erzählt, den Tod beider Päpste vorhergesagt, so konte daraus der Verdacht einer für ihn keineswegs ehrenvollen Mitwissenschaft geschöpft werden, dem doch die Rechtlichkeit widerspricht, die ihn sonst vor andern Jesuiten auszeichnete, und aus seiner Mißbilligung ihrer schlaffen Moral kentlich wird. Übrigens blieb er noch als Kardinal im Gehorsam des Ordens, und seinem General mehr ergeben, als dem Papste. Wie kleinlich der Geist seiner Frömmigkeit war, bewies er unter andern auch dadurch, daß er kein Ungeziefer von seinem Körper abwehren zu dürfen glaubte, und sich von Mücken und dergl. Thieren quälen ließ, um eine gottgefällige Geduldprobe zu geben. Noch während seines Lebens kam in den protestantischen Ländern die Zuverlässige und wahrhaftige Geschichte des verzweiflungsvollen Todes Rob. Bellarmins, ein Buch voll grober Lügen und Verläumdungen, in Umlauf, das die Verehrung seiner katholischen Zeitgenossen nur erhöhen konte. Auch stieg das Ansehen seiner Disputationen von den Glaubenskontroversen bei den Theologen seiner Kirche, nicht nur durch die wiederholten Beweise päpstlicher Billigung, sondern auch dadurch, daß im 17. Jahrh. fast jeder bedeutende protestantische Theolog[25]) Widerlegungen und Streitschriften dagegen ausgehen ließ. Im 18. Jahrh. sah man allmälig ein, daß ein solcher Gegner viel weniger furchtbar sey, als der ihm an Geist, Scharfsinn und Kentnissen weit überlegene Bossuet, gegen den sich nun die Waffen richteten. Bellarmin's Schriften sind jetzt fast vergessen. Durch das Zeitinteresse erzeugt, und ohne erheblichen Werth für die Wissenschaften mußten sie mit seinem Orden im Ansehen sinken.

23) Bellarmin rühmt sich in der Vorrede zu der mit seiner Hilfe von Gregor. XIV. u. Clemens VIII. besorgten n. Ausg. der Sixtinischen Vulgate, die Fehler Sixtus V. zugedeckt zu haben. 24) Er trat auf die Seite der Jesuiten, welche zweifelten, ob Clemens auch rechtmäßiger Papst gewesen sey. 25) Man hat daher viele Bücher unter dem Titel: Antibellarminus, z. B. von Huber, Scherzer, C. Vorst, G. Albrecht u. a. Das Beste dieser protestantischen Widerlegungen ist Joh. Gerhards Bellarminus ὀρθοδοξίας testis et cet. Jen. 1631 — 1633. III. Vol. 4. Unter den Reformirten hat Daillé in seinen Schriften über die Gebräuche der katholischen Kirche ihn am bündigsten widerlegt.

Sein Werk gegen Barclay[26]) wurde noch 1770 im Mainzischen öffentlich verboten. Sein Leben beschrieb Jacob Fuligatti, ein Jesuit, italiänisch (Rom 1624. 4.), die lateinische Übersetzung desselben von dem Jesuiten Sylvester Petra Sancta (Lüttich 1626. 4.) ist in diesem Artik. vorzüglich benutzt. Französisch gaben es Jean Morin (1635. 8.) und Pierre Morin (1628. 4.) heraus. La Vie du Card. Bellarmin p. le P. Nic. Frizon, Nancy 1708. 4. Daniel Bartoli de vita Bellarmini, Rom 1677. 4., sind auch nur Lobschriften, wie Fuligatti's Buch. Zu vergleichen sind über ihn noch *Du Pin* Nouv. Biblioth. des Aut. eccl. XVII. 18 sqq. *Bayle* Diction. art. Bellarmin. Nicerons Nachrichten von berühmten Gelehrten, herausg. v. Rambach. XIX. 104 fgg. Schröckh christl. Kirchengesch. seit d. Reform. IV. 256 fgg. Eine ziemlich vollständige Samlung der Werke Bellarmins erschien zu Köln 1619 in 7 Foliobänden, auch enthielten die spätern Ausgaben seiner Disputationen in vier und mehren Bänden, die meisten seiner kleinen Schriften[27]). (*G. E. Petri.*)

BELLARY, ein Distrikt in der britischen Provinz Balaghaut in Decan. Er wirft 981,221 Pagoden Einkünfte ab, und hat zum Hauptorte das Fort Bellary, welches unter 15° 5′ Br. und 94° 33′ L. liegt, und eine befestigte Pettah oder schwarze Stadt mit 7000 Einw. vor sich hat. Es ist einer der vornehmsten Waffenplätze der Briten in den Balaghauts. (*Hassel.*)

BELLAS, Villa in der portugis. Provinz Estremadura, Correição de Torresvedras, in einem sehr schönen Thale, N. W. von Lissabon, mit 100 Häus., 1245 Einw., mit eisenhaltigen Mineralquellen. Hier beginnt die Wasserleitung von Alcantara, die Lissabon mit Wasser versieht. (*Stein.*)

BELLATINCZ, großer Marktfl. in der Szalader Gespanschaft in N. Ungern, im Kr. jenseit der Donau, der gräfl. Czákyschen Familie gehörig, mit einem großen herrschaftl. Schloß, einem fruchtbaren Boden, und wendischen Einwohnern von der kathol. Kirche. (*Rumy.*)

BELLATRIX, der latein. Name eines hellen Sterns zweiter Größe an der westlichen Schulter des Orion, der im Arab. den Namen El-Mirzam elnadschid führt. Er ist bei Bode der 94te, bei Flamsteed der 24te im Orion, mit γ bezeichnet, und glänzt in einem sehr weißlichen Lichte. Er steht 78° 49′ d. ger. Aufst., und - 6° 11′ d. nördl. Abw., und bildet sowol mit Aldebaran und dem Sterne 2ter Gr. am nördl. Stierhorne, als auch mit Aldebaran und Rigel (erster Gr. am Fuß des Orion) ein großes Dreieck. (*Fritsch.*)

BELLAY (Guillaume du), Seigneur de Langey, geb. auf dem Schlosse Glatigny bei Montmirail 1491, berühmter Feldherr und Statsmann, welcher dem franz. König Franz I. mit unwandelbarer Treue zugethan war, und im Kriege und in Statsverhandlungen große Dienste leistete, Gouverneur von Turin 1537 und Vicekönig von Piemont, starb von körperlichen Anstrengungen erschöpft

26) Vergl. Not. 15. 27) Dahin gehören noch De Indulgentiis et Jubilaeo und Refutatio libelli de cultu imaginum, qui falso synodus Parisiensis inscribitur, beide in der Samlung seiner kleinen Schriften. Köln 1598. 8.

den 10. Jan. 1543. Er schrieb außer einer romanhaften Schrift de l'antiquité des Gaules et de France lib. IV (Par. 1556; 1587. 4.), eine zum Theil auf eigenen Erfahrungen beruhende Geschichte seiner Zeit in 6 Ogdoaden oder Theilen, deren jeder aus 8 Büchern bestand, mit der Freimüthigkeit und Wahrheitsliebe eines derben und von gewöhnlichen Hofrücksichten nicht beherrschten Kriegsmannes, und gab über viele Statsverhältnisse, von denen er genau unterrichtet war, trefliche Aufschlüsse; nur erlaubte er sich, aus Liebe zu seinem Könige, das, was dem Nachruhme desselben nachtheilig werden konte, zu verschweigen, und scheint auch gegen Frankreichs Feinde nicht gerecht gewesen zu seyn. Diese Denkwürdigkeiten, ursprünglich lateinisch geschrieben, vom Vf. auf Verlangen des Königs ins Französische übersetzt, ausgezeichnet durch gerade Derbheit und gesunden Witz, in einfachem und nachlässigen, latinisirenden Ausdruck, sind bis auf die in seines Bruders Martin Memoiren (B. 5—7) erhaltene Erzählung der Begebenheiten von 1536 bis 1538 aus der fünften Ogdoade, verloren gegangen. Die ihm fälschlich beigelegten Instructions sur le fait de la guerre (Paris bei Vascosan 1548. Fol.; 1553. 4. u. 8.) hat Raimond de Paire, Baron de Forquevauls, verfaßt, wie Bayle (s. v. Bellay) hinreichend erwiesen hat. — Sein Bruder Jean du Bellay, geb. 1492, starb den 16. Febr. 1560, Gesandter bei Heinrich VIII. von England 1527 und 1533, dessen Ehestreitigkeiten und Trennung von der römischen Kirche er vergeblich zu vermitteln suchte, Kardinal 1535 und Bischof von Bayonne, Paris, Limoges, Bourdeaux und Mans, ebenfalls durch Treue und eifrige Dienstbeflissenheit gegen König Franz I. ausgezeichnet, Beförderer der Literatur, in dessen Hause Rabelais lange lebte, wurde nach Franz I. Tod zurückgesetzt, begab sich nach Rom und verblieb daselbst bis zu seinem Ende. Er ist als Schriftsteller durch lateinische Gedichte (Carm. lib. III., bei Salm. Macrin's Ged. Paris 1546. 8.) und Reden (orationes duae. Par. 1544. 4.; Epistola apologetica Francisci I. Par. 1542. 8.; franz. 1543. 8.) bekant. Von seinen für die Zeitgeschichte wichtigen Briefen sind die meisten ungedruckt geblieben; mehre sind aufgenommen in *Legrand* hist. du divorce de Henri VIII. und in *G. Ribier* mémoires. — Sein Bruder Martin du B., S. de L., durch Heirath Prinz von Yvetot, General-Lieutenant in der Normandie, starb den 9. März 1559, ein achtbarer Krieger und Statsmann, hinterließ die Beschreibung der Geschichte seiner Zeit von 1513 bis 1546, in 10 Büchern; sie ist mit unverstellter Vorliebe für den französischen Nationalruhm, nicht ohne Einseitigkeit abgefaßt, gibt über Kriegsbegebenheiten vollständige und genaue Auskunft und theilt auch manches Wichtige über Statsverhältnisse mit: Mémoires auxquels l'auteur a inséré trois livres et quelques fragmens des Ogdoades de *G. du B.* Paris 1569. Fol., herausgeg. von René du Bellay; oft gedruckt; zuletzt in verneuter Sprache, mit Anmerkungen und Zusätzen von Cl. Fr. Lambert. Paris 1753. 7. 12. *) (*Wachler.*)

*) Vgl. *Bayle* Dict.; Le Long u. de Fontette Bibl. de l'hist. de Fr. T. 2. p. 223 sqq.; *Meusel* bibl. hist. vol. 7. P. 2. p. 197 sq.

Bellay (Joachim du), Verwandter der Vorstehenden, aus Liré in Anjou, geb. 1524, starb den 1. Jan. 1560, Kanonikus zu Paris und designirter Erzbischof von Bourdeaux, einer der beliebtesten Dichter in dem Zeitalter, für welches Ronsard den Ton angab. Seine Sonette und Lieder gefielen durch Kunstlosigkeit und Leichtigkeit: Oeuvres publ. p. *G. Aubert* de Poitiers. Paris 1569; 1573. 2. 8.; Rouen 1592; (am vollständigsten) 1597. 12. Um Kritik und Ästhetik der Muttersprache erwarb er sich nicht geringes Verdienst in: Defense et illustration de langue fr., avec l'Olive et quelques autres poesies. Paris 1549. 8.; 1561. 4. Seine lateinischen Gedichte sind dem Ovidius nachgebildet: Poematum lib. IV. Paris 1558. 4.; Xenia et alia carmina. Das. 1569. 4. †) (*Wachler.*)

Bellay (Jean François du), S. du Resnel, s. Resnel.

BELLE-ALLIANCE, Meierhof im Distrikte Nivelles, in der niederländischen Provinz Südbrabant, unweit Waterloo, berühmt durch die Schlacht am 18. Juni 1815, von der hier eine nähere Beschreibung folgt. Buonaparte hatte am Morgen des 17. Junius vom Schlachtfelde von Ligny aus den Marschall Grouchy mit einem Drittheil der Armee zur Verfolgung der Preussen entsendet, die in der Schlacht sehr geschmolzene Division Girard dort zurück gelassen, und wendete sich nun mit dem Reste, wozu bei Frasne die Truppen unter dem Marschall Ney stießen, gegen die Engländer, welche vor solcher Überzahl die am vorigen Tage behauptete Stellung von Quatre-Bras verließen. Sie zogen sich bis auf die Höhen am Ausgange des Waldes von Soignes zurück, und die französische Armee traf nach einigen Cavaleriegefechten ihrer Avantgarde am Abende bei dem Vorwerke la Belle-Alliance ein; ihre Stärke ist zu 70,000 Mann anzunehmen *).

†) Vgl. Bouterweck's Gesch. der Poesie u. Ber. B. 5. S. 226. 232.

*) Eintheilung. 1. Corps G. Erlon, die Inf.-Div. Alir, Douzelot, Marcognet, Durutte, die Cav.-Div. Jacquinot; 32 Bat., 11 Esc., 6 Batt. 18,640 M. 2. Corps G. Reille, die Inf.-Div. Jerome, Bachelu, Foi, die Cav.-Div. Piré; 33 Bat., 14 Esc., 6 Batt. 18,530 M. (die Div. Girard zurückgelassen). 6. Corps G. Lobau, die Inf.-Div. Simmer, Jeannin; 17 Bat., 4 Batt. 7600 M. (die Div. Teste bei Grouchy). Garden, die Inf.-Div. Friant, Morand, Duhesme, die Cav.-Div. Lefevre-Desnouettes und Guyot; 24 Bat., 32 Esc., 11 Batt. 18,520 M. Vom 1. Cav.-Corps, die Div. Subervic; 9 Esc., 1 Batt. 1500 M. 3. Cav. Corps G. Kellermann, die Div. l'Heeltier und Roussel; 24 Esc., 2 Batt. 3090 M. 4. Cav.-Corps G. Milhaud, die Div. Vathier und Delort, 20 Esc., 2 Batt. 3080 M. Vom 3. Armee-Corps, die Cav.-Div. Domont, 9 Esc., 1 Batt. 1620 M.; — zusammen 72,580 M., incl. 15,700 M. Cavalerie mit 254 Geschützen; den bei Quatre-Bras oder Ligny erlittenen Verlust abgerechnet, ungef. 70,000 M.

M. Grouchy hatte unter sich das 3. Corps G. Vandamme, 31 Bat., 4 Batt. 13,670 M. Das 4. Corps G. Girard, 22 Bat. 12 Esc., 5 Batt. 14,260 M.; vom 6. Corps, die Inf.-Div. Teste; 7 Bat., 1 Batt. 4120 M. Vom 1. Cav.-Corps, die Div. Soult, 9 Esc., 1 Batt. 1520 M. Das 2. Cav.-Corps G. Excelmans, 24 Esc., 2 Batt. 3080 M.; zusammen 36,650 M., incl. 5720 M. Cavalerie mit 96 Geschützen; davon den Verlust bei Ligny abgerechnet, bleiben ungefähr 32,000 M. Der hier nirgend in Anschlag gebrachte Verlust der Div. Girard betrug über 2000 M.

Nachdem der Fürst Blücher im Laufe dieses Tags die Versicherung gegeben hatte, am 18. seine ganze Armee zur Unterstützung heranzuführen, war Herzog Wellington entschlossen, die Schlacht in der Stellung vorwärts Mont St. Jean anzunehmen, welche die Armee, die ungefähr 63,000 Mann zählte **), am Abende des 17. erreicht hatte.

Am südlichen Ausgange des genanten Dorfes theilt sich die Chaussee von Brüssel in zwei Arme, dessen rechter in südwestlicher Richtung nach Nivelles, der linke, beinahe südlich laufende nach Genappe führt; funfzehnhundert Schritt südlich dieser Theilung durchschneidet letztere Straße ein nördlich und südlich sanft abgedachter Höhenzug, welcher links bis an das ¼ Stunde entfernte Dorf Papelotte reicht, rechts in ungefähr gleicher Entfernung, jenseit der Straße nach Nivelles, etwas steil abfällt. Einige hundert Schritt links derselben liegt am Abhange der Höhe das Schloß Hougoumont mit Gärten und Gehölz umgeben; wo sich die Straße nach Genappe von dem Plateau herabsenkt, findet sich der Pachthof la Haye sainte, das Terrain südlich des Höhenzuges ist übrigens frei und erhebt sich nur allmälig zu dem funfzehnhundert Schritt von der Haye sainte an derselben Straße gelegenen Gehöft la Belle-Alliance. Etwa tausend Schritt rechts, der nach Nivelles führenden Chaussee, liegt in einem Grunde nördlich der Höhen das Dorf Merbe Brain, und ¼ Stunde rechts desselben das Städtchen Braine la leud; der Weg, der von diesem Orte nach Wavre führt, läuft über das Plateau in seiner ganzen Länge und hat jenseit der Genapper Straße theilweis steile Ränder, die mit Hecken bewachsen sind. Einige hundert Schritt, südöstlich Papelotte, findet sich am Abhange der Höhen, die weiter zurück mit dichtem Walde bedeckt sind, das Dorf Frichermont, eine halbe Stunde südwestlich desselben, und eine Viertelstunde südöstlich la Belle-Alliance, das Dorf Planchenoit in einem Grunde.

Der engländische Feldherr hatte am Morgen des 18. seine Truppen in der angegebenen Position also vertheilt. Rechter Flügel unter G. Hill: Div. Chassé hatte eine Brigade in Braine la leud, die andre vor dem Orte; Div. Clinton und Brig. Mitchel standen jenseit der Straße nach Nivelles bis an den Grund von Merbe Brain. Centrum unter dem Prinzen von Oranien: die Div. Cooke, Alten und die Nassauer füllten auf dem Plateau den Raum zwischen beiden Straßen, das Contingent des Herzogs von Braunschweig als Reserve hinter sich; ihm waren die Cav.-Brigaden Sommerset, Dörnberg, Arendschildt, Grant, Meelm, Ghigny und Tripp zugetheilt. Linker Flügel unter G. Picton: unmittelbar links der nach Genappe führenden Chaussee eine Brigade der Reserve-Division (die andre stand am Ausgange des Dorfes M. St. Jean), dann die Div. Picton; beide hinter den Hecken und Erdrändern den Weg nach Wavre entlang, an sie schloß sich die Div. Perponcher an, welche mit einer Brigade die Stellung auf dem Plateau bis gegen Papelotte verlängerte, mit der andern dieses Dorf und einige noch dabei gelegene Gehöfte besetzt hielt; diesem Flügel waren die Cavalerie-Brigaden Ponsonby, Vandeleur und Vivian beigegeben. Die Infanterie stand allerwärts in zwei Treffen, die Cavalerie im dritten; Hougoumont zur Vertheidigung eingerichtet, war mit 1 Bat. engl. Garde, 1 Braunschweiger und 1 Nassauer Bat., die Haye sainte mit einem leichten Bataillon der Div. Alten besetzt.

Von der französischen Armee stand unmittelbar hinter Belle-Alliance, zwischen beiden Chausseen, das 2. Corps mit dem 3. Cavalerie-Corps und der Div. Piré, jenseit der Straße nach Genappe das 1. Corps mit dem 4. Cavalerie-Corps und der Div. Jacquinot; als Reserve 1500 Schritt dahinter das 6. Corps mit den Caval.-Divisionen Domont und Subervie, noch etwas weiter zurück, diesseit der erwähnten Straße, die Garde als allgemeine Reserve.

An blinden Gehorsam seiner Generale gewöhnt, durfte Buonaparte nach den wiederholt an Grouchy erlassenen Befehlen wol hoffen, daß dieser Marschall zur rechten Stunde auf dem Schlachtfelde eintreffen oder, im schlimsten Falle, wenigstens die preußische Armee verhindern werde, an dem Kampfe Theil zu nehmen, wodurch allein die Vernachlässigung der Defileen in seiner rechten Flanke erklärlich wird. Der Angrif auf des Feindes Centrum mußte übrigens, wenn er gelang, die entscheidendsten Resultate gewähren, da die Engländer auf gänzlich verdorbne Nebenwege verdrängt und den Wald von Soignes nah hinter sich, wenigstens ihr ganzes Material verloren haben würden; so wurden denn auch alle Angriffe auf diesen Punkt gerichtet, wie viel leichter immer der linke Flügel zu überwältigen seyn mochte.

Nachdem die Caval.-Divisionen Piré und Jacquinot auf dem äußersten linken und rechten Flügel der franzöſ. Armee sich ausgebreitet hatten, rückte gegen Mittag das 2. Corps in dem Raum zwischen den Chausseen vor, und begann alsbald mit der Div. Jerome einen Angrif auf Hougoumont; ein Theil des Geschützes ward nach langem Kampfe genommen, aber das Schloß mit seinen nächsten Umgebungen von der indeß verstärkten Besatzung so hartnäckig vertheidigt, daß gegen 2 Uhr auch die Divisionen Foi und Bachelu mit zum Gefecht verwendet werden mußten. Während hier der Kampf unentschieden fortdauerte, richtete Buonaparte einen neuen Angrif auf den Mittelpunkt der Engländer, deren Anführer die Division

**) Eintheilung. 1. engl. Div. G. Coole, 4 Bat. 3913. M.; 2. G. Clinton 12 Bat. 6506 M.; 3. G. Alten 13 Bat. 6283 M. Von der 4. Div. die Brigade Mitchel 4 Bat. 1697 M. 5. G. Picton 12 Bat. 6815 M. Reserve-Div. 8 Bat. 4348 M. 2. Niederländ. Div. G. Perponcher 10 Bat. 7312 M. 3. G. Chassé 10 Bat. 7141 M. Braunschweiger 9 Bat., 5 Esc. 6650 M. Nassauer 6 Bat. 3500 M. Cav. unter G. Axbridge; 1. engl. Brigade G. Sommerset 16 Esc. 1176 M.; 2. G. Ponsonby 12 Esc. 1168 M.; 3. G. Vivian 12 Esc. 1279 M.; 4. G. Vandeleur 12 Esc. 1159 M.; 5. G. Grant 12 Esc. 1156 M. 1. Brigade der Legion G. Dörnberg 12 Esc. 1325 M. 2. G. Arendschildt 12 Esc. 972 M. Niederl. schwere Brig. des G. Tripp 16 Esc. 1500 M., dergl. leichte der G. Ghigny und Meelm 12 Esc. 1800 M., 30 Batterien mit 4900 Mann. Zusammen 69,680 M. incl. 12,485 M. Cavalerie, 230 Geschütze; den Verlust bei les quatre bras und eine bei Mons und Tournay stehende Cavalerieabtheilung abgezogen, ergibt die oben bemerkte Stärke.

Der Prinz Friedrich der Niederlande stand mit folgenden Truppen bei Hal; die 1. niederl. Division G. Stedtmann 10 Bat.; die niederl. Brigade Antbing 5 Bat; von der 4. engl. Div. zwei Brigaden 8 Batt.; 1 engl. Cav. Brigade, 4 Batterien, zusammen 18,800 Mann.

Clinton vom rechten Flügel, welcher keinen Feind vor sich hatte, dahin zog. Die vier Divisionen des 1. Corps avancirten jenseit der Chaussee von Genappe in eben so viel Echelons vom linken Flügel; ein Theil des 4. Cav.=Corps, der ihnen voran ging, drang auf dem linken Flügel des Centrums durch das erste Treffen, ward aber auf der Stelle von der Brigade Sommerset wieder zurückgetrieben. Das erste Echelon während dem herangekommen, rückte an der Haye sainte vorbei gegen den Punkt, wo die Stellung die Chaussee durchschnit; von dem heftigen Feuer in Front und Flanke bereits erschüttert, wich es nach kurzem Gefecht; zwar versuchte die Reiterei vom 4. Corps den Angrif wieder aufzunehmen, aber die Brigaden Ponsonby und Vandeleur warfen sie in einer glücklichen Attake auf das zweite Echelon, hieben in dieses ein und zersprengten es völlig. Das ganze 1. Corps ging zurück, die engländische Cavalerie folgte hitzig, tödtete die Bespannung von fünf Batterien, auf die sie stieß, ward aber nun ihrerseits von zwei Brigaden der Divisionen Bathier und Jacquinot mit Verlust in die Position zurückgetrieben.

Das 1. Corps war gegen 3 Uhr wieder formirt und begann, von Abtheilungen des 3. Caval.=Corps gedeckt, einen Angrif auf die Haye sainte, welcher endlich gelang; um dieselbe Zeit war auch das ganze Geschütz bei Hougoumont erobert worden, und jene Cavalerie warf sich zwischen beiden Punkten hindurch auf die engländische Linie, mußte aber auch jetzt einer Attake der Brigade Sommerset weichen. — Der Verlust im Centrum der Engländer war bereits bedeutend, um es zu verstärken, wurden die Braunschweiger in die Schlachtlinie, die Brigade Mitchel und eine Brigade der Division Chassé herbeigezogen; die andere rückte auf dem rechten Flügel in die von der Division Clinton verlassene Stellung.

Es mochte 4 Uhr seyn, und Buonaparte leitete eben einen neuen großen Angrif ein, als ihm die Ankunft eines preußischen Corps in seiner rechten Flanke gemeldet ward.

Mit Tagesanbruch war das 4. preußische Corps, dem das 2. folgte, von Diont le mont aufgebrochen, um über Wavre, Neuf-Cabaret, Chapelle St. Lambert und Lasne (etwa 5 Stunden) nach dem Schlachtfelde zu marschiren; eine Feuersbrunst in Wavre, sowie die verdorbenen Wege, die größtentheils Defileen bilden, hielten die Bewegung sehr auf, doch war ersteres Corps um Mittag in St. Lambert vereinigt, und erreichte mit der Spitze um 4 Uhr den Wald hinter Frichermont, das 2. Corps traf etwa zwei Stunden später ein. Das 1. sollte von Bürge aus über Fromont nach Ohain (3 St.) rücken, das 3. sollte diese Bewegungen gegen Grouchy decken, und dann als Reserve folgen. Der französische General, der schon am Morgen von den Höhen des rechten Dyle-Ufers aus den Marsch des 2. Corps beunruhigt, und das Abrücken des 1. bis gegen Mittag verzögert hatte, begnügte sich, eine Division links gegen Limale zu schieben, und begann um 3 Uhr den Angrif auf die Truppen des 3. Corps bei Wavre, dessen weiterer Fortgang nicht hieher gehört †).

Fürst Blücher, der sich bei den zuerst angekommenen Truppen befand und die Lage der Schlacht übersehen konte, brach, als er um 4½ Uhr zwei Brigaden und die Reserve=Cavalerie des 4. Corps beisammen hatte, damit aus dem Walde in der Richtung gegen Planchenoit hervor und vernichtete durch sein Geschützfeuer die Illusion der Annäherung Grouchy's, welcher sich die französische Armee hingegeben hatte; ihr Anführer wendete sogleich das 6. Corps gegen ihn und beschleunigte den Angrif auf die Engländer um so mehr.

Eine große Masse Artillerie concentrirte sich gegen ihr Centrum, das 1. und 2. Corps avancirte neben der Chaussee nach Genappe, vorauf das 4. Cav.=Corps und die leichte Garde Cav.=Division Lefevre=Desnouettes; abermals ohne die Infanterie abzuwarten stürzte diese Reiterei auf die Engländer, die, in Vierecke formirt, den Choc aushielten, sie drang, von allen Seiten heftig beschossen, durch die Intervallen des ersten und zweiten Treffens, und gerieth hier in das Geschützfeuer der vom rechten Flügel herbeigezogenen Truppen, ohne irgendwo ein entscheidendes Resultat gewinnen zu können. Buonaparte, die voreilige Attake misbilligend, mußte sie doch unterstützen, sollte nicht der ganze Angrif scheitern; das 3. Cavalerie=Corps ward nach dem Plateau gesendet, und als sich zu gleicher Zeit auf demselben nah vor der engl. Linie eine Batterie etablirte und die Angrifscolonnen der Infanterie herankamen, so trat einer der kritischesten Momente der Schlacht ein. Die Engländer bestanden den Kampf glücklich, und es mochte 6 Uhr vorüber seyn, als der Feind nach dem hartnäckigsten Gefecht aller Waffen bis hinter Hougoumont und die Haye sainte zurückwich. Buonaparte eilt mit einer Division der Garden nach dem letztern Punkte, bringt dadurch die Weichenden zum Stehen und ordnet nun einen Angrif durch die Truppe an welche so viele Schlachten entschieden hatte. Der engl. Feldherr dagegen benutzt die kurze Zwischenzeit, um die Braunschweiger vom rechten nach dem schwer bedrohten linken Flügel des Centrums, und an ihre Stelle eine Brigade der Division Chassé ins erste Treffen zu ziehen; er sendet zugleich an das 1. preußische Corps seinen Marsch zu beschleunigen und befiehlt, daß wenn es auf dem linken Flügel eingetroffen, die Brigaden Vandeleur und Vivian nach dem Centrum eilen sollen.

Das Wäldchen von Hougoumont sollte eben gegen 7 Uhr von den Engländern angegriffen werden, als jene Division, welcher in einiger Entfernung das 1. und 2. Corps, sowie die ganze Cavalerie folgte, die Haye sainte rechts lassend, die Höhe hinaufrückte; einige Braunschwei=

†) Das 1. Armee-Corps unter G. v. Zierhen bestand aus der 1., 2., 3., 4. Brigade und einer Reserve-Cavalerie-Brigade, 34 Bat., 32 Esc. 11 Batt.; 2. A.-C. G. v. Pirch I. 5. bis 8. und Res.-Caval.-Brigade 36 Bat., 36 Esc., 10 Batt. 4. A.-C. G. v. Bülow, 13. bis 16. und Res.-Cav.-Brigade 36 Bat., 44 Esc. 12 Batterien. Jedes Corps zu 30,000 Mann gerechnet, den Verlust des 1. am 15. u. 16. mit 12,400 M., des 2. am 16. mit 4000 M., 3 Bat., 3 Esc. des 1. Corps (1500 M.), die an der Dyle zurückblieben abgezogen, ergibt die Stärke der zur Unterstützung der Engländer marschirten Armee zu ungefähr 73,000 Mann, von denen jedoch an 13,000 M. gar nicht zum Gefecht kamen. Das 3. A.-C. unter G. v. Thielemann, dem noch verschiedne Abtheilungen fehlten, zählte in 30 Bat., 24 Esc., 9 Batt. etwa 21,000 Mann und hatte bei Ligny davon 1800 M. verloren.

gische Bataillone von dem Feuer des dichten Tirailleurschwarmes, welcher der Colonne voranging, überrascht, wichen etwas zurück, wurden aber im Augenblick wieder gesammelt, und nun die andrängenden Massen mit Bataillonssalven so wirksam empfangen, daß die vordersten vier Bataillone, das Avanciren aufgebend, sich entwickelten, und auf 150 Schritt das Feuer zu erwiedern begannen.

In diesem Augenblicke war die erste Brigade und Reserve-Cavalerie des 1. preuß. Corps auf dem äußersten linken Flügel eingetroffen; das Dorf Papelotte, kurz vorher von der Division Durutte genommen, wird wieder erobert und die preußische Colonne drängt, durch das lebhafteste Feuer ihrer 24 Geschütze unterstützt, Alles, was gegen sie steht, unaufhaltsam in der Richtung gegen Belle-Alliance zurück. Buonaparte wendet die noch nicht zum Gefecht gekommenen 8 Garde-Bataillone dagegen, aber die Brigaden Vandeleur und Vivian sind indeß im Centrum angelangt, und die ganze engländische Cavalerie bricht aus der Position hervor, wirft sich auf die schwankenden Massen und entscheidet so den allgemeinen Rückzug, welchen endlich auch jene 4 Garde-Bataillone in Quarrées formirt antraten. Das Wäldchen von Hougoumont war während dem auch wieder erobert worden, und Herzog Wellington ließ mit schneller Benutzung des entscheidenden Moments seine ganze Linie vorrücken, welche den bereits in Unordnung gerathenen Feind gegen Belle-Alliance hin vor sich her trieb. Die Höhe bei diesem Gehöft mit einigen Batterien besetzt, wurde im ersten Anlaufe genommen, und als nun auch die noch geschlossenen Garde-Bataillone durch wiederholte Cavalerie-Attaken aufgelöst waren, wälzte sich die unordentliche Masse, keines Widerstands mehr fähig, auf und neben der Chaussee nach Genappe fort, wo sich etwa 2000 Schritt südlicher die Truppen, welche bei Planchenoit gefochten, in gleichem Zustande an sie anschlossen.

Die schon genanten Abtheilungen des 4. preußischen Corps waren nach 4½ Uhr mit dem linken Flügel gegen Planchenoit aufmarschirt und hatten durch partielle Gefechte das 6. Corps beschäftigt, bis die übrigen Brigaden herankamen. Das Dorf wurde nun von 6 Bataillonen angegriffen und genommen, konte aber nicht lange behauptet werden, da Buonaparte die Division der jungen Garde dahin sendete, welcher es gelang, die preußischen Bataillone herauszuwerfen; ein neuer Angrif derselben blieb ohne Erfolg, und das Gefecht ward stehend, bis Truppen des indeß herangekommenen 2. preußischen Corps daran Theil nahmen. Der Feind wurde nun in einem raschen Anlaufe aus dem Dorfe getrieben und das Vorrücken der ganzen preußischen Linie zwischen Frichermont und Planchenoit grif in den entscheidenden Moment der Schlacht ein, den wir schon geschildert haben.

Als die beiden Feldherren der Verbündeten Abends 9 Uhr bei Belle-Alliance zusammentrafen, übernahm Fürst Blücher die Verfolgung des in gränzenloser Unordnung fliehenden Feindes, welcher, jeden Widerstandes unfähig, so rastlos gedrängt ward, daß die Spitze der preußischen Avantgarde schon am frühen Morgen des 19. bei Gosselines — 7 Stunden südlich Belle-Alliance — anlangte.

Das glänzende Resultat dieser Schlacht, die vollständigste Auflösung des geschlagnen Heers ward mit nicht geringen Opfern erkauft; die Armee des Herzogs Wellington zählte 15 Generale, über 900 Offiziere, an 14,000 Mann todt oder verwundet, der Verlust der preußischen Truppen betrug gegen 8000 Mann; die französische Armee hatte 3 todte, 4 gefangene, eine große Zahl verwundete Generale, beinah ihr ganzes Material und über 25,000 Mann verloren, worunter sich höchstens 6000 Gefangene befanden. (*Schulz.*)

BELLEAU (Remi), geb. zu Nogent-le-Rotrou 1528, gest. zu Paris 1577, gehört zu dem sogenanten poetischen Siebengestirn Frankreichs. Ronsard, den er an Geschmack übertraf, aber an Phantasie nicht gleich kam, nante ihn den Maler der Natur, wahrscheinlich wegen seiner Bergeries, worin er in 7 Tagen die Farben und Eigenschaften aller Edelsteine beschrieb. Seine übrigen Werke sind meist metrische Übersetzungen. Die letzte Ausgabe derselben erschien zu Rouen 1604. 2 Bde. 12., die beste ist die von Mamert Patisson Paris 1578. 2 Bde. 12. Sein seltsamstes Werk ist besonders erschienen, ein makaronisches Gedicht unter dem Titel: Dictamen metrificum de bello huguenotico; es ist mehrmals gedruckt und in verschiedene Samlungen aufgenommen worden. (*H.*)

BELLECOURT, 1) (Jean-Claude-Gilles Colson de), Schauspieler und Schauspieldichter, war der Sohn des geschätzten Porträtmalers Gilles Colson, und der Marthe Duchenange, der Tochter eines zu seiner Zeit sehr berühmten Kupferstechers. Sein Vater gab ihm eine sorgfältige Erziehung, und da er ihn gleichfalls der Malerkunst bestimte, so schickte er ihn schon in früher Jugend nach Toulouse in die Schule des berühmten Malers Carl Vanloo. Wirklich besaß er auch Talent für die Malerei; allein kaum hatte er in Toulouse zum ersten Mal einer theatralischen Vorstellung beigewohnt, als er sich auch seines noch ungleich höhern Berufs zur Schauspielkunst bewußt war, für welche er von dem Augenblicke an eine unüberwindliche Neigung faßte. Er ging, ausgestattet mit einer höchst armseligen Theater-Garderobe nach Besançon und engagirte sich unter dem angenommenen Namen Bellecourt bei einer dortigen Schauspielergesellschaft, unter der sich damals noch der trefliche Künstler Préville befand. Einstudirt hatte er nur die einzige Rolle des Nérestan in Voltaire's Alzire, in welcher er denn auch, voll der zuversichtlichsten Hofnungen des glücklichsten Erfolgs zum ersten Mal auftrat. Allein diese Tragödie verwandelte sich leider für ihn bald in eine Tragi-Komödie. Das Publikum, zwar anfänglich durch seine schöne Gestalt vortheilhaft eingenommen, wurde doch schon in der ersten Scene ungeduldig, da er aus Furcht so leise sprach, daß ihn Niemand verstehen konte; als er aber endlich an den pathetischen Moment kam, wo Nérestan, im Vollgefühl seiner Dankbarkeit, dem Lusignan zu Füßen stürzte, platzten ihm die von seiner Gönnerin, der Mlle. Clairon, zum Geschenk erhaltenen Beinkleider mit einem Mal in der Mitte von einander, so daß ihm nichts übrig blieb, als diese treulosen Gaben mit beiden Händen haltend, wieder aufzustehen, und so gut er konte, hinter die Coulissen zurück zu gehen, um sich dort den

Schaden von dem herbeigerufenen Theaterschneider wieder heilen zu lassen. Man kann sich das ungeheure Gelächter der Zuschauer, so wie die Bestürzung des armen Debütanten denken, der in seiner Eigenliebe sich geschmeichelt hatte, gleich in dieser ersten Darstellung einen recht glänzenden Triumph zu feiern. Der Schauspieler Préville, der damals schon in großem Ansehn stand, gab ihm hierüber eine harte, aber heilsame Zurechtweisung, die ihn zum ersten Mal von den Schwierigkeiten der von ihm gewählten Laufbahn überzeugte. Nunmehr bescheidner geworden, gab er es vorläufig auf, in Hauptrollen auftreten zu wollen, erklärte sich zur Annahme jeder Rolle bereit, welche die Direction ihm anvertrauen werde, und begann von nun an ein ernstliches Studium seiner Kunst. Mit unablässigem Fleis suchte er sein Gedächtniß zu üben, sein Spiel und seine Declamation zu bilden, auf die Ausführung auch der kleinsten Rolle die größte Sorgfalt zu verwenden, und überhaupt alle seine Berufspflichten gegen das Publikum, die Direction und seine Mitspielenden, auf das Gewissenhafteste zu erfüllen. So stieg er bald in der Liebe des Publikums, wie in seinem künstlerischen Verdienst, zu dem Ruf eines allgemein geschätzten Schauspielers empor; so daß er im J. 1750 sogar nach Paris berufen wurde, um als Rival des berühmten Lekain, mit dem eine bedeutende Partei des Publikums anfangs bekantlich sehr unzufrieden war, und vor welchem Bellecourt die Schönheit der Gestalt in hohem Grade voraus hatte, aufzutreten. Am 21. Decbr. 1750 debütirte er in der Rolle des Achill, in der Iphigenie in Aulis, und des Leander im Schwätzer. Allein auch dieser Debut in der Hauptstadt war für ihn nicht viel glücklicher, denn sein Talent für die Tragödie ward allgemein im Verhältniß zu Lekain's Genie sehr untergeordnet gefunden. Er selbst fühlte dies auch nur allzu wohl, und beschloß daher, gleich den folgenden Tag Paris wieder zu verlassen. Es gelang indeß seinen Freunden, ihn von der Ausführung dieses schnellen Entschlusses zurück zu halten; die Gegenpartei Lekain's bot Alles auf, ihn in seiner Stellung gegen denselben zu halten, und da er sich von nun an mehr auf komische Rollen legte, so gelang es ihm, sich auch hier wieder zu behaupten, so daß man ihn bald als Komiker für einen dereinstigen würdigen Nachfolger des berühmten Grandval einstimmig erklärte. Die edle Natur seines Spiels, sein feiner Takt und Anstand, so wie sein ungemein zartes Schicklichkeitsgefühl war jedem komischen Schauspieler als Muster zu empfehlen; und die feine Bildung, der Ton der großen Welt, welche er sich angeeignet hatte, machte ihn eben so angenehm auf der Bühne als in der Gesellschaft. Auch hatte er in seinem Spiel das seltene Verdienst, sein Talent nie auf Kosten seiner Mitspielenden geltend machen zu wollen, sondern diese vielmehr in der Darstellung ihrer eignen Rollen durch die seinige, so viel er vermochte, zu unterstützen, wodurch er auf den, in dieser Kunst so seltnen Totaleffekt den glücklichsten Einfluß hervorbrachte. Er war aber nicht blos ein treflicher Schauspieler, sondern auch ein recht angenehmer Schauspieldichter. Im J. 1761 ward von ihm mit allgemeinem Beifall ein geistreiches kleines Lustspiel „les fausses apparences" aufgeführt, das er indeß nie hat drucken lassen. Auch zu einem größern dramatischen Werk, unter dem Titel: L'école des pères, entwarf er einen Plan, der vorzüglich gewesen seyn soll, aber unvollendet geblieben ist. Dagegen arbeitete er mehre Stücke anderer Dichter, wie Dufresny, Destouches, Baron, Brueys, Hauteroche u. m. A., zum großen Vortheil für sie, so wie für die Darstellung um, ohne jedoch, bei seiner gewöhnlichen Bescheidenheit, auf seine sehr glücklichen Veränderungen, einen solchen Werth zu legen, wie der eitle Marmontel es in solchen Fällen zu thun pflegte.

Ungeachtet der Rivalität, welche die Gegner Lekain's, an deren Spitze sich selbst der Marschall v. Richelieu befand, zwischen ihm und Bellecourt beabsichtigten, war dieser doch zu erhaben über allen Kunstneid, um nicht selbst einer der enthusiastischen Bewunderer dieses großen tragischen Künstlers zu seyn, ja er gehörte sogar zu seinen treuesten Freunden, und sein Tod ergrif ihn auf das Innigste. Als er bald darauf Gelegenheit bekam, Voltairen seine Mitspielenden vorzustellen, konte er ihm, vom Schmerz über jenen Verlust überwältigt, nur die Worte sagen: „Voilà le reste de la Comédie française!" Das Schicksal wollte, daß kurze Zeit darauf auch der große Mann, zu dem er dies sprach, sowie er selbst, dem in das Grab nachfolgen sollten, dessen Tod Beide hier so schmerzlich betrauerten. Bellecourt starb am 19. Novbr. 1778, und selbst la Harpe, ungeachtet seiner leidenschaftlichen Vorliebe für Lekain, konte ihm das Zeugniß nicht versagen, daß sein Tod für die französische Bühne ein unersetzlicher Verlust war *).

2) Seine Gattin überlebte ihn noch 20 volle Jahre, unter den bald nachher ausbrechenden Stürmen der französischen Revolution. Auch sie war eine der geschätztesten Schauspielerinnen ihrer Zeit, die durch ihre Verheirathung mit ihm, dem Namen Bellecourt einen doppelten Glanz gegeben hat. Ihr Vater, Leroi Beaumenard, war gleichfalls Schauspieler, und kam, nachdem er mehre Jahre auf Provinzialtheatern gespielt hatte, im J. 1743 nach Paris, wo er seine Tochter auf dem Theater der Opera comique in Favart's Coq de Village in der Rolle der Gogo, welche dieser anmuthige Dichter ausdrücklich für sie geschrieben hatte, debutiren ließ, und welche sie mit so bezaubernder Grazie und einer so reizenden Naivetät durchführte, daß ihr das Publikum eine lange Zeit hindurch den Theaternamen Gogo gab. Der damalige Direktor dieser Bühne aber, Namens Monnet, war von dem außerordentlichen Beifall, den sie sich als ein damals noch ganz junges Mädchen schon in dieser ersten Rolle erworben hatte, so erfreut, daß er auf der Stelle nicht nur die junge Mlle. Beaumenard, sondern um ihretwillen auch ihre Ältern für sein Theater engagirte, dessen erste Zierde sie im Fach der naiven und jungen Liebhaberinnen-Rollen wurde. Als aber diese Bühne im J. 1744 mit dem Schluß des Marktes von St. Germain aufhörte, kehrte sie in die Provinz zurück, und ward, nachdem sie an verschiedenen andern Provinzialtheatern gespielt hatte, bei dem Haustheater des Marschalls von Sachsen engagirt, welcher dasselbe bekantlich, auch auf seinen Feldzügen, im Gefolge seiner

*) s. La Harpe's Correspondenz Lettre 97.

Armee mit sich zu führen pflegte. Ihr anmuthiges Talent, wie ihre Jugend und Schönheit, machten sie hier bald zu dem Gegenstande einer der zahlreichen Liebschaften dieses berühmten Feldherrn. Indem ihr nunmehr schon ein sehr ausgezeichneter Künstlerruf voranging, kam sie im J. 1749 nach Versailles, wo sie am 11. März, als Finette in den Menechmen, und Claudine im Collin Malliard, sowie bald darauf am 17. April zu Paris, als Dorine im Tartuffe und Marton im Galant Jardinier mit dem allgemeinsten Beifall debutirte. — Noch in demselben Jahr, am 14. Oktbr., ward sie förmlich engagirt, nahm aber wenige Jahre darauf am 3. April 1756 schon wieder ihren Abschied. Der Grund, der sie bestimte, das Théâtre Français, wo sie, ungeachtet der Nähe ihrer unübertreflichen Kunstverwandtin Dangeville, stets mit den größten Beifallsbezeugungen aufgenommen wurde, so bald wieder zu verlassen, ist nicht bekant geworden. Indeß erschien sie nach einer Abwesenheit von 5 Jahren am 7. April 1761 wieder auf demselben, nachden sie kurz vorher sich mit Bellecourt verheirathet hatte, und durch diese Ehe bestimt worden war, wieder zum Theater zurückzukehren. Der lauteste Beifall der Zuschauer belohnte sie für diesen Entschluß. Ihre Gestalt war überaus graziös, der Ausdruck ihres Gesichts eben so lebhaft als reizend, ihr Organ wohlklingend, und ihr Spiel außerordentlich gewandt, belebt und gefällig. Auch durch eine seltene Theaterfertigkeit und Sicherheit des Gedächtnisses zeichnete sie sich vor andern aus. Rollen, wie die Dorine, Martine, Marienette, Nicole und Zerbinette hatte man bisher niemals mit dieser Grazie und Natur zugleich auf der französ. Bühne geben sehen. Auch war sie es, die in diesen Rollen zuerst an die Stelle des bisherigen schwülstigen Costumes, von Federn, Sammet, Flor und Tafft, das einfachere Wahre eines wirklichen Landmädchens zu setzen wagte. Im J. 1791 zog sie sich ganz vom Theater zurück, und starb 8 Jahre darauf in hohem Alter gegen Ende des Jahres 1799. (*Schütz.*)

Bellad Allah, s. Belad Allah.

BELLEFONTAINE, Dorf, unweit Moyrans im Distr. Ste Claude des franz. Dep. Jura, durch die Industrie seiner (636) Einw. merkwürdig, welche sich durch ihre mechanischen Arbeiten in Uhren und Eisenwaren, besonders Bratenwender, auszeichnen, womit sie weit und breit hausiren. (***Hassel.***)

BELLEFOREST (François de), geb. zu Sarzan 1530, gest. zu Paris 1583, war ein Vielschreiber aus Noth, dessen einziges Verdienst darin bestand, den Buchhändlern, die etwas bei ihm bestellten, mit der Ablieferung pünktlich Wort zu halten. Seine Gedichte sind ohne poetischen Geist, seine Geschichte ohne Kritik und oft ohne Wahrheit, seine Übersetzungen ohne Sorgfalt; es wäre daher unnütz, seine Schriften hier anzuführen. Niceron (Bd. 9. der Übers. S. 190—212) hat ein Verzeichniß derselben gegeben. Seine Histoire des neuf rois de France, qui ont eu le nom de Charles verschafte ihm zwar bei dem verrufenen Karl IX. die Stelle eines Historiographen Frankreichs, allein er verlor sie auch wieder wegen seiner gänzlichen Scheu vor genauer Forschung und Mangel an Wahrheitssinn. (***H.***)

BELLEFORS, ein Pastorat in Westgothland, bekant durch den Götha-Kanal, der durch dasselbe geht, und die daselbst vor Kurzem gegründete Hilfs-Bibelgesellschaft; Einwohnerzahl 1814 (im J. 1815). (*v. Schubert.*)

BELLEGARDE, 1) Festung im Distr. Ceret des franz. Dep. der Ostpyrenäen. Sie steht (Br. 42° 20′, L. 20° 30′) auf einem Felsen, beherrscht die große Pyrenäenstraße, welche über den Col de Pertuis nach Cataluña führt, besteht aus 5 regelmäßigen Bastionen, und hat außerdem noch 1 Fort. Die Zahl der Einw., außer dem Militär, besteht aus 130. — 2) Marktfl. im Distr. Montargis des französ. Depart. Loiret mit 800 Einw. — 3) Stadt im Distr. Aubusson des franz. Dep. Creuse, auf einer Anhöhe mit 210 Häus. und 1214 Einw. (*Hassel.*)

BELLEGARDE, teutsch Jaun oder Yaun, fruchtbares, enges, 3 St. langes Alpenthal des Schweiz. Cant. Freiburg, ans bernerische Oberland angränzend, zu welchem sein hinterster Theil noch gehört. Die Einwohner treiben Alpenwirthschaft und Viehzucht; ihre Käse werden als Greyerser verhandelt. Die Jaun oder Yonne durchfließt das Thal, das 204 Gebäude mit 407 Einw. enthält. Einige wenige Ruinen bezeichnen den Standort des festen Schlosses Bellegarde, das den Grafen von Greyers gehörte, und 1407 von den Bernern eingenommen ward; später (1553) gelangte das Thal selbst von Michel von Greyers an den Stand Freiburg. (*Wirz.*)

BELLEGARDE, der Name mehrer Männer, die in der Geschichte fortleben. Roger de St. Lary de Bellegarde, Marschall von Frankreich, stamte aus einer Familie ab, die seit dem 15. Jahrh. bekant ist. Zum geistlichen Stande bestimt, studirte er zu Avignon, hatte aber das Unglück, daselbst einen Mitstudirenden zu tödten. Der Marschall von Thermes, sein Großonkel von mütterlicher Seite, nahm sich seiner an, gab ihm Gelegenheit, sich in Piemont durch tapfern Muth auszuzeichnen, und machte ihn, als er 1562 starb, zu seinem Erben. Bellegarde verband mit Kentnissen und Geradheit, viel Tapferkeit, einen edlen Anstand, einen schönen Wuchs, die Geschmeidigkeit des Höflings, und überhaupt jene glänzenden Eigenschaften, die Glück und Gunst erwerben. König Heinrich III., dessen Liebling er war, und den er auch nach Polen begleitet hatte, erhob ihn 1574 zum Marschall von Frankreich, und überhäufte ihn in rascher Folge mit den ausgezeichnetsten Beweisen seiner Gnade. Bellegarde zog mit Glück gegen die Hugenotten in Dauphiné zu Felde, allein er konte sich in der Gunst eines so launenhaften und charakterlosen Fürsten, wie Heinrich III. war, nicht erhalten. Um ihn vom Hofe zu entfernen, sandte man ihn mit unbedeutenden Aufträgen nach Polen; er ging aber nach Piemont, verband sich mit dem Herzoge von Savoyen, und bemächtigte sich mit Hilfe desselben des Marquisats von Saluzzo. Da eine Gesandtschaft des französischen Monarchen ihn nicht zu seiner Pflicht zurückbringen konte, und selbst eine bewafnete Macht nichts gegen ihn ausrichtete, so räumte ihn die Königin Mutter, Katharine von Medicis, den 20. Dec. 1579 durch Gift aus dem Wege.[1]). — Roger de St.

1) Mémoire hist. et crit. sur les principales circonstances de la vie du R. de St. Lary de Bellegarde et principalement

Lary und Thermes de Bellegarde, aus eben diesem Geschlechte, war Herzog, Marquis von Versoy, Herr und Baron von Thermes, Pair und Großstallmeister von Frankreich, Ritter der königl. Orden, und Gouverneur von Burgund und Bresse. Er stand am Hofe König Heinrichs III., Heinrichs IV. und Ludwigs XIII. in einem vielgeltenden Ansehen, ob er gleich ziemlich ausschweifend lebte. Die schöne Gabrielle d'Estrée war unter andern seine Geliebte, allein Heinrich IV., dem er ihre Reize unbedachtsam rühmte, setzte sich in ihren Besitz, und Bellegarde mußte den Hof verlassen. Um sich die Erlaubniß zur Rückkehr zu verschaffen, heirathete er die Mlle. de Racan, eine Nichte des berühmten Dichters dieses Namens. Ludwig XIII. machte ihn zum Gouverneur von Burgund, und erhob 1619 die in Burgund gelegene Stadt Seurre, unter dem Namen Bellegarde, zu einem Herzogthum und Pairie, welches auch 1620 im Parlement registrirt wurde. Unter dem Herzoge von Orleans wohnte er 1628 als General-Lieutenant der Belagerung von Rochelle bei, verlor aber nach drei Jahren, da er sich den Unwillen des Kardinals Richelieu zugezogen hatte, sein Gouvernement, und kam erst 1643, durch Vermittlung der Königin Anna, an den Hof zurück. Er starb zu Paris den 13. Jul. 1646, in seinem 84. Lebensjahre[2]). — Alexander, Graf von Bellegarde starb, nach 50jährigen kaiserl. Kriegsdiensten, 1731 zu Enzersdorf in Östreich. Zwei Brüder dieses Geschlechts standen in sächs. Diensten, nämlich: Claudius Maria, Graf von Bellegarde, aus Piemont gebürtig, trat 1730 in königl. polnische und kursächsische Kriegsdienste, und heirathete 1732 eine natürliche Tochter König Augusts II. von Polen, eine Schwester des Grafen Stutowsky. Mehre Jahre war er königl. Gesandter am Turiner, zuletzt am französischen Hofe, und starb 1755 in Frankreich mit dem Charakter eines General-Lieutenants von der Infanterie. Seine beiden Söhne waren Universalerben des berühmten Grafen Moritz von Sachsen, weil sie seine Halbschwester zur Mutter hatten[3]). — Johann Franz, Graf von Bellegarde, des vorigen Bruder, nahm mit diesem zu gleicher Zeit sächs. Kriegsdienste, ward als Generalmajor 1745 in der Schlacht bei Kesselsdorf gefangen, und wurde 1746 Oberhofmeister der beiden königl. Prinzen Xaver und Karl. Während des 7jährigen Krieges wurde er zu verschiedenen Missionen gebraucht, war seit 1768 General der Infanterie, Kabinetsminister und Statssecretär im Kriegsdepartement, und starb zu Dresden den 7. Febr. 1769 im 62. Jahre[4]). — — Unter den Gelehrten, die den Namen Bellegarde führten, sind zu bemerken: Jean Baptiste Morvan de Bellegarde, geb. zu Pthyrial in der Diöces von Nantes den 30. August 1648. Siebenzehn Jahre war er Jesuit, verließ aber den Orden, wie man behauptet, aus Anhänglichkeit an die (damals von den Theologen verworfene, später vertheidigte) cartesische Philosophie, lebte zu Paris von Schriftstellerei, und starb das. den 26. April 1734. Sein literarisches Verdienst ist nicht hoch anzuschlagen, denn seine französischen Übersetzungen der Kirchenväter (des Johann Chrysostomus, Basilius, Gregorius von Nazianz, Ambrosius rc., zusamen über 30 Bände), der Werke des Thomas a Kempis, des Epictet, der Metamorphosen und einiger Briefe des Ovid, sind flüchtig und ungetreu, und seine Histoire générale d'Espagne, tirée de Mariana et des autres historiens espagnols. Par. 1723. Vol. IX. 12., kann nur angeführt werden, um vor ihrem Gebrauche zu warnen[5]). Auch einen Apparat de la Bible; Reflexions sur la genèse; eine Hist. romaine und eine Hist. gén. des voyages (1707 in 12. ohne Namen) hat man von seiner fruchtbaren Feder; und außerdem viele, jetzt ebenfalls vergessene, ehemals aber vielgelesene und öfters ins Teutsche übersetzte, moralische Schriften. Besonders wurden seine Réflexions sur ce qui peut plaire et déplaire dans le monde, fast in alle Sprachen übersetzt, und noch 1800 erschienen zu Leipzig in 8. Betrachtungen über die feine Lebensart nach Bellegarde[6]). — Gabriel du Pac (nicht du Parr) de Bellegarde, geb. d. 17. Oct. 1717 in dem Schlosse Bellegarde in der Diöces von Carcassone, studirte zu Toulouse das kanonische Recht, und nahm den Grad eines Licentiaten der Rechte an. In der Absicht, sich ganz dem Studium der Gottesgelehrsamkeit und den kirchlichen Wissenschaften zu weihen, begab er sich nach Paris, und fand besonders an den sorbonnischen Lehrern Boursier und d'Etemare treue Förderer seines unermüdeten Eifers in Erwerbung einer gründlichen theologischen Gelehrsamkeit. Den letztern gewann er so lieb, daß, als derselbe 1751 nach Holland ging, um den Rest seiner Tage daselbst zu beschließen, Bellegarde ihn dahin begleitete, und bis an seinen Tod, der 1770 zu Rynwik, einem Landhause in der Provinz Utrecht erfolgte, bei ihm blieb. Seine Geburt nicht nur, sondern auch sein wahrhaft frommer Charakter und seine tiefe Gelehrsamkeit hätten ihm den Weg zu ansehnlichen Kirchenämtern bahnen sollen, allein er konte nicht dazu gelangen, weil er, obgleich von den Lehrsätzen der römisch-katholischen Kirche keineswegs abweichend, doch bei weitem nicht alles annahm, was die eifrig Römisch-Gesinnten für die Unfehlbarkeit des Papstes und seine uneingeschränkte Obergewalt über alle Kirchen anführen. Inzwischen wurde er doch zum Kanonikus bei der Haupt- und Primatkirche zu Lyon ernant, wo sich ein Bruder von ihm befand, und wovon die Kanonici, die von altem Adel seyn mußten, den Titel von Grafen führten. Aus Liebe zur Unabhängigkeit und zu ungestörten wissenschaftlichen Beschäftigungen, legte er schon nach zwei Jahren diese Stelle nieder, erhielt vom Kapitel den Titel eines Altgrafen, und starb zu Utrecht, seinem gewöhnlichen Aufenthaltsorte, den 13. Dec. 1789. Durch Werke, die ein umfassendes Studium der kirchlichen Alterthümer und des kanonischen Rechts beweisen, hat sich Bellegarde Achtung und Verdienst er-

sur l'entreprise qu'il forma pour se rendre indépendant dans le Marquisat de Saluces par *D. F. Secousse*. Paris 1764. 12. *Anselme* hist. géneal. T. IV, 305. T. VII, 261. Nouv. Dict. hist., Biogr. univ. T. IV. 2) *Anselme* hist. géneal. T. IV, 307. T. VIII, 507. T. IX, 103. Nouv. Dict. hist. 3) (Kauft's) neue geneal. hist. Nachrichten 77. Th. 455. 4) (Kauft's) fortges. neue geneal. hist. Nachr. 100. Th. 282.

5) Vgl. die Acta erud. a. 1724. p. 385—390, u. *Meusel* Bibl. hist. Vol. VI. P. I. 156. 6) Eloge de Bell. par *Tournemine* im Mercure de France. Nov. 1735. p. 2390—94. Nouv. Dict. hist., Biogr. univ. T. IV.

worben. Dahin gehörte seine, mit reichhaltigen erläuternden Anmerkungen und Exkursen versehene Collection générale des oeuvres d'Ant. Arnauld, die er 1772—1782 zu Lausanne in 49 Quartbänden herausgab, mit dem Leben des Verfassers, das 1783 zu Paris in zwei Octavbänden besonders abgedruckt wurde. Bellegarde widmete dieser Arbeit, zu der ihn der Kardinal Passionnei ermunterte, einen 20jährigen mühevollen Fleis. Früher erschien sein Supplementum ad varias collectiones operum *Z. B. van Espen*. 1765. Fol. u. 8., zugleich als der 5. Band der Werke dieses berühmten Kanonisten, welche 1778 zu Lyon in Fol. erschienen; eine Vie de *van Espen* gab er 1767 zu Löwen in 8. auch besonders heraus. Seine frühseste Arbeit waren die Mémoires sur l'histoire de la bulle Unigenitus dans les Pays-bas, depuis 1713 jusqu'en 1730. Utrecht 1755. Vol. IV. 12., und im folgenden Jahre eine sehr vermehrte Ausgabe des Journal de l'abbé d'Orsanne. Bellegarde war eines der thätigsten Mitglieder der Kirchenversamlung zu Utrecht im J. 1763, und schrieb die wichtige Vorrede zu dem Recueil des temoignages, rendus à l'église d'Utrecht, worin der Ursprung und Fortgang der Zwistigkeiten zwischen den Katholiken dieser Kirche entwickelt werden. Auf diese Arbeit folgte die Histoire abrégée de l'église metropolitaine d'Utrecht. 1765. 12. anderer, weniger erheblicher Schriften, nicht zu gedenken. Um die Materialien zu seinen literarischen Arbeiten zu sammeln, machte Bellegarde viele Reisen, unter andern nach Rom und Wien, und seine Verbindung mit dem berühmten van Swieten benutzte er unter andern dazu, um in den östreichischen Staten Schriften zu verbreiten, durch welche der blinden Anhänglichkeit an den römischen Hof entgegen gearbeitet wurde [7]). (*Baur.*)

BELLEISLE, 1) Stadt mit dem Beinamen en terre, im Distr. Guingamp des franz. Dep. Côtes du Nord. Sie liegt am Guer, ist ein finstrer schmuziger Ort, der 812 Einw. zählt, und 1 Papiermühle unterhält. In der Nähe sind Bleiadern, die aber verlassen stehen. 2) ein Eiland an der Küste des franz. Dep. Morbihan, und zum Distr. l'Orient gehörig. Sie liegt im S. der Halbinsel Quiberon. Die Länge beträgt 3½, die Breite 1 Meile, der Flächeninhalt 3½ □ Meile. Sie ist mit Felsen umgeben, aber ihr Inneres so freundlich, daß sie davon den Namen führt; der fruchtbare Boden erzeugt Weizen, Hafer, Hülsenfrüchte, Gemüse und Flachs reichlich, auch wird einiges Vieh gehalten, aber die vornehmsten Nahrungszweige der 5569 Einw., die in 1 Stadt, 3 Marktfl. und 13 Dörfern wohnen, ist doch die Salzschlemmerei am Ufer, die jährlich gegen 70,000 Centn. ausbeutet, und der Sardellenfang, worauf gegen 100 Bote auslaufen. Das Eiland hat nur 3 Landungsplätze, wovon der beste bei der Hauptstadt le Palais (Br. 47° 17′ L. 14° 36′), eine Stadt, welche durch eine Citadelle vertheidigt wird, auf der Nordküste der Insel liegt, 550 Häus. und 2496 Einw. hat, die aus ihrem kleinen Hafen Fischerei und Handel treiben. Die Flecken sind Sambor, Sauzon und Lotmaria. Bei dieser Insel fiel 1759 ein Seetreffen zwischen den Franzosen und Briten zum Nachtheile der erstern vor. Vor der Revolution gehörte sie als ein Marquisat dem Hause Fouquit, und hatte seinen eigenen Gouverneur. 3) ein Eiland im atlantischen Ozean zwischen Neubritannien und der Nordspitze von Neufoundland, unter 51° 58 N. Br. 304° 45′ L., 4½ Meilen im Umfange, und etwas über 3 Meilen von der Küste von Labrador. Es wird von den Briten in Anspruch genommen, ist aber felsig, unfruchtbar, mit weniger Waldung bekleidet, hat aber auf der N. W. Seite einen Hafen für Fischerbote, und wird auch von etwa 30 Fischerfamilien bewohnt, die sich, als zum Gouv. Neufoundland gehörig, ansehen. 4) ein Eiland auf der Ostküste von Neufoundland, und ebenfalls zu diesem Gouvern. gehörig, unter 50° 50′ Br. und 304° 25 L., aber wüste und unbewohnt. 5) ein Eiland in dem Lough Earne, zu der britischen County Fermanagh in Irland gehörig, und mit der reizenden Villa der Grafen von Roß geziert. (*Hassel.*)

BELLE-ISLE, Bellisle, (Charles Louis Auguste Fouquet, Graf von), Pair und Marschall von Frankreich, des heil. röm. Reichs Fürst, war den 22. Sept. 1684 zu Villefranche in Rovergue geboren, wo sein Vater (Louis Fouquet, Marquis von Belle-Isle) im Privatstande lebte, und 1738 starb. Sein Großvater war der berühmte Oberfinanzminister Nicolas Fouquet, Marquis von Belle-Isle, der nach dem Tode des Kardinals Mazarin in Ungnade fiel, und 1680 auf dem Schlosse Pignerol als Statsgefangener starb; (s. den Art. Fouquet). Der Enkel äußerte frühe einen emporstrebenden Geist, und eine vorherrschende Liebe zu kriegerischen Beschäftigungen, aber auch großen Eifer im Studium der Geschichte, Politik und Mathematik. Der span. Successionskrieg entzog ihn einer längern Vorbereitung, denn schon in den ersten Jahren des 18. Jahrh. machte er einige Feldzüge in Italien mit, und hielt sich so tapfer, daß ihm Ludwig XIV. schon 1705 ein Regiment Dragoner anvertraute, an dessen Spitze er den 7. Septbr. 1706 der Schlacht bei Turin beiwohnte. Bei der Belagerung von Lille oder Ryssel 1708 wurde er verwundet, und nachdem er während des ganzen Kriegs die glänzendsten Beweise von Talent und Tapferkeit gegeben hatte, begleitete er 1714 den Marschall von Villars nach Rastadt, als dieser mit dem Prinzen Eugen den bekanten Frieden schloß, der dem spanischen Successionskriege ein Ende machte. Das Gouvernement von Hüningen, welches Belle-Isle erhielt, war der Lohn seiner Verdienste; aber, nach der Rückkehr von dem spanischen Feldzuge 1719, war die Bastille und die Verweisung vom Hofe die Folge des Verdachts, den der damalige Regent, Herzog von Orleans, gegen seine Treue und Redlichkeit geschöpft hatte. Bald zerstreuten sich indessen die Wolken, und von der Zeit an stand Belle-Isle am französischen Hofe in großem Ansehen, besonders, nachdem der Kardinal Fleury das Ruder des Stats im Namen Ludwigs XV. lenkte. Er wurde 1731 General-Lieutenant der königl. Armeen, 1733 Gouverneur der Stadt und Citadelle Metz, und des Landes Messin, und als in eben

---

7) Algemene Konst- en Letter-Bode (eine holländische periodische Schrift) 1790. Nr. 85. Suite des nouv. eccl. d'Utrecht, du 25. Dec. 1790. Allg. Lit. Ztg. Intell.-Bl. 1790. Nr. 87. S. 709. Ersch's gel. Frankr. 2. Nachtr. s. v. Du Pac. Biogr. univ. T. IV. s. v. Bellegarde.

diesem Jahre, wegen der zwistigen Königswahl in Polen, der Krieg gegen Östreich erklärt wurde, bemächtigte er sich unter andern der Stadt Trier, vertheidigte Philippsburg gegen den Prinzen Eugen, und trug wesentlich zu dem vortheilhaften Frieden bei, der den 3. Oct. 1735 geschlossen wurde, durch welchen Frankreich nicht allein seinen Bundsgenossen große Vortheile verschafte, sondern auch für sich selbst Lothringen mit aller Oberhoheit erwarb. Zwar hatte Frankreich in diesem Friedensvertrage die Garantie der pragmatischen Sanction Kaiser Karls VI. aufs feierlichste versprochen, allein nach dem Ableben dieses Monarchen 1740 gab es sich alle Mühe, das Haus Östreich zu stürzen, und dessen Erbländer zu vertheilen. An der Spitze der Partei, die den Ausbruch des östreichischen Successionskrieges herbeiführte, stand Belle-Isle, der indessen den Marschallsstab erhalten hatte, und als ein Mann von vorzüglicher Geisteskraft, Gewandtheit, Thätigkeit und kluger Politik einen entscheidenden Einfluß in die Entschließungen des französischen Kabinets besaß. Er wußte jetzt seinen schon längst entworfenen Plan so geschickt und mit solchem Enthusiasmus zu empfehlen, daß er in kurzer Zeit den ganzen Hof und, durch die Frau von Mailly, auch den König dafür gewann. Seinem Entwurfe zufolge sollten die teutschen Reichsfürsten und die Könige von Spanien und Sardinien zum Kriege gegen Östreich aufgereizt werden; im Norden und mit der Pforte wollte man sogleich Unterhandlungen anfangen, und den Ungern und Böhmen eine unbeschränkte Wahlfreiheit verschaffen; der Kurfürst von Baiern sollte Kaiser werden, der König von Preußen Schlesien erhalten, und eine französische Armee von 150,000 Mann nach Teutschland geschickt werden, um gemeinschaftlich mit Preußen eine rasche Entscheidung herbei zu führen. Der Plan war gut berechnet, allein die Kargheit des 85jährigen Kardinalministers Fleury, der nur gezwungen der Majorität, die für den Krieg stimte, nachgab, und anfangs nur 40,000 Mann bewilligte, wirkte sehr nachtheilig auf die Unternehmungen des enthusiastischen Belle-Isle. Auf seinen Betrieb wurden inzwischen mehre geheime Unterhändler nach Teutschland gesendet, und er selbst erschien im März 1741 als Gesandter bei dem Wahlkonvent zu Frankfurt am Main. Da dieser noch ausgesetzt wurde, begab er sich zu den geistlichen Kurfürsten, dann nach Dresden, und endlich nach Schlesien in das Lager König Friedrichs II. von Preußen. Überall negoziirte er die Wahlstimmen für den Kurfürsten von Baiern, zur Kaiserwürde, und eine Verbindung mit Frankreich und Baiern, zur Ausführung dieser Wahl und seines gesamten übrigen Plans gegen das Haus Östreich. Seine Gewandtheit und Beredsamkeit, unterstützt von der Lage der Umstände, ließen ihn überall Geneigtheit für seine Anträge und Entwürfe finden. Durch seine kluge Thätigkeit wurden Bündnisse zwischen Frankreich, Spanien und Baiern, und wieder zwischen Frankreich, Baiern, Preußen, Kurpfalz und Köln geschlossen. Er war es, der endlich, als er im Junius wieder nach München zurückkehrte, den Kurfürsten, der noch schwankte, zu dem Entschlusse bestimte, die Kaiserkrone anzunehmen, und sich den vorgeschlagenen Theilungskontrakt gefallen zu lassen. Nach der Vollendung dieses Geschäftes eilte er nach Paris zurück, um die Thätigkeit zur Ausführung seines Plans zu beleben. Es war dies um so nöthiger, da Fleury eine Unternehmung, die er lieber ganz niedergeschlagen hätte, nicht eifrig betrieb. Belle-Isle mußte daher auch beständig mit dieser Abneigung und der dadurch verstärkten Ängstlichkeit und Sparsamkeit des alten Ministers kämpfen. Nachdem der Krieg förmlich erklärt worden war, übernahm er das Kommando der französischen Hauptarmee, um die Heere Marien Theresiens zu bekämpfen, eroberte den 26. Nov. 1741 Prag im Sturme, und eilte dann als bevollmächtigter französischer Gesandter auf den Wahlkonvent zu Frankfurt am Main, wo der Kurfürst Karl Albrecht v. Baiern, als Karl VII. am 24. Jan. 1742 zum Kaiser erwählt wurde. Damit hatte Frankreich einen Hauptzweck seiner bisherigen Intriguen erreicht; das Haus Östreich war vom Kaiserthrone, den es seit 300 Jahren behauptet hatte, verdrängt worden. Die Haupttriebfeder dabei war Belle-Isle, der die Kurfürsten beinahe wie französische Vasallen behandelte, ihre Stimmen lenkte, und auch durch Pracht und Glanz, die ihn umgab, alle Anwesende überstrahlte. Daher rief König Friedrich von Preußen, als ihm über alles Vorgefallene ausführlicher Bericht erstattet wurde, voll Verwunderung aus: „Wahrhaftig, der Marschall von Belle-Isle ist der Gesetzgeber von Teutschland!" *). Allein, bald nahmen die Kriegsoperationen für die Heere der Verbündeten, und die Franzosen insbesondere, eine ungünstige Wendung, und Belle-Isle, der schleunig zur Armee nach Böhmen zurückkehrte, bemühte sich vergebens, den Sieg auf seine Seite zu lenken, besonders, nachdem Preußen und Sachsen, im Julius 1742, mit Östreich Frieden geschlossen hatten. Mit ungetheilten Kräften ging jetzt Maria Theresia auf die Franzosen los, die unter Belle-Isle und Broglio in Böhmen standen, drängte sie über die Moldau zurück, und nöthigte sie, sich in die Stadt Prag zu werfen, wo sie nun auf's engste eingeschlossen wurden. Da sich die Besatzung auf 25,000 Mann belief, so nahm die Theurung, bei der starken Einwohnerzahl, bald so sehr überhand, daß Belle-Isle bei der östreichischen Generalität auf eine Konferenz antrug. Das Resultat war, daß er sich mit der ganzen Armee zu Kriegsgefangenen ergeben sollte. Allein, obgleich seine Lage mit jedem Tage verzweifelter wurde, und an keinen Entsatz zu denken war, so konte er sich doch dazu nicht entschließen, vielmehr unternahm er am 17. Dec. 1742 mit bewundernswürdiger Klugheit jenen berühmten Rückzug nach Eger, der die französischen Völker rettete, und dem Anführer eben so viel Ruhm brachte, als ein erfochtener Sieg. In der Nacht brach er aus Prag auf, wo er nur 1800 Mann zurückließ, und schlug sich durch die

*) Im ersten Kapitel der Hist. de mon temps (Oeuv. post. T. I.) sagt Friedrich von ihm: Le maréchal de Belle-Isle étoit de tous les militaires celui, qui avoit le plus seduit le public; on le regardoit comme le soutien de la discipline militaire. Son génie étoit vaste, son esprit brillant, son courage audacieux; son métier étoit sa passion, mais il se livroit sans réserve à son imagination: il faisoit les projets, son frère les rédigeoit: on appelloit le maréchal l'imagination, et son frère le bon-sens.

feindliche Armee bis an die Gränze von Böhmen durch, wo er nach einem höchst beschwerlichen Marsche von eilf Tagen, auf allen Seiten von den östreichischen Husaren angefallen, in der größten Kälte mit seinen fast ausgemergelten Soldaten ankam. Er begab sich darauf nach Frankfurt am Main, wo Karl VII., der ihn bereits zum Fürsten des heil. röm. Reichs erhoben hatte, ihn mit dem Orden des goldenen Vließes schmückte. Nach seiner Ankunft am Hofe Ludwigs XV. war er, so viel es seine zerrüttete Gesundheit erlaubte, unermüdet thätig, die Fortsetzung des Krieges zu betreiben, kehrte wieder nach Teutschland zurück, wurde aber am 18. Dec. 1744 in dem hannöverischen Städtchen Elbingerode mit seinem Bruder von den Engländern gefangen genommen, und erhielt erst im August des folgenden Jahres seine Freiheit wieder. Nach der Rückkehr in sein Vaterland war er beständig um den König, arbeitete im Kabinete, und erhielt 1746 das Kommando einer Armee in Italien, um in Verbindung mit der spanischen Macht den siegenden östreichischen Völkern, mit welchen die sardinischen vereinigt waren, Widerstand zu leisten. Große Schwierigkeiten setzte seinen Unternehmungen die natürliche Beschaffenheit des Landes, der Mangel an Proviant und Fourage, und die Insubordination der Truppen entgegen; dennoch gelang es ihm, die Östreicher zurückzudrängen, und er schmeichelte sich mit Erlangung größerer Vortheile, als 1748 der Aachner Friede die Verheerungen des Krieges und zugleich Belle-Isle's militärische Laufbahn beendigte. Zur Belohnung seiner Verdienste erhob ihn der König zum Herzog und Pair, die französische Akademie nahm ihn unter ihre Mitglieder auf, und da er nicht nur als Feldherr, sondern auch als Diplomatiker ausgezeichnete Talente besaß, so nahm er an den wichtigsten Kabinets-Verhandlungen Antheil. Er entwarf unter andern den Plan zur Belagerung von Minorka, dessen glückliche Ausführung dem Herzog von Richelieu so viel Ruhm brachte, und bei den Berathschlagungen, die dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges vorhergingen, hatte er eine vielgeltende Stimme. Ihm sind die Maßregeln zuzuschreiben, welche in diesem Kriege von Frankreich genommen wurden, allein die Maitresse Pompadour durchkreuzte östers seine durchdachten Plane auf eine nachtheilige Weise. Er wurde 1757 Kriegsminister, und that, was ihm die Umstände erlaubten, um dem zerrütteten Zustande des Militäretats entgegen zu wirken. Viele Misbräuche wurden abgeschaft, die Militärschule ward vergrößert und verschönert, ein Verdienstorden eingeführt, und dem Nepotismus bei Beförderungen gesteuert. Während seiner Kriegsdienste hatte er einen damaligen Hauptfehler der französischen Heere kennen gelernt, den Luxus, der sich in's Lager einschlich, große Züge von Pferden und Wagen nöthig machte, und die Operationen sehr oft hinderte. Er gab zwar Edicte gegen den Prachtaufwand der Offiziere, doch ohne das eingewurzelte Übel ausrotten zu können. Grausam und im höchsten Grade barbarisch war der Befehl, den er im Herbst 1758 dem Marschall Contades nach Westphalen zuschickte: er sollte den ganzen Landstrich in eine Wüste verwandeln, und besonders in den Ländern an der Lippe und in Paderborn, als den fruchtbarsten Provinzen, alles bis auf die Wurzel ausrotten, damit es den Feinden ganz unmöglich wäre, sich den Winter über den Franzosen zu nähern. Die Klugheit und Tapferkeit des Herzogs Ferdinand von Braunschweig verhinderte die Vollziehung dieser Verheerungsbefehle, und Belle-Isle starb den 26. Jan. 1761, ohne das Ende des, seinem Vaterlande so tiefe Wunden schlagenden, Krieges erlebt zu haben. Den Ruhm eines Mannes von ungemeinen Talenten, von Klugheit, Tapferkeit und bewundernswürdiger Fassung in schwierigen und verwickelten Lagen, von feurigem Patriotismus und nicht zu ermüdender Thätigkeit in Ausführung seiner kühnen Entwürfe, haben ihm diejenigen am wenigsten streitig zu machen gesucht, die selbst große Verdienste hatten. Er war ein eben so ausgezeichneter General als Statsmann, der mit kluger Vorsicht seinem Ziele entgegen strebte, das er nie aus dem Auge verlor. Im Kabinete gab seine Meinung meistens den Ausschlag, und weniger ihm, als seinen unwürdigen Umgebungen und vielfachen Hindernissen, die nicht zu beseitigen waren, ist es zuzuschreiben, daß östers seine Unternehmungen scheiterten. Aber sein Rückzug aus Prag, sein Feldzug in Italien, und das, was er zur Schwächung der östreichischen Macht, und zur Wahl eines Kaisers aus dem Hause Baiern beigetragen hat, machen seinen Namen in der Geschichte aller Zeiten merkwürdig. Den Wissenschaften war er stets gewogen, wovon unter andern die Akademie der Wissenschaften zu Metz, die er 1760 stiftete, ein Beweis ist. Im Arbeiten besaß er, bei einem durchdringenden Verstande, eine solche Gewandtheit und Fertigkeit, daß zehn Secretäre kaum fähig waren, seine Briefe, deren er oft mehre auf einmal dictirte, auszufertigen. Da er von zwei Gemahlinnen keine Kinder hinterließ, und als der letzte seines Hauses starb, so fiel das Herzogthum Belle-Isle, das Marquisat Gisors und die Vicomte Vernon der Krone zu. Einen treuen Begleiter und einsichtvollen Berather auf seiner militärischen und politischen Laufbahn hatte der Kriegsminister an seinem Bruder **Louis Charles Armand Fouquet, Grafen von Belle-Isle**, der am 19. Sept. 1693 zu Agde in Nieder-Languedoc geboren war, und den 19. Jul. 1746 beim Angriff der Verschanzungen unfern Exiles in der Dauphiné sein Leben verlor. Er war zuletzt General-Lieutenant der königl. Armeen, und Lieutenant-General von Lothringen und Bar. Beide Brüder lebten in vielfacher Beziehung so vertraut mit einander, daß man sie bei Hofe Orestes und Pylades nante **). (*Baur.*)

BELLELAY, ehemaliges Prämonstratenser-Kloster, gestiftet im Jahr 1136, im Schweiz. Kanton Bern,

---

**) Testament politique du Maréchal de Belle-Isle par M. D. C. Amsterd. (eigentl. Paris). 1761. 8. (Der Verf. ist Franç. Ant. de Chevrier). Codicille et esprit (ou) commentaire des maximes politiques du Maréchal de Belle-Isle (par M. D. C.) à la Haye 1762. 8. Vie polit. et milit. de Mr. le Mar. duc de B. I., publiée par M. D. C. ib. 1762. 8. Eloge hist. du Maréchal de B. I. par Mr. Turpin, in dessen France illustre. T. I. 119—178. *d'Argenson* loisirs T. I. 200. (Ranfts) Neue geneal. hist. Nachr. 47 Th. 186—210. Von dem jüngern Bruder (Ebend.) Geneal. hist. Nachr. 115 Th. 636—645. Von beiden Nouv. Dict. hist. s. v. *Foucquet*; Biogr. univ. s. v. Belle-Isle.

O.Amt Münster, am Jura. Die Gegend ist wild, waldig und einsam. Ehemals war hier eine geschätzte Knaben-Erziehungsanstalt begründet von dem Abte Nikl. de Lüze; jetzt ist das Kloster aufgehoben, und seit dem unter französ. Herrschaft geschehenen Verkauf an einen Privatmann, sind die Gebäude zum Theil im Verfall. Die Sorne entspringt im Klosterhofe; der weiche Bellelay-Käse wird geschätzt. (*Wirz.*)

BELLEMONT (Jean Baptiste Colbert de Beaulieu genant), Schauspieler, geb. im J. 1728 zu Breteuil in der Picardie. Er widmete sich anfänglich den Wissenschaften mit vielem Eifer und Fleis, ging aber dann aus Neigung zum Theater über, und spielte mehre Jahre hindurch in verschiedenen Fächern auf Provinzial-Bühnen. Am 14. Mai 1765 debutirte er zum ersten Mal, auf dem königl. Theater zu Paris, als Cleant im Tartuffe. Sechs Jahre lang machte er indeß nur wenig Glück, da er blos die Vertrauten in der Tragödie, und einige Nebenrollen im Lustspiel erhielt; und er in einem so undankbaren Fache fast gar keine Gelegenheit bekam, sich auszeichnen zu können. Als aber der Schauspieler Paulin starb, der die Könige und Bauern gespielt hatte, erhielt er dessen Rollenfach, und entwickelte nunmehr ein Kunsttalent, welches das Publikum bisher in ihm gar nicht geahnet hatte. Sein Vorgänger war in den Bauerrollen vortreflich, in den tragischen Heldenrollen aber höchst mittelmäßig gewesen, Bellemont übertraf ihn bald in beiden Gattungen, so daß er in kurzem einer der beliebtesten Schauspieler der Pariser Bühne wurde, welcher als treflicher Künstler und Mensch, in gleicher Achtung beim Publikum stand. Es ist nicht zu läugnen, daß die Natur für ihn ungleich mehr gethan hatte als die Kunst, in deren Studium er niemals gründlich eingedrungen war; allein er besaß ein überaus glückliches Naturell für die Bühne, und alle seine Darstellungen zeichneten sich daher durch ihre Einfachheit, Wahrheit und Natürlichkeit auf das vortheilhafteste aus. Als in den ersten Jahren der französischen Revolution im J. 1793 die sämtlichen Mitglieder des théatre français verhaftet wurden, theilte der damals bald 70jährige Veteran das Schicksal seiner Kunstgenossen, ward indeß nach der Revolution vom 9. Thermidor gleich ihnen wieder auf freien Fuß gestellt, und trat auch bei der neu wieder hergestellten Bühne seine Stelle wieder an, zog sich aber aus Altersschwäche im J. 1802 vom Theater zurück. Er starb das Jahr darauf, innig betrauert von allen seinen Freunden, Kunstgenossen und Bekanten. (*Schütz.*)

BELLEN — Der Jäger bezeichnet mit diesem Ausdruck den gewöhnlichen Laut des Fuchses, welcher allerdings Ähnlichkeit mit dem Bellen eines Hundes hat; doch unterscheidet er sich dadurch von diesem, daß nicht jeder Lautanschlag in so gleichem Zeitmaß und so rein abgesondert vom folgenden Anschlag, wie beim Hunde, ertönt, sondern fünf bis zehn Anschläge sehr schnell und in ungleichem Zeitmaß sich folgen, so daß die letzte Hälfte derselben oft in ein dem Ohre unangenehmes, kreischendes Geheul übergeht. (*a. d. Winckel.*)

BELLENAVE, Marktfl. im Distr. Gonnat des franz. Dep. Allier, in einer fruchtbaren Gegend mit 179 Häus. und 1900 Einw. In der Umgegend bricht Marmor. (*Hassel.*)

BELLENDEN (auch Ballantine), Wilh., ein schottischer Schriftsteller zu Anfange des 17. Jahrh., der 1602 als Professor zu Paris gelehrt haben soll, und nachmals von Jakob I., bei dem er in großer Gunst stand, zum master of requests ernant wurde. Seine meisten Werke sind aus seiner Vorliebe für Cicero, und vertrauter Bekantschaft mit dessen Schriften entstanden. 1608 erschien sein Cicero princeps, aus Cicero gezogene Regeln der monarchischen Regirung, 1612 Cicero consul, senator, senatusque romanus (N. A. von beiden 1616, nebst den Abhandlungen de statu prisci orbis und de processu et scriptoribus politicis). Sein Werk de tribus luminibus Romanorum, wovon 1634 (Par. F.) nur 16 Bücher erschienen sind, nent Lenglet Dufresnoy eine römische Geschichte mit Cicero's eignen Worten. Eine Ausgabe seiner sämtlichen, selten gewordnen Schriften kam heraus zu London 1787 (Burke, Lord North und Fox gewidmet, mit deren Bildnissen), eine andre 1788. Der Herausgeber beschuldigt Middleton, zu seinem Leben Cicero's Bellenden sehr benutzt zu haben, ohne dessen je zu gedenken. (*H.*)

BELLENDENA R. Br., eine Pflanzen-Gattung aus der natürl. Familie der Proteaceen und der vierten Linné'schen Klasse. Sie gehört zu der Abtheilung jener Familie mit geschlossenen Früchten, und vorstehenden Staubfäden, die auf dem Fruchtboden eingefügt sind. Die Blume ist viertheilig, ohne Nektardrüsen: die Frucht ein ein- oder zweisamiges Nüßchen. R. Brown nante sie nach dem treflichen Botaniker Jos. (Gawler) Bellenden Ker Esq. Die einzige bekante Art, B. *montana* R. Br. ist ein glatter Strauch, mit flachen dreitheiligen Blättern und weißen Blüthen, die in einer Ähre stehen. Sie wächst auf den höchsten Bergen von van Diemens-Land. (Linn. transact. 10. p. 166. Prodr. nov. Holl. p. 374. (*Sprengel.*)

Bellenz, s. Bellinzona.

BELLEROPHONTES, (*Βελλεροφόντης*), auch Bellerophon, eigentlich Hipponoos genant, des Äoliden Sisyphos Enkel, des korinthischen Königs Glaukos, und der Eurymede [1]) Sohn [2]). Er hatte das Unglück, die Mythographen sagen nicht, bei welcher Veranlassung, einen Verwandten, einen gewissen Belleros — dies scheint die herrschende Meinung gewesen zu seyn, wodurch er den Namen Bellerophontes (Belleros Mörder) erhielt —, oder seinen Bruder Deliades, oder den Peiren, oder den Alkimanes unvorsetzlich zu tödten [3]); und mußte, um der Blutrache zu entgehen, flüchtig werden. Er wandte sich, um von dem Morde gereinigt zu werden, zu seinem Vetter, dem Sisyphiden Prötos, in Tiryns, und erhielt von ihm die Reinigung [4]). Da ihm aber die Götter Schönheit und liebliche Männerkraft verliehen hatten [5]), so entflamte er Begierden in des Prötos Gemahlin Anteia oder Rheneböa, aus einem griechischen Stat in Lykien, und diese

1) *Hyg.* F. 157. 2) *Apollod.* I, 9. 3. 3) *Schol.* in Il. VI, 155. *Schol.* in *Lycophr.* 17. *Apollod.* II, 3. 1., wo offenbar *Βέλλερον τίνα ἢ* nach *ἀκουσίως* ausgefallen ist, vergl. *Zenob.* II, 87. 4) *Apollod.* II, 3. 1. 5) Il. VI, 155 ff.

beschuldigte ihn, da er, in ihr das Weib seines Gastfreundes und Wohlthäters ehrend, sich ihren Wünschen nicht willfährig bezeigte, bei ihrem Gemahl eines gewaltsamen Angrifs auf ihre Tugend, und ermahnte ihn, den Jüngling zu tödten. Er aber scheuete sich, den Gast zu morden, und sandte ihn nach Lykien zu seinem Schwiegervater Jobates, ihm mitgebend eine zusammengelegte Tafel, worauf er sinnbildliche Zeichen (σήματα λυγρά, θυμοφθόρα [6]) eingrub, die ihm Verderben bringen sollten. Unter glücklichem Geleit der Götter kam er an. Neun Tage bewirthete Jobates nach Gastgebrauch den Fremdling, und erwies ihm Liebes. Erst am zehnten Tage fragte er nach Namen und Auftrag. Als ihm nun Bellerophontes die Tafel übergab, erkante jener zwar den Sinn der Zeichen, scheuete sich aber, die Hand an den Gast zu legen. Um indeß dem Schwiegersohn zu willfahren, sandte er ihn auf lebensgefährliche Abenteuer aus, und Bellerophontes mußte auf seinen Befehl die feuerspeiende Chimära, die kriegerischen Solymer, und die mannhaften Amazonen bekämpfen. Er bestand alle Abenteuer glücklich, und besiegte auch den Hinterhalt, den Jobates bei der Rückkehr von dem letzten Abenteuer ihm legte. Da erkante er in ihm einen Helden göttlichen Stammes, und gab ihm, nebst Antheil an der Regirung, seine Tochter Kasandra [7], Philonoe [8], oder Antikleia [9], mit der er den Isandros, Hippolochos und die Laodameia zeugte [10].

Der Homerische Ausdruck, daß er nach Lykien kam, *von Göttern geleitet*, gab Anlaß, den Mythos von Bellerophontes weiter auszuschmücken. Die Pallas, die willige Beschützerin aller kühnen und unternehmenden Helden gab ihm das von ihr gezügelte Wunderroß, den beflügelten Pegasos, um damit seine Abenteuer zu bestehen [11]. Die Korinther trugen wahrscheinlich zur Ausbildung des Mythos von ihrem Nationalhelden am meisten bei, und suchten ihn dadurch zu befestigen, daß sie den Pegasos zum feststehenden Zeichen ihrer eigenen, wie ihrer Koloniemünzen, machten. Nach Pindar [12], welcher der korinthischen Nationalsage folgt, war Bellerophontes lange vergebens bemüht, den Pegasos zu zähmen, weil er die Kunst des Zäumens noch nicht verstand; aber, da er sich auf Erinnerung des Sehers Polyeidos schlafen legte am Altar der Pallas, erschien ihm die Göttin im Traum, bot ihm einen goldgeflochtenen Zaum zur Zähmung des Rosses, und ermahnte ihn, dem Rossezähmer Poseidon einen Stier zu opfern, und ihm den Zaum zu weihen. Dem Traum entwacht, fand er den Zaum wirklich, und er that auf Ermahnung des Sehers, wie ihm die Göttin geboten hatte, und weihete der Rosse zähmenden Pallas selbst einen Altar. Mit Hilfe des Zaumes bändigte er nun das Flügelroß, leicht schwang er sich mit ihm in die Luft, und erschoß aus ihr die zu bekämpfenden Feinde. Nach *Strabo* [13] fing Bellerophontes ohne Hilfe der Götter das Roß selbst ein, und zäumte es, indem es aus dem Quell Peirene trank, weshalb es *Quellroß* (Pegasos) genant ward. Eben das sagt auch Hesiodos [14]. Dies Letzte ist unstreitig das historisch Wahre: aber die Erfindung des Zaumes in Griechenland durch Bellerophontes, die das Roß ganz in des Menschen Gewalt, und ihm Überlegenheit im Kampfe gab, war nach *Böttiger* [15]) von der Wichtigkeit, daß man sie wol zum Wunder machen mußte. Lange war aus dem nördlichen Afrika durch thrakische Seefahrer das Roß nach Griechenland gebracht [16]. Der sinnlich redende Mythus drückte es aus: *Poseidon schuf den Griechen das Roß*, nante den Gott *Hippios* oder *Hippeios* [17], und machte ihn daher zum Erfinder der Wagenlenkung und Reitkunst [18], und später den Bellerophontes wegen Erfindung des Zaumes zum Sohn desselben [19] — und im ersten Messenischen Kriege 743 v. Chr. konten die Peloponnesier noch nicht reiten [20]. Man spante die Pferde blos an Wagen. Die Thessalier, von der Sage in Kentauren umgebildet, ritten auf ihren flüchtigen Rossen ohne Zügel. Der, welcher es erfand, das Roß, welches nur dadurch erst brauchbar wird, daß es dem Zügel gehorcht [21], mit Hilfe des Zaumes kunstmäßig, und nach seinem Willen zu lenken, gewann damit, besonders in Berggegenden, tausend Vortheile über den Fußgänger und Wagenkämpfer. Sprengte er kühn auf dem Roß Berghöhen hinan, so *flog er in die Lüfte hinauf*. Das Roß ward nun zum beflügelten Wunderroß göttlicher Abkunft umgebildet, und die Erfindung, die der kluge Sisyphide nach langem Sinnen machte, das Roß zu bändigen und nach Willkür zu lenken, war es werth, eine Eingebung der Göttin aller klugen Erfindung zu seyn, die man selbst daher als Erfinderin des Zaumes (χαλινῖτις, ἱππία) [22]) verehrte. Von dem Rosse nach jedem Punkte hingetragen, von wo er vortheilhaft angreifen konte, vermochte, nach *Böttiger*, Held Bellerophontes das bergige Lykien von Löwen und andern wilden Thieren und von Räubern, die Solymer hießen — und ihren mannhaften Weibern Amazonen genant, zu reinigen. (Vergl. jedoch **Chimaera**.) — Sein Glück aber machte den Bellerophontes, dem spätern Mythus zufolge, übermüthig. Er wollte sich mit Hilfe des Pegasos zum Olympos emporschwingen, und reizte die Götter gegen sich. Zeus traf ihn mit dem Blitz, oder der Pegasos warf ihn ab, und er starb [23]. Nach Homer [24]) ward er den Göttern verhaßt, und durchirrte, die Menschen vermeidend, das aerische Gefilde [25]. Seine Geschichte bot den Tragikern Stof. Sophokles bearbeitete sie in seinem *Jobates*, und Euripides in der *Rheneböa* und im *Bellerophontes*. Auch die alten Künstler bearbeiteten sie anaglyphisch, namentlich seinen Kampf mit der Chimära; Thrasimedes am Thron

6) *Wolf* Prolegg. ad Hom. p. 82 seq. 7) *Schol.* in Il. VI, 115. 8) *Apollod.* II, 3. 1. *Schol.* in *Lycophr.* 17. 9) *Schol.* in *Pind.* Ol. XIII, 82. 10) Il. VI, 155—98, der *Apollod.* II, 3. 1, mit einigen Zusätzen späterer Mythographen, vergl. *Heyne* in h. l. u. *Fischer* in *Palaeph.* p. 114., n. Ausg. folgt. 11) *Paus.* II, 4. 12) Ol. XIII, 89—133. 13) VIII, 6. 21.

14) Theog. 325. 15) Griech. Vasengemälde B. 1. St. 101 ff. 16) Eine solche Deutung kam, wie es scheint, auch Palaephatos zu Ohren; aber aus Misverstand macht er Incred. 29 den Pegasos zu einem *Schiff*. 17) *Diod.* V, 69. vergl. *Wesseling* ad h. l. 18) *Paus.* VII. 21. vergl. *Cerda* ad Virg. Georg. III, 115. 19) *Hyg.* F. 157. 20) *Paus.* IV, 8. 21) *Xenoph.* de re equestri. 8, 6. 22) *Sophocl.* Oed. Col. 1070. 23) *Pind.* Isth. VII, 6. *Schol.* in *Lycophr.* 17. 24) Il. VI, 200 sq. 25) Vergl. *Freret* Mém. de l'Ac. des Inscr. VII, 100 sq.

des Asklepios zu Epidauros [26]), und Bathykles am Thron des Amykläos [27]). Noch vorhandene Gemmen stellen bald die Zähmung des Pegasos, bald den Kampf mit der Chimära vor [28]). (*Ricklefs.*)

BELLEROSE (Pierre le Messier), einer der trefflichsten komischen Schauspieler seiner Zeit in Frankreich, Mitglied der Bühne des Hôtel de Bourgogne, auf welcher damals nur niedrige Possenspiele von größtentheils sehr gemeinen Farceurs aufgeführt wurden. Die Überlegenheit und feinere Ausbildung seines Talents brachten ihn bald dahin, daß er an die Spitze dieser Gesellschaft, zugleich als Director und (ein damals noch übliches und sehr bedeutendes Bühnenamt), öffentlicher Sprecher derselben bestellt wurde, und in beiden Eigenschaften zeichnete er sich eben so sehr wie als Schauspieler aus. Er besaß ein außerordentliches Rednertalent, und die komischen Haranguen, die er zufolge seines Amtes jeden Abend an das versamlete Publikum zu halten hatte, belustigten die Zuschauer in eben dem Grade, als sie von ihnen mit dem lautesten Beifall erwiedert wurden. Er stellte auch zuerst den Lügner von Corneille dar, wofür ihn der Kardinal Richelieu, bei dem er in großer Gunst stand, mit einem sehr kostbaren Anzuge beschenkte. In so fern er das rohe Possenspiel seiner Zeit durch feinere Komik und Charakteristik zuerst veredelte, hatte er in der Geschichte der französischen Schauspielkunst wirklich Epoche gemacht, ob schon die vollkomnere Ausbildung des feinern Lustspiels erst der spätern Zeit vorbehalten blieb. Indeß fehlte es ihm auch nicht an Tadlern. Scarron in seinem Roman comique erklärte ihn für unerträglich affektirt, und aus eben dem Grunde konte, wie der Kardinal von Retz in seinen Memoiren erzählt, die Madame de Montbasson sich nicht entschließen, den Liebesanträgen des Marquis de la Rochefaucoult Gehör zu geben, weil sie in ihm eine ihr unleidliche Ähnlichkeit mit diesem Schauspieler fand. Im J. 1643 zog er sich aus Empfindlichkeit über den Beifall, den der nachher so berühmt gewordene Schauspieler Floridor auf dem Theater des Hôtel de Bourgogne gleich bei seinen ersten Debûts erhielt, ganz von der Bühne zurück, und starb in der Mitte des Januar 1670. Seine Gattin, die ihn noch einige Jahr überlebte, war die Schwester des Schauspielers Ducroisy, eines der Kunstkollegen von Molière. Sie war gleichfalls bei der Gesellschaft des Hôtel de Bourgogne angestellt; allein, es ist wenig mehr über ihre theatralische Laufbahn, sowol in Hinsicht ihres Talents, als selbst ihres Rollenfachs bekant. Sie scheint von ungemeiner Schönheit gewesen zu seyn, denn der bekante Benserade verliebte sich so leidenschaftlich in sie, daß er umihretwillen die Sorbonne, wo er damals studirte, verließ, und überhaupt den geistlichen Stand, zu dem ihn seine Eltern bestimt hatten, aufgab; ja, er war sogar schon entschlossen, um ihrer Eroberung gewiß zu seyn, selbst Schauspieler zu werden. Die Zuredungen seiner Freunde brachten ihn zwar von diesem Vorhaben ab, allein, er brachte ihr eine andere öffentliche Huldigung durch sein Trauerspiel Kleopatra dar, welches er in seinem 23. Jahre schrieb, und das im J. 1635 zum ersten Mal aufgeführt wurde. Als ihr Mann von der Bühne abging, nahm auch Madame Bellerose ihren Abschied, und starb im J. 1679. (*Schütz.*)

26) *Paus.* II, 27. 27) Id. III, 18. 28) *Begeri* Specil. Antiq. p. 68. *Lippert* Dactyl. II, 27—30. Suppl. 28 u. 35. *Maffei* Tom. III, 16 u. 107.

BELLESME, Stadt im Distr. Mortagne des französ. Dep. Orne. Sie liegt (Br. 48° 22′ 32″, L. 18° 13′ 15″), auf einer Anhöhe an der Seite des gleichnamigen Waldes, ist mit einer Mauer umgeben, hat 1 altes, jetzt ganz verfallenes Schloß, große Vorstädte, 3 Kirchen, 1 Hospital, 482 Häus. und 2835 Einw., welche Holzhandel treiben und Leinwand und baumwollene Ware verfertigen. In dem Walde von Bellesme quillt die Heilquelle Herse hervor, die zwar alt, aber jetzt nicht weiter besucht ist. An ihrem Mauerwerke findet man 2 römische Inschriften. (*Hassel.*)

BELLET-CAROON, nennen die Araber einen der interessantesten Überreste des Alterthums, das Labyrinth (s. dieses). (*Hartmann.*)

BELLETESTE (B...), geb. zu Orleans 1778, und gest. bei Paris 1808. Als Jüngling hatte er mit Eifer die orientalischen Sprachen studirt, und ging 1798 als Dolmetscher mit dem französ. Heere nach Ägypten, wo er sich nicht nur in seinem eigentlichen Geschäfte, sondern auch durch Tapferkeit auszeichnete; er erhielt sogar zwei starke Kopfwunden. Nach der Rückkehr wurde er Sekretaire-Interprète bei dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, und setzte eifrig sein voriges Studium fort. Verschiedene Abhandlungen von ihm enthält das große Werk über Ägypten; zugleich mit Kieffer erhielt er von der Regirung den Auftrag, die Bulletins der großen Armee aus den Feldzügen 1805—1807 ins Türkische zu übersetzen (gedruckt in der Kaiserl. Druckerei, 3 Bde. 4). Aus dem Türkischen hat er übersetzt les quarante vizyrs, eine moralische und politische Samlung; eine Übersetzung aus dem Arabischen von des Teïfachy Abhandlung über die Edelsteine ist Handschrift geblieben. Als Mitglied der Kommission der Gelehrten in Ägypten hat er sich auch durch Verbesserung der Karten Verdienst erworben. (*H.*)

BELLEVAL (Pet. Richier de), aus Chalons an der Marne gebürtig, war Professor der Anatomie und Botanik zu Montpellier, und starb 1632. Die Unmöglichkeit, beide Wissenschaften, die er lehren sollte, gründlich zu bearbeiten und vorzutragen, fühlte er zwar wie billig um so mehr, da er sich unwiderstehlich zur Botanik hingezogen fühlte. Aber statt, wie Recht gewesen, der Lehrstelle der Anatomie zu entsagen, behauptete er aufs hartnäckigste seine Stelle in der Fakultät, ohne jedoch nur einmal anatomische Demonstrationen zu halten. Dagegen erwarb er sich sehr große Verdienste um die Kentniß der Pflanzen des südlichen Frankreichs. Er und seine Schüler samleten jeden Sommer die Gewächse jener Gegenden, die er größtentheils in dem botanischen Garten der Universität Montpellier anzog, auch zeichnen und in Kupfer stechen ließ. Diese Kupfer, mit wunderlich aus dem Griechischen zusammengesetzten Namen bezeichnet (zum Beispiel Pamariseur Χειμαϑροψαμμότροφος) blieben zweihundert Jahre nach seinem Tode liegen, ob-

gleich sie Gouan, Sauvages, Haller und Linné kanten, bis Villars und Gilibert sie in des letztern Démonstrations botaniques. Lyon 1796. 4. herausgaben, und die Linné'schen Bestimmungen dazu setzten. Mehre Abbildungen sind gut, eine Menge vor ihm nicht bekanter Arten kommen vor: aber sehr viele Figuren sind höchst steif, und manche Gewächse fast nicht herauszubringen. (*Sprengel.*)

Bellevalia Lapeyr., s. Hyacinthus rom. L.

BELLEVILLE, Stadt im Distrikt Villefranche des französ. Dep. Rhone. Sie breitet sich (Br. 46° 5', L. 22' 16') am rechten Ufer der Saone aus, ist ummauert und recht gut gebauet, mit 2 Kirchen, 1 Hospitale, 390 Häus. und 2039 Einw., die Manufakturen in Kattun, Musselin und Leinewand unterhalten, auch einen guten Rhonewein bauen. (*Hassel.*)

BELLEVILLE (Henri Legrand), einer der berühmtesten Farceurs der ältern französischen Bühne, welcher nach den damals gebräuchlichen Theaternamen der Schauspieler in der Komödie den Namen Belleville, in der eigentlichen Farce aber, den Namen Turlupin führte, unter welchem er am bekantesten war, und wovon auch der noch gebräuchliche französische Ausdruck: Turlupinade, herrührt, worunter die Franzosen alle Späße und Possenstreiche niederer Art verstehen. Er soll im J. 1583 zum ersten Mal die für diese Possenreissereien noch in Paris üblichen Bühnen betreten haben, in Verbindung mit zwei andern ausgezeichneten Farceurs, Gros-Guillaume und Gauldier-Garguille, und erhob diese Gattung des Volks-Schauspiels zu einer Meisterschaft, die man bisher in Frankreich noch nicht gekant hatte. Schon die bloße Ankündigung seines Namens zog ihm Zuschauer in zahlreicher Menge zu, und man lachte, so oft man ihn nur nennen hörte. Das Kostüme, welches er sich für seine Farcen gewählt hatte, glich vollkommen dem des Brigbella, einem Mitgliede des Théâtre Italien; auch fand im übrigen zwischen beiden eine auffallende Ähnlichkeit Statt, denn sie waren beide von gleicher Gestalt, ähnlichen Gesichtszügen, bedienten sich der nämlichen Maske, und spielten beide die Rolle des Zanni, d. i. des Lustigmachers der Truppe, so daß man eigentlich keinen weitern Unterschied zwischen ihnen angeben konte, als den zwischen einem guten Original und einer treflichen Kopie. Zur richtigen Beurtheilung muß aber in Anschlag gebracht werden, daß diese Possenspiele damals alle extemporirt zu werden pflegten. B's Einfälle waren voll Witz, Geist und Urtheilskraft, und dazu war er außerordentlich gewandt, fein, und im geselligen Leben und der Unterhaltung sehr liebenswürdig. Man hat noch von ihm ein wohlgetroffenes Porträt nach einem Gemälde von Huret gestochen, worin er in seinem Theaterkostum dargestellt ist. Er starb im J. 1634, in einem Jahr mit seinen Kunstkameraden Gauldier-Garguille und Gros-Guillaume. Ihn und den letzten warf der Gram über das Schicksal Gauldier's, (der, weil er ein angesehenes Mitglied der Obrigkeit durch Nachahmung auf dem Theater lächerlich gemacht hatte, in einen Kerker geworfen wurde, wo er bald nach seiner Verhaftung starb), auf das Krankenlager, wo beide gleichfalls in einer und derselben Woche starben. Die vieljährige innige Freundschaft zwischen diesen drei Künstlern in der nämlichen Gattung, war eine eben so seltene Erscheinung, als die Größe ihrer Kunsttalente, deren Ruf so außerordentlich war, daß der Kardinal von Richelieu sie öfter in seinem eigenen Palast die berühmtesten ihrer komischen Darstellungen aufführen ließ, von denen er so entzückt war, daß er ihnen sogar erlaubte, auch auf dem Theater des Hôtel de Bourbonie, damals die erste Bühne zu Paris, aufzutreten. Diesen Umstand, der jedoch von manchen Kennern der französischen Theatergeschichte bezweifelt wird, hat der neuere dramatische Dichter Désaugiers zu einem sehr belustigenden kleinen Theaterstück benutzt, welches am 10. März 1808 auf dem Theater des Variétés zum ersten Mal mit allgemeinem Beifall aufgeführt wurde. (*Schütz.*)

BELLEVILLE (Redon de), Baron und Kommandant der Ehrenlegion, wurde zu Thouars, im Departement Deux Sevres 1748 geboren. Sorgfältig erzogen und mit allen Gaben ausgerüstet, um in der Welt sein Glück zu machen, kam er jung nach Paris, nach dem Willen seines Vaters Arzt zu werden, vertauschte dieses Studium mit dem der Rechte und wurde Secretär des Ministers Turgot, als dieser vom Seewesen zur General-Controle überging. Necker stellte ihn im Fach der Domänen an, in welchem er bis 1783 arbeitete. Um diese Zeit mußte er Frankreich verlassen, einer Lettre de Cachet auszuweichen, die ein von ihm beleidigter Großer ausgewirkt hatte. Er flüchtete nach Toscana. Der mit Verbesserungen mancher Art beschäftigte Großherzog nahm ihn, als einen für seine Zwecke brauchbaren Mann, gern auf, und suchte ihn auf alle Weise festzuhalten. Aber nach dem in Frankreich seit 1789 vorgefallenen Veränderungen, fühlte Belleville einen Drang nach dem freier gewordenen Vaterlande, und verließ Florenz gegen das Ende des J. 1790, vom Großherzog mit Wohlthaten überhäuft. Die Felucke, auf welcher er sich befand, litt Schifbruch, er verlor seine ganze Habe, und sah sich durch diesen Unstern zu Genua festgehalten, wo er seinen Verlust zu ersetzen suchte, indem er für das reiche Haus Cambiaso die Verwaltung der von demselben gekauften Domänen in der Normandie übernahm. Bei seiner Rückkehr nach Paris fand er seine alten Freunde in den höchsten Stellen; ohne sie zu beneiden oder ihren Einfluß benutzen zu wollen, blieb er so unbemerkt als möglich, nur auf sein übernommenes Geschäft bedacht. Unterdessen war Frankreich zur Republik erklart worden, man wollte diese Regirungsveränderung von den fremden Mächten anerkant wissen, und richtete in dieser Absicht sein erstes Augenmerk auf Neapel, weil man hier von der Expedition, welche die Minister Ludwig's XVI. gegen Neapel und Sardinien ausgerüstet hatten, Vortheil ziehen konte. Mit der schwierigen und selbst gefährlichen Mission wurde Redon de Belleville beauftragt. Er verläßt die französische Flotte, welche unter la Touche-Treville vor Neapel kreuzte, und landet allein, ohne Gefolge, in der einfachen Uniform der pariser Nationalgarde, in welche er als Grenadier eingeschrieben war. Seine Entschlossenheit hält die ihn umwogende Volsmenge in Schranken. Er komt zum Pallast, schlägt alle Dazwischenkunft des Ministers

aus, übersteigt alle Hindernisse der Etikette und des Herkommens und gelangt vor den König selber, dem er nur einige Stunden Bedenkzeit einräumt. Noch denselben Tag brachte er eine Antwort nach Wunsch auf die Flotte zurück. Er stattete in eigner Person dem Nationalconvent Bericht von seiner Sendung ab, wurde günstig aufgenommen und mit demselben Auftrage nach Venedig und Rom geschickt; aber an beide Orte ohne Erfolg, denn der Senat zu Venedig versagte ihm Gehör und Pius VI., mit dem er mehre Konferenzen hatte, konte sich zur Anerkennung der Republik nicht entschließen. B. sagte ihm die Folgen vorher und kam nach Paris zurück. Die Lage der Sachen war verändert, die meisten seiner Freunde ein Opfer der Tyrannei geworden, die überlebenden riethen ihm zur Flucht und verschaften ihm das Mittel dazu. Man beauftragte ihn, im Süden Frankreichs Werkstätten für Waffen anzulegen. Er konte nur eine derselben, zu Avignon, bilden. Hier erreichte ihn die Verfolgung; er wurde der Aristokratie beschuldigt und brachte eine Zeitlang im Gefängniß zu Valence zu, worauf er bis ans Ende der Schreckenszeit unter Aufsicht und ohne Amt blieb. Nach Einsetzung des Direktoriums wurde er Konsul zu Livorno, er leistete hier der französischen Armee in Italien wichtige Dienste und erwarb sich die Achtung und Freundschaft von Bonaparte. 1797 erhielt er das Konsulat zu Genua, wo er die französische Unternehmung gegen Ägypten beförderte und welches er den Tag vor der östreichischen Einschließung verließ. Ob er gleich seit langer Zeit von seiner Heimath fern war, wurde er dennoch von dem Departement Deux Sevres 1799 zum Deputirten bei dem gesetzgebenden Körper erwählt, nahm aber keinen Sitz dort. Der erste Konsul sendete ihn wieder nach Livorno, mit dem Titel eines Generalkommissärs der Handelsverhältnisse und einer Jurisdiction, die sich von Neapel bis Spezzia erstreckte. Hierauf ging er in gleicher Eigenschaft nach Madrid, von wo er nach seinem Wunsche im März 1804 zurückgerufen wurde. Der erste Konsul und seine Familie empfingen ihn noch immer freundschaftlich. Er äußerte sich über die vorherzusehende Thronbesteigung einst offen, im Geist eines Republikaners, und wurde als Präfekt nach der untern Loire geschickt. Dieses Departement empfand noch die Nachweben des Bürgerkriegs, aber Belleville gewann durch seinen Geschäftseifer, durch Gerechtigkeitsliebe, Zugänglichkeit und Wohlthätigkeit alle Parteien und das Andenken an seine Verwaltung blieb in den Herzen der Bewohner lebendig. Zwei Jahre nach seiner Entfernung ernante ihn das Wahlkollegium des Departements zum Kandidaten des Senats, ohne sein Gesuch und ob er gleich an dem Bischof Duvoisin einen höchst bedeutenden Mitbewerber hatte. Er war damals General-Intendant der hanöverschen Lande. Als er diese dem Könige von Westphalen übergeben hatte, ernante ihn der Kaiser zum Requetenmeister, gab ihm eine Dotation im Hanöverschen und sandte ihn nach Laibach, als General-Intendant von Illyrien, welchen Posten er 1811, als der Herzog von Ragusa, dieses Gouvernement verließ, niederlegte. Er erhielt nun die Inspektion über gewisse Armenanstalten (depots de mendicité), und wurde 1813 zum Administrator der Posten ernant. Die letztre Stelle verlor er am 10. August 1816 zufolge des damals herrschenden Systems, worauf er sich in die Verborgenheit des Privatlebens zurückzog. Eine Zeitlang war er noch als Kommissar eines Wohlthätigkeits-Bureau (Bureau de bienfaisance), zum Besten der Armen thätig; da aber seine Gesundheit immer mehr abnahm, begab er sich auf ein kleines Gut, welches er zu Bailly, bei Versailles, besaß und starb hier am 10. August 1820, im 72. Lebensjahre. Er wird als ein Mann geschildert, dessen Tugend, Sittenreinheit, Patriotismus, und theilweise Unbiegsamkeit des Charakters an die großen Männer der alten Republiken erinnerten. Seine Kentnisse und sein Geschäftsblick eigneten ihn zu den wichtigsten Stellen. Er widmete sein Leben ganz dem Dienste seines Vaterlandes, würde aber mit weniger Bescheidenheit, weniger Offenheit, mehr Ehrgeiz und mehr Geschmeidigkeit leicht ein glänzenderes Glück gemacht haben *). (*Rese.*)

BELLEVUE. So heißen bekantlich mehre Lustschlösser auf Anhöhen; hier nur einige: 1) Lustschloß im Bez. Versailles des fr. D. Seine-Oise; auf einem Hügel zwischen St. Cloud und Meudon, hat zu seinen Füßen das Landhaus Brimbarion. (*Hassel.*) — 2) Königl. Landhaus und der gewöhnliche Sommersitz des jetzt regirenden Königs Wilhelm von Wirtemberg, bei Canstatt am Neckar, ¼ St. von Stuttgart, mit einem schönen Garten und Anlagen, welche sich von da über den Kahlenstein bis nach Stuttgart ziehen. Auf den Kahlenstein selber, wo man eine der reizendsten Aussichten hat, soll nun ein Schloß gebaut werden. (*Memminger.*)

BELLEY, Hauptstadt eines Distrikts von 25 □M. und 75,030 Einw. im franz. Dep. Ain. Sie liegt (Br. 45° 45′ 29″ L. 23° 21′ 4″) zwischen Hügeln und Bergen, ist von neuem der Sitz eines Bischofs, der in einem schönen Palaste wohnt, hat 1 Kathedrale, 1 andre Kirche, 520 Häus. und 3775 Einw., die sich von der Landwirthschaft, einigen Gewerben und dem Marktverkehre auf 4 Jahrmärkten nähren. Sie liegt in dem alten Bugey und der Bischof nante sich vormals einen Fürsten des teutschen Reichs. (*Hassel.*)

BELLEY (Augustin), Abbé, geb. 1697, st. 1771, ein fleißiger Bearbeiter der alten Münzkunde, welche er für Aufhellung der Zeitrechnung und Ortskunde zu benutzen suchte und zu den von Vaillant begonnenen Forschungen viele Ergänzungen und Berichtigungen auffand, die wenigstens dem weiteren Fortschreiten auf diesem Untersuchungswege förderlich waren, wenn sie auch jetzigen strengern Foderungen nicht entsprechen. Die alte Geographie Galliens verdankt ihm ebenfalls mehre nicht unverdienstliche Erörterungen. Seine Aufsätze sind abgedruckt in den Mémoires de l'acad. des inscriptions vol. 18. 19. 21. 23. 24. 26. 28. 29. 30. 31. 34. 35. 36. 38. 41. 42. Vgl. das. vol. 38. Hist. p. 277. sqq. (*Wachler.*)

Bellezice, Bischof v. Brieux, s. Laharpe.

BELLI (Valerio de'), aus Vicenza, daher oft auch Valerio Vicentino genant, verdient unter den

---

*) Die Biographie nouvelle des Contemporains von Arnault, Jay u. s. f. Bd. II., enthält sein Leben, fleißiger als manche andre, gearbeitet.

Künstlern des 16. Jahrh. eine ausgezeichnete Erwähnung. Seine Jugend fällt in die Zeit, als die Liebhaberei der Mediceer die Kunst der Glyptik wieder erweckte; und schon sehr jung, nach der Menge der Arbeiten zu urtheilen, die von ihm angeführt werden, erwarb sich Belli in dieser Kunst einen berühmten Namen. Die Leichtigkeit und Gewandtheit, mit der er in edle Steine, meist nach antiken Originalen schnit, weil ihm zu eignen Darstellungen Kentniß und Genauigkeit in der Zeichnung abging, gab Anlaß zu der Sage, daß er verstanden habe, die Edelsteine weich zu machen. Er hatte sich zu dieser Geschicklichkeit in seiner Vaterstadt Vicenza, man weiß nicht unter welchem Meister, gebildet, ging aber dann nach Rom, wo sein Talent bald soviel Beifall fand, daß er mit Arbeiten überhäuft ward, und nach der Versicherung der italischen Kunstschriftsteller, kein Stein damals geschnitten ward, der nicht durch seine Hände ging. Nach der Mode jener Zeit mußte er aber vorzüglich mit Eingraben in Bergkrystall sich beschäftigen. Die Arbeiten, die er in dieser Art lieferte, verschaften ihm Aufträge vom Papste Clemens VII.; namentlich wird mit vielem Ruhme immer ein Kästchen angeführt, in dessen Wände er die Leidensgeschichte Christi eingrub. Der Papst, der ihm 2000 Goldgülden dafür bezahlt hatte, schenkte es an Franz I. von Frankreich, doch befand es sich später in dem Schatz von Florenz. Vorzüglich reich an solchen Arbeiten in Krystall war die Kirche S. Lorenzo in Florenz, die Valerio im Auftrage desselben Papstes hatte verfertigen müssen; eben so der Schatz des Kard. Farnese. Ein Kreuz, und zwei Leuchter, reich mit Edelsteinen geziert, für den Papst Paul III. werden unter seinen besten Werken erwähnt. Durch die Menge der Bestellungen begünstigt, bildete er eine Schule von Glypten, welche sich später durch ganz Italien verbreitete. Die künstlichen Werke ihrer Hände gingen aber leider großen Theils bei der Plünderung Rom's und der spätern andrer italischen Städte zu Grunde. Ausgezeichnet war Valerio's Verdienst um die Stempelschneidekunst, der er zuerst in Rom eine bessere Richtung und höhern Aufschwung gab. Der erwähnte Mangel an Fertigkeit im Zeichnen bestimte ihn, antike Münztypen nachzuahmen; er mag mit der Reihe der zwölf Kaiser, die oft erwähnt wird, angefangen haben, aber in der Folge ahmte er auch griechische Münzen, nach der Versicherung, mit einer Genauigkeit nach, die jenen spätern Betrügern in Padua vielleicht zum Muster gedient hat. Rothscholz in seinem Beitrag zur Historie der Gelehrten I. 86. gibt ein Verzeichniß von 50 Medaillen, die Val. geschnitten, mit denen aber die Täuschung nicht beabsichtigt seyn konte; sie scheinen eher zu einer Ikonographie bestimt gewesen zu seyn, in der Art, wie sie Fulvius Ursinus später ausführte. Valerio war bis in sein hohes Alter thätig und die Zartheit und Festigkeit seiner spätesten Arbeiten ließ keine Abnahme der Kräfte spüren. Erst als hoher Siebziger scheinen ihn die Schwächen des Alters getroffen zu haben; denn nur nach dieser Voraussetzung stimmen Vasari's Angaben mit den Behauptungen seiner andern Lebensbeschreiber. Valerio begab sich, als er nicht mehr arbeiten konte, nach Vicenza zurück, wo er in seinem Hause eine reiche Samlung von Gemälden und plastischen Arbeiten vereinigt hatte, die ohne alle Rücksichten auf Kosten erworben war. Für seine Kunst hatte er eine Tochter erzogen, und sein Sohn Elio de Belli wird von Palladio mit Auszeichnung erwähnt. Wohlhabend und geehrt starb Valerio 78 Jahre alt, 1546 zu Vicenza. (*Hase.*)

Bellidiastrum Cassin., s. Arnica Bellidiastrum.

BELLIENE (Beliene), die Ruinen einer vormals blühenden Stadt in der Provinz Said des osmanischen Ägyptens, 2⅔ M. im S. von Girge und am Nil. Es stehen nur noch einige Hütten, aber merkwürdig sind die Überreste der steinernen Mauer. (*Hassel.*)

BELLIÈVRE, ein französisches, aus Lyon abstammendes Geschlecht, ursprünglich Bec-de-Lièvre genant, hat folgende bemerkenswerthe Männer hervorgebracht: Pomponne de Bellièvre, geb. zu Lyon 1529, Sohn des ersten Präsidenten beim Parlement zu Grenoble, studirte zu Toulouse und Padua, wurde zuerst Rath beim Parlement zu Chambéri in Savoyen, damals einem französischen Besitzthume, und 1579 Präsident beim Parlement zu Paris. Die Könige Karl IX., Heinrich III. und Heinrich IV. sandten ihn mit wichtigen Aufträgen in die Schweiz, nach Teutschland, England, Polen und Italien, und Heinrich IV. erhob ihn 1599 zum Kanzler von Frankreich, eine Würde, die er wegen seiner langen und treuen Dienste, seiner Kentnisse, Erfahrung und Rechtschaffenheit verdiente. Von seiner tiefen Einsicht in Statsverhandlungen und seiner wissenschaftlichen Bildung überhaupt zeugen mehre Aufsätze über Ereignisse seiner Zeit, die in verschiedene Samlungen aufgenommen wurden, und deren Verzeichniß man in der Bibliotheque historique de la France findet. Er starb zu Paris d. 5. Sept. 1607, und hinterließ, außer 11 Töchtern, drei Söhne, von denen Albert und Claude nach einander die erzbischöfliche Würde zu Lyon bekleideten, und sich zugleich als Kenner und Förderer der wissenschaftl. Kultur Achtung und Verdienst erwarben; der älteste aber, Nicolas, geb. 1583, als königl. Statsrath 1650 starb. Er hinterließ einen Sohn Pomponne, der anfangs Parlementsrath, dann Requetenmeister und zulezt erster Präsident des Parlements zu Paris war, und 1657 starb, nachdem er als Gesandter in Italien, England u. Teutschland das Interesse seines Vaterlandes mit eben so viel Patriotismus als Einsicht, Festigkeit und kluger Politik befördert hatte. Da er kinderlos starb, so erlosch mit ihm sein berühmtes Geschlecht, aber in gesegnetem Andenken ist er durch seine menschenfreundliche Sorge für Unglückliche, Kranke und Arme, als Stifter des allgemeinen Hospitals zu Paris*). (*Baur.*)

BELLIN (Jacques Nicolas), ein verdienter Geograph und Kartenzeichner, geb. zu Paris 1703, lebte daselbst als Ingenieur des Departements der Karten, Plane und Tagebücher der Marine, war auch Mitglied der kön. Societät zu London, und starb den 21. Nov. 1772. Die Zahl der Karten, die er, einzeln und in Samlungen, herausgab, ist sehr groß, und mit billiger Rücksicht auf die

*) *Blanchard* hist. des présidens du parlem. de Paris. *Godefroy* éloge des chanceliers. *Patru* éloge de Pomp. de Bell. Die Memoiren von Amelot, Thuanus u. a. m. Nouv. Dict. hist., Biogr. univ. T. IV.

Zeit ihrer Erscheinung und die damaligen Hilfsmittel, verdienen seine Arbeiten Lob, wiewol man nicht in Abrede seyn kann, daß er öfters allzuflüchtig zu Werke ging, und seine Quellen nicht mit der nöthigen Sorgfalt unter einander verglich und kritisch prüfte. Die wichtigsten unter seinen Werken sind: **Le petit atlas maritime, ou recueil des cartes et plans des quatre parties du monde** Par. 1764. Vol. V. gr. 4. in einem sehr kleinen Maßstabe, nach dem Plane folgender beiden größern, und zusammen ein Ganzes bildenden Werke: **Le Neptune françois, ou recueil des cartes marines** (eigentlich die neue Auflage eines Werks, das zum ersten Mal 1690 — 1692 erschien). 1753. fol. max. **L'Hydrographie françoise, ou recueil de cartes dressées au dépot des plans de la marine.** Par. (1752 — 1804). Vol. II. fol. max. Die beiden letztern Werke enthalten zusammen 164 Bogen, oder halbe Bogen in 132 Nummern; aber die ältern Ausgaben sind unvollständig, indem mehre französische Hydrographen, nach Bellins Tode, seine Karten mit neuen vermehrt und ältere verbessert haben. Die Karten bei Prévost's Hist. gén. des voyages und mehren andern geogr. Werken sind ebenfalls von Bellin. Er schrieb auch, besonders zur Erläuterung seiner Karten, mehre geographische Werke und Abhandlungen, die nicht ohne Werth, aber auch nicht ohne Beweise von Flüchtigkeit, Misverständnissen und Übereilungen sind, z. B. sein **Essai géographique sur les isles britanniques.** Par. 1759. Vol. II. 12. **Déscription géograph. des isles Antilles possedées par les Anglois.** ib. 1758. 4., beide mit schätzbaren Karten u. e. a. Gehaltvoller, zur Zeit ihrer Erscheinung für die Erdbeschreibung wichtig, und auch noch jetzt, brauchbar sind seine **Déscription géograph. et hist. de l'isle de Corse.** Par. 1769. 4., mit 32 Karten, und noch mehr seine **Description géogr. et hist. du Golfe de Venise et de la Morée avec des remarques pour la navigation.** ib. 1771. 4. mit 49 Karten und Grundrissen*). (*Baur.*)

BELLING (**Wilhelm Sebastian von**), ein berühmter preußischer Feldherr, war der Sohn eines preußischen Oberstlieutenants und Kommandanten zu Altena in der Grafschaft Mark, geb. ums Jahr 1719. Er wurde in das Kadettencorps zu Berlin aufgenommen und 1737 als Fähndrich anfangs nur bei einem Garnisonbataillon in Kolberg angestellt, kam aber 2 Jahr später als Kornet zu den Husaren und war nach 10 Jahren, im Jahr 1749 bereits zum Major vorgerückt, nachdem er den wichtigsten Vorfällen des ersten und zweiten schlesischen Krieges beigewohnt hatte. Im J. 1758 wurde er als Oberstlieutenant, Kommandeur von 5 Escadrons Husaren, welche der Prinz Heinrich von Preußen zu Halberstadt errichtet hatte. Sie trugen eine schwarze Uniform, mit den Emblemen des Todes (einem Schädel und Beinknochen), und der Devise: vincere aut mori auf der Filzmütze. Dieses Korps wurde unter Belling, der 1759 zum Obersten befördert ward, in der ganzen preußischen Armee berühmt und den Feinden furchtbar. Zwar focht es nur in zwei Hauptschlachten, bei Kunnersdorf (1759) und Freiberg (1762), desto mehr aber zeichnete es sich im kleinen Kriege in Sachsen, Böhmen, Pommern, der Uckermark und Mecklenburg aus. Vorzügliche Dienste leistete Belling seinem Könige in den J. 1759 bis 1761 gegen die Schweden, und es wird zu seinem steten Ruhme gereichen, mit einem einzigen Husarenregiment und 5 oder 6 Bataillonen leichter Infanterie, zusammen etwa 5000 Streitern, der ganzen schwedischen Armee mit Erfolg widerstanden und alle ihre Operationen gehemt zu haben. Friedrich erkante Belling's Dienste in einem sehr beißenden Witzwort. Als der Friede mit den Schweden in Antrag war, äußerte er: er erinnere sich keines Krieges mit dieser Nation, nur so viel wisse er, daß sein Oberst Belling in langer Fehde mit ihnen gelebt habe. Den letzten Feldzug des 7jährigen Kriegs im J. 1762, machte Belling bei der Armee des Prinzen Heinrich in Sachsen. Erst in diesem Jahr erhielt er, der lange ein ganzes Heer bekämpft hatte, den Rang eines Generalmajors. Sein Husarenbataillon hatte er mit Bewilligung des Königs im J. 1761 mit fünf, und im folgenden Jahr wiederum mit 5 Escadrons verstärkt, so daß er zuletzt 15 Escadrons oder 3 Bataillone befehligte. Nach beendigtem Kriege wurden nur 10 Escadrons beibehalten, mit denen Belling sein Standquartier zu Stolpe in Hinterpommern nahm; auch die frühere Uniform ward mit einer minder ungewöhnlichen rothen vertauscht *). Im J. 1770 zog er mit seinem Regiment an die polnische Gränze zur Bildung eines Kordons. 1776 erhielt er seine letzte militärische Beförderung zum Generallieutenant. Dem baierschen Erbfolgekriege wohnte er mit erneuertem Ruhme bei, und zeichnete sich gleich Anfangs bei dem Einmarsch des preußischen Heers in Böhmen über Tollenstein und Gabel, wo zwei östreichische Bataillone gefangen wurden, so sehr aus, daß ihm Friedrich II. den schwarzen Adlerorden, und eine jährliche Pension von 1000 Thalern als Belohnung verlieh. Er starb nicht lange nach seiner Rückkehr in die Friedensgarnison zu Stolpe, am 28. Nov. 1779 im 61. Lebensjahre. Dieser verdiente Feldherr war ein Mann von alter teutscher Sitte, im Umgange heiter und aufgeweckt, bieder, gastfrei und nicht darauf bedacht, ein großes Vermögen zusammenzuscharren, wozu er so viele Gelegenheit hatte. Er war sehr gottesfürchtig und betete, wo möglich jederzeit, auch vor dem Beginn eines Gefechts, auf den Knieen. Er glaubte einer Vorherbestimmung, entzog sich deshalb nie einer Gefahr, war im Gefecht immer vorn und blieb bei seiner Gewohnheit, allezeit einen Schimmel zu reiten, obgleich dieser Umstand ihn so kentlich machte, daß die Schweden ihre Kanonen fast immer auf ihn richteten. In seiner Jugend war er in Ehrensachen sehr empfindlich gewesen und behielt Zeitlebens eine Vorliebe für Offiziere, die in Zweikämpfen sich muthig bewiesen oder Wunden davon getragen hatten. Bei einer kleinen und dicken Ge-

---

*) Nouv. Dict. hist., Biogr. univers. Ersch's gelehrtes Frankr.

*) Außer den Bellingschen Husaren gab es in der preußischen Armee noch ein älteres Regiment schwarzer Husaren, welches sich im siebenjährigen Kriege unter dem Kommando der Generale von Ruesch, von Beust und von Lossow nicht weniger ausgezeichnete und seine schwarze Uniform auch in der Folge behielt.

stalt war sein Äußeres doch sehr einnehmend. Gang, Stellung, Mienen, seine Art, mit den Offizieren umzugeben und mit den Gemeinen zu reden, alles hatte etwas Eignes und Angenehmes. Man glaubte einen Vater in der Mitte seiner Kinder zu sehen, und doch war er, bei aller Güte des Herzens, gegen seine Untergebenen ernst und strenge, wenn es die Pflicht erfoderte. Er genoß das vorzügliche Wohlwollen Friedrichs und die Hochachtung der ganzen Armee; seine Husaren liebten ihn unbegränzt und betrachteten es als eine Ehre, unter ihm zu dienen. Aber auch er liebte sie über Alles und theilte sogar die Gnade des Königs mit ihnen, indem er ihnen erklärte, er habe seine Ehre und sein Glück nur ihrer Bravheit zu danken. Sein Regiment, eines der treflichsten im preußischen Heere, wurde später auch dadurch bedeutend, daß es von dem Helden Blücher, einem Nachfolger Belling's, seit dem Jahre 1794 den Namen führte **). (*Rese.*)

BELLINGHAMSBAI, ein tiefer Busen an der Nordwestküste von Amerika, worin eine Gruppe von Eilanden gelegen ist, wovon das größeste $2\frac{2}{3}$ Meilen lang ist. Sie hat guten Ankergrund und ist im N. mit hohen Felsenriffen umgeben. Man findet hier übrigens vortrefliches Wasser. (*Hassel.*)

BELLINGWOLDE, Dorf in dem Distr. Winschoten der niederländ. Provinz Gröningen. Es liegt in Morästen an der teutschen Gränze und zählt 1425 Einwohner. Dabei Bellingwolder Schanz in der Westerwolder Aue. (*Hassel.*)

BELLINI (Giovanni), geb. um das J. 1424; ein Schüler des Gentile da Fabriano *) wird mit Recht als der Stifter der venezianischen Schule betrachtet, denn er entfernte sich von der trocknen Manier seiner Vorgänger, indem er sich mehr an die Natur hielt, und so der Beförderer eines bessern Geschmacks wurde. Zwar wußte er sich nicht zum Idealen zu erheben, indem er blos Nachahmer des Lebendigen ward, aber seine Verhältnisse sind richtig, er verstand die Anatomie und Perspektive, und erwarb sich auch Verdienste durch Verbesserung des Kolorit und Helldunkles. Giorgione und Tizian waren seine Schüler, und er verschmähte es nicht, noch im hohen Alter seinen Styl, nach den Werken seiner ehemaligen Schüler zu verbessern. Die Beendigung seines letzten Werkes, ein Bacchanal, das er für den Herzog Alphons I. zu Ferrara verfertigte, hinderte sein Tod; Tizian führte es in der Folge aus, zierte es mit einer schönen Landschaft, und schrieb nach völliger Beendigung darauf: Johannes Bellinus. In Venedig, Wien und Dresden findet man schöne Werke von diesem Meister. Er starb zu Venedig im J. 1514.

Bellini (Gentile), älterer Bruder des Vorigen, und Schüler seines Vaters Jacobo Bellini, zeichnete sich weniger aus als Giovanni. Unter den vielen Werken, die er ausführte, steht sein heiliger Marcus, der auf dem Markt zu Alexandrien predigt, oben an; auch lobt Vasari *) das Wunder des Kreuzes, als ein Hauptwerk desselben. Ein Ruf des Kaisers Mohamet II., bestimte ihn, nach Konstantinopel zu reisen; hier wurde er sehr gut aufgenommen, und Ridolfi erzählt, daß er unter andern Werken die Enthauptung Johannes des Täufers darstellte. Zufrieden mit der übrigen Ausführung tadelte der Kaiser, daß der Hals des abgehaunen Kopfes zu lang sey, und zum Beweise, daß er mehr einschrumpfen müsse, ließ er einem Sklaven den Kopf abhauen. Während seines Aufenthalts in Rom zeichnete er die Basreliefs von der Säule des Theodosius **). Mit den besten Zeugnissen des Kaisers versehen kehrte er nach Venedig zurück, und erhielt vom Senat einen Jahrgehalt bis an seinen Tod, welcher in seinem 80. Jahre erfolgte. (*Weise.*)

BELLINI (Lorenz), zu Florenz 1643 geboren, ward Borelli's Schüler und Freund, dann Prof. in Pisa und Leibarzt des Großherzogs von Toscana. Er starb 1713, und hinterließ den Ruf eines guten Anatomen und eines geistreichen Anhängers der iatromathematischen Schule. Den innern Bau der Nieren untersuchte er treflich, und die von ihm entdeckten Röhrchen in den Nierenwärzchen führen noch seinen Namen (de renum structura. LB. 1752. 8.). Die wechselseitige Bewegung der Venensäcke am Herzen und der Herzkammern ward von ihm durch den Druck auf die Nerven der Venensäcke erklärt, welchen die mit Blut angefüllten Herzkammern hervorbringen, wodurch der Einfluß der Lebensgeister gehemt und so Erschlaffung der Venensäcke bewirkt wird (de motu cordis. LB. 1696. 4.). In demselben Werke stellt er ganz der mechanischen Theorie gemäß, eine Erklärung vom Kreislauf auf, die zu den irrigsten Auslegungen der Krankheiten, namentlich der Entzündung, Gelegenheit gegeben. Die Geschwindigkeit des Bluts nehme nämlich ab, in je kleinere Gefäße es eindringe, je stärker also die Reibung werde, daher entstehe die Trennung der Blutkügelchen und so die Absonderung. Aber eben diese Verminderung der Geschwindigkeit sey auch die Ursache der Verstopfung, welche in den kleinsten Geflechten vor sich gehe, und aus der die Entzündung zu erklären sey. Seine Theorie des Athmens kündigte er mit Ruhmredigkeit an; allein sie ist nicht vollständig bekant geworden (Eph. nat. cur. dec. 1. ann. 2. obs. 75.). Übrigens nahm Bellini, wie mehre Jatromathematiker, zugleich auf Fermente als Principien der Veränderungen der Säfte bei Erklärungen der Geschäfte des Körpers Rücksicht (Opuscula. LB. 1696. 4.). (*Sprengel.*)

BELLINZONA (teutsch Bellenz), einer der drei Hauptorte (mit Lugano und Locarno umwechselnd) des schweiz. Kant. Tessin; Stadt von 136 H. mit 1300 E. (46° 6′ d. L. 26° 21′ d. Br.), 696 (oder 711) Fuß über dem Meer und 126 (oder 116) F. über dem 2 St. südlich liegenden Langen-See, oder Lago maggiore; sie liegt im engen Thale am Tessin-Flusse, an Bergabhängen und auf Felsen, an der Gotthardstraße, daher sich die Einwohner hauptsächlich von der Warendurchfuhr und

---

**) Belling's Kriegsthaten erzählen die Spezialgeschichten des siebenjährigen und baierschen Erbfolge-Krieges. Biographische Nachrichten von ihm liefern: das Lexicon preußischer Helden und Militärpersonen, erster Band (Berlin 1786.) und der Berliner militärische Kalender auf das Jahr 1790, der zugleich auch sein Bild enthält.

*) S. Vasari T. 2. p. 336.

*) T. 2. p. 337. **) Mehres hievon siehe Fiorillo's Gesch. d. M. T. 2. S. 16 Nota p.

dem Handel nähren; drei Jahrmärkte für Reis, Wein, Käse, Vieh befördern den letztern. Bemerkenswerth sind: 3 alte Schlösser im Umfange der Stadt, genant Kastel grande, Kastel di mezzo und Sasso corbario, welche den Eingang des Thales verwehren konten, und so den wichtigen Alpenpaß sicherten; Kastel grande soll von Jul. Cäsar gegründet seyn; — ferner die schöne Hauptkirche, mit 11 marmornen Altären; das von dem schweizerischen Kloster Einsideln gestiftete und von dortigen Benediktinern geleitete Gymnasium (die Einsidelsche Residenz); zwei andere Klöster in der Vorstadt, ein 2412 F. langer, breiter unter Franz I. von den Franzosen begonnener Damm, als Schutz der Stadt gegen die Überschwemmungen des Tessin. Die Umgegend ist angenehm, reich an italischen Fruchtbarkeiten und die umliegenden Hügel bieten eben so schöne Ansichten oder Aussichten dar; besonders ist dies letztre auf dem Berge Camoghè, 7 St. entfernt, der Fall. — Bellinzona ist zugleich Hauptort einer der Distrikte des Kantons Tessin; dieser Distrikt umfaßt die Kreise Bellinzona, Ticino und Giubiasco und enthält auf 2½ Q. M. 7970 E.; er liegt im Tessin-Thale, hat treflichen Boden, und als Produkte Wein, Seide, Mais, Tabak. — Der Kreis Bellinzona hat 6 Gemeinden, Bellenz, Castione, Sumino, Arbedo, Daro, Ravecchia, und 2609 Einwohner *). (*Wirz.*)

BELLIS L., eine sehr bekante Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Compositae und der Abtheilung der Radiaten. Sie gränzt an Matricaria, mit welcher sie den Mangel an Samenkrone, und den kegelförmigen nackten Fruchtboden gemein hat. Unterschieden ist sie blos durch grüne gleichförmige Kelchschuppen, da Matricaria trockne häutige Schuppen hat. Folgende Arten sind bekant: 1) B. *perennis* (gemeine Maßlieben, Gänseblümchen, Tausendschönchen, franz. Paquerette, engl. Daisy, ital. Margheritine, schwed. Cytter, Tusenskön), mit nacktem einblüthigen Blumenschaft, und umgekehrt eiförmigen, gekerbten, aderigen, behaarten Blättern, die flach auf der Erde liegen, und kriechender Wurzel. Wächst überall auf Angern, trocknen Wiesen und Rainen. Ganz zeitig im Frühling blüht sie. Schk. T. 251. (B. integrifolia Poin. ist eine Abart.). 2) B. *sylvestris* Cyrill., der vorigen ähnlich, nur größer, rauchhaariger, mit lanzetförmigen dreinervigen Blättern und ablangen Kelchschuppen *Cyrill.* fasc. 2. t. 4. Bei Rom und Neapel. 3) B. *annua.* L., ganz behaart, mit blattreichem Stengel, mit spatelförmigen, gezähnten Blättern und zugespitzten Kelchschuppen. Bocc. mus. 2. t. 35. In Sicilien und Italien (B. repens Poin. scheint hieher zu gehören). 4) B. *graminea* Labill., mit linienförmigen, glattrandigen, nervigen Blättern und einem blattreichen, schwachen, einblüthigen Stielchen. *Labill.* nov. holl. 2. t. 204. In Neu-Holland. 5) B. *stipitata* Labill. mit ablangen stumpfen gezähnten behaarten Blättern, einblüthigem mit Schuppen besetzten Schaft und mit einem krummen Spitzchen gekrönten Samen. *Labill.* l. c. t. 205. Eben daselbst. 6) B. *aculeata* Labill., mit ablangen an der Basis verdünnten, entfernt gesägten, schwach behaarten Blättern, ästigen Stengeln, stumpfen Kelchschuppen und an der Spitze gestachelten Samen. *Labill.* l. c. t. 206. Eben daselbst. 7) B. *ciliaris* Lab., mit gefiederten Blättern und pfriemenförmigen Blättchen, ästigem Stengel und an der Spitze gewimperten Samen. *Labill.* l. c. t. 207. 8) B. *magellanica* Commers. (Aster. *Lam.* illustr. t. 681. f. 4.) scheint B. perennis zu seyn; wenigstens sind die Unterschiede unbedeutend. (*Sprengel.*)

*) Geschichte und Schlacht von B. s. Tessin.

Bellisle, s. Belle-Isle.

BELLIUM L., Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Compositae und der Abtheilung der Radiaten, die mit Tagetes verwandt ist, sich aber durch vielblättrigen Kelch, acht Spreublättchen und eben so viele Grannen auf den Samen unterscheidet. 1) B. *bellidioides* L., mit nacktem, fadenförmigen Schaft, umgekehrt eiförmigen, glattrandigen Blättern. Sie wächst auf Mallorca, Euböa und Rhodus (*Bocc.* mus. t. 107.). 2) B. *minutum*, mit blattreichem, häarförmigen Stengel und ganz kleinen umgekehrt eiförmigen Blättern (Petis *Schreb.* in nov. act. upsal. vol. 1. t. 5. f. 2.). Wächst in Klein-Asien. 3) B. *dentatum* Viv., mit umgekehrt eiförmigen gezähnten Blättern und nacktem fadenförmigen Blüthenschaft (B. bellidioides Desfont.). Wächst bei Tunis. (*Sprengel.*)

BELLYE (Belye), eine große Herrschaft des am 10. Febr. 1821 verstorbnen Herzogs Albert von Sachsen-Teschen in der Baranyer Gespansch. in N. U. im Kr. jenseit der Donau, ungefähr 15 Q. M. groß, im Baranyavárer Comitatsbezirk, mit einigen 30 Dörfern und Prädien, welche gegen 2320 ganze Bauernhöfe enthalten (45° 32′ — 45° 57′ n. Br. u. 37° — 38° ö. L.), am Ausflusse der Drau in die Donau. Sie gränzt südl. an die Drau und das daran stoßende Slavonien, westl. mit der Herrschaft Darda und zum Theil mit der Herrschaft Pelly, nördl. mit der Herrsch. Mohács, östl. über der Donau mit der Batscher Gespanschaft. In der Vorzeit soll das sogenante Mare dulce, dessen alte römische Schriftsteller erwähnen, auch diese Gegend bedeckt haben, wofür wirklich die tiefe Lage Unterungerns, der gute Boden, die großen und vielen Sümpfe, die aus dem zu geringen Fall der Flüsse entstehen, und die Tradition einigermaßen sprechen. Die von dem Wasser befreiten Gegenden scheinen die Römer theilweise zuerst den Scythen abgenommen, mehr bevölkert und bebaut zu haben. Viele Überreste von Gebäuden und Grabmälern in dieser Gegend sprechen für römischen Ursprung. So finden sich z. B. bei Baan noch viele Überreste von der durch die Römer erbauten Stadt Quadriburgum. Durch den Sturz des römischen Reichs verloren die Römer auch ihre in Osten gelegenen Provinzen, und die Ausbreitung der Hunnen und die häufigen verwüstenden Kriege machten denn auch mancher römischen Kolonie in diesen Donaugegenden ein Ende, so daß auch die auf der Herrschaft Bellye befindlich gewesenen Kolonialstädte in diesen verheerenden Zeiten ihr Grab gefunden haben mögen. Vor 900 Jahren verdrängten die Magyaren die spätern Einwohner dieser Gegend, besonders die Slaven, wurden aber selbst später von den Türken größtentheils unterjocht, so wie das Land durch Pest und innerliche Unru-

hen sehr entvölkert wurde, was die Einwanderung von Teutschen und andern fremden Nationen veranlaßte. Die 1526 zwischen den Ungern und Türken vorgefallene, für die erstern unglückliche Schlacht bei Mohács unter Ludwig II. bleibt auch für Bellye merkwürdig, da sein Gebiet beinahe bis Mohács reicht und auch ein Theil desselben zwischen Mohács und Mais mit ungrisch-türkischem Blute getränkt wurde. Als nach der Vertreibung der Türken, besonders nach dem Karlowitzer Frieden im J. 1697, diese Herrschaft als ein vacantes Gut dem Könige von Ungern zufiel, wurde mit derselben der Prinz Eugen von Savoyen belehnt. Nach dessen Tode ohne Nachkommen, fiel auch diese Herrschaft der königl. Kammer zu, insbesondere aber der Kaiserin Elisabeth, die sie von Wien aus administriren ließ. Von dieser kam die Herrschaft als Privateigenthum unter einigen beschränkenden Bedingungen in Betref der Erbfolge, an die Königin Maria Theresia, welche die Verwaltung derselben den Administratoren der ungrischen Familiengüter übergab. Im J. 1775 wurde die Herrschaft zwei armenischen Pächtern auf neun Jahre im Pacht überlassen. Noch während der Pachtzeit gab Maria Theresia am 5. Mai 1780 ihrer Tochter Maria Christina in einem eignen Donationsinstrumente die Versicherung, daß nach Beendigung der Pachtzeit ihr diese Herrschaft zukommen sollte. Durch das Ableben derselben ging diese Herrschaft auf ihren Gemal, den Herzog Albert von Sachsen-Teschen, über.

Der Zusammenfluß zweier so großen Flüsse, als die Donau und Drau, die vielen Sümpfe und Moräste, die an einem Theile der Gränzen dieser Herrschaft häufigen, länger anhaltenden Überschwemmungen beweisen hinlänglich ihre tiefe Lage. Die starken sumpfigen Ausdünstungen müssen nothwendig auf die Gesundheit der Menschen nachtheilig wirken: doch ist dies nur der Fall, in einigen südlichen Theilen der Herrschaft. Im Ganzen ist besonders im Frühjahr und Herbst das Klima feuchter, doch wegen seiner südlichen Lage im Sommer sehr warm, und deswegen auch für den Wein- und Maisbau sehr geeignet. Der Boden ist auf dem größten Theile der Herrschaft sehr gut. Merkwürdig sind für diese Gegend die schnellen Witterungsveränderungen: einem beinahe unerträglich heißen Tage folgt oft eine kühle, zuweilen kalte Nacht; es begint der schönste, heiterste Tag, und, ehe noch der Mittag herankomt, herrscht eine stürmische nasse Witterung. — Der Größe nach gehört Bellye unter die größten ungrischen Herrschaften, indem sie einen Flächenraum von 15 Q. M. einnimt und den sechsten Theil der großen Baranyer Gespanschaft ausmacht. — Die Herrschaft Bellye befindet sich in der Nähe des großen Franzens-Kanal, der in mehrer Hinsicht, besonders für den Fruchthandel, höchst wichtig und wohlthätig ist. Er verbindet die Theiß mit der Donau und fließt an der östlichen Seite der Herrschaft Bellye in die Donau. — Große hohe Berge besitzt die Herrschaft nicht; die wenigen Berge sind alle zum Weinbau geeignet. Der vorzüglichste darunter ist jener bei Villán oder Villány, auf welchem der berühmte rothe Villaner Wein wächst, der dem Burgunder gleich geschätzt wird. Auf dem Villaner Gebirge gräbt man auch Kalkbausteine und Marmor. Auf den Szabarer-Bergen wird ein guter weißer Wein gebaut. Auch auf der Bergkette zwischen Monostor u. Battina wächst hin und wieder ein guter Wein. — Außer der Donau und Theiß ist der Fluß Karaschitza merkwürdig. Dieser auf einer westlich gelegenen Kameralherrschaft entspringende Fluß betrit bei Villány das herrschaftliche Gebiet. Er floß ehemals in einem uferlosen Flußbette oft 1000 bis 2000 Klafter breit, bildete Teiche und Moräste, überschwemte Wiesen, Äcker, Wälder, und setzte oft Dörfer und Mühlen in Gefahr. Diese nachtheilige Beschaffenheit des Flusses bewog die Erzherzogin Christina und ihren Gemal, den Herzog Albert, schon im J. 1787 auf Abhilfe zu denken. Man nivellirte den Fluß, verfertigte Mappen und machte Plane und Überschläge zu einem Kanal bis zum J. 1794, wo man dieses große und nützliche Werk begann. Die Kosten betragen bis jetzt wenigstens 400,000 Gulden Conv. Münze. Schon jetzt ist bei weitem der größte Theil der Moräste verschwunden und in schöne Wiesen und fruchtbare Felder verwandelt, Klima und Population gewann. Dieser 16 Klafter breite und 22,000 Klafter lange Kanal wurde — nach römischer Weise — größtentheils von Soldaten ausgegraben. — Die Haupt- und Poststraße geht über Mohács durch die ganze Länge der Herrschaft von Udvard, über Bellye nach Esseg. — Einwohner sind: Magyaren, Teutsche, Serben vom griechischen und römisch-katholischen Ritus (sogenante Schokzen). Juden gibt es wenige. — Drei Viertheile sind Katholiken, die übrigen theils Protestanten, theils unirte Griechen. — Vor hundert Jahren standen die Bewohner dieser Gegend in keinem vortheilhaften Licht; Diebe, Räuber und Mörder füllten diese Gegend. Im Ganzen genommen sind die gegenwärtigen Einwohner ruhige, arbeitsame Leute. Doch sind die Serben weniger betriebsam, verschulden ihre Besitzungen und sind oft genöthigt, sie ihren erwerbsamen Gläubigern, den Teutschen zu überlassen. Unter den Schokzen heirathet kein Mädchen einen noch so jungen, wenn gleich kinderlosen Witwer. Erst seit kurzem fangen die Serben an, ihre Kinder lesen, schreiben und rechnen lernen zu lassen. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner ist Ackerbau, Weinbau und Viehzucht, doch wird das meiste dabei der Natur überlassen.

Den Absatz der überflüss. Produkte überlassen die Einw. Fremden. Die nöthige Leinwand verfertigt das weibliche Geschlecht in jeder Familie. — Die Nahrung der Einwohner ist sehr einfach. Die gemeine Klasse lebt von Brod, Zwiebeln, Fischen und Wasser; der wohlhabendere genießt auch Speck und trinkt Wein; Fleisch ißt man höchstens an Sonn- und Feiertagen; im Herbste ißt man häufig Obst, das man auch für den Winter dörrt; der Edelmann und Beamte lebt gut. Allgemein genießt man die Speisen stark mit türkischem Pfeffer gewürzt. — Die Produkte sind Getreide, vorzüglich Weizen und Mais; Hülsenfrüchte und Wurzelgewächse in geringer Quantität, Krautgewächse, Wein (das Hauptprodukt, besonders wird der rothe Villaner Wein wegen seiner Güte weit verführt); Flachs, Hanf, Reps zu eignem Gebrauch; Obst häufig und von guter Qualität (man bereitet auch Obstwein und Sliwowitza oder Zwetschen-Brantwein); von Gartengewächsen: Melonen, Gurken, Paprika oder türkischer Pfeffer, Möhren, rothe Rüben,

Sellerie, Zwiebeln, Knoblauch, Spargel (der auch wild wächst), Karviol, Spinat, Salat u. s. w.; Futterkräuter, bis jetzt wenig gebaut (erst seit **1814** baut man Klee); Holz, woran Überfluß ist; Pferde, zwar von kleinem Schlag aber voll Feuer, Ochsen, Kühe, Schafe (verhältnißmäßig wenige), Schweine; Wildpret, z. B. Hirsche, Rehe, Hasen, aber auch Wölfe, Füchse, Dachse u. s. w.; zahmes und wildes Geflügel, darunter Schnepfen, Trappen, Schwäne, Adler, Geyer u. s. w.; allerlei Fische, z. B. Hausen, Karpfen, Hechte u. s. w.; viele Krebse; aus dem Mineralreich: Kalk, Hornsteine, Basalt, Sandsteine; Industrial-Produkte: Brantwein, Leinwand, Leder, hübsche Tischlerarbeiten. — Die Herrschaft Bellye wurde zuerst in 6 Distrikte eingetheilt, jetzt aber nur in die vier Distrikte: Bellye, Vercsmart, Rvarad und Baranyavar. Die Bevölkerung der in den vier Distrikten liegenden **33** Ortschaften beläuft sich auf **26,360** Menschen, so daß **1756** Personen auf die O. M. fallen. — Die Direktion der Herrschaft führt der herzogl. Präfekt in Bellye. — Kleinere Streitigkeiten sucht das Präfektorat beizulegen. Glückt das nicht, so wendet man sich in allen Civil-Streitigkeiten an den Herrenstuhl, welchem der Unparteilichkeit wegen gesetzlich Comitatsbeamte beisitzen. Findet man sich durch den Spruch beschwert, so muß man auf der Stelle appelliren, worauf die Akten an die Gerichtstafel des Comitats eingeschickt werden; ist man mit dem Comitatsspruche nicht zufrieden, so recurrirt man an die königl. Tafel und von dieser an die Septemviral-Tafel. Die Kriminal-Angelegenheiten gehören auch zum herrschaftl. Herrenstuhl. Die Adeligen unterliegen in erster Instanz dem Comitate.

Das Dorf Bellye, von der die Ortschaft den Namen hat, liegt am Einflusse der Drau in die Donau, hat einen beträchtlichen Hausenfang. Hier befindet sich das herzogl. Präfektorat mit den dazu gehörigen herrschaftlichen Ämtern, eine katholische und reform. Kirche und ein Schloß, welches ein Viereck bildet, von dem Prinzen Eugen von Savoyen von **1707** bis **1712** angelegt und mit Festungswerken versehen. Der das Schloß umgebende Graben ist **2** Klafter tief und **6** Klafter breit, die Bollwerke wurden aber im J. 178⅞ abgetragen und das Schloß zu Beamten-Wohnungen eingerichtet. In der Nähe von Bellye sind in einem Walde zwei **1781** erbaute und mit Redouten versehene k. k. Pulvermagazine. Von Bellye führt eine Chaussee nach Essegg. Die Zahl der Einwohner beträgt (nach dem Fünfkirchner Diöcesan-Kalender): **523** Katholiken, **518** Reformirte, **2** Evangelische A. C., **5** Griechen. Filialgemeinden, das am Ende der Chaussee nahe an der Drau liegende Eugeniusdorf (vom Prinzen Eugen von Savoyen angelegt), hat **182** kath. Einwohner und das Dorf Darocz, **16** Katholiken, **980** Reformirten und **9** Griechen. Unweit Bellye liegt das Prädium Metze*). (*Rumy.*)

BELLMANN (**Karl Michael**), der originellste Dichter, den Schweden in neueren Zeiten gehabt hat, wurde d. **24.** Febr. **1741** zu Stockholm geboren und starb ebendaselbst d. **11.** Decbr. **1796.** Nach vollbrachten Studien auf der Universität zu Upsala bekleidete er erst bei der kön. Bank, dann bei der Zahlenlotterie in Stockholm eine Stelle — weniger um den damit verbundenen, ihm nicht zusagenden, Geschäften sich zu unterziehen, als vielmehr — weil König Gustav III., der sein Dichtergenie schätzte, ihn, mit dem Titel eines Hofsekretärs, in eine gegen Nahrungssorgen schützende Lage versetzen wollte. Bellmann überließ, gegen die Hälfte seines ansehnlichen Gehaltes, das Rechnungswesen meist einem Gehilfen und widmete seine Zeit dem Gesang und den Musen. Schon im **16.** Lebensjahre bewies er seinen Beruf zur Dichtkunst durch eine metrische Übersetzung von Schweidnitz's evangelischen Todesgedanken. Außerdem erschien von ihm: **Zions Högtid, 1767. Bacchi Tempel, 1783. Fredmanns Epistler og Sånger** in **2** B., **1791** und eine schwedische Übersetzung von Gellerts Fabeln, **1794.** Von den verschiedenen Arbeiten, die er handschriftlich hinterließ, wurden nach seinem Tode gedruckt: **Bellmanns Skaldestykken**, Stockh. **1812.** in **2.** B. und **Fredmanns Håndskrifter**, Upsala, **1813.** — Will man diesen Dichter nach seinen Erzeugnissen in gewissen einzelen Arten der Poesie beurtheilen, so ist es nicht übertrieben, ihn für den ersten eigentlich originellen Dichter in Schweden, oder für den zu halten, mit welchem für die Dichtkunst in der Sprache der Schweden eine neue Epoche begann. „Die Natur, sagt von ihm ein geschätzter dänischer Schriftsteller *), wollte in ihm ein überraschendes Beispiel davon aufstellen, wie die ideale Schönheit, welche die Dichtkunst anschaulich macht, nicht weniger aus den niedrigsten Kreisen, als aus den höchsten Regionen des menschlichen Lebens hergeholt werden kann. Nur in jenen bewegte sich Bellmanns Poesie. Er war Volkssänger; aber — wie er in seinen bald groteskkomischen Karikaturen, bald romantischjovialischen Idyllen, die Schenkwirthe, Bierfiedler, Winkeltanzköniginnen, welche ihm zu Modellen für seine äußerst lebendigen Schilderungen dienten, idealisirt, ohne sie ihrer Natürlichkeit zu berauben, wie er uns in seiner Bacchischen Begeisterung so hinreißt, daß wir kaum noch uns erinnern, wo wir sind, wie er mittelst der poetischen Zauberkraft die schmuzigen Schenkstuben in freundliche Wohnungen des Gesanges und der Freude, gemeine Bierwirthe in humoristische Satyrs und Faunen, Gassenmägde in entzückende Nymphen und Bacchantinnen verwandelt; davon kann man sich allein durch eignes Lesen und Verstehn seiner Lieder überzeugen. Dabei meidet er alles Unsittliche und weilt nie beim Ausmalen unkeuscher Auftritte. Doch muß man seine Gedichte, um deren Originalität, die kein Muster hatte und ihres Gleichen schwer finden wird, ganz zu fassen, nicht nur gelesen, sondern auch nach den Melodien, womit sie ein Ganzes bilden, singen gehört haben.“ Bellmann hatte übrigens ein religiöses Gefühl, ein theilnehmendes, für die Freundschaft geschaffenes Herz; er war ein heitrer Gesellschafter, führte ein genügsames Leben und an seinem sittlichen Charakter fand sich kein auffallender Flecken. Noch die letzte Nacht seines Lebens brachte er in einem Kreise munterer Freunde zu, sang, von ihnen umgeben, sein letztes Lied, lobte

*) Vgl. die an Ort und Stelle von J. G. verfaßte Beschr. dies. Herrsch. in Andre's Hesperus 1816—17.

*) Molbech, in s. Br. üb. Schweden, Th. 3. S. 284.

darin des Königs Milde, dankte der Vorsehung für ihre Güte und nahm singend von jedem einzelen Anwesenden Abschied. Das währte bis in die Morgendämmerung. Da er erschöpft schien und seine Freunde mit nassen Augen ihn um Schonung seiner selbst baten, so erwiederte er: „laßt uns sterben, wie wir gelebt haben — in Musik." Noch ein Mal leerte er den Becher; und erst in seiner Todesstunde verhallte sein Schwanengesang **). (*v. Gehren.*)

BELLMONT (Philipp Franz von), Kurfürstl. Mainz. Regirungsrath und ordentl. Prof. des Statsrechts und der Geschichte zu Erfurt, der Vater des folgenden, war am 22. März 1683 zu Würzburg geboren. (Von seinen frühern Lebensumständen kann ich nichts angeben, da weder das bei seinem Tode gefertigte Leichenprogram, noch irgend ein anderer Schriftsteller, sein Leben erzählt, sondern nur zerstreute Nachrichten davon in verschiedenen, die Universität betreffenden Schriften vorkommen). Er stand nachher wegen seiner Gelehrsamkeit und Einsichten in besonderer Gunst bei dem Statthalter zu Erfurt, Grafen von Boineburg, und als dieser bei der Erfurter Universität eine neue Professur des Statsrechts und der Geschichte stiftete, war Bellmont der erste, welchem der Stifter selbst kurz vor seinem Tode im J. 1717 dieses Lehramt nebst der Direktion der gleichfalls von Boineburg gestifteten Universitäts-Bibliothek übertrug. Er nahm deshalb am 2. Septemb. 1717 die juristische Doktorwürde an, und erhielt den Titel eines Kurfürstl. Mainzischen Regirungsraths, rückte aber 1726 als wirklicher Rath in die Regirung zu Erfurt ein, indem ihn der Graf von Boineburg auch hierzu dem Kurfürsten noch in seinem letzten Lebensjahre empfohlen hatte. Er machte sich nicht nur als Lehrer um die Universität verdient, sondern auch vorzüglich dadurch, daß er für die Anordnung, Aufstellung und zweckmäßige allgemeine Benutzung der Boineburgischen Bibliothek angelegentlich sorgte. Er starb nach einer kurzen, aber heftigen Krankheit, am 9. Sept. 1740. An Schriften hat er, so viel mir bekant, nichts hinterlassen, als: 1) **Diss. inaug. de jure puniendi principem in proprio vel alterius territorio delinquentem. Erf. 1717. 4.** 2) **Progr. invit. ad bibliothecam universitatis Hieranae Boineburgicam statis diebus horisque frequentandam. Erf. 1728. 4.**, worin er einige Nachrichten von alten Bibliotheken gibt; und verschiedene, blos als Anschläge gedruckte Programme zu seinen Vorlesungen. Aus den letzteren sind jedoch mehre, damals in Erfurt erschienene, gute statsrechtliche Disputationen hervorgegangen. (*H. A. Erhard.*)

Bellmont (Johann Arnold, Freiherr von), Erbherr auf Geschwand, kurfürstl. mainzischer wirklicher geheimer Rath, Regirungs- und Kammerdirektor, Stadtschultheiß zu Erfurt, u. s. w., ein Mann, der während seines eben so langen als thatenreichen Lebens sich auf mancherlei seltne Weise durch Verdienste und Schicksale auszeichnete, war zu Erfurt am 31. Januar 1718 geboren, und der älteste Sohn des Regirungsrathes und Professors Philipp Franz von Bellmont (s. d. vor.). Nachdem er den ersten Unterricht von Privatlehrern erhalten hatte, besuchte er das katholische Gymnasium zu Erfurt, und dann zu Heiligenstadt. Weil er anfänglich dem geistlichen Stande bestimt war, so erhielt er schon 1731 ein Kanonikat bei der Domkirche zu Erfurt, das er aber in der Folge, mit der Änderung jenes Vorsatzes, freiwillig aufgab. Er studirte hernach in Erfurt, unter den damaligen Lehrern, besonders Motschmann, Schorch, Notermundt, u. a. sowol Philosophie als Rechtswissenschaft, und setzte diese Studien nachher in Prag und Regensburg fort. Kaum war er von seinen Reisen nach Erfurt zurück gekehrt, als sein Vater starb. Der junge Bellmont hatte sich aber von Seiten seiner Talente und Kentnisse schon so vortheilhaft gezeigt, daß die Universität ihn zum Nachfolger seines Vaters in der Boineburgischen Professur des Statsrechts und der Geschichte mit vorschlug, worauf ihm der damalige Fürst-Bischof von Würzburg, als Ältester des Schönbornischen Hauses, welchem nach dem Boineburgischen Testamente die Collatur zustand, im Okt. 1740 die gedachte Stelle, nebst der Oberaufsicht über die Boineburgische Bibliothek übertrug. Um sich zu habilitiren, hielt er am 7. Nov. 1740 seine Inaugural-Dissertation, und erhielt die juristische Doktorwürde. Noch in demselben Jahre bekam er den Titel eines kurfürstl. mainzischen Regirungsrathes, wurde aber am 15. Sept. 1743 als wirklicher Regirungsrath in dieses Kollegium zu Erfurt eingeführt. Im J. 1749 kam er auch in den Stadtrath als älterer Bürgermeister (weil diese Stelle vom Kurfürsten unmittelbar besetzt wurde); und 1754 wurde er Direktor des damals neu gestifteten Sanitätskollegii. In demselben Jahre wählte ihn die Universität zum Rektor, und er bekleidete dieses ehrenvolle Amt vier Jahre lang mit großem Ruhme; denn da er, wegen seiner ausgezeichneten Geschicklichkeit und Verdienste, bei dem damaligen Kurfürsten Johann Friedrich Karl in ganz besondrer Gunst stand; so benutzte er dieses Verhältniß auch während seines Rektorats zu nicht geringem Vortheil der Universität, und war nicht allein das Organ für die neuen, zweckmäßigen Einrichtungen, welche der Kurfürst damals anordnete, sondern machte zu mehren selbst die Vorschläge. Unter andern gereicht es sowol seinen Einsichten, als seinem Herzen zur Ehre, daß er als Katholik in der damaligen Zeit dem Pastor Bohn und dem Diakonus Mosche zu Erfurt die öffentliche Befugniß zu theologischen Vorlesungen nach der augsburgischen Konfession verschafte. Gewiß wurde bei der nachherigen Restauration der Universität Erfurt im J. 1767 die Mitwirkung eines Mannes, wie Bellmont, gar sehr vermißt! — Im J. 1759 wurde er Stadtschultheiß (d. h. Präsident der weltlichen Gerichte), und bald darauf kurfürstl. geheimer Rath; legte aber dagegen seine Bürgermeisterstelle, so wie 1763 seine akademischen Ämter als Professor und Bibliothekar nieder. Inzwischen war während des siebenjährigen Kriegs mancherlei Unordnung in Erfurt eingerissen, und da der Kurfürst zur Abhelfung derselben, und zur Erneuerung und Erhaltung andrer, älterer guter Anordnungen, in den J. 1760 bis 1762 mancherlei scharfe Dekrete bekant machte, wovon diejenigen, denen sie unangenehm waren, die Schuld auf die geh. Räthe von Lyncker und v. Bellmont schoben, weil

**) S. *Chr. Molbech's* Udsigt over den svenske Nationallitteratur etc. in s. Breve fra Sveerige. D. I. S. 280.

diese nicht nur das größte Vertrauen des Kurfürsten genossen, sondern auch gemeiniglich mit der Ausführung seiner Verfügungen beauftragt wurden; so entspann sich gegen diese Männer eine Kabale, an welcher, außer mehren Mitgliedern verschiedener Kollegien, besonders die katholische Geistlichkeit, durch das Verbot des Bier- und Weinschenkens und durch die Zuziehung zu den Kriegslasten beleidigt, Theil nahm. Das Vertrauen des Kurfürsten zu Bellmont ging indessen so weit, daß, weil der Statthalter von Marsberg gestorben war, und Lynker theils durch Abwesenheit, theils durch Krankheit von der Theilnahme an den Geschäften abgehalten wurde, auch bald darauf seinen mehrmals gesuchten Abschied erhielt, der Kurfürst dem geh. R. v. Bellmont unterm 5. Febr. 1762 die Oberaufsicht bei allen Behörden in Erfurt, um die Ordnung überall wieder herzustellen, mit einer sehr weit ausgedehnten Vollmacht (z. B. ungehorsame und pflichtvergeßne Beamten sogleich zu suspendiren) anvertraute. So ehrenvoll dieser Auftrag war, und so sehr sich Bellmont desselben würdig zeigte, so gefährlich mußte er bei der damaligen Lage der Dinge für ihn ausfallen. So lange der Kurfürst Johann Friedrich Karl regirte, trieb zwar die Gegenpartei ihre Machinationen nur im Stillen; als aber dieser am 4. Jun. 1763 mit Tode abgegangen war, brachen gleich zu Anfange der Regirung seines Nachfolgers, Emmerich Joseph, die lange vorbereiteten Kabalen öffentlich aus, und Bellmont, nebst andern angesehenen Beamten, wurden, außer andern Vernachlässigungen ihrer Dienstgeschäfte, besonders großer Veruntreuungen bei der Kriegskontribution und andern kurfürstlichen und landschaftlichen Kassen beschuldigt. Da es Bellmonts Feinden fehl schlug, den neu angestellten Statthalter, Freiherrn Schenk v. Schmidsburg, ganz für sich zu gewinnen, wiewol dieser auch mit der verwickelten Untersuchung sich nicht befassen wollte, so wußten sie eine eigne Hofkommission von Mainz auszuwirken, die im Okt. 1763 nach Erfurt kam, deren Mitglieder aber schon vorher für diese Partei gestimt waren, und ihre Handlungsweise darnach einrichteten. So willkürlich und gewaltthätig sie aber sowol gegen anerkantes Recht und Billigkeit, als gegen ihre eigne Vollmacht verfuhren, so wenig war man doch im Stande, die gegen Bellmont und Andere ausgestreuten Beschuldigungen u. Verläumdungen zu erweisen; indessen wurde dieser durch so vielfältigen Verdruß und durch die immermehr zunehmende Beschränkung seines Wirkungskreises endlich bewogen, 1764 alle seine Ämter in Erfurt freiwillig niederzulegen, und sich auf sein Gut Geschwand bei Neustadt zurück zu ziehen, wo er bis 1781 außer Diensten lebte. In dem letzt gedachten Jahre erhielt er aber von dem Kurfürsten Friedrich Karl Joseph auf die ehrenvollste Weise eine Zurückberufung in Kurmainzische Dienste, als geh. Rath, Regirungs- und Kammerdirektor und Stadtschultheiß zu Erfurt, wo er also an die Spitze fast aller Behörden kam, und bis an sein Ende blieb. In diesen wichtigen Ämtern wußte er die Achtung seines Landesherrn und seiner Mitbürger in dem reichsten Maße einzuernten, so daß der Kurfürst oft äußerte, jede Stunde wär ihm ein wahres Vergnügen, wo er sich mit ihm unterhalten könte; und der damalige Statthalter von Dalberg (nachheriger Großherzog von Frankfurt) erklärte: Mit Bellmonts Tode geht einst viel verloren! — Bei seinen mannigfaltigen Geschäften rühmte man an ihm ein bewundernswürdiges Gedächtniß, lebhaften Ausdruck im Reden, bestimte Beurtheilung und Entscheidung der verwickeltsten Fälle, aber auch eine besondre Herzensgüte, und eine seltne Gabe, alles zum Guten zu lenken, und selbst solche Geschäfte oder Aufträge, wobei er Einzelen wehe thun mußte, doch mit guter Art auszuführen. Die erfurter Akademie der Wissenschaften eignete sich ihn 1782 als Mitglied zu. Noch bis in sein hohes Alter behielt er volle und hohe Geisteskraft, und gewann deshalb 1802 bei der preußischen Besitznahme von Erfurt, wo ihm alle seine Ämter vorläufig bestätigt wurden, die Achtung der neuen preußischen Obern eben so sehr, als vorher der Mainzischen; doch überlebte er diese Veränderung nicht lange, er starb am 27. Jan. 1803 im 85. J. seines Lebens, allgemein bedauert.

Als Schriftsteller aufzutreten, war weder seiner Neigung angemessen, noch mit seinen zahlreichen und wichtigen Amtsgeschäften gut vereinbar; daher hat man von ihm nur einige kleinere Schriften aus der frühern Periode seines Lebens, nämlich: 1) Diss. inaug. sist. Positiones ex jure canonico, publico et civili. Erf. 1740. 4. 2) Diss. sist. Positiones ex utroque jure. Erf. 1743. 4. Bei Gelegenheit einer öffentlichen Rede, die Bellmont am 21. Febr. 1743 zum Andenken des Grafen v. Boineburg hielt. 3) Diss. de materia fidei in jure obveniente. Erf. 1756. 4. 4) Progr. de antiquitate academiae Erfordiensis, et quaedam de gente illustri Khevenhülleriana. Erf. 1756. 4., ist die Einladungsschrift zu der vorigen Dissertation, welche ein junger, damals in Erfurt studirender Graf v. Khevenhüller unter Bellmonts Vorsitz vertheidigte. 5) Nachrichten von dem, was in Erfurt seit dem im J. 1763 geschlossenen Frieden bis hierher mit Stadt u. Land, besonders aber mit verschiedenen Räthen und Dienern vorgefallen; in Briefen, mit dazu gehörigen Beilagen und Urkunden. 1. Theil. Frankf. u. Leipz. (Arnstadt) 1770. Fol. (Anonym.) — ein Werk, das sich zwar von Seiten der Schreibart durchaus nicht empfiehlt, aber neben Bellmonts und seiner Mitbeklagten vollständiger Rechtfertigung, auch für die Geschichte der damaligen Zeit einen nicht unwichtigen Beitrag liefert, und von Dominicus (Gesch. v. Erfurt 1. Th. 2. Bd. S. 510.) mit Unrecht für parteiisch ausgegeben wird. Es ist zu bedauern, daß keine Fortsetzung erschien *). (*H. A. Erhard.*)

Bellona, s. Enyo.

BELLONI (Girolamo), war Banquier in Rom in der Mitte des vorigen Jahrh. und blieb es noch, nachdem ihm der Papst Benedikt XIV. die Würde eines römischen Marchese verliehen hatte. Diese Standeserhöhung

*) Da bisher (außer was Sinnhold in der Fortsetzung des gelehrten Erfurt, 1748 mittheilt) noch gar keine Lebensbeschreibung von Bellmont existirte, ungeachtet er eine solche wohl verdiente, und ein Mann, der ihn in seinen letzten Lebensjahren genau kante, gleich nach seinem Tode sie zu liefern versprach; so habe ich die obige ganz aus Urkunden und andern, theils mündlichen, theils schriftlichen zuverlässigen Nachrichten bearbeitet.

verdankte er einem Werke *), worin er aus der Natur des Handels und dem Nutzen, den er gewährt, dem Wesen und dem Ursprung des Geldes (Moneta), dem Tauschwerthe der ausländischen Münzen auf dem einheimischen Markte (Cambio) und dem Verhältnisse zwischen dem Preise des Goldes zu dem des Silbers, Vorschläge zu einer sachgemäßen Handelsgesetzgebung entwickelt. In seinem Eifer sieht er den Handel als die sicherste Grundlage des Glückes in monarchischen Staten an; das Geld erscheint ihm als der wahre Maßstab des Verkehrs, endlich das, was er Cambio nennet, also eigentlich der Wechselcours, als der Leitstern bei allen positiven Einmischungen des Stats in den Handel. Das Werk führt den Titel: **Dissertazione sopra il Commercio. Roma 1750.** Trotz mehren Widerlegungen im Journal économique 1751. April, die in dem Juniheft dieser Zeitschrift beantwortet wurden, muß es wegen seines klaren Vortrags, der Bestimtheit und fruchtbaren Kürze, womit die verschiedenen Erscheinungen des Statslebens in ihren gegenseitigen Verhältnissen dargestellt werden, endlich wegen der darin niedergelegten reichen eignen Erfahrung, zu seiner Zeit, Aufsehen erregt haben; da es in mehrern italischen Städten als Livorno, Venedig und Bologna wieder abgedruckt ward. Der Verfasser veranstaltete selbst in Rom im J. 1757 eine zweite Auflage, vermehrt mit einem lesenswerthen Briefe sulla Moneta immaginaria di banco. Auch wurde die Schrift in mehre Sprachen übersetzt, namentlich ins Lateinische, ins Englische, ins Teutsche (von Gottlieb Schuhmann. Lpz. 1752. 4.) und zwei Mal ins Französische, nämlich von Franz Morenas (1756) und Thomas Rousseau (1787). Pietro Custodi nahm sie in seine Samlung der Scrittori classici italiani di Economia politica **) auf und sie verdiente es, in diesen reichen Kranz geflochten zu werden.

(*Graf Henckel v. Donnersmarck.*)

BELLONIA L., eine Pflanzen-Gattung aus der Familie der Rubiaceen und der fünften Linnéschen Klasse. Der Kelch ist halb fünftheilig, bleibt stehen und hat schmale Fetzen. Die Corolle ist radförmig, mit stumpfen Lappen. Die Kapsel ist einfächerig, vielsamig und mit den Kelchzähnen gekrönt. 1) B. *aspera* L., ein Bäumchen mit gegenüber stehenden, eiförmigen, gekerbten und etwas buchtigen Blättern, die unten rauch behaart sind und Blüthen, die in Doldentrauben stehen (*Plum.* ic. 47.). In Südamerika. 2) B. *spinosa* Sw., mit dornigen Zweigen, entgegenstehenden ablangen gesägten unten weißlichen Blättern und kleinen weißen Blümchen, welche auf fadenförmigen Stielen aus den Blattachseln kommen. Auf Domingo.

(*Sprengel.*)

BELLONION. Diesen Namen gaben die Instrumentmacher Kaufmann, Vater und Sohn, aus Dresden, ihrem mechanischen Kunstwerke, welches verschiedene mehrstimmige Trompetenstücke spielt. Es ist, wie natürlich, ein durch eine Walze gespieltes Rohr- oder Zungenwerk, dessen Pfeifenkörper wirkliche, an dem obern Theile des Gehäuses, in Gestalt einer Trophäe, angebrachte Trompeten sind. An dem untern Theile sind ebenfalls sichtbar, zwei neben einander auf die Kante gestellte, dem Zuschauer zugekehrte wirkliche Pauken angebracht, welche zum Spiel der Trompeten accompagniren, und deren jede durch eine Reihe von 4 bis 6, nicht zugleich, sondern nach einander niederfallenden Klöppeln, angeschlagen wird. Merkwürdig ist vorzüglich, daß das Trompetenwerk mit forte und piano abwechselt, wodurch das Spiel des Instrumentes in der That recht wirkungsvoll wird. Auch Karl Maria v. Weber hält, S. 665 der Lpz. allg. mus. Ztg. v. 1812, diese Maschine für vollkommener als die ähnliche Mälzelsche, theils wegen des eben erwähnten piano und forte, theils auch darum, weil das unangenehme doppelte Anschlagen der Paukenklöppel bei Mälzel, auf dem Bellonion nicht Statt findet.

(*Gottfr. Weber.*)

BELLORI (Giovanni Pietro), einer der berühmtesten italischen Alterthumsforscher des 17. Jahrh., geb. in Rom 1615. Seine frühe Neigung zum Studium antiker Denkmäler, die ihn umgaben, nährte und pflegte sein Oheim Francesco Angeloni, Secretär des Kardinals Aldobrandini, ein eben so gelehrter als scharfsinniger Numismatiker, Historiker und Antiquar. Schon im Jünglingsalter gab Bellori einige Schriften heraus, die Beifall fanden und verdienten, aber nur die Vorläufer vieler andrer gehaltvolleren Werke waren, womit er während eines langen arbeitvollen Lebens den antiquarischen Studien Vorschub that und vielfach nützlich wurde. Seinen meisten Fleis wendete er auf die Erläuterung antiker und moderner Gemälde, auf Zergliederung vieler großer Kunstwerke, und auf Erforschung des Sinnes ihrer einzelen Bestandtheile. Ein feiner Kunstsinn, verbunden mit Geist und umfassender Gelehrsamkeit ist in seinen zahlreichen Schriften unverkenbar, und den innern Werth derselben erhöhen die schönen Abbildungen, womit der Kupferstecher Pietro de Santi-Bartoli dieselben schmückte. Die Königin Christina von Schweden vertraute dem Bellori, während ihres Aufenthaltes in Rom, die Aufsicht über ihr Kabinet und ihre Bibliothek, und Papst Klemens X. ertheilte ihm den Titel eines Antiquars der Stadt Rom (Antiquario di Roma). Er starb 1696, und hinterließ eine schöne Samlung von Alterthümern, Zeichnungen und Kupferstichen, die in das königliche Kabinet zu Berlin gekommen ist *).

(*Baur.*)

*) *Mazzucchelli,* Scrittori d'Italia. Vol. II. p. 699.

**) Parte moderna. Tom. II. Milano MDCCCIII.

*) Von seinen zahlreichen Schriften zeichnen wir die wichtigsten aus: Notae in numismata tum Ephesia, tum aliarum urbium apibus insignita, notis illustrata. Romae 1658. 4.; 1688. fol. Le vite de' pittori, scultori ed architetti moderni. Tom. I. (mehr ist nicht herausgekommen; einen zweiten Theil hinterließ Bellori im Mscpt.) Rom. 1672.; verm. 1728. 4. m. Kpf. (an Schönheit steht die zweite Ausgabe, die eigentl. zu Neapel erschien, der ersten weit nach). Fragmenta vestigii veteris Romae ex lapidibus Farnesianis, nunc primum in lucem edita, cum not. J. P. Bellorii. Rom. 1673. fol. mit 20 Kpf. (sehr selten) ib. 1682. fol. Veterum illustrium philosophorum, poetarum, rhetorum et oratorum imagines, ex vetustis nummis, gemmis, hermis, marmoribus aliisque antiq. monum. desumtae. Romae 1685. gr. Fol. mit 90 Kpf. Gli onori della pittura e della scult. Disc. Luc. 1677. 4. Expositio symbolici deae Syriae simulacri. Rom. 1688. fol. Veteres arcus Augustorum triumphis insignes ex reliquiis, quae Romae adhuc supersunt, notis illustr. et nunc primum aeneis typis vulgati. Rom. 1690. fol.; 6 Blätt. Text. u. 46 Kpf., wovon die meisten wieder aufgenommen wurden in die Admiran-

BELLOSTE (Augustin), ein Wundarzt von großem Ruf zu Anfang des 18. Jahrh. Zu Paris 1654 geboren, diente er als Feldarzt, ward aber dann an den Turiner Hof als Leibwundarzt berufen, wo er 1730 starb. Bekant ist sein Chirurgien de l'hôpital. Amst. 1707. 8., welches auch in mehre Sprachen übersetzt ist, und eine Anleitung zur Behandlung der Feldkrankheiten und Verletzungen enthält. Die Fortsetzung dieses Buches (Suite du chirurgien de l'hôpital. Paris. 1724. 12.) ist von einer Abh. über die Anwendung des Quecksilbers begleitet, worin er, nach Art der Quacksalber gewisse Merkurial-Pillen nicht blos gegen die Lustseuche, sondern gegen eine Menge andrer Krankheiten empfiehlt, ohne ihre Bereitung anzugeben. Jetzt wissen wir, daß diese Pillen in einer Verbindung des laufenden Quecksilbers mit Zucker, Diagrydium und Jalape bestehen, und daß wahrscheinlich durch Reiben das Quecksilber einigermaßen oxydulirt wird. Auch sein Sohn, Michel Anton, im Besitz des Geheimnisses, fuhr fort, diese Pillen anzupreisen (Traité du mercure Paris. 1756. 12.). In seinem Hauptwerk that Augustin Belloste übrigens noch den merkwürdigen Vorschlag, entblößte Knochen zu trepaniren, damit das Ansetzen der Beinhaut befördert werde. (*Sprengel.*)

BELLOVACI, nach Cäsar (B. G. 2, 4.) die tapferste, angesehenste und zahlreichste Völkerschaft in dem belgischen Gallien, welche 100,000 Mann ins Feld stellen, und eine Elite von 60,000 Mann daraus ziehen konte. Ihre Hauptstadt nennen die Römer Cäsaromagus (Beauvais), bei den Eingebornen hieß sie wahrscheinlich Bratuspantium. Mit Recht bemerkt Mannert (II. 172.), daß solch eine Völkerschaft nicht auf den Distrikt von Beauvais eingeschränkt seyn konte. Ptolemäus folgend gibt er ihnen die Seine und Oise zur Süd- und Ost-, die Somme zur Nordgränze, und läßt sie noch an der Küste den schmalen Strich Landes bewohnen, welchen die Mündung der Somme und Bresle lassen. (*H.*)

BELLOVAR, freie Militär-Kommunität in der Mitte des Warasdiner Generalats (45° 54′ 4″ n. Br.) mit ungefähr 250 Häus. und gegen 900 Einw. Hier befindet sich der Stab der beiden zu diesem Generalate gehörigen Gränzinfanterieregimenter, nämlich des Warasdiner Kreuzer- u. des Warasdiner Sankt-Georgergränzregiments, wie auch ein Piaristen-Seminar, 2 Pfarrkirchen u. ein Postamt. Die Einwohner nähren sich vom Handel und städtischen Gewerben. (*Benigni.*)

BELLOWES, war der Neffe des Ambigat, eines Häuptlings der Kälten zur Zeit des Röm. Königs Tarquinius Priscus. Der Oheim foderte, bei Übervölkerung des damaligen Wohnlandes und daraus erwachsenden Unruhen, seine beiden Neffen, Bellowes und Sigowes, auf, mit so vielen des Volkes, als sie nur immer aufregen möchten, sich andre Wohnsitze da aufzusuchen, wo die Götter ihnen durch Zeichen dieselben andeuten würden. Da wurde Sigowes nach dem Herkynischen Walde, Bellowes aber nach dem schönen Italien gewiesen. Der wackre Held sammelte unter mehren kältischen Völkerschaften, wo auch die diesseit des Rheines bekanten Senonen (Sennon oder Sennen d. h. Hirten) und Karnuten genant werden, sein Heer, und zog dann an den Ufern des Rhone (wol so viel, als Rinne, und davon auch Rhenus und Rhein) hinab. Nun aber starrten ihm die Alpen entgegen und ummauerten ihn dergestalt, daß er vergeblich nach allen Seiten umschauete und nicht wußte, wie er über diesen Wall hinwegkommen sollte. Aber noch außerdem gebot auch eine heilige Pflicht einstweiligen Stillstand; denn es kam das Gerücht zu ihm, daß noch andre Wallfahrer, welche gleichfalls neue Wohnsitze suhten, am Ausflusse des Rhone von einer dortigen Völkerschaft, den Saliern, hart bedrängt würden. Jene Wallfahrer waren aber die nachmals sehr bekanten Massilier (Marseiller), griechische Auswandrer, die auf Schiffen hieher gekommen waren. — Da die Kälten unter Bellowes in dieser Ankunft der Griechen am Ziel ein Zeichen guter Vorbedeutung für sich selbst erblickten, sprangen sie ihnen freudig bei und halfen ihnen, daß sie den Landungsort in Besitz nehmen und befestigen konten. Dann aber ging Bellowes wohlgemuth wieder an sein eignes Werk. Er drang durch das Gebiet der Tauriner und die Julischen Alpen, schlug die Tuscier

---

da romanarum antiquitatum ac veteris sculpturae vestigia, a Petro Santi Bartoli delineata, c. not. Bell. Rom. 1693. fol. zusammen 81 Kpf. Descrizione della imagini dipinte da Raffaello d'Urbino nelle camere del palazzo apostolico vaticano. Rom. 1695. fol. sehr verm. ib. 1751. fol. und 12. Gli antichi sepolcri, ovvero mausolei romani ed etruschi trovati in Roma etc., raccolti e disegnati da P. S. Bartoli, colle spiegazioni di G. P. Bel. Rom. fol. ohne Jahr, wieder aufgelegt 1704. Colonna Trajana disego. ed. intagl. da P. S. Bartoli, coll' esposizione di Ciacconio compend. Rom. ohne Jahr 128 Bl. Querfol. Le pitture antiche del sepolcro de' Nasoni, disegn. da P. S. Bartoli. Rom. 1680. fol. mit 35 Kpf. Le pitture antiche delle grotte di Roma e del sepolcro de' Nasoni, disegn. et intagl. da P. S. e Fr. Bartoli, descritte ed illustr. da Bellori e Mich. Aug. Caussei (de la Chaussé). Rom. 1706, 1711, 1719. gr. fol. mit 75. Kpf. (Clement sagt in der Bibl. cur. T. III. p. 76., es seyen von der Ausg. von 1706, die sehr selten ist, nur 36 Exemplare abgezogen worden). Picturae antiquae cryptar. roman. et sepulchri Nasonum delin. a P. S. *Bartoli*, descriptae a Bellorio et M. C. Causeo. Rom. 1738. gr. Fol. m. Kpf. ib. 1750; und 1791 verm. mit einem Append. und 19 Kpf.; allein die schönsten Abdrücke der Kupfer findet man in der zuerst angeführten italischen Ausgabe. Le antiche Lucerne sepolcrali figorate, raccolte dalle camere sotterranee e grotte di Roma, disegn. ed intagl. da P. S. *Bartoli*, con osservaz. di G. F. *Bellori*. 1691; 1704; 1729. fol. mit 116 Kpf. (Da Bartoli, wie gewöhnlich angenommen wird, 1670 gestorben ist, so muß wol eine frühere Ausgabe vorhanden seyn, als die vom Jahr 1691, wofern nicht das Werk erst nach des Künstlers Tode ausgegeben worden ist). Lat. von Lor. Beger. Köln a. d. Spree 1702. Fol. (auch bei dem 3. Bande seines Thesaur. Brandenburgic.) mit 114 Kpf.; dem Original weit nachstehend, und daher wenig gesucht; auch von Ducker übers., Leyden 1729. Fol. Columna Antoniana a P. S. *Bartolo* delin. et incisa, cum notis excerpt. ex declarat. J. P. *Bellori*. s. l. et a. (Rom.) Querfol. 75 Bl.; auch Rom 1704. und 1730, Querfol. mit etwas abgeändertem Titel. Die meisten seiner Werke, die er in lateinischer Sprache schrieb, wurden wieder abgedruckt in Gräv's und Gronov's Thesaur. antiquit. graec. et roman.; einige von den Italiänisch geschriebenen wurden ins Lat. übersetzt, und ebenfalls in den genanten Thesaur. aufgenommen. S. über ihn: *Banduri* bibliotheca numar. p. 107. *Clement* bibl. curieuse T. III. 74. *Osmont* Dict. typograph. T. I. 90. *Mazzucchelli* Scritt. d'Ital. Vol. II, P. II. h. v. *Saxii* Onomast. Vol. V. 192. Biogr. univ. T. IV. Ebert's bibl. Lex. Wachler's Geschichte d. hist. Forsch. 1. Bd. 2. Abth. 421.

und wurde abermals durch ein Zeichen glücklicher Vorbedeutung erfreut: denn der Bezirk, wo er jetzt lagerte, hieß: „Insubrien." Denselben Namen führte aber auch ein Gau in Gallien. Deshalb war Bellowes nun überzeugt, dieses eroberte Land sey ihm von den Göttern zum neuen Vaterlande bestimt. Er ging also unverweilt daran, sich hier seßhaft zu machen, und legte den Grund zu einer Stadt, die er Medland (vielleicht „Landes-Mitte", nachmals Mediolanum, jetzt Mailand) nante.— So hatte Bellowes seinen Landsleuten die Bahn zur Eroberung des oberen Italiens gebrochen, welche nachmals von ihnen vollführt worden ist †). (*Chr. Niemeyer.*)

BELLOY, Beloy, auch Belloi und Beloi, ein altes und berühmtes französisches Geschlecht. Folgende Glieder desselben haben historische Bedeutung und Ruhm:

Belloy (Pierre de) aus dem alten Geschlechte dieses Namens in Bretagne abstammend, von wo es sich in Languedoc und andern Gegenden ausbreitete, war um 1540 zu Montauban geboren. Seine drei ältern Brüder wurden im Dienste des Königs gegen die Hugonotten getödtet. Schon im 21. Jahre wurde er Professor der Rechte zu Toulouse, und nach einiger Zeit Rath beim Landgerichte (Sénéchaussée) dieser Stadt. Als Abgeordneter an den Hof lud er den Haß der Ligisten auf sich, weil er, obgleich ein eifriger Katholik, die Rechte Heinrichs IV., Königs von Navarra, auf die französische Thronfolge eifrig vertheidigte, nicht nur mündlich, sondern auch in einer eben so klaren als gründlich gelehrten Apologie catholique contre les libelles, declarations, avis, consultations faites, écrites et publiées par les Lignés, perturbateurs du royaume. Ohne Ort 1585. 8.; Paris 1586. 8. Lateinisch, ohne Ort 1585. 8.; Paris 1586. 8. *) Aufgebracht darüber ließen ihn die Guisen in die Conciergerie, und von da in die Bastille einsperren, aus der er erst nach 2 Jahren entkam. Um ihn zu entschädigen, ernante ihn Heinrich IV. zum Generaladvokaten beim Parlement zu Toulouse. Die vielbewegte Zeit gab dem freimüthigen Patrioten öfters die Feder in die Hand, und er ließ, mit tiefer Einsicht in die Gegenstände, welche er erörterte, klar und überzeugend, mehre Schriften drucken, unter denen wir folgende bemerken: De l'autorité du roi et des crimes, qui se commettent par les Ligués. 1588. 8. Examen du discours publié contre la maison royale de France. Rochelle. 1587. 8. Moyens d'abus et nullités de la bulle de Pie V. contre le roi de Navarre. Cologne 1586. 8. Interpretation des causes de l'édit du roi Henri IV. Toulouse 1608. 8. De l'origine et institution des divers ordres de chevalerie. Montauban 1604. 8. Par. 1653. 8. Sein Todesjahr ist unbekant **).

†) *Justin.* XX, 5. *Livius* V. 34.

*) Daß er Verf. dieser Schrift sey, sagt Mornäus in seinen Mémoires T. I. 657, und Thuanus in der Historia sui temp. lib. CX, 628. Der Kardinal Bellarmin (unter dem Namen Franciscus Romulus) suchte ihn zu widerlegen. S. *De Fontette* T. II. 286. T. IV. 400.

**) Von dem Geschlechte, aus dem er abstamte s. die Généalogie de la maison du Belloy, dressée sur titres originaux, sur d'anciennes montres, sur des manuscr. de la biblioth. du roi etc. Paris. 1747. 4. (Der Verf. ist Claude Franç. Marie, Marquis titulaire du Belloy). *Bayle* Dict. s. v. Beloy. Biogr. univ. T. IV. s. v. Belloy. Nouv. dict. hist. s. v. Belloi.

Belloy (Pierre Laurent Buirette de) als Dramatiker rühmlich bekant, war am 17. Nov. 1727 zu St. Flour in Auvergne geboren. Er studirte im Mazarinischen Kollegium zu Paris, und mußte, nach dem Willen seines Oheims, eines berühmten Parlementsadvokaten und seines Erziehers, ebenfalls Advokat werden. Dieser Beschäftigung bald überdrüssig, aber die Strenge seines Oheims fürchtend, verließ er heimlich Frankreich und hielt sich, unter dem Namen Dormont de Belloy, als Schauspieler am längsten in St. Petersburg auf, wo ihm die Kaiserin Elisabeth viel Wohlwollen bewies. Nach seines Oheims Tode kam er nach Paris zurück, brachte 1758 sein Trauerspiel Titus, 1762 Zelmire, 1765 aber die Belagerung von Calais (le siége de Calais, tragédie; suivie de notes histor. Par. 1765. 8. oft, teutsch, Hamb. 1765. 8. in eben dem Jahre auch engländisch von Dennys) auf die Bühne, ein nationelles Trauerspiel, das auf dem französischen Theater Epoche machte, und beinahe eine Revolution hervorbrachte, denn der Enthusiasmus, womit das Stück aufgenommen wurde, war ohne Gränzen. Nicht nur in ganz Frankreich, sondern auch in Amerika wurde es gespielt, um die Vaterlandsliebe und den Muth zu erwecken und zu erhalten, und zu St. Domingo wurde es, auf Kosten des Grafen d'Estaing, gedruckt und unentgeldlich ausgetheilt, mit dem Zusatze: Première Pièce de théatre imprimée dans l'Amérique française. Ludwig XV. beehrte den Dichter mit einer Schaumünze von 25 Louisd'or, und die Stadt Calais sandte ihm das Bürgerrecht in einer goldnen Kapsel mit der Aufschrift: Lauream tulit, civicam recipit. Durch sein Trauerspiel Gaston et Bayard, suivi de notes hist. sur la vie du chevalier Bayard 1770. 8. bahnte er sich den Weg zur französischen Akademie, in die er 1771 aufgenommen wurde, aber seine zwei nachfolgenden Trauerspiele Gabriele de Vergy und Pierre le cruel trugen nicht zu seinem Ruhme bei, und er starb den 5. März 1775 in Armuth. Durch das glücklichste Gedächtniß unterstützt, hatte er sich eine umfassende Kentniß der französischen Geschichte und der dramatischen Literatur erworben, aber unter die französischen Dramatiker vom ersten Range kann er nicht gezählt werden. Ein immer wachsendes Interesse und viele brillante Verse zeichnen seine 6 Trauerspiele aus, und ob er gleich dem Metastasio nachahmte, so ist doch eine gewisse Genialität nirgend zu verkennen; allein im Ganzen war er glücklicher in der Wahl der Gegenstände, als in der Art sie zu behandeln. Namen, die den Franzosen theuer waren, gaben seinen Stücken großes Interesse; das Schauspiel des nationellen Heldensinnes gebot Nachsicht, schützte den Dichter in seinem Unternehmen, und verschaft noch jetzt seinen Fehlern Schonung. Sein Freund G. H. Gaillard hat die Oeuvr. compl. de Belloy. Par. 1779. Vol. VI. 8. Nouv. ed. 1787 (eigentlich nur ein neuer Titel), mit schätzbaren histor. literar. Abhandlungen des Verfassers, unbedeutenden Poesien, und Observations sur la langue, et sur la poésie franç. herausgegeben †).

†) Belloys Leben bei den Werken von Gaillard. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. IV. Ersch's gel. Frankr. Über die Literat. Frankreichs 2c., übersetzt v. F. A. Ukert. Jena 1810. S. 164, 267, 295.

Belloy (Jean Baptiste de), Kardinal und Erzbischof von Paris, geb. zu Morangles, in der Diöces von Beauvais, auf einem seiner Familie zugehörigen Gute, d. 9. Oct. 1709. Schon in der Kindheit erhielt er von dem Herzog von Orleans, damaligem Regenten, eine Pfründe; und als er seine Studien vollendet hatte, wurde er Generalvikar, Official und Archidiakonus zu Beauvais, 1751 Bischof zu Glandeves und 1755 zu Marseille. Seine kluge Mäßigung bei den damaligen, unter der hohen französischen Geistlichkeit herrschenden kirchlichen Unruhen, sein sanfter, menschenfreundlicher Charakter und sein thätiges Wohlwollen gegen die Armen, machten ihn dieser schnellen Beförderung würdig, allein diese guten Eigenschaften schützten ihn, während der Revolution, nicht vor mannigfachem Ungemach. Er wurde, wie alle übrigen Prälaten, von seinem Amte vertrieben und geächtet, und vielleicht verdankte er es hauptsächlich seinem hohen Alter, daß man ihn in dem Städtchen Chambly, unfern seines Geburtsortes, in Ruhe ließ. Als Bonaparte, damals erster Konsul, am 15. Jul. 1801 mit Pius VII. für Frankreich das Konkordat abschloß, welches die durch die Revolution entstandene kirchliche Verwirrung endigte, erhob er den ehrwürdigen Greis 1802 zum Erzbischof von Paris, und verschafte ihm von Rom den Kardinalshut, indem er ihn, den Abkömmling einer altadeligen Familie, wegen seines unbefleckt guten Rufes, als eine Hauptsäule zur Wiedereinführung des katholischen Gottesdienstes betrachtete. Belloy sank aber allmälig in seine erste Kindheit zurück, und wußte (ein Werkzeug in den Händen seiner Großvikarien) wahrscheinlich wenig von dem, was in seinem Namen geschah, besonders von den religionswidrigen Huldigungen, die in seinem Namen dem Kaiser und der Kaiserin dargebracht wurden. Körperlich gesund blieb er, bis ihn der Tod den 10. Jun. 1808, in seinem 99. Jahre abrief. Napoleon ließ ihm, um seine erzbischöflichen Tugenden zu ehren, ein Denkmal errichten*). (*Baur.*)

BELLUCCI (Antonio), Hofmaler Josephs I. zu Wien, geb. zu Soligo im Trevisanischen 1654, und gest. das. 1726, zeichnete sich im Helldunkel sehr aus, wovon besonders das eine seiner Gemälde in der heil. Geist-Kirche zu Venedig den rühmlichsten Beweis liefert. Mit vieler Sorgfalt malte er kleine Figuren in Landschaften, und die in den schönsten Stücken von Tempesta sollen von seiner Hand seyn. In Venedig und Verona sieht man Altarblätter, in der Lichtensteinschen Galerie zu Wien Deckenstücke von ihm. (*H.*)

BELLUGA (Ludwig) Kardinal, aus dem alten angesehenen spanischen Geschlechte von Moncada abstammend, war den 30. Nov. 1662 zu Motril im Königreich Granada geboren. Er studirte in der Stadt Granada, und bei den Jesuiten in Sevilla, trat in die Gesellschaft der Priester des Oratoriums von St. Phil. Neri, und wurde 1705 Bischof von Karthagena. Er war der treueste Anhänger König Philipps V., und stützte dessen wankenden Thron nicht allein durch seine Predigten, sondern auch durch Geldbeiträge und selbst mit den Waffen. Denn als 1706 die östreichischen Truppen mit Karl III. anrückten, bewafnete er seine Unterthanen, besetzte die Stadt Karthagena, rückte in das Königreich Valencia ein, und eroberte die Stadt Ontinente. Zur Belohnung dieser Verdienste wurde er zum Vicekönig von Valencia erhoben, allein er zog sich den Unwillen des Hofes zu, als er mit großem Nachdrucke den übertriebenen Kirchenschatzungen sich entgegensetzte, welche der König, oder vielmehr Alberoni, zu den Unkosten eines unnöthigen und ungerechten Krieges eintrieb. Da das Beispiel des hochverehrten Bischofs fast im ganzen Reiche befolgt wurde, so war der König so aufgebracht gegen ihn, daß er die nachdrücklichsten Gegenvorstellungen machen ließ, als Clemens XI. im J. 1719 Belluga's Eifer durch Erhebung zur Kardinalswürde belohnen wollte. Belluga selbst verbat sich diese Auszeichnung, aus Gehorsam gegen den wider ihn erzürnten spanischen Monarchen. Diese unerhörte und edle Weigerung, die der Papst für Ungehorsam erklärte, reizte aus eben diesem Grunde seinen Unwillen; er bedrohte den Widerspenstigen mit Kirchenstrafen, und entband ihn von den Gelübden, die er vorschützte. Inzwischen versöhnte sich der Papst mit dem Könige, und nun verlangte dieser 1720 selbst die Erhöhung des Bischofs. Belluga kam nach Madrid, übergab dem Könige den bisher nicht getragenen Kardinalshut, und nahm ihn aus dessen Händen zurück. Von dieser Zeit an widmete er sich blos seinem Amte, und wendete vielen Fleis an, der schlechten Lebensart der Geistlichen, vornehmlich der Ordensleute, entgegen zu arbeiten, allein die Kabalen und der Haß der Jesuiten legten seinen rühmlichen Bemühungen unbesiegbare Hindernisse in den Weg. Seit dem J. 1724 lebte er in Rom, bekleidete eine Zeitlang die Stelle eines spanischen Gesandten am päpstlichen Hofe, und starb den 22. Febr. 1743. Als einem frommen Eiferer von exemplarischem Wandel lag ihm die Ausbreitung der römisch-katholischen Religion sehr am Herzen. Zu diesem Zwecke ließ er sein Buch de doctrina orthodoxa ins Arabische übersetzen, und schickte es 1734 durch Steph. Evod. Assemanni an den koptischen Patriarchen zu Alexandrien, um ihn zur Vereinigung mit der röm. Kirche zu bewegen, worin er auch seinen Zweck ziemlich erreichte*). (*Baur.*)

BELLUNO, eine der acht Delegationen des Gouvernements Venedig, im lombardisch-venetianischen Königreiche. Nach der früheren Abtheilung gehörte das Gebiet von Belluno zur Trevisaner Mark. Es gränzt westl. und nördl. an Tyrol, östl. an Friaul, südöstl. an das Trevisanische, und südwestl. an Vicenza, begreift 59 Q. M., und zählte 1815 120,557 Einw. Das Land ist durchaus rauh und gebirgig; der Hauptfluß ist die Piave, welche durch das breiteste Thal strömt, von Seen ist der Lago Lapicino und der durch einen Bergsturz entstandene Lago d'Allegho zu merken. Der Boden trägt Getreide, Wein und Früchte in reichlichem Maße, und die vortreflichen Weiden ernähren Rindvieh und Schafe in großer Menge und von guter Race, daher das Land einen Überfluß an Butter und Käse hat. Die Hauptquelle des Reichthums der Provinz besteht aber in dem Bauholze,

*) Geh. Gesch. des Hofes zu St. Cloud; 2. Th. 25. Der Biograph 8. Bd. 244. Biogr. univ. T. IV.

*) (Ranft's) geneal. hist. Nachr. 50. Th. 169—181. Ebend. Lebensbeschr. aller Kardin. 2. Bd. 411—419. Duclos geh. Nachr. 2. Bd. 52. Henke's Kirchengesch. des 18. Jahrh. 1. Th. 93.

das auf der Piave und dem zwischen ihr und dem Tagliamento angelegten Kanal Sapada bis nach Venedig geflößt wird. Fast alle Berge der Provinz sind mit hoher Waldung bedeckt; die größten Wälder sind der Conseglio und der Cajada. Das Mineralreich liefert Kupfer, Blei, Eisen, Alaun, Schwefel, Kalk, Pfeifenthon und Marmor.

Die Provinz hat acht Distrikte und zehn Gemeinden. Die Hauptstadt Belluno (das Belunium der Alten) liegt auf einem Hügel an der Piave, in welche sich hier der Ardo ergießt, ist der Sitz des Provinzialgerichtshofs und des Bischofs von Belluno und Feltre, und zählt jetzt 7655 Einw. Außer dem Holzhandel treiben die Einwohner Seidenspinnerei, Gerberei, Töpferei ꝛc. Die Vorstadt Campedello liegt in der Ebene und bildet den angenehmsten Theil des Ortes. Die Kathedrale ist nach dem Modell des Palladio erbauet; außerdem zählt die Stadt noch 13 Kirchen und zwei Nonnenklöster. Merkwürdig ist die große schöne Wasserleitung, welche eine Meile weit aus dem Gebirge klares Wasser in die Stadt führt.

Belluno stand im Mittelalter im Besitze seiner Bischöfe. Ezzelino unterwarf sich die Stadt, und nach seinem Tode wurde Gerhard von Camino Generalkapitän von Belluno und Feltre, welche Würde das Haus Camino bis in die Zeiten der Scaligeri, Beherrscher von Verona, behauptete, welche sich auch Belluno unterthänig machten. Karl IV. nahm es ihnen ab, 1361 fiel es der Familie Carrara zu, und von ihr ging es zu den Visconti über, die es 1420 an Venedig verloren, dem es sich 1420 freiwillig ergab, und dessen Schicksale es bis zur Einverleibung mit der östreichischen Monarchie getheilt hat. (*W. Müller.*)

BELM, Pfarrdorf im Amte und der hanöverischen Prov. Osnabrück an einem Bache, mit einer luth., 1 kath. Kirche, 29 Häus. und 205 Einw. Hier soll der sächsische Heerführer Witekind getauft seyn, und seine Gemahlin Gisela begraben liegen. (*Hassel.*)

BELMONT, 1) Stadt im Distr. St. Afrique des franz. Dep. Aveyron; liegt an der Rance, hat 300 Häus. und 1450 Einw. 2) Stadt im Distr. Roanne des franz. Dep. Loire am Aaron, hat 500 Häus. und 2440 Einw. 3) County im nordamerikanischen State Ohio, welche 1810 in 11 Gemeinden 11,097 Einw. zählte, und deren Hauptort Richland ist. (***Hassel.***)

Belmont, Troubad., s. Troubadours.

BELMONT (Bellmont, Bellmund), so heißen: im Schweiz. Cant. Bern ein Pfarrdorf von 70 Häus. im O.-Amt Nidau; — ein Pfarrd. im Cant. Waadt, 1 St. von Lausanne, und in dessen Distrikt; — ein Kreis in eben diesem Canton, Distrikt Yverdun; — ein Dorf mit Ruinen eines Schlosses, 1 St. von Yverdun; — ein Weiler im Cant. Freiburgischen Amt Chatel St. Denis; — ein großer Statsforst in diesem Canton. (*Wirz.*)

BELMONTE, 1) Städtchen in der neapolitanischen Prov. Calabria Citer. auf einem Hügel, nicht weit vom Meere, hat ein Bergschloß und sehr schöne Aussicht auf das Meer. (*Röder.*) — 2) Villa in der span. Prov. Cordova (12° 13′ L., 37° 58′ Br.) mit 3280 Einw. — 3) Villa in der span. Prov. la Mancha, an der Nordgränze, mit einem alten Schloß und einem Steinbruch, in dem sich auch Marienglas findet. — 4) Villa in der portug. Prov. Beira, Correicão de Castellobranco, auf einem Berge, mit 449 Häus., altem Kastell, 2 Kirchen, Armenhaus, Hospital. — 5) Villa in der span. Prov. und Partido Cuenca, mit 2600 Einw., Pfarrkirche, 2 Klöstern; Geburtsort des berühmten Maëstro. (*Stein.*)

BELNAY (Georg Aloys), Professor der Universal- und ungrischen Geschichte an der königl. Akademie zu Presburg, gest. am 6. Oktober 1809, 43 Jahr alt. Er errichtete in Presburg auf eigene Kosten eine Buchdruckerei und einen Buchhandel, und war Herausgeber und Verleger, und eine Zeitlang auch Redakteur der Presburger lateinischen Zeitung: Ephemerides statistico-politicae, die noch jetzt im Verlage der Belnayschen Erben von dem Professor Stephan v. Cselko' fortgesetzt werden. Belnay hatte an der Pester Universität studirt, und verdankte sehr viel dem Professor Werthes. In den neunziger Jahren des 18. Jahrh. trat er als Schriftsteller mit politischer und historischer Freimüthigkeit auf, im 19. Jahrh. aber neigte er sich zum Obscurantismus, besonders in seinen Fragmentis ad Historiam ecclesiasticam Hungariae (Posonii 1802). Von seinen zahlreichen Schriften (die bona mixta malis enthalten) verdienen hier angeführt zu werden: Reflexiones cunctorum Hungariae civium adversus illud Diplomatis punctum, quo nativi etiam patriae filii non nobiles ab omnibus publicis officiis excluduntur. s. l. 1790. 8. (Erschien auch in teutscher Sprache.) Historia Imperii Romano-Germanici. Posonii 1794. gr. 8. (Eine Übersetzung des Pütterschen Werks). Historia literarum bonarumque artium in Hungaria, e probatissimis scriptoribus synoptice deducta. Viennae et Posonii s. a. (1799); neue Aufl. Preßburg 1811 (größtentheils ein Auszug aus dem Wallaßkyschen Werk). Geographie und Geschichte des Königreichs Ungern für Kinder von Windisch; vierte, vermehrte und fortgesetzte Auflage. Presburg 1800. 8. Fragmenta ad Historiam ecclesiasticam Hungariae. Posonii 1802. 8. Historia Regni Hungariae e probatissimis scriptoribus synoptice deducta. Posonii 1804. 8. (Nach Palma, Pray, Katona). (*Rumy.*)

BELOBA'NJA, BELABANYA, teutsch Dilln, slawisch Béla (48° 28′ 45″ n. Br.), eine kleine Bergstadt in der Honter Gespansch. in N.-Ungern im Kreise diesseit der Donau, ist in den neuern Zeiten, so wie Bakaba'nya oder Pukanß, sehr herabgekommen, und bereits aus der Reihe der 7 niederungrischen Bergstädte ausgestrichen, und als Vorstadt mit Schemnitz vereinigt worden. Die Einwohner sind Slowaken und Teutsche, die jetzt größtentheils vom Feldbau leben; ihre Zahl beträgt (nach dem Graner erzbischöfl. Schematismus) 1184, worunter 858 Katholiken und 326 Evangelische A. C. Die Katholiken haben eine eigene Pfarre, die Evangelischen sind nach Schemnitz eingepfarrt. (*Rumy* u. *Zipser.*)

BELO-CHROBATI. Die Sitze dieses slavischen Volkes lassen sich aus den Nachrichten, die Konstantin Porphyr. von ihm gibt, sehr gut bestimmen. Er sagt: die Belochrobati wohnen jenseit *Βαγιβαρείαν*, hinter Tunicam, ihr Land ist durch die häufigen Einfälle der Franken, Türken und Patzinaciten entvölkert worden [1]).

1) *Constantinus Porphyr.* de administrando imperio c. 30. 31.

Unter dem *Βαγιβαρεία* ist nichts anders zu verstehen, als der westliche Theil des karpathischen Gebirges. Noch heißt derselbe in Polen und Oberschlesien Babie Gore, die alten Weiberberge, weil ein Fels an dem höchsten Theile desselben von einer gewissen Seite betrachtet, die Gestalt einer alten Frau, und die ihn umgebenden die einer Heerde Schafe haben. Konstantin hätte allerdings schreiben sollen *Βαβιγορεία*, aber wen wird eine solche Versetzung der Buchstaben in einem fremden Namen bei einem Griechen befremden? Die Ungern wurden von den Griechen Türken genent, und die Patzinaciten wohnten damals in dem alten Dazien. Da Konstantin über dieses auch sagt, daß diese Chrobaten an die heidnischen Serbler, deren Sitze in Böhmen, in den Lausitzen und im Meißnischen waren, gränzten, und Alfred in seinem übersetzten Orosius schreibt: Im Osten von Dalemensam (Daleminzi beim Ditmar) oder von Meißen sind die Horithi, welches mit Chrobati ein Name ist; da nach Konstantin dieses Volk nach den Franken (Teutschen) zu wohnte, und zu seiner Zeit unter der Herrschaft Otto's des Großen stand, welches auf die Eroberungen zielt, die Gero in den Lausitzen und in Schlesien machte, so ist gar nicht zu verkennen, daß diese Chrobaten nördlich dem karpathischen Gebirge, und besonders nach Klein-Polen und Schlesien, gesetzt werden müssen. Die Schriftsteller, welche sie nach Böhmen setzen, haben nicht alle diese Stellen unter sich verglichen. Chrobati, Gorobati, Horowati oder Hruati hießen sie von den Gebirgen, an denen sie wohnten; *Χρωβατοὶ προς τὰ ὄρη* sagt Konstantin. Dort war ihr Hauptsitz, ob sie gleich ihr Reich auch über das übrige Schlesien und über einen Theil des flachen Polens verbreiteten. Belo-Chrobaten heißen entweder die weißen oder die großen zahlreichen Chrobaten, nachdem man dieses Beiwort von dem slavischen bjely, weiß, oder wely, groß, herleitet. Beides war auf sie anwendbar. Seit uralten Zeiten führen die Gegenden des nördlichen Mährens, des südlichen Schlesiens und Galliziens den Beinamen Weiß. Ptolemäus setzt die Visburgii in das nördliche Mähren. Wahrscheinlich führten sie diesen Namen von einer Stadt Weißburg, deren Namen die Slaven in Welehrad übersetzten. Die Weichsel, Wisla heißt der weiße Fluß und die Biala an der galizischen Gränze der weiße Bach. Noch heißen die Karpathen nach Mähren zu die weißen, da die nach Polen zu Tatrii, die nach Rußland zu Biescidii genant werden [2]). Sie heißen aber auch mit Recht die großen. Nicht nur liegt in der bereits oben beschriebenen Ausdehnung ihres Landes der Grund für diese Benennung, sondern Konstantin sagt auch selbst, sie heißen auf Slavisch: Vel-hruati, weil sie viel Land besitzen. — Seit wie langer Zeit sie diese Gegenden inne hatten, ist nicht bekant; aber Jornandes sagt schon, daß die Wenden, nördlich den Karpathen vom Ursprunge der Weichsel an, in unermeßlichen Räumen wohnten, und Procopius erzählt, daß, als die Gesandten der Heruler 494 vom Marchfelde aus zu den Warnern ins Meklenburgische gingen, wo ihr Weg sie durch Mähren und Schlesien führte, sie lauter slavische Völker fanden. Nur vor den Warnern, also in den Marken, war damals eine große Wüste [3]). — Die Chrobaten, sagt Konstantin ferner, haben ihren eignen Fürsten. Erst im J. 640 werden einige derselben bekant. Sie schickten in diesem Jahre an den Kaiser Heraklius und baten ihn um Wohnplätze. Er wies ihnen Dalmazien an, welches die Awaren den Römern weggenommen hatten. Es wanderte nun ein Stamm derselben unter der Anführung von fünf Brüdern und zwei Schwestern aus. Sie führten einige Jahre Krieg mit den Awaren in Dalmazien, vertilgten oder unterjochten sie und ließen sich dann taufen. Was die Ursache dieser Auswanderung gewesen, wird zwar von Konstantin nicht angegeben, da aber nach dem russischen Chronisten Nestor im J. 627 unzählige Schwärme von Slaven, welche an der Donau wohnten, durch die barbarischen Mishandlungen, die sie von den Wlachen oder Bulgaren erfuhren, gezwungen nach Norden zu wanderten, Polen, Pommern und die Marken erfüllten; da 634 auch ein avarischer Befehlshaber Kovrat die Anten und Slaven, welche nördlich dem schwarzen Meere saßen, vertrieb und diese ihre Zuflucht größtentheils nach Norden zu nahmen [4]); so mochte wol den Chrobaten an der Weichsel und in Schlesien der Raum zu enge werden, und sie darum wenige Jahre nach jener Einwanderung den Entschluß fassen, auszuwandern. — Im 9. Jahrh. finden wir die Chrobaten als Unterthanen des groß-mährischen Reichs. In dem Briefe, in welchem der Kaiser Heinrich IV. im J. 1086 das frühere welehrader Bisthum mit dem jüngern pragischen vereinigte, heißt es: „Gegen Mitternacht (nämlich von Mähren) sind dieses die Gränzen: Psowane, Chrovati und das andre Chrovati, Zlasane, Trebowane, Boborane, Dedosese bis mitten in den Wald, wo die Gränzen der Milziener begegnen. Nach Morgen zu hat es die Flüsse Bug und Styr zu Gränzen nebst der Stadt Krakau und der Provinz Wag" u. s. w. [5]). Da das Bisthum Prag diese Ausdehnung nie gehabt hat, Schlesien und Polen auch im J. 1086 längst eigne Bischöfe hatten, so sieht man, daß man nur den Stiftungsbrief des Bisthums Welehrad in den neuen Vereinigungsbrief eintrug, und die angeführten Gränzen einst die des letztgedachten Bisthums und darum auch des mährischen Reichs waren. Man sieht, daß es nördlich von Welehrad zwei Provinzen Chrowati, wahrscheinlich eine in Klein-Polen und die andere an den Gebirgen Ober-Schlesiens gab, und daß, wenn das mährische Reich zur Zeit der Stiftung seines Bisthums bis an den Bug und Styr reichte, Krakau und Groß-Polen (Psowane) einschloß, die schlesischen Gaue Zlasane (bei Ditmar Silensi), Boborane und Dedosese (Diedosi beim Ditmar) umfaßte und bis an die ober-lausitzischen Gränzen reichte, dieses wahrscheinlich die Gränzen des ehemaligen chrobatischen, nachher mit dem mährischen verbundenen Reichs waren. Als das mährische Reich zu Anfange des 10. Jahrh. von den Teutschen, Böhmen, Polen und Ungern zerstört wurde, bildeten sich die Reiche Ungern, Böhmen und Polen aus seinen Trümmern. Unter dem eignen Fürsten, welchen

2) Pubitschka's chronol. Gesch. der Slaven in Böhmen I, 272.

3) *Procopius* de bello gothico L. II. c. 15. ad an. 494. *Jornandes* de rebus geticis in *Muratori* Scr. rer. It. Tom. I. p. 194. 4) Thunmann's Untersuchungen über die Geschichte der östlichen europ. Völker I. Th. S. 97. 157. 163. 5) Cosmas Prag. ad an. 1086.

Konstantin den Belo-Chrobaten zuschreibt, den er aber der Herrschaft Otto's des Großen unterwirft, scheint er den polnischen Herzog Miseko verstanden zu haben, den Gero besiegte und dem teutschen Reiche unterwarf. (*Worbs.*)

BELOE-OSERO (der weiße See), ein großer und fischreicher See im russ. Gouv. Nowgorod im beloserskischen Kr.; seine Länge von Osten nach Westen beträgt 6, die Breite von Norden nach Süden 4¼ und sein Umfang 107 teutsche Meilen. Er hat morastige Ufer, helles Wasser, auf einem weißthonigen Schlamme, wovon der Name herrührt, und nimt 8 Flüsse und Bäche auf, so wie aus ihm die Schecksna fließt. Er liefert Sterlede, Weißfische, Sandarten, Hechte, Brachsen, Barse, Rothfedern, Quappen und andere Fischarten mehr. (*J. Ch. Petri.*)

BELOI (auch Beloe), Kreisstadt in der russ. Statthalterschaft Smolensk, am Obscha, welcher sich in die Dwina ergießt, von Smolensk 1½ und von Moskau 45 teutsche Meil. entfernt, mit 345 Häus. und 2360 Einw., welche vorzüglich Handel nach Riga treiben. (*J. Ch. Petri.*)

BELON (Pierre), einer der verdienstvollsten Naturforscher des 16. Jahrh., geb. ums Jahr 1518 in dem Dorfe Souletiere in Maine. Da er von früher Jugend an mit eben so viel Talent als Eifer Arzneiwissenschaft und Botanik studirte, so erwarb er sich Gönner, die ihn unterstützten, große botanische Reisen nach Italien, der Türkei, Griechenland, Ägypten, Palästina und Klein-Asien zu unternehmen, und seine Beobachtungen durch den Druck bekant zu machen. Besonders waren ihm die Kardinäle von Tournon und von Lothringen edelmüthige Mäcene. Nach einer dreijährigen Abwesenheit kam er 1550 nach Paris zurück, wurde Mitglied der medizinischen Fakultät daselbst, trat 1557 eine zweite Reise an, durchwanderte Italien, Savoyen, Dauphiné und Auvergne, und wurde 1564 in dem Hölzchen von Boulogne, unfern Paris, ermordet. Ein glücklicher Beobachtungsgeist und seltener Scharfsinn in Erforschung und Analysirung der Geheimnisse der Natur, eine unersättliche Wißbegierde und edle Wahrheitsliebe, verbunden mit einem allen Schwierigkeiten trotzenden Muthe, stellen ihn in die Reihe der verdienstvollsten Beförderer der wissenschaftlichen Kultur des 16. Jahrh. Insbesondere kann er mit Konrad Geßner als Begründer einer bessern Kentniß der Natur, und an sich vorzüglich als Erfinder der vergleichenden Anatomie bei der Wiederherstellung der Wissenschaften betrachtet werden. Die Beobachtungen, welche er auf seinen Reisen anstellte, und die sich, außer seinem Hauptfache, der Naturgeschichte, auch auf alte und neue Geographie, auf Alterthümer, Sitten und Gewohnheiten der Einwohner erstrecken, zeichnen sich durch Neuheit und Gründlichkeit auf das Vortheilhafteste aus, wenn sie gleich durch spätere Untersuchungen entbehrlich geworden sind. So war er z. B. einer der Ersten, welche eine genauere Schilderung der Piramyden gaben, und ihre Messung versuchten, und seine Notizen von Mumien und vom Verfahren beim Einbalsamiren der Leichen gehören zu den ältesten, die darüber in Europa bekant wurden. Überhaupt vereinigten wenige Reisende in sich eine solche Mannigfaltigkeit von Kentnissen, und gingen in ihren Untersuchungen so gründlich zu Werke, daher man sich in den meisten Fällen auf die Richtigkeit seiner Beobachtungen, wie auf die Wahrhaftigkeit seiner Erzählungen verlassen kann. Auch durch den Vortrag zeichnet Belon sich unter den französischen Schriftstellern des 16. Jahrh. auf's Vortheilhafteste aus, denn sein Styl hat dieselbe Naivetät und Energie, die man an seinem Freunde und Zeitgenossen Amyot bewundert. Die Vorwürfe des Plagiats, welche ihm einige Schriftsteller von Bedeutung gemacht, und mehre seiner Biographen ohne weitere Untersuchung nachgeschrieben haben, sind nach den sorgfältigsten Untersuchungen eines Niceron u. A. ungegründet. Seine Schriften, die auch als literarische Seltenheiten eine genaue Anzeige verdienen, sind: Histoire naturelle des estranges poissons marins, avec leurs portraits gravés en bois: plus, la vraie peinture et description du daulphin et de plusieurs autres rares de son espèce. Paris, Chaudiere. 1551. 4. mit Holzschn. 59 Bl. De aquatilibus lib. II, cum iconibus ad vivam ipsorum effigiem quoad ejus fieri potuit; ad amplissimum cardinalem Castilioneum. Paris, Etienne. 1553. Quer-Fol. 448 Seiten; wieder abgedruckt in Geßner's Historia animalium, Zürich 1558 und dann zu Frankfurt; vom Verf. selbst aber in Einem Jahre (1555) dreimal Französisch herausgegeben in 8., Fol. und 4.; jede dieser Ausgaben, die öfters verwechselt werden, unterscheidet sich von der andern nicht nur durch den Titel, sondern auch durch Veränderungen und Zusätze im Text. De arboribus coniferis, resiniferis, aliis quoque nonnullis sempiterna fronte virentibus, cum earum iconibus ad vivum expressis, item de melle cedrino, cedria, agarico, resinis et iis, quae ex coniferis proficiscuntur. Paris, Prevost. 1553. 4. mit Holzschn., wieder abgedr. mit dem Medicato funere. ib. 1555 u. 1588. 4., wovon Belon, nach Linné's Behauptung ebenfalls Verf. seyn soll. De admirabili operum antiquorum et rerum suspiciendarum praestantia liber, quo de aegyptiis pyramidibus, de obeliscis, de labyrinthis sepulchralibus, et de antiquorum sepulturis agitur, etc. Par. 1533. 4. und im 8. Bde. von Gronov's Thesaurus. Les observations de plusieurs singularitez et choses mémorables, trouvées en Grèce, Asie, Judée, Egypte, Arabie et autres pays estranges, rédigées en trois livres. Paris, Cavellat (andere Exemplare Corrozet) 1553. 1554. 1555 u. 1588. 4. mit Holzschn.; die seltenste Ausgabe ist die zu Antwerpen (de l'imp. de Ch. Plantin 1555. 8.) erschienene, mit Holzschn. und einem Inhaltsverzeichnisse, das in den andern Ausgaben fehlt. Die Ausgabe von 1588 hat eine große Karte von der Insel Lemnos und dem Berge Athos, die bei den früheren vermißt wird. Eine lateinische Übersetzung, die zum bessern Verständniß des Originals dient, hat man von C. Clusius (Lécluse), Antwerp., Plantin 1589. 8. mit Holzschnitten, und in den Exoticis Clusii. ib. 1605. Fol., und einen teutschen Auszug lieferte Paulus im 1. u. 2. Bde seiner Samlung der merkwürdigsten Reisen in den Orient. L'Histoire de la nature des oiseaux, avec leurs descriptions et naïfs pourtraicts, retirez du naturel, écrite en sept livres. Par. 1555. Fol. Von diesem sehr scharfsinnigen und zugleich seltenen Werke, das Buffon oft anführt, sucht man besonders die illuminirten Exemplare.

Pourtraicts d'oiseaux, animaux, serpents, herbes, arbres, hommes et femmes d'Arabie et d'Egypte. Par., Cavellat, 1557; 1618. 4. mit einer Karte vom Berge Athos und Sinai, die aber bei mehren Exemplaren fehlt*). Remontrances sur le défaut du labour et la culture des plantes, et de la connoissance d'icelles, contenant la manière d'affranchir les arbres sauvages. Par. Cavellat. 1558. 8.; lat. von C. Clusius unter dem Titel: De neglecta stirpium cultura. Antwerp. Plantin 1589. 8., auch in den Exoticis Clusii. 1605. Fol. Belon übersetzte auch die Pflanzengeschichte des Theophrast und Dioscorides, wovon aber nichts gedruckt ist, wie von seiner Histoire des serpents. Plumier weihete seinem Andenken ein amerikanisches Pflanzengeschlecht, dem er den Namen Bellonia beilegte **). (*Baur.*)

Belone, s. Esox.

BELOPOLJE (51° 6′ der Br.), eine im J. 1672 erbaute Stadt in der Statthalterschaft Charkow in der Ukräne, 32 M. von Charkow, mit einem Wall und Graben umgeben, an den Flüssen Wira und Krüga. 1780 bei Errichtung der Charkowschen Statthalterschaft wurde sie zu einer Kreisstadt erhoben, da sie vorher blos ein Garnisonplatz einiger Kompagnien des sumischen Regiments war. Sie hat 780 Wohnhäuser, 46 Krambuden, 8 Kirchen und 9350 Einw., welche Handel, Landwirthschaft und Brantweinbrennerei treiben. Sie hält jährlich 2 Märkte. In der Stadt sowol, als in dem Bezirke derselben findet man viele Mühlen. (*J. Ch. Petri.*)

BELOS (griechische Mythologie). Aus dem orientalischen Bel oder Baal machten die Griechen einen Eigennamen, und finden daher auch einen Belos in mehren Ländern des Orients. Am berühmtesten ist bei den Griechen der ägyptische Belos. Diesen machen sie mit Agenor zu einem Sohne des Poseidon und der Libya, einer Tochter des Epaphos, der ein Sohn des Neilos und der argeiischen Io war, und gaben ihm die Anchinoe, oder Anchiroe, die Tochter des Neilos, zur Gemalin, womit sie ihn den Ägyptos und Danaos, auch den Kepheus und Phineus erzeugen lassen[1]). Durch diese Stamtafel werden die Phöniker durch Agenor, und die Perser als Kephener zu Verwandten ihres Stammes[2]). Nach Diodor[3]), der vielleicht einer Sage der Ägypter folgt, führte dieser Belos eine Kolonie nach Babylonien, die sich am Euphrat niederließ, und stiftete daselbst den Priesterorden der Chaldäer mit ägyptischen Einrichtungen. Die Ähnlichkeit der Chaldäer mit den ägyptischen Priestern ist jedoch nicht groß. Nach Eusebios[4]) hatte ein Belos zu Babylon, auch Kronos genant, Belos II. und Chanaan zu Söhnen. Letzter wurde der Stamvater der Phöniker, und seine Söhne Chum und Mizraim wurden, jener der Stamvater der Äthioper, dieser der Ägypter. Wenn Virgil[5]) den Vater der Dido Belos, und König von Tyros nent, der zu Sidon residirte, so ist dies nicht wörtlich zu verstehen; denn Sidon hatte zur Zeit des trojanischen Krieges eigene Könige[6]), und der Vater der Dido hieß eigentlich Mulzon oder Malzen[7]), oder Mettines, Mettes oder Methres[8]); daß er Kypros erobert, und dem Teukros geschenkt habe, entlehnt er wahrscheinlich aus einem Tragiker, der Teukros Geschichte bearbeitet hatte[9]). †) (*Ricklefs.*)

BELOSELSKY, Fürst, geb. zu Petersburg 1757, gest. 1809, wurde in seiner Jugend als Gesandter an den Hof von Turin geschickt, von dem Minister Grafen Panin aber abgerufen, weil dieser gehört hatte, B. schreibe französische Verse, habe sogar ein Trauerspiel verfertigt, und wolle noch manches Andere schreiben. Von nun an lebte der Fürst einzig der Literatur. Er schrieb 1) de la Musique en Italie 1778. 8., 2) Poesies françaises d'un prince étranger 1789. 8. (herausgeg. von Marmontel), 3) eine Dianoiologie, ou Tableau de l'entendement. Dresden 1790 (teutsch ebendaselbst von G. Schilling 1791). Vermißt man auch den Dichter, so erkent man doch den Mann von Geist. Von seinem Vermögen machte er zur Unterstützung der Wissenschaften und Künste würdigen Gebrauch. (*H.*)

BELO-SERBLI, die weißen oder großen Serben setzt Konstantin Porphyr. hinter, d. h. N. W. von Ungern (Turcia) an den Ort, der von ihnen Boici genant wird, und sagt, daß sie an Franken und Groß-Chrobatien gränzten *). Er sucht also die Serben in Böhmen und gibt ihnen östlich die Chrowaten, westlich die Teutschen zu Nachbarn. Da die slavischen Einwohner Böhmens wahrscheinlich ursprünglich mit den Serben ein Volk waren, ihre Sprache auch von einem ihrer Chronisten die sirbische genant wird **), so hat Konstantin nur insofern geirrt, daß er Groß-Serbien blos in Böhmen einschloß,

*) Böhmer (in seiner Bibliotheca scriptor. hist. nat. Vol. I. p. 652) sagt bei Erwähnung dieses Werks: Bellonius ad scriptores primi ordinis pertinet, plantas cujusque regionis raras et vulgares recensuit, creticas maxime, metalla, terram Lemniam, animalium omne genus observavit et descripsit. Vgl. *Haller* ad *Boerhavii* method. stud. med. p. 120, und Ebend. Bibl. botan T. I. 313. **) Mém. de Niceron. T. XXIV. p. 36. Singularités hist. et litter. Paris 1738. 12. T. I. p. 438—457. Notice des hommes les plus cel. de la faculté de Méd. par *Hazon*. Par. 1778. 4. *Chaufepié* Dict. *Clement*. biblioth. cur. T. III. 98—140. *Osmont* Dict. typogr. T. I, 89. Ebert's bibliogr. Wörterb. Biogr. univ. T. IV. Wachler's Gesch. d. hist. Forsch. I. Bd. 317.

1) *Apollod.* II, 1, 3 u. 4; vgl. *Heyne* ad h. l.; *Schol.* in *Eurip.* Herc. Fur. 886; *Hyg.* Fab. 168. 2) *Herod.* VII, 61. 3) *Diod.* I, 28.

4) P. E. IX, 17. 5) Aen. I, 622 u. 730. 6) Guthries W. Gesch. Th. I. S. 439. 7) *Jos.* c. Ap. I. p. 927. 8) *Just.* XVIII, 4, 3; *Serv.* ad Aen. I, 343. 9) *Heyne* Exc. 23 in Aen. I.

†) Die sonstigen Erklärer der Mythengeschichte halfen sich durch die angeschuldigte Eitelkeit der alten Völker, Alles gern in ihre Stamtafeln zu ziehen, sehr leicht aus einem sehr verwickelten Handel. Auf dem jezt gewonnenen Standpunkte komt man damit nicht mehr aus. Daß hiebei Alles von einem theokratischen System ausgehe, und daß bei der Erklärung die Priester-Kolonien zu Hilfe genommen werden müssen, unterliegt wol keinem Zweifel. Verfolgt man aber auf diesem Wege die Untersuchung, so dürfte sich aus den noch lange nicht genug berücksichtigten genealogischen Nachrichten, in Verbindung mit andern, ein historischer Gewinn ziehen lassen, der vielleicht größer ist, als man Anfangs meint. Auf keinen Fall darf bei dieser Untersuchung übersehen werden, was Kanngießer in der Alterthums-Wissenschaft dafür angeregt hat, besonders von S. 195 an. (*H.*)

*) *Constantin. Porphyr.* de admin. imp. c. 31. **) Pubitschka's chronol. Gesch. von Böhmen I, 98.

oder dieses Land so weit ausdehnte, daß es die Lausitzen und alles Land zwischen diesen Provinzen und der Saale, welches der eigentliche Sitz der Serben war, umfaßte. (*Worbs.*)

BELOSERSK, oder **BJELOSERSK** (55° 2′ n. Br.), eine Kreisstadt der russ. Statthalterschaft Nowgorod am Ausflusse der Schecksna aus dem weißen See (Beloe-Osero), 90½ Meil. von Nowgorod. Sie ward 862 zu erbauen angefangen, nach der Ankunft der drei von den Nowgorodern verlangten warägischen Fürsten, Rurik, Sineus und Truwor, von welchen Sineus sich hier niederließ und nach Erbauung einer Festung starb. Sie liegt auf einer Anhöhe in einer sehr angenehmen Gegend. Auf der Bergseite der Stadt steht die Festung mit Wall und Graben versehen. In derselben sind 2 Kirchen, das Haus des Erzbischofs und ein Seminarium, in welchem die Kinder der Geistlichen unterrichtet werden, nebst dem geistlichen Gerichte. Auf dem aus der Festung in die Stadt führenden Wege stehen 2 weltliche Gerichtshäuser. Außer diesen Gebäuden befinden sich noch das Archiv, ein Ostrog und einige Kapellen, nebst etlichen andern Häusern in der Festung. Die Stadt ist durch eine Brücke mit der Citadelle verbunden. Sie enthält 1 Kloster, 16 Kirchen, 31 Haupt- und 14 Nebengassen, 4 öffentl. Gasthäuser, 1 Salzmagazin, 1 schönes Gerichts- und Rathhaus, 435 hölzerne Wohnhäuser, eine Menge Kramläden und über 3000 Einw., die Kram- und Produktenhandel, auch Fischerei, Theerbrennen, Lichtziehen, Heiligenbilder-Malerei und Goldschmiedekunst treiben. Nicht weit von der Stadt sind gute Ziegeleien und eine Kronbierbrauerei. Der nicht sehr weit davon liegende Flecken Orlow treibt einen wichtigen Produktenhandel. Der Boden der Umgegend ist zum Theil morastig, meistens sandig und thonig. Der Kreis hat 271 große und kleine Seen und 52 Flüsse und Bäche, unter denen die Schecksna der ansehnlichste ist*). — Fünf Meilen von B. liegt das Beloserskische Kloster des heil. Cyrillus (Kirillow-Monastiir russ.) in dem Kreise der Stadt an dem See Odolskoji, an dem weißen See, mit 12 Mönchen und einer beträchtlichen Bibliothek von alten Handschriften. (*J. Ch. Petri.*)

BELOSTOMA. Eine von Latreille ausgehobene Gattung der Wasserwanzen (Hydrocorisae), mit plattem eirunden Körper, kurzen, unter den Augen verborgenen kammförmigen Fühlern, dicken Vorderschenkeln mit einer Rinne zum Einschlagen der Vorderschienen, und zweigliedrigen Tarsen. Die hieher gehörigen wenigen Arten, unter denen sich einige durch beträchtliche Größe auszeichnen, leben in tropischen Gewässern. Die Weibchen haben einen kurzen vorstehenden Legestachel. Die bekanteste Art ist: *Belostoma grande*, Latr. Nepa grandis Linn. Fabr. graugelb, mit braunen Flecken, fast drei Zoll lang. In Südamerika. Abgebildet bei Roesel Insekt. Bel. 3. tb. 26, bei Stoll Cimic. tb. 7. fig. 4. (*Germar.*)

BELOTHI, eine ossetisch-georgische Festung an einem Nebenflusse des Liachwi (Potam-Liachwi), eines kaukasischen Gebirgs-Stromes, nördlich von Gori †). (*Rommel.*)

BELOW, von. Ein adeliges Geschlecht in Pommern u. s. w., welches dem preußischen State in ältern und neuern Zeiten mehre Feldherrn, jedoch sämtlich nicht vom ersten Range, gegeben hat, von denen man in dem biographischen Lexicon aller Helden und Militärpersonen, die sich in preußischen Diensten berühmt gemacht haben, Th. I. S. 120 fgg. und Th. IV. S. 338 fgg. Nachrichten findet. (*Rese.*)

Belowi, s. Masuah.

Belriet, s. Behlriet.

BELP, reform. Pfarrdorf von 2542 Selen im O.-Amte Seftigen des Schweiz. Cant. Bern, am nördl. Abhange des Belpberges, der sich südlich von Bern in der Länge von 1½ St. der Aare nach hinziehet; mit einem Schlosse, dem jetzigen Sitze des Oberamtmanns zu Seftigen, und andern schönen Besitzungen bernerischer Eigenthümer. — Der Belpberg ist sehr bewohnt, an Holz, Obst und Gras fruchtbar, enthält Mühlsteine und Marmor, auch Versteinerungen von Seemuscheln; auf seinem Gipfel (3300 F. üb. M.) ist eine schöne Aussicht (*Wirz.*)

BELPUSI (Thomas), ein neapolitanischer Edelmann, ehemaliger Adjutant beim Geniewesen und Aide de Camp Bonapartes, als dieser in Italien commandirte, ein Mann von seltner Unerschrockenheit, war den Grundsätzen der französischen Revolution eifrig ergeben, und suchte die in seinem Vaterlande 1798 eingetretene Regirungsveränderung nach Kräften zu befördern. Nach Einsetzung der neuen Regirung erhielt er den Befehl über eine Legion, bestimt, der Armee des Kardinal Ruffo, die bei Benevent vereinigt war, entgegenzugehen. Diese Stadt verschloß ihm die Thore, er fing an, sie zu beschießen, aber die königl. Truppen nöthigten ihn durch ihre Übermacht, die Belagerung aufzuheben. Er vertheidigte hierauf Neapel eine Zeitlang gegen die Calabresen, aber seine Partei unterlag, bei aller seiner Tapferkeit, und die Rachsucht des Hofes schloß ihn von der den Franzosen bewilligten Capitulation aus. Er wurde in ein Gefängniß geworfen und bald darauf, zugleich mit dem ganzen Generalstabe der neapolit. Nationalgarde, hingerichtet*). (*Rese.*)

BELSAMEN, Herr des Himmels, Name der Sonne bei den Phönikern (s. d. Art. Bel). (*Gesenius.*)

BELSEN, ein mit dem Marktflecken Mössingen verbundenes Filialdorf im Schwarzwaldkreis des Königreichs Wirtemberg, Oberamts Rotenburg, merkwürdig durch seine uralte, mit mehren in Stein gehauenen Bildern versehene Kirche, welche noch aus den Zeiten des Heidenthums herrühren und durch den darin verehrten Götzen — Bel — dem Ort den Namen gegeben haben soll. Die Kirche steht außerhalb des Orts auf einem Hügel. Nicht weit davon, auf dem Rande der Alp erhebt sich der Farrenberg, auf welchem, nach der Überlieferung, die hier zum Opfer bestimten Farren geweidet wurden. Der Ort hat, wie der Mutterort Mössingen

*) s. Mackinowitz's geograph. Wörterbuch des russ. Reichs unter diesem Artikel, und Pallas Reisen, nebst Georgi's geogr. phys. naturhist. Beschreibung des russ. Reichs.

†) S. Klaproths Karte zu Th. II. seiner Reise S. 300. und vgl. S. 335.

*) Nach der Biographie nouvelle des Contemporains, par *Arnault*, *Jay*, *Jouy*, *Norvins* etc. Tome II.

starke Brantweinbrennerei und Viehmastung. An Wirtemberg kam Belsen mit andern Orten der Steinlach von Hohenzollern im J. 1429. (*Memminger*)

BELSUNCE de Castel-Moron (Henri François Xavier de), geb. den 4. Dec. 1671, gest. d. 4. Jun. 1755, trat 1691 in den Orden der Jesuiten, und einige Jahre darauf heraus, um Groß-Vikarius von Agen zu werden. Im J. 1709 wurde er Bischof von Marseille, wo er in den Jahren 1720 und 1721 bei einer ausgebrochenen Pest seinen größten Ruhm erwarb, indem er durchaus die Stadt nicht verließ, und unermüdet den Kranken, von Straße zu Straße gehend, geistliche und leibliche Hilfe leistete. Dies edelmüthige Betragen hat Millevoye zu dem Gegenstand eines eignen Gedichts gemacht: Belsunce ou la Peste de Marseille, und auf dasselbe bezieht sich die Stelle in Pope's vierten Brief über den Menschen:

> Why drew Marseille's good bishop purer breath
> When nature sicken'd and each gale was death?

Das Bisthum von Laon und das Erzbisthum von Bordeaux, welches ihm der Hof deshalb antrug, nahm er nicht an, und man belohnte ihn daher durch zwei reiche Abteien, so wie Clemens XII. durch das Pallium. Leider wurde er späterhin in den Streit über Jansenismus hinein gezogen, und war der erste Bischof, dem es einfiel, die Kranken zu befragen, ob sie der Bulle Unigenitus sich unterworfen, und der ihnen im Verneinungsfalle die Sakramente versagte. Der Regent, nachdem er sich vergeblich bemüht hatte, ihn zu milderer Gesinnung zu bringen, sagte daher einst von ihm: Da geht ein Heiliger, der doch auch nicht ohne Groll ist. — Seine Schriften verdienen keine Bemerkung. (*H.*)

Belte, s. Ostsee.

BELTEK, Marktfl. in der Szatmarer Gespansch. in O.-Ungern, im Kr. jenseit der Theiß den Grafen Károlyi gehörig, mit 1130, meistens teutschen Einwohnern von der katholischen Kirche, die sich größtentheils vom Feldbau und von der Potasche-Siederei nähren. (*Rumy.*)

Beltiren, s. Tatern.

BELTURBET, Stadt in der britischen County Cavon in Ireland am Erne; ein gewerbfleißiger Ort, dessen Einw. sich besonders mit der Brauerei und Brantweinbrennerei beschäftigen, und einen Wochenmarkt halten, worauf Garn, Hafermehl und Kartoffeln umgesetzt werden. Es sind Kasernen für Kavalerie errichtet. (*Hassel.*)

BELUDSCHEN, eine ansehnliche asiatische Völkerschaft, welche die zwischen Iran, Kabul und Hindostan belegene Landschaft Beludschistan bewohnt. Sie zerfällt in 2 Hauptabtheilungen: die eigentliche Beludschen und Brahus. Beide ähneln sich in Lebensart und Bildung, beide sind Sunniten und nomadisiren theils unter Zelten, theils sind sie ansässige Bürger in den Städten ihres Landes geworden, und vereinigen in ihrem Karakter alle Tugenden und Laster eines Volks, das noch von Krieg, Raub und Viehzucht lebt, oder doch erst neuerlichst in ein ansässiges Verhältniß übergegangen ist. Ihre Sprache ist jedoch verschieden: die der Beludschen lautet wie die Volkssprache in Iran, die der Brahus wie die Sprache von Punjab in Hindostan. Sie haben in dem Khan von Beludschistan, welcher zu Kelat residirt, ihr gemeinschaftliches Oberhaupt, und ihre Verfassung ist wie die aller Orientalen rein despotisch. Beide zerfallen in mehre Zweige und Stämme: die Beludschen werden in die Nharrus von 7, in die Rind von 8, und die Mughsi von 16 Stämmen abgetheilt, mithin gibt es überhaupt 48 Stämme, welche Pottinger namentlich aufführt, und auf 38 davon 89,555 Krieger annimt, welches für diese 38 Stämme 6 Menschen auf einen streitbaren Mann gerechnet, 537,330 Köpfe geben würde. Die Brahus sind unter 74 Stämme vertheilt, wovon 52 nach Pottinger, 106,760 Krieger oder etwa 640,560 Köpfe zählen. Beide Hauptabtheilungen dürften mithin, wenn man für die ungezählten Stämme ein ähnliches Verhältniß annehmen will, zwischen 1,300,000 bis 1,400,000 Köpfe ausmachen. Wirklich machen sie auch in Beludschistan, einem Lande von mehr als 8,000 □M. die Hauptmasse der Bevölkerung aus. Ihr Ursprung verliert sich in Dunkelheit. Wahrscheinlich haben sie mit ihren nördlichen Nachbarn, den Afghanen, einerlei Heimath: den Kaukasus oder vielmehr Hochasien. Erst unter Nadir Schah, mithin im 2ten Viertel des 18. Jahrh., erscheinen sie in der Geschichte. Ihrem Anführer Nusseer Khan verlieh der 1739 siegreich aus Hindostan zurückkehrende Schah, die Gränz-Provinzen Jhalawan, Sarawan, Mukran, Kohistan, Lus und Kutch Gundawa als Beglerbegschaft, worin sich Nusseer Khan bei den Unruhen, die nach Nadir Schahs Ermordung Iran zerrissen, bald unabhängig zu machen, und sein Volk zur herrschenden Nation zu erheben wußte. Seitdem führen diese Provinzen den gemeinschaftlichen Namen Beludschistan. Nusseer Khan vererbte seine Herrschaft auf den jetzt regirenden Khan Mahmoud. (Travels in Beloochistan and Sinde by Lieut. Henri Pottinger. Lond. 1816. 4.) (*Hassel.*)

Beluga, s. Acipenser.

Beluneum, s. Belluno.

BELUR, eins der höchsten Gebirge Asiens, der Imaus der Alten, welcher sich an den Gränzen von Dsagatai hinzieht, mehre große Gebirgsthäler einschließt, und im S. mit dem Hindukusch zusammentrift. Es macht einen beträchtlichen Theil des östlichen asiatischen Bergsystems aus: Elphinstone nent es Belut-dagh oder das Nebelgebirge, und läßt es von N. N. O. nach S. S. W. zwischen 88 bis 90° L. streichen, aber es ist noch sehr unbekant. Viele seiner Gipfel sind in ewigen Schnee verhüllt. (*Hassel.*)

BELUS, *Βηλεος*, ein kleiner Fluß (Bach) Palästina's, der (nach Plin. H. N. 35, 65.) aus dem See Cendevia entspringt, und nach einem kurzen, etwa 2stündigen Laufe, ohnweit Ptolemais (nach Josephus bell. Iud. 2, 10. in einer Entfernung von 2 Stadien) in den nach dieser Stadt benanten Meerbusen fällt. Er führte einen feinen Sand bei sich, aus dem Glas gemacht wurde, und einer bekanten Sage zufolge, sollen phönizische Kaufleute eben an seinen Ufern die Bereitung des Glases erfunden haben (Plin. H. N. 36, 26. Strab. p. 758.). Sein heutiger Name ist nach Mariti (Reise S. 270) Kerdana. Auch in der Bibel hat man ihn finden wollen. Nach A. Masius und Michaelis nämlich, denen Gesenius beizustimmen scheint, ist es

der שִׁיחוֹר לִבְנָת, der Jos. 19, 26. als Gränzfluß des Stamgebiets Ascher bezeichnet wird, vgl. לִבְנָה vielleicht eigentlich Klarheit, Durchsichtigkeit. (*Winer.*)

Belus, Baal, s. Bel.

BELUS (spr. Belusch), BELUSSA (spr. Belu-scha), Marktfl. in der Trentschiner Gespansch. in N.U., im Kr. diesseit der Donau, an der Wag, gehört dem Grafen Könyiszegh, der hier ein Kastell, einen großen Meierhof und ein Einkehrwirthshaus hat. In diesem Orte wohnen viele Edelleute. Die Einwohner, 1846 Katholiken und 10 Juden, waren einst sehr wohlhabend. Jetzt leben die meisten von Handwerken, namentlich von der Töpferei, vom Ziegelbrennen, und Bierbrauen. Es werden hier jährlich 5 Jahrmärkte gehalten, auf welchen auch Vieh verhandelt wird. Es gibt hier ein Bad. Die Einwohner sind Slowaken von der römisch-kathol. Kirche. (*Rumy.*)

BELVEDERE, (wie Bellevue, der Name mehrer Schlösser mit schöner Aussicht) hier nur folgende:

1) B. S.Weim. Lustschloß, ¼ St. von Weimar östlich, auf einem Berge, mit vortreflichen Gartenanlagen, einer auserlesenen Orangerie und einem Gasthaus. (*Zahn.*) 2) B. Bergfestung mit alten Festungswerken bei Florenz, welche die Stadt und deren Gebiet beherrschen. — 3) B. Städtchen in der neapolit. Provinz Calabria Citer., hat ein Schloß und den Titel eines Fürstenthums, liegt am Flusse Rieto, in einer Berggegend, die den Namen Belvedere kaum verdient. (*Röder.*) — 4) B. bei den Griechen Kalloskopium (schöne Aussicht), verfallner Marktfl. in der türkischen Landschaft Morea, Sandschak Morea, Gerichtsbarkeit oder Kanton Hulomidsch, wo einst Elis stand. (*Stein.*)

Belviran, s. Konia.

BELVISIA nante Mirbel solche Farrenkräuter, die die Samen auf der ganzen Rückseite des Laubes tragen, und sich von Aerostulum durch doppelte Schleierchen unterscheiden sollten, deren eines vom Hauptnerven, das andre vom Rande herkomt. Allein wegen mangelhafter Untersuchung hatte Mirbel die verschiedensten Gattungen (Lomasia, Schizaea, Asplenium und Pteris) unter diesem Namen zusammengezogen, daher längst diese Bestimmung aufgegeben ist. (*Sprengel.*)

Belvisia, Desv., eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Gruppe der Passifloren, die an die Cucurbitaceen gränzt, und aus der sechszehnten Linné'schen Klasse. Palisot-Beauvais, der die Gattung in Guinea entdeckte, nante sie aus Schmeichelei und allen Regeln der botanischen Namen-Gebung zuwider, Napoleona, nicht blos wegen der Pracht der Blumen, sondern weil ihm auch der Stern der Ehrenlegion in der Blume vorgebildet schien. Die einzige bekante Art nante er N. Imperialis, und ließ sie in seiner Flore d'Oware et de Benin, vol. 2. t. 68. abbilden. Der Sturz Napoleons machte, daß Desvaux sich verpflichtet hielt, den Namen gegen den des Entdeckers umzutauschen. Unter diesem wollen wir jetzt die Gattung aufführen. Der Karakter ist: ein fünftheiliger Kelch, eine doppelte einblätterige Korolle, die äußere ungetheilt, die innere sternförmig gespalten. Fünf den Korollenblättern ähnliche, unten verwachsene Staubfäden mit doppelten Antheren. Ein schildförmiges fünfwinkliges Stigma. Die Frucht ist eine einfächerige Beere, deren Samen an drei Seiten der Wände eingefügt sind. Wir wollen die einzige bekante Art *Belvisia owarensis* nennen. Es ist ein Strauch mit abwechselnd stehenden ablangen lang zugespitzten gezähnten Blättern. (*Sprengel.*)

BELITA, unter den Hymenopteren eine Insectengattung, von Jurine gebildet. Sie gehört nach Latreille, der sie mit Jurine's Gattung Cinetus verbindet, in die Familie der Proctotrurii, und unterscheidet sich am deutlichsten im Flügelgeäder. Es gibt nur wenige Arten, welche sämtlich klein sind. Bethylus bicolor findet sich in Jurine's bekanten Werke über die Hymenopteren abgebildet. (*Klug.*)

BELZEBUB, oder richtiger Belzebul, (Βεελζεβοὺβ, oder nach den meisten kritischen Zeugen und den besten neuern Ausgaben Βεελζεβοὺλ), in der neutestamentlichen Dämonologie, der oberste der Dämonen (Matth. 10, 25. 12, 24. 27. Marc. 3, 22. Luc. 11, 15. 18. 19.) Die bei weitem wahrscheinlichste und vollkommen analoge Erklärung hat Lightfoot *) gegeben, daß es ein Ekelname der Juden sey, und eigentlich: dominus stercoris bedeute. Mist, Misthaufen nennen nämlich die Talmudisten den Götzendienst, wie folgende Stelle des Talmud von Jerusalem **) zeigt: „auch denen, die ihre Hand nach dem Misthaufen (זֶבֶל, nämlich dem Götzendienst) ausstrecken, ist noch eine Hofnung. Sie zurückführen kanst du gar nicht, weil sie ihre Hand nach dem Misthaufen ausgestreckt haben: aber auch verwerfen kanst du sie nicht, wenn sie Buße gethan haben", und ebend. bald nachher: „wer sie (die Heiden) misten (מְזַבְּלִים, für: opfern) sieht, ihrem Idol, der sage: verflucht sey, wer den Götzen opfert". An einer andern Stelle des Talmud, wo Schimpfen und pöbelhafte Spöttereien verboten sind, sind geradezu Schimpfreden gegen Götzendiener ausgenommen ***). Hienach heißt hier Beelzebul eigentlich der Fürst des Götzendienstes, den man sich als einen besonders mächtigen, aber auch als den verhaßtesten Dämon dachte. Daß die Dämonen als die Urheber des Götzendienstes gedacht wurden, die sich auch von den Heiden selbst als Götzen anbeten ließen, ist bekant: woher es auch komt, daß mehre Namen, welche im Alt. Test. Götzen bedeuten, z.B. Adrammelech, Asasel, dann von Dämonen gebraucht werden. Der Ausdruck: Oberster der Dämonen (ἄρχων) muß übrigens nicht ganz genau genommen werden, da z. B. auch Asmodi anderswo ähnlich genant wird ****). Gar keine Wahrscheinlichkeit hat eine andere Erklärung, nach welcher es durch Herr der Wohnung (זְבוּל hebr. Wohnung) oder Wohnungen erklärt wird, in Bezug auf die verschiedenen Wohnungen der Dämonen. — Die Lesart Belzebub wird unter andern von Hieronymus empfohlen, welcher dabei an den Baal Sebub (Fliegenkönig) der Accaronite denkt, (s. oben). Wäre sie richtig, so würde man ebenfals eine Übertragung des Götzennamen

*) Horae hebr. et talmud. ad Matth. 12, 24. **) *Berachoth* Fol. 12, 13. ***) Talmud. Babyl. Sanhedr. Fol. 93. verso. Megilla Fol. 25. verso. ****) S. *Lightfoot* a. a. O.

auf den Dämon anzunehmen haben. Eine andere allerdings sehr passende Erklärung dieser letzten Lesart haben aber Storr und Döderlein †) gegeben, daß es nämlich das syrische ܒܥܠ ܕܒܒܐ (Beel d'bobo) Herr der Verläumdung, d. i. Verläumder, die sonst gewöhnliche Übersetzung für διάβολος sey. (*Gesenius.*)

BELZIG, Stadt im preuß. Regir. Bez. Potsdam, Zauchbelzigschem Kr., am Belzigbach, 11 M. von Berlin, mit 306 Häus., 1830 Einw., Schloß, 3 Kirchen, Acker-, Flachs- und Hopfenbau, Tuch- und Leinenweberei, Bierbrauerei. Hier oder eigentlich bei den Dörfern Lübnitz und Hagelberg, war am 27. Aug. 1813 ein Gefecht zwischen den Preußen und Franzosen, zum Nachtheil der letztern. (*Stein.*)

Bema, s. Manichäer.

BEMBEK (Bambek) an der Linken des Kur, der südlichste Distrikt des nun zu Rußland gehörigen georgischen Armeniens oder Semchetiens, welcher südlich an die persische Gränze von Eriwan, westlich an die türkische Gränze von Kars und Aghalziche stößt. Dieser verwüstete Gränz-Distrikt stellt mit Semchetien zusammen, wovon er zuweilen getrent wird, 6000 Einwohner, meistens Armenier auf, welche tatarisch im türkischen Dialekt oder türkisch sprechen (Reineggs und Güldenstädt). Unter den drei Herrschaften, welche Bembek ausmachen, Hatschikara, Derbest, und Karakilisse, (Schwarzkilisse) zeichnet sich das letztere wegen seines gleichnamigen Hauptorts aus. Diesen fand Morier, (der Paurpek schreibt), ungeachtet der Erdhütten, romantisch (J. Morier zweite Reise) und belebt, wie die ganze Landschaft, durch den Bambekfluß, einen Arm des Kur. Die Russen haben hier eine Festung, 20 Kanonen und 2000 Mann. Herr von Freygang fand hier eine antike Brücke aus einem Bogen, mit zwei aus Steinen geformten Sphynxen, auch nahe dabei Ruinen von Tempeln. (*Rommel.*)

Bemberg, s. Bebenburg.

BEMBEX. Eine Insectengattung aus der Ordnung der Hymenopteren, von Fabricius zuerst aufgestellt, und nach ihm allgemein angenommen, von den ältern Schriftstellern den Bienen, wie von Linné geschehen, oder den Wespen, wie Sulzer that, zugesellt. Mundtheile, welche im Zusammenhang als Schnabel verlängert, und von einer im Verhältniß eben so verlängerten Lefze bedeckt, innerhalb der Kinnbacken eingeschlagen sind, unterscheiden Bembex von allen verwandten Gattungen, namentlich Stictia (Latreille's Monedula) welche außerdem, so ähnlich sich die Insecten beider Gattungen im Äußern sind, auch in der Zahl der Palpenglieder abweicht. Es gibt von dieser Gattung nur wenige europäische Arten. Latreille, der sie früher nicht gehörig trente, hat sie späterhin (Gen. Crust. et Ins.) mit Sorgfalt auseinander gesetzt. Die gemeinste, im nördlichen Europa allein einheimische Art ist Bembex rostrata Fabr. Lat., Apis rostrata Linn.) Sie ist schwarz, der Hinterleib gelb gebandet. Die Fußglieder sind bei beiden Geschlechtern einfach gelb. Sie findet sich nur in warmen Jahren in den heißen Sommermonaten und in Gegenden, welche der Sonne ausgesetzt sind. — Die Lebensweise dieser Art hat Latreille (Ann. du Musée) näher aufgeklärt und Beobachtungen angestellt, welche im Allgemeinen mit dem übereinkommen, was Pallas (im Mscrpt. der Fauna Rossica) an einem andern Bembex im südl. Rußland beobachtet hat. Er nent diesen (Sphendon) bellata, und erzählt, daß er den mit Pferden Reisenden unausgesetzt folge, die dort häufigen großen Bremsen im Fliegen fange, tödte, und in seine Höhlen entführe. Auch Latreille fand, daß Bembex rostrata den zweiflügligen Insecten (besonders aus der Gattung Syrphus) nachstelle, in der Absicht, sie als Nahrung für seine Brut zu benutzen. Die Überzeugung hievon erhielt er dadurch, daß er in den von ihm geöfneten Höhlen neben den weichen, weißen, fast cylindrischen und fußlosen Maden des Bembex sechs bis sieben vom Syrphus apiformis antraf. (*Klug.*)

†) Instit. Theol. Christ. T. I. l. 1. §. 140.

Bembezar, s. Quadalquivir.

BEMBIDIUM (Illiger). Eine Käfergattung aus der Familie der Laufkäfer, von Clairville und Latreille, sonst Ocydromus genant. Ihre Kenzeichen sind: ausgerandete Vorderschienen, das vorletzte Tasterglied birnförmig aufgeblasen, das letzte eine pfriemenförmige Spitze bildend. Es sind kleine, behende, meist metallisch glänzende Thierchen, die an den Ufern der Teiche und Flüsse leben, und sich dort von faulenden Substanzen zu nähren scheinen. Fabricius und die ältern Schriftsteller rechnen die hieher gehörigen zahlreichen Arten, theils zu Elaphrus, theils zu Carabus. Die meisten beschreibt Duftschmidt in seiner Fauna Austriae 2ter Theil. Die bei uns am häufigsten vorkommenden Arten sind: *Bemb. flavipes*, Elaphrus flavipes Fabr. Dufts. Panz. Cicindela flavipes Linn. Bronzefarben, die Deckschilde grau gewolkt, Fühlerwurzel und Beine gelb. *Bemb. celer.* Carab. celer. Fabr. Elaphrus pygmaeus Kugelan. Messinggelb, glänzend, Halsschild kurz, glatt, an den Seiten gerundet, Deckschilde tief punktirt, gestreift, Fühler und Beine braungelb. (*Germar.*)

BEMBIX Lour., eine Pflanzen-Gattung aus einer noch unbestimten natürlichen Familie, und der zehnten Linné'schen Klasse. Char. Ein unterer dreitheiliger Kelch. Fünf Kronenblätter. Unter den zehn Staubfäden stehen fünf längere auf der Basis der Kronenblätter, und haben zweifächerige Antheren. Drei kreiselförmige Pistille. Die Frucht ist eine kleine dreifächerige Beere. Die einzige bekante Art: B. *tectoria* ist ein Schlingstrauch mit keilförmigen, glattrandigen, lederartigen großen Blättern, deren man sich zum Dachdecken bedient. Die Blumen stehen in kleinen Trauben am Ende der Triebe. Wächst in Cochinchina. (*Sprengel.*)

BEMBO (Pietro), aus Venedig, geb. 1470, st. d. 18. Jan. 1547, Sohn des Senators Bernardo B. (geb. 1433, st. 1519), eines kentnißreichen und wegen seiner Verdienste um den Stat geachteten Mannes, genoß einen vorzüglichen Unterricht, theils in Florenz, wo er mit seinem Vater, welcher als Botschafter der Republik dahin gesendet wurde, seit 1480 zwei Jahre lebte, theils in Venedig, theils in Messina, wohin er sich 1492

begab, um von Konstantin Laskaris im Griechischen unterrichtet zu werden. Er studirte alsdann schöne Literatur auf den hohen Schulen in Padua und Ferrara, und bestimte sich, um den Wissenschaften ganz anzugehören, für das kirchliche Leben. An dem glänzenden herzoglichen Hofe in Ferrara 1502 trat er mit Lucrezia Borgia, der schönen und geistreichen Gemalin des Erbprinzen Alfonso Este, in vertraute freundschaftliche Verbindung, welche auch nach der Trennung durch Briefwechsel 1503 bis 1516 fortgesetzt wurde. Nach seiner Zurückkunft in Venedig 1503 nahm er an der seit 1500 bestehenden Aldinischen Neakademie Theil, für deren literärische Zwecke er sich schon früher durch Besorgung einer kritischen Ausgabe der italiänischen Gedichte des Petrarcha (Vened. b. Aldus 1501. 8.) und der terze rime des Dante (1502. 8.) thätig bewiesen hatte. Längere Zeit hielt er sich seit 1506 am Hofe von Urbino, der Heimath der Literatur und Kunst, auf, bis er 1512 den Kardinal Julius von Medici nach Rom begleitete. Hier erregte seine Gelehrsamkeit Aufmerksamkeit, als er eine, aus Dacien angekommene, in Tironischen Noten beschriebene Handschrift des Hyginus de sideribus, deren Erklärung von Andern vergeblich versucht worden war, entzifferte (s. epp. Famil. l. V. Ep. 8. in Opp. T. 4. p. 203.), und P. Julius II. verlieh ihm die Johanniter Kommenthurei von Bologna. Papst Leo X. ernante ihn, noch ehe er das Conclave verließ, 1513 nebst seinem Freunde Jac. Sadoleti, zum Geheimschreiber, und zeichnete ihn im folgenden Jahre durch einen ehrenvollen Auftrag an die Rep. Venedig aus (s. opp. T. 4. p. 478. vergl. p. 492.) Bembo stand in großem Ansehen, und führte einen ganz weltlichen Wandel; nach mehren vorübergehenden Liebesabentheuern verband er sich dauernd mit Morosina (starb 1535), welche ihm zwei Knaben (Lucilio st. jung 1531; Torquato, Kanonikus in Padua, war Erbe des väterlichen Vermögens), und eine Tochter (Helena, mit reicher Ausstattung 1543 verheirathet an P. Gradenigo) gebar. Noch vor Leo's Tod zog sich B., wie es scheint, unzufrieden mit Hofverhältnissen (s. Lett. a sommi Pontif. L. 5. Ep. 1.), 1521 nach Padua zurück, und machte daselbst eins der glänzenden Häuser, wie es seine fürstliche Einkünfte verstatteten; denn er hatte zwei Kommenthureien, drei Abteien, zwei Dechaneien und mehre Kanonikate und Beneficien, neben der väterlichen Erbschaft. Um ihn versammelten sich Gelehrte und Künstler; er legte eine mit vielen Handschriften der Klassiker ausgestattete Bibliothek und eine Samlung von Münzen und Alterthümern an (die letztern hat Fiorillo im 7ten Auff. s. kl. Schr. artist. Inhalts beschrieben), und überließ sich ungestört literärischen Beschäftigungen; die Sommermonate verlebte er auf seiner Villa Bozza, wo ihm ein für jene Zeiten reicher botanischer Garten neue Unterhaltung gewährte. Die ihm nach Navagero's Tode von seiner Vaterstadt 1529 übertragene Stelle eines Historiographen und der Aufsicht über die Marcus-Bibliothek, nahm er an, verzichtete jedoch auf den damit verbundenen Gehalt, und benutzte nur die vom State ihm eingeräumte Wohnung. Als P. Paul III. ihn, ohne sein Zuthun und, es ist wol zu glauben, wider seine Wünsche, den 24. März 1539 zur Kardinalswürde erhob; entsagte der durch Altersbeschwerden dem Irdischen entfremdete Greis der Dichtkunst und profanen Gelehrsamkeit, und warf sich in das Studium der Bibel und der Kirchenväter; er wurde 1541 zum Bischof von Gubbio, und bald nachher von Bergamo ernant, lebte in Rom, und starb daselbst im 77. Jahre; sein Leichnam ist in der Kirche S. Maria alla Minerva beigesetzt worden.

Bembo war ein vielwissender, hochgebildeter Mann, allgemein beliebt durch heitere Anmuth im Umgange; sein äußeres Leben entsprach den eigenthümlichen Sitten des Zeitalters, und kann ihm nicht mehr, als unzählig andern seiner Zeitgenossen zum Vorwurfe gereichen, wenn es gleich mit den billigen Foderungen an den kirchlichen Beruf und an den Stand, welcher allen Christen zum musterhaften Vorbilde dienen soll, keinesweges im Einklang steht. Als Gelehrter hat er sich für Beförderung des guten Geschmacks wirksam bewiesen, und fast einseitige Achtung für das, was durch Muster der Vergangenheit als schön und richtig galt, beurkundet. Schöpferische Eigenthümlichkeit des Geistes kann ihm im keiner Hinsicht zugestanden werden; er blieb immer auf der Bahn künstlerischer Nachahmung, und beschränkte seine Kraftanstrengung auf sprachliche Richtigkeit. Dieses Urtheil ist auf seine italiänische und lateinische Schriften mit gleichem Rechte anwendbar; in der Muttersprache soll keine andere Gesetzgebung als die des Petrarcha und Boccaccio, in der lateinischen hauptsächlich die des Virgilius und Cicero anerkant werden, welches die bei seinen schriftstellerischen Erzeugnissen nur allzu sichtbare knechtische Abhängigkeit in Darstellung und Ausdruck zur Folge haben mußte; alle Mühe ist auf strenge Reinigkeit und Richtigkeit der Sprache verwendet. — Im Lateinischen wurde diese pedantische Sorgfalt bis zur Anstößigkeit gesteigert; wie denn in kirchlichen Aufsätzen von der Wohlthat der unsterblichen Götter, von der Göttin Maria ꝛc. die Rede und durch Einführung klassischer Worte statt der kirchlich-herkömlichen Kunstausdrücke auch Dunkelheit entstanden ist. Als Ordner der Vorschriften für die anerkante Richtigkeit der italiänischen Büchersprache, hat er sich unzweideutiges Verdienst erworben. Seine Gedichte sind Nachbildungen klassischer Vorgänger; sie empfehlen sich durch kalte Korrektheit und schöne Sprache, zeugen von Fleis, aber weder von kräftiger Begeisterung noch von warmer Herzlichkeit des Gefühls; unter den lateinischen befinden sich viele üppige und schlüpfrige, was auch im Tone des Zeitalters lag; die Priapeja ließ Aldus 1517 nach einer von Bembo mitgetheilten Handschrift abdrucken. Die italiänischen Sonette und Kanzonen, unter welchen die Wehklage über den Tod seines einzigen Bruders 1504 für das gelungenste aller seiner Gedichte gehalten wird, sind meist dürftige, eintönige Liebesseufzer und deklamatorische Betrachtungen, an welchen nichts so sehr gerühmt werden kann, als die würdige Haltung und die vollendete Reinheit der Sprache. Seine Briefe sind immer ärmer an Gedanken als an Worten; ihr einziges Verdienst ist das stylistische, nur daß mehre amtliche, ohne Zuthun des Verfassers, geschichtlichen Werth haben. In den dialogischen Schriften, unter welchen die über die Richtigkeit

der Muttersprache, die gehaltvolleste, und die über das Wesen der Liebe, die berühmteste ist, tritt die Nachahmung des Cicero und Boccaccio am auffallendsten hervor. Die Geschichte Venedig's von 1487 bis 1513 in 12 B. steht in Ansehung der Reichhaltigkeit des Stoffes und der Freiheit der Ansicht oder Tiefe der Betrachtung, andern verwandten Werken z. B. des Paruta, weit nach, und kann eigentlich nur von Seiten der anschaulich hellen Anordnung, und wegen des sorgfältig gewählten, oft gekünstelten Ausdrucks empfohlen werden. Die Verhandlungen, bei welchen der römische Hof betheiligt ist, werden am ausführlichsten und genauesten dargestellt. Die Einkleidung hat eine ganz alterthümliche Farbe, und nach dem Vorgange der Alten werden auch Reden eingeschaltet.

Bembo's Schriften folgen der Zeitordnung nach also: 1) De Aetna (ein Dialog, der B's Aufenthalte in Messina seine Entstehung verdanket) Venedig in aed. Aldi 1495. 4. selten. 2) Carmina, darunter Benacus carm. heroicum, zum Theil einzeln gedruckt und meist vor 1505 verfaßt: Venedig 1553. 8. rc., und in Samlungen z. B. Carm. quinque illustr. poet. ital. (Bembi, Naugerii, Castilionei, Cottae, Flaminii), Vened. 1548. 8; verm. Florenz 1549. 8. rc.; Carm. (Bembi, Naugerii, Casae, Politiani, et Castillionei) Bergamo 1753. 8. — 3) Gli Asolani lib. III. (philosoph. Gespräche über die Liebe, der Herz. Lucrezia Borgia zugeeignet d. 1. Aug. 1504, welche Dedication in den meisten Ex. der 1ten Ausg., wegen der zwischen Alfonso und P. Julius II. entstandenen Mishelligkeiten unterdrückt, in der Ausg. 1515 aber beigefügt ist) Venedig 1505. 4. rc.; 1515. 8.; verbess. u. verm. Vened. 1530. 4. rc.; Verona 1745. 8.; in das Französ. u. Span. übersetzt. — 4) de imitatione sermonis Ep., in Pici de Mirandola (an welchen diese briefliche Vertheidigung der Nachahmung des Cicero gerichtet ist), opusc. Basel 1518. 4. — 5) Prose nelle quali si ragiona della volgar lingua lib. III. Vened. 1525. fol. rc.; verm. durchgesehen von *B. Varchi.* Florenz 1548. 4.; colle giunte di *L. Castelvetro.* Neapel 1714. 2. 4., Herausgegeben von *O. J. Vitalino.* — 6) Rime. Venedig 1530. 4.; verm. (Herausg. v. *A. Caro*) Rom 1548. 4.; Vened. 1548. 12.; (Herausg. v. *Th. Porcacchi*) Vened. 1564. 12.; nebst den lat. Ged. herausg. v. *P. A. Serassi*) Bergamo 1745. 8. — 7) De Virgilii Culice et Terentii fabulis. Ven. 1530. 4. — 8) De Guido Ubaldo Feretrio deque Elisabetha Gonzagia Urbini ducibus (eine dialogische Lobschrift) Rom 1530. 4. — 9) Rerum Venetarum historiae lib. XII. Vened. ap. Fil. Aldi 1551. F., herausg. von *C. Gualteruzzi;* in *Ap. Zeno* Saml. T. 2. Die von B. selbst 1544 verfaßte italiänische Übersetzung: Vened. 1552. 4.; am besten public. da *Jac. Morelli.* Vened. 1790. 2. 4. — 10) Lettere volgari. T. 1. Rom. 1548. 4, T. 2. Vened. 1551. 8.; T. 3. 4. das. 1552; Vened. 1552. 4. 8.; 1575. 3. 8.; Verona 1745. 5. 8. — 11) Epistolarum Leonis X. nomine scriptarum lib. XVI. Vened. 1535. F. rc.; 1552. 8. — 12) Epistol. familiarium lib. VI. Vened. 1552. 8. rc. — Tutte le opere (die ital. u. lat.) Venedig 1729. 4 Fol., herausgegeb. von *Ant. Fed. Seghezzi.* — Die Italiänischen in der Mailänd. Saml. der Classici Italiani *). (*Wachler.*)

Bembo, Doge von Venedig, s. Venedig.

Bême, s. Coligny.

Bemerken, s. Beobachten.

Beminster, s. Beaminster.

BEMMEL, 1) Wilhelm von, Landschaftsmaler, geb. zu Utrecht 1630. Vorher mit manchen wissenschaftlichen Kentnissen ausgestattet, begab er sich in die Schule Sachtleven's, erlangte hier in Kurzem große Geschicklichkeit, und trat in seinem 17ten Jahre seine Reise nach Italien an, wo er sich eine große Anzahl Studien nach der Natur sammelte, und seinen Aufenthalt auf das Zweckmäßigste benutzte. Nachdem er sich auch in England und Teutschland umgesehen, trat er in die Dienste des Kurfürsten von Hessen-Kassel, wo er in Zeit von sechs Jahren seine Talente auf das herrlichste bekundete. Späterhin ließ er sich häuslich zu Nürnberg nieder, starb aber zu Wöhrd, wo er zuletzt wohnte, im Jahr 1706. Er gehört unter die vorzüglichsten Landschaftsmaler Nürnbergs. Überall sieht man den treuen Nachahmer der Natur in seinen Werken, sein Kolorit ist vortreflich, der Baumschlag leicht und charakteristisch. Jeden kleinlichen Vortrag vermied er, und wählte nur die Vollkommenheiten, worin sich ein guter Geschmack offenbart. Da er nicht selbst die Staffage verfertigte, so malte sein Sohn Georg einen Theil derselben.

2) Johann Georg, geb. zu Nürnberg 1669, ältester Sohn des Vorigen *), wurde von seinem Vater unterrichtet, studirte aber dabei die Werke des Philipp Lembke, und bildete sich dadurch zu einem treflichen Thiermaler. Als geschickter Landschafter konte er seine Thiere und Schlachtstücke um so vollkomner ausführen, und ungeachtet seiner schwachen Gesundheit, die ihm am Ende nur den Gebrauch von zwei Fingern übrig ließ, wußte er doch so vortrefliche Werke zu bilden, daß man überall seine Arbeiten suchte. Er starb 1723. Von seinen Kindern blieben ihm nur zwei Söhne übrig, Joel Paul, und Johann Noah.

3) Peter von, Bruder des Vorigen, geb. 1685, bezeigte in seinen frühern Jahren wenig Lust zur Malerei, aber durch das Bemühen seines Vaters und dessen zweckmäßigen Unterricht, wurde er in der Folge einer der geschicktesten Landschaftsmaler, und verstand vorzüglich Gewitter und Darstellungen des Winters zu malen. Übrigens hatte er die Eigenheit, überall Birkenbäume anzubringen, welche Liebhaberei auch seine Söhne annahmen, von denen nur zwei am Leben blieben, Christoph und Johann Christoph. Er starb 1764. Man hat von seiner Hand einige radirte Blätter.

4) Joel Paul, älterer Sohn von Johann Georg, ward zu Nürnberg 1713 geboren. Er verlor seinen Vater im 10ten Jahre, und genoß den Unterricht in der

---

*) *Mazzuchelli* Scritt. d'Ital. — Unter den einzelen Lebensbeschreibungen von *Beccadelli*, *C. Gualteruzzi*, *Th. Porcacchi* verdient vorzügliche Beachtung die von *G. la Casa* verfaßte, in *Battesii* vit. sel. p. 140 sqq. — Über die auf B. geschlagenen Münzen s. Museum Mazzuchell. T. 1. p. 257. Tab. 57. No. 1 — 4.

*) Vergl. Huber und Rost's Handbuch Th. 2. S. 53.

Kunst von Joh. Daniel Preisler und Martin Schuster, wobei er zugleich die hinterlaßnen Studien seines Vaters benutzte. Sein Eifer für die Kunst wurde jedoch auf einige Zeit unterbrochen, denn er ging in preußische Kriegsdienste, nahm aber schon im Jahr 1757 seinen Abschied wieder. Nun erwachte die Lust für die Landschafts- und Historienmalerei bei ihm aufs Neue, und da ihn in Königsberg ein preußischer General sehr begünstigte, den er sogar auf mehren Reisen begleitete, so fand er während seines dreijährigen Aufenthalts in Preußen die beste Unterstützung. Nach dieser Zeit war er Willens wieder nach Hause zu kehren, ließ sich aber in Frankfurt bereden, nochmals in Kriegsdienste zu treten, und seit der Zeit sind keine Nachrichten mehr von ihm vorhanden.

5) **Johann Noah**, Bruder des Vorigen, geb. 1716, wurde ebenfalls von Preisler und Schuster in den Anfangsgründen der Kunst unterrichtet, bildete sich aber unter Kupezki aus, und arbeitete vollkommen in der Manier dieses Meisters. Seine Darstellungen sind Schlachten, Jagden und Thierstücke, in denen der Styl seines Vaters bemerkbar ist. Er starb 1754. Auch ihm blieben von mehren Kindern nur zwei Söhne am Leben: Georg Christoph Gottlieb, und Bernhard Albrecht.

6) **Christoph**, geb. 1707, ältester Sohn von Peter, wurde von seinem Vater zu einem geschickten Landschaftsmaler gebildet. Er arbeitete mit Beifall zu Mannheim und Strasburg.

7) **Johann Christoph**. Zu Nürnberg geboren und von seinem Vater in der Landschaftsmalerei unterrichtet, brachte er es hierin so weit, daß seine Arbeiten allgemeinen Beifall erhielten. Er ließ sich in der Folge zu Bamberg nieder, starb 1778, und hinterließ aus der ersten Ehe zwei Söhne, Karl Sebastian, und Simon Joseph.

8) **Georg Christoph Gottlieb**, Sohn des Johann Noah, geb. zu Nürnberg 1738, wurde von seinem Vater und Georg Martin Preisler im Zeichnen unterrichtet. Seine Darstellungen sind Feldschlachten und Köpfe alter Personen, die ersten im Styl der Holländer ausgeführt, In beiden Fächern zeichnete er sich auf das Vortheilhafteste aus. Zwei Söhne von ihm waren Georg Christoph Gottlieb von Bemmel II., der im J. 1794 starb, und Burkhard Albrecht, geb. 1742. Dieser starb schon in seinem 13ten Jahr, und war geschickt im Zeichnen von Pferden, Kühen, Hunden u. a.

9) **Karl Sebastian**, Sohn von Johann Christoph, geb. zu Bamberg 1743, war zu seiner Zeit einer der geschicktesten Landschaftsmaler in Wasserfarben. Schon im siebenten Jahre begab er sich nach Nürnberg zu seinen Verwandten, und ließ sich in der Folge daselbst ganz nieder. Dem Eifer, womit er die Kunst betrieb, entsprach der Beifall, den er erhielt. Seine Arbeiten fanden überall große Aufnahme, und verbreiteten sich sogar nach England, Spanien und Rußland. Alles, was er darstellte, ist vortreflich gedacht und geschmackvoll ausgeführt; sein Pinsel ist leicht und gewandt, seine Lüfte und Perspektiven sind vortreflich, der Baumschlag charakteristisch, und die Bäume scheinen sich zu bewegen. Er starb 1796.

10) **Simon Joseph**, Bruder des Vorigen, zu Bamberg 1747 geboren. Unterrichtet von seinem Vater in der Landschaftsmalerei, reiste er nach Nürnberg, die Schweiz und Strasburg, und starb endlich zu Kloster Neuburg bei Wien im Jahr 1791. Seine Gemälde sind sehr selten. (*Weise.*)

BEMPFLINGEN, Pfarrdorf im Schwarzwaldkreis des Königr. Wirtemberg, O. Amts Urach mit 530 evang. Einw., merkwürdig durch einen im J. 1090 hier zwischen Werner von Gröningen und seinen Oheimen Kuno und Luitold von Achalm, den Stiftern von Zwiefalten, geschlossenen Vertrag, worin der Name Wirtemberg zum ersten Mal urkundlich vorkomt. Im J. 1448 kauft Graf Ludwig von Wirtemberg 3 Theile des Orts von Berchtold und Rudolf von Buwstetten, und 1464 Graf Eberhard vollends den Rest von dem Convent zu Güterstein bei Urach, das seinen Antheil von Salome von Lichtenstein erworben hatte. (*Memminger.*)

Ben, im Hebr. und Arab. Sohn; daher viele Zusammensetzungen, vgl. Beni.

BEN, der allgemeine Name für Berggipfel in Scotland, besonders im Grampiangebirge. Die vornehmsten dieser Berge, die aber nirgends ewigen Schnee tragen, ob er gleich unter dem kalten Klima einen großen Theil des Jahrs hindurch liegen bleibt, sind der Ben Nevis 4370, der Ben Lawers 4015, der Ben More 3905, der Ben Lomond 3262, der Ben Ledi 3009, der Ben Chonzie 2922, der Ben Ardlanich 3500, der Ben oder Beinberg 3725, der Ben Abourd 3940, der Ben Achally 1800, der Ben Avon 39.0, Ben Cairn in Kirkudbright 1200, Ben Chnoulhar 3000, Benclock, der höchste unter den Ochills 2420, Ben Ivenow 3000, Ben Macdulf 4300, Ben Reisipoli 2661, Ben Voirlich 3300, und Ben Wywis mit dem großen gleichn. Walde 3720 F. über dem Meere. Auch verschiedne Berge in Ireland tragen diesen Namen, wie der 1250 Fuß hohe Ben Yevanagh und der Ben Badrach, 1300 Fuß hoch, beide in Londonderry. (***Hassel.***)

Benacus lacus, s. Garda-See.

Benai, s. Binaji.

BENALHASSAR, Stadt in der ägyptischen Provinz Bahari auf dem rechten Ufer des Nils zwischen 2 Seen. An ihrer Stelle hat eine alte Stadt gestanden, die Pococke für Bubastum hält. (*Hassel.*)

BENARD (Laurent), französischer Benediktiner, welcher besonders in der Geschichte seines Ordens sich einen Namen erworben hat, aber auch als ascetischer Schriftsteller aufgetreten ist. Er wurde zu Nevers an der Loire 1573 von nicht unangesehenen Ältern geboren; that frühe sein Gelübde nach der Regel des heiligen Benedikt in der zur Abtei Clugny gehörigen Priorei St. Etienne in Nevers und studirte darauf zu Bourges und Paris, an welchem letztern Orte er auch Doktor der Sorbonne wurde. Als nachheriger Prior am Kollegium zu Clugny widmete er seine ganze Thätigkeit der Verbesserung seines Ordens, völlig gleichgiltig gegen höhere geistliche Stellen, deren er mehre ausschlug. Benard ist als der eigentliche Stifter der für die Verbesserung des Benediktinerordens sowol als für die Literatur so berühmt gewordenen Congregation des heiligen Maurus (Congrega-

tion de St. Maur)[1] zu betrachten, welche er, in Verbindung mit mehren andern Mitgliedern seines Ordens[2]), im August des J. 1618 stiftete, und aus welcher so viele große und besonders für die Aufhellung der Kirchengeschichte und Patristik, so wie des Alterthums und der Geschichte überhaupt, höchst verdiente Gelehrte hervorgegangen sind[3]). König Ludwig XIII. gab seine Einwilligung zu derselben und die Päpste Gregorius XV. und Urbanus VIII. bestätigten sie. Durch die Stiftung dieser Congregation ist Benard ein wahrer Wohlthäter für seinen Orden geworden und hat durch sie viel mehr gewirkt, als durch seine Schriften, welche sämtlich monastischen und ascetischen Inhalts sind[4]). Er starb am 20. April des Jahrs 1620, überlebte also den Anfang der neuen Congregation nur eine kurze Zeit; hatte aber noch die Freude, daß mehre Benediktiner-Abteien sich der Congregation von St. Maur anschlossen[5]). (*Mohnike.*)

BENARES, eine große Stadt und der Hauptort eines Distrikts in der britischen Prov. Allahabad in Hindostan. Sie liegt (Br. 25° 30′ L. 100° 35′) in einer Krümmung, die der ½ Meilen breite Ganges macht, ist der Sitz eines Provinzialappellationshofs, eines City- u. eines Zillah Courts, so wie mehrer britischer Finanz- u. Handelsbehörden, hat keine Mauern, und ist ganz offen, die Straßen krumm, schmuzig und so enge, daß kaum ein indischer Wagen mit Mühe sich hindurchbewegen kann; die Häuser sind theils von Stein, theils von Lehm, beide 4, 5, ja 6 Stockwerk hoch aufgeführt und dicht an einander gebauet. Auffallend ist die Vorrichtung der Terrassen statt der Dächer, die seltsame Verzierung, da um jedes Stockwerk Kränze von Schnitzwerk, zum Theil sehr zierlich gearbeitet laufen, und die kleinen Fenster, die freilich das Klima nothwendig macht. Valentia schätzt die Zahl der massiven Gebäude auf 12,000, die der Lehmhäuser auf 16,000, und die der Einw. ohne die Fremden und ohne die zum Hofstate der sich hier aufhaltenden indischen Prinzen auf 580,000, Hamilton aber auf 600,000, wovon die Moslemimen höchstens 60,000 Indiv. zählen, die Braminen aber nicht weniger als 8000 Häus. bewohnen sollen. Merkwürdig sind die von Aurengzeb erbauete große Moskee, welche auf einer Anhöhe liegt und über die ganze Stadt sich hervorhebt, die heilige Pagode der Hindus, Visvisor genant, wohin jährlich Hunderttausende von Pilgern strömen, um daselbst ihre Opfer zu bringen und im heiligen Strome sich zu reinigen; der Tempel der Mahadewah neben der großen Moskee; die vielen andern Moskeen und Pagoden, deren Zahl über 800 steigen soll; die vielen Hospitäler, worunter auch einige Thierspitäler, Waisenhäuser und andre Mildthätigkeitsanstalten; der Kai am Ganges, zu dem breite Stufen für die Pilger zur Abwaschung herabführen; die außerordentlich langen Baumalleen, der Palast des Scheit Singh in der Mitte der Stadt am Ufer des Ganges, von Sprossen der Familie des Großmoguls bewohnt. Die Einw. unterhalten Fabriken in Gold- u. Silberstoffen, in Shawls, in Taffetas, wovon allein 9000 Ballen jeder zu 200 Stück, in dieser Stadt gewebt werden, in Garats, in Gaze von Mogueseide und in andern baumwollnen und seidnen Zeuchen, in Indigo und Tabak, Zuckersiedereien, Arakbrennereien, Töpfereien und Handwerksgewerbe aller Art, auch ist der Handel mit Calcutta und dem westlichen Hindustan und Decan sehr ausgebreitet, besonders wird letzter durch die Messen im Februar und März, die von Kaufleuten aus allen Gegenden besucht werden, befördert, und Benares macht zugleich den Hauptmarkt für die Diamanten aus Bundelcund aus. Die Zahl der Kaufleute und Wechsler ist sehr groß, und unter denselben findet man die reichsten Banjanen und auch einige Armenier. Benares, in der Sanskrit Varanaschi, ist bei den Hindus so heilig, daß verschiedene Rajas ihre Wohnungen daselbst haben, worin ihre Abgeordnete, Wakils, sich aufhalten und die erfoderlichen Opfer und Waschungen für sie verrichten; sie ist zugleich der Sitz der hinduschen Gelehrsamkeit und Theologie; an ihrer berühmten Universität sind 300 Lehrer angestellt, sie besitzt eine Sternwarte, und gewöhnlich 5000 Studenten, aber Benares ist wie alle heilige Plätze zugleich wegen der wollüstigen Sinnlichkeit ausgezeichnet, worauf man hier ungemein raffinirt; die schönsten Dewedaschi und Heerden von Komödianten, Taschenspielern und Gauklern treiben sich in ihren Mauern mit Tausenden von nackten bigotten Fakirs und allen Arten von Saniassis, Pandarons und Schonis umher. Diese alte Stadt machte sonst mit dem um sie her belegenen Distrikte, der 558 Q. M. groß ist, gegenwärtig 3 Mill. Menschen faßt und an Jamma und Akbarry 4,562,707 Rup. abwirft, einen Distrikt des mongolischen Reichs aus, der mit der Provinz Oude verbun-

1) So genant von dem heiligen Maurus, einem Schüler des heiligen Benediktus. Schon früher hatte sich die Congregation von St. Vanne (nahe bei Verdun) gebildet. Aus dieser ist die Congregation von St. Maur eigentlich hervorgegangen. 2) Ihre Namen mögen hier genant werden. Sie hießen: Anselm Rolle, Colomban Regnier, Adrian Langlois, Maurus Tassin, Martin Tesnieres und Athanasius von Mongin. Martin Tesnieres wurde zum ersten Präsidenten der neuen Congregation erwählt (Tassin). 3) Aus vielen mögen hier nur d'Achery, Mabillon, Martene und Montfaucon genant werden. Man muß den Fleis und die Gelehrsamkeit dieser Männer bewundern. 4) De l'esprit des ordres religieux — — — specialement de l'esprit de l'ordre de St. Benoit. à Par. 1616. 8. — Paraeneses chretiennes etc. à Par. 1616. 2 Vol. 8. — Instructions monastiques sur la Règle de St. Benoit etc. à Par. 1616. 8. — L'Eloge Benedictin. à Par. 1618. 8. — Police regulière tirée de la Règle de St. Benoit. à Paris 1619. 8. 5) Unter St. Maur wird von dieser Congregation weitläuftiger gehandelt werden müssen. Benard's wird bei Jöcher nur ganz kurz nach seinen Hauptlebensumständen und Schriften gedacht; ganz übergangen wird er aber von Schröckh in der christl. Kirchengesch. seit der Reformation Th. 3. S. 478. u. s. w., wo die Stiftung der Congregation erzählt wird. M. s. über ihn die Bibliotheque historique et critique des Auteurs de la Congregation de S. Maur etc. Par *D* (*Dom*) *Filipe* (*Philippe*) *le Cerf de la Viéville.* A la Haye 1726 8 p. 16—18. und die Histoire literaire de la Congregation de Saint-Maur etc. (par *D. R. P. Tassin*) à Bruxelles 1770. 4. (teutsche Übersetzung, Ftf. u. Lpz. 1774. gr. 8. B. 1. S. 1. u. s. w.). Über den Werth der ascetischen Schriften Benard's spricht Lucas d'Achery in dem Indiculo Asceticorum, vulgo spiritualium, ab Asceta Benedictino Congregationia Sancti Mauri digesto. Ed. 2 (Paris. 1671.) p. 73. u. 74. citirt von Tassin. Die ultima suspiria *R. P. D. Laurentii Benard*, per *D.* (Domnum) *Athanasium de Mongin* suscepta et posteritati commendata (Tassin B. 2. S. 620. unter den Zusätzen) sind wol nicht gedruckt. Sicher sind sie nur eine Beschreibung von Benard's letzten Stunden.

den war; 1765 wurde derselbe unter Vermittelung der Briten dem Raja Butwaut Singh gegen einen jährlichen Tribut von 225,000 Rup. überlassen, aber 1775 sah sich der Nabob Assugaddowlah von Oude genöthigt, Stadt und Distrikt den Briten eigenthümlich abzutreten, welche hierauf den Raja Scheit Singh 1781 entsetzten, ihm eine Pension und eine Residenz zu Ramnagur verwilligten und das Land der Präsidentschaft Bengalen unterordneten (Valentia, Tennant, Minto und Routledge). (*Hassel.*)

BENATEK, heißen 7 Dörfer, 6 in Böhmen im Czaslauer, Kaurzimer, Königsgräzer, (2) Bunzlauer und Chrudimer Kreise; 1 in Mähren im Ollmützer Kreise. — Neu-Benatek (Nowy Benatka) ist eine Herrschaft und Schutzstadt in Böhmen, Bunzlauer Kr. an der Iser, 2 M. von Jungbunzlau, und von Prag, mit Dechantei und herrschaftl. Schloß. (*André.*)

BENAUN, die Hauptstadt des maurischen Königreichs Ludamar im westlichen Sudan (15° 5′ Br. u. 10° 24′ L.), besteht aus einer ganz unregelmäßigen Häusermasse, und ist nur darum merkwürdig, weil Mungo Park hier lange in einer harten Gefangenschaft gehalten ist. (*Hassel.*)

BENAVARRE, Villa und Hauptort des Corregimiento gleiches Namens, an der Gränze von Catalonien, der das Thal von Venasque und den größern Theil der vormaligen Grafschaft Ribagorza umfaßt, einst die Residenz der Grafen v. Ribagorza, mit 400 Häus., 1562 Einw., Pfarrkirche, Kloster, Hospital, 5 Armenhäusern, Collegium. (*Stein.*)

BENAVENTE, 1) Villa mit dem Titel einer Grafschaft in der span. Prov. Valladolid, Merindad de Polverosa (12° 0′ 47″ L. 41° 59′ 56″ Br.), auf einer Anhöhe, unweit des Flusses Orvijo, mit 2234 Einw., einem Palast der Familie Pimentela und 11 Stühlen, die 860 Varas seidne Binden liefern. — 2) Villa in der portug. Prov. Alentejo, Correiçao de Aviz, an der Sorraya, die von hier dem Tejo zufließt, mit 650 Häusern, 2136 Einwohnern, Pfarrkirche, Kloster, Hospital, Armenhaus, Flußhafen für Barken, die 30 Moyos Korn tragen. (*Stein.*)

BEN AYAS بن أياس, vollständig Mohammed ben Ahmed ben Ayas, ein geborner Circassier, aus einer unbekanten Zeit, der sich als Moslem zu der orthodoxen Sekte des Abu Hanifah hielt, und eine eben so lehrreiche als unterhaltende Kosmographie schrieb. Sie heißt „der Geruch der Blumen in den Wundern der Welt" نشق الازهار في عجايب الاقطار ein Werk, das besonders wichtig über Ägypten, seine Könige, Natur- und Kunstwerke ist, und dessen sich Pococke in seinem Specimen histor. Arabum bedient hat. Einige Stücke daraus s. in dem Tom. VIII. der Notices et Extraits des Manuscr. de la Bibl. du Roi, wo auch Hadji Chalifah über Ben Ayas angeführt wird. (*Rommel.*)

BENBECULA, ein Eiland, welches zu der Gruppe der Hebriden und zu der scotischen Shire Inverneß gehört. Es liegt unter 57° 25′ Br. zwischen den Inseln Nord- u. Süduist, und ist von ersterer durch einen 1½ M. breiten Kanal, von letzterer durch ein niedriges Wasser geschieden. Der Flächeninhalt beträgt nicht ganz 2 Q. M.; es ist 2⅕ M. lang, aber nicht völlig so breit, die Oberfläche niedrig, sandig und unfruchtbar, aber reich an Süßwasser, es gibt einige kleine und fischreiche Binnenseen. Aber das rauhe Klima und der schlechte Boden gewähren den wenigen Einw., die nach Süduist eingepfarrt sind, nur einen kümmerlichen Aufenthalt; kaum daß etwas Hafer gebaut und so vieles Futter gewonnen wird, als ihre kleinen Heerden brauchen. Ihren besten Gewinn ziehen sie aus dem Kelpbrennen und der Fischerei. Auf der Ostseite ist die Uistwacbai mit gutem Anlergrunde. Auch findet man verschiednes altes Bauwerk, und Anzeigen, daß das Eiland einst bessere Zeiten kante. (*Hassel.*)

Benbenaste, s. Rabbinen.

Benchesdorf, s. Benedek.

BENCIO (Hugo), von Siena, ein medizinischer Schriftsteller des 15. Jahrh., der auf den meisten italischen Universitäten Lehrstellen bekleidet, zu Padua die menschliche Anatomie praktisch geübt hat und zu Ferrara 1439 gestorben ist. Er hinterließ Consilia, Venet. 1518. fol., worin Rathschläge zur katholischen Kur der Krankheiten (nach den hervorstechenden Kardinalsäften eingerichtet) vorkommen. Seine Auslegungen über den Hippokrates, Galen und Avicenna sind voll scholastischer Spitzfindigkeiten. (*Sprengel.*)

BENCIVENNI, Bencivienni (Giuseppe), sonst Pelli genant, ein gelehrter florentinischer Edelmann, Direktor der Bildergalerie zu Florenz und großherzoglicher Sekretär. Er war in seinen Verhältnissen ein sehr geachteter Mann, galt für einen der ausgezeichnetsten Gelehrten von Toscana, und wurde auch im Auslande vortheilhaft bekant, vornehmlich durch La Vita di Dante. Ven. 1757. Vol. IV. 8. und Saggio istorico della real galeria di Firenze. Fir. 1778. Vol. II. 8. (welchem zufolge die Galerie damals, außer 1194 Bildnissen, noch 1100 andere Gemälde enthielt). Einen Auszug aus dieser Beschreibung findet man in Jagemann's Magazin der ital. Literat. Bd. 8. S. 1—67. Unter Bencivenni's übrigen Schriften befinden sich Todtengespräche (Nuovi dialoghi de' morti), Biographien (Gli elogj degli uomini illustri Toscani), und seine letzte Schrift gab er unter dem Titel: L'epoche di storia fiorentina, fino al 1292 heraus. Er starb den 31. Jul. 1808, beinahe 78 J. alt, unverheirathet *). — Einer der ältesten Schriftsteller in italischer Sprache war Zuchero Bencivenni, der um 1310 als Notar zu Florenz lebte.

Seine Schriften bestehen in Übersetzungen ins Italiänische, die sich aber nur handschriftlich verbreiteten **). (*Baur.*)

BENCOOLEN, Benkulen, die Hauptniederlassung der Briten auf Sumatra, die vormals eine eigne Präsidentschaft ausmachte, gegenwärtig aber unter die Präsidentschaft von Bengalen gesetzt ist; sie kostet der ostindischen Gesellschaft bei weitem mehr als sie einbringt, und 1810 wurden die Ausgaben auf 77,005, die Einkünfte auf 13,755, das Eigenthum der Gesellschaft aber auf 318,184 Pfd. Sterl. angeschlagen. Was die Briten von

*) Morgenblatt Jahrg. 1808. No. 266. **) *Mazzuchelli* Scritt. d'Ital. und Adelung's Zusätze zum Jöcher.

Sumatra holen, besteht vorzüglich in Pfeffer, jährlich 20,000 Cntr., und in Goldkörnern, wogegen sie Opium, baumwollne u. wollne Waren, Stahl- u. Eisenwaren und Korn einführen. Die Briten, die seit 1685 sich auf Sumatra niedergelassen haben, besitzen auf der Südostküste dieser Insel den Distrikt Tappanooly, der im W. an das Königreich Aschem, im O. an die Sundastraße stößt und sich im Binnenlande bis an die zweite der Bergreihen erstreckt, die diese Insel theilen. Hier besitzt die ostindische Gesellschaft das sehr feste Fort Marlborough (Br. 3° 50′ L. 119° 37′), wo ihr Resident den Sitz hat und beständig eine starke Garnison von einigen Kompagnien bengalischer Seesoldaten und 1 Kompagnie Artilleristen, so wie einem regulirten Corps von Eingebornen unterhalten wird. Dicht bei demselben erstreckt sich die Stadt Bencoolen am Meere hin, die ziemlich gut gebaut ist, einen guten Hafen besitzt und eine Bevölkerung von 10,000 Menschen hat, die aus einem Gemische von Sumatraern aller Stämme, Javanesen, Bengalesen, Schinesen und Europäern, worunter auch viele Teutsche, besteht: die Schinesen, gegen 1000 an der Zahl, bewohnen den sogenanten schinesischen Bazar, eine eigne Abtheilung der Stadt. Alles nährt sich vom Handel nach dem Innern von Sumatra und die östl. Inseln. Außer Bencoolen haben die Briten noch Forts und Komtoire zu Nattal und Tappanooly, zu Lave, Padang und Manna, wo Residenten wohnen, das Land selbst aber ist unter viele kleine eingeborne Häuptlinge oder Panjarans vertheilt, die Tribut geben und ihre Pfefferernte abliefern müssen. Jeder Sumatraer, der das gehörige Alter hat, muß zu diesem Zwecke 500 Pfeffersträuche kultiviren; die Agenten der Kompagnie zahlen ihm bei deren Ablieferung für den Cntr. 6 Guld. Conv. oder 3 Dollars. Die Sumatraer, die den Distrikt Tappanooly bewohnen, sind sämtlich von dem Stamme Rejang, die zu den Malaien gehören: Lampuhns und Batties wohnen auf den Gebirgen, die an den Distrikt stoßen. Das Land ist äußerst fruchtbar und wird von mehren kleinen Flüssen bewässert; außer Pfeffer bringt es alle Gewürze Indiens hervor, selbst Muskatennüsse und Nelken gedeihen hier, ob man gleich ihren Anbau vernachlässigt, auch hat es den größten Überfluß an Vieh, das Meer an Fischen, die Gebirge an Metall, Kohlen u. Holz, aber die Verwaltung der Gesellschaft ist nicht geeignet, um die köstlichen Erzeugnisse dieses Landstrichs besser zu benutzen. Sie will blos Pfeffer daraus ziehen, und zugleich eine Menge ihrer bengalischen und europäischen Produkte vortheilhaft absetzen. (*Hassel.*)

BEN COWSE, eine befestigte Ortschaft im nördl. Theile des Stats von Algier. Sie hat einen Erdwall, der durch eine Besatzung und 3 Kanonen vertheidigt wird. Hier hat im Alterthume eine beträchtliche Stadt gestanden, deren Trümmern von den Einw. zu ihren Grabmälern verwendet worden; man sieht noch Mauerwerk, Cisternen, Säulen u. s. w. (*Hassel.*)

Benczin, s. **Bentschen**.

BEND (بند), ein persisches Wort, dasselbe mit dem teutschen Band, wird in ganz Vorderasien und in der europäischen Türkei in der doppelten Bedeutung eines Passes und eines Dammes gebraucht, weil beide gleichsam ein Band sind, wodurch Berg und Thal zusammengezogen und geschlossen werden. In der Bedeutung eines Passes wird demselben gewöhnlich das Wort der (Thor oder Thür) vorgesetzt, z. B. Derbend d. i. Thorpaß, was die türkische Aussprache gewöhnlich in Dewrend verändert. In der zweiten Bedeutung, wird dieses Wort gewöhnlich von den großen Dämmen verstanden, welche von einem Hügel zum andern gezogen, den obern Theil eines Thales so ganz sperren, und den Lauf des dort entspringenden Wassers so ganz hemmen, daß eine See, als großes Wasserbehältniß entsteht, um daraus das ganze Jahr hindurch die umliegende Gegend mit Wasser zu versehen. Solcher Bende sind mehre in der Gegend um Konstantinopel, worunter die im Walde von Belgrad und Borgas die merkwürdigsten. In der Provinz Fars führt gegenwärtig der Fluß Araxes den Namen Bend Emir, d. i. der Fürstendamm, wegen der vom Fürsten der Seldschugiden Asadoddewlet daran angelegten Wasserbauten. (*v. Hammer.*)

BENDA. Eine Reihe trefflicher teutscher (eigentlich böhmischer) Tonkünstler führt diesen Namen. Franz, Johann, Georg, Joseph, waren in der Folge, wie sie hier genant sind, Söhne eines Leinwebers (Hans Georg), in dem böhmischen Dorfe Altbenatka, der, wie in Böhmen auch in diesem Stande gewöhnlich, sehr musikalisch war und mehre Instrumente, besonders Hoboe und Schalmei, spielte. 1) Franz, geb. 1709, zeigte schon in seinem 7. Jahre viele Anlage und Lust zum Gesang, und kam 1718 als Chorsänger an die St. Nikolauskirche in Prag. Von da entwich er heimlich, weil ihn die Geistlichen der Kirche nicht freilassen wollten, und ging nach Dresden, wo er unter die Kapellknaben des katholischen Hofgottesdienstes aufgenommen wurde. Als er, nach einer, gegen den Willen seiner Vorgesetzten, gemachten Reise in seine Heimath, seine Stimme verloren hatte, ging er mit seiner Violine unter eine Bande herumziehender Musikanten, die auf dem Lande zu Tanze spielten. Unter diesen war ein blinder Jude, Namens Löbel, dessen außerordentliche Kraft und Fertigkeit ihm zum aufmunternden Vorbilde diente. Des herumziehenden Lebens müde, ging er nach Prag zurück, wo er den Unterricht bei den damals geachteten Geiger Konyczeck eifrig benutzte. Darauf machte er, ungefähr in seinem 18. Jahre, eine Kunstreise nach Wien, die seiner Kunstbildung sehr vortheilhaft war. Hier fand er Gelegenheit, den großen Violinspieler Franciscello zu benutzen. Nach 2 Jahren ging er nach Warschau, wo ihn der Starost Szaniawsky zum Direktor seiner Kapelle machte; darauf kam er in die kön. polnische Kapelle. Von da wurde er auf Empfehlung Quanz's im J. 1732 in die Kapelle des Prinzen von Preußen, der als Friedrich II. 1740 den Thron bestieg, nach Rupin berufen. Hier bildete er sich zum vollkomnen Virtuosen auf seinem Instrumente, vorzüglich im Vortrage des Adagio, aus, und nahm bei dem Konzertmeister Graun und dessen Bruder, so wie bei Quanz in Harmonie und Komposition Unterricht. Im J. 1771 trat er an die Stelle des erstern als Konzertmeister, und accompagnirte den König häufig bei dessen Übungen auf der Flöte. Er strebte in seinem Vortrage vorzüglich nach einem edeln Gesang, den er

durch seinen vollen, reinen und außerordentlich angenehmen Ton im hohen Grade hervorzubringen wußte. Dabei stand er an Kraft und Fertigkeit keinem seiner Zeitgenossen nach. Er starb d. 7. März 1786 an Entkräftung zu Potsdam. Er hat nur Instrumentalstücke componirt. Seine zwei Töchter, die Gattinnen der Kapellmeister Reichard und Wolff, hatte er selbst zu guten Sängerinnen gebildet. Seine beiden Söhne waren seine wackern Schüler auf der Violine. Der älteste, Friedrich Wilhelm Heinrich, 1745 geb., zeichnete sich noch mehr als Klavierspieler und Componist aus; seine Kantate Pygmalion und seine Oper Orpheus &c. sind vergessen. Der jüngste, Karl Hermann Ulrich, geb. 1748, kam seinem Vater als Violinspieler noch näher. Beide waren in der Kapelle des großen Friedrich. II) Der zweite Bruder, Johann, ist weniger berühmt geworden. Franz brachte ihn aus Dresden ebenfalls in die kön. Kapelle nach Berlin; aber er starb daselbst schon 1752. Noch jetzt berühmt und genant aber ist III) Georg Benda, der liebliche und verständige Componist. Er war geb. 1721 zu Altbenatka. Friedrich d. Gr. nahm ihn 1742 als Violinist in seine Kapelle, aber er verließ diese Stelle, als er nach Stölzels Tode, im J. 1748, den Ruf als herzogl. Gothaischer Kapellmeister erhielt. Durch Unterstützung des Herzogs Friedrich III., der ein großer Musikfreund war, machte er 1760 eine Reise nach Italien, wo damals auch der berühmte Hasse und Schweizer war, die er in Venedig kennen lernte. Diese günstige Reise und der Umgang mit Hasse gaben seinem Talente einen höhern Schwung. Die Opern Ciro riconosciuto, die er nach seiner Zurückkunft 1766 schrieb, und das ital. Intermezzo il buon marito verschaften ihm viel Beifall und den Titel und Rang eines Kapelldirektors. Ein glückliches Zusammentreffen von Umständen entschied die Richtung seines Talents. Bisher hatte er besonders als Kirchencomponist für den Gottesdienst in der Hofkirche zu Gotha geschrieben. Dieser hörte mit dem Tode des Herzogs Friedrich III. 1772 auf; aber bald darauf kam die Seilersche Gesellschaft nach dem Brande des Schlosses in Weimar nach Gotha, um hier ihre Vorstellungen zu geben. Dies, und der Umgang mit Schweizer, welcher Musikdirektor dieser Gesellschaft war, bewog ihn, sich aufs neue der theatralischen Composition zu widmen. Und dies geschah mit dem ausgezeichnetsten Glück. Sein Duodram Ariadne legte den Grundstein zu seiner Berühmtheit. Die äußre Veranlassung zur Erfindung dieser Gattung der theatral. Composition, war das ausgezeichnete mimische und deklamatorische Talent der Schauspielerin Brandes, welches er mit mehren seiner Zeitgenossen bewunderte. Da dieselbe nicht Sängerin war, so kam er auf den Einfall, die Wirkungen ihres Talents mit den Wirkungen der Musik in einer dramatischen Darstellung zu verbinden. Dieser Einfall wurde unter Gotters und Engels Berathung, welcher letztre eben in Gotha war, mit ungemeinem Beifall ausgeführt. Der Schauspieler Brandes machte den Text dazu. Vorher war in gleicher Gattung Rousseau's Pygmalion erschienen. Aber es ist gewiß, daß Benda bis zur Aufführung seiner Ariadne (1774) dieses Melodram nicht gekant hat, und er bleibt somit Erfinder dieser, in mancher Hinsicht tadelhaften Gattung der theatralischen Musik, für Teutschland (s. Melodram). Die Wahrheit, Originalität und Anmuth, mit welcher Benda in diesem Melodram die Affekten der Furcht, des Schreckens, so wie der Freude in ihren verschiednen Abstufungen und Übergängen durch kleine, den Dialog unterbrechende Orchestersätze geschildert, und die Mimik des Schauspielers begleitet hatte, trugen seinen Namen durch ganz Europa. Der Klavierauszug dieses Duodrams erschien erst 1778, die Partitur mit teutschem und französischem Texte 1781, für ein kleines Orchester ohne Blasinstrumente 1785; und ein neuer Klavierauszug nach der verbesserten Partitur 1782. Er schrieb darauf seine Medea nach dem von Gotter bearbeiteten Text, welche gleichen Beifall erhielt, und ebenfalls auf allen damaligen Bühnen in Teutschland, so wie nicht minder in Italien und Frankreich mit übersetztem Texte gegeben wurde. Der Klavierauszug erschien ebenfalls 1778. Die übrigen theatralischen Arbeiten, die er schrieb, sind: die Operette der Dorfjahrmarkt (Klavierauszug 1776), Walder (Klavierauszug 1777), Romeo und Julie (Klavierauszug 1778), der Holzhauer (Klavierauszug 1778), das Monodram Pygmalion (Kl. 1780), das tartarische Gesetz (Arien und Duette daraus für Klavier 1787), Lucas und Bärtchen (Klavierauszug 1786), das Findelkind (Klavierauszug 1787), Orpheus (Klavierauszug 1787). Die letztern schrieb er, nachdem er schon seine Stelle in Gotha aufgegeben hatte. Dies geschah nämlich gegen das J. 1778. Benda war von sehr wunderlicher und veränderlicher Gemüthsart, wahrscheinlich bestimte ihn auch Eifersucht gegen Schweizer dazu, der mit ihm um den Beifall seiner Zeitgenossen wetteiferte; kurz er verlangte hartnäckig, und ungeachtet der Vorstellungen des Hofes und seiner Freunde seinen Abschied, und trat eine Reise durch Teutschland an. Bald aber kehrte er von seinen Streifereien wieder zurück, und lebte nun eingezogen von einer kleinen Pension, die er am Hofe suchte und erhielt. Nachher ward er nach Paris zur Aufführung seiner Ariadne gerufen. Der Erfolg derselben war getheilt, doch wurde Benda sehr anständig behandelt und für seine Reisekosten entschädigt. Er zog sich hierauf in die ländliche Einsamkeit des Dorfes Georgenthal 3 Stunden von Gotha zurück. Auch diesen Aufenthalt vertauschte er wieder mit Ronneburg im J. 1785, und zog endlich nach Köstritz, wo er ganz eingezogen und ohne musikalische Beschäftigung lebte und im J. 1795 starb. Benda's Compositionsart war neu, eigenthümlich. Sie beweißt den verständigen, des wahren Ausdrucks und der reinen Harmonie kundigen Meister. Seine Kompositionen übertrafen an süßer Melodie und bedeutsamen Rhythmen, die Werke der meisten seiner Zeitgenossen. Diese Mittel wendete er jedoch nicht blos zur Malerei der Naturgegenstände, einer vorherrschenden Liebhaberei seiner Zeit gemäß, an, wo ihm sein Text dazu Veranlassung gab, sondern er schilderte damit die innersten Regungen des Gemüths mit unnachahmlicher Treue. Sein eigenthümliches Gebiet war das Cantabile, das gefühlvolle Adagio und das affektvolle Recitativ, und dies ist die Sphäre, in der er auch am meisten gewirkt hat. Auch waren seine Instrumentalstücke, Symphonien, Konzerte und Sonaten fürs Klavier, ferner seine Kirchenstücke und Kantaten zu seiner Zeit sehr beliebt. Übrigens erzählen die Legenden berühmter Musikheiligen von seiner Ori-

ginalität manche interessante Anekdote. Sein Sohn Friedrich Ludwig, geb. zu Gotha 1746, war Orchesterdirektor bei dem Seilerschen Theater 1771, dann bei dem Theater in Hamburg seit 1782, und heirathete eine berühmte Sängerin, Dem. Rietz, mit welcher er reiste und sich nachher in die Dienste des Herzogs von Meklenburg begab. Er hat eine Oper: der Barbier von Sevilien und drei Violinkonzerte geschrieben, die auch vergessen sind. Er starb noch vor seinem Vater 1787. IV) Der jüngste Bruder, Joseph, ward nach dem Tode des ältesten, dessen Schüler auf der Violine er war, Konzertmeister des Königs von Preußen. Er hatte einen Sohn, Ernst Friedrich, geb. zu Berlin 1747, der auch in die königl. Kapelle kam, und Mitstifter des Liebhaberkonzerts in Berlin 1770 war; aber schon in seinem 31. J. starb. (*A. Wendt.*)

BENDA, war nach Ptolemäus (VII. 1.) ein Fluß im diesseitigen Indien, im Lande Ariaka und hieß aufwärts Nanaguna. Der alte Geograph leitet ihn aus Mangel genauerer Kunde aus den nördlichen Theilen der Halbinsel gen Westen ins Meer ab, weshalb auch die Erklärer ihn sogar für den Paddar hielten. Allein Mannert (Alt. Geo. V. p. 186. seq.) hat sehr gründlich gezeigt, daß die falsche angenommene Richtung der Flüsse Goaris, Benda und Nanaguna gen Westen daraus entstanden sey, daß dem alten Geographen die vorliegende Kette des Gates-Gebirges nicht bekant war und unter dem ersten der Godavery, unter dem Benda der Bihma, oder Behma, der größte unter den Nebenflüssen des Krisna, und unter Nanaguna entweder der Krisna selbst oder ein südlicher Zweig desselben verstanden werden müsse. (*Kanngiesser.*)

BENDANY, großer ungrischer Mkfl. in der bätscher Gesp. in N.-U., im Kr. diesseit der Donau, mit 6025 kath., 5 reform., 87 jüdische Einw., die sich vom Feldbau und Fruchthandel nähren. (*Rumy.*)

BENDEMIR (Bend Emir, Bindimir), ein reißender, durch seine Überschwemmung schädlicher Fluß in der persischen Provinz Farsistan, der sich, nachdem er bei Schiras vorbeigeflossen in den Landsee Bakteghiam ergießt. (*H.*)

BENDER (Johann Balsius. Freiherr von), östreichischer Feldmarschall, wurde 1713 zu Gengenbach in Schwaben von bürgerlichen Ältern geboren und schwang sich durch eignes Verdienst empor. Er trat 1733 in das östreichische Heer, machte 2 Feldzüge unter dem Prinzen Eugen, diente 1737 gegen die Türken und focht gegen Preußen in den beiden ersten schlesischen, so wie im 7jährigen Kriege, unter andern in dem Treffen bei Prag am Moysberge, bei Breslau und Torgau. Oft zeichnete er sich durch Tapferkeit aus und mehrmals empfing er Wunden. Erst nach dem Kriege erlangte er die höhern militärischen Würden, wurde 1769 Generalmajor und Kommandant zu Philippsburg, 1775 General-Feldmarschalllieutenant und Kommandant zu Ollmütz, 1785 General-Feldzeugmeister und Kommandant von Luxemburg. In diesem Posten leistete er bei der Empörung der Niederlande im J. 1789 sehr wichtige Dienste, indem er die ihm anvertraute Stadt und Provinz unter schwierigen Umständen im kaiserlichen Gehorsam erhielt. Der hochbejahrte, den achtzigen nahe Feldherr zeigte dabei große Thätigkeit und Diensteifer, übernahm auch, wegen der Uneinigkeit der andern östreichischen Generale, auf eine Zeit lang den Oberbefehl des Heeres. Er wurde durch die Feldmarschallswürde belohnt; früher schon war er, auf Veranlassung seiner Vermälung mit einer Gräfin Luise von Isenburg-Philippseich in den Reichsfreiherrnstand erhoben worden. An den Feldzügen gegen Frankreich seit 1792 konte er, Schwachheits wegen, keinen Antheil nehmen, doch wurde ihm noch im hohen Alter eine Gelegenheit, seine kriegerischen Verdienste zu vermehren, als die Franzosen nach dem Rückzuge des Prinzen von Coburg aus den Niederlanden 1794, die Festung Luxemburg einschlossen. Er that sein Äußerstes, den wichtigen Platz zu erhalten, mußte ihn aber dennoch, wegen gänzlichen Mangels an Lebensmitteln nach achtmonatlicher Einschließung am 7. Juni 1795 übergeben. Von Luxemburg ging er nach Wien, wurde zum kommandirenden General in Böhmen ernant und starb zu Prag am 20. Nov. 1798, 85 J. alt. Er war einer der ausgezeichnetsten und treuesten Diener des Hauses Östreich, und wurde vom Soldaten, wie vom Bürger geliebt und geschätzt. (*Rese.*)

BENDER [von Bend, s. oben] (Teckine, Tigino), starke und wichtige Festung im russischen Bessarabien (46° 50′ 32″ Br. und 47° 16′ L.) am Dnestr, mondförmig gegen das Ufer hin gebaut, mit einem Brückenkopfe, welcher die Überfahrt deckt. Die auf einer Anhöhe liegende Citadelle, mit dem Pulverthurm, Arsenal und den Magazinen, ist seit 1792 von dem türkischen Ingenieur Kaufert neu aufgeführt, auch sind, seit der Einäscherung dieser Stadt durch die Russen (1771) türkischerseits die Festungswerke näher aneinander gerückt worden. Die Stadt hat 7 Thore, 11 Moskeen — welche mit ihren hohen Minareten einen schönen Anblick gewähren — 1 armenische Kirche, in 13 engen und dunkeln Straßen über 500 Häuser — worunter die frühere Pascha's-Wohnung mit ihren Gärten bemerkenswerth — und zählt, die beiden ganz verödeteten Vorstädte eingerechnet, welche jetzt nach einem neuen Plane am Glacis wieder aufgebaut werden — 10,000 Einwohner: Moldauer, Russen, Armenier, Juden und Zigeuner. Diese sind theils Gerber und Schmiede, theils Feldbauer und Fischer, doch ärmlich ihr Zustand. — Zweimal wurde Bender den Türken von den russischen Eroberern zurück gegeben; im Frieden von Kainardgy (1774) und Jassy (1792); — durch den Bucharester Frieden (1812) aber zu Rußland geschlagen *). (*v. Wichmann.*)

BENDER. Unter den persischen Orten dieses Namens zeichnen wir aus: 1) Bender Abassi, Stadt in der Provinz Luristan, der Insel Ormus gegen über, an der Meerenge von Ormus, von Schah Abbas benant, der die Stadt im J. 1614 den Portugiesen entriß. Vorher hieß sie Gomron. Ehemals war die Stadt, die eine sichere Rhede, aber nicht die gesundeste Lage hat, als Niederlage indischer und persischer Waren berühmt, und hatte holländische und englische Comptoirs; in neuern Zeiten hat aber der Handel sehr abgenommen. Die Ein-

---

*) *Campenhausen*, Schiu Otetsch. 1816. No. 36.

wohner, gewöhnlich zu 20,000 angegeben, sind einem großen Theile nach indische Kaufleute. 2) Bender Kong (Congo) in Farsistan am persischen Meerbusen, mit Hafen, hat nur einige tausend Einwohner, meistens Araber. Die Stadt treibt Handel mit Perlen. 3) Bender Rigk ebenfalls am persischen Meerbusen an der Mündung des Chanoglaar unter der Herrschaft eines arabischen Scheichs, ist stark befestigt. (*H.*)

Bender Tor, in Arabien, s. **Tor.**

BENDEREGLI (بندر ارکلی), gewöhnl. **Bend-Erekli** geschrieben, bei den Alten **Heraclea Ponti** im natolischen Sandschak Boli nördlich von der gleichnamigen Hauptstadt am Ufer des Meeres in einer gebirgigen Gegend; nördlich von der Stadt liegt der Wallfahrtsort von Hadschibaba, westlich der Distrikt Samakoo mit ungefähr 20 Dörfern und westlich der von Dureck. (**Dschihannüma** S. 653.) (*v. Hammer.*)

BENDIDEIA [1]), ein Fest zu Ehren der Göttin Bendis, welches, ursprünglich den Thrakern eigen, später auch von den Athenern gefeiert wurde, die zur Aufnahme fremder Gottheiten und Feste sehr geneigt waren [2]). Die Einführung des Festes in Athen fällt in spätere Zeiten, und zwar in die 83. Olympiade [3]). Es wurde am 19. Thargelion [4]) im Peiräeus [5]) gefeiert, wo der Göttin ein Tempel, Bendideion, geweiht war, der nicht fern von dem der Artemis Munychia lag [6]). Die Feierlichkeit selbst bestand in einem doppelten Aufzuge, dem einen von Athenern, dem andern von Thrakern gehalten [7]), woran sich gemeinschaftliches Gebet, Opfer und Speisung des Volkes anschloß [8]). Den Beschluß machte ein Wettrennen zu Pferde mit Fackeln gegen Abend und eine Nachtfeier [9]). (*Wellauer.*)

BENDIS, der thrakische Name der Artemis [1]). Auf diesen Namen wurden alle die Bedeutungen übergetragen, welche bei den Hellenen Artemis hatte. So war Bendis zugleich Hekate [2]), und Selene [3]), und die große Mutter der Götter [4]). Ihr zu Ehren wurde zu Athen das Fest der Bendideien (s. **Bendideia**) gefeiert, und sie hatte daselbst einen Tempel, wie in Thrakien [5]). Die thrakischen und päonischen Frauen brachten ihr die Erstlingsfrüchte in Garben dar [6]). (*Wellauer.*)

BENDLEBEN, ein im vormaligen thüringischen Sachsen gelegenes mit einem schönen, der von Ückermannschen Familie gehörigen altschriftsässigen Rittergute versehenes Dorf, das durch den neuen preußisch-schwarzburgischen Stats-Vertrag v. 15. Jun. 1816 von Preußen an Schwarzburg abgetreten worden. (*v. Hellbach.*)

BENDORF, Mrktfl. in dem preuß. Regirungsbezirk und Kreis Koblenz, am Einfluß der Sayn in den Rhein mit 200 Häus. und 1520 Einwohnern, Lutheranern und Katholiken, mit wichtigen Eisengruben und 2 Stahlhütten in der Nähe. Auch liefert die Gegend Bimstein. (*H.*)

---

1) *Meurs.* Graecia feriata p. 739. s. in *Gronov.* Thes. Antiq. T. VII. *Corsin.* Fast. Att. II. p. 311. s. 2) *Strab.* X, 18. T. IV, p. 197. Siebenk. 3) In Plat. Polit. S. 327. erzählt Sokrates, er sey in den Peiräeus gegangen, um die Feier der Bendideien anzusehen, welche damals zum ersten Male begangen worden sey. Aus den übrigen Umständen, welche im Verlaufe des Gespräches erwähnt werden, schließt Corsini S. 312, daß dies in der 82. oder 83. Olymp. geschehen sey. Wir können dreist die 83. Olymp. annehmen, denn nach der 80. Olymp. müssen die B. eingeführt seyn, da im zweiten Jahre derselben nach Plutarchos (Leben d. zehn Redner Th. 12. S. 230. Hutten; vgl. Taylor Leben d. Lysias in Reisk. griechischen Redn. Th. 6. S. 103.) Lysias geboren wurde, den Sokrates (S. 328.) schon im Hause des Kephalos antrift, und wol nicht mehr als Kind, weil er ihn sonst nicht erwähnt haben würde, und da überdem S. 368 die Schlacht bei Megara genant wird, welche kaum eine andre seyn kann, als die von Thukyd. I. 105. erwähnte, welche Ol. 80, 4. verfiel; sie müssen aber vor der 84. Ol. eingeführt seyn, denn in dem ersten Jahre derselben lebte nach Plutarchos a. a. O. Kephalos nicht mehr (daß er in diesem Jahre gestorben sey, schließt Corsini mit Unrecht), den Sokrates S. 328. zwar sehr alt und schwach, aber noch lebend antrift. 4) Proklos z. Timäos S. 27. Ruhnk. Schol. z. Plat. S. 143. Dies bestätigt die bald zu nennende Inschrift, in welcher sie an das Ende des Jahres gestellt sind, und die Bestimmung der Jahreszeit bei Plat. Polit. S. 350. 5) Plat. S. 327. Prokl. a. a. O. Origenes geg. Cels. VI, 4. Dahin gehörte es, als ein Fest, woran Fremde Theil nahmen. 6) Xenoph. Hellen. II, 4, 11. 7) Plat. S. 327. 8) Über das Opfer gibt uns besonders Nachricht eine Fourmontsche Inschrift bei Böckh Statsh. VIII. Taf. II. Es geht daraus zugleich hervor, daß dieses Opfer keineswegs zu den unbedeutenden gehörte. Das Dermatikon betrug für jenes Jahr 457 Drachmen, mehr als bei mehren anderen eben da erwähnten Festen. Auf die Speisung, welche eben daraus schon hervorgeht, scheint auch Plat. Polit. S. 354. anzuspielen. 9) Plato S. 328. Simpliz. z. Aristot. Phys. 5. Das Wettrennen mit Fackeln hat Meursius S. 740. fälschlich nach Proklos nicht mehr auf die Bendideien, sondern auf die kleinen Panathenäen bezogen, die nach seiner Meinung an dem darauf folgenden Tage gefeiert wurden, ein Irthum, den er mit den Ruhnk. Scholien S. 143. gemein hat, und den auch Ast z. Plat. Polit. S. 321. nachspricht. Diese Panathenäen wurden bekantlich am 14. Hekatombäon gefeiert. S. Corsini II. S. 358. f.

1) Hesych. in *Βενδίς*. Timäos S. 62. Ruhnk. Schol. z. Lukian. Zeus Tragöd. S. 132. — Paläphatos K. 32. nent sie Bendria. 2) Hesych. in *Ἀδμήτου κόρη*. 3) Hesych. in *Δίλογχον*. Prokl. z. Plat. Polit. S. 353. 4) Hesych. in *Κυβήκη*. Phot. und Hesych. in *Μεγάλη θεός*. 5) *Βενδίδειον*, Bendidium. Lukian, Ikaromenipp. S. 205. Liv. 38, 41. 6) *Herodot.* 4, 33.

Ende des achten Theils.

Weitere Berichtigungen zu den bisherigen Bänden der Encyclopädie.

(Mit Vorbehalt näherer und ausführlicher Mittheilungen, auch verspäteter Artikel, für einen Nachtrag.)

Band III.

Alemannen, Seite 7 Sp. 1. Z. 11 Alemandsches Gesetz l. Alemannisches Gesetz. Z. 15 begriffen l. begreifen. Z. 12 v. u. von Valentino an l. von Valentinian. Sp. 2 Z. 8. v. o. Holderich l. Hilderich. Z. 32 v. o. Matrian l. Makrian. Z. 15 v. u. Bayum l. Baiern. S. 8. Sp. 1. Z. 5. v. o. ihren l. ihrem. Z. 6 der Alemannen l. den Alemannen. Z. 10 würden l. wurden. Z. 11 kühn l. ger. Z. 22 Alemanden l. Almanden. Z. 19 v. u. Soolen l. Saalen. Z. 9. Meit l. Mark. Sp. 2 Z. 10. womit l. so weit.

Band IV.

Anomalie, S. 192. Sp. 2. Z. 36 st. $\frac{2}{3}\sqrt{2}.T.\sqrt{1+\mu}$ l. $\frac{2}{3}\sqrt{2}.F.\sqrt{1+\mu}$. Z. 37 ist der Faktor $\sqrt{1+\frac{1}{3.5.4.7.10}}$ aus dem Nenner in den Zähler zu versetzen. Letzte Z. st. 2,0398710687 l. 2,0398722930.

Band VI.

Assisen, S. 120 Sp. 2 Z. 1—3 sind die durch einen fremden Zusatz dem Verf. untergeschobenen Worte: „dieß — — Institut" zu streichen.

Attika, S. 216 Sp. 1 Z. 16 Noten Kephis l. Kephiß. S. 217 Sp. 1 Z. 13 Text Enneakuros l. Enneakrunos. Z. 14 Penops l. Panops. Sp. 2 Z. 39 herauf l. hinauf. S. 218 Sp. 1 Z. 15 16 letzten — wurden l. letzte — wurde. Sp. 2 Z. 45 *ἄροτον Βουζύγιον* l. *ἄροτος Βουζύγιος*. S. 219. Sp. 2 Z. 3 v. u. nennt l. nenne. S. 220 Sp. 2 Z. 7 Noten gefunden über den l. gefunden, über die. S. 222 Sp. 2 Z. 40 41 Text dies — dies l. das — das. S. 223 Sp. 1 Z. 20 kürzern Mauern l. kürzere Mauer. Sp. 2 Z. 5 u. 9 Thymötedá l. Thymötadá. S. 224 Sp. 2 Z. 20 Drynos l. Drymos. Z. 3 v. u. welches ungewiß war, l. welches, ungewiß wann. Z. 1 v. u. N. Photions l. Photios. Z. 42 *Πυθίαι* l. *Πύθιαι*. S. 225 Sp. 1 Z. 2 v. u. T. davon l. davon war. Sp. 2 Z. 20 Menido l. Menidi. Sp. 2 Z. 12 N. *Πεῤῥίδαις* l. *Πεῤῥίδαι*. S. 226 Sp. 1 Z. 21 T. Pelakes l. Pelekes. Z. 38 streiche: in einer Furth. 3. v. u. N. Agna l. Agra. Sp. 2 Z. 14 T. *ὠρεοκόμοι* l. *ὀρεοκόμοι*. Z. 3 v. u. Knopia l. Kropia. Z. 2 v. u. N. poenis l. ponis. S. 227 Sp. 2 Z. 43 Mirrhinus l. Myrrhinus. Z. 5 v. u. Manchen l. Manche. Z. 3 v. u. Phegá l. Phegáa. S. 228 Sp. 1 Z. 12 Titheas l. Tithras. Z. 22 Köte l. Köln. Z. 26 Oeon, Kerameikon l. Oeon Kerameikon. Z. 27 Pelekas l. Pelekes. Z. 7 N. Shreibert l. Schreibart. S. 229 Sp. 1 Z. 22 bei. Oliv l. bei Oliv. Sp. 2 N. *Πάνος* l. *Πανὸς*. S. 230 Sp. 2 Z. 22 es l. er. Z. 43 der Inschrift l. den Inschriften. S. 231 Sp. 1 Z. 38 Apseudos, l. Apseudes. Sp. 2 Z. 1 Säulenhalle l. Säulenhallen. S. 232 S. 1 Z. 4 v. u. *τευχίζειν* l. *τειχίζειν*. Z. 3 *δήμοι* l. *δήμου*. Z. 2 v. u. N. *πύλπ πυλῶν* l. *πύλη, πυλὼν*. Sp. 2 Z. 16 T. *οἰου. Σεβ.* l. *υἱου Σεβ.* S. 233 Sp. 1 Z. 3 N. *ἐι* l. *ἐν*. S. 234 Sp. 1 Z. 7 T. *εἰς* l. *εἰσ*. Sp. 2 Z. 3 N. Schriften l. Inschriften. S. 235 Sp. 1 Z. 4 N. Kallirrhoe Enneacrunos schreibe Callirrhoë Enneacrunos. Sp. 2 Z. 3 v. u. T. es l. ihn. S. 236 S. 1 Z. 15 Pökils l. die Pökile. S. 237 Sp. 1 Z. 36 in der Mitte der Stadt oder eines l. zwischen der Stadt und einem. Z. 6 N. Note 7 ist zu streichen. S. 238 Sp. 1 Z. 8. N. *ἱστῶτες* l. *ἑστῶτες*. Z. 10 N. *τρόποσιν* l. *τρί-ποσιν*. S. 239 Sp. 1 v. u. T. unterl. l. unten lieg. S. 240 Sp. 2 Z. 9 von l. vor. Z. 2 mit l. nach.

Auerstädt, S. 287 Sp. 21 Z. 2 v. u. l. Davoust st. darauf. S. 288 Sp. 1 Z. 17 l. nah st. noch. Z. 31 l. jener st. jenen. Sp. 2 Z. 28 l. auch st. auf. S. 289 Sp. 1 Z. 26 l. nur st. nun.

Auflösung (in der Musik), S. 312 Sp. 1 Z. 5 st. Intervallen l. Intervalle. Z. 18 st. Harmonie fremden l. harmoniefremden. S. 314 Sp. 1 unter das Beispiel 29 ist zu setzen: Jos. Haydn. S. 316 Sp. 1 in der Anm. st. Ausweichungen, l. Auflösungen. S. 317 Sp. 1 Z. 12 u. 13 st. das l. als.

August II. K. v. Polen. S. 379 Z. 13 v. u. im Texte st. 1618 l. 1718.

Auslassung, S. 447 Sp. 2 Beisp. 4 soll heißen

4) u. s. w.

Austerlitz, S. 461 Sp. 2 Z. 8 v. u. ist st. nur zu lesen: nun, u. S. 463 Sp. 2 Z. 12 nur st. nun.

Ausweichung, S. 469 Sp. 1 letzte Z. st. zu heißen l. zuhause. S. 472 Sp. 1 Beisp. 13 sollte im 2. Takte der Baß also heißen Sp. 2 oben sollte die untere Zeile im 2. Takt also seyn:



Aveiro, S. 494 Z. 19 v. u. st. 1700 l. 1706. S. 495 Z. 21 st. 13. Sept. l. 13. Decbr.

Band VII.

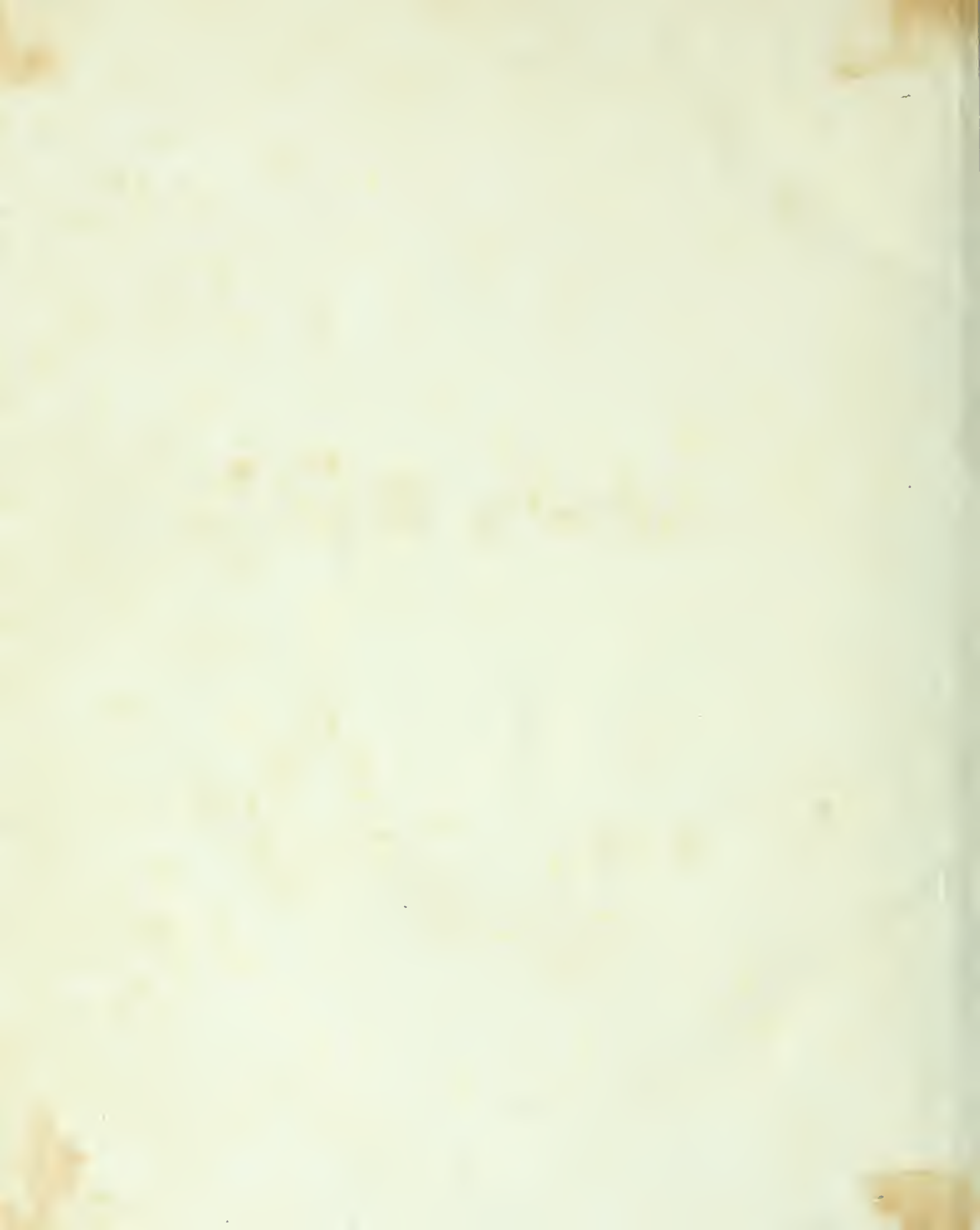
Baku, S. 208 Z. 6 v. u. im Texte: Bakonia l. Bakovia. Z. 5 v. u. sind die Worte: „wo sich — findet" in die Note zu dem Citate von Ritter's Erdkunde zu setzen.

Band VIII.

Beitöne, S. 381 Sp. 1 Z. 21—22 sind die Worte: „theils — theils' wegzustreichen.







AE Ersch, Johann Samuel
27 Allgemeine Encyclopä-
E7 die der Wissenschaften
Sect.1 und Künste
Bd.8

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY


UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 14 03 16 06 010 1